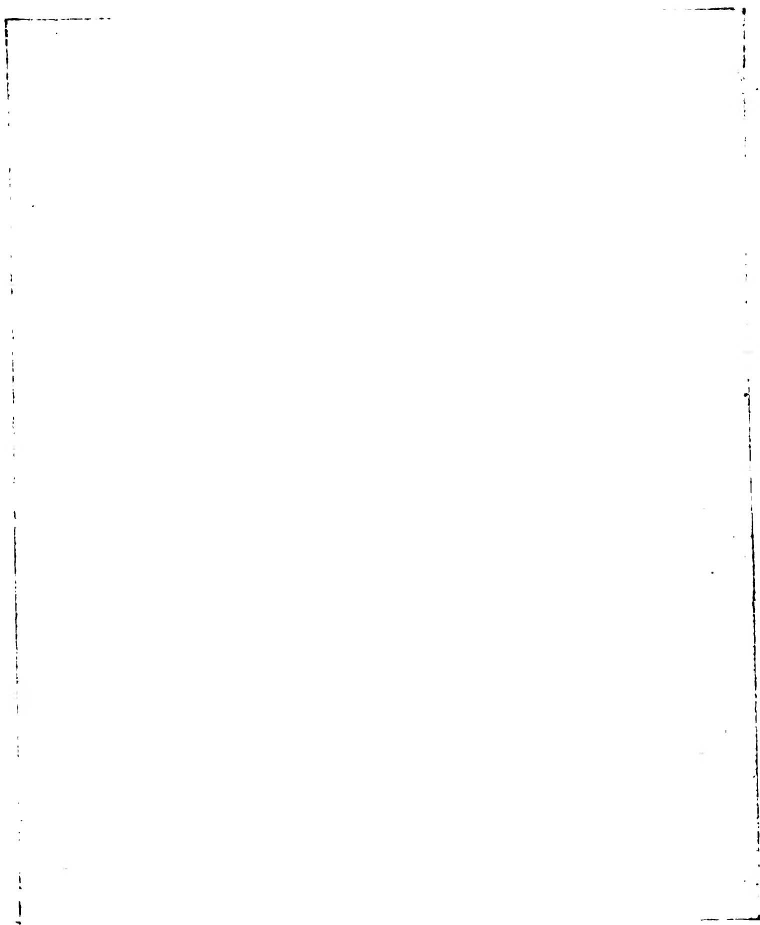
THE ASTOR LIBRARY
NY

THE ASTOR LIBRARY
NY

THE ASTOR LIBRARY
NY



Alexander von Humboldt.

Nach einem Bildniss von Rudolf Lehmann (London).

Biographische Blätter.

Jahrbuch

für

lebensgeschichtliche Kunst und Forschung.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Michael Bernays, F. von Bezold, Alois Brandl, Aug. Fournier, Ludw. Geiger, Karl Glossy, Eug. Guglia, Sigm. Günther, Ottokar Lorenz, Karl von Lützow, Jacob Minor, Friedr. Ratzel, Erich Schmidt, Anton E. Schönbach u. A.

herausgegeben

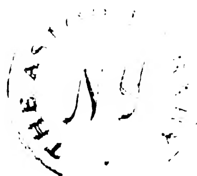
von

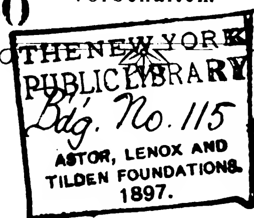
Anton Bettelheim.

Erster Band.

Mit vier Bildnissen.

BERLIN.
ERNST HOFMANN & Co.
1895.




THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
Bdg. No. 115 (1897)
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1897.

Inhalt.

I. Zur Theorie und Entwicklungsgeschichte der Biographie.

II. Charakteristiken und Kritiken.

III. Biographische Aufsätze.

IV. Selbstbekenntnisse und Denkwürdigkeiten.

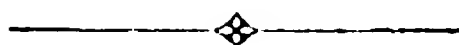
V. Urkunden und Briefe.

VI. Anzeigen.

IX. Miscellen.

Namen-Verzeichniss.

(In liegender Schrift erscheinen die Namen der Verfasser.)



Ranke's Verhältniss zur Biographie.

Von

ALFRED DOVE.

Erstreckt man den Namen Biographie in lässlicher Ausdehnung auf alles, was zur historischen Kunde des Einzellebens irgend beigetragen wird: wo fände sich dann ein reicherer biographischer Schatz, als in den Werken Ranke's? Ebendort aber erkennt man, neben vielfacher Abstufung im Zusammenwirken biographischer und historischer Thätigkeit, auch deutlich den tiefgreifenden Unterschied, der zwischen reiner, nur ihrer eigenen Bestimmung geweihter Lebensbeschreibung und jeglicher Art von geschichtlich angewandter Biographie besteht.

Was Ranke selbst, immerhin mit einseitiger Betonung, gelegentlich ausspricht: „die Mannigfaltigkeit der Geschichte beruht in dem Hereinziehen der biographischen Momente" — das gilt unbedingt wenigstens von seiner eigenen Weise, Geschichte aufzufassen und zu schreiben. Unablässig beschäftigt sich sein Geist mit dem Allgemeinen, aber es entspringt ihm niemals aus leblos abgezogenen Begriffen; er gewinnt es aus der klaren Anschauung des menschlichen Gesammtlebens selbst, worin ja zugleich das persönliche Dasein, soweit es in äusserer Wirklichkeit fassbar erscheint, enthalten ist. Gleich die erste Ahnung seines dauernden Berufs, die in dem Vierundzwanzigjährigen aufblitzt, enthüllt den Charakter seiner ganzen Historiographie: eine Universalität, die sich möglichst unmittelbar aus individuellen Elementen zusammensetzt. Im Zusammenhang der grossen Geschichte will er Gott erkennen, die Mär der Weltgeschichte auffinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwicklungen unseres Geschlechts, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen sei — wie aber gedenkt er dahin zu gelangen? Er möchte schwelgen in dem Reichthum aller Jahrhunderte, all die Helden sehen von Aug' zu Aug', mitleben noch einmal, und gedrängter, lebendiger fast; alle Thaten und Leiden dieses unendlich vielseitigen Geschöpfes, das wir selber sind, wünscht er in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt zu begreifen und festzuhalten. In solchem Sinne hat er dann sein erstes Buch verfasst, die Geschichten

der romanischen und germanischen Völker. Eine universalhistorische Idee, die der geschichtlichen Einheit dieser Nationen, legt er ihm zugrunde und führt sie einleuchtend durch. Allein die Schilderung überrascht uns ausserdem durch das lebhafte Zusammenspiel einer grossen Menge von Figuren, die zwar kurz angebunden in Wort und That, jedoch immer eigenartig auftreten. Auf manchen Leser mag dies Schauspiel geradezu verwirrend wirken; man glaubt in ein Vivarium hineinzusehen, in welchem es hundertfach durcheinander wimmelt. Die biographischen Momente entbehren noch der übersichtlichen Entfaltung; aber wer solch einen Lebensbehälter anzulegen versteht, sollte der nicht am Ende noch zum eigentlichen Biographen werden?

Eine Zeitlang schritt der junge Ranke wirklich in dieser Richtung fort. Die erstaunliche Empfänglichkeit, die ihn besonders auszeichnet, äussert sich auch in einer gewissen Anpassung seiner Kunst an die Form seiner Quellen. Mit Recht ist von jenem Erstlingswerke gesagt worden, er habe darin, während er die Geschichtschreibung der Renaissancezeit wissenschaftlich aus dem Felde schlug, an naivem Reiz der Darstellung mit ihr gewetteifert. Wieviel bedeutsamer noch traf ihn gleich darauf die Berührung mit den Gesandtschaftsrelationen der Venetianer! Es sind, wie man weiss, Generalberichte der heimgekehrten Ambassadoren über die Summe der auf ihrem diplomatischen Posten gemachten Wahrnehmungen. Ausser statistischen Angaben und politischen Betrachtungen erscheinen darin auch psychologisch feine Personalbeschreibungen der fremden Fürsten und Staatsmänner, bestimmt zu weiteren Anschlägen für die Rechenkunst der klugen Geschäftsleute von San Marco. Auf solche Relationen gründete nun Ranke seine „Fürsten und Völker von Südeuropa“, deren erster Theil Osmanen und spanische Monarchie behandelt. Schon der Titel des Werks verräth eine halbe Wendung zu isolirter Betrachtung der historischen Einzelgestalten. Und so finden wir in der That neben erörternden Abschnitten über Verfassung, Verwaltung, Wirthschaft und öffentliche Zustände eine Reihe von eigens umrahmten Charaktergemälden der Sultane und Wesire, Könige und Minister, unter denen die Bildnisse der drei ersten spanischen Habsburger als Kabinetstücke berühmt geworden sind. In die volle Farbengebung der Schule von Venedig bringt die höhere historische Auffassung eine stilvolle Zeichnung hinein. Jeder Biograph kann von diesen geistreichen Studien lernen; den selbständigen Zweck persönlicher Lebensgeschichte verfolgen sie gleichwohl nicht. Als geschichtliche Skizzen nach dem persönlichen Leben sollen sie vielmehr im Verein mit den Ausführungen über die Lage der Provinzen, Stände, Finanzen u. s. f. eine Sammlung von Ansichten des historisch Merkwürdigen in beiden Reichen bilden. Ab und zu begegnen dabei wohl auch weitergreifende biographische Reflexionen, wie z. B. angesichts der unerwarteten individuellen Entwicklung Sultan Murads III. Eine Ausnahme macht dagegen einzig die „Digression über Don Johann von Österreich“;

allen Ernstes ein Schritt vom Wege der Historie in den Bereich der echten, unabhängigen Biographie. So kurz diese Abschweifung ist, so leicht umrissen das Lebensbild erscheint: hier empfängt man wirklich den Eindruck einer zentralen Versenkung des Autors in die verborgene Einheit des Subjekts, zu deren Darstellung er die Mittel aus der Erfahrung der eigenen Seele schöpft. Hier allein weht jenes innige biographische Mitgefühl, das der Historiker als solcher, indem er uns die Menschen als Erscheinungen der Aussenwelt anschaulich gegenüberstellt, seinen Gestalten zu widmen, seinen Lesern für sie einzuflössen nicht in der Lage ist. Eben hier aber offenbart sich Ranke zugleich als geborener Historiker, der er ist und bleibt; denn was hat ihn eigentlich dazu vermocht, von seiner geschichtlich objektiven Gewohnheit doch einmal abzuweichen? Nicht der Sieger von Lepanto erweckte seine rein menschliche Sympathie, sondern der ergreifende Umschwung und Niedergang in Don Juans Schicksal: das historisch verfehlte Leben stimmt ihn unwillkürlich biographisch. „So aber ist diese Welt", ruft er am Schlusse wehmüthig aus; „sie reizt den Menschen, alle seine Fähigkeiten zu entfalten, sie treibt in ihm alle Hoffnungen auf. Dann mässigt er sich nicht: seine Kräfte fühlend, jagt er den stolzesten Kampfpreisen der Ehre oder des Besitzes nach. Sie aber gewährt ihm nicht: sie schliesst ihm ihre Schranke zu und lässt ihn untergehen!"

Äusserlich hat sich Ranke von dem Vorbilde venetianischer Berichterstattung über Personen und Zustände alsbald wieder losgesagt; was er ihm innerlich verdankte, die Technik in sich geschlossener Charakteristik, bildete er seitdem durch beständige Übung im Dienste seiner Geschichtschreibung aufs vollkommenste aus. In die erzählende Form historischer Darstellung verwebt er nunmehr die biographischen Momente in entwickelter Gestalt. Die „serbische Revolution", in der sich vor unseren Augen ein halb barbarisches Volk auf noch wenig individualisirter Höhe bewegt, bot dazu geringe Gelegenheit; doch wird niemand, wenn er die paar Seiten über Kara Georg gelesen hat, die Physiognomie dieses Nationalhelden, der den Vater, um ihn zu retten, erschiesst, so leicht vergessen. Ganz anders steht es um die „römischen Päpste", mit denen „Fürsten und Völker" zum herrlichsten Abschluss gelangten. Wie mancher deutsche Historiker hätte nicht statt der Päpste lieber das Papstthum genannt und in der That beschrieben! Bei Ranke fehlt es nicht etwa an universalhistorischem Schwung, im Gegentheil: zu fast verwegenem Fluge reisst er uns über die weite Erde hin. Dazwischen aber blicken wir ausruhend bis in die Kleinigkeiten einer mehr oder minder apostolischen Hagestolzenwirthschaft hinein. Denn bei ihm löst auf der Felsspitze Petri ein Mensch leibhaftig den anderen ab; im Reiz kontrastirenden Wechsels gefällt sich ein immer sich selbst gleiches plastisches Vermögen. Schon beim Beginn seiner Vorstudien war der Autor selber von dem Anblick dieser „merkwürdigsten Galerie von Charakteren" betroffen. Aber ebenso frühzeitig wirft er die Bemerkung hin: „es

sind einige erhabene Naturen unter ihnen; doch in ihrem Thun und Treiben sind sie nicht frei, sondern von der Lage, in der sie sich befinden, völlig bestimmt, von dem Beispiel der Früheren, das sie nicht verlassen dürfen, abhängig“. Eine Ansicht, die dann im Buche selbst zuweilen kräftig vorgetragen wird. „Ein Mann“, heisst es von Paul III., „voll von Talent und Geist, durchdringender Klugheit, an höchster Stelle! Aber wie unbedeutend erscheint auch ein mächtiger Sterblicher der Weltgeschichte gegenüber! In all seinem Dichten und Trachten ist er von der Spanne Zeit, die er übersieht, von ihren momentanen Bestrebungen, die sich ihm als die ewigen aufdrängen, umfangen und beherrscht; dann fesseln ihn noch besonders die persönlichen Verhältnisse an seine Stelle, geben ihm vollauf zu thun, erfüllen seine Tage zuweilen, es mag sein, mit Genugthuung, öfter mit Missbehagen und Schmerz, reiben ihn auf. Indessen er umkommt, vollziehen sich die ewigen Weltgeschicke.“ Bei derartigen sententiösen Betrachtungen ist vieles eigentlich individuell gemeint; anderes bezieht sich wenigstens direkt auf den besonderen Standort des römischen Stuhls unterm festen Gewölbe tausendjähriger Überlieferung. Trotzdem erhellt daraus zur Genüge, warum ein Ranke niemals den Antrieb empfand, die wirkliche Biographie, nicht bloss eines Papstes, sondern überhaupt eines ähnlich in die grossen geschichtlichen Verhältnisse eingreifenden Menschen zu unternehmen. „Wie unbedeutend erscheint auch ein mächtiger Sterblicher der Weltgeschichte gegenüber!“ Dieser Satz gilt ihm schon damals ganz allgemein, und wir dürfen wohl gleich hier die Folgerungen daraus in seinem Sinne ziehen. Verliert sich im öffentlichen Leben selbst das gewaltigste individuelle Dasein, so dienen also die biographischen Momente nur vorübergehend, zur Speisung sozusagen, dem historischen Gesammtverlauf. Dem Geschichtschreiber liegt daher ob, seine Figuren biographisch einzuführen, das Zustandekommen des Einzelcharakters unterm Einfluss von Zeit und Welt in der Entwicklungsperiode des Privatlebens darzuthun; die fertige Individualität überlässt er dem Strom der Geschichte, wo sie, wie lebhaft sie auch ringen mag, verglichen mit der ungeheuren Übermacht des Allgemeinen, dennoch mehr und mehr verschwindet. Man erkennt den vollkommenen Gegensatz zur echt biographischen Lehre Carlyle's vom Heroenkultus. Für Ranke wird gerade der Held am entschiedensten historisch zu behandeln sein, weil der sich am tiefsten einlässt auf die objektive Welt. Unzählige male hat er ihn später dargestellt, mit königlicher Geberde zwar, aber doch nur eben als ersten Diener der thatsächlich herrschenden „allgemeinen Interessen“. Biographie ist für Ranke Geschichte der Subjektivität, hervorstechende Subjektivität im öffentlichen Leben Eigensinn. Höchst bezeichnend enthalten deshalb auch seine Päpste eine ungemein anziehende biographische „Digression“ — über wen? Über Königin Christine von Schweden!

Vollständig reimt sich damit, dass er gleichzeitig an einer Lebens-

beschreibung des Don Carlos gearbeitet hat. Was ihn dazu bewog, war keineswegs Vorliebe für den zumtheil, wie er selbst gesteht, doch allzu „pathologischen“ Stoff. Man darf nicht vergessen, dass er vor allen Dingen Forscher war; und so kam es ihm nur darauf an, das gangbare falsche Bild, auf neues Material gestützt, durch ein richtiges zu ersetzen. Sofort gab er eine kritische Abhandlung heraus, in welcher er den Wandel der Auffassung in der bisherigen Tradition aus den hereinspielenden politischen Gegensätzen begreiflich macht und sodann die wichtigsten Streitfragen scharfsinnig erörtert. Ein klassisches Muster für die Vorbereitung zur Biographie, die ja wissenschaftlich keine andere Methode kennt, als die übrige Geschichte. Die Darstellung selbst behielt er damals unvollendet im Pult, weil sie hie und da noch weiterer urkundlicher Aufklärung bedurfte. Erst nach Jahrzehnten ist sie, ergänzt und zugleich entstellt, in seinen „historisch-biographischen Studien“ ans Licht getreten: ursprüngliche und spätere Partien lassen sich jedoch noch überall mit Sicherheit unterscheiden. Der alte Eingang enthält das halb verhüllte Geständniss, dass diese Ranke'sche, tragisch sentimentale Art von Biographie, die Beschreibung des verfehlten Lebens, des verkehrten Eigenwillens — unter Umständen geradezu die Geschichte des schlechten Subjekts — doch höchstens ein Nebenschössling der litterarischen Gattung sei. „Wie ein edler Mensch sich entwickelt“, so hebt er an, „wie der Keim des eingeborenen Antriebes sich zu einer grossartigen Thätigkeit ausbildet; wie der Geist von schüchternen Anfängen aus immer sicherer wird, bis er die Welt ungetäuscht in ihrer rechten Gestalt anschaut; wie endlich die Seele, das Eine ergreifend, dem Anderen entsagend, zu Harmonie und Schönheit gedeiht — dies zu betrachten, ist gewiss ein erhebendes Geschäft und zugleich einer der grössten Genüsse. Ein solches Schauspiel wird uns hier nicht dargeboten. Das Leben des Principe Don Carlos zeigt keinerlei Vollbringen, sondern nur Wollen, wenn wir es so nennen dürfen, und Begehren; es verschafft sich keinerlei selbständigen Einfluss auf die Welt; es ist, sich in sich selbst verzehrend, aufgegangen. Und lehrreich ist auch, wahrzunehmen, wie die rechte Entwicklung nicht vor sich geht; wie die Thätigkeit hintertrieben, der Geist von Wahn befangen wird.“ Lehrreich? Man staunt, einen Ranke auf dem fahlen Pferde didaktischer Geschichtschreibung zu ertappen; immer besser jedoch, als wenn er für einen Carlos biographisches Mitgefühl erheuchelt hätte! Vierzig Jahr später besann er sich auf eine würdigere Entschuldigung. Denn greisenhaft im Tone fährt die gedruckte Bearbeitung fort: „Dies psychologische Moment ist nun aber bei Don Carlos mit einem anderen von grossem historischen Interesse verbunden. An den Principe Don Carlos knüpften sich die Schicksale der spanischen Monarchie; die allgemeinen Konflikte, welche die Welt bewegten, berührten den Kern seines Daseins; seine Entwicklung hätte welthistorisch werden müssen, wäre sie eine glückliche gewesen.“ Es war die Zeit, wo sich Ranke — wir kommen darauf zurück — in seiner histo-

rischen Gesinnung bis nahe zu antibiographischer Stimmung verhärtet hatte; niemals aber ist er so weit gegangen wie hier, auch dem verfehlten geschichtlichen Beruf statt des rein biographischen Interesses lieber ein positiv historisches anzudichten — Geschichte war ihm doch sonst allemal das Reich der Wirklichkeit. Die Darstellung selbst nun ist in den unveränderten Theilen von echt biographischem Wurf; von den Ehen der Ahnen ausgehend, endet sie mit der Todtenklage. Mitteninne jedoch tauchen geschichtliche Übersichten störend auf; darunter eine „Digression über die kirchliche Politik Philipps II.“ — der historische Einschub als Abschweifung charakterisirt: ein Zugeständniss an die ursprüngliche Tendenz der Arbeit.

Die folgenden Hauptwerke Ranke's über deutsche, preussische, französische und englische Geschichte lassen sich für unseren Zweck zu gemeinsamer Erwägung zusammenfassen; denn das Verhältniss zwischen historischen und biographischen Bestandtheilen ist in ihnen im ganzen das gleiche, und zwar gegen früher abermals etwas modifizirt. Die Päpste überragten in einsamer Höhe einen unermesslichen Horizont; in dem engeren Umkreise von Nation oder Staat erscheint kein ähnlich grosser Gegensatz: Frankreich und sein Ludwig XIV., Friedrich der Grosse und sein Preussen lassen sich niemals ganz, mitunter garnicht von einander scheiden. Ranke flicht deshalb in diesen Büchern die individuellen Motive noch unlöslicher in das Gewebe des geschichtlichen Ganzen ein und verringert so wiederum ihren selbständigen biographischen Eindruck. Die Komposition ist strenger, Abschweifungen kommen nirgend vor; selbst die erste Einführung der Figuren geht geräuschloser von statten. Was fordert so stark zu biographischer Behandlung heraus, wie der religiöse Genius, der doch mehr als jeder andere die Aussenwelt durch die Kraft seiner Innerlichkeit bewegt? Erst mit den Evangelien ist Lebensgeschichte zu einer tiefen Strömung in der allgemeinen Litteratur geworden. Ranke sagt fast entschuldigend: „Es ist nothwendig, dass wir einen Augenblick bei den Jugendjahren Luthers stehen bleiben“. Noch in den Päpsten war er der Entwicklung Loyola's ohne alle Umstände nachgegangen. Alsdann wird er freilich dem öffentlichen Bezeigen des Reformators völlig gerecht; so, wie er ihn gezeichnet, haben wir ihn insgesammt in der Wormser Abendstunde vor Augen. Noch auf sein Ende wirft er einen kurzen biographischen Scheideblick; allerdings vornehmlich, um die geschichtliche Lücke zu ermessen, die durch seinen Tod gerissen ward — durch sie hin nimmt das allgemeine Schicksal seinen Lauf. Biographie klingt in Sehnsucht aus; Historie kehrt vom Grabe gefasst und rüstig in die Welt zurück. „Ein grosses Leben, einzig in der Geschichte, war geendet“, ruft Ranke Friedrich dem Grossen nach; dann führt er uns ans Paradebett und vergisst der Thränen der Veteranen so wenig, wie Carlyle. Allein Carlyle fügt hinzu: „Ich erkläre ihn mir als den letzten der Könige, bis jetzt — wann der nächste kommen wird, ist eine sehr lange Frage“. Ranke macht uns alsbald mit den begründeten

Forderungen einer über die fridericianischen Formen fortschreitenden Zeit bekannt. „Ein Mann weniger war in der Welt“, heisst es bei ihm nach dem Ausgang Heinrichs IV., „der Mann, der den bürgerlichen Kriegen der Franzosen ein Ende gemacht, die auseinander strebenden elementaren Kräfte ihres Reiches zusammengefasst und, frei von dem Wahn und der Gewaltsamkeit seiner letzten Vorfahren, der höchsten Macht ein Dasein gegeben hatte, welches auf dem einfachsten Grunde, dem Rechte der Geburt, beruhend alle grossen Interessen der Nation in sich aufnahm — dieser Mann war plötzlich aus ihrer Mitte verschwunden. Musste man nicht fürchten, dass der ganze Bau des Staates, den er aufgerichtet hatte, mit ihm zusammenstürzen würde?“ Schon der nächste Satz beruhigt den Leser damit, dass gerade die französische Nation sich durch Geistesgegenwart über die Momente der schwersten Verwirrung hinwegzuhelfen pflege. Jeder Mensch ist unersetzlich, klagt die Biographie; unentbehrlich keiner, tröstet die Historie.

Man könnte fragen, ob es für den historischen Standpunkt dann überhaupt noch Menschengrösse gebe; mit solchem Zweifel würden wir indessen Ranke gröblich missverstehen. In der Geschichte ruhen die Todten früh von ihrer Arbeit, aber sie lassen ihre Werke der Folgewelt zurück. Es ist wahr: heroische Zeiten, in denen Einzelne für lange Jahrhunderte Unwandelbares schufen — „diese Zeiten“, sagt Ranke, „wenn sie jemals waren, sind längst vorüber“. Noch eben hat er von Richelieu bezeugt: „es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte“. Wir wenden das Blatt und vernehmen, dass bereits „in den letzten Lebensmonaten dieses Mannes alles eine starke Reaktion voraussehen liess“. Allein getrost! Das jüngere Geschlecht vermag von der Hinterlassenschaft des älteren doch allezeit nur das Beschränkte, Zufällige hinwegzuräumen. Die wesentliche Leistung bedeutender Menschen, eben das, wodurch sie „die allgemeinen Interessen, in deren Mitte sie erschienen sind, gefördert haben“, lebt unsterblich in der Nachwelt fort; dadurch bleiben sie unvergesslich, wie Elisabeth, darum heissen sie, wie König Alfred, mit Recht die Grossen. Ein rein ethischer Massstab wird bei solcher historisch individuellen Schätzung natürlich nicht angelegt. „Der Historie kann es nicht allein darauf ankommen, nur immer nachzuweisen, wie weit die grossen Persönlichkeiten die Ideale, die dem menschlichen Leben vorschweben, erreicht haben, oder davon entfernt geblieben sind. Fast noch mehr liegt ihr daran, ob ihre ursprüngliche Kraft den Elementen, die sich ihr entgegensetzten, gewachsen war, oder nicht, sich von ihnen besiegen liess, oder nicht“. Einem Ludwig XI. „fehlte es an höheren sittlichen Eigenschaften“, aber „ohne alle eigene, persönliche Grösse hat er ein Königreich gross gemacht“. Der Biograph darf seine eindringende Theilnahme der Seele des vollendeten Schurken schwerlich weihen; Macaulay's Essay über Barère wird verzeihlich allein durch die kritische Absicht, eine

thörichte Rettung schlagend zu widerlegen. Der Historiker muss seine Sonne scheinen lassen über Gute und Böse: Cesare Borgia, „der Virtuos des Verbrechens“, und „das Ideal von Güte und innerem Adel“, das in Pius VII. lebte, finden bei ihm den gleichen Raum, sich auszuwirken. Allerdings soll der Geschichtschreiber die wahre Natur des einen wie des anderen dem Leser nicht verhehlen; und bekanntlich zeiht man Ranke's ethisches Urtheil oft genug, nicht sowohl parteiischer Unbilligkeit im einzelnen, als im ganzen übertriebener Milde. Pessimisten könnten ihren Unwillen darüber wohl mit der Erwägung beschwichtigen, dass dem kritischen Quellenforscher, wenn er die Menschen verständiger und besser findet, als ihren Ruf, die nämlichen Menschen als Verleumder und Leichtgläubige um genau so viel alberner und schlechter vorkommen müssen, als zuvor — der mittlere Unwerth der Menschheit bleibt derselbe. Allein woher stammt doch im Grunde die unleugbar weitgehende Gutmüthigkeit der Ranke'schen Historie? Sie ist die Verallgemeinerung einer biographischen Tugend. Man hat den Glückwunsch bisweilen ironisch ausgelegt, den Mommsen einst dem Neunziger zum Geburtstag darbrachte: „Wie man den besten Porträtmalern nachrühmt, dass sie die Menschen der Wahrheit gemäss darstellen und doch liebenswürdig erscheinen lassen, so haben auch Sie es verstanden, die Menschen darzustellen, vielleicht nicht immer wie sie waren, sondern wie sie hätten sein können. Ihnen darin nachzuahmen, ist vielleicht noch schwerer, als auf jedem anderen Gebiete, darin übertreffen Sie uns alle ohne Zweifel“. Aber Mommsen bringt in vollem Ernst dies „seltene Talent, an jedem Menschen das Beste zu finden und das herauszufinden, was ihn liebenswürdig macht“, mit „einer der hervorragendsten, schönsten Eigenschaften“ Ranke's in Verbindung: mit „dem lebendigen, tiefen Sichversenken in das Individuum“. Was im Einzelfalle den Biographen zu der ebenso natürlichen, wie gewöhnlichen Ueberschätzung seines Helden führt, davon macht Ranke historisch universellen Gebrauch. Alle einzelnen Rechenfehler ausgleichend, überschätzt er bei eingehendem Studium einfach jeden Menschen in demselben Mass. Seine berühmte historische Milde ist die Gemüthsverfassung einer Allerweltsbiographie.

Überhaupt, sowie man nur wieder einmal von dem strengen Begriff der reinen Biographie absieht und die Erkundung des besonderen Lebens in ihrer Anwendung auf die Erkenntniss des allgemeinen ins Auge fasst, so bewundert man immer von neuem die individualisirende Kraft der Ranke'schen Geschichtschreibung. Mitten im Fluss der Begebenheiten behaupten seine Gestalten, gross und klein, ihre volle Eigenart. Er liebt keine Parallelen und vergleicht meist nur, um den Unterschied erst recht herauszukehren. „Man schwächt fast den Eindruck“, rügt er, „den diese in engen und schwierigen Anfängen bedeutende Persönlichkeit macht, wenn man sie mit glänzenden Namen des Alterthums zusammenstellt. Ein jeder ist, was er ist, an seiner Stelle“. Da begegnen ferner keine soziologischen

Typen und Klassenschemata, wodurch die Charakterköpfe der Geschichte bei Neueren so häufig in Gesichter eines Modejournals verwandelt werden; noch sehen wir uns durch die ermüdende Wiederkehr epischer Beiwörter auf vermeinte dynastische Erblichkeit oder traditionelle Fortpflanzung der Gesinnung hingewiesen. Höchst selten, dann aber wirksam, wird auf den einzelnen persönlichen Akt in der Schilderung seiner ganz speziellen Natur beiläufig eine generelle Bestimmung übertragen, wie bei Katharina von Medici gegenüber Coligny: „sie war eine Italienerin, sie hatte noch nicht mit ihm abgerechnet“. Das schlagende Epigramm: „Es erinnert an Goethe's Charaktere, wie Karl II. das Leben nahm und genoss“, dient doch nur zur Einleitung, nicht zum Ersatz einer reizenden Ausmalung des Wandels, dem sich der restaurirte Stuart mit den Seinen ergab. „Das ist der Charakter dieser Epoche überhaupt“, sagt Ranke in seiner preussischen Geschichte von der Zeit vorm Ausbruch des dreissigjährigen Krieges: „die grossen Gegensätze streben einander entgegen, aber sie treffen noch nicht unmittelbar auf einander; sie sprechen sich in allgemeinen Verbindungen aus, bei denen religiöse, politische und dynastische Verhältnisse einander durchdringen“. Das klingt abstrakt genug; aber sofort bittet der Geschichtschreiber um die Erlaubniss, dem Leser ein Dokument vorzulegen, das nicht gerade zu denen gehöre, aus welchen man historische Belehrung zu schöpfen gewohnt sei. Es ist das Stammbuch eines brandenburgischen Prinzen jener Tage. Da erscheint nun diejenige allgemeine Verbindung, zu welcher das Haus Brandenburg hielt, in konkretester Anschaulichkeit. Die Personen der Einzeichner, über den ganzen Nordwesten von Europa verbreitet, werden uns einzeln vorgestellt, die Beziehungen der gewählten Sprüche zu ihrem Schicksal, ihrer Bildung und Sinnesart dargethan, zum Schluss der gemeinsame Grundzug hervorgehoben, der dies echt biographische Allerlei zum historischen Ganzen macht. Und das alles mit einer leichten und schlichten Anmuth, als verstünde es sich ganz von selbst.

Noch mitten in frischer Übung dieses durchgebildeten Talents ergriff Ranke von neuem ein entschieden biographisches Problem; weit wichtiger, schwieriger, beliebter, umstrittener, als Don Carlos: die Katastrophe Wallensteins. Auch diesmal beseelte ihn vor allem der wissenschaftliche Trieb, die Wahrheit endlich an den Tag zu bringen; daneben zog ihn jedoch auch „die ausserordentlichste Gestalt inmitten einer weitausgreifenden Bewegung“ als solche an. Aber welche Form sollte er für die Darstellung wählen? Wallenstein gehört zu den ausgesprochen subjektiven Naturen, wie sie ihn ehedem zu biographischer Behandlung angereizt; aber derselbe Mann hat zugleich aufs gewaltigste positiv in die allgemeinen Weltgeschicke eingegriffen und erschien dem Historiker Ranke auf seiner Höhe darum geschichtlich noch ungleich interessanter. Ranke entschloss sich daher zu einer „Geschichte Wallensteins“, die er im Vorwort zugleich für eine „erweiterte Biographie“ ausgiebt. An dieser Stelle liess er sich überdies

theoretisch folgendermassen aus: „Wenn Plutarch einmal in Erinnerung bringt, dass er nicht Geschichte schreibe, sondern Biographie, so berührt er damit eine der vornehmsten Schwierigkeiten der allgemein historischen sowohl, wie der biographischen Darstellung. Indem eine lebendige Persönlichkeit dargestellt werden soll, darf man die Bedingungen nicht vergessen, unter denen sie auftritt und wirksam ist. Indem man den grossen Gang der welthistorischen Begebenheiten schildert, wird man immer auch der Persönlichkeiten eingedenk sein müssen, von denen sie ihren Impuls empfangen. Wieviel gewaltiger, tiefer, umfassender ist das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt, als das persönliche, dem nur eine Spanne Zeit gegönnt ist, das nur dazusein scheint, um zu beginnen, nicht um zu vollenden! Die Entschlüsse der Menschen gehen von den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zustände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homogenen Weltelemente erzielt; ein jeder erscheint beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch ausser ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz. Aber von der anderen Seite gehören die Persönlichkeiten doch auch wieder einer moralischen Weltordnung an, in der sie ganz ihr eigen sind; sie haben ein selbständiges Leben von originaler Kraft. Indem sie, wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentiren, greifen sie doch wieder durch eingeborenen inneren Antrieb bestimmend in dieselbe ein. — So bin ich," heisst es sodann nach einem Bericht über den Gang seiner Forschung, „auf den Versuch einer Biographie geführt worden, die zugleich Geschichte ist; eins geht mit dem anderen Hand in Hand. Nur in fortwährender Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten kann der Mann reifen, der eine Stelle in dem Andenken der Nachwelt verdient. In Zeiten gewaltsamer Erschütterung, in denen die Persönlichkeit am meisten ihr eingeborenes Wesen entwickeln und die Thatkraft sich ihre Zwecke setzen kann, verändern sich auch die Zustände am raschesten: jeder Wechsel derselben beherrscht die Welt oder scheint sie zu beherrschen; jede Stufe der Weltentwicklung bietet dem unternehmenden Geiste neue Aufgaben und neue Gesichtspunkte dar; man wird das Allgemeine und das Besondere gleichmässig vor Augen behalten müssen, um das eine und das andere zu begreifen: die Wirkung, welche ausgeübt, die Rückwirkung, welche erfahren wird. Die Begebenheiten entwickeln sich in dem Zusammentreffen der individuellen Kraft mit dem objektiven Weltverhältniss; die Erfolge sind das Mass ihrer Macht."

Man wird sich dem Tiefsinn dieser bedächtig abgewogenen Wahrheiten nicht verschliessen; allein es könnte noch lange so fortgehen, ohne dass man etwas anderes vernähme, als den in seiner Freiheit unanfechtbaren Entschluss des Historikers, die Geschichte Wallensteins zu schreiben und nicht dessen Leben. Denn wenn es sich um weiter nichts handeln soll, als um die stete Wechselwirkung des allgemeinen Lebens mit dem besonderen, woraus für Historie wie Biographie die Nothwendigkeit einer gegenseitigen

Handreichung in Wissenschaft und Kunst entspringt, so tritt diese Erscheinung ja in der ganzen Geschichtschreibung Ranke's genau in der hier theoretisch geschilderten Weise praktisch überall zutage. Die „zur Geschichte erweiterte Biographie" einer historisch bedeutenden Persönlichkeit bildet danach im wesentlichen einen blossen Ausschnitt aus der grossen Historie. Wie man etwa aus einem modernen Kongressbilde einzelne Hauptfiguren ausschneiden könnte, um sie durch ein geringfügiges äusseres Arrangement — Abtönung der Flächenränder, passende Umrahmung u. dgl. — in ebensoviele „historische Porträts" zu verwandeln (die denn freilich den Namen eigentlicher Bildnisse sicherlich nicht verdienten): so liessen sich auch aus einzelnen Büchern der umfassenden Geschichtswerke Ranke's mit leichter Mühe besondere Geschichten der Fürsten und Staatsmänner von Frankreich, England, Brandenburg-Preussen u. s. w. herrichten, die von der Fassung und Haltung der Ranke'schen Geschichte Wallensteins geistig nicht verschieden wären. Und umgekehrt würde es wiederum lediglich äusserer Kunstgriffe bedürfen, um diesen Wallenstein, wie er bei Ranke leibt und lebt, in eine Geschichte des dreissigjährigen Kriegs von der Hand desselben Autors einzufügen. Worauf es aber für die reine Biographie zuoberst ankommt, das hat unser Historiker in jener Vorrede nur leise gestreift mit dem Hinweis auf eine moralische Weltordnung, in der die Persönlichkeiten ganz ihr eigen sind, auf ein selbständiges Leben, das sie haben, von originaler Kraft. Dies Leben rückt der echte Biograph nicht bloss äusserlich in den Mittelpunkt einer historisch ausgedehnten Welt, er ordnet ihm vielmehr diese ganze Aussenwelt als inneres Erlebniss ein und unter. Er erreicht damit allerdings nur eine subjektive Wahrheit; allein diese giebt der objektiven Wahrheit der Geschichte an Nothwendigkeit und somit an Wirklichkeit ebenso wenig nach, wie die Thatsache des Sonnenauf- und -untergangs für unser Auge im geringsten durch die Anerkennung verkümmert wird, welche unsere wissenschaftliche Einsicht dem kopernikanischen Weltsysteme zollt. Es wäre lächerlich, Ranke's Geschichte Wallensteins zu tadeln, weil sie ein solches Werk der reinen Biographie nicht ist. „Ich denke", sagt er ein andermal mit vollem Recht, „auch ein historisches Werk darf seine innere Regel aus der Absicht des Verfassers und der Natur der Aufgabe entnehmen." Die Natur der Aufgabe ward in diesem Falle durch seine eigene Natur bestimmt: er konnte und wollte dies Leben nicht anders, als historisch beschreiben. Die deutsche Nation hat das Buch als ein willkommenes Geschenk begrüsst, von Jahr zu Jahr wird es mit gleicher Dankbarkeit gelesen; ohne Schillers Wallenstein würde jedermann schlechthin den Ranke'schen im Gedächtniss gegenwärtig haben. Denn „so ist es nun einmal mit historischem Roman und Schauspiel", klagt Ranke in seiner Abhandlung über Don Carlos. „Die Leser wissen wohl, dass man sich nicht verpflichtet, ihnen die Wahrheit zu berichten. Aber von der eigentlichen Historie gewöhnlich ohne Anschauung, ohne die Illusion des theilnehmenden

Gefühls zurückgelassen, ergreifen sie mit Begierde den Eindruck, den ihnen Roman und Schauspiel machen, und an die Namen, die ihnen die erste gegeben, knüpfen sie unwiderruflich die falsche Vorstellung der letzteren". Und so reich und klar auch immer die Anschauung ist, die uns der Ranke'sche Wallenstein gewährt, die Illusion theilnehmenden Gefühls wird er schwerlich einem aufmerksamen Leser bereiten. Oder besser gesagt: das Herz des Verfassers ist auch hier bei den „allgemeinen Interessen" der deutschen Nation. Es ist merkwürdig, dass er seinen Helden gerade dadurch objektiv überschätzt, während er der verschlagenen Selbstsucht, der unergründlichen Subjektivität des Friedländers in seiner Darstellung nicht ganz gerecht wird. Ranke nimmt die gemeinnützige Seite in Wallensteins toleranter Friedenspolitik aus historischer Sympathie zu ernst; die neuere Forschung hat unzweifelhaft erwiesen, dass dieser weltgeschichtliche Abenteurer ein grösserer Egoist und als solcher zugleich ein schlimmerer Verräther gewesen. Ein Mangel an biographischer Anempfindung ist hier dem betrachteten Subjekt historisch zugute gekommen.

Indem wir von einem Mangel an Anempfindung reden, berühren wir einen der tiefsten Gründe für die Abneigung unseres Meisters gegen reine Biographie. Ranke verhält sich aus wissenschaftlicher Behutsamkeit skeptisch gegen ihre ideale Forderung. Man weiss, dass er für seine ganze Geschichtschreibung den Grundsatz ausgesprochen, dass „deutlich wiederzuerkennen doch allein derjenige Theil des Lebens sei, der in Schriften aufbewahrt worden"; er schöpft daraus die Lehre, „bei dem stehen zu bleiben, was wörtlich überliefert ist, oder was sich daraus mit einer gewissen Sicherheit entwickeln lässt." Was enthalten nun aber unsere schriftlichen Quellen, das uns Aufschluss geben könnte über die innerste Natur des Individuums? „Wie die lebenden Menschen einander berühren, ohne einander gerade zu verstehen, oder auch verstehen zu wollen, so erscheinen die vergangenen Geschlechter in den Archiven, die gleichsam ein Niederschlag des Lebens sind." Zumal der Staatsmann fährt auf solche Weise in der Überlieferung schlecht; „denn die Elemente des öffentlichen Lebens sind so mannigfaltig und für einen jeden so gewichtig, dass sie in der Regel eine bei weitem grössere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als die darin thätigen Persönlichkeiten, es wäre denn, dass man für deren Mängel ein scharfes Auge hat." „Zeitgenossen", heisst es ein andermal, „pflegen einander doch nur äusserlich zu kennen. Die wirksamen Männer folgen allezeit ihren eigenen Impulsen und suchen dieselben, soviel möglich, zur Geltung zu bringen. Von den inneren Antrieben anderer, besonders derer, mit denen man in Gegensatz geräth, bildet man sich gewöhnlich nur einen sehr oberflächlichen Begriff. Und die Missverständnisse, die hieraus entstehen, hören nicht mit dem Leben auf; sie gestalten sich vielmehr nicht selten zu einer Tradition, welche in die historische Auffassung eindringt und dieselbe solange beherrscht, bis der Forscher auf Dokumente stösst, welche ihm in dem Gewirre der einander

widersprechenden Überlieferungen ein sicheres Urtheil an die Hand geben.“ Welches sind nun diese Dokumente? Memoiren natürlich nicht. In ihnen „walten die Erinnerungen des Autors vor, und es ist ihres Amtes, die persönlichen Verhältnisse zu erläutern. Der Geschichtschreiber muss dagegen auf seiner Hut sein, sich von diesen Erinnerungen fortreissen zu lassen. Denn in dem Persönlichen liegt es, dass es häufig nicht einmal verifizirt werden kann: der Eindruck, den der Handelnde von Freunden oder Gegnern erfuhr, ist dabei immer im Spiele; selbst wenn man beide Parteien hört, wird es nur selten möglich, ein Urtheil zu fällen. Auch ist das nicht der Beruf des Geschichtschreibers. Für die Muse der Geschichte, wenn ich sie recht kenne, giebt es Dinge, welche sie unbekümmert auf sich beruhen lassen kann. Die Memoiren haben ihre besondere Stellung in der Litteratur; von den Zufälligkeiten des persönlichen Lebens, das sie mittheilen, kann der Geschichtschreiber abstrahiren; sein Augenmerk ist vor allem auf die allgemeinen Angelegenheiten gerichtet.“ Der Geschichtschreiber und immer wieder der Geschichtschreiber — um so dringender fragen wir nach wahrhaft zuverlässigen biographischen Dokumenten. Wir werden alsbald einen Fall erwähnen, in welchem Ranke solche als vorhanden anerkannt und verwerthet hat. „Es sind nicht diplomatische Aktenstücke“, sagt er von ihnen, „welche mit allseitiger Umsicht erwogen werden; es sind Briefe, d. h. momentane Ergüsse der Stimmungen und der Anschauungen, wie sie einem Freunde gegenüber aus vollem Herzen hervorquollen.“ Aber selbst da glaubt er vorsichtig hinzusetzen zu müssen: „nicht jede Äusserung würde man als definitives Urtheil betrachten dürfen; man darf das Wort sozusagen nicht allezeit beim Worte nehmen.“ Und nun gar einer so doppelzüngigen, hinterhaltigen Seele wie Wallenstein gegenüber, welch ein Eiertanz der Kritik! „Wenn man die Intentionen eines bedeutenden Mannes, die nicht aufgeschrieben worden, und wenn sie es würden, vielleicht auch dann nicht unbedingt angenommen werden dürften, aus seinen Äusserungen, seinen Präcedenzen und seiner Lage abnehmen darf — denn etwas Hypothetisches bleibt in dem Dunkel menschlicher Antriebe und Ziele immer übrig — so wage ich dies als die vornehmste Absicht Wallensteins zu bezeichnen.“ Man begreift, warum sich ein Ranke an die Muse der Geschichte hielt; an eine eigene Muse der Biographie hat er nicht geglaubt, aber er kannte andere, denen er zutraute, woran die seine verzweifelte. Wie er von Goethe rühmt: „die Tiefen der menschlichen Natur erschlossen sich der unmittelbaren Anschauung eines grossen Poeten“, so noch eingehender von Shakespeare: „Er belebt die Handlung mit Beweggründen, welche die Geschichte nicht finden würde oder annehmen dürfte; die Charaktere, die sich in der Überlieferung nahe stehen und in der Wirklichkeit wahrscheinlich nahe standen, treten bei ihm auseinander, ein jeder in seinem besonders ausgebildeten, in sich homogenen Dasein; natürliche menschliche Momente, die sonst nur in dem Privatleben erscheinen, durchbrechen die politische Handlung und ge-

langen dadurch zu verdoppelter poetischer Wirksamkeit. Shakespeare ist eine geistige Naturkraft, die den Schleier wegnimmt, durch welchen das Innere der Handlung und ihre Motive dem gewöhnlichen Auge verborgen werden. Seine Werke bieten eine Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises über das geheimnissvolle Wesen der Dinge und der menschlichen Seele dar.“ Ranke selbst hielt sich scheu zurück von dem „geheimnissvollen und unbewussten Dasein, auf dessen Grunde die historischen Erscheinungen beruhen“; das strenge Gelübde seiner kritischen, auf die schriftliche Offenbarung eingeschworenen Wissenschaft verbot ihm, jenen Schleier überm Inneren der Handlung und ihren Motiven mit dichterischer Ahnung zu lüften.

Es waren Zufälle, die ihm Gelegenheit zu weiterer biographischer Thätigkeit geboten haben, und zwar in einer neuen Rolle: als Herausgeber. Mit der grössten Freude widmete er sich diesem Geschäft bei den Briefen Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen. Eben dies sind die Briefe, deren wir bereits oben gedachten. Mit Recht meint Ranke, es werde kaum andere geben, welche unumwundener und beweglicher den innersten Gedanken ausdrückten; allenthalben findet er darin den Geist und die Gesinnung des Königs und zugleich die Eindrücke des Momentes ausgeprägt. Wie dies Lob, so trägt denn auch der umfassende historische Kommentar, durch den er sie zu einem Ganzen verknüpft, den entschiedensten biographischen Charakter. Hier kam alles zusammen, um den grossen Historiker wider Willen zum liebevollen Lebensbeschreiber zu machen; wider Willen, denn er dachte damit vielmehr eine unparteiische geschichtliche Würdigung seines Helden zu begründen, was ihm nicht gelungen ist. Friedrich Wilhelms Dasein war abermals eine jener subjektiven Existenzen wider den historischen Strich, mit denen er es schon mehr als einmal biographisch zu thun gehabt. Aber Ranke war zugleich der bewundernde persönliche Freund dieses Königs gewesen, in dieser Seele las er mit innerer Übung. So hat er ihn denn aus voller Überzeugung in seinem Eigenwesen und Eigenwillen gegen die objektiven Mächte der Zeit in Schutz genommen und damit das am wenigsten klassische, aber das persönlich am wärmsten empfundene seiner Werke geschaffen. Diesmal ist selbst der übliche historische Schlusssatz — „denn nur einen Moment in der Geschichte bildet ein einzelnes Leben“ — aus biographisch betrübter Stimmung geflossen; Ranke beklagt dadurch, dass es Friedrich Wilhelm nicht beschieden war, seiner vermeinten Absicht gemäss noch selbst mit Österreich über Deutschland abzurechnen. Vier Jahr später entledigte er sich mit ganz entgegengesetztem Gefühl des Auftrags, die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg zu veröffentlichen. Bei diesem Anlass sprach er jene historisch abweisenden Worte über den Charakter aller Memoiren aus. Persönlich vermochte er sich für Hardenberg erklärlicherweise nicht zu begeistern, desto höher schlug er seine geschichtliche Leistung für Preussen an. Nur in solcher Hinsicht stellt er

ihn über Stein: „Wenn in den Augen der Nachwelt Stein als der grössere erscheint, so rührt das daher, dass er sich weniger auf den gewohnten Bahnen bewegte und einen moralischen Schwung besass, welcher Ehrfurcht erweckte; es war etwas in ihm, was den grossen Mann charakterisirt — von Hardenberg lässt sich das nicht sagen.“ So entschloss sich denn Ranke zu einer wunderlichen Komposition. Er gesellte den Memoiren vier Bücher eigener Darstellung zu, deren erstes die ebenso gediegene, wie kühle Biographie des jungen Hardenberg bis zu seinem Eintritt in den preussischen Dienst enthält, während die folgenden sich mit einer Geschichte der preussischen Politik im napoleonischen Zeitalter befassen, wobei nur noch wenig Rücksicht auf Hardenbergs Person genommen und schliesslich lange vorm Ende seiner staatsmännischen Laufbahn an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt Halt gemacht wird. Zur Entschuldigung dient die Betrachtung: „Was man in Biographien der Gelehrten bemerkt, dass hauptsächlich die Zeit ihrer Bildung Theilnahme für ihre Person erweckt und ihr Sein und Wesen später nur in der Wirksamkeit hervortritt, die sie in ihrem Fache entwickeln, sodass die Lebensgeschichte eines Gelehrten die Geschichte seiner Wissenschaft werden muss, das ist auch und zwar in noch höherem Grade bei den Staatsmännern der Fall.“ Es ist die alte historisch-unbiographische Ansicht, der wir schon so oft begegnet sind. Was soll man aber dazu sagen, wenn am Eingang des zweiten Buchs die Abkehr von den „biographischen Momenten“ mit Worten gerechtfertigt wird, die den Helden menschlich geradezu vernichten? „Was läge an sich so Grosses an Hardenberg? Er ist nur dadurch einer historischen Darstellung würdig, dass er um die Befestigung und Wiederherstellung der preussischen Selbständigkeit das grösste Verdienst hat“? Die unbiographische Stimmung ist in eine antibiographische übergegangen. Zur selben Zeit geschah es, dass Ranke für die Sammlung seiner Werke einen Band „historisch-biographischer Studien“ zusammenstellte, in welchem er mit der ergänzten Gestalt seines Carlos drei andere Arbeiten, über Cardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung, Savonarola und die florentinische Republik, Filippo Strozzi und Cosimo Medici, vereinigte. „Als eigentliche Biographien“, schreibt er selbst, diesen Titel ablehnend, an seinen Verleger, „können die darin enthaltenen Aufsätze nicht betrachtet werden; ich würde damit die Rücksicht verletzen, die ich dem gelehrten Publikum schuldig bin“. Die Vorrede wiederholt in etwas anderen, aber schwächeren Wendungen den Grundgedanken über die Nothwendigkeit, mit der Biographie die Historie zu verbinden, aus dem Vorwort zum Wallenstein. An dessen Manier erinnern denn auch die auf älteren Studien beruhenden Stücke italienischen Inhalts; es sind persönlich bemessene Ausschnitte aus der allgemeinen Geschichte von Neurom und Altflorenz, an sich höchst werthvoll, doch für unseren Gegenstand ohne tiefere Bedeutung.

Mittlerweile hatte er der Sache der Biographie überhaupt durch mächtige

Anregung längst den denkbar grössten Vorschub geleistet. Der durch König Max auf seinen Rath gestifteten Münchener historischen Kommission nannte er als vornehmste Aufgaben für ihre Thätigkeit: allgemeine Jahrbücher deutscher Geschichte und die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. „Die beiden vorgeschlagenen Arbeiten umfassen den Staat nnd die Wissenschaft; wäre aber nicht auch für die Persönlichkeiten, die in denselben wirksam gewesen sind, eine besondere Berücksichtigung nützlich oder nothwendig? Ich schlage jedoch erst an dritter Stelle eine allgemeine Lebensbeschreibung der namhaften Deutschen vor, ein Werk, vielleicht in lexikalischer Form, welches in einer beschränkten Anzahl von Bänden sichere und parteilose Auskunft über alle der Erwähnung würdige Namen darböte.“ In diesem echt Ranke'schen Sinne ist das gemeinschaftliche Riesenwerk der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ entstanden: Biographie erscheint darin als Hülfswissenschaft der allgemeinen Geschichte nach ihren beiden Seiten, der politischen nnd der geistigen. Dass man in den weiten Hallen dieses gewaltigen Gebäudes hie und da auch auf litterarische Leistungen stösst, die durch Forschung und Kunst, in Anlage und Bedeutung dem Ideal selbständiger Lebensschilderung im kleinen nahe kommen, lag eigentlich nicht im Plan des historischen Meisters. Er selbst war beim Anblick der Anfänge betroffen, wieviel gründlicher und lehrreicher die litterargeschichtlichen Gestalten behandelt seien, als die des öffentlichen Lebens, was ihn bei seiner eigenen Einsicht in die Schwierigkeit politischer Biographie doch kaum befremden konnte. Auch er trug, wiewohl nicht ohne Zaudern, ein paar Artikel bei: über Friedrich den Grossen und Friedrich Wilhelm IV. Der erste bleibt weit davon entfernt, dem Zweck des Unternehmens zu genügen: von grossartiger Beherrschung des Stoffes zeugend, bringt er eine politisch-historische Gesammteinschätzung des Helden, weiter nichts. Der andere leidet vor allem an höchster Ungleichheit in der Komposition. Die Charakteristik der kirchlichen Bestrebungen Friedrich Wilhelms, seiner dilettantischen Berührung mit Wissenschaft und Kunst, lauter Dinge, worin seine Seele mit Vorliebe lebte, wird übers Knie gebrochen. Persönlich Neues erfahren wir besonders über seine Erziehung; politisch ausführlich und unterrichtend wird die Geschichte der Berufung des Vereinigten Landtages abgehandelt. Es sind wichtige Partien aus dem Privat- und dem öffentlichen Leben des Königs, aber doch nur Bruchstücke; auch zu der Einheit hoher biographischer Temperatur erhebt sich der ganze Essay bei weitem nicht in dem Grade, wie jene Ausgabe des Briefwechsels mit Bunsen. Ranke selbst verhehlte sich und anderen diese Mängel keineswegs; allein er war doch „nicht unzufrieden damit, dass die historische Forschung, insofern sie wirklich Platz greifen konnte, auf diesem Wege in die Geschichte unserer Tage eindringe.“

Von jeher war die mündliche Gedächtnissrede einer der stärksten Hebel der Biographie; auch Ranke sollte als Vorsitzender der historischen

Kommission dessen Kraft an sich erproben. Da hat er dem königlichen Freunde Maximilian ein rhetorisches Denkmal gesetzt in einer persönlichen Charakterschilderung von herzlicher Treue und doch frei von subjektivem Vorurtheil, gemüthlich bewegt und künstlerisch zusammengenommen. Die anderen Ansprachen galten den heimgegangenen Fachgenossen. Für Litteratur- und Kunsthistorie bildet, anders als für die politische, die biographische Betrachtung den natürlichen Ausgangspunkt; denn auf geistigem Gebiete dauert die schaffende Individualität in ihren Einzelwerken greifbar fort. Es ist daher bezeichnend für Ranke, dass er auch auf diesem Boden, wo er ihn in seinen Schriften betritt, doch meist weit lieber der allgemeinen Ideenverbindung nachgeht, als den persönlichen Umständen der Produktion; selbst in seinen litterargeschichtlich so reichhaltigen Untersuchungen zur Kritik der historischen Überlieferung widmet er den Autoren wesentlich nur um der Sache willen Theilnahme. Auch in jenen Ansprachen redet er sozusagen im Namen der deutschen Wissenschaft. Aber er hat diese Savigny und Jacob Grimm, die Böhmer, Häusser, Gervinus u. a. m., deren Bild seine Elogien ausführen, sämmtlich von Angesicht gekannt, sie persönlich geschätzt und bei ihrer Lebensarbeit sinnvoll begleitet. Kein Wunder, dass sich scharfe Beobachtung, reifes Urtheil und zarte Pietät hier zu kurzen Biogrammen von unübertrefflicher Feinheit verbinden. Zudem schwebt darüber der frische Hauch naiver Eingebung des Augenblicks. „Schon erlaubte ihm der Arzt, das Bett zu verlassen“, heisst es von Jacob Grimm; „er that es mit einiger Hülfe und setzte sich auf einen Stuhl nieder — da hat ihn der Tod gleichsam mit der Hand berührt. Er antwortete plötzlich auf keine Frage mehr; er hat kein Wort mehr geredet. Nach nicht viel mehr als vierundzwanzig Stunden ist er in der Betäubung, die dem Tode vorauszugehen pflegt, ohne Schmerz gestorben. Das letzte Wort des Wörterbuchs, welches er bearbeitete, ist das Wort „Frucht“ gewesen. Möge es vorbedeutend sein für die befruchtende Wirksamkeit seiner Werke und des Geistes, der in ihnen lebt, in allen künftigen Zeiten!“ Die Biographie verstummt, die Historie meldet sich zum Wort: „Ohne ihn schreiten wir nun zu den Arbeiten fort, die wir mit ihm unternommen haben“.

Selbstbiographie ist das persönliche Bekenntniss, dass man sachlich nichts von Belang mehr vorzubringen hat. Unser Ranke, der als Neunziger mitten im Wagniss seiner Weltgeschichte abgerufen ward, hat sich zu solchem Bekenntniss ernstlich niemals angeschickt. Kleine Vorbereitungen dazu erwecken unser Interesse hauptsächlich dadurch, dass sich aus ihnen, wie freilich noch deutlicher aus seinen Briefen, ergiebt, wie er vom Wesen des Lebens aus eigenster Erfahrung dachte; denn erst hierin liegt doch der rechte Schlüssel für das Verständniss seiner Ansicht vom Einzelleben überhaupt, mit anderen Worten: seiner inneren Stellung zur Biographie. Wer ihn irgend kannte, weiss, wie lebendig er allezeit war und erschien; jeder Satz seiner Schriften verräth eine höchst ursprüngliche, in sich

beständige, unnachahmliche geistige Individualität. Und dennoch war jene Lebendigkeit auf der Flucht vor dem Anblick des eigenen Lebens; diese Individualität suchte ihren eigenthümlichen Beruf darin, sich selber zu verleugnen. Unruhiges Selbstgefühl behelligt ihn nur in den letzten Jahren der Entwicklung, bevor ihm der Zweck seines Daseins durch den glücklichen Wurf einer ersten Leistung völlig klar geworden. Da steht wohl einmal hart neben dem ahnungsvoll befriedigten Satze: „Täglich erweitert sich Kenntniss und Aussicht über die Weltgeschichte" — der Ausruf des Zagens und der Sehnsucht: „Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums? Ich bin jetzt einer von denen, die am meisten bald verzweifeln, bald Hoffnung fassen, an sich, an anderen, an allem. Lieber Bruder, leb wohl! Wollte Gott, wir wären Ein Herz; der starre Reifrock der Persönlichkeit, so hart wie Fischbein, fiele ab und liesse Leben an Leben!" Dann aber, sowie er sich in fruchtbarem Thun zurechtgefunden, drückt und hemmt ihn der Reifrock der Persönlichkeit nicht mehr. Kern und Natur des Individuums, unenthüllbar wie sie ihm bleiben, legt er getrost in Gottes Hand; eine höchst einfache Religiosität, gegründet auf „die unverkümmerte Wahrheit des inneren Sinns", beruhigt seine Sorge um eine ewige Bestimmung der menschlichen Eigenart. Ohne weiteres Grübeln wirft er sich in die Welt, das bedeutet für ihn eine Welt der Arbeit. „Freilich heisst leben: dasein, athmen, Sonne und Luft geniessen. Wenn es aber allein Leben ist, seine Kräfte entwickeln, ihrer im Verhältniss zu der Welt in grossen Thätigkeiten sich bewusst werden", so verdankte er „dies sein eigentliches Leben" seiner Historie. „Dann erst lebt man, wenn man von sich selber nichts weiss". „Mir kommt oft vor, wie ich bin und denke, wie ich will und wünsche — das ist gar kein Wille, es ist wenigstens keine Willkür, es ist ein Muss. Diese nicht von uns gemachte Natur, so und nicht anders, von dieser nicht von uns gemachten Welt berührt, getrieben und erniedrigt und erhöht — wer kann sie ändern, wer kann ihre Äusserungen beherrschen? Da es ein Muss ist, wie man ist, ist es auch ein Soll?" Anfangs „schwärmt" er wohl noch in der „Hoffnung", gerade im forschenden Anschauen der geschichtlichen Menschenwelt auch „der hinter der Erscheinung thätigen Lebensquelle — Verstand, Liebe, Seele — der Welt noch einmal beizukommen! Dort, wo der Born quillt, der den Geschöpfen Leben, Wesen, Gestalt, Innerlichkeit giebt, wo kein Lob und Tadel, wo die allgemeinen Begriffe hinsinken vor der Idealität einer ursprünglichen und allemal gottverwandten Existenz!" Bald aber findet er in der reinen Anschauung des sichtbaren Ganzen völliges Genüge. „Mein Glück ist, von diesem Punkte, auf dem ich stehe, die Welt zu beobachten, vergangene und gegenwärtige, sie in mich aufzunehmen, inwiefern sie mir homogen. Alles was sie Schönes und Grosses hervorgebracht hat, möcht' ich an mich heranziehen und mir aneignen und den Gang der ewigen Geschicke mit ungeirrtem Auge ansehen, in diesem

Geiste auch selbst edle und schöne Werke hervorbringen. Betrachtet, welch ein Glück, wenn es auch nur in geringem Grade erreicht wird! Man lebt mehr in dem Ganzen, als in der Person. Glaube mir, die Einsamkeit ist auch nützlich. Oft weiss man kaum mehr, dass man eine Persönlichkeit hat, man ist kein Ich mehr. Der ewige Vater aller Dinge, der sie alle belebt, zieht uns ohne allen Widerstand an sich". Diese Selbstentäusserung in einem schaffenden, den Geist wohlthätig ans Objekt bannenden Beruf — „bin ich nicht im Flug und Feuer der Arbeit, so fühle ich, ich will es nicht leugnen, etwas Unbefriedigtes, liege es worin es wolle, in meiner Existenz" — diese vollständige Hingabe an die Sache — „denn man muss in dem Gegenstand leben, für den man etwas leisten will" — dies allmählich entwickelte Gefühl, dass man nicht bloss für, sondern „eigentlich durch die Arbeit lebe": alles das ist ja eine besonders im Dasein des grossen Gelehrten ungemein häufige, man darf sagen: normale Erscheinung. Was aber Ranke vor anderen auszeichnet, ist die bewusste Absicht, mit der er dies Geschäft der thätigen Selbstentäusserung betreibt, die Beziehung, in die er es setzt zu der inneren Natur seiner besonderen wissenschaftlichen Aufgabe. „Das Ideal historischer Bildung", schreibt er an König Max, „würde darin liegen, dass das Subjekt sich rein zum Organ des Objekts, nämlich der Wissenschaft selbst machen könnte, ohne durch die natürlichen und zufälligen Schranken des menschlichen Daseins daran gehindert zu werden, die volle Wahrheit zu erkennen und darzustellen. Dieses Ziel muss sich der Historiker um so mehr setzen, da persönliche Beschränktheit ihn doch hindert, es zu erreichen: das Subjektive giebt sich von selbst". Nur als frommer Wunsch tritt deshalb der berühmte Ausruf in Ranke's englischer Geschichte auf: „Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die im Laufe der Jahrhunderte mit und durch einander entsprungen und erstarkt, nunmehr gegen einander aufstanden und in Kampf geriethen." Aber soviel ist klar, dass eine so angestrengt nach aussen gekehrte Beschaulichkeit auch ihr Objekt, die geschichtliche Welt, vornehmlich im Schauspiel äusserer Bewegung ergreifen und festhalten musste; dass die Gewöhnung, des eigenen Individuallebens einzig in selbstverleugnendem Thun gewahr zu werden, sich nothwendig auch auf die Auffassung und Schilderung des fremden Einzeldaseins übertrug; dass ein Historiker, der die eigene Subjektivität nur als einen leider unvertilgbaren Rest von persönlicher Beschränktheit empfand, dem tiefen Wesen der Subjektivität überhaupt nur ausnahmsweise und unwillkürlich gerecht werden konnte — mit einem Wort: dass er eben als Historiker von Gottes Gnaden ein von Gott und sich selbst verordneter Biograph nicht war.

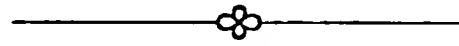
Auch seiner Selbstbiographie konnte ein solcher Mann nicht das Ziel stecken, seinen inneren Lebensgang, die Bewegungen seines Gemüths, die Entfaltung seiner Weltansicht an den Tag zu fördern. „Die allgemeine

Idee würde sein", sagt eine Notiz, „indem der Faden der Studien immer die Hauptsache bleibt, doch zugleich den einzelnen Kreisen gerecht zu werden, in welche das Leben mich geführt hat; sie sondern sich immer von einander ab". Also ganz historisch: Bericht über die eigene Berufsthätigkeit, Schilderung der umgebenden Welt; wobei in den entworfenen Grundrissen noch ein drittes, universelles Moment hinzutritt: Hereinleuchten und -wirken der allgemeinen, zumal der politischen Verhältnisse des Zeitalters. Was wir posthum überkommen haben, sind durchweg Privataufzeichnungen aus den Tagen des höheren Alters, bescheiden „entschuldigt" durch den Wunsch, etwaige Nachfrage Überlebender zu befriedigen. Zunächst ein paar kleine Kapitel über Herkunft, Heimath, Schulzeit und ferneren Bildungsgang bis an die Schwelle der eigenen wissenschaftlichen Produktion. Von der bezaubernden Einfalt der Darstellung vermag nur eine Probe den rechten Begriff zu geben. Es ist die Rede vom ersten Schulaufenthalt des Knaben im Kloster Donndorf: „Ein noch eindringenderes Gepräge trugen die abendlichen Gebete, welche der Rektor an den Sommerabenden, wenn wir vom Spaziergang nach Haus kamen, im Holz auf einem dazu eingerichteten Platz oder auf einem anderen, der sich gerade darbot, mit uns hielt. Wir stellten uns dann um ihn her; er sprach ein Abendlied versweise und intonirte den Gesang desselben, dem wir dann mit hellen Stimmen folgten. In dem Waldesdunkel unter den glänzenden Sternen, nach ihnen emporschauend, werden wir gehört worden sein, oder wenn nicht, so gingen wir doch mit erhobenem Gefühl von dannen". Ebenso harmlos, hie und da mit naivem Humor, verläuft die Schilderung überhaupt; von sich selbst nimmt der Erzähler nur in der schlichtesten Weise Notiz, desto eingehender von dem Eindruck der jugendlichen Lektüre und den ferneren Studien, was jedoch alles von der Höhe des Alters herab beurtheilt wird, so dass man, genau wie in Dichtung und Wahrheit, statt des werdenden den gewordenen Geist vernimmt und bewundert. Für das spätere Leben liegen gar nur zwei summarische Rückblicke des Achtzigers und des Neunzigers vor, knappe Übersichten über den Gang der eigenen Produktion, ihre wissenschaftlichen Motive und ihre Beziehung zu den Zeitbegebenheiten; einige Ergänzung bieten Tagebuchblätter der letzten Jahre, auf denen bei Gelegenheit des Todes merkwürdiger Zeitgenossen Erinnerungen an die persönliche Begegnung mit ihnen, zu geistvoller Charakteristik entwickelt, niedergezeichnet sind. Darf man sich aus diesen geringen Anfängen und Anzeichen ein Bild machen von einer Autobiographie, wie sie Ranke als mögliche Abschiedsarbeit vorgeschwebt hat, so ist gewiss, dass wir sein inneres Wesen aus seinem Berichte direkt nicht entfernt so deutlich kennen gelernt haben würden, wie aus seinen Briefen. Alle übrigen Figuren hätte er von aussen anschaulicher gezeichnet, als sich selbst, und zugleich die Geschichte seiner Wissenschaft im Rahmen seines Jahrhunderts

durch eine neue Reihe gediegener Urtheile bereichert. Historische Denkwürdigkeiten einer Gelehrtenlaufbahn, vom Standpunkt des erreichten Zieles aus mit objektiver Zurückhaltung verfasst, hat das Schicksal uns damit vorenthalten.

Wenn der Greis bei näherer Prüfung dem Plan einer Weltgeschichte den Vorzug gab, so verfuhr er in seinem Sinne eigentlich noch entschiedener autobiographisch: er zog so die Summe seines in historische Ideen umgesetzten Lebens. Das Werk ist abstrakter, grauer, lebloser, als die Geschichtschreibung seiner frischeren Zeit; aber immer noch regt sich das Streben nach voller Würdigung der biographischen Momente. Mit wahrer Freude begrüsst der Verfasser die individuelle Erscheinung des Themistokles: „er ist vielleicht einer der ersten Menschen von Fleisch und Blut, die in der Universalgeschichte hervortreten — keineswegs immer rühmenswerth, aber immer gross. In den Konflikten der Weltkräfte wollte er herrschen, niemals beherrscht werden, aber sie waren zu stark: er ging in ihnen unter, er selbst persönlich, aber sein Werk überdauerte die Jahrhunderte: er ist der Begründer der historischen Grösse von Athen". Das alte Todtenlied der Ranke'schen Muse, oder wenn man lieber will, Parze der Geschichte. Die Charakteristik Alexanders des Grosssen verräth noch die vielgeübte, hohe Kunst. Mit einer Art von historisch-biographischer Leidenschaft heisst es am Ende von der Büste im Louvre: „Sie athmet Seelenstärke, Feinheit und Gemüth — der Beschauer kann sich kaum von ihr losreissen, wenn er dabei der Thaten und Eigenschaften des Mannes gedenkt, den sie vorstellt". Wie schlagend hebt das menschliche Motiv zu der geschichtlichen Rolle des Agathokles der Satz hervor: „Was könnte einen emporstrebenden jungen Mann tiefer kränken, als die parteiische Versagung einer Ehre, nach welcher seine Seele dürstet!" Und so geht es eine Weile fort. Selbst die fratzenhaften Masken der römischen Cäsaren, wie sie der litterarische Karneval noch heute leihweise von Sueton bezieht, gewinnen unter Ranke's Händen den Anschein möglichen Lebens: in die „Manie" Caligula's fügt er mildernd einen Zug von „bizarrem Humor". Allmählich erlahmt die Kraft. Die Gestalten Mohammeds und zumal Karls des Grossen sind schon weit schwächer umrissen. Mit Rührung liest man das letzte, verworrene Diktat vom Schmerzenslager des sterbenden Geschichtschreibers: „Auf der Höhe tiefer, die Welt umfassender, stürmischer Bewegungen, welche die Gemüther von dem Standpunkt ihrer Überzeugung aus mit den grössten Aussichten erfüllen, erscheinen wohl auch grossartig angelegte Naturen, die die Aufmerksamkeit der Jahrhunderte fesseln". Man sieht: mit dem dichter hereinbrechenden Nebel des Allgemeinen ringt noch immer der Wunsch, das menschlich Besondere fasslich zu erkennen. Es folgen ein paar halbdunkle Sätze über die deutschen Kaiserhäuser, bis zum Schluss: „Man empfing doch in jedem der einzelnen Gewalthaber eine neue Gestalt". Es ist das

Epigramm der Ranke'schen Muse auf sich selbst. „In jedem Einzelnen eine neue Gestalt!“ Das Individualleben eine ewig flüchtige, ewig wiederkehrende Erscheinung in der geschichtlichen Welt — die Historie schaut ihm ins Antlitz, die Biographie ins Herz.



Zur Methodenlehre der Biographik.

Mit besonderer Rücksicht auf die biographische Kunst im Dienste der philosophiegeschichtlichen Forschung.

Von
LUDWIG STEIN in BERN.

I.

Die biographische Kunst galt bisher als herrenloses Gut. Das litterarische Freibeuterthum, das ohne äussere Schulung oder inneren Beruf dankbaren Stoffen auflauert, um sie — entweder zur Stillung der Lebensnothdurft, oder, was noch bedenklicher, zur Befriedigung schriftstellerischen Eitelkeitskitzels — mit ihren plumpen Federn meuchlings zu überfallen, hat sich von jeher mit Vorliebe an biographischen Stoffen vergriffen. Ein paar rasch zusammengelesene Jahreszahlen, einige flüchtig zusammengestoppelte Urtheile über die Thaten und Werke der Helden, dazu ein vollgerüttelt Maass von verhimmelnden Epithetis und verschnörkelten Superlativen — und die Dutzend-Biographie ist fertig. Der also Überfallene kann sich, da es sich ja meist um die Lebensbeschreibung Verstorbener handelt, nicht wehren und muss sich daher die frevle Plünderung seines Namens, des einzigen Guts, das ihm geblieben und für welches seine volle, grosse Persönlichkeit einzusetzen das ganze Leben nur Sinn und Werth hatte, stumm gefallen lassen. Und warum wird diese Herrenlosigkeit, diese rückhaltlose Preisgebung des Köstlichsten, wonach die begnadetsten Naturen aller Völker und Zeiten ringen: ihr Leben der Nachwelt als Vorbild zu hinterlassen, um in deren Gedenken beispielweckend fortzuwirken, heute noch allgemein geduldet, ja von den Wenigsten auch nur in ihrer ganzen Schimpflichkeit empfunden? Doch wohl nur, weil es eine nach bewussten Regeln arbeitende, an bestimmte Normen und Kriterien gebundene biographische Kunst noch gar nicht giebt! Das Willkürliche und Zufällige, sonst ein mit Recht gefürchtetes Brandmal unwissenschaftlichen Verfahrens, stellt fast den einzigen Rhythmus dar, der die Mehrzahl der Auch-Biographen auszeichnet. Was ihnen von ihrem Helden an Zahlen, Thaten und charakteristischen Zügen durch Dame Zufall zufliegt, das erhaschen und verarbeiten sie mit Behagen; aber sie besitzen, falls sie nicht geborne Biographen sind, deren natürlicher Takt alle Technik ersetzt, keinen Kanon dessen, wonach der Biograph zu

suchen hat, kein Kriterium dafür, worauf es in der Biographie entscheidend ankommt, mit einem Worte kein Gesetz der biographischen Technik.

Gewiss können Viele sich in ihrer Sprache leidlich korrekt ausdrücken, ohne Grammatik zu kennen, eine Rede halten, ohne Rhetorik zu studiren, einen Gedankengang folgerichtig entwickeln, ohne die formale Logik zu verstehen, eine gute psychologische Beobachtung machen, ohne die Gesetze der Psychologie auch nur zu ahnen, ein gesundes Kunsturtheil fällen, ohne Aesthetik zu treiben, sogar einige Melodien erfinden, ohne Kenntniss vom Wesen des Contrapunkts zu haben. Aber eine Abhandlung aus einem dieser Wissensgebiete zu schreiben, wird sich Niemand unterfangen, der sich nicht zum Mindesten mit den Rudimenten des betreffenden Fachgebiets, und sei dies auch noch so flüchtig, vorher vertraut gemacht hat. Nur eine Biographie zu schreiben, hält sich Jeder für befugt, der seine Sprache grammatisch richtig schreibt — und auch diese elementare Forderung wird nicht immer eingehalten. Und woher dieser Unfug? Dort fürchtet man das Urtheil der Grammatiker, Logiker, Psychologen usw.; hier kann man sich ungestraft als Franctireur herumtummeln, da es kein berechtigtes Forum giebt, das kecken Übergriffen entgegentreten könnte — es fehlt der Berufsbiograph, die Biographik als eigenes Fachgebiet, jene entscheidende Instanz, die das biographische Stümperthum als solches zu brandmarken die allgemein anerkannte Berechtigung hätte. Der Mangel einer biographischen Kunst mit fest ausgebildeter Technik ist um so auffälliger und bemerkenswerther, als die Biographie, bei Lichte besehen, die älteste Litteraturgattung darstellt. Die Hieroglyphen in Egypten, die Keilinschriften in Assyrien und Babylonien bieten ja im Wesentlichen nur Biographien — zumeist sogar Autobiographien — mehr oder minder ruhmreicher Könige und Feldherren. Die Odyssee ist ihrem Kerne nach eine poetische Biographie des Helden Odysseus. Das alte Testament bietet in der Genesis ein förmliches biographisches Lexicon der Urmenschen, Patriarchen und Religionsstifter dar, wie sie die semitische Volksseele in ihrer üppig wuchernden mythenbildenden Phantasie ergriffen und wie sie der Griffel des Erzählers mit herzerfrischender, ewig junger Naivität und unerreichter schriftstellerischer Grazie festzuhalten verstanden hatte. Und die frühesten Religionsurkunden der übrigen alten Völker? Ob sie uns das Leben des Confucius, Laotse, Zoroaster, der Brahmanen, Buddhisten (besonders Sâkjamunis[1]) u. A. schildern; einerlei: ihre litterarische Kunstform ist meist die Biographie. Dieser litterarische Consensus gentium, der sich in den ältesten schriftlichen Denkmälern aller Kulturvölker dahin kundgiebt, dass sie sämmtlich wie instinktiv das Bedürfniss empfinden, das Leben ihrer grössten Männer — sei es der wirklich existirenden, sei es der aus der Volksphantasie herausgebornen Typen — schriftlich zu fixiren, deutet auf die völkerpsychologische Thatsache hin, dass das Interesse am Biographischen schon der werdenden Kulturmensch-

heit förmlich im Blute steckt. Die Volksphantasie vollzieht in ihrem instinktiven Verlangen nach ständiger Verpersönlichung nicht bloss die Personifizirung der meisten beobachteten Eigenschaften und Zustände, deren die griechische Götterwelt z. B. voll ist, sondern sie interessirt sich auch gewaltig für die erdichteten Erlebnisse der von ihr fingirten Götterwelt. Die griechischen und nordischen Götter- und Heldensagen spiegeln so recht die Volksseele in ihrer schwelgerischen Freude am Biographischen wieder. Und schliesslich entspringen die ersten tastenden Versuche einer Weltentstehungslehre, wie sie unter den Griechen in der Theogonie des Hesiod, bei den Orphikern und Pherekydes von Syros hervortreten, dem gleichen, nur potenzirten und auf das All übertragenen biographischen Bedürfniss: man konstruirt sich eine Biographie des Kosmos.

Wenn nun trotz dieses hohen Alters der Biographie als litterarischer Kunstgattung sich eine eigene Technik — wie sie etwa das Drama und die Rhetorik seit Aristoteles bereits besitzen — noch nicht herausgebildet hat, so trägt vielleicht gerade ihr hohes Alter die Schuld daran. Das Alter einer Kunstform ist eben durch ihre Einfachheit bedingt, da ja die Kultur immer erst durch das Einfache zum Komplizirteren schreitet. Je einfacher aber eine Kunstform ist, desto geringer ist der Anreiz zu ihrer theoretischen Formulirung und methodischen Ausbildung, zumal nach der communis opinio alles Einfache etwas Selbstverständliches, einer wissenschaftlichen Formulirung also gar nicht Bedürftiges an sich hat. An diesem Fluche der Selbstverständlichkeit scheiterte bisher wohl jedes ernstliche Beginnen zur Aufstellung einer Methodenlehre der biographischen Kunst.

Seit Comte hat sich indess die Philosophie daran gewöhnt, gerade das Einfache, Elementare, von allen übrigen Wissenschaften als Selbstverständlichkeit stillschweigend Vorausgesetzte einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Und so mag denn hier eine kleine Untersuchung über Berechtigung, Form, Umfang und Grenzen der Biographik — zunächst als Hülfswissenschaft der philosophiegeschichtlichen Forschung — eine Stelle finden.

II.

Jede Wissenschaft hat mit dem Nachweis ihrer Existenzberechtigung und der Formulirung ihrer Existenzbedingungen zu beginnen. Handelt es sich nun gar um eine werdende, sich nur mühselig emporringende Wissenschaft, wie die Biographik sie in dieser Zeitschrift darzustellen bestrebt ist, so muss dieser Nachweis um so kräftiger geführt werden, als sie sich von dem Odium einer mehrtausendjährigen, sei es unbewussten, wie Freunde, sei es geflissentlichen Vernachlässigung und Hintansetzung, wie Gegner der Biographik behaupten werden, zuvörderst gründlich zu reinigen hat.

Die Berechtigung der Biographik darzuthun und ihre Erhebung zu einer eigenen Disciplin zu fordern, ist ein müheloses Beginnen. Denn angesichts des Umstandes, dass die ältesten auf uns gekommenen Denkmäler

der Litteratur mit Biographien einsetzen, bedarf es keiner einlässlichen Erörterung darüber, dass die Volksseele aller Zonen und Zeiten nach biographischer Verarbeitung ihrer jeweiligen Helden gedürstet, ja förmlich gelechzt hat. Wie tief muss dem Menschen, der in begreiflicher Selbstliebe sein eigenes Ich im Leben seiner Helden spiegelt und in seiner Phantasie zarte, vergleichende Fäden zwischen der Psyche jener und seiner eigenen spinnt, der Hang zum Biographischen in die Seele gegraben sein, wenn die Biographie die einzige Litteraturgattung darstellt, die nicht veraltet und die keinem Wandel der Geschmacksrichtung unterworfen ist! Ob die Hieroglyphen dem Volke das idealisirte Leben seiner Könige künden oder eine Gruppe Wilder, um das nächtliche Feuer gelagert, der Erzählung der Heldenthaten seiner Götter und Vorfahren lauscht, ob in der Spinnstube der Bauernhütten interessante Räubergeschichten den Gegenstand der Abendunterhaltung bilden oder unsere Jugend Robinson Crusoë verschlingt, ob die gottergebene Nonne sich am Leben der heiligen Jungfrau berauscht oder die Salondame *fin de siècle* nach der Lektüre von „Lourdes“ im Buchstaben Z ihres Konversations-Lexikons fieberhaft blättert, um sich den Lebensgang Zola's fest einzuprägen, ob endlich der gelehrte Mönch des 10. Jahrhunderts etwa sich am „Heliand“ erbaut oder ein mönchischer Gelehrter der Gegenwart an Straussens oder Renans „Leben Jesu“ sich ergötzt; einerlei: das diesen Allen gemeinsame tiefere Grundmotiv ist immer das gleiche: freudiges Interesse für alles Biographische. Wo aber nachhaltiges und intensives Interesse vorhanden ist, da stellen sich auch unfehlbar Solche ein, die jenes Interesse zu befriedigen suchen. Die Noth erzeugt und zeitigt den Retter. Selbst im dunkelsten Mittelalter, da alle Musen verstummt waren, rettete sich der letzte verglimmende Funke der Poesie in die Biographie. Das Leben der biblischen Helden dichterisch zu gestalten, wie es in dem jüngst im Vatikan aufgefundenen ergänzenden Text des „Heliand“ geschieht, oder die Lebensschicksale irgend eines späteren Heiligen poetisch zu fassen und zu verklären, dazu raffte sich selbst in der litterarisch ärmsten Epoche der Kulturmenschheit irgend ein anonymer Dichterling auf. Wenn nun solchergestalt die Litteraturgattung der Biographie sich nicht blos als die älteste, sondern auch als die dauerhafteste, allem Wandel des litterarischen Geschmacks trotzende erweist, so kann ihre Existenzberechtigung gar nicht mehr in Frage kommen. Ist auch nicht alles Bestehende, wie Hegel meint, vernünftig, so giebt es doch wohl keinen höheren Rechtstitel auf Existenz, als den einer mehrtausendjährigen Thatsächlichkeit. Was die Flucht der Zeiten und den Wechsel des Geschmacks konsequent überdauert, das hat unzweifelhaft ein Recht auf Existenz.

Aus der Nothwendigkeit der Biographie als eigener Kunstform wird sich die einer Biographik mit Leichtigkeit folgern lassen. Wie jede Kunstform ihren eigenen Rhythmus, ihre besonderen, nur ihr eigenthümlichen

Gesetze und ihre spezielle Technik hat, so können und müssen sich auch bestimmte Regeln der Biographik aufstellen lassen. Ihre bisherige Nichtbeachtung oder mangelhafte Ausbildung sind kein Gegenargument gegen ihre Möglichkeit. Es verhält sich eben mit der Biographik wie etwa mit der Pädagogik. Man hat Jahrtausende hindurch erzogen und dabei sogar vielfach eine erziehliche Kunst praktisch geoffenbart, lange bevor man an eine theoretische Formulirung der Erziehungsgrundsätze gedacht hat. Ja, es gab bei den Griechen z. B. ein ausgebildetes Lehrsystem, die ἐγκύκλιος παιδεία, bevor Sokrates, Platon und Aristoteles die Grundlinien einer Theorie der Erziehung festgestellt haben. Und so haben denn auch, abgesehen von den unbewussten Biographen, als welche ich vor Allem die Dichter der Vorzeit begreife, auch bewusste Darsteller von Biographien, wie Hekataeos, Herodot und Thukydides, die eine Fülle von Lebensbeschreibungen in ihre Geschichtsdarstellung verflechten, und Berufs-Biographen, wie Plutarch, Diogenes Laërtes, Cornelius Nepos u. A. vortreffliche biographische Skizzen verfasst, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, nach welchen Gesichtspunkten und Methoden eine Biographie zu schreiben ist. Wie der Lehrer der Vorzeit unterrichtete und erzog, ohne Pädagogik zu verstehen oder auch nur ihr Vorhandensein zu ahnen — nur nach Instinkt und Naturell —, so schrieb und schreibt der Biograph heute noch seine Lebensbeschreibung, ohne sich um etwa vorhandene Regeln und Gesetze der biographischen Kunst zu kümmern, und meist auch ohne sich die Frage vorzulegen, ob eine Biographik möglich und wünschenswerth sei. Temperament, Laune, Geschmack, litterarischer Takt und Bildungsumfang ersetzten den Biographen bisher die Stelle der ernsten Schulung und fachtechnischen Übung.

Wird es nun heute, da wir eine Pädagogik als regelrecht ausgebildetes Lehrfach besitzen, Jemandem ernstlich beifallen, einem Kandidaten des höheren Lehramts eine Schule anzuvertrauen, der nichts von der Pädagogik verstände? Gewiss macht die Pädagogik noch nicht den Lehrer, so wenig eine Biographik schon durch ihr Dasein nur tüchtige Biographen hervorbringen wird. Sicherlich giebt es heute noch geborne Lehrer, die mit pädagogischem Takt und ererbter Lehrbefähigung ohne intensives Studium der Pädagogik praktisch mehr und besseres leisten, als selbst der tüchtigste Systematiker oder gediegenste Kenner der Pädagogik. Ebenso haben Macaulay, Vasari, Muratori, St. Beuve, Taine, Grimm, Dilthey (in seinem Leben Schleiermachers) u. v. A. mit intuitiver künstlerischer Gestaltungskraft biographische Kunstwerke geschaffen, welche auch die ausgesuchteste Technik nicht zu erreichen, geschweige denn zu überbieten vermöchte. Aber wie verschwindend gering ist die Zahl der gebornen im Verhältniss zu den wirklichen Lehrern — ungefähr so gering, wie die der gebornen, von der Natur dazu begnadeten Biographen im Verhältniss zur erschreckenden Fülle derjenigen, die sich dafür halten und — ausgeben!

Aber auch der beste Berufs-Biograph kann von einer systematischen

Biographik so manchen Fingerzeig entnehmen, so manche technische Finesse ablauschen, auf die er sonst kaum verfallen würde, wie denn auch der raffinirteste Schulpraktikus vom pädagogischen Theoretiker mancherlei Anregung dankbar entgegen nimmt.

Die künftige Biographik wird darum gut thun, aus der Geschichte der Pädagogik sich darüber Winke zu holen, wie sich der allmähliche Übergang von einer Praxis in die Theorie anbahnt und vollzieht. Auch die Pädagogik hat trotz der Vorarbeiten der Alten und ungeachtet der bemerkenswerthen Leistungen eines Ratichius, Comenius, Locke, Rousseau, Pestalozzi, Basedow und Kant sich erst in unserem Jahrhundert als wirkliche Wissenschaft konstituirt. Das malitiöse Spottlächeln, mit welchem ernste Gelehrte früherer Generationen die Ansprüche der Pädagogik, als eigene Wissenschaft aufzutreten, konsequent zurückgewiesen haben, wich in dem Augenblick, da es der Pädagogik geglückt war, in Herbart ihren entscheidenden philosophischen Theoretiker zu finden. Die leise, aber eben darum tödtliche Ironie, mit der man noch vor einem halben Jahrhundert die stillen Aspirationen der Pädagogik in die Schranken wies, jener Hauch wissenschaftlichen Altjungfernthums, der Jahrhunderte lang über dieser Disziplin gelagert war, das Alles zerschmolz wie junger Schnee vor dem sieghaften Sonnenstrahl, sobald Herbart mit dem vollen Rüstzeug des ganzen Kopfes die Pädagogik als Wissenschaft geschaffen hatte. Heute hat sich dieses einstmalige Aschenbrödel unter den Wissenschaften einen Lehrstuhl nach dem anderen errungen oder besser durch die Wucht ihrer Bedeutung allmählig mühsam erzwungen.

Geschichtliche Beispiele und Analogien haben nun vornehmlich einen negativen Werth; sie zeigen, welche Fehler Andere begangen haben und wie man es daher anstellen müsse, auf kürzerem Wege zum gleichen Ziele zu gelangen. Den weitläufigen Zickzack der Geschichte der Pädagogik wird die auf dieses Vorbild hinblickende künftige Biographik zu umgehen haben. Ihre ganze Kraft hat sie jetzt daran zu setzen, ihrem künftigen Systematiker das Material vorzubereiten. Zu ihrer wissenschaftlichen Mündigkeitserklärung fehlt der Biographik heute vorerst noch Eines, freilich das Entscheidende: ihr Herbart.

III.

Alles ernsthaft Biographische hat einen doppelten Zweck: einen historischen und einen pädagogisch-ethischen. Einmal soll es erklären, wie die grosse Persönlichkeit — und vornehmlich eine solche ist ein adaequates Objekt der biographischen Kunst — gewachsen und geworden ist, wie ihre Thaten und Werke entstanden sind und gewirkt haben, welche Seiten ihrer Eigenart ihre geschichtliche Stellung bedingen und die Bedeutsamkeit ihrer Leistungen ausmachen, ob und in welchem Umfange sie den Gesammtfortschritt der Kulturmenschheit gefördert haben, andermal soll es jene Züge

kräftig hervorheben und mit Licht übergiessen, die etwas Vorbildliches, Beispielweckendes, die Epigonen zu gleicher Leistung Anspornendes an sich tragen. — Ein drittes, minder vornehmes Ziel des Biographik, dessen Werth in umgekehrtem Verhältniss zu seiner Verbreitung steht: die Befriedigung der Neugierde, eines anekdotenhaschenden, sensationslüsternen Lesepöbels, kann hier, wo es sich um die wissenschaftliche Seite der Biographik handelt, füglich übergangen werden.

Der historische Werth der Biographik ist nun allen ernsthaften Biographien — unabhängig von ihrem Objekt — gemeinsam. Ob die geschilderte grosse Persönlichkeit ein Monarch, Feldherr oder Staatsmann, Künstler, Gelehrter oder Erfinder ist, gleichviel: sobald ihre Leistung einen merklichen Einschnitt in den Kulturverlauf bedeutet, gehört sie der Geschichte an, und die Schilderung ihres Lebens und Wirkens hat historischen Werth. Anders verhält es sich jedoch mit dem pädagogisch-ethischen oder didaktischen Werth der Biographie. Nicht jedes Leben politisch oder künstlerisch überragender Individualitäten hat nothwendig ethischen Gehalt oder gar vorbildlichen Werth. Eine Biographie Cesare Borgias kann beispielsweise von hervorragendem historischem Werth sein, sofern sie das ganze Zeitalter im Lichte dieser Persönlichkeit grell beleuchtet, aber vorbildliche Züge werden da kaum zu Tage treten, zumal diese Persönlichkeit — selbst als abschreckende Kontrastwirkung gedacht — gar zu absonderlich geartet war. Umgekehrt ist das historisch Bedeutsame an einer Figur wie Sokrates ihr Leben und nur dieses. Das Welthistorische an der Persönlichkeit des Sokrates ist nicht etwa seine Lehre, die ja nur in unsicheren, noch dazu häufig einander trübenden, weil entgegengesetzten Filtrationen auf uns gekommen ist, sondern sein Leben und — sein Tod. Dieses Leben repräsentirt aber eine fleischgewordene Weltanschauung, die seither Unzählige aufgerichtet und mit einem idealen Lebensinhalt ausgefüllt hat: eine der Individualität des Sokrates vollauf gerecht werdende, sich als Kunstleistung zu der Höhe ihres Objektes erhebende Biographie dieses einzigen Mannes müsste zugleich ein ethisches System in sich bergen. Und nicht blos bei Sokrates war das Leben (sein ὁδὸς τοῦ βίου) zugleich die höchste geschichtliche Leistung: auch ein Diogenes von Synope, diese lebendig gewordene Karrikatur des Cynismus, mit dessen Volksthümlichkeit als vermeintlichem Typus eines Philosophen sich noch heutigen Tages nicht leicht Einer messen kann, hat nur gelebt, und nichts gelehrt. Bei einzelnen Religionsstiftern, kirchlichen Heiligen, berühmten Anachoreten und Mystikern, die vielleicht keine Zeile schriftlich hinterlassen haben, und dabei doch auf Millionen Gläubiger eine bestimmende, ja zwingende, ihren ganzen sittlichen Lebensinhalt ausfüllende Wirkung ausgeübt haben, erschöpft sich ihre historische Bedeutung in ihrem Leben d. h. in der Heiligkeit ihres Lebenswandels. Einzelne Märtyrer des freien Gedankens wie Wicleff, Huss, Savonarola, Roger Bacon, Vanini u. A. haben durch ihre Lebensschicksale den Lauf der Kultur

vielleicht entscheidender bestimmt, als die imposantesten philosophischen Systeme ihrer Zeit. Ja, selbst eine so tragende geistige Persönlichkeit wie Giordano Bruno mag vielleicht durch sein tragisches Geschick und seinen Märtyrertod den Kulturfortschritt mit einem mächtigeren Ruck gefördert haben, als durch die gewaltige Geistesthat seines naturalistischen Pantheismus. Und so ist noch bei manchem Denker sein Leben ein Stück — mitunter selbst das beste Stück — seiner Philosophie.

Dass nun aber ein solches Leben nach völlig anderen Gesichtspunkten und unter Hervorhebung und Herausarbeitung ganz andersartiger Momente dargestellt sein will, wie das irgend eines Heerführers oder Künstlers, leuchtet ohne Weiteres ein. Kommt es hier mehr auf die Thaten an, so dort vornehmlich auf die Gesinnung, zumal diese zuweilen die höchste That ist. Daraus folgt, dass sich für die historische Seite der Biographik allenfalls ein allgemeiner, für alle Biographien gültiger, vom behandelten Objekt unabhängiger Kanon aufstellen lässt, dass hingegen mit Rücksicht auf die ethische Wirkung der Biographie eine Scheidung nach Objekten erforderlich ist. Besteht die psychologische Kunst des Biographen in der feinsinnigen Heraushebung derjenigen Eigenschaften seines Helden, die diesen zu einem solchen stempeln, so ist es klar, dass bei der Biographie eines Philosophen z. B. völlig anders geartete Eigenschaften in Betracht kommen, als bei anderen Berufsarten, ja dass die gleichen Eigenschaften in verschiedenen Berufen verschiedenen, häufig sogar einen entgegengesetzten Werth haben. Wollte Jemand in der Biographie Descartes' z. B. sein Verhalten als Militär ins Auge fassen, so müsste er zu einer Verurtheilung seines Characters gelangen. Denn beherztes Zugreifen, rasch entschlossenes Drauflosfahren — sonst die auszeichnenden Merkmale des tüchtigen Militärs — waren Descartes' Sache nicht — zum Schaden seiner militärischen, aber zum Glück seiner philosophischen Carrière. Jeder Beruf hat wie seine eigene Moral, so auch seine eigene Psychologie. Was am Lebensgang eines Goethe packt und interessirt, das lässt uns an dem des ebenbürtigen deutschen Geistes Leibniz völlig kalt. Ueber die Sesenheimer Friederike erscheinen dicke Bände, entspinnen sich noch jetzt ernsthafte litterarische Fehden, die von den Besonnensten vielleicht belächelt, aber doch immerhin geduldet werden. Jedenfalls gilt es als zulässig, dass diese oder jene Jugendflamme eines grossen Dichters den Gegenstand ernster litterar-historischer Forschung abgiebt. Wie würde es nun aber ein Historiker der Philosophie aufnehmen, wenn ihm eine dickleibige Monographie über die romantische Vorgeschichte der natürlichen Tochter von Descartes oder des natürlichen Sohnes von Leibniz zugemuthet würde? Eisiger Hohn und die unterste Schicht des Papierkorbes wären die typische Antwort darauf. Keinem Historiker der Philosophie fällt es bei, den Liebesverhältnissen seiner Helden, die in den Biographien der Dichter einen so berechtigt breiten Raum einnehmen, auch nur nachzuspüren. Was für die Psychologie des Dichters und für die

Vertiefung des Verständnisses seiner Werke von fundamentaler Bedeutung sein mag, das sinkt unter Umständen in der Lebensbeschreibung des Philosophen zur quantité négligeable herab.

Damit soll keineswegs ausgesprochen werden, dass in der Biographie des Philosophen intim Persönliches oder kleinliche, alltägliche Lebensvorgänge überhaupt keine Stelle einnehmen dürfen. Es ist vielmehr auch der umgekehrte Fall denkbar, dass ein so unscheinbarer Vorgang, wie beispielsweise die Aufzählung der Lieblingsgetränke und Leibspeisen, die in der Biographie des Dichters belanglos ist, in der des Philosophen von piquantestem Reiz und würzigstem Duft sein kann. Was liegt nicht alles für bitterer Humor und feine Psychologie in jenem Faustischen Zug, den uns die Biographen Schopenhauers breitspurig schildern, wonach dieser capriciöse Weltverneiner, der in der Ertödtung aller Fleischeslust und gewaltsamen Niederringung des Willens zum Leben Sinn und Ziel der Menschheitsentwicklung erblickte, täglich Wein- und Speisekarte des „Englischen Hofs“ — des damals vornehmsten Restaurants Frankfurts — mit Kennerblick musterte und so den Willen zum Leben in der denkbar gröbsten Form, der der Gourmandise, ungebrochen perpetuirte! Oder wie charakteristisch für die Weltanschauung des Pessimismus ist der Umstand, dass die Dichter und Denker grossen Stiles, die den Weltschmerz künden, wie Petrarca, Pascal, Rousseau, Leopardi, Byron, Heine, Schopenhauer, Hartmann, Mainlaender, Nietzsche sammt und sonders entweder direkte Epileptiker und sonstwie geistig hereditär Belastete, oder von einem chronischen Leiden befallene Individuen gewesen sind. Und endlich noch ein letztes bezeichnendes Beispiel, welche Schlüsse sich aus einem sonst untergeordneten biographischen Detail auf die Weltanschauung eines Denkers ziehen lassen. Wenn wir z. B. vom Arzt G. H. Schuller, dem Intimus Spinozas, durch seinen jüngst publizirten Briefwechsel mit Leibniz authentisch erfahren, dass Spinoza erblich belasteter Phthisiker war — B. de Spinoza vereor, ut brevi nos derelicturus sit, cum phthisis (morbus ipsi haereditarius) in dies ingravescere videantur, schreibt Schuller an Leibniz —, dann erklärt sich so Manches in der Handlungsweise sowohl als auch in der schriftstellerischen Eigenart dieses Denkers, und dieser erst jetzt bekannter gewordene Umstand wirft ein neues, überraschendes Licht auf das herrliche Charakterbild dieses erhabenen Weisen.

Die Hervorhebung dieser für die Biographie eines Philosophen charakteristischen Details, die sich nur auf einzelne typische Beispiele beschränkte, die aber bei einer erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes ins Ungemessene weiter geführt werden könnte, sollte nur an einigen besonders in die Augen fallenden Momenten darthun, dass neben den allen Biographien gemeinsamen methodischen Regeln und Forderungen sich auch spezielle, mit dem Objekt der Biographie wechselnde Normen aufstellen lassen. Die rudimentäre, an alle ernsthaften Biographen zu stellende, unabweisliche

Forderung ist natürlich diese, dass sie die fachtechnische Vorbildung, die zum vollen Verständniss und zur erschöpfenden Würdigung der Leistung ihres Helden unumgänglich ist, sich in möglichst hohem Grade aneignen. Wie man ohne gewisse kriegstechnische Kenntnisse niemals die abschliessende Biographie eines grossen Feldherrn verfassen könnte, so ergeht es den Biographen aller höheren Berufe: sie müssen sich in den oder die Berufe ihrer Helden ganz hineindenken und, wo es erforderlich, technisch hineinarbeiten, um ihrer grossen Aufgabe ganz gewachsen zu sein. Indem ich es nun den kompetenten Biographen anderer Berufsarten anheimgebe, die auf ihrem Gebiet sich ergebenden eigenartigen Schattirungen und spezifischen Forderungen an eine biographische Kunst zu formuliren, sei hier der Versuch gemacht, einige Hauptpunkte über den Werth und die Weise der biographischen Kunst im Dienste der philosophiegeschichtlichen Forschung herauszuheben. Weit davon entfernt das Schema einer „Philosophen-Biographie" aufstellen zu wollen, sollen die nachfolgenden Bemerkungen vielmehr nur dazu dienen, eine Frage in Fluss zu bringen, die für den litterarhistorischen Wissenschaftsbetrieb, der durch eine empfindliche Anzahl von Auswüchsen und bis zur Karrikatur herabgesunkenen Übertreibungen dem täglich wachsenden Vorwurf des öden Alexandrinismus ausgesetzt ist, von nicht zu unterschätzender Bedeutung und Tragweite sein dürfte.

IV.

Die Anfänge einer Historiographie der menschlichen Gedanken liefern uns ein warnendes Beispiel dafür, wie farblos und blutleer die geschichtliche Darstellung philosophischer Theoreme bleibt, wenn sie, auf den intimen Reiz des Persönlichen verzichtend, nur abstrakte Gedankengänge reproduzirt. Die ersten Anläufe zu einer philosophiegeschichtlichen Darstellung, wie sie im ersten Buch der Metaphysik des Aristoteles, in den erhaltenen Trümmern der 18 Bücher Φυσικῶν δοξῶν seines Nachfolgers Theophrast, und in den von Hermann Diels in seinem grundlegenden Werk „Doxographi graeci" zusammengestellten philosophiegeschichtlichen Überresten der bezüglichen Werke des Aetius, Arius Didymus, Plutarch, Galen u. A. vorliegen, enthalten so gut wie nichts Biographisches. Aber die mangelnde Beachtung, welche die Doxographen bei ihren Zeitgenossen und der nächsten Folgezeit gefunden haben, — sie sind ja zum grössten Theil verloren gegangen und nur fragmentarisch erhalten —, zeigt zur Genüge, wie fehlerhaft ihre methodische Anlage war und ein wie geringes Interesse sie infolgedessen einzuflössen vermochten. Und dies mit vollem Recht. Die chronologische Aneinanderreihung und statistisch trockene Vorführung abstrakter Gedankengebilde wirkt auch auf den geduldigsten Leser auf die Dauer ermüdend und abspannend. Die schematisch aneinandergereihten Gedanken erscheinen matt und blass; sie kreuzen und verwischen sich, und dies schon aus mnemotechnischen Gründen. Unser Gedächtniss fordert Anhaltspunkte, verlangt Ruhepausen zum Athem-

holen. Wenn aber die abstrakten Gedanken in monotonen Linien, gleichsam im geschichtlichen Gänseschritt, wie leblose Drahtpuppen von gleicher Grösse und Farbe an uns vorübertrippeln, dann fehlen jene charakteristischen Einschnitte, deren das Gedächtniss zur Einprägung der Differenzpunkte so dringend bedarf, und die vorgeführten Gedanken verschwimmen in einander und zerfliessen zu einem gedanklichen Urbrei. Dieser Beobachtung wird sich Niemand entziehen können, der nicht mit dem Auge des grüblerischen Forschers, sondern mit dem des unbefangen geniessenden Lesers beispielsweise die Ekloge oder Florilegien des Stobaeos neben den Apophthegmen des Diogenes Laërtes liest. Dort der solide, zuverlässige Bericht über Gedanken, hier die mit spielerischer Freude eingestreuten, in das Gedankengewebe eingeflochtenen biographischen Skizzen; dort dürre Schemen, hier warm pulsirendes Leben. Die Forschung mag ja Stobaeos ebensoviel oder noch mehr verdanken als dem Laertier Diogenes; aber für die Weckung des Interesses an der Philosophie und ihrer Geschichte hat Diogenes, dessen Buch im dreizehnten Jahrhundert von Walther Burleigh und im fünfzehnten von Boninsegnius und Arzignano aufgefrischt worden ist,[1]) sicherlich mehr geleistet, als alle Doxographen des Alterthums zusammengenommen. Und schliesslich kommt ja auf die Weckung eines solchen Interesses Alles an. Was nützen dem Forscher seine Resultate, wenn sie Niemanden interessiren? Das wäre ein Fahren auf todtem Geleise — ein wissenschaftlicher König Johann ohne Land!

Abgesehen aber von den äusseren Vortheilen, die das Biographische der philosophiegeschichtlichen Forschung gewährt: — die Belebung und Verpersönlichung der Gedanken, die schärfere Ausprägung der Gedankenunterschiede und die damit verbundene mnemotechnische Erleichterung, die Weckung und Förderung philosophiegeschichtlichen Interesses —, kommen noch eine Reihe innerer Gründe für den Werth des Biographischen im Dienste der philosophiegeschichtlichen Forschung und Darstellung in Betracht. Der Philosoph ist eben keine blosse Gedankenmaschine, in dessen Gehirn die Gedankenfäden mechanisch ineinandergreifen und sich von selbst zu einem Gewebe verknüpfen. Hinter dieser Maschine steht vielmehr als ständiger Dirigent das Ich des Philosophen, das die Fäden nach Auswahl sorgsam scheidet und sichtet, damit das ihm vorschwebende Muster im gewünschten Farbenton zu Stande kommt. Dieses Ich ist aber allerlei Strömungen, Stimmungen und ihren Einflüssen unterworfen. Geistige Vererbung, natürliche Anlagen, Lehrer und Mitschüler, Lebenserfahrung und Lektüre konstituiren eben dieses Ich, das überdies ein fliessendes ist. Eine neue Bekanntschaft, sei es die einer Persönlichkeit, einer Wissenschaft, eines Buches oder einer technischen Erfindung kann diesem Ich unter Umständen eine völlig andere Biegung geben, zuweilen sogar eine entgegen-

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Die erste Geschichte der antiken Philosophie in der Neuzeit“ in m. Archiv für Geschichte der Philosophie, Bd. I, 534 ff.

gesetzte Richtung des Denkens vorzeichnen. Um also die tragenden Gedanken der Philosophen nicht bloss in ihrer Genesis zu begreifen, sondern in ihrem natürlichen Zusammenhange zu erfassen und in ihren Folgen zu überschauen, muss das ökonomische, geistige und sittliche Milieu, aus welchem der grosse Denker hervorgewachsen ist, zunächst festgestellt werden. Denn vielfach ist es ja nur das geistige Milieu, das im Philosophen als seinem typischen Repräsentanten denkt. Und gerade die volksthümlichsten Denker, die ihrer Zeit gleichsam die Zunge lösen, die nur in eine knappe Formel pressen, was aller Welt längst auf den Lippen geschwebt hat, ohne dass sich vorher der erlösende Ausdruck dafür eingestellt hätte — gerade solche Denker sind ja nichts weiter als das personifizirte Milieu. Einzelne überragende Geister wachsen ja über ihr Milieu hinaus und schaffen ein neues. Aber selbst dieses ihr Hinauswachsen über ihr Milieu kann nur begriffen werden, wenn zuvor dasjenige, in welchem sie geworden sind, in seiner Wesenheit festgehalten und in seiner Wirkung auf den betreffenden Denker analysirt wird.

Glückliche Beispiele zur Illustrirung dieses Gedankenganges liefern uns zwei hervorragende philosophiegeschichtliche Publikationen der jüngsten Zeit: die im Erscheinen begriffenen Griechischen Denker von Theodor Gomperz nach der positiven, die Geschichte der Philosophie von W. Windelband (1892) nach der negativen Seite. Bei dem gesicherten Credo Wilhelm Windelbands, der durch seine zweibändige Geschichte der neueren Philosophie und die in zweiter Auflage erschienene Geschichte der antiken Philosophie, in denen er das biographische ebenso wie das im weitesten Sinne kulturgeschichtliche Material mit feinsinnigem Verständniss herbeizuziehen und mit erlesenem Takt auszumünzen verstanden hatte, konnte er vor einiger Zeit das gewagte Experiment machen, einmal einen historischen Querschnitt durch die philosophischen Probleme ohne Berücksichtigung des Biographischen zu versuchen. Er schrieb eine „Geschichte der Probleme und Begriffe“ und verzichtete geflissentlich auf den „ästhetischen Zauber, welcher dem individuellen Eigenwesen der grossen Träger jener Bewegung innewohnt, und welcher dem akademischen Vortrage wie der breiteren Darstellung der Geschichte der Philosophie seinen besonderen Reiz verleiht.“ Ist nun dieses Experiment geglückt? In den Augen des Forschers vortrefflich, in denen des Lesers wohl kaum! So werthvoll und anziehend dem Kenner der Probleme die geistvolle Zusammenfassung Windelband's auch ist, so wenig eignet sich das treffliche Buch zur Einführung in das Studium der früheren Denker. Der allen Menschen eigene Trieb nach Substanzialisirung und Personifizirung fordert instinktiv zu jedem Gedanken die Persönlichkeit des Denkers hinzu; der abstrakte Gedanke erhält erst Leben und Farbe, wenn er in einer grossen Persönlichkeit verkörpert erscheint. Und schliesslich klebt ja so manchem grossen Gedanken noch der Erdgeruch seines Entstehungsortes, das eigenthümliche Aroma seiner Ent-

stehungszeit und der persönliche Zauber seines Hervorbringers an. Man spricht mit vollem Recht von grossen Gedanken, die echt griechisch, römisch, deutsch, englisch, französisch sind, weil sie nur vom betreffenden Volk zu einer gegebenen Zeit von einer bestimmten Persönlichkeit erzeugt werden konnten. Es giebt gewisse geistige Atmosphären, litterarische und künstlerische Milieus, die ihre typischen Repräsentanten mit der Gewalt einer Naturnothwendigkeit hervortreiben. Empfindungen und Gedanken haben vielfach gewisse vom Klima, von der Bodenbeschaffenheit und der historischen Tradition abhängige nationale Schranken. Der gebildete Engländer denkt im Durchschnitt Anderes und anders als der dem gleichen Bildungsniveau angehörende Franzose — von Deutschen und Franzosen im gegebenen historischen Augenblick gar nicht zu sprechen. Das Alles zeigt, dass gewisse Gedanken nicht „zollfrei", nicht von selbstverständlicher Weltbürgerlichkeit sind, vielmehr ihr „Ursprungsattest" unverkennbar mit sich tragen. Die volle Eigenthümlichkeit eines grossen philosophischen Gedankens kann daher nur dann durchgreifend erfasst werden, wenn er von der Persönlichkeit des Trägers dieses Gedankens durchsonnt und der Schilderung des Milieus, in welchem dieser Gedanke entstanden ist, durchleuchtet wird. Wie man den Mann nur innerhalb seiner Kulturbedingungen begreift — Windelband hat dies in seinen früheren Schriften glänzend gezeigt — so den Gedanken dieses Mannes nur im Zusammenhange der Zeit und ihrer Strömungen.

Nimmt man nun aber die drei bisher erschienenen Hefte von Theodor Gomperz' „Griechischen Denkern" zur Hand, dann begreift man psychologisch die warme Zustimmung der Fachkreise,[1]) wie den jubelnden Wiederhall, den diese neueste „Geschichte der griechischen Philosophie" bei hervorragenden Männern anderer Berufskreise — man denke an Speidel und den unvergesslichen Billroth — geweckt hat. Dass dieses Buch ein litterarisches Ereigniss geworden ist, verdankt es neben seinen vielen sachlichen und stilistischen Vorzügen nicht zuletzt seiner ebenso feinfühligen wie diskreten Herbeiziehung und Ausgestaltung des biographischen Materials. Schon der Titel „Griechische Denker" deutet die enge Zusammengehörigkeit von Gedachtem und Denkendem leise an. Wie glücklich ist nun Gomperz in der Durchführung dieser durch den Titel sich stillschweigend kundgebenden Absicht, die Persönlichkeit der Denker schärfer hervortreten zu lassen. Aber auch die Schilderung des Milieus, das diese Persönlichkeiten gezeitigt hat, ist eine dermassen gelungene und für die Anlage des ganzen Buches charakteristische, dass ich in ihr die hervorstechendste schriftstellerische Eigenart dieser Meisterhand zu erblicken geneigt bin.

Schon die einführenden Bemerkungen über „Land und Leute" entrollen ein stimmungsvolles Kulturbild des alten Hellas. Neben der Hervor-

[1]) So neuerdings E. Wellmann, Archiv für Geschichte der Philosophie, Band VIII, 1895, S. 284—290.

hebung der politischen und sozialen Zustände gelangen auch — und das ist ein eminent wichtiges Novum — die ökonomischen Bedingungen in ihrer Wirkung auf die Gesammtkultur zu ihrem Recht. Wenn von Böotien, der Heimath Hesiods, berichtet wird, dass dort „die Luft minder leicht und der Menschensinn minder heiter war als in allen anderen Theilen von Hellas", und dass „Bauernkraft und Bauernverstand das gewaltige Werk — die Theogonie ist gemeint — verrichtet haben", so steht die kernhafte, kraftstrotzende Figur dieses „Römers unter Griechen" so lebendig und plastisch ausgemeisselt vor uns, dass wir ihm förmlich zusehen, wie er mit „strenger Ordnungsliebe und peinlichem Sparsinn" es anstellt, „das Inventar der Götterwelt" aufzunehmen (S. 31 ff.). In wenigen Strichen wird hier ein Milieu gezeichnet, das sich als wahre Fundgrube charakteristischer Züge offenbart. In einem einzigen Satz werden die gegensätzlichen Charaktere von Homer und Hesiod aus ihrem respektiven Milieu erklärt und in packendster Anschaulichkeit einander gegenüber gestellt: „Die fessellos waltende, durch Widersprüche der Sage wenig beirrte Phantasie jonischer Sänger ist der hausbackenen, systemisirenden Weisheit des böotischen Landmannes nicht weniger entgegengesetzt, als der stolze, gehobene Lebensmuth ihrer adligen Hörer sich von dem düstern Sinn der gedrückten Bauern und Ackerbürger abhebt, für welche Hesiod gedichtet hat".

Überhaupt versteht es Gomperz meisterlich, aus der Schilderung der Landschaft, die den grossen Denker erzeugte oder beherbergte, reiches Material für die Artung seiner Gedanken zu gewinnen. Einem Heraklit, der eigenartigsten Denkernatur des Alterthums, ersetzt die Landschaft den Lehrmeister. „Einsamkeit und Naturschönheit waren die Musen Heraklits". „Wenn der sinnende Knabe auf den zauberisch schönen, von beinahe tropisch üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Höhen umherschweifte, die seine Vaterstadt umkränzen, da stahl sich manch eine Ahnung des All-Lebens und der in ihm waltenden Gesetze in seine wissensdurstige Seele" (S. 50). Die geistvolle Rückkonstruirung der Biographie Heraklits aus seinen deutungsreichen Fragmenten S. 51 ff. sei nur im Vorübergehen mit einem Worte gestreift. Ebenso sei auf die effektvolle schriftstellerische Gegenüberstellung von Einst und Jetzt, welche die Darstellung zu künstlerischer Wirkung erheben, nur kurz verwiesen. Bei Elea, der Heimath der eleatischen Philosophie, wird S. 127 daran erinnert, dass „der alte Name heute nur mehr an einem einsam ragenden Thurme haftet", bei Kroton, der ehemaligen Pflanzstätte der pythagoreischen Philosophie, wird S. 82 hervorgehoben, dass „diese Stätte heute verödet daliegt, während sein Name an dem armseligen Fischerdorf Cortona haftet", während die Topographie von Abdera, das man mit demselben Recht die Stadt des Atomismus nennen könnte wie man Königsberg die der reinen Vernunft betitelt, Gomperz heute noch gestattet, Hippokrates bei seinen Krankenbesuchen zu begleiten, die ihn einmal zum „Thrakischen Thor", ein andermal in die „heilige Strasse" und

in die „Hochstrasse“ geführt haben!“ Wer sieht nicht das von der Legende überlieferte Zusammentreffen des Hippokrates mit Demokritos leibhaftig vor sich, wenn der neckische Pinsel des mit Worten malenden Gomperz diese einzige Szene wie folgt festhält: „Und so mag auch jenes Gartenhaus hinter einem Thurm der Stadtmauer und die schattenreiche Platane, unter deren Laubdach der abderitische Weise mitten unter Schriftrollen und geöffneten Thierleibern auf seinem Knie schreibend von dem grossen Arzt angetroffen ward — dieses Bild der Legende mag sich von der Wirklichkeit nicht allzuweit entfernen“, S. 254.

Neben der Schilderung der Landschaft kommt bei der Feststellung des Milieus die Ermittlung der Rasse wesentlich in Betracht. Da wir, bei den antiken Denkern zumal, von dem Elternpaar des Denkers in der Regel nichts erfahren, so müssen zum Mindesten die Rassenmerkmale, soweit sie sich rekonstruiren lassen, kräftig betont und herausgearbeitet werden. Als ein glückliches Beispiel der Kennzeichnung dieser Seite des Milieus greife ich bei Gomperz die knappe Charakteristik von Thales, dem „Ahnherrn“ der griechischen Philosophie, heraus. „Dieser ausserordentliche Mann war das Produkt einer Rassenkreuzung; griechisches, karisches und phönizisches Blut floss in seinen Adern“, S. 39.

Für die Bildung des geistigen Horizonts eines Denkers ist auch die Stellung von Kunstfleiss, Gewerbe und Handel zur Zeit seines Auftretens nicht ohne Belang. Wären nicht auf der Insel Samos, dem Geburtsland des Pythagoras, im sechsten Jahrhundert „Schifffahrt, Handelsbetrieb und Kunstfleiss“ heimisch gewesen, S. 81, so hätte Pythagoras wohl kaum so leicht den weiten geographischen Gesichtskreis erlangt, in entlegene Fernen zu schweifen, um in fremden Ländern verborgene Wissensschätze zu heben und nach Hellas zu verpflanzen. So absonderlich es auch klingen mag, so bleibt es darum nicht weniger wahr, dass der Gedankenaustausch der Völker erst ihrem Waarenaustausch auf dem Fusse zu folgen pflegt. Die geistige Zurückgebliebenheit einzelner Völker lässt sich nicht selten an ihrem Abstande von der Küste messen. Je weiter eine Kultur von der unsrigen, im „Zeichen des Verkehrs“ stehenden zeitlich zurückliegt, um so mehr Gewicht ist bei der Feststellung des Milieus wie auf die klimatischen, somatischen und terrestrischen Bedingungen, so besonders auch auf die geographische Lage, auf Kunstfleiss, Gewerbe und Handel zu legen.

Das Temperament des Volksthums, dem der zu behandelnde Denker angehört, das freilich vielfach Produkt des Klimas und der terrestrischen Lage ist, darf bei der Abschätzung der geistigen Individualität des betreffenden Denkers nicht ausser Acht gelassen werden. Einem nordischen Denker kann gar leicht etwas als Fehler vorgerückt werden, was bei einem südländischen natürlich erscheint, ja ihm unter Umständen sogar vortrefflich zu Gesichte steht. Selbstgefälligkeit und Ruhmredigkeit würden wir

bei einem Kant gar nicht begreifen, bei einem Comte fast vermissen. Auch dafür möge ein prächtiges Beispiel von Gomperz' glücklicher Erfassung des Milieus hier eine Stelle finden. Um der Persönlichkeit des Empedocles gerecht zu werden, in welcher „das echte Gold gediegenen Verdienstes mit dem Flittergold wesenloser Ansprüche so seltsam gemengt ist“, wird das Temperament seiner Landsleute wie folgt charakterisirt: „Ein Hang zur Schaustellung und zur Äusserlichkeit scheint den Bewohnern der Insel, welche die Wiege der Rhetorik gewesen ist, von altersher im Blut zu liegen. An den Trümmern der Tempel, welche die Hügel um Girgenti krönen, befremdet uns ein Zug zum Grellen, zum Effektvollen und Übertriebenen“, S. 185. Wie feinsinnig ist hier Sicilien als die Wiege der Rhetorik zur Entschuldigung der überbeweglichen Psychologie des Empedocles verwerthet, und wie diskret sind hier die reichen archäologischen und kunstgeschichtlichen Kenntnisse, die der Gomperz'schen Darstellung so sehr zu statten kommen, im Dienste der philosophiegeschichtlichen Forschung herbeigezogen!

Endlich sei noch die Wichtigkeit der Betonung der Berufe, denen das Privatleben des Denkers gewidmet war, flüchtig hervorgehoben. Dass dem „Wasserträger“ Kleanthes gewisse rauhe, herbe Züge eignen, die ihn auch gedanklich von seinem geschmeidigen, nur zu elastischen Nachfolger im stoischen Lehramt Chrysipp scheiden,[1]) dass der ehemalige „Sklave“ Epictet eine härtere Gedankenbiegung vertritt, als sein Vorgänger, der aalglatte und geschniegelte Höfling Seneca, und sein kaiserlicher Nachfolger Marc Aurel, dass der „Sackträger“ Ammonius wuchtiger und entschlossener vorgegangen ist, als sein feingebildeter, alle Denkelemente der Vorzeit in sich aufnehmender Schüler Plotin, dass der Görlitzer Schuster Jakob Böhme die Mystik markiger zusammengehämmert und schärfer zurechtgespitzt hat, als seine kantianisirenden Verwässerer Baader und Schelling, sieht man wohl ohne Weiteres ein. Und so lassen sich die Einflüsse der Sonderberufe der Denker, sofern solche vorhanden waren, wohl durchgängig nachweisen. Der „kirchliche“ Beruf der mittelalterlichen Denker, der „ärztliche“ Beruf bei Renaissancedenkern wie Cardanus und Paracelsus, der „staatsmännische“ Beruf bei Macchiavelli, Morus, Bacon, der „Erzieher- und Reisebegleiter-Beruf“ bei Hobbes, Locke und Hume, das Brillenschleifen Spinoza's u. s. w., das Alles ist nicht spurlos an den Systemen der betreffenden Denker vorübergegangen. Leise und unvermerkt schleicht sich so manche im Beruf erlangte praktische Erfahrung in das theoretische Denken ein, um dort zu einer generellen Wahrheit umgestempelt zu werden. Und gar oft überträgt man auch im Beruf erworbene Charakterzüge auf das theoretische Denken. Wenn Gomperz beispielsweise dem Eleaten Melissos Unerschrockenheit des Denkens nachzurühmen hat, „gleichviel ob ihn am Ziel Hohngeschrei oder

[1]) Vergl. die Charakteristiken dieser beiden stoischen Schulhäupter in meiner Psychologie der Stoa I, S. 168—178 und Erkenntnisstheorie der Stoa II, S. 316—348.

Jubelrufe erwarten", so konnte dies kaum glücklicher als durch die Berufung auf die nautische Thätigkeit des Melissos geschehen. „Der beherzte Admiral war ein Denker von vollendeter Furchtlosigkeit" (S. 155). Durch diese Heraushebung des Admirals in Melissos tritt uns diese absonderliche Denkergestalt menschlich näher. Seine dialektischen Spiegelfechtereien verlieren den ihnen sonst anhaftenden ominösen Beigeschmack, als handle es sich dabei um lustige Capriolen eines geistigen Jongleurs und Viertelskopfes oder gar um geflissentliches Falschmünzerthum; sie erscheinen vielmehr im weit milderen Lichte des dialektischen Husarenstückchens oder des kecken Säbelhiebs, den der thatenlustige Berufssoldat der Vernunft versetzt. Er befiehlt seinen Gedanken mit kurz angebundenem Commandowort, wie etwa seinen Matrosen, sich an einer bestimmten Stelle zu gruppiren und zum Angriff überzugehen, ohne zu erwägen, dass es in keiner Armee so schwierig ist, stramme Disziplin aufrecht zu erhalten und seinen Befehlen strikte Nachachtung zu verschaffen, als im Heer — der eigenen Gedanken.

Und noch ein Weiteres! Je grösser der zeitliche Abstand ist, der uns von einem Denker trennt, und je winziger und unzuverlässiger das über ihn vorhandene biographische Material ist, desto schwieriger wird es, seine Gestalt festzuhalten und sich einzuprägen. Wenn wir nicht viel mehr von ihm wissen als den blossen Namen, so verflüchtigt sich dieser sehr bald zum blossen Begriff von schattenhafter Unbestimmtheit. Glückt es nun aber, einen charakteristischen Zug aus seinem Leben, insbesondere seinem Berufsleben, aufzuspüren und mit dem Charakter seines Denkens ungezwungen zu verweben, dann belebt sich sofort das schattenhafte Gebilde, und die Persönlichkeit des Denkers geht unverlierbar in unsern geistigen Besitz über.

So haben wir eine Reihe von Momenten gefunden, die bei der Schilderung des Milieus, das den Denker erzeugt und trägt, nicht ausser Acht gelassen werden sollten. Dass daneben und vor Allem auch die politischen, sozialen, rechtlichen, moralischen, künstlerischen und allgemein litterarischen Faktoren Berücksichtigung finden müssen, versteht sich von selbst. Kein moderner Darsteller der Geschichte der Philosophie wird sich diese Faktoren entgehen lassen oder sie ungestraft auch nur vernachlässigen dürfen, seitdem der Altmeister Eduard Zeller ihre Unentbehrlichkeit für das intime Verständniss grosser philosophischer Bewegungen für immer dargethan hat.

Warum die allseitige Kennzeichnung des Milieus gerade bei der Darstellung eines Philosophenlebens von besonderer Wichtigkeit sein soll, lässt sich unschwer aufzeigen. Ist es doch die Aufgabe der Philosophie, die Elemente aller Wissenschaften und Künste aufzudecken, mit einander in Verbindung zu setzen, etwaige unter ihnen sich ergebende Unebenheiten oder logische Widersprüche zu glätten und auszugleichen, um solchergestalt eine einheitliche Weltanschauung zu ermöglichen, einen leitenden Faden

durch den chaotischen Wirrwarr dieser kaleidoskopisch bunten Mannigfaltigkeit, die sich Welt nennt, herauszufinden! Wie nun der Philosoph grössten Stiles Alles überblicken muss, um es in eine oder wenige Formeln zu fassen, so muss auch sein Biograph alle Elemente aufzuspüren suchen, die dieses gewaltige Ich konstituiren. Jede andere Berufsart hat es nur mit einem Ausschnitt des Universums zu thun; der Philosoph allein mit dem Universum selbst! Die Allseitigkeit des Objekts, mit welchem sich der Philosoph zu befassen hat, heischt gebieterisch eine möglichste Allseitigkeit in der psychologischen Analyse jenes Subjects, welches das All begreift — oder doch zu begreifen vermeint.

Der einzelne biographische Forscher kann indess kaum übersehen, ob und welchen Werth diese oder jene Notiz aus dem Leben eines Denkers für den künftigen berufenen Biographen desselben haben könnte. Darum muss in mühsamster Kleinarbeit Alles, aber auch Alles, zusammengetragen werden, dessen man nur irgend habhaft werden kann. Hier und nur hier liegt die wissenschaftliche Berechtigung des biographischen Details und des litterarischen Krimskrams! Es muss auch Spreu angesammelt werden, sintemal man nicht wissen kann, ob nicht ein künftiger grosser Forscher daraus ein Goldkörnchen wird herauspicken können. Man kann auch im Gebiete der Wissenschaft nicht ökonomisch genug verfahren. Nichts ist zu geringfügig, als dass es nicht gelegentlich von einem überlegenen Geiste glücklich verwerthet und ausgenützt werden könnte. Wie man jetzt aus Lumpen und Abfällen werthvolle Gewebe fabrizirt, so mag vielleicht ein grosser litterarhistorischer Konstrukteur aus litterarischem Kleinkram dereinst ein prächtiges Ganzes zusammenstellen. Das rastlose Aufzeichnen von litterarhistorischen Notizen und sorgfältige Registriren aller erreichbaren biographischen Details wäre öder Alexandrinismus nur dann, wenn dieses Ansammeln Selbstzweck bliebe. Heute ist sich indess jeder ernst zu nehmende biographische Detailforscher darüber wohl klar, dass diese seine Thätigkeit nur Kärrnerarbeit ist. Doch muss diese mühselige, geduldheischende Kärrnerarbeit unweigerlich verrichtet werden, sollen künftige Könige mit Erfolg bauen können.

Über den biographischen Gehalt des altdeutschen Minnesanges.

Von
ANTON E. SCHÖNBACH.

Es ist eine besonders während der letzten Jahrzehnte vielberegte Frage, die auf den folgenden Blättern erörtert werden soll. Nicht bloss, wer es sich vorsetzt, die geschichtliche Entwickelung des altdeutschen Minnesanges überhaupt zu erforschen, sieht sich genöthigt, mindestens für

sich nach einer beruhigenden Lösung zu streben, sondern auch die grosse Zahl jüngerer Gelehrter, die sich mit einzelnen Dichtern dieser Gruppe befassen, Texte kritisch herausgeben, Zusammenhänge feststellen, Charakteristiken liefern, findet sich immer wieder vor dem einen grossen Problem: in wie weit ist es möglich, aus den Liedern der altdeutschen Lyriker auf ihre Lebensverhältnisse zu schliessen, in wie fern entsprechen sich da Dichtung und Wahrheit und welche Methoden besitzen wir, um aus den überlieferten Versen die Schicksale ihrer Verfasser zu ermitteln? Schon der Umstand, wie hartnäckig diese Frage am Horizont der deutschen Litteraturgeschichte bleibt, belehrt uns, dass sie mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten behaftet sein muss. Das ist wirklich der Fall und zwar in solchem Maasse, dass durch einen ausgezeichneten Kenner dieser Studien (Burdach, Anzeiger f. d. Alterth. 12, 190 ff.) sogar von Bemühungen abgerathen wurde, mittelhochdeutsche Lieder biographisch auszudeuten, das sei unfruchtbar und aussichtslos. So berechtigt mir diese Abwehr unreifer Untersuchungen an sich scheint, so vermag ich solcher Skepsis doch nicht ganz zuzustimmen. Ich sehe vorläufig davon ab, dass die Frage nach dem biographischen Werth der altdeutschen Lyrik auch im Zusammenhange mit einer ästhetischen Theorie der Lyrik überhaupt behandelt werden kann, ich fasse den Minnesang zunächst nur als historische Erscheinung. Dabei nehme ich Biographie fürs erste einfach als Lebensbeschreibung, als Schilderung des äusseren Verlaufes eines Dichterdaseins.

Wir besitzen über die deutschen Minnesänger so gut wie gar keine biographischen Nachrichten. Einzelne von ihnen werden gelegentlich in den litterarischen Stellen höfischer Epen rühmend genannt, im Tristan Gottfrieds von Strassburg, bei Rudolf von Ems, Heinrich von dem Türlin und sonst noch, aber ohne dass dem meist allgemein gehaltenen Lobe Thatsächliches könnte entnommen werden. Die ungeheuren Massen von Urkunden, die besonders in unserem Jahrhundert gedruckt wurden, hat man auf diese Dichter hin bereits eifrig durchforscht, und es sind auch in der That viele Namen, hauptsächlich in den Scharen der Zeugen, zum Vorschein gekommen. Doch sind das eben nichts als Namen, und so wichtig es unter Umständen sein mag, zu wissen, wo ein Sänger, dessen Leben wir genauer kennen, zu einer bestimmten Zeit sich aufgehalten hat, (wofern nämlich die Urkunde darüber sicheres Zeugniss ablegt, was bei den Rittern, die zum gewöhnlichen Gefolge eines Fürsten gehörten, keineswegs immer der Fall ist), so gleichgültig ist es, wenn diese Erwähnung das einzige Datum seiner geschichtlichen Existenz ausmacht oder eines aus ganz wenigen, weit von einander abliegenden. Das ist alles. Wer da weiss, dass wir mehr als hundert Biographien provenzalischer Troubadours in Aufzeichnungen aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts besitzen, dass uns geschichtliche Erläuterungen zu einer Anzahl ihrer bedeutendsten Gedichte aufbehalten sind, der wird verwundert fragen, weshalb diesem Reichthum gegenüber der

deutsche Minnesang im Gedächtniss der Nachfahren so übel weggekommen ist. Wollen wir darauf ausreichend antworten, so ist es erforderlich, genauer aufzuklären, unter welch verschiedenen Umständen die Lyrik der Provence und die mittelhochdeutsche sich entwickelt haben.

Es ist ein arger Irrtum, und doch begegnet man ihm oft, wenn angenommen wird, dass die süd- und nordfranzösische sowie die deutsche Minnepoesie nur unwesentlich unterschiedene Gestaltungen ein- und desselben Phänomens des mittelalterlichen Geisteslebens darstellen. In Wahrheit ist ihnen nichts gemeinsam als der Stoff, die Liebe, und in Form und Ausdruck, was die Deutschen von den Romanen entlehnt haben. Das Minnewesen findet sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bei allen Kulturvölkern des Abendlandes, es giebt eine Lyrik dieses Inhaltes auch in Italien, Spanien und Portugal, sogar in der englischen Litteratur. Aber indess man die letztgenannten Erscheinungen in ihrer Besonderheit wohl auseinander zu halten versteht, giebt man sich meines Erachtens noch immer Täuschungen über die enge Verwandtschaft zwischen den Hauptgruppen hin. Die Minnedichtung entspringt bei Provenzalen, Franzosen und Deutschen aus verschiedenen Gründen und entfaltet sich auch anders bei jedem dieser Völker.

Uns allen ist die Thatsache geläufig, dass die Anfänge des Minnewesens bei den Provenzalen bis ins elfte Jahrhundert zurückreichen und dass darum die Lyrik, die es litterarisch abspiegelt, nicht sehr viel jünger sein wird. Wie es kam, dass gerade dort zuerst die „Frau“ zu einer so beherrschenden Stellung in Leben und Poesie gelangte, scheint in der Hauptsache klar. Die Provence, von der Natur aufs glücklichste ausgestattet, ist deshalb auch der Sitz einer uralten Kultur. Weit über die Römer hinaus, zu Griechen und Phöniziern, reicht unsere Kunde über blühende Niederlassungen und reiche Handelsstädte am mittelländischen Meer, Massilia zuvörderst. Wer das vielfarbige und bewegte Bild im Gedächtniss hat, das der Historiker der Merowinger, Gregor von Tours, von dem Leben der südfranzösischen Städte entwirft, wie es nach den Gräueln der Völkerwanderung bestand, den wird die Fülle des Glanzes nicht erstaunen, der sich bei dem Adel und den Kaufleuten des gesegneten Landes im zwölften Jahrhundert aufthut. Das ganze Gebiet ist in viele kleine, aber intensiv bewirthschaftete und darum erträgnissreiche Güter gespalten, die Zinsungen fliessen zum Theil an prunkvollen Höfen zusammen, in den Städten bewegt sich ein internationaler Verkehr, ganz insbesondere mit dem benachbarten hochstehenden Italien. Dem äusseren Leben ähnlich entwickelt sich das geistige, das nun freilich bis ins zwölfte Jahrhundert mehr in der lateinisch-kirchlichen Litteratur als in dem Schriftthum der klangvollen Volkssprache an den Tag tritt. Es giebt eine vornehme Gesellschaft, die sich am Spiele des Witzes und in feinen Umgangsformen ergötzt, ganz von selbst nehmen da die Frauen den vordersten Rang ein,

und man braucht gar nicht daran zu denken, dass ihr Emporsteigen etwa als ein Überlebsel aus alten Antrieben, vergleichbar dem Hetärenwesen der Blüthezeit Athens oder dem verliebten Treiben in dem Rom des Catull und Horaz, anzusehen wäre. „Frauen“ im engeren Sinne des Wortes waren es, die für die Gesellschaft der Provence den Ton angaben (wie heute in Frankreich und Italien), die Mädchen hielt häusliche Zucht oder klösterliche Erziehung ferne von dem Geräusch der Welt. Daher sind auch nur reife, vermählte Frauen die Heldinnen der provenzalischen Minnepoesie, ganz selten ereignen sich Fälle, in denen der Sänger um die Liebe eines Mädchens wirbt. Nimmt man dazu, dass die Heirathen in den wohlhabendsten Familien der Grundherren kaum je aus persönlicher Neigung geschlossen, sondern durch die Interessen des Besitzes bestimmt wurden, dass also das Eheband nicht sehr eng geschlungen war, hingegen eine neue romanische Tradition der vermählten Frau grössere Freiheit gestattete, so sind die Verhältnisse der Damen zu den Sängern auch trotz der vorkommenden Standesunterschiede wohl zu begreifen. Die Gefahr, der die Heiligkeit der Ehe dabei ausgesetzt war, darf man freilich nicht gering anschlagen, in den Augen einer grossen Zahl von Männern galt sie so viel nicht, weil doch sie selbst sich nicht weniger ungenirt bewegten. Ausnahmen, wenn den erfolgreichen Troubadours ein böses Geschick strafend widerfährt, werden mit solchem Lärm in der Überlieferung hervorgehoben, dass sie die Regel deutlich durchblicken lassen. Trotzdem glaube auch ich, die provenzalische Liederkunst sei so schlimm nicht gewesen, als sie uns heute scheint: Gesellschaft und geselliger Verkehr waren bereits hoch ausgebildet, als sie aufkam, deshalb durfte sie ihnen als ein willkommener Schmuck dienen, die Seufzer und Werbungen der Troubadours erfreuten mit ihren wohlklingenden Strophen den Kreis der Hörer und ehrten die gepriesenen Damen. Gerade dass so häufig, man darf vielleicht sagen, meistens, der Sänger den Namen seiner Herrin offen nennt oder wenigstens die Schönheit ihres Leibes, ihrer Gewänder, ohne Scheu vor Erkennung rühmt, scheint mir ein sicherer Beweis, dass die provenzalische Minnedichtung wahrhaft und mehr als irgend anderwärts eine gesellige Kunst gewesen ist. Deshalb kann ich auch dem neuesten und erprobten Schilderer dieser Verhältnisse (Stimming in Gröbers Grundriss für roman. Philolog. II 2, 15) durchaus nicht beifallen, der von dem Frauendienste der Provence meint, „er danke seine Entstehung wesentlich dem gewaltigen Aufschwunge des Marienkultus im elften Jahrhundert“. Das ist, näher überlegt, nicht denkbar. Wofern man nicht Frauendienst und Marienverehrung als zwei Ausdrucksformen derselben Lebensanschauung in gegenseitige Wechselwirkung setzen will, ist man gezwungen, das Minnewesen für älter und für einen Impuls zu halten, von dem der kirchliche Kultus Marias stark gefördert wurde. Da er so alt nicht ist, als man gemeinhin annimmt, empfiehlt sich diese Auffassung, obgleich schon das Hervortreten des

Gottessohnes in der französischen Theologie des elften Jahrhunderts nothwendig auch eine Steigerung des Ansehens der Gottesmutter zur Folge haben musste. Andere Antriebe für die Marienverehrung Südfrankreichs hat die kirchliche Archäologie in bisweilen sehr seltsamen Beziehungen an den Tag gebracht.

Diesem Ursprunge gemäss sind auch die Eigenthümlichkeiten des provenzalischen Minnesanges beschaffen. Das Lob der geliebten Frau konnte in einem kleineren Umkreise auch die höfische Gesellschaft interessiren, die ja die vornehme Dame mindestens dem Namen nach kannte; und war solches Lob ohne erkennbaren persönlichen Bezug ausgesprochen, dann zog es an, weil die anwesenden Ritter darunter ihre Schönen, die Frauen aber sich selbst verstehen durften. Es ist wenig echte, tiefe Leidenschaft in diesen Liedern zu spüren, deren Ausdruck für geselliges Vergnügen überdies kaum passlich gewesen wäre. Dafür ist der Minnetheorie, den allgemeinen Erörterungen über die Liebe, ihre Macht und Eigenschaften, der Liebesdialektik, weiter Raum gegönnt. Und endlich der Reflexion, der Analyse der eigenen Empfindung, dem Urtheile darüber, Leistungen praktischer Psychologie, die sich in jener Zeit sehr wohl begreifen, wenn wir uns des eingehenden Studiums erinnern, das die Theologen, besonders in asketischer Betrachtung der Sünde, auf die Zerlegung und Erkenntniss der Vorgänge des Seelenlebens gewandt hatten. Alles Übrige der Lyrik der Provenzalen ist politisch und didaktisch. Es darf jedoch nicht verabsäumt werden, die hohe Bedeutung hervorzuheben, die dabei der „Kunst“ als solcher, der Formengebung, zugestanden war. Ist das feine Ohr der Romanen allenthalben empfänglich für den Reiz des Verses an sich, für Rhythmus und Reim, so war die Form in dem provenzalischen Minnesange besonders ausgebildet. Dagegen trat sogar die Musik zurück, denn, soweit wir es wissen, waren selbständige neue Melodien bei neuen Liedern dort durchaus nicht nothwendig, die Weise wich dem Text, die Musik brachte sich beim Vortrage mehr begleitend als führend zur Geltung.

Ein anderes Bild gewährt die altfranzösische Lyrik. Zwar ist sie unter dem unmittelbaren Einfluss der provenzalischen entstanden, aber sie hat es nicht entfernt zu deren Erfolgen gebracht. Ihre Lieder sind unpersönlich, mehr sentimental als gefühlvoll, die Reflexion wiegt vor. Sie war auch stets ein Stiefkind und galt im französischen Hofleben nur so viel, als der gute Ton ritterlicher Unterhaltung begehrte. Weit über sie hinaus ist die höfische Epik gewachsen, die in einem fruchtbaren Grunde nationaler Überlieferung wurzelte. So hat sich denn auch eine Mischgattung, die zwischen Lyrik und Epik mitten inne steht, die Romanzen und Pastourellen, aufs glücklichste entwickelt; ihr kam es noch zu gute, dass sie aus der Volkspoesie selbst schöpfen durfte. Trotz dieser ungünstigen Umstände hat die altfranzösische Lyrik doch eigenthümliche Formen hervorgebracht und hat der altdeutschen die wesentlichsten

förderndsten Anregungen gegeben. Da sie hauptsächlich in den nordfranzösischen Landschaften betrieben wurde, so waren der Vermittlung nach dem deutschen Boden, zunächst an den Niederrhein, die Wege geebnet und gewiesen, und wie die französische Theologie seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts durch den Verkehr der Klöster und die politischen Verbindungen der Kirche auf die deutsche geistliche Litteratur befruchtend eingewirkt hat, so ist mit den äusseren Formen der Chevalerie die französische Epik und Lyrik im Geleite des Verkehres vor allem der Höfe, im diplomatischen Austausch, in Deutschland eingezogen.

Die Blüthe des deutschen Minnewesens, ungefähr von 1170—1230, weist nun wieder ganz andere Züge auf als die romanischen Vorbilder. Zwar hat es im Südosten, in Oesterreich und den anstossenden Gauen Bayerns, wie es scheint, eine bodenständige volksthümliche Liebeslyrik schon früher gegeben, allein auch sie unterliegt bereits dem Einflusse der neuen gesellschaftlichen Bildung, des Ritterthums. Ganz von diesem erfüllt ist die Lyrik des deutschen Westens, der in der Aufnahme der Chevalerie, so weit sich das aus der Bewaffnung, den militärischen Einrichtungen, dem Wappenwesen u. a. erschliessen lässt, dem Osten um ein paar Jahrzehnte voraus war. Prüfen wir nun die Eigenheiten des deutschen Minnesanges, so fällt uns zunächst der stark persönliche Charakter dieser Lyrik auf: die eigensten Empfindungen des Sängers bilden den Hauptstoff seiner Kunst. Und diese Empfindungen sind echt, nicht gemacht und auf dem Wege der Reflexion gewonnen. Dafür spricht nachdrücklich das von allem Anfang an durchwegs festgehaltene Gebot, den Namen der Geliebten zu verschweigen. (Vgl. Uhland, Schriften 5, 142. Wackernagel, Altfranz. Lieder u. Leiche S. 208. Litteraturgesch.[2] 1, 305, 17. Nicht einmal die provenzalischen Umschreibungen finden sich, Diez, Poesie des Troub.[2] s. 132.) Das kann nicht darin begründet sein, dass die Lieder, durch Fahrende verbreitet oder von den Verfassern selbst vorgetragen, mit den Namen der angesprochenen Frauen ausgestattet, weitere Kreise der ritterlichen Gesellschaft nicht interessirt haben würden; ist ja trotzdem genug Persönliches vorhanden gewesen, das doch die aufmerksame Theilnahme der Hörer errang. Freilich, lebendiger, anschaulicher, frischer in der Darstellung der Situationen ist der deutsche Minnesang durch diese Enthaltsamkeit nicht geworden. Mussten doch bei Schilderungen alle thatsächlichen Einzelheiten vermieden werden; darum vermisste Uhland in seiner meisterlichen Abhandlung über die Lyrik sogar die Kleiderbeschreibungen (Schriften 5, 134). Wichtiger ist ein Anderes: das stärkste Motiv für die Ausbildung des provenzalischen Minnesanges war der Ruhm, der durch die Lieder der Sänger für die Frauen zu erwarten war, deshalb begünstigten sie die Dichter, schmeichelten ihnen und gaben sich sogar lieber hin, bevor sie auf das öffentliche Lob verzichteten. Dieser mächtige Antrieb fehlte in Deutschland fast ganz, denn dass die Frau in stiller Kemenate wusste, das durch den

Boten überbrachte oder durch den Spielmann ihr vorgetragene Preislied beziehe sich auf sie selbst, diese bescheidene Genugthuung vermochte jene Impulse nicht zu ersetzen. Eine weitere Folge solcher Umstände ist, dass der deutsche Minnesang keine Dichterinnen mit Namen kennt wie der provenzalische: wurde wegen der Wahrheit der Liebesverhältnisse die Person der Geliebten in Dunkel gehüllt, so durfte die Frau nicht offen die Gefühle des Sängers erwiedern. Dass es heimlich geschah, wissen wir. Die sogenannten „Frauenstrophen" der altdeutschen Lyrik (in der Regel durch die Verwendung der Pronomina im Eingange kenntlich gemacht) sind zum Theile gewiss von den Frauen selbst gedichtet, zum Theil von den Sängern nach Botschaften und Mittheilungen ihrer Damen bearbeitet und zum geringen Theile (häufiger erst in späterer Zeit) von den Männern zum Ausdruck ihrer Wünsche frei ersonnen. (Vgl. Burdach, Reinmar u. Walther S. 75 ff. Zeitschr. f. d. Altert. 27, 367. Mein Buch „Über Hartmann von Aue" S. 370 ff.; dagegen Weinhold, Deutsche Frauen[2] 1, 147 ff.); aber die Namen der Verfasserinnen durften in keinem Fall preisgegeben werden.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich noch andere Unterschiede des Inhaltes zwischen der deutschen und romanischen Minnedichtung behandeln (irrig Gervinus, Gesch. d. d. Dicht.[5] 1, 479 ff. 486 ff.). Äussere Differenzen hat einst schon Diez klar gelegt (Poesie der Troub.[2] S. 243 ff.). Vielleicht ist am wichtigsten, dass trotz der Entlehnungen des deutschen Strophenbaues von den Romanen doch die technischen Ausdrücke der Romanen nicht mit übernommen worden sind, ja es hat sich überhaupt eine Terminologie der poetischen Formen in Deutschland gar nicht ausgebildet (die schwachen Anläufe dazu hat Wackernagel verzeichnet Littgesch.[2] 1, 303 Anm. 33,34). Das wird ebensowohl aus der geringeren Kunst in der guten Zeit der deutschen Minnepoesie wie aus der grösseren Bedeutung der Musik in Deutschland zu erklären sein.

Aber enthält denn in der That der altdeutsche „Minnesang", wie wir zu sagen uns angewöhnt haben, nur Liebeslieder wie der französische? (Das nimmt Gervinus an a. a. O. 483 ff. 499 ff.). Mit nichten. (Vgl. Wackernagel, Altfranz. Lieder u. L. S. 208 f.). Unter den 854 Strophen, die in der klassischen Sammlung „Minnesangs Frühling" (5. Auflage, 1888) von Lachmann und Haupt herausgegeben wurden, gehören 582, also beiläufig zwei Drittel, wirklich der Minne im engeren Sinne an, das heisst, sie befassen sich mit den persönlichen Liebesverhältnissen der Dichter; 272 nicht, und darunter entfallen 157 auf unpersönliche „Minnetheorie", die verhandelt werden könnte, ohne dass wahre Liebe in Frage kam, 80 Strophen sind didaktischen Inhaltes, 35 religiösen. Noch bezeichnender gestaltet sich das Verhältniss bei einzelnen hervorragenden Sängern: unter 52 Strophen Heinrichs von Veldeke gehören 29 der Minne, 22 der Minnetheorie, 1 der Religion. Und der Meister der älteren Lyrik, Reinmar von Hagenau, hat unter 259 Strophen 167 der Minne selbst gewidmet, in 76 unpersönlich

über sie reflektirt, dazu kommen 13 didaktische, 3 religiöse Strophen. Schlagend tritt dieses Verhältniss heraus bei dem Klassiker des altdeutschen Minnesanges, Walther von der Vogelweide: von seinen 455 Strophen wendet er nur 137 auf seine persönliche Liebe, 127 erörtern Minnelehre (diese Gruppe ist nicht immer gut von der folgenden abzusondern), 157 beschäftigen sich mit Didaktik, worunter ich die Politik einbegreife, 34 mit Religion. Und in der späteren Entwickelung des Minnesanges mehren sich die Gedichte, die Reflexion und Theorie enthalten, dessgleichen die lehrhaften, es vermindert sich die Zahl der Lieder, die der persönlichen Lyrik angehören, ebenso rasch als die Echtheit der ausgedrückten Empfindungen schwindet.

Wie verstehen sich die Verschiedenheiten zwischen Deutschen und Romanen, die bei einer ihnen gemeinsamen Erscheinung, dem Ritterthum und dem Gebrauch seiner Lebensformen im Minnedienste, hervortreten? Nothwendig müssen die historischen Zustände und Verhältnisse, unter denen diese Entwickelung stattfand, in deutschen und romanischen Ländern verschieden gewesen sein. Irre ich nicht, so lässt sich das beweisen. Vor allem mache ich aufmerksam, dass bei den Provenzalen fast ganz, bei den Nordfranzosen grossentheils eine Standesschicht fehlt, die vom elften Jahrhundert an durch das zwölfte und dreizehnte in Deutschland zu grosser Bedeutung gelangt ist: die Ministerialen oder Dienstmannen. Ursprünglich unfreie Leute, sind sie durch Tüchtigkeit, wohl auch durch Bildung ausgezeichnet, zunächst als Verwaltungsbeamte ihren adeligen Herren unentbehrlich geworden, sind allmählich aufsteigend neben sie getreten und sogar über sie hinaus gelangt. Insbesondere im Reichsdienste und wieder vornehmlich unter den Staufern haben diese Ministerialen die angesehensten Stellungen eingenommen. (Das hat W. Nitzsch dargethan, vgl. noch Waitz, Verfassungsgesch. [2] 5 ed. Zeumer, v. Zallinger: Ministeriales und Milites, Lamprechts Wirthschaftsgeschichte durchweg; falsch Gervinus a. a. O. 509.) Trotzdem blieb bis weit ins dreizehnte Jahrhundert hinauf ein gewisser Makel der Unfreiheit an ihnen haften: Ehe zwischen Adeligen und Ministerialen setzte nach alter Volksanschauung den besser geborenen Theil dauernd herab und wurde deshalb gemieden. Nun gehören, wie ich gefunden habe und anderwärts vielleicht noch ausführlich darlegen werde, die Minnesänger der ersten Epoche zum grössten Theile diesem Stande der Ministerialen an, unter den älteren bedeutenderen finden sie sich, in der behandelten Periode der deutschen Lyrik machen sie gut zwei Drittel der Gesammtheit der Dichter aus. Sie sind um die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts schon alle mit dem Rittergurt ausgestattet. Nun bedenke man, dass diese hervorragenden, gebildeten, zu Hof- und Staatsämtern verwendeten Ministerialen in der ritterlichen Gesellschaft der Zeit den deutschen Frauen adeliger Abkunft entgegentraten, mit denen sie die Vorzüge der Bildung gemein hatten (vgl. Wackernagel, Littgesch. [2] 1, 134 und Anm., S. 306,

Anm. 22), von denen sie aber noch immer durch Standesunterschiede getrennt waren. Ergaben sich da die thatsächlich vorhandenen Beziehungen der Minne nicht von selbst, mussten die Frauen nicht häufig ihre Gemahle ungünstig mit den Dienstmannen vergleichen, musste da nicht von vorneherein in diese Poesie der Ton der Sehnsucht dringen, der innere Zwiespalt eintreten, der sie charakterisirt? Die Werbung, muthiges Zugeständniss und ängstliches Versagen, die Bedeutung der ê r e in diesen Kämpfen des Gemüthes, die Rolle der m e r k æ r e, begreift sich das nicht alles sehr wohl unter diesen Voraussetzungen? Wäre auch die Leidenschaft der Deutschen geringer gewesen als die der Provenzalen, was man nach meiner Kenntniss (gegen Gervinus) nicht annehmen darf, so erklärt doch der Umstand, dass die Frau durch ihre Beziehung zu dem Sänger oft nicht bloss in der Ehe, sondern auch in der Standesehre geschädigt zu werden fürchtete, das Scheue, Unsichere, vor allem aber die Heimlichkeit des ganzen Verhältnisses. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt milderten sich die Gegensätze und später, als der Minnesang wirklich zur geselligen Kunst geworden war, hatte diese ganze Kunst ihre Form schon fest aufgeprägt erhalten, war der Rahmen gezogen, ausserhalb dessen sie sich nicht mehr bewegte, bis sie beim Übergang in die Kreise des Bürgerthums ihren sachlichen und persönlichen Inhalt vollkommen einbüsste und zu blossen metrischen Übungen sich erniedrigte. So, denke ich, erklärt sich die besondere Art der altdeutschen Lyrik, wobei ich natürlich andere Momente, wie die Verschiedenheit der Begabung der Völker u. s. w. zwar nicht unterschätze, hier aber nicht verhandeln will. Ich bemerke nur noch, dass man das Eindringen der Chevalerie und des Minnewesens meines Erachtens jetzt noch immer um einige Dezennien zu spät ansetzt. Wenn in den Liedern des sogenannten Kürenbergers, öfters bei Meinloh von Seflingen, der Begriff des m e r k æ r e schon um 1170 ganz feststeht, wenn Friedrich von Hausen in den achtziger Jahren bereits über eine ausgebildete Terminologie für die h u o t e verfügt, dann müssen die den Worten zu Grunde liegenden Sachen doch wenigstens durch ein Menschenalter vorher aus dem Westen eingedrungen und geläufig geworden sein. Ganz abgesehen davon, dass wichtige Punkte der ritterlichen Lebensordnung sich auch selbstständig in Deutschland mögen festgesetzt haben (Steinmeyer im Anzeiger f. d. Alterth. 2, 144). Das stimmt mit den Beobachtungen überein, die wir an der Geschichte der höfischen Epik machen, und mit den Zeugnissen, die uns die kirchliche Litteratur der Zeit über die sittlichen Zustände Deutschlands gewährt.

So weit sind wir nun, dass wir erkennen, weshalb der altdeutsche Minnesang so arm ist an Erwähnung äusserer Thatsachen: damit wird es auch zusammenhängen, dass die Lebensschicksale der Sänger selbst nicht mit der Sorgfalt aufgezeichnet wurden, wie das in der Provence geschah; sogar der Manessische

Kodex, dessen Herstellung ein bleibendes Denkmal des Interesses für die Minnepoesie bildet, enthält zwar die Texte, giebt ihnen selbst in Gemälden die ideal aufgefassten Sänger und ihre grossentheils phantastischen Wappen bei, berichtet aber mit keinem Worte über die Geschicke der Dichter, von denen doch manche dem kunstsinnigen Sammler oder seinen Helfern noch bekannt sein mussten. Und diese Texte, enthalten sie denn ausser den Liebesgeschichten keinerlei Andeutung über Leben und Wirken der Verfasser? Im ganzen keine — soweit nicht politische Anspielungen von uns wahrgenommen und gedeutet werden dürfen — obwohl ich nicht bestimmt in Abrede stellen möchte, dass es nicht doch gelingen könnte, ihnen noch dieses oder jenes Ergebniss abzulocken. Ich meine, auf dem Wege eines tieferen Eindringens in die realen Lebensverhältnisse der Zeit, aus dem sich uns dann wohl ein besseres Verständniss einzelner Stellen der Überlieferung eröffnen wird, als wir heute besitzen. Gleichnisse, die jetzt bedeutungslos sind, können noch historische Züge gewinnen; Verse, über die wir gleichgültig hinweglesen, mögen sich als Anspielungen erweisen. Das Liedchen des Ritters, an die Dame gesandt, stellt sich als ein Heirathsantrag dar, weil die damals in der Kirche gebräuchlichen Formeln des Eheverlöbnisses darin gebraucht werden. Bestimmte äussere Lebensverhältnisse werden klar, wenn sich zwischen den Worten des Dichters und dem Sprachschatz der Kirche (Gervinus leugnet das vergebens a. a. O. S. 503), der Verwaltung, des Rechtes, des Krieges u. s. w. Beziehungen aufthun. Der Wort- und Phrasenvorrath eines Sängers kann — sofern nur das Material ausreicht — zu Schlüssen auf seinen Bildungsgang benutzt werden, die sich dann wieder zu geschichtlichen Thatsachen verdichten. Man braucht also die Hoffnung nicht aufzugeben, dass aus ihren Strophen selbst für die Biographien der altdeutschen Minnesänger noch manche Punkte ihres äusseren Lebens möchten festgelegt werden.

Höher wird man für die Biographie die innere Entwicklung des Dichters anschlagen. Und haben wir nicht wenigstens dabei in der deutschen Minnepoesie sicheren Boden unter den Füssen? Verschiedene Forscher urtheilen darüber verschieden. Wer diese Lyrik ohne Voreingenommenheit studirt, weder um jeden Preis Resultate erlangen will, noch allzu bequem auf jegliches positive Ergebniss verzichtet, der wird vor allem bald sehen, dass die einzelnen Abschnitte des altdeutschen Minnesanges, wie sie der Zeit nach auf einander folgen, auch verschiedene Stufen in dem Verhältniss zwischen Wahrheit und Dichtung des Inhaltes bezeichnen. Ich für meine Person kann nicht einsehen, warum jener ersten Epoche, etwa von 1170—1230, in Bausch und Bogen der Glaube in Bezug auf das Thatsächliche des Inhaltes der Liebeslieder versagt werden sollte; sobald dieselben Dichter lehrhaft werden oder religiöse Stoffe behandeln, glauben wir ihnen ja ohnediess und beurtheilen sie anders. Ist meine früher dargelegte Anschauung richtig und wohnt der Poesie dieser Zeit ein wohl

erklärbarer persönlicher Charakter inne, dann wird man die darin vorgetragenen Ereignisse des Liebeslebens doch mit Vertrauen aufnehmen dürfen (vgl. Burdach, Anz. f. d. Altert. 9, 350 ff.). Es bleiben dann noch genug Schwierigkeiten übrig: einmal solche, die überhaupt bei aller Lyrik auf dem Wege zwischen Erlebniss und Dichtung liegen; ferner die, welche für die Rekonstruktion einer Liebesepisode in dem Zustande der handschriftlichen Überlieferung begründet sind; auf beide Gruppen von Problemen lasse ich mich nicht ein. Allerdings muss ich hinzufügen, dass auch meiner Ansicht nach schon in dieser ersten Epoche des Minnesanges wânwîsen vorkommen, Gedichte, die keine anderen Thatsachen voraussetzen, als die Spiegelungen in der Einbildungskraft ihrer Verfasser. Ich meine aber doch, dass aus einem nur einigermaassen genügenden Vorrathe von Liedern der Charakter des Sängers bestimmt genug erschlossen werden könne, um zu beurtheilen, ob solche Gedankenspiele ihm zuzutrauen sind oder nicht. In den späteren Abschnitten vermehren sich auch die Gedichte, die auf blossen „Gedankenerlebnissen“ (wie das Werner in seinem Buche „Lyrik und Lyriker“, 1890, nennt) beruhen, ungemein im Verhältniss zur Gesammtzahl. Es kommt dann die Menge der Lieder hinzu, die den bereits geläufigen Stoff nur fortdichten, — galt ja erst dieser Zeit die Dichtkunst als lehrbar (Wackernagel, Littgesch.[2] 1, 138 und Anm. 51. 52, ferner S. 303) — diese Poesie ist somit für biographische Untersuchungen überhaupt unbrauchbar. Das hängt aber damit zusammen, dass, wie bereits gesagt, sie eben nun erst wirklich zu einer geselligen Kunst geworden ist, eine Eigenschaft, die ich der ersten Epoche abspreche, indem ich ihren lyrischen Schöpfungen nur so viel Rücksicht auf das Publikum zugestehe, als jeder Dichter allzeit nehmen muss. Für sich allein hat noch keiner gesungen.

Das Alles ist wenig genug, immerhin aber mehr, als heute von manchen Litterarhistorikern eingeräumt wird. Vergleicht z. B. Gervinus (a. a. O. S. 489 ff.) die lateinische Vagantenpoesie mit dem deutschen Minnesange zu dessen Ungunsten, spricht jener eine Echtheit und Lebendigkeit zu, die dieser gänzlich fehle, so vergisst er dabei Eines: die Goliarden durften ihre übermüthige Üppigkeit unverholen, ohne jegliche Scheu, realistisch aussprechen, weil man nur im Kreise ihrer gebildeten Standesgenossen, des Klerus, Latein verstand und ein Dichter in dieser Sprache sehr wenig genirt war. Aus den Briefwechseln französischer und deutscher Kleriker im zwölften und dreizehnten Jahrhundert lernt man erstaunt, wie anders und rücksichtsvoller wichtige Dinge des Lebens in den Nationalsprachen verhandelt wurden denn in der lateinischen Standessprache.

Es giebt aber noch andere Zugänge in das innere Leben der Minnesänger. Wilhelm Scherer hat zuerst (1870—1874) Beobachtungen über den Stil einzelner von ihnen angestellt, sie zu einer Charakteristik ihrer Kunst verbunden, chronologisch zu ordnen versucht und dadurch eine ganze Reihe von Forschungen angeregt. Von Konrad Burdach ist dann die Stilgeschichte

zu einer Geschichte der inneren Entwickelung der Dichter verarbeitet worden in seinem Buche „Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide“ (1880), das sogar ganz zuverlässige Ergebnisse für das Leben Walthers geliefert, bekannte Thatsachen in anderer Weise gedeutet und wesentliche Charakterzüge erkennen gelehrt hat. Die von Burdach angewandten Methoden werden mit Nutzen auch für die anderen Sänger in Bewegung gesetzt werden dürfen, von denen noch manche, weil ihnen zufällig gute Ausgaben bisher nicht zu Theil geworden sind, unverdient im Hintergrunde stehen. Sie können dabei jeder für sich betrachtet werden oder in ihrem Verhältniss zum Ganzen des Minnesanges: endlich wird doch auch einmal die Zeit kommen, die uns eine wissenschaftliche Geschichte der altdeutschen Lyrik darbringt. Wortschatz, Syntax, poetische Motive, ihre Auswahl und ihr verschiedener Gebrauch, die Beziehung der Form zum Inhalt, das Alles muss in einer fortschreitenden Entwicklung bei dem Dichter beobachtet und erklärend verknüpft werden, denn es stellt in sich, als ein integrirender Theil seines Geisteslebens, dessen Werden dar. Den Gedankenvorrath des älteren Minnesanges hat Wilmanns im dritten Abschnitte seines schönen Buches „Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide“ (1882), vielleicht nach den Vorbildern von Diez und Uhland, zusammengetragen; diese Übersicht erleichtert es ungemein, das persönliche Eigenthum der Dichter von der geistigen Überlieferung ihrer Zeit abzuscheiden. Das wird noch mehr der Fall sein, wenn es gelingt, den Gedankenkreis des Minnesanges mit dem der Kirche des zwölften Jahrhunderts zu vergleichen: die Berührungen sind überraschend zahlreich und sehr ergiebig für ein genaueres Urtheil über die Leistung der altdeutschen Lyrik.

Mit vielen Forschern finde ich mich gewiss einig, wenn ich, zumal bei dem bescheidenen Stande unserer historischen Kenntniss, als das höchste Ziel, das von dem philologischen Studium des Minnesanges angestrebt werden muss, die Konstruktion der Dichtercharaktere bezeichne. Mir persönlich scheint dies eine der vornehmsten Aufgaben unserer Wissenschaft überhaupt, vielleicht aus einer gewissen Einseitigkeit heraus, weil ich es nie vermocht habe, mich für eine Dichtung zu interessiren, sofern es mir nicht gelang, den Menschen mir vorzustellen, der sie geschaffen hatte. Wollen wir das Leben einer vergangenen Zeit unseres Volkes mit eindringendem Verständniss in uns wieder erwecken, um es erneut vor die Augen der Gegenwart zu stellen, — und darin begreift sich für mich die ganze Arbeit der deutschen Philologie — so kann das ja doch nur geschehen, indem die einzelnen Persönlichkeiten, wie sie von uns erkannt worden sind, zu einem Gesammtbilde ihrer Epoche an einander gefügt werden. Nun verkenne ich freilich nicht, dass wir bei diesem heiklen Werk mit sehr groben Mitteln arbeiten. Schon die wesentlichsten Definitionen, deren wir uns bedienen, sind keineswegs fest umschrieben und werden auch nicht einheitlich verwendet. Was ist Charakter? Eine Summe von Eindrücken

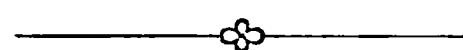
einer Persönlichkeit, die ich dadurch gewinne, dass ich ihr Denken und Handeln im Verhältniss zu den wichtigsten menschlichen Dingen, zu Gott, Welt und Leben, hinreichend oft in Einzelfällen beobachten konnte, um darin gewisse Linien eines gewohnheitsmässigen Verfahrens wahrzunehmen. Und das Maass dafür? Ich entnehme es doch zunächst meinem eigenen Wesen, der Erfahrung meiner Zeit, und muss die Abstände dieser von der Art des Vorgängers, mit dem ich mich beschäftige, genau schätzen können, will ich nicht den Fehler des unkundigen Fischjägers begehen, der die Gesetze der Brechung des Lichtes im Wasser praktisch nicht handhaben gelernt hat. Die moderne Psychologie bietet zur Bewältigung solcher Probleme noch wenig brauchbares Werkzeug dar, weder ist es fein noch zuverlässig, und wir sind darum von einer sicheren Methode historischer Psychologie noch weit entfernt. Was sich uns heute als „Experimentalpsychologie“ präsentirt, das steht noch in seinen allerersten Anfängen, und ich theile durchaus nicht die Zuversicht mancher Philologen (z. B. Roetteken in der Vierteljahrsschrift für vergleichende Littgesch. 1895), die schon jetzt von den Studien auf diesem Gebiete Förderung der Litterarhistorie erhoffen. Um so weniger sehe ich mich veranlasst, von meiner Zurückhaltung abzugehen, wenn ich merke, wie ausserordentlich rasch eine persönliche Erfahrung, unter bestimmten singulären Umständen einmal zu Wege gebracht, sich den gelehrten Philosophen unter der Hand in eine „praktische Thatsache“ verwandelt, aus der dann Schlüsse deduzirt werden, die sich sofort zu „Gesetzen“ zusammenfügen, indess es noch durchaus an einer zureichenden Induktion gebricht. Da werden wir uns denn doch lieber in Geduld fassen und abwarten.

Vielleicht können wir aber für die praktische Psychologie, die wir an den altdeutschen Texten treiben müssen, anderswoher ein wenig Unterstützung erlangen. Darf man nicht bei der Rekonstruktion eines persönlichen Charakters die Charakterqualitäten seines Volkes oder Stammes als einen Faktor unter anderen mit in Betracht ziehen? Da fragt es sich zuvörderst: existirt das überhaupt, was wir Nationalcharakter nennen, und wenn, ist das nicht auch eine wechselnde Grösse in verschiedenen historischen Zeiträumen? Ich bejahe beide Glieder dieser Frage unbedingt. Für die Entstehung des „Volkscharakters“ ist mir die Analogie der Sprache maassgebend. Wir wissen heute Folgendes: die Sprache eines grossen Volkes, z. B. der Germanen, unterscheidet sich von der ungeheuren allgemeinen Einheit, innerhalb deren sie sich befindet, durch eine Reihe von Besonderheiten. Nenne ich das Gemeinsame Bekannte a, die Besonderheiten x, so geben $a+x$ zusammen den Charakter der Volkssprache. Das Volk zerfällt in Stämme; die Eigenthümlichkeit, durch die sich eine Stammessprache von der Volkssprache unterscheidet, heisse x^1, so formulirt sich der Charakter der Stammessprache zu $a+x+x^1$. Steige ich nun durch die verschiedenen dazwischen liegenden Einheiten — Gau, Dorf, Familie,

Haus — herab bis zum Individuum, so stellt sich mir die Summe des Bekannten Allgemeinen nebst allen dazu gehörigen Besonderheiten dar als $a+x+x^1+x^2 \ldots\ldots\ldots +x^x$; das ist die Individualsprache. Gleicherweise verhält es sich meines Erachtens mit dem Charakter des Individuums, der ebenso aus den allgemeinen Qualitäten des Volkes, hinzugenommen die Besonderheiten der niedrigeren Einheiten bis zur einzelnen Persönlichkeit herunter, sich zusammensetzt, wie das bei der Sprache der Fall war. Will ich also den Charakter eines Menschen ermitteln, so darf ich die mir bekannten Eigenschaften seines Volkes als bestimmte Addenda in der Zusammensetzung seiner Persönlichkeit annehmen. Die von Bertillon begründete Anthropometrie bietet, wie ich glaube, ein weiteres schlagendes Analogon dar: elf Körpermerkmale genügen nach ihm zur absolut sicheren Feststellung eines Individuums. Wie es gelingt, indem bei jedem Merkmal eine Anzahl von Individuen ausgeschaltet wird, zur Begrenzung einer einzigen Persönlichkeit absteigend zu gelangen, so müssen auch die addirten Besonderheiten, z. B. innerhalb der Bevölkerung Frankreichs, zu einer Summe verbunden werden können, welche diese Nation körperlich charakterisirt.

Kann es denn überhaupt anders sein? Das Individuum ist das Produkt von zwei Eltern, die von vier Menschen ausgegangen sind, ... und so fort; überall her erben sich die allgemeinen und die besonderen Qualitäten zusammen: in letzter Linie sind ebenso gewiss alle Menschen unter einander blutsverwandt, als jeder für sich eine Summe von stufenweise immer kleiner werdenden Gruppen übereinstimmender Merkmale bildet. Beim Charakter kommen allerdings ausser den angeborenen noch erworbene Eigenschaften in Betracht, die ihrerseits wieder in solche zerfallen, die bewusst beigebracht werden, und solche, die unbewusst angewachsen sind. Darum ändert sich ja auch der Charakter eines Volkes im Laufe seiner historischen Entwicklung, und ich glaube es nicht nur, ich meine es zu wissen, dass die Deutschen um 1200 andere Charakterqualitäten und in anderer Mischung besessen haben als die Deutschen von 1900.

Kehren wir zurück zur biographischen Forschung über den altdeutschen Minnesang, so dürfen wir diese Studien nicht mit Siegesgewissheit betreiben, brauchen sie aber auch nicht resignirt bei Seite zu legen. Indem wir die Persönlichkeit des Dichters, wie sie aus seiner Schöpfung uns entgegentritt, in Bezug setzen zu dem Charakter seines Volkes, erhellen wir eines der beiden durch das andere, vermindern die Zahl der unbekannten Grössen in den zusammengehörigen Gleichungen und gelangen somit vielleicht doch zu einer für unseren Erkenntnisstrieb ausreichend genauen Vorstellung von beiden. In diesem Betrachte fördern und ergänzen sich, wie ich denke, Biographie und Völkerpsychologie: Einblicke in die Persönlichkeit, Ausblicke über das Ganze des Zusammenhanges, in den sie gestellt ist, verbinden sich zu einem klaren Bilde altdeutschen Geisteslebens.



Eine Meinung über Autobiographien.

An den Herausgeber dieser Blätter schrieb gelegentlich der Einladung Peter Rosegger den folgenden Brief:

Sehr geehrter Freund!

Ihre Absicht, eine Zeitschrift für Biographien herauszugeben, gefällt mir. Keinem Literaturzweige verdanke z. B. ich so viele Belehrung und Anregung, als biographischen Werken. Bei der Beschreibung der Helden, Erfinder, Entdecker ist man mir zwar manchmal zu sehr äusserlich, zu wenig innerlich; jeder Mensch interessirt mich vor allem als Mensch. Es kommt nicht immer darauf an, dass der Held einer Biographie ein mannigfaltiges, thatenreiches Leben geführt; seine Entwickelung, sein Wollen, Streben, Kämpfen und Leiden, seine Glückseligkeitsanlage sind mir oft fast noch wichtiger. Und derlei schreibt freilich Jeder am besten selbst. Der Selbstbiographie sollten Sie viel Raum geben. Bei der schreibseligen Gegenwart wundert es mich, dass so Wenige daran denken, ihr eigenes Leben aufzumerken. Das kennt doch Jeder von sich am besten, sollte man meinen, und jedes Menschen Leben ist wichtig. Freilich auf die Art der Darstellung kommt es an, auf den Charakter des Darstellenden. Nicht Jeder verfügt über die Hauptbedingungen des Selbstbiographen: Wahrheit und Klarheit. Klarheit über sich selber, Klarheit für Andere, das ist viel verlangt. Dann Aufrichtigkeit und Strenge, ohne Eitelkeit und ohne falsche Bescheidenheit — das ist noch mehr verlangt. Leider kennen wir uns selbst lange nicht so gut, als wir glauben, darum ist für den Autobiographen strenge und unausgesetzte Selbstprüfung nöthig. Man hüte sich vor Stimmungen und werthe sich vor allem nach seinen eigenen Handlungen, wenn es überhaupt darauf ankommt, sich zu werthen, was aber bei einer objektiven Selbstbeschreibung fraglich bleibt. Ich habe zu sagen, wie ich bin; wie viel ich werth bin, sollen Andere schätzen. Der Mensch ist interessant als Schaffender, Ringender, Siegender, interessanter als Irrender, Fehlender, am interessantesten als Sünder. Aber nicht etwa dass er als frivoler, selbstgefälliger Sünder auftrete, vielmehr als redlicher Wahrheitsucher soll er seine Bekenntnisse der Welt darlegen, ohne Umschweife, ohne Beschönigung und ohne Entstellung. Wenn er freimüthig sagt, wie er ist, wie es so mit ihm ward und wie er sich des Besseren bestrebt, dann wird er gerechtfertigt sein. Solche Selbstbeschreibungen und Selbstbekenntnisse wären nach meiner Meinung von grossem Werthe, sie würden uns — immer vorausgesetzt die Wahrhaftigkeit — in der Menschenwissenschaft weiter bringen als Philosophie. Wichtiger als die Meinung der Menschen ist ihr Sein.

Freilich, zu früh darf man nicht anfangen mit der Beschreibung seiner selbst. Als ich in früher Jugend meine Selbstbiographie dem Dichter

Robert Hamerling vorgelegt, sagte er lächelnd, das wäre ja sehr schön, nur pflege man seine Biographie nicht zu Anfang des Lebens zu schreiben, vielmehr gegen Ende desselben. Er selber hielt es so und seine „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ sind ein Beispiel, wie ichs meine. Hamerling schrieb nicht Wahrheit und Dichtung, sondern lautere Wahrheit; vielleicht hatte er hiervon nur noch zu wenig gesagt. Kunstwerk wird eine Biographie selten sein, und warum? weil das Leben des Menschen selbst so selten ein Kunstwerk ist.

Halten Sie einmal Rundfrage an hervorragende Charaktere: Was war in Ihrem Leben das Entscheidende? Was war in Ihrem Dasein das wichtigste Ereigniss? — Sie werden Beiträge erhalten, die für Biographie, Philosophie und Literatur gleich werthvoll sind. Das „Dekorum“ soll abkommen, der Freimuth soll aufkommen. Hinter dem sechzigsten Lebensjahre hinauf verliert der Mensch die Lust am äusseren Schein, er sieht freier den Gehalt des Lebens, er verfügt über in der Schule des Schicksals hart errungene Selbsterkenntniss, und wenn zu seiner grösseren Mittheilsamkeit auch die Aufrichtigkeit kommt, dann ist für ihn Zeit, die Selbstbiographie zu schreiben. Wer jedoch einen schönen Roman daraus machen will, dem danken Sie höflich und sagen Sie, schöne Romane hätten wir ohnehin schon genug, aber ernste, tiefgründende Biographien und Selbstbekenntnisse hätten wir noch zu wenig. Und wenn Einer selbstgefällig mit seinen Tugenden oder prahlerisch mit seinen Lastern kommt, dann deuten Sie an, dass an Heuchlern und Cynikern auch gerade kein Mangel wäre, dass Sie hingegen ein Schätzer des echten Mannesmuthes seien, der in Selbstachtung und Demuth zugleich für sich einsteht und sein Wähnen und Wirken offen dem Urtheil der Menschheit zu unterbreiten wagt.

Also frisch ans Werk zum Blatte für Biographie und Selbstbiographie! Mit aufrichtigem Glückwunsch

Ihr ergebener

Peter Rosegger.

Graz, am 11. Febr. 1895.

Joseph Schreyvogels Entwurf einer Wiener Hof- und Staats-Zeitung.

Mitgetheilt und eingeleitet von

KARL GLOSSY.

Schreyvogels Thätigkeit als Schriftsteller ist bisher noch immer nicht eingehend gewürdigt worden. Der künstlerische Ruf des Burgtheaters, von Schreyvogel begründet, hat ihm ein unvergängliches Andenken in der Geschichte des deutschen Theaters gesichert und seinen Namen über das heimathliche Gebiet seines Wirkens verbreitet. Als Schriftsteller hingegen war er nahezu vergessen,

und erst in unseren Tagen ist die Forschung auch seinem litterarischen Wirken gerecht geworden. Seine Schriften, die bei ihrer geringen Auflage heute bereits sehr selten sind, vor Allem aber sein „Sonntagsblatt“ reihen Schreyvogel in litterarischer Hinsicht zu den Besten seiner Zeit, und Aufgabe der Litteraturgeschichte wird es sein, Schreyvogels grosse Verdienste in das richtige Licht zu stellen. Dies kann jedoch nur im Zusammenhange mit der Geshichte seiner Zeit erfolgen, mit der Darstellung jener Verhältnisse, gegen die Schreyvogel nicht minder, ja noch weit mehr zu kämpfen hatte, als in seiner Eigenschaft als Dramaturg und Leiter der ersten deutschen Bühne. Schreyvogels Anfang als Schriftsteller fällt in den Beginn der nachjosephinischen Periode, in welcher der kürzlich noch lebhafte Pulsschlag der öffentlichen Meinung bereits in eine bedenkliche Trägheit verfallen war.

Seine ersten Schriften sind politischen Inhalts und mit jener Vorsicht abgefasst, die durch die Strenge der Zensur bedingt war. Eine Reihe von Beschränkungen der Pressfreiheit, mit denen übrigens schon Joseph II. in den letzten Jahren seiner Regierung begann, „um der unsinnigen Schreibsucht nach und nach am sichersten ein Ende zu machen“, drängte das freie Wort in streng gemessene Schranken und hemmte das Aufklärungswerk in empfindlicher Weise. Die Vorgänge in Frankreich vermehrten die Ängstlichkeit der Machthaber gegen das geschriebene Wort. Nicht einmal eine objektive Darstellung der Zeitereignisse sollte stattfinden. Man ging im Staatsrathe von der Ansicht aus, dass, so wie man sich hüte vor jungen Leuten von Lastern zu sprechen, auch die politischen Gräuel der Kenntniss des Volkes entzogen werden müssen. Es durfte daher nicht mehr gedruckt werden, als in der Wiener Zeitung publizirt wurde. Da aber diese ausser Berichten über Hoffeste und Mittheilungen über die Vorgänge in der Türkei sonst keine anderen, weder inländische noch ausländische Nachrichten enthielt, so blieb dem Wiener Publikum kein anderer Ausweg übrig, als durch ausländische Blätter sich über die Ereignisse in- und ausserhalb des Vaterlandes unterrichten zu lassen. Das ging aber nur kurze Zeit, da nach und nach die meisten Blätter verboten wurden, darunter auch die Allgemeine Zeitung, deren Eigenthümer Cotta lange Zeit hindurch vergeblich dagegen Vorstellungen erhob. Die Ängstlichkeit beschränkte sich aber keineswegs auf politische Zeitungen, sie erstreckte sich auch auf die philosophischen und schöngeistigen Zeitschriften, die, als im Dienste der revolutionären Grundsätze verdächtig, strenge überwacht wurden. Besonders lenkte sich die Aufmerksamkeit auf Nicolai's „Allgemeine deutsche Bibliothek“, hauptsächlich aber auf die Jenaer Litteraturzeitung, der man in Folge ihres Eifers für die kantische Philosophie den grössten Antheil an dem sittlichen Verderben beimass. Noch 1789 hatte Kaiser Joseph die Litteraturzeitung wegen ihrer Gemeinnützigkeit von der Stempelung befreit, drei Jahre danach war sie verboten. Mit der Begründung, dass dem Staate nicht nur die Obsorge über die physische, sondern auch über die geistige Wohlfahrt des Volkes zustehe, wurde nach und nach die Presse als ein Übel betrachtet, gegen deren Verbreitung ein umfassender Apparat von Präventiv- und Prohibitivmassregeln in Anwendung kam. Nur wenige Beherzte, darunter auch Joseph Schreyvogel, bewahrten den Muth, in der Zeit des üppig blühenden Denunziantenwesens als Apostel der Aufklärung in wahrhaft patriotischem Sinne aufzutreten. Wir finden seinen Namen zu dieser Zeit in zwei Zeitschriften vertreten, die nahezu das Um- und Auf der damaligen periodischen Litteratur ausmachen: in „der Wiener Zeitschrift“ und in der „Österreichischen Monatsschrift“. Erstere, von dem berüchtigten Hoffmann 1792 begründet, enthält 2 Aufsätze von Schreyvogel und zwar (1. Band): „Ein Vorschlag, den Streit über das Recht

der Konstitution betreffend, mit einer kurzen Prüfung der neuesten Äusserungen des Herrn Justus Möser über das benannte Recht" (gez.: J. Svl.), ferner im 2. Band 4. Heft: „Hat vor dem Hochgerichte der französischen Nation eine rechtliche Klage gegen die ausgewanderten Franzosen statt?" (Gez.: Svl.) Den ersten Aufsatz, eine vornehm gehaltene Polemik gegen Mösers Aufsatz in der Berlinischen Monatsschrift (1791), hat Hoffmann hinterlistig mit spöttelnden Bemerkungen versehen. Eine weit umfassendere Thätigkeit äusserte Schreyvogel in der „Österreichischen Monatsschrift", die sein Freund Alxinger 1793 begründet und bis zum Ende dieses Jahres geleitet hatte, worauf Schreyvogel, Ehrenberg, Leon, Ratschky und Schwandner abwechselnd die Herausgabe der Monatschrift übernahmen, deren letztes Heft im Juni 1794 erschien. Im ersten Jahrgange dieser Schrift hat Schreyvogel ein Trauerspiel: „Die eiserne Maske" veröffentlicht, und im Dezemberheft ist ein von ihm unterzeichneter Aufsatz erschienen, betitelt: „Ein Beitrag zur Geschichte der Proscriptionen". Weit umfassender ist Schreyvogels Thätigkeit im Jahrgang 1794. Die meisten seiner Aufsätze sind hier voll gezeichnet, einige nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens; ausserdem wird derjenige, der mit Schreyvogels Stileigenthümlichkeit vertraut ist, mit Leichtigkeit auch noch eine Reihe nicht signirter Aufsätze von ihm finden. Viele derselben sind polemischer Natur, gegen Hoffmann und den Herausgeber des Magazins Hofstäter gerichtet, der gleich dem ersteren ebenfalls eine denunziatorische Thätigkeit entfaltete und mit jenem wiederholt den Vorwurf der Geheimbündelei gegen Schreyvogel erhoben hatte, den dieser mit den Worten abwehrte: „Ich habe keine persönliche Ursache, gegen die geheimen Gesellschaften Gelindigkeit und Schonung zu empfehlen. Sie gehen mich nichts an. Ich stehe mit keiner derselben in Verbindung und habe auch nie mit irgend einer in Verbindung gestanden." Trotz dieser offenen Erklärung dauerten die Anfeindungen heimlich fort, und obwohl es unrichtig ist, dass Schreyvogel in den damaligen Wiener Jakobinerprozess verwickelt wurde, so ist es anderseits richtig, dass er, müde der hässlichen Anfeindungen und überzeugt von der Nutzlosigkeit seines Wirkens in der Heimath, es vorgezogen hatte, eine freiere Luft in Jena zu athmen, wo er im Verkehr mit hervorragenden Geistern neuen Lebensmuth schöpfte. Ein herzlicher Brief Wielands, der sich im Nachlasse Schreyvogels vorgefunden, bezeugt die gute Aufnahme, deren sich der Österreicher im Auslande zu erfreuen hatte. In Wielands deutschem Merkur hat Schreyvogel, der sich auch an der Jenaer Litteraturzeitung betheiligte, seinen Roman à la Richardson, betitelt: „Der deutsche Lovelace", anonym veröffentlicht. —

1796 nach Wien zurückgekehrt, verkehrte er häufig mit dem von Sonnenfels hochgeschätzten Professor der allgemeinen Weltgeschichte an der Wiener Universität Mumelter von Sebenthal und dem schwarzenbergischen Hofrathe Leopold Pläch von Seinsberg. Im Kreise dieser Männer scheint die Idee zu einem gemeinsamen Wirken an einer Wochenschrift gefasst worden zu sein, deren Plan uns erhalten geblieben ist. Handschrift und Papier dieses nicht datirten Schriftstückes weisen auf diese Zeit zurück. Das Projekt, das sich streng an englische Muster anschliesst, führt verschiedene Titel: „Der Stammler", „Die Invaliden", „Die Müssiggänger", „Die Untauglichen". Es stellt eine Gesellschaft von 5—6 Personen vor, die eine Art von Club bilden, worin sie Nützliches und Angenehmes verhandeln. Der Wunsch, auch das Publikum daran theilnehmen zu lassen, führt zu der Idee eines Wochenblattes in Form eines Bulletins über ihre Versammlungen. Die Wochenschrift soll in Wien erscheinen und von Österreichern gelesen werden; Gegenstand das bürgerliche und häusliche Leben und alles sein, was die Angelegenheiten eines Privatmannes, seine Pflichten und Obliegenheiten im Staate

und Kirche, in seinem Stande und in der Gesellschaft betrifft. Alles in Allem der Vorbote des späteren Sonntagsblattes, wodurch Schreyvogel seine litterarische Meisterschaft bekundete. Warum der Plan damals nicht zur Ausführung kam, ist aus Schreyvogels Aufzeichnungen nicht zu ersehen. Als wahrscheinliche Ursache kann das Projekt eines neuen grossartigen Unternehmens angesehen werden, das Schreyvogel damals in Gemeinschaft mit Professor Mumelter entworfen hatte, dessen schriftliche Darstellung aber, wie urkundlich nachgewiesen ist, von Schreyvogel allein ausgeführt wurde. Der Plan betrifft die Umänderung der „Wiener Zeitung“ in eine Hof- und Staatszeitung nach englischem Muster. Die Wiener Zeitung war seit langer Zeit an die Erben des Johann von Ghelen verpachtet, der bereits 1678 von Kaiser Leopold ein Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung erhalten hatte. Anfangs wurde der Familie Ghelen der Verlag der Wiener Zeitung unentgeltlich, später gegen einen Beitrag zum Hofbibliotheksfond und zum Wiener Versatzamte überlassen, der 1775 bereits 9210 Gulden betrug. Als 1787 der Termin des Privilegiums zu Ende ging, wurde durch eine öffentliche Versteigerung der Pachtschilling auf 17 200 Gulden erhöht und das Privilegium auf weitere 12 Jahre ausgedehnt. Als Bewerber für die neue Pachtung meldeten sich 1798: Schreyvogel und Mumelter, der Hofbuchdrucker Schönfeld, der Buchdrucker Salzer und die Ghelenschen Erben. An Mumelters Stelle, der im selben Jahre plötzlich starb, traten der Rechtsgelehrte, als Verfasser des bürgerlichen Gesetzbuches wohlbekannte Professor Zeiller und Hofrath Pläch ein, die in einer Eingabe an den Kaiser erklärten, „sich mit dem Verfasser des Entwurfes und eigentlichen Urheber der Unternehmung Josef Schreyvogel“ vereinigt zu haben, um den Plan auszuführen. Ein Mann von so hervorragender Bedeutung wie Zeiller, der damals bereits Mitglied der Gesetzgebungs-Kommission war und als Rechtsgelehrter im besten Rufe stand, an einem journalistischen Unternehmen in Gemeinschaft mit einem Schriftsteller thätig, dessen Talente auch von den Behörden anerkannt wurden, liess einen völligen Umschwung im österreichischen Zeitungswesen erwarten, das damals tief im Argen lag. Wie das einzig bestehende politische Blatt, die Wiener Zeitung, schon in der josephinischen Zeit im Ansehen stand, ist aus einer Stelle in der „Wiener Kronik“ (1784, II. 343) zu entnehmen, wo es unter Anderem heisst: „Man sollte doch wenigstens eine richtige, reine Sprache und weniger Unsinn fordern dürfen, womit fast jedes Blatt derselben gleichsam gestempelt ist. Öfters liest man einen und denselben Artikel zweimal im nämlichen Blatte, und nicht selten kommt vier Wochen nachher die nämliche Nachricht wieder vor, die schon ehedem darin stand.“ Das Gleiche galt auch in der nachjosephinischen Periode, in der das Wort noch enger in Fesseln geschlagen wurde.

Unter solchen Umständen wirft sich die Frage auf, mit welchen Mitteln die Regierung dieser Zeit auf die Volksstimmung eingewirkt hatte? Die Antwort ist nicht schwer zu finden, wenn man einen Blick auf die zahlreichen Broschüren wirft, die zu jenen Zeiten, zumeist von der Regierung veranlasst, erschienen sind. Dazu kam noch, dass sich das Augenmerk mehr auf die volksthümliche Schreibweise lenkte, und nur so erklärt es sich, dass der Verfasser der vielgenannten „Eipeldauer-Briefe“ im Grunde einer der ersten offiziösen Journalisten war und als Vorläufer des Wiener Hans Jörgels die Bestimmung hatte, Meinungen und Ansichten der Regierung im Lokaltone zu propagiren.

Erst in späteren Jahren hatte der aufgeklärte Stadion, den moralischen Werth einer gemässigten Volksaufklärung durch die Presse erwägend, die Bestrebungen derselben auch wirksam unterstützt. Wie sein Nachfolger Metternich über die Wichtigkeit der Zeitung dachte, ist wohl hinlänglich bekannt. — Zu

bedauern ist, dass Schreyvogels Plan eines alle Zweige des staatlichen Lebens umfassenden publizistischen Organs am massgebenden Orte nicht jene Aufmerksamkeit fand, die einem solchen Unternehmen gebührt hätte. Man nannte Schreyvogels Idee neu, kühn, gross, man erklärte den Vortrag und die Darstellung als einnehmend und verführerisch, aber man bezweifelte zugleich, dass der Entwurf in seinem „gigantesken" Umfange verwirklicht werden könne. In einem Vortrage an den Kaiser Franz vom 26. März 1795 erklärte die Hofkanzlei, dass Schreyvogels Zeitung das vollständigste encyclopädische Journal sein würde, aber die Zeitung zur Stimmung des guten Publikums für dieses oder jenes zu gebrauchen, wäre nicht nöthig, da ohnehin die Folgsamkeit und gute Denkart des österreichischen Unterthanen bekannt sei. Überdies würden Abhandlungen im gelehrten Fache in einem täglichen Blatte dem grössten Theil der Leser nicht lange behagen. Auch im Staatsrathe, der letzten Instanz vor der kaiserlichen Entschliessung, fand Schreyvogels Entwurf wenig Anklang. Auch hier wurde das geringe Interesse des Publikums an einem gelehrten Journal betont und die Befürchtung ausgesprochen, dass die Leser nach auswärtigen Zeitungen greifen würden, was bedenklich wäre, da man diese nicht in der Macht habe. Man verkannte im obersten Rath der Krone nicht, dass die „Wiener Zeitung" lückenhaft sei, aber die Schuld wurde nicht dem Herausgeber, sondern dem Censor zugemessen, „der vieles aus politischen Rücksichten hinwegstreicht, das man auswärts aus Mangel an Aufsicht und mit Beseitigung aller Delikatesse ungescheut zu Papier bringt." Es sei überhaupt nicht leicht, einen Wiener Zeitungsschreiber abzugeben, da dieser ungemein behutsam vorgehen müsse. (Haus-, Hof- und Staats-Archiv: Staatsraths-Akten.) Nach alledem wird es nicht überraschen, dass Schreyvogels Plan, den er handschriftlich hinterlassen hat, nicht zur Ausführung kam, und die Verpachtung der Wiener Zeitung auf weitere 12 Jahre an die Ghelenschen Erben erfolgte. Immerhin erfordert es die Gerechtigkeit festzustellen, dass der erste Plan zur Organisation der modernen Zeitung das Werk eines Österreichers ist. Was hätte man von dem Publizisten Schreyvogel Gutes für sein Vaterland erwarten dürfen, von dem Manne, dessen Grab Grillparzer mit den Worten zierte: „Stand Jemand Lessing nahe, so war er's"!

Schreyvogels Entwurf lautet:

Die politische Wichtigkeit der Zeitungen scheint in unseren Tagen keines Beweises zu bedürfen. Sie sind die einzige Art Schriften, von denen es gewiss ist, dass sie auf die öffentliche Meinung gewirkt haben. Kein Buch wird so allgemein, noch so zur rechten Zeit gelesen. In Verbindung mit den Posten gehören die Zeitungen zu den sinnreichsten Anstalten der neueren Staatskunst. Sie sind das Organ der Gesetze; es giebt kein kräftigeres Mittel, ein ganzes Volk für grosse Maassregeln zu vereinigen und schnell in Bewegung zu setzen. Auch haben sich die streitenden Parteien in allen Ländern einer so wirksamen Maschine zuerst zu bemächtigen gesucht.

Überall haben Zeitungen die Revolution angekündigt; hier und da haben sie alleine Revolutionen gemacht. In anderen Verhältnissen ist dadurch dem Geiste der Neuerungen glücklich entgegen gearbeitet worden. Das glänzende Beispiel von Gemeingeist und patriotischer Anstrengung, wodurch Grossbritannien die Bewunderung der Welt auf sich gezogen hat, wäre ohne die Mitwirkung seiner öffentlichen Blätter nicht möglich gewesen.

Die Bemühung der Regierungen, der Ausbreitung fremder Zeitungsblätter durch Verbote und Auflagen Abbruch zu thun, zeigt hinlänglich, dass ein so vielseitiger Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit in keinerlei Betrachte entgangen ist.

Aber Verbote und Taxen sind kein Ersatz für ein entbehrtes Bedürfniss. Sie begünstigen oft nur den Schleichhandel mit der beliebten Waare, der, da er im Verborgenen um sich greift und keiner Berechnung unterliegt, nicht selten bedenklicher ist als die unbeschränkte Freiheit des Gebrauches selbst. Die Zeitungen enthalten ausserdem so manches, dessen öffentliche Mittheilung nicht zu hindern, einer weisen Verwaltung angelegen sein muss. Sie stellen gleichsam das allgemeine Komptoir der grossen Handlungsverbindung der Welt vor. Die Industrie und der Erfindungsgeist suchen darin einen fortdauernden Anreiz und eine stets bereite Unterstützung. Vielleicht sind mehr nützliche Entdeckungen und brauchbare Kenntnisse durch Zeitungen in das Publikum gebracht worden, als durch alle Handlungs-Akademien und ökonomischen Gesellschaften zusammengenommen. — Ein Volk, wie ein einzelner Mensch, darf in dem Fortgange zur Kultur nicht ungestraft hinter seinen Zeitgenossen zurückbleiben. Es soll sich selbst kennen und die Stelle, die es in der Reihe der Nationen einnimmt, würdigen lernen. Alle seine Anlagen soll es entwickeln und jedes Gut ergreifen, das ungenützt in ihm liegt, oder ihm von Aussen dargeboten wird.

Wenn es in dieser Hinsicht möglich ist, die öffentliche Meinung einem strengeren Systeme der Staatskunst zu unterwerfen, ohne den Umlauf nutzbarer Begriffe und Wahrheiten zu hemmen, so kann dieses nur durch die Veranstaltung einer vaterländischen Zeitung geschehen, die darauf angelegt ist, die politischen Blätter des Auslandes entbehrlich zu machen. Eine solche Zeitung wird einen weiten Plan umfassen und auf alle Bedürfnisse eines ausgebreiteten Gemeinwesens berechnet sein. Sie wird die Vorzüge der Vollständigkeit, der Auswahl und des guten Geschmackes mit dem Verdienste der Neuheit und einer schnellen Beförderung vereinigen. Es ist wesentlich, dass die Zeitung einen gewissen Charakter der Unabhängigkeit behaupte: sie wird in den Grundsätzen der Regierung, aber nicht in ihrem Solde geschrieben sein.

Es hat nicht das Ansehen, dass bei der gewöhnlichen Einrichtung der Zeitungsblätter eine ganz deutliche Vorstellung von dem Zwecke derselben zum Grunde gelegt werde. Nicht bestimmter scheinet der Begriff zu sein, unter dem man sich das Publikum solcher Blätter gedacht hat. Die Leser der Zeitungen sind Menschen in bürgerlichen Beschäftigungen, selten Staatsmänner und fast immer Unterthanen. Welchen Nutzen soll die grössere Zahl derselben aus Nachrichten schöpfen, die sich beinahe ganz auf den Gang des Krieges und der diplomatischen Unterhandlungen beschränken? Diese Einseitigkeit hat die Zeitungen zu einem Spielwerke seichter Köpfe und politischer Schwätzer herabgewürdigt, anstatt dass sie bestimmt wäre, die Künste des Friedens zu beleben und alle geselligen Tugenden in den Gemüthern der Bürger anzufachen.

Ein öffentliches Blatt, das den Absichten einer thätigen Verwaltung und den Bedürfnissen eines grossen und gebildeten Publikums zugleich angemessen sein soll, wird auf folgender Grundlage beruhen müssen.

Es wird fürs erste das Tagebuch der Gesetzgebung enthalten. In dieser Eigenschaft wird es der obersten Gewalt den Dienst eines Vehikels leisten, ihre Beschlüsse und Anordnungen, ohne Verzug, mit Sicherheit und in grösster Ausbreitung, zur Kenntniss des Volkes zu bringen.

Hiernächst wird es das Zentral-Bureau der Privat-Angelegenheiten vorstellen, welche vor dem Publikum verhandelt werden. Als ein solches wird das Blatt der Betriebsamkeit und dem Vortheile der Einzelnen einen Vereinigungspunkt darbieten, und indem es die Wege der Mittheilung erleichtert, die Wirkungen eines schnellen Umlaufes der Geschäfte an seinem Theile befördern.

Es wird endlich den Zustand und die Geschichte des Landes in ihrem ganzen

Detail, die allgemeine Lage der Welthändel aber in einem pragmatischen Auszuge, und in steter Beziehung auf den Gebrauch des bürgerlichen Lebens, darlegen. In dieser Rücksicht wird sich darin die Kunst entwickeln, den Geschmack der Menge von der Tändelei mit politischen Neuigkeiten und Meinungen, auf das, was den Menschen und den Bürger zunächst angeht und was ihm nützt, zu leiten; auf den Fortgang der Gewerbe, des Ackerbaues, der Handlung, der Künste und der Wissenschaften.

Ein solches Blatt wird dann zugleich ein schickliches Werkzeug der Politik abgeben können, die Unternehmungen der Regierung, wo es nöthig ist, vorzubereiten, zu erklären, zu unterstützen; richtigere Vorstellungen über die verwickelten Zweige der Verwaltung, über das Finanzwesen, den Staatskredit, das allgemeine Handlungsinteresse, die öffentliche Erziehung, zu verbreiten; den Ton gegen auswärtige Mächte nach den Berechnungen des Kabinetes zu stimmen, und die Sache der Nation und des Regenten, in jedem Falle, mit Nachdruck und Würde zu führen.

Ein mächtiges Reich von so gemischter Zusammensetzung als die österreichische Monarchie, und auf einer gleichen Stufe der Kultur, scheint einer Anstalt dieser Art vor andern zu bedürfen.

Sie vereinigt die Triebwerke der Publizität und der Meinungen in den Händen der obersten Macht, und schliesst zugleich eine reiche Quelle des Gemeingeistes und der National-Thätigkeit auf. Das verschiedene, oft sich durchkreuzende Interesse der Provinzen erhält dadurch neue Punkte der Annäherung. Die Bewohner entfernterer Himmelsstriche theilen einander ihre Vortheile, ihre Einsichten, ihre sittliche Bildung mit. Das Nützliche wird unvermerkt herrschend. Alle Menschengattungen haben ein Vorbild der Eintracht, der Ordnung und des Wetteifers vor den Augen, zum Besten des Ganzen nach ihren Kräften mitzuwirken.

Es verdient kaum angeregt zu werden, wie sehr der gegenwärtige Zustand der inländischen Zeitungen von den Eigenschaften abweicht, die wir als die Bedingungen der Brauchbarkeit solcher Blätter vorgestellt haben. Nirgends entdeckt sich in dieser Art Schriften die Spur eines durchdachten Entwurfes. Der öffentliche Dienst leidet unter der Langsamkeit, die dabei herkömmlich ist; nur mit Mühe empfangen die Industrie und das Privat-Interesse ihren kümmerlichen Beistand. Aus Einrichtungen von so schwachem Charakter geht kein des Vaterlandes würdiger Gedanke hervor. Nicht einmal dem gemeinen Bedürfnisse der Neugierde haben unsere politischen Blätter abzuhelfen gewusst. Schwerlich verliert ein anderer Staat so beträchtliche Summen an das Ausland, für einen so zweideutigen Artikel des Luxus.

Die bevorstehende Erneuerung des Kontraktes der Wiener Zeitung lässt die Möglichkeit absehen, mit einem Gegenstande von solcher Wichtigkeit eine Veränderung zu treffen. Der unternehmende Geist des Zeitalters scheint eine Veranstaltung dieser Art mehr als sonst zu erheischen, er scheint sie dringend zu machen. Die Unterzeichneten haben den Plan umständlich überlegt, wie dieselbe bewerkstelligt werden könnte. Sie sind bereit, und es ist ihr angelegener Wunsch, die übrige Zeit ihres Lebens, welches dem Studium der Geschichte und der nützlichen Kenntnisse bestimmt ist, der Ausführung eines Werkes zu widmen, das der Theilnahme des Patrioten vor anderen werth zu sein scheint. — Hier ist ihr Plan.

Das öffentliche Blatt, das nach der Absicht der Unterzeichneten an die Stelle der jetzigen Wiener Zeitung treten soll, wird eine National-Zeitung unter dem Schutze und der unmittelbaren Leitung der Verwaltung sein. Bei der strengsten

Abhängigkeit von den Grundsätzen der Regierung, wird es den Anschein eines freien Institutes für den Dienst des Publikums haben. Zu diesem Ende muss die offizielle Beschaffenheit seines Inhaltes sorgfältig unterschieden und durchaus beobachtet werden. Dies ist ein Hauptumstand und von durchgängiger Anwendung in dem folgenden Detail.

Die Unterzeichneten schlagen den Titel:

Wiener Hof- und Staatszeitung

für das neue Zeitungsblatt vor. — Das Blatt wird enthalten:

I. Die Gesetze und Anordnungen der höchsten Macht und der abhängigen Gewalten, in ihrem ganzen Umfange und ohne Ausnahme des Justizfaches.

Die möglichst schnellste Verbreitung allgemein verbindender Gesetze ist eine der wesentlichen Obliegenheiten der Zeitung. Als das einzige öffentliche Blatt der ersten Provinz und der Hauptstadt der Monarchie, wird sie zugleich die Verordnungen, welche diese beiden vorzüglichen Bestandtheile des Staates insbesondere betreffen, in voller Ausdehnung liefern. Die Beschlüsse aller übrigen Provinzial- und Distrikts-Verwaltungen gehören zur Geschichte des Innern, und finden daselbst ihren Platz, nach Massgabe ihrer Wichtigkeit, entweder auszugsweise oder auch vollständig.

Die Verfasser der Zeitung führen selbst das Wort, so oft es die Natur einer Anstalt nöthig macht, sich der Mitwirkung der Nation, auch ausser dem gesetzlichen Wege, zu versichern. Durch diese Einrichtung erlangt die Administration den Besitz eines Mittels, die Stimmung des Publikums für weit aussehende Maassregeln zu prüfen und auf mancherlei Weise vorzubereiten. Einzelne Punkte verwickelter Unternehmungen können hier in das Licht gestellt, und die Pflicht und das eigene Interesse der Unterthanen dringend eingeschärft werden, den Absichten der Verwaltung in jeder Rücksicht Genüge zu leisten.

In allen angeführten Beziehungen ist die Zeitung lediglich im Dienste der obersten Gewalt. Die Herausgeber treten dadurch in die allgemeine Verpflichtung wirklicher Staatsdiener; sie sind in Ansehung der empfangenen Aufträge besonders verantwortlich. Das Stillschweigen über jede Art des Zusammenhanges, worin die Zeitung mit der Staatsaufsicht steht, ist ein wesentlicher Theil jener allgemeinen Verpflichtung.

II. Die Aufträge und Verhandlungen der Privat-Personen unter einander und in ihren Verhältnissen mit dem Publikum überhaupt.

Hierunter ist der einfache Inhalt des bisherigen Intelligenzblattes begriffen. —

Die Unterzeichneten halten für zweckmässig, einen Theil desselben mit der Zeitung selbst zu vereinigen. Dies wird, in dringenden Fällen, die Schnelligkeit und Allgemeinheit der Mittheilung möglich machen. Es wird eine geschickte Stellung der Materien begünstigen, wodurch mancher Umstand der Bemerkung derer, welchen er wichtig sein kann, näher gerückt wird. In Bezug auf das Ganze wird es den Reiz der Mannigfaltigkeit zu erhöhen dienen, und es zugleich dem Beobachter nie an Stoff und Anlass zu fruchtbaren Betrachtungen fehlen lassen.

Die Herausgeber werden Sorge tragen, die Übersicht der hierher gehörigen Artikel durch eine lichtvolle Anordnung zu erleichtern. Es wird ihre besondere Angelegenheit sein:

1. Den Umsatz der Güter im Grossen, der Ländereien, Häuser, Kapitalien und öffentlichen Fonds, mit Hintanhaltung des Wuchers und der Agiotage, zwischen den Parteien selbst zu betreiben.

2. Die Nachfrage nach Verdienst und Arbeit, durch eine bessere Einrichtung der Komptoirs-Anzeigen, in einen regelmässigen Gang zu bringen.

3. Einen tauglichen Plan zu Unterzeichnungen für patriotische Anstalten und für Werke der Wohlthätigkeit, auf dem Wege der Publizität einzuführen.

Die gewohnte Ordnung der gerichtlichen, und ähnlicher Kundmachungen, bleibt hierbei ungestört. Diese erscheinen wie sonst anfangsweise, an den üblichen Tagen wöchentlich zweimal.

III. Die Begebenheiten der Zeit, in einer, für den Gebrauch des bürgerlichen Lebens und aus einem patriotischen Gesichtspunkte behandelten, Darstellung.

Diese Hauptabtheilung zerfällt in drei besondere Abschnitte. Wir verstehen darunter:

1. Geschichte des Hofes und der Regierung.

Es hängt allein von dem Ermessen der Staatsverwaltung ab, welchen Umfang und welche Fruchtbarkeit dieser wichtige Abschnitt erhalten soll. Die erhabenen Gegenstände, womit er sich beschäftigt, sind den Augen und der Verehrung der Nation vielleicht zu sehr entrückt worden. Die Vortheile einer wohlverstandenen, von der Administration selbst geleiteten Publizität, finden von Zeit zu Zeit einen weniger gegründeten, und sogar einen weniger hartnäckigen Widerspruch.

Es ist nützlich, es ist vielleicht nöthig, dass die Triebfedern einer gerechten und weisen Verfassung an den Tag gelegt werden, damit die Machinationen der Ehrsucht und der Volksverführung in dem vollen Kontraste ihrer Nichtswürdigkeit erscheinen.

Schon jetzt gehört übrigens hierher: Alles was die Person und die Familie des Monarchen betrifft. Der Hofstaat; das Ceremoniell; Gnaden- und Ehrenbezeigungen; Collegial-Verfassung; Veränderung in denselben, mit Einschluss dessen, was die Verwaltungskörper der Provinzen angeht. Der äussere Dienst; Gesandschaften; Konsulate. — Amtsberichte, den Krieg und die Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten betreffend.

Die neue Einrichtung der Zeitung giebt zugleich die schicklichsten Formen an die Hand, dasjenige in Umlauf zu setzen, was die Politik von dem Gange und den Resultaten der äusseren Geschäfte, ohne den Charakter einer ministeriellen Mittheilung, bekannt werden zu lassen für gut achten möchte. Es ist einleuchtend, dass die Pflicht der Geheimhaltung, in Betracht der Quelle, hierbei noch unverbrüchlicher ist als in dem oben berührten Falle.

2. Die Geschichte des Landes und der Nation.

Wir sind bereit in ein weites Feld überzugehen, dessen trockene Ansicht die Aufmerksamkeit zu ermüden scheinet. Der grösste Theil der Gegenstände, welche wir in dem gegenwärtigen und in dem folgenden Abschnitte aufzuzählen bemüht sind, hat bis jetzt selten oder nie eine Stelle in den Zeitungen gefunden.

Es sind gleichwohl Dinge, von denen unterrichtet zu sein den Meisten nützlich und allen anständig ist. Sie machen vereint die Denkwürdigkeiten des Zeitalters aus, welche zu sammeln und für die Nachwelt aufzubewahren, eine Bestimmung der Zeitblätter sein sollte. Der Punkt der Schlachten und Staatsaktionen fängt nach und nach an in der älteren und neueren Geschichte dem Nützlichen und Lehrreichen Platz zu machen. Die Zeitungen, welche die Geschichte der Gegenwart enthalten, sollen in einer so lobenswerthen Reform nicht zurückbleiben. Die Idee des Ausserordentlichen hat eine grosse Gewalt über die Einbildungskraft der Menschen; man sollte nichts unversucht lassen, was fähig ist eine so gefährliche Macht zu schwächen. Dem Menschen gefällt, was er treibt,

und er unterhält sich gerne von dem, was ihm Vortheil bringt. Man führe den Bürger in sich selbst, zu seinen Geschäften, zu seinen Bedürfnissen zurück; man lehre ihn sein eigenes Land und dessen Vorzüge kennen; man zeige ihm das Bild der Gesellschaft in ihrem Wohlstande, in der sittlichen Ordnung, und er wird den zerstörenden Übermuth der Zeit verabscheuen, den ein unverwahrtes Auge zu bewundern geneigt ist, wenn er sich ihm in seinem falschen Schimmer zeigt.

Es sind ungefähr folgende Rubriken, worunter sich der statistisch-historische Theil des Inhaltes der Zeitung zusammenfassen lässt.

Physischer Zustand.

Messungen und nähere Aufschlüsse über das Innere des Landes; Veränderungen des Klima; meteorologische Beobachtungen; Bemerkung des Einflusses der Witterung auf die Organisation; Beiträge zur natürlichen Geschichte der Gebirge, der Gewässer, des flachen Landes; Fruchtbarkeitstabellen; Merkwürdigkeiten der animalischen Natur; Beobachtungen über den Gesundheitszustand einzelner Gegenden; Epidemien; Sterblichkeit unter Menschen und Thieren; physikalische Entdeckungen; Naturseltenheiten.

Ökonomischer Zustand.

Fortschritte in der Urbarmachung des Landes; neue Anpflanzungen; Fortgang. Stillstand und Verfall der Bauten in Städten und Dörfern; Strassenbau; Versuche zur Schiffbarmachung und ökonomischen Benutzung der Flüsse und Landseen; Kanäle; jährlicher Ertrag der Ländereien und Bergwerke; Verhältniss des Ackerbaues zur Viehzucht, zum Wein- und Flachsbaue, etc.; Zustand der Forste. der Steinkohlengruben und Torfgräbereien; bemerkte Mängel in der Ökonomie des Landes und Vorschläge zur Verbesserung derselben; Zustand des Landvolkes. — Städtisches Gewerbe. Verhältnisse der Industrie zum Landbaue; Geschichte der Zünfte; Listen über die Erlangung des Meister- und Bürgerrechtes, Fabriken; Fortgang der grossen Manufakturgeschäfte einzelner Districte, des Leinengewerbes, der Eisenwerke, Glashütten, Papiermühlen etc., Aufkommen neuer Gewerbszweige; Technische Erfindungen; Steigen und Fallen des Handlohnes; Wohlstand und Lebensart der Unternehmer; Preise der Fabrikate; Moden. — Öffentliche Bildungsanstalten, Frequenz derselben; Zustand der Kunst- und Kommerzial-Schulen, Gelehrte Institute; Pflanzschulen für die Geistlichkeit, für das Militär, für die Staatsämter.

Freie gelehrte Gewerbe; Promotions-Listen. — Berechnung des Verlustes der industriösen Klasse, durch das Zudrängen der Bürger zu den höheren Ständen; Erhebungen in den Adelsstand. Bemerkungen über den Fortgang des Luxus in ökonomischer Hinsicht. Handel. Überfluss oder Abgang der ersten Bedürfnisse für den eigenen Verbrauch der Provinzen; Eröffnung neuer Kommerzialstrassen und Verbesserung der alten; Ausbreitung der Schiffahrt und des Schiffbaues; Zustand des Fuhrwesens; Chronik der Jahrmärkte; Zollregister; Hauptzug des inneren Produkten- und Manufakturhandels; Tabellen über die Ein- und Ausfuhr; Geschichte der grossen Markt- und Seeplätze der Monarchie; Österreichisches Küstenland; Seefahrt; Assekuranz-Kompagnien. Zustand der Kaufmannschaft; Bankerotte. Veränderungen und Kurs der Münzen, der Wechsel und der öffentlichen Fonds. Inländische Banken. Stand der Geldzinsen. Werth der Landgüter und Wohnhäuser. Wuchergeschäfte und Künste der Agioteurs. Jährliche Handlungs-Bilanz der Provinzen gegen einander und der Monarchie gegen das Ausland. — Verordnungen und Anstalten der Provinzial- und Distrikts-Verwaltungen, in Betreff aller benannten Gegenstände.

Sittlicher Zustand.

Verhältniss der ehelichen Geburten zu den unehelichen; Ehestands-Prozesse: Trauungslisten, nach den Ständen und Glaubensbekenntnissen, Herrschende Krankheiten, Stand der Spitäler, Zucht- und Waisenhäuser; politische Rechnungen aus den Todtenregistern, Sanitätsanstalten; Polizeistrafen; Kriminal-Fälle; Konsumtions-Tabellen.

Verbrauch geistiger Getränke; Anzahl und Zustand der Wein-, Bier- und Kaffeehäuser. Aufwand in Kleidern und Ameublement. Equipagen; Lohnkutschen. Preise der Arbeiten für den Luxus. Pferde- und Hundeliebhabereien. Menge des Gesindes. Lohn und Zustand des Dienstvolkes. Häuslichkeit. Hang zum Wohlleben; schneller Glückswechsel; Konkurse. Lotto; Bettelei, unerlaubte Gewerbe. Anstalten zur Beschäftigung brodloser Menschen. Milde Stiftungen; Rechnungen der Armen-Institute. — Öffentliches Leben. Unterhaltungen des Volkes; Feiertage. Frequenz der Theater, Gärten, Tanz- und Spielhäuser. Vornehme Welt; Landleben; Chronik der Bäder und Gesundbrunnen. Bemerkungen über den vermuthlichen Absatz einzelner Luxusartikel, als der Spielkarten, der Zeitungen und Modebücher. — Denkungsart der Nation in religiösen und politischen Dingen. Bereitwilligkeit der Unterthanen zu den Lasten des Staates beizutragen: patriotische Gaben; Rückstände in der Zahlung der Abgaben; Betrügerische Beeinträchtigungen des Fiskus; Schleichhandel. Militär-Dienste; freiwillige Werbungen. Gegenseitige Verhältnisse der Stände und Volksklassen unter einander. Justiz-Verfassung; Zivil-Prozesse. — Seminarien der Klerisei. Zustand der Landpfarrer. Anordnungen der Bischöfe und Konsistorien. Verdienste der geistlichen Orden um die Kultur des Landes, den öffentlichen Unterricht und die Gelehrsamkeit. — Bildung des Geschmacks und des Verstandes. Kultur der Sprache. Gelehrte Gesellschaften. Buchhandel; Schriftstellerei, Ausbreitung des Lesens; Volksschriften; wissenschaftliche Werke. — Allgemeiner Nekrolog der österreichischen Nation.

3. Geschichte der Welt.

Geographische Entdeckungen, Kolonien; Veränderungen in der ökonomischen Verfassung besonderer Staaten: Geschichte des Ackerbaues und der Nutzung des Bodens im Allgemeinen. Fortgang und Zug der Industrie und des Wohlstandes unter den Bewohnern des Erdbodens. Beitritt einzelner Völker zum Welthandel. Neue Städte. Eröffnung von Schiffshäfen und inneren Kommunikations-Strassen. Geschichte der Posten. Veränderungen in Maassen und Gewichten. Münz-Politik. Verhältnisse des Goldes und Silbers. Zustand der öffentlichen Banken. Geschichte des Wechsels in grösster Ausbreitung, mit Erläuterungen über das Schwanken der Handlungs-Bilanz im Allgemeinen. — Finanz-Verwaltung einzelner Staaten. System der Auflagen, Staatsschulden, Stand der Zinsen und des Profites der Stocks in allen Theilen der Welt. Geheime Finanz-Verbindungen in Europa, Bemerkungen über die Geldherrschaft überhaupt. — Geschichte der politischen Verfassungen; der Gesetzgebung; der Regierungen. Politische Kräfte der Staaten; Kriegsmacht; Marine. — Verhältnisse der Regierungen untereinander. Öffentliche Unterhandlungen. Bündnisse, Kriegs-, Friedens- und Handlungstraktate. — Geschichte der Meinungen, Religiosität. Geist der Reformen; ihr Gutes und Böses. Fortgang und Flor der Wissenschaften; Mathematik, Chemie, Kriegskunst, Nautik, Künste des Genies. Veränderungen in dem geselligen und sittlichen Zustande der Welt überhaupt.

Die Quellen, woraus die Verfasser der Zeitung schöpfen, müssen zum Theile ganz neu eröffnet, und in vielerlei Betracht erst recht nutzbar gemacht werden. Sie sind indessen wirklich vorhanden, und es bedarf nur des ordnenden Fleisses, damit ihr ganzer Reichthum angewendet werden könne. Die Wichtigkeit des

Endzweckes scheint einer beharrlichen Anstrengung werth zu sein. Jene Quellen sind überhaupt: 1. Die urkundliche Mittheilung der nöthigen Actenstücke aus den Archiven und Registraturen des Staates; 2. ein ausgebreiteter und lebhaft unterhaltener Briefwechsel mit den Hauptplätzen der Monarchie; 3. die öffentlichen Blätter aller Länder und Sprachen; 4. eine gewählte Korrespondenz mit dem Auslande, vornehmlich mit den Gegenden, welche bis jetzt des Vortheiles ordentlicher Zeitungen entbehren; 5. alles, was von Zeit zu Zeit in Journalen, Flugschriften und grösseren Werken erscheint und irgend etwas enthält, das für die Absicht der Verfasser brauchbar ist; 6. die Anzeigen der Privat-Personen in ihren eigenen Angelegenheiten.

Die Unterzeichneten gründen den vorzüglichsten Werth der Zeitung, in Ansehung der Materien, auf die Erwartung einer unmittelbaren Unterstützung von Seite der obersten Staatsverwaltung. Sogleich nach der Übernahme des Kontraktes sollen übrigens die vorläufigen Anstalten zu einem so weit aussehenden Unternehmen in Gang gebracht werden.

Die Herausgeber werden weder Mühe noch Kosten sparen, die guten Köpfe der Nation und die unterrichtetsten Leute in den Provinzen in das Interesse der Zeitung zu ziehen. Es soll eine allgemeine Instruktion für die Korrespondenten aufgesetzt werden. Man wird, zur Beschleunigung der auswärtigen Nachrichten, frühzeitig alles nöthige besorgen und überall den kürzesten Weg zu den eigentlichen Quellen einzuschlagen suchen. Es soll insbesondere eine weitläufige und kostbare Korrespondenz mit dem ganzen Osten eingeleitet werden. Von diesem Theile der Welt wird das ganze gebildete Europa die ersten, zuverlässigsten und vollständigsten Berichte in Zukunft über Wien erhalten.

Um dem schnellen Fortgange der Expedition kein Hinderniss zu verursachen, wird es dienlich sein, für die laufenden Artikel der Zeitung einen besonderen Censor zu bestellen, dessen Honorar aus den Fonds derselben bestritten werden kann.

Das Bureau der Zeitung wird in einer leicht zu übersehenden Ordnung erhalten werden. Es sollen nur sichere Menschen zu den untergeordneten Arbeiten gewählt werden. Die Einrichtung des Werkes in allen seinen Verhältnissen steht der Einsicht der Staatsverwaltung jeder Zeit offen. Die Herausgeber sind zur Geheimhaltung der sämmtlichen Papiere und Hilfsmittel, deren Gebrauch ihnen zu ihrem Zwecke gestattet wird, vor Jedermann ohne Ausnahme, aufs strengste verpflichtet.

Diese Verbindlichkeit ist allgemein, und erstreckt sich zugleich auf die Pflicht des mündlichen Stillschweigens.

Die Zeitung erscheint im grössten Formate täglich, vor dem Abschlusse der inländischen Posten.

Die bisherige Einrichtung des Intelligenz- und Kundschaftsblattes wird aufgehoben. Von den darin enthaltenen Anzeigen werden die, welche dringend oder durch irgend einen Umstand auffallend sind, nach Art der englischen Blätter mit der Zeitung vereinigt. Die Masse der gewöhnlichen Bekanntmachungen wird, in zwei wöchentlichen Beilagen, ordnungsmässig nachgetragen.

Die Gattung und der verschiedene Gehalt der aufgenommenen Artikel werden durch dreierlei Arten des Druckes unterschieden, die offizielle Eigenschaft jeder Nachricht wird ausserdem besonders bemerkt.

Am Schlusse jedes Quartals wird ein allgemeines Register geliefert, welches nach vier Hauptabtheilungen die merkwürdigsten Sachen nachweiset. Die Rubriken sind: Gesetzkunde; gerichtliche Verhandlungen; Geschichte des Innern; Gegenstände der allgemeinen Zeitgeschichte.

Der Preis der Zeitung ist für die ganze Monarchie sechszehn Gulden jährlich. Diess ist der jetzige Preis der Wiener Zeitung, mit Einschluss des Kundschaftsblattes, welches nach der projektirten Einrichtung mit der Zeitung selbst verbunden wird. Die Erhöhung ist daher nur scheinbar.

Sie wäre indessen in jedem Falle nothwendig, um die beinahe dreimal vermehrte Ausgabe an die Posten zu decken, wovon wieder ein Theil dem Aerarium zu gute kommt.

Alle übrigen noch weit ansehnlicheren Kosten der neuen Einrichtung fallen den Unternehmern allein zur Last, und das Publikum geniesst den ganzen Vortheil derselben, ohne mehr als sonst zu bezahlen.

Hierbei darf auch die Verminderung der allzu kostbaren Extrablätter in Rechnung gebracht werden, ein Gewinn für das Publikum, der zugleich einen beträchtlichen Abgang der Einnahme für die Unternehmer der Zeitung zur Folge hat.

Wir bemerken noch, dass es von Nutzen sein wird, die Gebühr für Inserate, nach einer anderen Norm als bisher, zu bestimmen; so zwar, dass auch kürzere Anzeigen, für die Hälfte und das Drittel der gegenwärtigen Taxe, aufgenommen werden können. Das Zweckmässigste wäre vielleicht, die Taxe nach der Zeile festzusetzen, wodurch zu gleicher Zeit der unangenehmen Weitschweifigkeit mancher Privat-Kundmachungen abgeholfen würde.

Die Unterzeichneten sagen nichts von den Vortheilen, welche sich der Staat, in ökonomischer Hinsicht, von der Einführung der in Vorschlag gebrachten Zeitung zu versprechen hat.

Der wahrscheinliche Belauf der Summe, die Oesterreich jährlich für auswärtige Blätter bezahlt, muss dem Finanz- und Kommerz-Kollegium bekannt sein. Es ist sichtbar, dass der unverhältnissmässige Aufwand des Landes für dieses bedenkliche Fabrikat der Fremde, vornehmlich in der unvollkommenen Beschaffenheit der inländischen Produkte gleicher Art, seinen Grund hat. Schon die Verbesserung der vaterländischen Zeitungen allein muss diesem National-Verluste Grenzen setzen. Es übersteigt die Kompetenz eines blossen Privat-Urtheiles, die weiteren Maassregeln anzugeben, welche, nach richtigen Grundsätzen der Staatswirthschaft, mit einer solchen Anstalt zu verbinden sein möchten. Die Unterzeichneten erwarten die Festsetzung derselben von der Weisheit der Staatsverwaltung, indem sie nur noch bemerklich machen, wie wichtig es in jedem Falle sein wird, den Kredit des neuen Institutes möglichst zu schonen.

Der vorliegende Plan ist schwerlich ohne erhebliche Fehler. Noch ist das Ganze der Betrachtung der Verfasser zu nahe, als dass nicht mancher Umstand von ihnen sollte übersehen worden sein. Ein Mangel anderer Art ist indessen ihrer Bemerkung nicht entgangen. Dieser Mangel liegt in der Natur eines Gegenstandes von so grosser Ausdehnung. Um nicht allzu weitläufig zu werden, haben sich die Verfasser genöthigt gesehen, ganze Abtheilungen vielmehr nur anzudeuten als umständlich ins Licht zu stellen.

So bedarf jede Nummer, die das Intelligenzblatt betrifft, beinahe eines neuen erläuternden Planes, wenn die Absicht derselben durchaus deutlich werden soll. Die Verfasser glauben jedoch bewiesen zu haben, dass sie mit ihrem Gegenstande hinlänglich bekannt sind. Sie setzen die Grundsätze fest: es kann ihnen vielleicht zugetraut werden, dass sie fähig sind, den noch unvollständigen Entwurf in seinen einzelnen Theilen zu ergänzen.

Eine Zeitung ist ein Kunstwerk der historischen Gattung. Die Art, welche sie ausmacht, hat viel besonderes und geniesst einer grossen Freiheit der Form.

Alle Gaben der Darstellung und des kritischen Geistes sind dabei beschäftigt; der reichste Vorrath wissenschaftlicher Begriffe kann darin eine Anwendung finden.

Eine Welt voll Mannigfaltigkeit und Abwechslung ist der Stoff, den die Kunst hier verarbeiten soll. Der herrschende Charakter einer solchen Komposition wird ernst und ein ruhiger Berechnungsgeist sein; aber sie verschmäht den Schmuck der Beredsamkeit nicht, und sogar der Witz wird ihr verziehen. Alles, selbst eine Zeitung, erkennt die Gesetze der Einheit und Ordnung. Sie wird sich nie erlauben, was einen feinen Geschmack, oder das richtige Gefühl für das Schickliche, beleidigen könnte.

Eine Regung der Bescheidenheit hält die Unterzeichneten zurück, da sie im Begriffe sind, von den Eigenschaften des Zeitungsschreibers zu sprechen. Der Verfasser einer allgemeinen Zeitung ist der Geschichtschreiber seines Zeitalters.

Mit einem ausgebreitetem Wissen und einer unermüdlichen Arbeitsamkeit soll er die lebhafteste Fassungskraft und eine volle Reife des Urtheils verbinden. Er soll den Lauf der Dinge mit leichter Hand verfolgen, ohne doch minder nachdrücklich, edel und zierlich zu schreiben. Die Verfasser kennen ihre eigene Unzulänglichkeit, der ganzen Strenge dieser Forderungen ein Genüge zu leisten. Was mehr ist, — und hier erhalten die Unterzeichneten ihre Zuversicht wieder: — der Verfasser der Zeitung soll ein durchaus rechtschaffener Mann, und von der Liebe zur Wahrheit, Ordnung und Sittlichkeit durchdrungen sein.

Er soll das Glück der Menschen in seinem Herzen tragen, aber die Gesetze, über seine eigenen Begriffe von öffentlicher Wohlfahrt, verehren. In diesem Geiste wird er der Verfassung seines Landes anhangen, weil sie rechtlich ist, und weil ihm die Pflicht ihrer Vertheidigung obliegt; er wird den Absichten seiner Regierung ehrenvolle Dienste leisten, ohne sich von dem Bewusstsein gedrückt zu fühlen, eine knechtische Feder einem fremden und unlauteren Interesse geweiht zu haben.

Wenn jemals eine Zeit war, wo die Überzeugung denkender Männer im Privat-Stande mit den Maassregeln erleuchteter Kabinette in völliger Eintracht erschienen ist, so muss es die gegenwärtige sein. Das Gefühl der Menschlichkeit, der gesunde Verstand und die Berechnungen der Politik führen insgesammt auf einerlei Resultat. Es giebt unter den Redlichen keinen Unterschied der Meinungen mehr.

Das System der Treulosigkeit, der Zwietracht und der blutigen Ehrsucht, welches die Ruhe und Glückseligkeit von Europa bedroht und zum Theile vernichtet hat, muss alle empfindenden Herzen und alle Menschen von Einsicht um die erschütterte Grundfeste der Staaten versammeln. Die Verfasser wiederholen es: Die Unternehmungen der Mächte und die guten Wünsche des gebildeten Bürgers können in diesem Augenblicke nur auf Einen grossen Zweck gerichtet sein. Es ist der Zweck, die betrogene Einbildungskraft der Menge aus dem leeren Raum politischer Träumereien und Parteiungen auf den festen Boden der gesellschaftlichen Bedürfnisse und Obliegenheiten zurückzuführen. Seiner ganzen Anlage nach soll das angekündigte Werk einen bleibenden Werth für die jetzigen und künftigen Zeiten erhalten. Es soll ein Denkmal des österreichischen Gemeingeistes und der Nationalehre sein. Denkmäler dieser Art sind so viele feste Punkte in der Verfassung eines Landes, die sich dem Einbruche der Barbaren und der Herrschsucht entgegen stellen. Sie verbürgen dem Volke, unter dem sie entstehen, die Dauer seines Glückes und seiner Grösse, indem sie den Beweis seiner Macht und Wohlfahrt in einem gegenwärtigen Beispiele an den Tag legen.

Rede auf Scheffel.

Gehalten am Tage der Enthüllung seines Denkmals in Karlsruhe, 19. November 1892.

Von
MICHAEL BERNAYS.*)

Von dem Denkmal, das wir dem Dichter aufgerichtet, soll bald nun die Hülle sinken. Er, in allen Gauen Deutschlands heimisch und geliebt, wird wie zu einem neuen, dauernden, vergeistigten Dasein von seinen Volksgenossen in den Umkreis der Vaterstadt zurückgeführt. Das Antlitz, dem die sicher bildende Künstlerhand die sprechenden Züge des Lebens aufgeprägt, wird von den Lüften der Heimath umspielt, der Heimath, die ihm den nahrungsprossenden Boden für das kraftvolle Gedeihen seiner Dichtung gewährte. Und wie das Haupt, auf dem freudig stolz und wehmuthsvoll unsere Blicke weilen, von freier lichter Anhöhe sich emporhebt, so fällt alles von ihm ab, was der irdischen Erscheinung anhaftete, und ledig wird er alles dessen, was dem Bereiche des Vergänglichen entstammt. In der ursprünglichen ungebrochenen Tüchtigkeit seines Wesens steht er vor uns da. Nicht mit anmasslichem Urtheilsspruch sollen wir hier die Grenzen festsetzen, die seinem Streben und Können gezogen waren; nicht wollen wir erörtern, wie innere Erlebnisse, wie äussere Ereignisse sein Schaffen bedingten, seinen künstlerischen Drang erregten, leiteten oder beschränkten; nein, vergegenwärtigen wollen wir uns ihn, wie er, dem wandelbaren Erdendasein enthoben, in gefesteter Gestalt der Nachwelt sich zeigt.

Aber hat denn auch wirklich für ihn die Nachwelt schon begonnen? Die Meisten derer, die sich vereinigen, ihn zu feiern, fühlen sie sich ihm gegenüber nicht als Mitlebende? Noch klingt ihnen seine markig eindringliche Stimme, noch ist ihnen der Blick vertraut, in dem bald die Herzlichkeit warmen Mitempfindens sich kundgab, aus dem bald die Schalkheit geistreich keck hervorbrach; noch erneuert sich ihnen der Eindruck seines Gesprächs, das durch sein anschauliches Wort sich so eigenartig belebte; sie glauben noch seine gemüthvolle Erzählung zu vernehmen, die sich unwillkürlich zu einer fast dichterischen Darstellung umbildete, in der sich der Urheber des Ekkehard, der Sänger des Gaudeamus nicht verleugnete, und in der, wie in seinen Werken, die Gegensätze von Scherz und Ernst leicht in einander

*) Genau so, wie sie gehalten worden, erscheint hier diese Rede. Freunde und Lebensgenossen Scheffels hatten mich durch dankenswerthe vertrauliche Mittheilungen in den Stand gesetzt, mir von der Persönlichkeit des Dichters, den ich niemals mit Augen gesehen, ein anschauliches Bild zu entwerfen. Den reichsten Dank jedoch schulde ich dem trefflichen Biographen Scheffels, Johannes Proelss. Erst seine zuverlässige, liebevoll eingehende und lebendig anregende Darstellung gewährte mir die Möglichkeit, Wesen und Schaffen des Dichters deutlicher zu überblicken.

überspielten, so dass man auch hier unmittelbar die Wahrheit des Ausspruchs erkannte, mit dem er die einheitliche Doppelnatur seiner Poesie bezeichnete: seine Komik sei nur die umgekehrte Form der inneren Melancholie.

Und wie Manche unter denen, die sein Andenken werth und theuer halten, können ganz eigentlich als seine Lebensgenossen gelten, denen noch in lebendiger Erinnerung vorschwebt, wie er seinen Erdengang durchmass. Sie sehen ihn als den durch vielerlei Preise ausgezeichneten Schüler des vaterstädtischen Gymnasiums, das schon damals der Pflege der edelsten Studien sich erfolgreich befliss; unter seinen Kameraden that er sich als der Erste hervor. Schon regte sich in ihm der dichterische Geist, der, wie er in kindlicher Zärtlichkeit behauptete, ihm von der poetisch gestimmten und befähigten Mutter als köstlichstes Gut angeerbt war; doch übermächtiger noch als das dichterische Streben beherrscht ihn der Hang zur bildenden Kunst. Indess weder der Dichtung noch der Malerei darf er sich zu eigen geben. Mit jenem Pflichtgefühl, das er als einen der Grundzüge seines Wesens festhielt, und das er später auch den höheren Aufgaben der dichterischen Kunst gegenüber bewährte, fügt er sich dem väterlichen Willen: der zur Kunst Berufene ergiebt sich den strengen Meistern des römischen Rechts. Aber weder Gaius noch Ulpianus und am wenigsten der Kaiser Justinianus können den Muth ihm wirren oder den Dämon der Poesie bannen. So sieht ihn München, Heidelberg, Berlin und dann wiederum das theure Heidelberg als heiteren und erheiternden Studenten. Doch darf man aus manchen frisch übermüthigen Äusserungen eines Welt-, Kunst- und Natur-frohen Jugendsinnes keineswegs schliessen, dass er einer allzu leichten Auffassung des Lebens und der Lebensforderungen sich zugeneigt. Gerade seine jugendlichen Verehrer, denen sein Lied immer von Neuem die Lust am Dasein weckt und stärkt, gerade sie mögen erwägen, dass, wenn der widerwillige Jurist, gleich seinem Jung-Werner, in gewissem Sinne sich hernach seines corpus iuris entäusserte, er diesen immerhin bedenklichen Schritt doch dann erst wagte, nachdem er es gründlich durchstudirt hatte.

Gestützt auf die Ergebnisse dieser Studien, macht er sich eben bereit, den ordnungsgemässen Weg des nach höherer Stellung strebenden Staatsdieners anzutreten: da findet sich der 23jährige einem unterwühlten, im tiefsten Inneren erschütterten Staats- und Gesellschaftsleben gegenüber. Bei dem Zusammenbruch alt überlieferter Zustände blieb er kein theilnahmloser Zuschauer. Durch die Stürme, die mit mächtigen Schwingen über die Völker Europas, die auch über unser Vaterland einher fuhren, liess er sich nicht blindlings in das wogende Getriebe der Zeit fortreissen. Was er beobachtete, was er erlebte, konnte die Unbefangenheit seiner Anschauungen nicht beeinträchtigen; sicherlich ging er aus diesen Bewegungen mit neu bestärktem vaterländischem Sinne hervor. Unmuths- und hoffnungsvoll zugleich, hie und da von einem Gefühl der Bitterkeit übermannt, blickte

er hinaus in eine Zeit, da unser Deutschland durch eiserne That wieder jung werden sollte.

Inzwischen, während die vaterländischen Geschicke noch im Ungewissen schwankten, sollte sein Geschick sich Glück verheissend entscheiden. Die Muse, die sich einmal ihn erkoren, gesellte sich eben dann zu ihm, als die Schranke der Wirklichkeit sich trennend zwischen ihm und ihr zu erheben drohte. Eben der Ort, wo der Meister Josephus vom dürren Ast als armer Schreiber — so nennt er sich wohl selbst — gewissenhaft seines ersten bescheidenen Amtes im Dienste des Staates waltete, eben dieser Ort ward ihm, wie durch die Einwirkung des heiligen Fridolinus, die geweihte Stätte, auf der ihm wie von selbst der Stoff der ersten Dichtung entgegenwuchs, durch die er alsbald so vieler Menschen Herzen gewinnen sollte.

Wie überall, wohin er sein Auge wandte, das Geringfügige Bedeutung erhielt, das Unscheinbare bezeichnende Gestalt annahm, — wie er aller Orten sicheren Schrittes den Spuren nachging, die aus einer mehr oder minder verbildeten Gegenwart in die Fülle des freien und doch gesetzmässigen Naturlebens, in die lebendige Wahrheit der Geschichte zurückleiteten, das bewiesen seine Säckinger Briefe, die Schilderung des Hauensteiner Schwarzwaldes und jene Berichte aus den rhätischen Alpen, zu deren Abfassung er sich mit Ludwig Häusser vereinigte — wie gern ergreift man jeden Anlass, des theuren Namens zu gedenken! — Während er aber so schon halb unbewusst von der Vorahnung seines ersten grossen Gedichtes umfangen war, schien die bildende Kunst ihn endgültig für sich gewinnen zu wollen. Aus den bedrängenden Zweifeln, mit denen der Widerstreit der beiden Künste in seinem Innern ihn peinigte, konnte er nur durch eigene künstlerisch erlösende That befreit werden. War er ins Land Italia gepilgert, um dort unter der Führung deutscher Meister mit hingebendem strengem Fleiss sich die technischen Mittel der malerischen Darstellung zu erringen, so ward ihm dort, wie in plötzlich aufstrahlender Umleuchtung, das Ziel deutlich erkennbar, dem sein künstlerisches Sinnen und Trachten in Wahrheit zustrebte. Als er in froher Frühlings-Ahnung auf Capri's Klippen den Sang von der stillen Schwarzwald-Lieb' anstimmte, als er mit dem beginnenden Mai 1853 das Lied von Werner und Margaretha vollendet hatte, da wichen alle Zweifel: er wusste nun, welche holdselige Kunst fortan als leitendes Gestirn über ihm und seinem Leben walten sollte.

Das Bündniss mit der Dichtung, das in der Fremde so schön besiegelt worden, konnte nun in der Heimath sich nicht mehr lockern. Mochte er in die Vorbereitungen zu einer rechtsgeschichtlichen Abhandlung sich vertiefen, durch die er den Zugang zur akademischen Lehrthätigkeit sich eröffnen wollte, — umsonst! er ward in andere Tiefen gezogen, zu anderen Höhen hinangeführt. Indem er den Rechtszuständen der Vergangenheit nachforschte, gewann der Gesammtgeist der Vergangenheit Macht über ihn; oder vielmehr, er befreundete sich in innigem Einverständniss mit dem

Geiste, der einst den vielgestaltigen Lebensreichthum entschwundener Menschenalter erzeugt. Wie unter der Leitung dieses Geistes fügten sich im Ekkehard die Einzel-Erscheinungen zu einem mit künstlerischer Weisheit geordneten Ganzen zusammen — ein Zeitenbild, in festen, wenn auch nicht eng umschliessenden, Rahmen gefasst — das Leben des zehnten Jahrhunderts scheint sich dem neunzehnten zu offenbaren.

So früh — der Dichter stand noch vor seinem 30. Jahre — war so Hohes erreicht worden. Sein Schaffen auf solcher Höhe zu erhalten, empfand er als Verpflichtung gegen sich und seine Kunst. Wenn er abermals Italien durchwandert, wenn er auf südfranzösischem Boden das Wehen des Petrarca'schen Dichtergeistes empfindet — es sei an die belebte Schilderung des in Vaucluse verbrachten Tages erinnert! — wenn er vaterländische Fluren durchstreift, oder wenn er im Verkehr mit edel strebenden Künstlern den Sinn erfrischt und das Auge stärkt, immer begleiten ihn die vorwärts treibenden Gedanken an vielumfassende Entwürfe, in deren Ausführung er von Neuem die Fähigkeit hätte bewähren müssen, die Gestalten und Zustände versunkener Zeitalter, in denen das Leben der Menschheit in folgenreicher Entfaltung sich machtvoll ausgebreitet, durch dichterische That ans Licht der Gegenwart heranzuheben. Da ward das Nächste in das Entlegenste verwebt. Der Schmerz um die eben entrissene herrliche, auch künstlerisch verwandte Schwester kam in dem düster ergreifenden Bilde des Hugideo zum Ausdruck, das uns noch um ein halb Jahrtausend hinter den Ekkehard zurück versetzt. Dann wird er heimgesucht von der Überfülle der Erscheinungen, die aus dem Bereiche des 12. und 13. Jahrhunderts auf ihn eindrangen, und die, wie um einen hochragenden Sitz, um die Wartburg sich sammeln sollten. Sie umschwärmen ihn, sie bringen ihm geheimnissvolle Mären, wohl auch verwirrende Kunde zu, selbst während er in der fürstlichen Bibliothek zu Donaueschingen jenes Verzeichniss der altdeutschen Handschriften herstellt, das allein schon, gleich einem ehrenden Zeugniss, uns die Reife seines Wissens wie seine wissenschaftliche Sorgfalt verbürgen könnte. Innerhalb welcher weitgeschwungenen Umrisse sich das prosaische Wartburg-Gedicht ausgestalten sollte, — eine Vorstellung davon mag der Juniperus in uns wachrufen. Die Kleinodien erlesener Lyrik, welche die schmuckreiche Ausstattung der geschichtlich dichterischen Darstellung bilden sollten, hat uns Frau Aventiure glücklich aufbehalten. Die tiefen Töne dieser Lieder erfassen das Gemüth mit um so grösserer Macht, wenn wir bedenken, dass sie demselben Dichtermund entschweben, der alle Höhen und Abgründe der bis ins Gigantische anwachsenden germanischen Zecherwonnen so hinreissend überzeugungsvoll zu besingen wusste. Wohl darf man dem Dichter die Klage darüber nicht verargen, dass man über jenen Liedern, welche den allersonnigsten Sonnenschein über ein genussfrohes Leben zu breiten scheinen, nur allzu leicht solcher melodisch gedämpften Schmerzenslaute vergisst, wie sie auch seiner Brust entsteigen,

wenn des Daseins unentwirrbares Geheimniss ihn anstarrt, wenn der Blick der Geliebten ihm erlöschen will:

Nur wer sehnend in der Sonne
Untergehnde Gluthen späht,
Kennt die schmerzensbittre Wonne,
Die aus solchem Blick erweht.
War Dich finden, Dich verlieren
Nicht wie kurzer Sonnenkuss?

Auch Dein Scheiden glich dem ihren,
Denn sie scheidet, weil sie muss. — —
Läutet, Glocken, dumpfen Schalles
Einem armen Mann zu Grab:
Hier war's, o mein Eins und Alles,
Wo ich Dich verloren hab'!

So, nachdem er in abgeklärter Form seinem Volke sein Bestes dargegeben, sammelten sich aus den Kreisen der Nation und über die Grenzen Deutschlands hinaus in immer fester geschlossenen Massen die Scharen derer, die seiner tiefernsten Dichterrede hingegeben lauschten, die an seinen heitersten Sängen zur Lebensfreude sich begeisterten. Lagerte sich auch umschattendes Dunkel über so manche seiner Tage, so blieb doch an jener Lebensfreude, die er so Vielen schuf, ihm selbst ein reiches Maass gesichert. Und musste er, der dem Leben des alten Deutschlands mit der Liebe des Künstlers so emsig nachgespürt, musste er es nicht mit innerer Erhebung wahrnehmen und mit lautem Freudenruf begrüssen, als die vaterländischen Geschicke sich endlich glorreich erfüllten und auch so mancher seiner Jugend-Hoffnungen die unerwartete Erfüllung brachten? Und vernahm er in dem Zujauchzen der Jugend nicht den weithin fortgesetzten Wiederhall seiner eigenen Jugendlust?

In seiner wahrhaft männlichen Bescheidenheit — gewiss blieb ihm jede Selbstüberschätzung fremd — hätte er sich dem geräuschvollen Andringen der Bewunderer hie und da wohl lieber entzogen; doch durfte er mit heiterer Befriedigung die gehäufte Ehrenlast tragen. In wie liebevoller Erinnerung hegen Alle, die sich in den letzten Jahren ihm nähern konnten, das Bild des ehrenfesten deutschen Mannes, der auf dem Stück heimischer Erde, das er freudig sein eigen nannte, wirthlich waltete. Hartnäckig, aber niemals böswillig, hielt er fest an dem, was er einmal als Recht erkannt hatte. Vertraut mit den alt hergebrachten Lebens-Zuständen des Volkes, verschmähte er den Prunk, verachtete er die Ziererei. Er selbst, ein ausdauernd treuer Freund, erfuhr sein ganzes Leben hindurch an edlen Freunden die deutsche Mannestreue. Und dankbar empfanden und empfinden wir mit ihm, dass sein Dichterleben gehoben und durchleuchtet ward von der Huld des hochsinnigsten und geliebtesten Fürstenpaares, das durch seine Anerkennung allein dem wahren Verdienste die schönste der Kronen reicht.

Können wir aber den Dichter vor unser geistiges Auge rufen, ohne dass unwillkürlich die Gestalten um ihn sich sammeln, die seine Künstlerhand geformt, denen sein Geist ein selbständiges Leben eingehaucht? Selbständig überdauern sie ihn, wie gänzlich losgelöst vom Dasein ihres Urhebers; und doch untrennbar bleiben sie ihm vereint. Ihn schauen wir

in diesen Gestalten; in ihnen thut sein eigentliches Wesen sich uns auf. Der Reichthum seines inneren Lebens ist in sie hinübergeströmt; sie tragen in sich, was er sann und schaute. Welche eindrucksvollere und des Dichters würdigere Feier könnten wir erdenken, als wenn wir, statt über ihn zu reden, — immer ein gewagtes Unterfangen! denn das Grundgeheimniss alles Dichtens bleibt unausdeutbar — welche schicklichere Feier also könnten wir ihm bereiten, als wenn wir ihn selbst durch die Gestalten, mit denen er seine Dichtungswelt bevölkerte, zu uns reden liessen. Ganz anders als wir es vermöchten, würden sie, jedes in seiner Sprache, das Lob ihres Schöpfers und Bildners austönen. Werner und Margaretha, Hadwig, Ekkehard und Praxedis mit ihrer ganzen höfischen und klösterlichen, kriegerischen und bürgerlichen Umgebung, das aus lieblich kindlicher Befangenheit zum Leben und zur thätigen Liebe aufblühende Paar Audifax und Hadumoth, Juniperus und Rothtraut von Almisshofen, und jenes in antiker Marmorschönheit leuchtende Schwesterbild Benigna Serena — und dann jene andere Reihe, aus der neben dem Mönch von Banth und den fahrenden Leuten Reinmar, Wolfram und Heinrich von Ofterdingen hervorragen. — Aber wundersam! während vor dem musternden Blicke diese Gestalten wie im anmuthigen Reigen daherziehen, überkommt uns die Betrachtung: sie Alle entstammen der Vergangenheit. Was haben sie der Gegenwart zu künden? Wie gelang es ihnen, sich so innig einzuleben in die Anschauungen, in die Gefühlswelt dieser Gegenwart, die in der Kunst nur ihr eigenes Abbild sucht, die in allen Bezirken der Kunst nur sich selbst wieder finden will?

Den Poeten bindet keine Zeit. Im freien Fluge überschwebt er mit seinem Geiste die Weltalter. Durch allen Wandel der Zeiten hindurch vernimmt er die ewig lebendigen Stimmen der Menschheit, und wo sie mit lieblicher Gewalt verheissungsvoll ihn locken, da, wie in einer neu gefundenen Heimath, lässt er sich nieder. Wie mit seinem Eigenthum schaltet er mit dem Vorrath der Geistesschätze, die frühere Menschengeschlechter gesammelt: da bietet sich ihm der gefügige Stoff, aus dem er seine Schöpfungen erstehen lässt.

Aber der Dichter ist auch der Sohn seiner Zeit. Aus ihrem gesammten Sein heraus schafft er; zu ihr allererst muss er reden, und sollte sie auch nicht gleich ihn zu fassen vermögen. Sind es nicht eben die grössten, deren Wort nie veraltet, deren Einwirkung auf die Menschheit durch keine Grenze von Zeit und Ort beschränkt erscheint, — Geister wie Aeschylos, Dante, Cervantes und wer noch gleichberechtigt ihnen zur Seite tritt, sind sie nicht auch die ewig redenden Zeugen ihrer Zeit, deren lebevollste Verkörperung sie uns in ihren Werken bieten? Dieser Zeit, aus der sie hervorgegangen, angehörig, und nur durch sie verständlich, greifen sie hinaus in's Künftige, wenden sie sich rückwärts in's Vergangene. Die Menschheit steht vor ihnen wie ein grosses, nur scheinbar in sich ge-

schiedenes Wesen, dessen Gesammt-Dasein sie mit allumfassender Empfänglichkeit durchleben. Die innere Einheit alles menschlich Gewordenen stellt sich vor ihrer Einbildungskraft her. Der Dichter, sagt uns ein grosser Poet, lebt den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. So bewährt er sich als der aussöhnende Vermittler der Zeiten. Und war nicht vornehmlich der Dichter des Ekkehard zu einem solchen Vermittler-Amt erkoren?

Wie Vieles und Vielartiges muss doch zusammentreffen, damit ein Kunstwerk von echtem Gehalt entstehe! Als im Beginn des Jahrhunderts der Druck fremder Gewalt auf Deutschland erniedrigend lastete und innere Spaltungen längst die Volkskraft zersplittert hatten, da suchte der deutsche Geist in der Erforschung des vaterländischen Alterthums das Bewusstsein der angestammten Grösse wieder zu gewinnen. Das Wissen vom deutschen Alterthum war eben zur gediegenen Wissenschaft herangereift, als unser Dichter emporwuchs. Zwei Jahre nach seiner Geburt traten Jacob Grimms deutsche Rechtsalterthümer hervor, aus denen seine Poesie hernach wahre Lebensnahrung ziehen sollte; ein Jahr darauf folgte Wilhelm Grimms deutsche Heldensage. Um die Zeit, da er seine akademischen Studien begonnen, erschien in erneuter Ausarbeitung Jacob Grimms deutsche Mythologie, die ihm den ahnungsvollen Natursinn der Vorväter, wie das uralt Sinnbildliche in Sitte und Brauch deutete, und ihm die religiöse Anschauungswelt der Germanen eröffnete. In der grossartigen Sammlung der Monumenta zeigte das Mittelalter sein wahres Antlitz, das früher bis zur Verzerrung entstellt oder von Nebeln phantastischen Wahnes verhüllt worden.

So sprach aus unverfälschten Urkunden unmittelbar zu ihm die Vorzeit; und neuere Forschung lichtete und erleuchtete ihm den Pfad, auf dem er zum Anblick der Vergangenheit vordringen wollte. Und wie versenkte er sich in diesen gleichsam eroberten Anblick! Durchliest man die dem Ekkehard beigefügten gelehrten Quellen-Angaben, so könnte man wohl irrthümlich glauben, der Stoff hätte dem Dichter bereit vor Augen gelegen, es hätte nur eines kecken Zugreifens bedurft, um ihn zu erfassen und zu bewältigen. Aber man wende sich doch einmal selbst unmittelbar an eine der Hauptquellen, aus denen er für seinen Ekkehard so reichlich schöpfte, an die Geschichte der Vorfälle im Kloster St. Gallen, die casus Sancti Galli von Ekkehard IV, die in deutscher Übertragung nun einen Jeden belehren können, der vor mittelalterlichem Kloster-Latein zurückschreckt. Da wird man sich überzeugen: schon das Finden des Stoffes war eine entscheidende dichterische That. Ehe unter einer wirrevollen Masse von Einzelheiten der Forscherblick brauchbare Bestandtheile einer dichterischen Darstellung entdecken konnte, musste der leuchtend eindringende Dichterblick das Ganze schon ergriffen und verklärt haben. So aus innerer

Nothwendigkeit heraus schloss sich der Bund zwischen Forschung und Dichtung.

Gänzlich sondert sich der Dichter des Ekkehard von der Zunftgenossenschaft derer, die uns in graue Jahrtausende zurück zu täuschen wähnen, wenn sie die schwächlich gearteten Tagesgeschöpfe, die ihrem von der Gegenwart befangenen Sinne entsprungen, mit alterthümlich fadenscheiniger Gewandung kümmerlich umhängen; und ebenso getrennt hält er sich von Denen, die von der bannenden Gewalt der geschichtlichen Überlieferung so unterjocht und gelähmt werden, dass sie den freien Schritt in die Gegenwart nicht mehr zurückthun können, und ihnen jedes Gefühl für Forderungen und Bedürfnisse ihrer Zeit schwindet. Er vielmehr — und dabei kam ihm die juristische Schulung wohl zu Statten — er sieht die Zustände der Vergangenheit in schärfster Umgrenzung; zugleich sieht er innerhalb dieser Grenzen Alles in lebendiger geschmeidiger Bewegung; nichts bleibt starr; im Bereich der Vergangenheit regen und tummeln sich dieselben Lebenskräfte, die auch unserem Dasein Schwung und Erhebung verleihen, es mit Genuss und Wonnen, mit Herzensweh und Geistesqualen überfüllen. So lässt uns der Dichter unsere Verwandtschaft mit dem Gewesenen empfinden. Ihm droht nicht die Gefahr, dass die Geschichte die Poesie übermeistere. Mochte auch späterhin die allzu enge Nachbarschaft des Gelehrten und des Dichters dem Künstler zu hemmender Bedrängniss gereichen — so lang ihm seine Vollkraft ungeschmälert blieb, bezwang er die Geschichte, anstatt sich von ihr in Bande schlagen zu lassen: er verfügte über ihren Gehalt, als ob er ihn nicht dem Buche, als ob er ihn dem Leben entnommen. Er gleicht den Gegensatz der Jahrhunderte durch dichterische Vermittlung aus, ohne doch die schroffen Eigenthümlichkeiten der alten, längst geschwundenen, ja, längst unmöglich gewordenen Zustände abzuschwächen. Das wissenschaftlich Ergründete wird zum dichterisch Geschauten. Versprengte Trümmer fügen sich an einander, wie zum Wieder-Aufbau einer alten Welt, und über ihr leuchtet eine ewig junge Sonne, welche die Menschheit, die uns hier begegnet, mit Lebenswärme und Jugendfrische durchströmt. Ja, so nahe tritt sie im Panzer oder Kutte, in höfischer Zier oder bäuerlicher Schlichtheit zu ihm heran, dass er, wie in einem mühelosen Verkehr, mit ihr umgehen mag. Da hat er Acht auf ihr Thun im Grossen, auf ihr Behaben im Kleinen; da verräth sich ihm ihr Sinnen und Fühlen; er erlauscht die edlen Regungen wie die kleinlichen Gedanken. Muss da nicht ungerufen der sich einstellen, der im Geistesgebiete unseres Dichters sich gleichsam ein eigenes Reich gegründet hat, der Humor? Er schwebt verbindend über den Gegensätzen, lösend über den Widersprüchen, die im Menschendasein aneinanderstossen und sich durchkreuzen. In fast unbemerkbaren Übergängen leitet er vom Würdigsten zum Alltäglichen, vom Freudenjubel zur herzzerschneidenden Trauer; und indem er bezeugt, dass der feste Dichtersinn unberührt bleibt

von der kränklichen Sehnsucht nach vergangenen Lebens- und Gesellschaftsformen, verbreitet er durch Darstellung und Sprache eine Würze, die den alterthümlichen Inhalt vor dem Veralten bewahrt.

Und doch — wenn auch, wie vor dem Blicke eines rückwärtsgewandten Sehers, vor dem Dichter das Bild jener fernen Menschheit in Lebensfülle und Lebensfarbe hell emporstieg, dennoch wäre es ihm kaum geglückt, diese unwiederbringlich entschwundene Welt über die Kluft der Jahrhunderte auch der empfänglichsten Einbildungskraft so deutlich entgegenzubringen, wenn er seinen Gestalten nicht in der vertraulichsten heimathlichen Nähe den Boden bereitet hätte. Hier erkennen wir eine gewiss halb unbewusste Meisterthat des Dichters, die dadurch nichts von ihrer Bedeutung, geschweige denn von ihrer Wirkung, einbüsst, dass sie durch die Wahl des Stoffes schon gefordert ward. Was in der Zeitenferne geschah, wird uns im Raume nahe, ganz nahe gerückt. Das Thun und Dulden der längst vom Zeitenstrudel verschlungenen Menschen, ihr Ankämpfen gegen den äusseren Feind und gegen den gefährlicheren, der im Innern sich aufbäumt, ihre Alltags-Sorgen und ihre ausserordentlichen Wagnisse, ihr Triumphiren und Unterliegen, das Alles wird angeknüpft an die vaterländischen Bezirke, die schon mit ihres Namens Klange in allen Deutschen eben so liebliche Anschauungen wie theure Erinnerungen hervorrufen, und über die unser Auge ergötzt und entzückt hinschweift. Da liegt es vor uns hingebreitet, das schöne Stück deutscher Erde, „was dort zwischen Schwarzwald und schwäbischem Meer sich aufthut" — da wallt der See, da hebt sich der Hohentwiel — bald blinkt von ferne die Rheineswelle, bald trägt vor unseren Augen der deutsche Strom zwischen Uferfels und bebuschten Höhen seine Wogen mächtig daher. Der Säntis ragt auf neben seinen hochgipflichten Genossen — und Flur und Trift, Waldesdunkel, Ackerfeld und schattige Halde — da haben sie gehaust und gewaltet, die urväterlichen Geschlechter! Warum sollen sie nicht zurückkehren auf diesen heimischen Boden, der sich unverändert vor unsern Blicken dahinstreckt? Im hallenden Klostergang sammeln sich die Mönche, die arbeitsamen, und die beschaulich stillen; die heilige Einsiedlerin psalmodiert und kasteit sich in ihrer ummauerten Zelle, die Waldfrau in ihrer steinernen Hütte am steilen Fels treibt ihr heidnisches Werk. Hadwig herrscht auf ihrer Burg, wo von den Lippen des heimlich Geliebten und unselig Liebenden die berückende Versmelodie des seelenvollsten der römischen Dichter tönt:

Infelix Dido, longumque bibebat amorem!

Zeitenferne — räumliche Nähe — aus der Verbindung Beider entspringt die sinnliche Täuschung, aus der die künstlerische Wahrheit siegend hervorgeht. Da sinkt gänzlich die Scheidewand, die sonst die Menschenalter von einander abtrennt. Folgte der Dichter doch selbst seinen Gestalten unmittelbar an die Stätten, wo sich das begeben, was er in künstlerischer Ausführung

wiederholte. Erst siedelt er am Hohentwiel sich an, dann am Waldkirchlein beim Säntis. Was er einst in der bildenden Kunst so gern geleistet hätte, das überträgt sich auf sein bildendes Wort, so bald er die Natur-Erscheinung erfasst und wiedergiebt. Begleitet man in Gedanken Hadumoth auf ihrer Wanderfahrt, auf der sie Gott vertrauend dem geraubten Gespielen endlich wieder begegnet, so wird man nachfühlen, wie die wechselnden Gegenden, die sie durchzieht, sich beleben, ja, mithandeln und mitsprechen. Vor ihm, in dem rege Wanderseligkeit und strenge Forschungslust sich einen, lag das Buch der Geschichte und das Buch der Natur aufgeschlagen: nicht todte Buchstaben, nicht unbelebte Formen fand er in ihnen; aus Beiden vernahm er lebendige Laute, die weckend und erhebend an Geist und Seele drangen. Wenn er der offenkundigen Schönheit und Majestät der Natur preisend und huldigend sich hingiebt, so lockt es ihn doch vielleicht mit noch lebhafterem Reiz, Sinn .und Ahnungsvermögen in das geheime Weben, in das leise Wirken der Erdenkräfte zu versenken. Er ist es,

Der zu hören weiss in frommem Lauschen,
Wie, herrlicher als Lied und Kunstgedicht,
In stundenlangem, leisem Wipfelrauschen
Des Waldes Seele mit sich selber spricht.

Aber nicht nur aus dem, was er erlernt, erlauscht und erwandert, fügt er die Elemente seiner Dichtung. Die Gestalten und Anschauungen, die er von aussen und aus der Ferne empfängt, werden doch nur dadurch sein eigen, dass er sein inneres Leben — soll ich sagen — in sie einarbeitet oder gelind in sie einflösst. Und so wird ihm das eigene Sein zum Urquell seiner Dichtung. „Es kam Alles von Innen heraus“ — so erklärt er selbst in späteren Jahren die Entstehung seiner Gebilde; oder, wie er es dem Parzival-Dichter in den Mund legt:

Des eignen Herzens räthseldunkle Ziele
Entwirren sich im höfisch-bunten Spiele.

Aus seinen eigenen Stimmungen erhebt sich Werners kräftiger Sang und sein Sehnsuchtslied; Selbsterlebtes führt zu der schmerzlich-ernsten, aber nicht unmännlichen Ergebung, welche die Lieder des stillen Mannes athmen; der Nachhall solcher eigenen Stimmungen zieht wohl auch durch die mürrische, stets zur Kritik bereite, Weltweisheit des sinnschweren Katers, dessen Stammbaum man nicht bei älteren Literatur-Katern suchen darf, der vielmehr leibhaftig aus dem Leben sich würdevoll in die Poesie hinüber begeben hat. Der Dichter selbst leidet, verzweifelt und läutert sich mit seinem Ekkehard. Er ist es, der mit dem Regensburger Bischof in die Bergeseinsamkeit hinaufsteigt, wo er im erhabenen Sturmes-Ungewitter, das ihn umtost, und in dem noch erhabeneren Schweigen, das auf dem erdüberschauenden und himmelanstrebenden Gipfel lagert, sein eigenes, von Stürmen durchwühltes, Gemüth zur Ruhe schwichtigt, und im Anblick dieser ragenden Schöpfungs-Wunder den schwer wuchtigen Feier-Psalm zu

dem empor sendet, der die Tiefen gegründet und in unnahbarer Höhe über allen Erdenhöhen thront. So tritt der Dichter auch in ein durchaus persönliches Verhältniss zur Frau Aventiure, der spröden Unholdin, um deren Gunst er mit den gehaltreichsten und ausgebildetsten seiner Lieder wirbt. Wohl hat er ganz und tief sich eingelebt in die Gemeinschaft der Meister mittelalterlicher Dichtkunst; was in Ritterburgen und an Fürstenhöfen gesagt und gesungen worden, was im Waldesgrün und auf lichter Haide erklang und sich mit den Naturlauten der beschwingten Waldessänger mischte, — das war ihm, seinem eigenen Worte nach, wie ein Abglanz der unsterblichen Jugend unseres Volkes. Über diesen Lebens- und Dichtungs-Kreis jedoch, in den Literatur-Geschichte und Kritik ihn eingeführt hatten, wie bald schwingt er sich unabhängig über ihn empor! Reinmar, Walter, Wolfram und, den er aus Sagendunkel zuerst hervortreten lässt, Heinrich von Ofterdingen — sie Alle werden ihm brüderliche Sangesgenossen; durch ihren Liedermund macht er uns vertraut mit seinem Gemüth, mit seinem Geschick — sind beide nicht Eins? Aus den zarten, aus den erschütternden Tönen der alten Meister müssen wir erfahren, wie er mit den höchsten Aufgaben der Kunst, bald hoffend, bald in düsterer Verzweiflung, ringt:

— — Im Sturm-durchbrausten Lenze
Fahr' ich dahin und suche meinen Stern.

Gewiss, das treueste Abbild seines Inneren zeichnet er uns in den Liedern, in denen lyrische Stimmung mit epigrammatisch geschärftem Ausdruck auf eigene, oft überraschende, niemals beleidigende Weise zusammen trifft. — Und niemals darf ihn die lyrische Stimmung ins Unbestimmte, ins Form- und Haltlose hinein verleiten. Nur Gestaltetes und Festgefügtes darf von ihm ausgehen. Unwiderstehlich drängt ihn seine Künstlernatur zu Geschichte und Sage, wo schon das innere Leben sich verdichtet und verkörpert hat, so dass es der sinnlichen Anschauung fassbar geworden. So erblüht selbst seine Lyrik, die Trägerin seines Seelenlebens, am günstigsten auf episch-sagenhaftem Boden. Behält man diesen epischen Hintergrund im Auge, so versteht man vielleicht, warum der Zugang zum Drama ihm stets verschlossen blieb und seine Poesie auf die Beweglichkeit dramatischer Charakter-Entwickelung verzichten musste. Er bedarf für seine Dichtung ganz eigentlich festen Grund und Boden. Im Säckinger Gedicht und im Ekkehard bot sich ihm dieser von selbst, wie eben nur dem geborenen Dichter sich so etwas bietet. Vergebens strebte er ihn für seine Viola, für sein prosaisches Epos von der Wartburg zu finden. Unermüdlich forschend wanderte er am Rhein, an der Donau auf den Nibelungen-Pfaden; umsonst! Die Welt, die Gestalten, die hier vor ihm schwebten und schwankten, sie wollten sich nicht verdichten. Der gewissenhafte Künstler jedoch — gleich jedem echten Dichter näherte er sich der künstlerischen Arbeit mit strengem Ernst und verschmähte jedes Spielen

mit der Kunst — der gewissenhafte Künstler mochte seinen Bau nur auf geschichtlich gesichertem Boden errichten. In Wahrheit, er konnte nicht eher ruhen, als bis alle Abstraktion in einen bildlichen Eindruck verwandelt worden. Der Mythus wächst ihm so zu sagen unter den Händen; seine ausgelassensten Scherze kleiden sich in historisches und mythisches Gewand, — mag er nun, in graue Schöpfungsdämmerung zurückblickend, den Basalt und den erratischen Block, oder in bildungsheller Gegenwart das Heidelberger Fass besingen, das für die germanische Menschheit leider nicht mehr sprudelt. Auch die Zechlust darf nicht im Abstrakten verharren. Aus ihr erwächst im Rodensteiner die kolossal heroische Verkörperung eines Dörfer verschlingenden und dennoch unstillbaren, Zeit und Ewigkeit trotzig überdauernden Durstes.

Überall ist es deutsche Geschichte und Sage, denen Scheffelsche Dichtung sich anschliesst, mit denen sie zusammenwächst. Kaum mag man sich denken, dass sie in einem anderen als dem vaterländischen Boden wurzeln könnte. Durch einen Stoff, der ihn in die Fremde lockte, wie Tizian und Irene di Spielimbergo, konnte er wohl auf lange hinaus gefesselt werden, aber nicht konnte er mit dichterischer Kraft ihn befruchten. Nur heimische Sitte, heimisches Heldenthum, heimische Geistesthat kann seinen Geist zu schöpferisch gestaltender Thätigkeit entzünden. Und scheint sich nicht etwas von der kernhaften Gesundheit der deutschen Heldendichtung seinen Kunstgebilden mitzutheilen? Man darf es betonen — und dasselbe gilt von den Erzeugnissen seines alemannischen Kunstgenossen, des einzig unvergleichbaren Hebel, zu dem Scheffel so liebevoll aufblickte und den er in dessen eigenen Tönen so anmuthig zu rühmen musste — man darf es betonen: nie hat sich eine unlautere Zeile schändend in seine Werke eingeschlichen. Dies wahrhafte Leben, das er im Bilde vor uns auseinander faltet, ist gesäubert von den Schlacken gemeiner Wirklichkeit. Die Luft weht rein, wo er schafft. Unverhohlen blieben ihm die Schäden, die jetzt am Körper der Menschheit nagen und zehren. Der zweiten Auflage seines Jugendgedichtes gab er die Geleitsworte mit:

Die Welt von heut ist dienstbar falschen Götzen,
Die Wahrheit schweigt, die Schönheit seufzt und klagt,
Nur Unnatur und Lüge schafft Ergötzen,
Gott ist vergessen, Mammons Standbild ragt.

Um so höher ist die sittliche Tüchtigkeit dieser Poesie anzuschlagen, da der Poet die unbedingte Freiheit seiner Kunst unverringert behauptet, und sich in seinem Schaffen und Bilden niemals durch die Rücksicht auf andere, wenn auch noch so edle, Zwecke beengen oder beirren lässt. Nicht an einen parteimässig abgegrenzten Theil des Volkes wendet sich diese Dichtung; zum ganzen Volke spricht sie. Ganze Menschen stellt sie vor uns hin, von deren Urkraft eine einseitige Bildung noch nichts abgebröckelt hat. In ihr ergeht eine milde Friedensbotschaft an eine in trostlosem

Zweifel mit sich selbst ringende, in sieglosen Kämpfen sich aufreibende Menschheit.

Als eine Genesung spendende Heilsgöttin, so tritt die Poesie selbst in den Werken unseres Dichters auf. Von sehnender Verzweiflung Pein muss Ekkehard genesen, da er den Erzklang des germanischen Heldenliedes vom Waltharius in Virgilischen Maassen nachtönen lässt. Auf ähnliche Weise sollte in jenem grössten unvollendeten Werke Heinrich von Ofterdingen von bedrängender Qual sich erlösend befreien, indem er das Lied von der Nibelungen Noth zu seiner endgültigen Gestalt ausbildet. Als entschlossener Vorkämpfer deutscher Dichtung war er den künstlerisch überlegenen Meistern der nach französischem Muster entwickelten höfischen Poesie zu gefährlichem Wettkampf entgegen gestellt worden. Wie einen schmählich Überwundenen treibt man ihn davon; aber Leben, Zorn und Kunst sind ihm noch frisch geblieben. Der Glaube an deutsche Dichtung hält ihn aufrecht. In arbeitseliger Einsamkeit wächst er, genest und erstarkt am dichterischen Schaffen. Triumphirend kehrt er zurück auf den Schauplatz der früheren Niederlage. Mit sich bringt er als höchste Gabe das ewige Lied von des strahlenden Siegfrieds Tod und Kriemhildens Rache-heischender Liebe, von Dietrich von Bern und Rüdiger von Bechelaren:

Der Ahnen Geister steigen aus den Grüften,
Ein rauh Geschlecht erprobt in Grenzmark Streit;
Noch rauscht ihr Schlachtruf mächtig in den Lüften,
Die Enkel mahnend alter Tapferkeit.

Es war das dreizehnte Jahrhundert, das unser Nibelungenlied entstehen sah; dasselbe Jahrhundert, in dem alle deutsche Dichtung zu so wundersamer Blüthe gelangte, dasselbe Jahrhundert, das unser Dichter im Beginn der Aventiure mit dem Weihespruch begrüsste:

Schwingt Euch auf, Posaunen-Chöre,
Dass in sternenklarer Nacht
Gott der Herr ein Loblied höre
Von der Thürme hoher Wacht;
Seine Hand führt die Planeten
Sichern Laufs durch Raum und Zeit,
Führt die Seele nach den Fehden
Dieser Welt zur Ewigkeit. —

Ein Jahrhundert will zerrinnen,
Und ein neues hebt sich an —

Auch wir harren einem neuen, allgemach aufdämmernden Jahrhundert entgegen. Als ein Lebendiger wird unser Dichter die Schwelle eines neuen Zeitalters überschreiten, im Gefolge jener gewaltigen und reinen Genien, deren Deutschland, ohne sich selbst aufzugeben, nie vergessen darf, und denen er, seiner vollen Selbständigkeit in seinem Kreise sich bewusst, eine wahrhaft männliche Verehrung widmete. Wir wagen zu erhoffen, dass er in der kommenden Zeit Geistesgenossen wecken wird, nicht solche, die in

knechtischer Nachahmung unwirksam wiederholen, was er wirkungsvoll gesagt — möge die trübselige Reihe seiner Nachahmer abgeschlossen sein für immer! — solche vielmehr, die seinem Sinne gemäss, aber ohne die von ihm erborgten Kunstmittel, auf das ewig Menschliche gerichtet und des Göttlichen eingedenk, in ihren Werken selbständig des deutschen Geistes immer neu erstehende Herrlichkeit bekunden und Deutschlands ewig strebendes Volk mit herzergreifenden Klängen an seine heiligen Pflichten mahnen.

Was hier mehr unvollkommen angedeutet, als kunstgerecht ausgeführt worden, soll keineswegs als Gedächtnissrede gelten. Das Gedächtniss dessen, der unter uns aus eigener Kraft fortlebt, bedarf keiner Auffrischung durch ungenügende Rede. Das bescheidene Wort, das hier vernommen worden, sollte uns nur vor die Seele führen, was sein badisches Land, das er so geliebt und liebend verherrlicht, was sein ganzes grosses Deutschland, ja was jeder, der durch deutsches Dichterwort die Macht des Deutschen Geistes an sich erfahren, unserm Dichter innig zu danken hat und auch in Zukunft treulich danken wird.

Anselm Feuerbach.

Von

KARL VON LÜTZOW.

Drei Mal erscheint auf den Stufengängen der modernen Kulturgeschichte Deutschlands der Name Anselm Feuerbach. Und immer ist es das gleiche silberhelle, milde Licht, was von ihm ausstrahlt: von seinem ersten Träger, dem humanen Kriminalisten, wie von dem zweiten und dritten, dem geistvollen Deuter klassischer Bildnerkunst und dem Maler der „Iphigenia".

Von allen Dreien besitzen wir biographische Darstellungen, die zugleich mit dem geistigen auch das menschliche Wesen der edlen Männer der Nachwelt überliefern; von keinem eine schönere als das ergreifende Bild der eigenen Seele, das Anselm Feuerbach der Maler in dem bald nach seinem Tode von pietätvoller Hand herausgegebenen „Vermächtniss" uns hinterlassen hat.*) Die Bedeutsamkeit dieser merkwürdigen Schrift reicht weit über den Kreis der aufklärenden Wirkung hinaus, die sich der Verfasser davon für das bessere Verständniss seiner künstlerischen Schöpfungen erhofft hatte: sie zählt überhaupt zu dem Besten, was je ein Künstler über Kunst geschrieben hat. Auch der äussere Lebensgang des Meisters ist in ihr, wenn auch nicht erschöpfend, so doch grundlegend festgestellt.

*) Ein Vermächtniss von Anselm Feuerbach. Wien, C. Gerold's Sohn. 1882; 3. Aufl. 1890.

Den Versuch, die Lücken zu ergänzen und uns ein vollständig abgerundetes Bild von dem Leben und Schaffen Anselm Feuerbach's zu bieten, konnte nur ein Mann wagen, der sich ganz in die Natur des Künstlers versenkt, der durch Miterlebtes und von Nächststehenden Dargebotenes einen freien Überblick über das Wesen und die Entwickelung seiner Kunst gewonnen hatte. Wir müssen bereitwillig zugestehen, dass in dem vor einigen Monaten erschienenen Buche von Julius Allgeyer die schwierige Aufgabe glücklich gelöst erscheint.*) Deckt sich unsere Auffassung von der Eigenthümlichkeit der Kunst Feuerbach's auch nicht vollkommen mit derjenigen des Biographen, so begrüssen wir doch sein Buch als ein durchaus würdiges Denkmal des Dahingeschiedenen mit lebhafter Freude. Die kleine Zahl guter deutscher Künstlerbiographien ist damit um eine der gelungensten vermehrt.

Besonders reichhaltig erweist sich Allgeyer's Darstellung für die reife Zeit des Künstlers, vom siebenundzwanzigsten Lebensjahre an bis zu seinem Tode. Vier Jahre hindurch war er der tägliche Zeuge seines Schaffens und stand auch in der Folge mit dem Künstler im regsten persönlichen Verkehr. Dazu boten ihm die Briefe Feuerbach's und die von dessen Stiefmutter Aufschluss über alle wichtigeren Vorgänge des inneren und äusseren Lebens. Obschon das in der Berliner Nationalgalerie bewahrte handschriftliche Material aus dem Nachlasse Feuerbach's dem Biographen aus bisher unbekannt gebliebenen Gründen vorenthalten wurde, dürfen seine Quellen für die wichtigste Periode von Feuerbach's Leben doch als vollkommen ausreichend betrachtet werden.

Auch für die Kindheit und Jugend Anselm's, die im „Vermächtniss“ mit festen Strichen gezeichnet sind, fehlt es nicht an neuen, fesselnden Zügen. Vornehmlich zur Charakteristik von Feuerbach's Vater, mit dessen „plastisch weicher Art“ die seinige wesensverwandter war, als man bei ihren sonstigen Verschiedenheiten zugestehen möchte. Eine Briefstelle möge hier wiederholt werden, weil sie ein wenig bekanntes Goethebildniss enthält, von der Hand des Verfassers des „Vatikanischen Apollo“ entworfen. Dieser befand sich in jungen Jahren in Begleitung der Frau von der Recke, Tiedge's und der Herzogin Dorothea von Curland einmal zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit in Karlsbad und sah dort seinen glühenden Wunsch erfüllt, mit Goethe in Berührung zu kommen. „Ich habe Goethe gesehen und gesprochen“; — schreibt er am 11. Mai 1820 an den Vater — „die Herzogin, die meinen Wunsch errathen, schickte mich zu ihm. Mit klopfendem Herzen stieg ich die Treppe hinauf und bat stotternd vor Angst und Freude den Bedienten, mich zu melden. Ich ward vorgelassen, und besänftigend überraschte mich die grosse Freundlichkeit, mit der er mir entgegentrat; und gar bald waren die Schreckbilder von der Aufnahme, die

*) Anselm Feuerbach. Sein Leben und seine Kunst. Mit einem in Kupfer gestochenen Selbstbildniss des Künstlers und 38 Text-Illustrationen in Autotypie. Bamberg, Buchner's Verlag 1894. XIV u. 432 S. 8°.

Bürger und Rückert bei ihm gefunden, aus meinem Sinne entschwunden. Er nöthigte mich zu sich auf's Sopha. Welch' ein Kopf! Wie eines Tempels Gewölbe hebt sich die Stirn. Die Augen treten licht und klar wie strahlende Heroen im dunkelglänzenden Waffenschmuck mit ernstem, gemessenem Schritte aus der gewaltigen Wölbung. Ruhig und doch so voll Feuer. So gebieterisch und doch so milde. Im seltsamen Kontrast mit der Ruhe seiner Felsenstirne steht die gefällige Beweglichkeit des Mundes, durch dessen freundliches Lächeln nicht selten eine gewisse Ironie durchblickt. Ruhe haben diese Lippen nie; auch wenn sie schweigen, sind sie beredt".

Wie klar anschaulich und zugleich feurig bewegt ist diese Schilderung, völlig im Stil des „Vatikanischen Apollo"! Der Maler Anselm hätte sie kaum wesentlich anders geschrieben. Seine ganze Art wurzelt in der des Vaters, nur hatte die Natur ihm noch ein Organ mehr als diesem verliehen, sich auszudrücken.

Bald nach jenem Besuche in Karlsbad lernte der Vater das weibliche Wesen kennen, welches unserm Anselm das Leben schenken sollte, Amalie Keerl aus Ansbach, „ein Mädchen von so seltener Anmuth, Schönheit und Lieblichkeit des äusseren und inneren Wesens", — heisst es von ihr — „dass, hätte Jean Paul sie gekannt, als er seinen Titan schrieb, Niemand gezweifelt haben würde, Liane sei Amaliens Porträt". In der Idylle des Speyerer Häuschens, das Feuerbach mit der glückselig Heimgeführten im Herbst 1826 bezog, ist als „mächtiger Penate" der „Vatikanische Apollo" und wenige Jahre vor dessen Erscheinen, am 12. September 1829 Anselm, der Maler, der Welt geschenkt worden. Wer kann sich darüber wundern, dass sie mit einander wesensverwandt sind? Beide zugleich ganz modern und doch voll hellenischen Geistes!

Die „schöne, stille" Amalie starb früh. Der kleine Anselm kam für kurze Zeit zu dem Grossvater nach Ansbach. Als er in die Geburtsstadt heimkehrte, war dort eine Stiefmutter eingezogen, jene verehrungswürdige Frau, welcher der Künstler für sein ganzes weiteres Leben das Meiste zu danken hatte. Sie war hochgebildet, namentlich in Musik und Sprachen, selbst des Lateinischen und Griechischen „in einem für eine deutsche Frau unseres Jahrhunderts höchst seltenen Grade mächtig". Rührend ist, wie der Künstler im „Vermächtniss" den Eintritt der Stiefmutter in das Vaterhaus begrüsst: „Grenzenloses Mitleid mag unsere zweite Mutter zu diesem gesegneten Entschluss veranlasst haben".

Die Knabenjahre verlebte er in der Universitätsstadt Freiburg im Breisgau, wohin der Vater 1836 als Professor der Philologie und Alterthumskunde berufen war. „Der schöne Schwarzwald mit seinen Felsenschluchten und stürzenden Bächen ist von da an neun Jahre lang der Hintergrund meines kindlichen Denkens und Empfindens geworden", heisst es im „Vermächtniss". Unter den Gestalten des Hauses, in dem ein reger

Verkehr bedeutender Persönlichkeiten herrschte, tritt Anselm's phantasiebegabte Schwester Emilie in den Vordergrund, „ein zartes Geschöpfchen, feingliedrig, voller Beweglichkeit“; wir „spielten mit einander ein phantastisches Märchenleben“. Dazu kam die Pflege der Musik; mit Haydn, Mozart, Beethoven wurde Anselm früh vertraut. Über dem Allen waltete der liebevoll sorgende Vater; er hatte, wohl in der Erinnerung an Amalie, „eine Art von geheiligter Rücksicht für seine Kinder“. Anselm mag sie oft genug erfahren haben; denn er war ein wilder, von allerlei schlimmen Fährlichkeiten bedrohter Strassenjunge; dabei übrigens im Gymnasium immer der Erste in der Klasse. Als der Vater 1840 von einer ergebnissreichen Studienreise nach Italien heimkehrte, vermochte der Knabe schon aus der Anschauung der mitgebrachten Gipse, Münzen und Stiche seinen Gewinn zu ziehen. Allein die antike Kunst war es nicht, die das Malerauge damals zumeist entzückte; Rubens und van Dyck waren Anselm's erste Lieblinge.

Das Talent zum Künstler zeigte sich früh. Mit der linken wie mit der rechten Hand wurde alles mögliche Papier mit Kreide oder Kohle bekritzelt. Auch Versuche mit Plastik fielen leidlich aus. Der Widerwille des Vaters, die Einreden des Zeichenlehrers wurden überwunden. Mit der Unterstützung der Freunde setzte es Anselm durch, Maler werden zu dürfen.

Sein künstlerischer Bildungsgang begann in Düsseldorf, wo damals Wilhelm Schadow ein weitverbreitetes Ansehen als Lehrer besass. Kaum sechzehnjährig, in Wahrheit noch ein Kind in seinem ganzen Wesen, kam Anselm auf die rheinische Akademie. Das „Vermächtniss“ bringt köstliche Schilderungen des dortigen Treibens und der leitenden Persönlichkeiten, zu denen Allgeyer uns den kunstgeschichtlichen Hintergrund bietet. Der zornige Lessing behagte dem jungen Akademiker immer noch besser als Schadow „mit seiner Güte und seinem Unverstand“. Anselm hat so gut wie nichts bei ihm gelernt. Aber einen guten Rath gab Schadow dem Scheidenden: zu Delaroche nach Paris zu gehen. Bevor wir ihn von Düsseldorf weiter begleiten, sei in Kürze der um jene Zeit entstandenen Werke des Künstlers gedacht. Es sind darunter mehrere vorzügliche Selbstbildnisse. Eines derselben, klein, mit Hut, ist Eigenthum der Frau Rosa v. Gerold in Wien. Ein grösseres Brustbild, in schwarzem Sammetrock, besitzt Herr Fabrikant Riedinger in Augsburg. Die feinen, plastisch edlen Züge strahlen darin im Glanze der ersten Jugend.

Der Sturm des Jahres achtundvierzig verwehte den Akademiker von Düsseldorf für zwei Jahre nach München. Dort war, nach dem Abgange des Cornelius, inzwischen Karl Schorn (seit 1847 Professor an der Akademie), „der richtige Stammvater der Piloty-Schule“, am Kunsthimmel aufgegangen. Feuerbach urtheilt über ihn mit schonungsloser Schärfe. Schorn versprach den Schülern, sie Bilder malen zu lehren, die sich „sofort verkaufen“. — „Schorn's Schüler werden Maler, ich will ein Künstler werden“. — Ähnlich, dem Sinne nach, nur mit andern Worten pflegte M. v. Schwind zu unter-

scheiden zwischen Malern und blossen „Malen-Können". — Auch zu Rahl, der sich damals zeitweilig in München aufhielt, fand unser Künster kein geistiges Verhältniss. Er blieb bei ihm wohl „anstandshalber" einige Wochen im Atelier; aber — sagt er — Rahl „verpfuschte mir" so ziemlich die Zeichnung einer Penthesilea „durch seine reflektirte Korrektur". — Noch entschiedener ist seine Abneigung gegen Cornelius. Die „groben Zeichnungsfehler", der Mangel jeden Colorits in dessen Wandgemälden erregten in Feuerbach ein förmliches Entsetzen. Nirgends ein Lehrer für ihn, ein begeisterndes Vorbild!

Es wundert uns nicht, wenn dem jungen Künstler unter solchen Umständen der innere Halt verloren ging. „Meine Stimmung in München" — schreibt er — „war launisch, faul, spaziergängerisch, vergnügungssüchtig", als Rückschlag gegen die „Düsseldorfer quälerische Gewissenhaftigkeit". Dazu forderte die Natur stürmisch ihr Recht; Jugendneigung, dichterischer Drang bewegten die Seele; unter den Verwandten in der Heimath, welche zeitweilig besucht werden, wie unter den Freunden in München findet der verwöhnte Liebling seine schmeichlerischen Bewunderer. Bei einem Fest erscheint er als „Wappenträger der Künstlerschaft" mit einem Kranz von wildem Wein um das Haupt, wie ein Vorbild seines Alkibiades auf dem „Gastmahl des Platon". — „Ich kam mir eines Tages" — heisst es im „Vermächtniss" — „in meinem malerischen Sammetkostüm vor wie ein Pfau, der nichts hat als sein glänzendes Gefieder."

Um sich in eine „grenzenlose Arbeit" zu stürzen, entfloh Feuerbach dem gefährlichen Münchener Treiben und bezog im Winter 1849—50 die Antwerpener Akademie. Im Verein mit heiteren Freunden aus der Düsseldorfer Zeit begann er hier ein reges praktisches Naturstudium. Aber es war das doch nur die Brücke, die ihn zum eigentlichen Ziele geleitete, „die richtige Vorbereitung für Paris".

Hier, unter dem unmittelbaren Einflusse eines Delacroix und Decamps, eines Rousseau und Troyon, hat Feuerbach den Ernst des rechten Studiums, das zur Vollendung führt, wie so viele andere deutsche Künstler vor und nach ihm, erst kennen und schätzen gelernt. Gleich „vom ersten Tage an fühlt er sich dort heimisch". Auch nach Paris folgten ihm lustige Genossen, treue Freunde. An mancherlei Muthwillen und frohem Lebensgenuss fehlte es nicht. Abends erfreuen sich die Vereinten an dem Gesange deutscher Lieder. „Ohne meinen Tenor können sie nicht auskommen", schreibt Feuerbach. Aber die Grundstimmung ist ernst und arbeitsam. Die Überzeugung, dass das Höchste nur durch mühevolles Ringen zu erreichen sei, erfüllte die Seelen der Genossen. „Wir athmeten die kräftige Luft einer echten Kunstblüthe".

Noch einmal ertönt die milde, mahnende Stimme des Vaters in dieser Zeit der energischen Sammlung. Dann verstummt sie für immer. Der Tod des innig Verehrten (9. September 1851), der dem Künstler gemeldet

wurde, als er eben an einer „Italienischen Begräbnissskizze“ malte, bezeichnet einen verhängnissvollen Abschnitt in seinem Leben. „An der Stätte dieses theuren Grabes liegt auch meine Jugend eingesargt“, schreibt Anselm.

Nach einem kurzen Besuch bei der Mutter in Heidelberg im Sommer 1852 finden wir den nach Paris Zurückgekehrten im Atelier von Couture. Dieser ist als der eigentliche Lehrer Feuerbach's zu betrachten. Endlich hatte er einen „Meister“ gefunden, der ihn „von der deutschen Spitzpinselei zu breiter, pastoser Behandlung, von der akademischen Schablonenkomposition zu grosser Anschauung und Auffassung führte.“ Feuerbach malte bei Couture lebensgrosse Akte. „Der Meister“ — schreibt er — „behandelt meine Mängel mit medizinischer Genauigkeit. Alles bis aufs Kleinste giebt er an, jede Mischung“.

Mit dem sicheren Fundament für seine künstlerische Bildung verdankt Feuerbach den Jahren des Pariser Aufenthalts auch die Festigung des Charakters und der Lebensführung. Die Briefe aus jener Zeit spiegeln das innere Werden seiner Natur in bedeutsamen Äusserungen wieder. Sie athmen fast alle die frohe Zuversicht des Auserwählten. „Ich weiss, dass alle Diejenigen, die ein ernstes Streben haben, gefeit sind“, heisst es einmal. — Nur hin und wieder lagert eine Wolke über der hellen Stimmung, die uns die Veränderung in Feuerbach's materieller Lage, welche mit dem Tode des Vaters eingetreten war, nur zu deutlich erkennen lässt. — „Es giebt Eines“, — schreibt er — „was ich fürchte, das Gespenst, das uns auf den Fersen folgt“. — „Es ist der dunkle hässliche Schatten, die Sorge“. — Und in einem folgenden Briefe spricht er von dem „Fluch der Armuth“, da keines der von ihm geschaffenen Werke sich verkäuflich erwies.

An der Spitze der in Paris entstandenen Werke Feuerbach's, von denen es sich verlohnt zu sprechen, steht der „Hafis in der Schänke“ (Frühjahr 1852). In der „selig von Liebe und Wein“ lächelnden Gestalt und ihrer rührenden Armuth, aus deren zerrissener Kleidung „zu jedem genialen Loch der echte Dichter herausschaut“, hat uns der Künstler ein Bild seines eigenen Wesens vor Augen gestellt. Das Bild wurde in der Heimath mit „Hohn und Spott“ empfangen. Ebenso erging es den Werken, die der 1854 nach Karlsruhe zurückgekehrte Künstler persönlich den Gönnern und Kollegen vorführte. Den „Tod des Pietro Aretino“ und die „Versuchung des heiligen Antonius“ wies die Karlsruher Jury für die Pariser Weltausstellung jenes Jahres einfach zurück. Namentlich Lessing entpuppte sich mehr und mehr als Feuerbach's ausgesprochener Gegner. Man möchte fast sagen, zum Glück. Denn aus dem Zwiespalt mit den Kunstmächten der Heimath entwickelte sich des Künstlers Anwartschaft auf einen mehrjährigen Aufenthalt in Rom. Ausgestattet mit der Bestellung einer Kopie von Tizian's „Assuata“ für den ihm wohlgewogenen Grossherzog von Baden, unternahm Feuerbach am 4. Juni 1855 in Begleitung Joseph Victor v. Scheffel's seine erste Italienfahrt.

In Rom, dieser „gottbegnadeten Insel des stillen Denkens und Schaffens", fand unser Meister seine „zweite Heimath". Wenn Paris ihm das Fundament seiner künstlerischen Bildung gegeben hatte, so empfing er dort den ihm völlig homogenen geistigen Gehalt; es befreite sich seine hellenisch gestimmte Seele. Die Stationen der Reise, Venedig, Parma, Florenz stellen die Vorstadien seiner Selbstbefreiung dar. Die Venetianer, diese „Bruderschaft der echten Farbe", bringen dem trüben, zerrissenen Gemüthe Klarheit und Ruhe. Beim Anblick der Werke des Correggio in Parma war es ihm, als „sähe er Musik mit den Augen". Die Gemälde in der Tribuna der Uffizien sind ihm „eine Offenbarung".

Aus Nachklängen der Tribuna und Eindrücken der Umgebung von Rom sind eine ganze Anzahl der „bei aller Strenge doch weichen Werke" entstanden, welche Feuerbach am Beginn seines römischen Aufenthalts gemalt hat. Vor allen das erste (gegenwärtig in der Galerie zu Karlsruhe befindliche), im März 1858 in Rom ausgestellte Bild: „Dante, mit edlen Frauen Ravenna's lustwandelnd". Den „Dante" empfand der Künstler in seinem stillen Wandeln wie ein „Mozartsches Andante". Dazu gesellt sich ihm eine Erinnerung an Frascati, durch dessen dunkle Laubgänge verschleierte Frauen schreiten, und „schöne Gedanken ziehen wie Musik ihm durch die Seele".

Diese Worte sind ungemein bezeichnend für die Art und Entstehungsweise von Feuerbach's Schöpfungen. Äussere Anschauung und innere Stimmung fliessen darin stets harmonisch zusammen; es lebt in ihnen ein starkes persönliches Element, ihr Stil ist lyrisch, elegisch. Vornehmlich die römischen Bilder, die erste wie die zweite Iphigenia, die Pietà, Francesca da Rimini, Petrarca in der Kirche, die Madonna mit den musizirenden Kindern und die verschiedenen genreartigen Variationen dieses familienhaft-idyllischen Gegenstandes tragen sämmtlich ein ausgesprochen subjektives Gepräge, bei aller Poesie und Hoheit ihrer Erfindung. Die Gestalt, die als persönliches Leitmotiv in allen Werken Feuerbachs aus jener Epoche wiederkehrt, ist Nanna, seine römische Geliebte. Der Biograph, der dem Künstler damals täglich zur Seite war, schildert uns den Augenblick, in dem sich die Beiden zuerst sahen: „In dieser Zeit (1859) geschah es, dass wir eines Tages in der Via Tritone eine junge Frau erblickten, die mit einem Kinde auf den Armen unter einem offenen Fenster stand, dessen Rahmen den natürlichen Abschluss um den reizvollsten Vorwurf bildete, welchen der Zufall einem Künstler für eine Madonna grössten Stils liefern konnte. Die Frau, eine Erscheinung von geradezu imponierender Hoheit, mochte Mitte der Zwanzig sein. Eine Last von dunkeln Haaren umrahmte die strengen, von einem melancholischen Ausdruck gemilderten Züge, deren Schnitt von der reinsten römischen Abstammung zeugte. Von dem wundersamen Bilde überrascht und gefesselt, zögerte Feuerbach einige Augenblicke im Weiterschreiten, und über das ernste Antlitz der stattlichen Frau glitt ein flüchtiges

Lächeln, als empfinde sie recht wohl die dem Weibe wie der Mutter unwillkürlich gezollte Huldigung".

Das Heroinenhafte in der Gestalt der Römerin ist künstlerisch niedergelegt in den Feuerbachschen Medeabildern. Das liebende, sehnsuchtsvolle Weib fand seine Verklärung in den beiden Iphigenien. Als Feuerbach den ersten Keim zu diesen hellenischen Frauenbildern in sich trug, beschäftigte er sich mit der Lektüre, von seines Vaters hinterlassener Geschichte der griechischen Plastik und sah sich selbst vorbereitet in dessen Geist. Das Streben nach der höchsten Einfachheit, bei starker Empfindung und Fülle des Naturgehalts, leitete ihn bei seinem Schaffen. Als er einst das geliebte römische Modell der Iphigenia in dem von dem Bildhauer Cardwell zugeschnittenen griechischen Gewande sich bewegen sah, erschrack er, weil er „eine Statue von Phidias vor sich zu haben glaubte". In der ersten Gestalt hat das hellenische Wesen jenes Bildes noch einen Zug von sentimentaler Schwärmerei; die Wendung des Kopfes und die Bewegung der rechten Hand sind ausgesprochen modern. Die zweite Iphigenia giebt den Gedanken schlichter und vergeistigter. Sie ist die schwer zu übertreffende malerische Verkörperung des „Liedes von der ewigen Sehnsucht".

Drei Mal hat Feuerbach während seines langen römischen Aufenthaltes von Deutschland aus einen Ruf als Professor bekommen, — nach Weimar, München und Karlsruhe. Die Scheu vor dem akademischen Lehramt, sowie seine Anhänglichkeit an Rom und was es für ihn Liebes barg, hielten ihn ab, einzuwilligen. Da kam die Berufung nach Wien, unter dem Ministerium Stremayr, auf Eitelberger's Betreiben ergangen. Jetzt lagen die persönlichen Verhältnisse günstiger: Feuerbach nahm an und kam im Weltausstellungsjahre 1873 nach Wien.

Der Künstler hat sich hier nicht heimisch gefühlt. Treffliche Kollegen, zahlreiche begabte Schüler umgaben ihn, bei der Unterrichtsbehörde fand er das freundlichste Entgegenkommen. Aber was Feuerbach in Wien an bedeutenden neuen Schöpfungen der Öffentlichkeit vorführte, der „Amazonenkampf" und die zweite Fassung des „Gastmahls", stiess auf mannigfachen Widerspruch, wie er ihn früher und später bekanntlich auch in Deutschland erfahren hat. Dazu kamen finanzielle Misshelligkeiten. Aus Kränklichkeit und Reizbarkeit entwickelte sich allmälig eine tiefe Verbitterung. Feuerbach fühlte sich berufen, der „veralteten Konventionskunst" entgegen zu arbeiten; aber seine Kraft erlahmte, bevor der Sieg errungen war. Im Frühling 1876 verliess der Künstler Wien, schwer krank, eilte zunächst nach Nürnberg zu der Mutter, nahm dann einstweilen einen längeren Urlaub und endlich seine definitive Entlassung aus dem Amte.

Feuerbach schied von uns, zum Glück nicht ohne einen grossen Auftrag von der österreichischen Regierung, an dessen Verwirklichung er auch bereits in Wien seit 1874 arbeitete: es ist der „Titanensturz" mit den ihn umgebenden Deckenbildern für die Aula der damals im Bau begriffenen

Wiener Akademie. Während der Herbstferien des Jahres 1875, die der Meister in Rom verbrachte, war die Arbeit so weit vorgeschritten, dass er voll Selbstgefühl darüber berichten konnte. Früher heisst es in den Briefen: „Mein Mittelstück ist glücklich erdacht. Wenn es mir gelänge, wollte ich gerne sterben“. Jetzt kann er froh versichern, „dass alle Gestalten Naturlaut haben“, wie er stets nur aus der Natur heraus Empfundenes zu schaffen bestrebt gewesen sei.

Der erste, vom Jahre 1874 datirte Entwurf zum „Titanensturz“ (Ölskizze, neue Pinakothek in München) ist ein schmales Oblongum, mit dem verglichen das ausgeführte Deckenbild wesentliche Abweichungen aufweist. Nicht nur in der ovalen und mehr in die Breite gezogenen Gesammtform, sondern auch in fast sämmtlichen Hauptgruppen der Komposition selbst. Allgeyer analysirt dieselben vortrefflich, und wir können dem Biographen nur darin nicht beipflichten, dass er in der endgültigen Gestalt des Werkes durchgängig ein höheres Stadium desselben erkennt. Die Modifikationen, welche Feuerbach mit dem Bilde vorgenommen hat, sind durch den Raum, d. h. durch die Gliederung der Decke nothwendig gewordene Veränderungen, aber nicht sämmtlich Verbesserungen der ursprünglichen Komposition. Besonders der untere Theil des Bildes hat in der ersten Fassung einen entschieden dramatischeren Charakter. Man fühlt es überhaupt dem ganzen Werke an, dass wir in der ursprünglichen Gestalt die völlig freie Schöpfung des Malers, in der späteren Form dagegen ein Kompromiss des Malers mit dem Architekten vor uns haben. Bei den Seitenfeldern, von denen Feuerbach bekanntlich nur vier eigenhändig ausgeführt hinterlassen hat, kommt dieser unvermeidliche Zwang nicht als solcher zum Ausdruck. Sie sind, verglichen mit der kampfbewegten Hauptkomposition, durchweg ruhige Existenz- und Stimmungsbilder, deren Einfügung in die Linien der Umrahmungen dem Künstler keine wesentlichen Schwierigkeiten bereitete. Im Allgemeinen hat Feuerbach das Verdienst, darauf hingewirkt zu haben, dass die ursprünglich vielgetheilte, in eine grosse Anzahl kleiner Felder zerlegte Decke nach den Ansprüchen seiner Kunst im grösseren Stil umgearbeitet wurde.

Am 26. Oktober 1892 wurde das von erprobten Händen fertig gestellte Deckenwerk feierlich enthüllt, und Wien darf sich rühmen, in ihm die erhabenste Schöpfung des gottbegnadeten Meisters und eines der gedankenreichsten Werke moderner Monumentalmalerei in edler Umgebung zu bewahren. Durchaus eigenartig in der Erfindung wie im Stil, in jedem Zuge der Ausdruck einer kühnen, naturgewaltigen Künstlerkraft, gleich weit entfernt von gedankenloser Konvention wie von der Modekunst des Tages, wetteifert Feuerbach's Titanencyklus an seiner kunstgeweihten Stätte würdig und ernst mit den klassischen Gebilden hellenischer Kunst. In malerischer Hinsicht, sagt Allgeyer mit Recht, „entspricht das Werk dem hellen, durchleuchteten Tone guter Frescomalerei“. So hatte es der Künstler

dem Raum für am entsprechendsten erachtet; diesem hat er sich malerisch aufs glücklichste angepasst.

Ausser dem Titanenbilde fallen noch zwei grosse Schöpfungen in die letzten Jahre Feuerbach's: „Kaiser Ludwig der Bayer, Privilegien ertheilend“ (im Justizgebäude zu Nürnberg), und das „Konzert“ oder „Quartett“ (in der Nationalgalerie zu Berlin). Das Bild „grossartiger Heiterkeit“, das der Meister in jener Ceremonienscene entfaltete, steht in eigenthümlichem Kontrast zu dem schwermüthigen Gange seines eigenen Lebens, das gegen den Schluss immer tiefer in Einsamkeit und Melancholie versank. Wie eine Verklärung seiner weichen Künstlerseele erscheint hingegen das „Konzert“: vier musizierende weibliche Gestalten in einer venetianischen Bogenhalle. Mit der Verherrlichung des altpersischen Dichters, des Sängers der Liebe und des Weins, hatte der feurige Jüngling inmitten des rauschenden Pariser Lebens einst seinen Künstlergang angetreten. „Tiefe, seelische Versenkung in das überirdische Reich des Klanges und der Harmonieen“ ist der Inhalt des letzten Bildes, das aus der müden Hand des reifen Meisters in der feierlich stillen Lagunenstadt hervorgegangen ist.

Sanft und friedlich, wie dieser sein Schwanengesang, klang auch Anselm Feuerbach's Leben aus. Am Morgen des 4. Januar 1880 fand man ihn im Albergo della Luna zu Venedig entseelt im Bette. Vom Herzschlage getroffen, war er, allem Anscheine nach, schmerzlos verschieden. — Auf dem Johannisfriedhofe zu Nürnberg, der auch Dürer's sterbliche Überreste birgt, fand er seine letzte Ruhestätte.

Leonhard Rauwolf aus Augsburg.

Von
FRIEDRICH RATZEL.

Unter den deutschen Reisenden und Reisebeschreibern des 16. Jahrhunderts nimmt Leonhard Rauwolf aus Augsburg eine hervorragende Rolle ein. Das ist zu seinen Lebzeiten anerkannt und auch später nicht vergessen worden. Besonders seine Verdienste um die Pflanzenkunde sind in allen Jahrhunderten durch hervorragende Fachgenossen gepriesen worden. Dabei blieben aber einige Punkte in dem bewegten Leben des merkwürdigen Mannes so dunkel, wie sie schon kurz nach seinem Tode gewesen sein müssen. Durch die Güte des Herrn Stadtarchivars Dr. Buff in Augsburg ist es mir gelungen, für die ohnehin ziemlich gut bekannte erste und glücklichere Hälfte des Lebens Rauwolf's einige neue feste Punkte zu gewinnen. Was aber Rauwolf's Leben in der zweiten Periode anbetrifft, die eine Zeit tragischen Niederganges gewesen zu sein scheint, so haben wir darüber nur ziemlich unklare Nachrichten, deren Bestätigung aus den Urkunden

mir bisher nicht möglich gewesen ist. Als ich die Einladung zur Mitarbeitung an den Biographischen Blättern erhielt, schöpfte ich neue Hoffnung, dass es gelingen möchte, für die noch zu lösenden Probleme dieses Lebens Interesse zu wecken und Mitarbeit dafür an entscheidenden Punkten zu finden. Gestatten Sie daher, dass ich Ihren Lesern eine kurze Schilderung des Lebens und Wirkens von Rauwolf vorlege. Wenn ich dabei besonders jene Punkte hervorhebe, die noch nicht aufgeklärt sind, so leitet mich die unbestimmte Erwartung, dass es anderen, an anderen Orten und mit anderen Mitteln besser damit gelingen könnte.

Leonhard Rauwolf aus Augsburg, Sohn eines Kaufmanns, ging 1560 nach Frankreich, erwarb in Valence 1562 den Doktorgrad und beschäftigte sich in Montpellier mit Botanik. Den berühmten Rondelet pries er gern als seinen Lehrer. Auf seinen Wanderungen in Südfrankreich war sein Begleiter Jeremias Martius (Mertz) aus Augsburg, der später ein berühmter Arzt in seiner Vaterstadt wurde. Rauwolf ging 1563 nach Italien und der Schweiz, wo er die Bekanntschaft von Konrad Gesner machte, und liess sich 1563 als Arzt in Augsburg nieder, wo er auch einen Pflanzengarten begründete. Am 26. Februar 1565 hat er sich mit Regina Jung verheirathet. Vom 12. Oktober 1563 ist ein Gesuch Rauwolf's an Stadtpfleger, Bürgermeister und Rath von Augsburg datirt, worin er um Anstellung oder Verwendung „in diesen schwären und sterbenden leufen“ (die Pest war damals in Augsburg) bittet. Er ist Anfangs 1571 mit einem Jahresgehalt von 100 Gulden angestellt worden. Wahrscheinlich war er vorher einige Zeit in Aichach und in Kempten Arzt gewesen, aber schon 1573 trieb ihn der Wunsch, die unbekannten Heimathsorte wichtiger Arzneipflanzen des Orients zu erkunden, in die Ferne. Er selbst giebt an, er habe mit Zustimmung und Erlaubniss der Seinigen die Reise angetreten und sein Schwager Manlich, der ein Haus in Marseille hatte, habe ihn ausgerüstet. Rauwolf reiste im Mai 1573 mit seinem Landsmann Friedrich Rentz über den Splügen und Mailand nach Marseille, von wo er am 1. September mit dem durch eine gute Reisebeschreibung bekannten Ulrich Krafft aus Ulm nach Tripolis in Syrien fuhr. Dann verweilte er längere Zeit in Aleppo, von wo er im August 1574 im Gewand eines armenischen Kaufmanns nach Bagdad ging. Rauwolf's Plan war gewesen, von hier nach Indien weiter zu reisen, und er erkundigte sich genau nach allen dahin führenden Wegen. Aber nach wenigen Wochen rief ihn ein Brief nach Aleppo zurück. Ulrich Krafft war in türkische Gefangenschaft gerathen, und Rauwolf musste sich Monate hindurch still im Fondo der Franzosen in Aleppo aufhalten, fand aber später Gelegenheit, mit einem Patriarchen der Maroniten den Libanon zu besuchen. 1575 verliess er Tripolis und kehrte nach einem kurzen Besuche Jerusalems über Venedig nach Augsburg zurück. Hier hat er nun eine seiner Erfahrung und Wissenschaft entsprechende, angesehene Stellung eingenommen. Vom letzten Quartal 1577

an wurde sein Gehalt auf 250 Gulden hinaufgesetzt. Er scheint in dieser Zeit dem Pestspital vorgestanden zu haben. Aus den Sämereien, die er von seiner Reise mitgebracht hatte, zog er fremde Pflanzen, mit denen auch die Gärten der Augsburger Patrizier bereichert wurden; er selbst nennt besonders den Garten des Rathsverwandten Herwart. Seine zuerst 1582 erschienene Reisebeschreibung brachte ihn mit weiteren Kreisen in Verbindung, wie er denn den vierten aus 42 schön ausgeführten Pflanzenbildern in Holzschnitt bestehenden Theil den Leibärzten des Königs von Württemberg gewidmet hat. Von dem in Lauingen erschienenen Original wurde im gleichen Jahr zu Frankfurt a. M. ein Nachdruck veranstaltet und 1583 erschien eine vergrösserte Titelausgabe. Aber seine Wirksamkeit in Augsburg wurde jäh unterbrochen, als er sich in die Unruhen mischte, die dort durch die Einführung des gregorianischen Kalenders entstanden waren. Am 9. März 1588 wurde ihm zum letzten Mal sein Gehalt ausgezahlt. In Paul von Stettens Geschichte der Reichsstadt Augsburg (I. Theil S. 705) lesen wir: „Weilen auch ein grosser Theil der Evangelischen Bürgerschafft noch immer der neuaufgestellten Geistlichen Predigten zu besuchen sich nicht bequemen wollen, wurden alle Stadt-Beamte, oder welche sonsten von der Stadt Besoldungen genossen, sowohl, als diejenige so Häuser, Kram-Läden und andere zu der Stadt gehörige Güter in Bestand gehabt, theils vor den geheimen Rath, theils vor die Bau-Meister gefordert, und befraget, ob sie hinfürd die Predigten besuchen wollten oder nicht? Als nun einige von denen, so in der Stadt Diensten stunden, sonderlich zwey Stadt-Physicii und medecinae doctores, nehmlich Leonhard Rauchwolff und Adolph Occo ... sich hiezu nicht bequemen wollen, wurden sie ihrer Bedienungen entsetzt und ihnen ihr Besoldungen genommen.“ Von hier an ist das Schicksal Rauwolfs dunkel. Es wird angegeben, dass er mit seiner Familie nach Linz gezogen sei, und dass er dort von den oberösterreichischen Ständen als Poliates et Ordinum Archiducatus Austriae Medicus angestellt worden sei. Meine Nachforschungen in Linz haben seinen Namen in der Liste der dortigen Ärzte nicht auffinden lassen. Er soll später die oberösterreichischen Streitkräfte in den Türkenkrieg begleitet haben und, von häuslichem Unglück bedrückt, 1596 bei der Belagerung von Hatvan gestorben sein.

Die Angaben des Tobias Coberus in den 1604—6 erschienenen Observationum castrensium et hungaricarum Decades tres[1]), scheinen darüber keinen Zweifel zu lassen. Coberus war Feldarzt in Ungarn und erzählt in der dritten Observatio der dritten Dekade, dass er im Juli 1596 mit Rauwolf zusammengetroffen sei, den er als einen bereits alternden, von den Strapazen des Feldzugs stark mitgenommenen und ausserdem von häuslichen Sorgen „quae vel ipsa morte graviores“ bedrückten Mann schildert. Coberus schreibt es einem ungesunden Trunke zu, dass Rauwolf von der Dysenterie befallen

[1]) Mir liegt eine Ausgabe von Heinrich Meibom von 1685 (Helmstädt und Gardelegen) vor.

wurde, die ihn im September 1596 hinraffte. Dass Einige seinen Tod auf das Jahr 1606 verlegen, mag damit zusammenhängen, dass dieser Bericht des Coberus 1606 veröffentlicht wurde. Wie das Leben des einst so viel genannten Mannes von seinem Weggang von Augsburg bis zu diesem einsamen Sterben so tief ins Dunkel tauchen konnte, ist räthselhaft. Augsburg scheint er nicht mehr besucht zu haben. In Wien fand ich seine Spur so wenig wie in Linz. Seltsam muthet eine Eintragung in einem Exemplar der 1582er Ausgabe der Rauwolfschen Reise in der Universitätsbibliothek zu Leipzig an. Es heisst darin, R. sei wenige Jahre nach seiner Rückkehr von der Reise zu Augsburg beim Wettspringen in einen Brunnen gestürzt und dadurch ums Leben gekommen. Nach dem Urtheil meines schriftkundigen Kollegen Wilhelm Arndt gehört die Eintragung wohl noch dem 16. Jahrhundert an. Die Angabe ist unglaubwürdig, ich konnte auch in Augsburg nichts über den Vorfall erfahren, der doch damals Aufsehen erregt haben müsste.

* * *

Die Reisebeschreibung, die den Namen Rauwolfs unter den Namen hervorragender deutscher Reisenden nie vergessen lassen wird, erschien 1582 zu Lauingen und im selben Jahre in Nachdruck zu Frankfurt a. M. Einer 1583er Titelausgabe von Lauingen ist jener 4. Theil angehängt. Während die Reisebeschreibung noch einmal 1609 in Frankfurt aufgelegt und mehrmals (so 1693, 1707 und 1738*) ins Englische und Holländische übersetzt wurde, fand der vierte Theil nach einer Mittheilung von Albrecht Haller eine Übertragung ins Lateinische durch Danty d'Isnard zu Paris. Es ist mir nicht bekannt, ob diese Übertragung mit der verkleinerten Ausgabe der Rauwolfschen Pflanzenbilder in dem zweiten Bande von Dalechamps Historia Generalis Plantarum (1586) zusammenhängt. Diese hat nämlich ausführliche Pflanzenbeschreibungen, die kaum ein andrer als Rauwolf selbst angefertigt haben kann. Die Aufmerksamkeit Rauwolfs ist auch in der eigentlichen Reisebeschreibung mit rührender Beständigkeit dem Pflanzenreich zugewandt. Von den Ranunkeln und Saxifragen, die er auf dem Weg von Bregenz nach Feldkirch findet, bis zu den sorgfältigen Neubeschreibungen der zuerst von ihm bei Tripolis und um Aleppo gesammelten Pflanzen, deren Aufzählung das ganze 4. und 9. Kapitel des ersten Theiles füllt, bleibt nichts unerwähnt. Die Banane, das Zuckerrohr, der Kaffeebaum werden beschrieben. In der Schilderung des Greifs zahlt Rauwolf der Leichtgläubigkeit seiner Zeit Tribut. Was er aber mit besonderer Vorliebe über Krankheiten, Heilmittel, Bäder, Speisen und Getränke, und alle möglichen Gewerbe sagt, das muss er aus einem sorgfältig geführten Tagebuch genommen haben. Nur so erklärt sich die Fülle genauer

*) Diese Ausgabe ist von Ray besorgt, die Übersetzung von Nicolas Staphorst nach dem „original high dutch“, und ist als 2d Editon bezeichnet.

Einzelangaben. Die Völkerbeschreibuugen sind eingehend, besonders die der Trachten und Sitten. Die Lage grösserer Städte ist sorgfältig angegeben. Aber geradezu ärmlich ist die Geographie des Natürlichen; von den Gebirgen und Flüssen ist wenig die Rede. Es ist als ob Alpen, Libanon, Taurus, Sinai gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Das Landschaftliche hat Rauwolf offenbar der Erwähnung noch unwerther gehalten, als viele seiner Zeitgenossen. Die Reste alter Grossstädte am Euphrat, die er mit unter den ersten erwähnt, beschreibt er leider auch nur oberflächlich. Grösseres Interesse gewann ihm das moderne Städteleben in Aleppo, Bagdad, Jerusalem ab, und er schildert es auch von der handelsgeographischen und politischen Seite mit Vorliebe. In Jerusalem hat er den verschiedenen Arten von Christen, die er an den heiligen Stätten vertreten fand, besondere Beachtung gewidmet; seine Schilderungen sind genau und werthvoll, abgesehen von einigen Parteilichkeiten, gegen die von katholischer Seite Erinnerungen erhoben worden sind.

Das Deutsch des Buches ist schwerfällig, die Darstellung ungleich. Sie zeigt einen fleissigen Mann voll Wissenstrieb, aber ohne tiefen und selbständigen Geist. Nur das Mannigfaltige und wissenschaftlich Neue, was es bringt, erklärt den Erfolg des Buches, das einst so weit verbreitet war, dass es noch heute in fast jeder grösseren Bibliothek Deutschlands gefunden wird.

Rauwolf's Verdienste als Botaniker sind von vielen bereitwillig anerkannt worden. Sie werden erhöht durch den musterhaften Fleiss, mit dem er (mit Hülfe seines Gefährten Ulrich Krafft) sein Herbarium von 972 Pflanzen anlegte, in dem er zahlreiche Vulgärnamen aufgezeichnet hat. Als Breynius 1663 dieses Herbarium benützte, fand er die Pflanzen darin so frisch, als ob sie eben erst gesammelt worden seien. Ich hatte Gelegenheit, das Herbarium 1889 in Leyden zu sehen, wo es sich bis heute in dem Botanischen Institut (im Besitz der Universitätsbibliothek) befindet. Diese vier imposanten sauberen Bände sind trotz ihres Alters und trotz ihrer wechselnden Schicksale auch heute vortrefflich erhalten. Einen eingehenden Bericht über diese Pflanzensammlung bringt nach der Angabe Boerlages, des Konservators des Staatsherbariums zu Leyden, Saint Lager's Histoire des Herbiers, 1885 S. 69 u. f. Die Pflanzensammlung soll nach dem Tode ihres Besitzers in die Bibliothek des Kurfürsten von Bayern, aus dieser nach Schweden und von dort durch Isaac Vossius[1]) nach Holland gekommen sein. Sie muss aber zeitweilig auch in England gewesen sein, wo u. A. Ray und Breynius sie benützt haben. Gronovius hat über 300 Pflanzen dieses Herbariums nach dem Linné'schen System beschrieben und 1755 herausgegeben. Wenn auch Rauwolf mit den Mitteln der

[1]) Aus dessen Bücherei das Exemplar der 1583er Ausgabe der R.'schen Reise in der Leydener Universitätsbibliothek stammt. Ebendort trägt ein Exemplar der 1582er Ausgabe auf den letzten $1^1/_2$ Seiten botanische Auszüge in einer der des Vossius ähnlichen Handschrift.

Wissenschaft seines Jahrhunderts nicht das leisten konnte, was Kämpfer und Tournefort später gelang, wenn er nicht die Vertiefung des wahren Forschers, vielleicht auch nicht dessen Musse besessen hat, und wenn es besonders zu bedauern sein wird, dass er die im vierten Theil seines Reisebuchs begonnene systematische Verwerthung nicht fortgesetzt hat, so bleibt doch dieses Herbarium ein hervorragendes Denkmal der jungen Wissenschaftspflege des 16. Jahrhunderts. Als ich die ehrwürdigen Bände vor mir liegen sah, gemahnten sie mich an ein anderes Monument, ein noch älteres diesen wissenschaftsfreudigen Zeitalters, Martin Behaim's Erdkugel in Nürnberg. Diese Pflanzensammlung ist bis in unser Jahrhundert eine wichtige Quelle für die Flora Westasiens geblieben. Sie ist jetzt überhaupt die älteste der wissenschaftlich noch verwerthbaren Sammlung ihrer Art. Durch sie allein schon verdiente Leonhard Rauwolf in die Erinnerung späterer Geschlechter zurückgerufen zu werden, auch wenn er nicht in seinen Thaten und Schicksalen sich als ein so echtes Kind seines Jahrhunderts erwiese.

Georg Hanssen.*)

Geboren 31. Mai 1809; gestorben 19. December 1894.

Von
G. F. KNAPP.

Als vor einigen Jahren der Göttinger Nationalökonom Soetbeer starb, wusste Jedermann in Deutschland, wer das war, denn eine wahrhaft erstaunliche Thätigkeit für die Neuordnung des deutschen Geldwesens hatte seinen Namen jedem Zeitungsleser geläufig gemacht.

Nun ist in Göttingen ein anderer Nationlökonom, Georg Hanssen. gestorben, ebenfalls wie Soetbeer ein Hamburger von Geburt. Aber kennt Jedermann Hanssen? In weiteren Kreisen fast Niemand. In engeren Kreisen wird er desto höher verehrt, ja gefeiert. Alle Pfleger der agrarischen Nationalökonomie kennen seinen Namen und nennen ihn stets mit Ehrfurcht, heute so sehr wie ehemals.

Das hohe Alter von 85 Jahren, das er erreicht hat, könnte zur Vermuthung führen, dass Hanssen seinen Ruhm überlebt habe. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall, im Gegentheil, die Anerkennung ist stets im Steigen gewesen und wird nie zurückgehen; nur war sie von jeher auf die Kreise der Wissenschaft beschränkt.

Seit 1862, also etwa seit seinem 53. Lebensjahr, war Hanssen Mitglied der Berliner Akademie; und in Göttingen hat man seine Marmorbüste, gleichzeitig mit dem Bildniss des grossen Physikers Wilhelm Weber, in der

*) Mit Genehmigung des Herrn Verfassers, sowie des Herausgebers der „Beilage“, Herrn Dr. R. Otto, aus der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ wiederholt.

Bibliothek aufgestellt, als er noch lebte — eine Büste, die, beiläufig gesagt, von geistreichster Ähnlichkeit ist.

Es kann also nicht die Rede davon sein, dass er unerkannt geblieben wäre, nur in die Zeitungen kam er nicht, und das rührt von allerlei persönlichen Eigenschaften her.

Es fehlte ihm vor allem jede Art der Betriebsamkeit. Mit völliger Gemüthsruhe liess er sich gehen; seines eigenen Werthes gewiss, ging er seinen Lieblingsgedanken nach; was er da an Beute erhaschen konnte, nahm er mit, und was auf der Seite lag, das liess er liegen. Schüler hat er nie ausgebildet, und dass er trotzdem Anhänger hat, das ist nur dem Inhalt seiner Werke, nicht aber seiner Lehrkraft zu verdanken. Man musste ihm sogar zureden, bis er sich entschloss, seine sehr zerstreuten agrarhistorischen Abhandlungen zu sammeln, die jetzt in zwei Bänden (1880 und 1884) vorliegen.

Nur einmal hat er eine äussere Gelegenheit ergriffen, um eine grössere Arbeit abzuschliessen. Die St. Petersburger Akademie hatte im Hinblick auf die Reformen Alexanders II. eine Preisaufgabe gestellt, und Hanssen reichte seine Schrift über die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein ein. Natürlich wurde sie gekrönt und 1861 von der Akademie herausgegeben. Es handelt sich dabei in der Hauptsache um die östliche Ecke von Holstein, fast nur um etwa 40 Rittergüter, während Sugenheim — der mit Recht ebenfalls einen Preis erhielt — Alles aus Bibiotheken zusammensuchte, was unter dem Stichwort „Leibeigenschaft“ aus allen Staaten Europa's aufzutreiben war. Aber aus welchem Werke lernt man mehr? Zweifellos aus dem Hanssens, der eine erschöpfende Darstellung der Sache und nur dieser Sache gab.

Während seiner Berliner Zeit (1860 bis 1869) waren seine Vorlesungen nicht gerade sehr besucht, auch eigentlich nicht beliebt. Er trug nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Hefte vor, brachte sehr viele Thatsachen zu Gehör, war überaus vorsichtig im Urtheil, beinahe zweifelsüchtig, und deutete stets auf die tausend Schwierigkeiten der Praxis hin. Nie war er parteilich und nie beredt. Es kam Alles gewissenhaft, aber kühl heraus. Man vermisste bei ihm etwas Freudigkeit und Wärme. Dazu sprach er das Deutsche aus wie ein Schleswiger aus dem höchsten Norden — denn daher stammten seine Eltern —, und der Mitteldeutsche glaubte in ihm einen Dänen vor sich zu haben. Der erste Eindruck aus seinem Hörsaal — es war an einem frostigen Vormittag Ende April 1863 — ist mir noch lebhaft in Erinnerung: das Bild des stimmungslosen Professors. Der Gegenstand war theoretische Nationalökonomie, aber alle allgemeinen Gedanken waren überwuchert durch zahllose Beispiele, und jeder an dogmatischen Vortrag gewöhnte Hörer fühlte sofort, dass hier kein Dogmatiker sprach. Das wäre ja an sich kein Unglück gewesen — aber warum musste gerade er Dogmatik vortragen wollen? In München — so kam es mir vor — war doch dies Fach ganz anders vertreten gewesen.

Seine Sprechstunden zu Hause — er wohnte in der Grabenstrasse — hatte er auf 8 Uhr Morgens angesetzt. Harmlos ging man hin: aber das Erstaunen der Dienstboten verrieth, dass ein solcher Besuch fast unerhört sei. Es dauerte eine halbe Stunde, bis er kam, sichtlich gestört und wenig geneigt, auf die persönlichen Verhältnisse des rathbedürftigen Zuhörers einzugehen. Die gelbliche Gesichtsfarbe und die dunkelbraunen Augen erweckten die Vorstellung eines Leberleidenden. Sein Rath war: „Lesen Sie Rau!“, das damals verbreitetste, allgemein bekannte, jedem Studenten selbstverständliche Handbuch. Mit dem Zweifel, ob es weise gewesen sei, nach Berlin zu gehen, stieg man die drei Treppen wieder hinunter.

Und dieser Mann war, freilich an andern Orten, ein vorzüglicher Gesellschafter. Von seinen guten Geschichten, die er stets vorräthig hatte, mag sich der geistvolle Ihering manche aufgeschrieben haben, wie das so seine Gewohnheit war. Und auch Wilhelm Weber ging mit Niemandem lieber als mit seinem alten Freunde Hanssen, als sie wieder in Göttingen vereint waren, Nachmittags auf die benachbarten Höhen spazieren. Wenn er nicht erzählte, pflegte Hanssen endlos auszufragen, nie nach persönlichen Verhältnissen, denn er hatte die Zurückhaltung des Niederdeutschen an sich, sondern immer nach Sachen, die der Begleiter oder Besucher etwa aus eigener Erfahrung kennen mochte: Arbeitslöhne, Getreidepreise und dergleichen merkte er sich gern.

Im Winter 1863/64 wurde ein neuer Versuch gemacht, ihn zu hören. Er las Finanzwissenschaft, und diesmal ging es besser. Wir waren etwa zwanzig Mann und haben tapfer ausgehalten. Man fühlte durch, dass er in seinem Fahrwasser war: die festen, sicheren Kenntnisse des ehemaligen Kopenhagener Kammerraths wirkten mit. Noch besser gefiel uns die andere Vorlesung, genannt praktische Nationalökonomie: trotz des unfreien und etwas steifen Vortrags hatten wir den Eindruck des Mannes, der seine Sache vorzüglich verstand und der uns Anfängern furchtbar überlegen war. Einmal, so um Weihnachten herum, wurde er sogar lebhaft; er schilderte den Zustand der holsteinischen Gutsunterthanen im 18. Jahrhundert; offenbar hatten sich seine monographischen Erinnerungen von 1861 zwischen die Blätter seines Heftes gedrängt; es war, als ob auf einen Augenblick die Sonne durch die Wolken bräche. Wie dankbar waren wir — denn er hatte uns nicht verwöhnt!

Und nun gar im Februar 1864 geschah das Unerhörteste: er trat am Ende der Stunde vom Katheder herunter, stellte sich vor die erste Bank, und sagte mit sichtlicher Aufregung: „Bei Eckernförde hat eine preussische Batterie den Rolf Krake vertrieben.“ Dies dänische Panzerschiff kannte damals Jedermann. So erfreulich die Nachricht war — noch mehr wirkte auf uns, dass der zugeknöpfte ältere Herr Empfindungen hatte. Nicht als ob er die Dänen als solche gehasst hätte — dazu kannte er sie viel zu gut; aber der alte Schleswiger regte sich in ihm, er sah die Zeit der Unabhängigkeit herannahen: er hatte schleswig-holsteinisches Blut.

Später, im Winter 1865/66, habe ich Vorträge von ihm im Königl. Preuss. Statistischen Bureau gehört, wo der Director, Dr. E. Engel, sehr zeitgemäss einen Lehrkurs eingerichtet hatte. Hanssens Heft war freilich wiederzuerkennen, aber als Mensch war er wie ausgewechselt: unter Doktoren, Assessoren, künftigen Dozenten, mitten am Tisch — ohne Katheder — fühlte er sich behaglich, war redselig und zugänglich und ging auf alle Streitpunkte des damaligen politischen Konflikts mit Wärme, oft mit schonungsloser Leidenschaft ein. Offenbar war also das studentische Publikum nicht sein Fall, er wollte von reiferen Hörern umgeben sein. Wir thaten ihm innerlich Abbitte: welche reiche und lebhafte Natur! Welch ein selbständiger Geist, welcher scharfe Beobachter! Es war nun Jedem klar: hier lag die ursprünglichste Begabung vor; eine ganz eigenartige Persönlichkeit, kein Geschöpf des blossen Fleisses und der Beharrlichkeit. Nicht die Spur vom trockenen Gelehrten bei allem Reichthum des Wissens.

Wenn er Briefe schrieb, so waren sie von ungezwungener Feinheit und Anmuth; schrieb er aber Abhandlungen, so waren sie schwer, von einiger Härte, ein cyklopischer Gedankenbau — lauter Blöcke ohne Mörtel.

In einer Tischrede, die er bei seinem Jubiläum hielt, kam auch der feine Humor zu Tage, den er sonst aufs Zwiegespräch versparte. Er erzählte da von seinem Doktorexamen vor 50 Jahren: „Von dem Vielen, was die Herren Examinatoren wussten, wusste ich wenig; und von dem Wenigen, das ich wusste, wussten die Examinatoren — nichts!“ Wie hat die Tafelrunde von etwa 50 Theilnehmern damals über diese Schilderung gelacht, die er mit köstlichem Mienenspiel seines faltenreichen Gesichtes begleitete. Das war er selbst, wie er leibte und lebte. Ihn hat es nie bekümmert, ob er alle Bücher gelesen habe oder nicht. Denn wohin er griff — wenn er griff —, da hatte er stets etwas Eigenartiges in der Hand.

Sein schlichter Lebenslauf enthält eine Wendung, die nicht Jedem sofort verständlich ist: im Jahre 1869, als der Göttinger Lehrstuhl wieder frei wurde, erbat sich Hanssen die Gunst und erlangte sie, von Berlin dorthin zurückzukehren; also von Berlin, wo er wohlbestallt als sechzigjähriger Ordinarius und als Mitglied der Akademie in der Preussischen Hauptstadt sass, nach Göttingen, dessen Wall damals noch stand und dessen Ländlichkeit und Bescheidenheit als Wohnort geradezu rührend waren. Warum? Offenbar weil ihm Göttingen besser gefiel; dort waren alte Freunde. dort ging es ruhiger her; der grössere Wirkungskreis Berlins war für ihn keine Lockung. Eine Dozentennatur war er nicht, er wählte, wie ein stiller Gelehrter wählt, und bereute es nie. Denn er war eben ein stiller Gelehrter, ein Mann, wie sie früher häufiger heranwuchsen als jetzt. Was Andere darüber denken mochten, das war ihm einerlei.

Seine Arbeitsweise war ganz anders als die seiner Fachgenossen.

Der geistvoll konstruirende Lorenz v. Stein in Wien ist sein Gegenpol, denn Hanssen systematisirte nie und war gross in der Einzelforschung, von der jener nichts wissen wollte. Der Münchener Staatsrath v. Hermann war ein ganz hervorragend dogmatisch angelegter Kopf; Hanssen war es, wie erwähnt, gar nicht. Wilhelm Roscher in Leipzig, mit seiner Alles berührenden Belesenheit, schrieb grosse, vielbändige Werke; „dazu bin ich nie gekommen", pflegte Hanssen zu sagen, und man wusste nicht, ob es nur Bescheidenheit war oder auch ein wenig Schalkheit, wenn er dies so ruhig zugab. Eine gewisse Ähnlichkeit hat er mit H. v. Thünen, nur war dieser ein Autodidakt, und Hanssen war ein Gelehrter; aber Beide arbeiteten mit Vorliebe über landwirthschaftliche Betriebssysteme, Beide thaten es monographisch, Beide standen durchaus auf deutschem Boden, ohne Abhängigkeit vom Auslande.

Hanssens liebstes Forschungsgebiet war die Dorfverfassung und insbesondere die Gemengelage der Äcker auf der Flur. Dazu hatte ihn früh ein Däne, Olufsen, angeregt, dessen Ergebnisse er mitgetheilt und dann weitergeführt hat. Von hier aus wagte er die sonderbare Agrarverfassung der sogenannten „Gehöferschaften" im Regierungsbezirk Trier zu schildern. Es sind dies Bauernschaften an der Saar, die noch inmitten unsres Jahrhunderts periodisch ihre Äcker und sogar ihre Feldgärten neu vertheilten, freilich nur im Umkreise der Berechtigten. Für den Landwirth Schwerz war dies nur eine Seltsamkeit gewesen. Hanssen schilderte die ganze Sache aus dem Vollen, so dass man sie begriff und vernünftig fand; dass er diese Verfassung für älter hielt, als sie zu sein scheint, bedeutet nicht viel; die Hauptsache war, dass er den fremdartigen Zustand in seiner Ganzheit fasste und völlig zur Anschauung brachte. Die Abhandlung hierüber wird stets eine Quelle der reichsten Belehrung bilden; wer sie nicht versteht, der hat noch etwas zu lernen; sie ist sozusagen der Prüfstein, ob man die Anfängerschaft hinter sich hat oder nicht.

Ein anderes seiner grossen Themata war die Frage nach dem ältesten System des landwirthschaftlichen Betriebs. Man glaubte früher, dieses älteste System sei die Dreifelderwirthschaft — was aber schon Roscher mit Recht bezweifelte. Hanssen zeigte nun den richtigen Weg: es war die wilde Feldgraswirthschaft. Regellos wurde ein Fleck Landes aus der Weide herausgenommen und, solange es ging, mit Getreide bestellt. War das Land erschöpft, so fiel es wieder in die Weide zurück, und anderswo wurde ein neuer „Schlag" für den Getreidebau ausgesondert. Hanssen wusste dies dergestalt aus der Natur der Sache zu begründen, dass er alle die endlose Auslegerei alter Schriftsteller siegreich zur Seite schob. Dieser kühne und glückliche Versuch, aus reiner Sachkenntniss heraus zu sagen: „so muss es gewesen sein", trägt ganz und gar den Stempel seines Geistes.

Endlich hat Hanssen unstreitig das Meiste gethan, um die Natur des

Rittergutes unsrer Ostsee-Länder zu erschliessen. Wie dieser Grossbetrieb anwuchs durch „Legen“ von Bauerngütern; wie die übrig bleibenden Bauern zu immer steigenden Frohndiensten für den Gutsherrn genöthigt werden: das haben wir von ihm gelernt. Und nicht minder dies: die Befreiung der Bauern aus der sogenannten „Leibeigenschaft“ konnte nur geschehen unter tiefgreifender Änderung der Wirthschaft. Im östlichen Holstein sind damals die Gutsbetriebe meistens zerschlagen und bäuerlichen Pächtern zugetheilt worden, die nun allerdings frei sein konnten. Dabei haben auch die landwirthschaftlichen Betriebssysteme sich mannichfach verändert, und so hängt diese ganze Neuordnung aufs engste mit den Fragen zusammen, die für Hanssen im Vordergrund standen: er zeigte stets mit Vorliebe die Bedingungen auf, durch welche die Wandlungen in der Landwirthschaft herbeigeführt werden; natürlich sind hier nur die gesellschaftlichen (nicht die naturwissenschaftlichen) Bedingungen gemeint, die auf die Technik der Landwirthschaft zurückwirken.

Geradezu unbegreiflich war es, wie wenig Hanssen in seinen Vorlesungen das zur Geltung brachte, was er selbst erforscht hatte. Er fühlte sich an die herkömmliche Form des Unterrichts, etwa im Sinne der Rau'schen Werke, innerlich gebunden. So klar und kraftvoll, so reich und so gedrängt er schrieb, so war dies nur ein unbewusster Nebenerfolg seiner scharfen Auffassungsgabe und nicht eigentlich künstlerisches Wollen: sonst wäre der redende Lehrer dem schreibenden Forscher ähnlicher gewesen. Aber es giebt eine unfehlbare Probe auf die Echtheit des Gedankengehaltes: wenn ein Dozent viele Wochen lang das vorträgt, was bei Hanssen steht, und wenn dabei die Zuhörer bis auf den letzten Mann beisammenbleiben und mit nie nachlassender Spannung bis in die entlegensten Gebiete folgen: dann weiss man, was die Quelle werth ist; und dieser Beweis wird Jahr für Jahr geführt — nur darf ich leider nicht verrathen, an welcher Universität es geschieht.

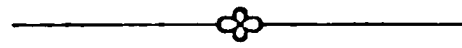
Dem alten Herrn ist dieser Umstand nicht verborgen geblieben, und er müsste von Stein gewesen sein, wenn er sich nicht darüber gefreut hätte. Er fürchtete einmal, den zweiten Band seiner Abhandlungen nicht mehr fertig herausgeben zu können, und bat damals seinen jüngeren Verehrer, im Nothfalle für ihn einzutreten. Glücklicherweise ist es nicht nöthig gewesen.

Schon um Ostern 1893 war der hochbetagte Forscher schwer bedrückt durch die Leiden des Alters. Er sass in Kissen eingebettet auf dem Sopha, erkundigte sich aber voll Theilnahme nach jüngeren Fachgenossen, sogar nach den allerjüngsten; er klagte nur, dass ihm das Ausgehen schwer falle und dass er längere Schriften nicht recht bewältigen könne. Beim Abschied wollte er aufstehen, aber es ging nicht ohne Hülfe: man musste ihm beide Hände reichen, und so schwang er sich in die Höhe, wurde wieder der Alte, als er stand, und konnte nicht genug Glück auf den Weg wünschen.

Er schlang zum Abschied die Arme um seinen Besucher und drückte ihn an sich.

Unten auf der Strasse war es einem zu Muthe, als wäre man schon Zeuge seines friedlichen Hingangs gewesen; auch die friedlichste Trennung erschüttert, und man suchte Trost in dem Gedanken, dass er wenigstens wisse, wie sehr man ihn geliebt habe.

Hanssen stammte aus einer Zeit, in der es auf deutschem Boden noch keine Sozialpolitik gab. Die grossen Gegensätze der gesellschaftlichen Klassen schlummerten in seiner Jugend noch. Er schrieb zunächst nur die Geschichte der Wirthschaft, aber indem er dies that, ebnete er einer jüngeren Generation den Weg. Seine Schüler, die der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstammen, haben die sozialpolitische Seite der Geschichte des Ritterguts hinzugefügt. Der Meister hat sie hierzu nicht aufgefordert und nicht angeleitet; aber ohne ihn, das heisst ohne seine grundlegenden, gedankenreichen Schriften, wäre das nie unternommen worden. Deshalb nennen wir den Namen unseres Lehrers stets mit Dankbarkeit und Ehrfurcht, denn er ist als Forscher gross gewesen; und vom Forschen allein lebt schliesslich doch die Wissenschaft.



Karl von Haushofer.

Von
MAX HAUSHOFER.

Es ist eine weitverbreitete Klage, dass das der Gegenwart eigenthümliche Spezialisiren nicht geeignet ist, die Erkenntniss der Einheit der Wissenschaft zu fördern, und dass selbst bedeutende Talente durch den beständigen Blick in ein engumschriebenes Fach einseitig werden. Noch seltener als wissenschaftliche Vielseitigkeit ist aber wohl jene Geistesanlage, welche wissenschaftliche und künstlerische Befähigung zu vereinigen weiss. Und zwar so zu vereinigen, dass nicht blos die eine dieser Befähigungen als Dilettantismus neben der andren einhergeht, sondern dass sie sich gegenseitig durchdringen und adeln.

Solch ein zwiespältiges Talent ist der deutschen Gelehrtenwelt in dem am 8. Januar 1895 dahingeschiedenen Direktor der Münchener technischen Hochschule, Dr. Karl v. Haushofer, entrissen worden.

Seine künstlerische Anlage beruhte theils auf Vererbung, theils auf Erziehung. Sein Vater war der Münchener Landschaftsmaler Max Haushofer, ein Künstler aus der cornelianischen Zeit, der ursprünglich die Rechte studirt, aber während des stolzen Aufschwunges der Münchener Kunst unter König Ludwig I. das Corpus Juris mit der Palette vertauscht hatte. Noch während seines Münchener Aufenthalts hatte der Maler Haus-

hofer eine Familie begründet; zwei Söhne waren ihr entsprossen. Die Rücksicht auf diese Familie bewog ihn, aus dem Münchener Künstlerkreise zu scheiden und eine Professur an der Prager Akademie der Künste anzunehmen — ein Wechsel, den der fein und tief empfindende Mann mit zwanzigjährigem Heimweh bezahlen musste. So kam es, dass K. v. Haushofer, der am 28. April 1839 geboren war, kaum fünf Jahre alt, nach Prag übersiedelte, wo er an dem trefflich geleiteten deutschen Gymnasium auf der Kleinseite seit 1850 seine Ausbildung erhielt. Es waren fast durchweg einsichtige und warmherzige Schulmänner, die damals an dieser Anstalt wirkten; Haushofer vergass auch nie, wieviel er ihnen verdankte. Schneller als der Vater, welcher sich an den Ufern der Moldau zeitlebens als ein vereinsamter Pionier deutschen Kunstlebens fühlte, lebten sich die Söhne in die Prager Verhältnisse ein; trotzdem fühlten sie sich als Ausländer, um so mehr, da ihnen fast in jedem Sommer zwei Ferienmonate an den Ufern des Chiemsee's beschieden waren. Eine heisse, ja leidenschaftliche Liebe zur heimischen Berglandschaft ging aus der Seele des Vaters als Erbtheil in die des Sohnes über; aber nicht blos der Sinn für landschaftliche Schönheit, sondern auch das zeichnerische und malerische Talent. Es hing an einem Haare, dass K. Haushofer auch, wie sein Vater, Maler geworden wäre. An der Befähigung dazu hätte es ihm nicht gefehlt. Aber manche trübe Erfahrung, die der Vater während einer Reihe von Jahren hatte machen müssen, veranlassten denselben, nicht blos auf einer Vollendung des Studiums seiner Söhne zu beharren, sondern auch dieselben zu diesem Ziele wieder nach Deutschland zu schicken. So bezog K. Haushofer 1856 das Maximiliansgymnasium zu München und absolvirte dasselbe im Jahre 1857. Einigermassen ohne bestimmten Lebensplan, noch schwankend zwischen künstlerischen und wissenschaftlichen Anregungen, ward er zunächst Hans von Hopfen's Leibfuchs beim Korps Franconia, warf sich mit jauchzendem Übermuth in den Strudel des Studentenlebens und schlug sich schneidig mit seinen Gegnern herum.

Er war indessen doch eine zu ernste Natur, um mehr als ein paar Semester den akademischen Freuden zu widmen. Angeborne Liebe zur anorganischen Natur hatte ihn bestimmt, sich hauptsächlich dem Studium der Mineralogie und Geologie zu widmen; und da er zunächst nicht blos an die wissenschaftliche Theorie, sondern auch an die Praxis des Berg- und Hüttenwesens dachte, für welche nur eine Bergakademie als vorbereitendes Arbeitsfeld erschien, wandte er sich nach einem noch in Prag zugebrachten Semester nach der altberühmten Bergakademie zu Freiberg, wo damals v. Beust, Weishaupt u. A. als Leiter und Lehrer wirkten. An dieser Hochschule des Unterirdischen herrschte ein flotter, internationaler Ton, wobei aber doch tüchtig gearbeitet ward. Eine Franconia war auch vorhanden, die den waffenkundigen jungen Bergmann in ihren Kreis zog. Dass er das Zeichnen und Malen von Kinderjahren an getrieben hatte,

kam ihm auch hier zu statten; nicht blos, dass es ihm half, elegante Grubenrisse zu Papier zu bringen; auch manche Lebenserinnerung illustrirte er für sich und für seine Lieben.

Als er die Freiberger Studien vollendet hatte, trat die ernste Lebensfrage an ihn heran: Was nun? Aus den Kreisen böhmischer Grossindustrieller war ihm eine Anregung zugekommen, sich dem Eisenhüttenwesen zu widmen. Die Hoffnung, auf diesem Felde bald zu selbständigem Erwerb zu kommen, führte ihn dahin; er trat in die Dienste der Prager Eisenindustriegesellschaft, und zwar zunächst als Arbeiter im Werk Hermannshütte, unweit Pilsen. Es war 1861.

Hier herrschte nun freilich ein ganz andrer Geist, als ihn der Freiberger Student in den alten sächsischen Silbergruben, in den Zeichnungssälen und Laboratorien seiner liebgewonnenen Akademie kennen gelernt hatte. Hier hauste jener mächtige, dröhnende und stahlklirrende Zug, der in jener Zeit bestrebt war, Österreich mit einem Schlage aus einem Ackerbaustaat in einen Industriestaat zu verwandeln. Da rauchten die Hochöfen; die Puddler fluchten; zwischen riesigen Walzen hindurch zwängten sich weissglühende Eisenbahnschienen; gigantische Dampfhämmer gingen auf und nieder und in die stille Nachtluft hinauf sprühten Funken aus den Schloten. Es war eine harte Schule, durch welche Haushofer in dieser Zeit seines Lebens getrieben ward, eine Schule, die etwas Infernalisches an sich hatte.

Zum Walzmeister vorgerückt, war ihm nun freilich ein stattlicher Wirkungskreis gegeben; hatte er doch manchmal drei- bis vierhundert Arbeiter zu leiten, die ihre Anweisungen in deutscher und böhmischer Sprache empfingen. Aber wie ein Märchen lag hinter ihm eine sonnige Jugend mit einem Schatz von klassischen und künstlerischen Erinnerungen, die allmählich verblassen und zerrinnen wollten, weil sie in dieser Gegenwart keine Anregung mehr fanden; weil der junge Techniker, wenn er schweisstriefend, mit Kohlenstaub bedeckt und mit Brandwunden an den Händen aus seiner Hütte kam, zu todmüde war, um noch ein Buch zu lesen. Er fühlte mit Schmerz einen geistigen Rückgang in dieser Beschäftigung, ein tiefes Heimweh. Sein Vater durchschaute ihn und rieth ihm, die Stellung an der Hütte aufzugeben. Er that's, nicht ganz leichten Herzens; musste er doch wieder in eine unsichere Zukunft hinein. Aber diese empfing ihn wenigstens liebenswürdig. Als er wieder nach München übergesiedelt war, um nunmehr die akademische Laufbahn zu beschreiten, fand er nicht nur in dem Mineralogen Kobell[1]) und dem Physiker Jolly gütige Lehrer, die ihn nach Kräften förderten; seine persönliche Weltgewandtheit und ein sprühender Humor führten ihn auch als gerngesehenen Gast in jene akademischen Kreise, die ihre Mittelpunkte in den Häusern

[1]) Als dankbarer Schüler setzte H. ihm ein Denkmal in Form einer Abhandlung „Franz v. Kobell“. Abh. d. bayr. Akademie d. Wissenschaften, 1883.

von Liebig, Jolly und Bischoff hatten. Nach einjährigem Aufenthalt an der Universität gelang es ihm 1864 eine von der philosophischen Fakultät gestellte Preisfrage (physikalischen Inhalts) zu lösen, sein Doktorexamen zu machen und sich bald darauf als Privatdozent zu habilitiren. Der gemüthvolle alte Kobell nahm ihn zum Assistenten. In dieser Eigenschaft und als Privatdozent war er bis zum Jahre 1868 thätig. Leider verlor er im Jahre 1866 seinen Vater, der ihm immer der treueste und liebevollste Rathgeber gewesen war und den er mit leidenschaftlicher Liebe verehrte.

Als im Jahre 1868 die Technische Hochschule zu München gegründet ward und der geniale Bauernfeind, die Seele dieser Anstalt, die schwere Aufgabe hatte, den Lehrkörper derselben zusammenzusetzen, wählte Bauernfeind ohne Zögern für die Professur der Mineralogie den Privatdozenten Haushofer und schlug ihn im Hinblick auf seine technische Vergangenheit, auch für das Fach des Eisenhüttenwesens vor. So erhielt Haushofer diese beiden Fächer zugetheilt und trat, nachdem er noch vorher seine Jugendgeliebte an den Altar geführt hatte, im November 1868 sein Lehramt an. Neben seinen Vorlesungen hatte er eine mineralogische und hüttenmännische Sammlung zu schaffen und ein mineralogisches Laboratorium einzurichten. Seine Schüler waren Ingenieure, Chemiker und Maschinenbauer, aber auch Kandidaten des Lehramtes. Im Lehrkörper der Hochschule gewann er sich bald allseitig Freunde; ein besonders inniges kollegiales Verhältniss knüpfte ihn an den ausgezeichneten Chemiker E. Erlenmeyer, welchen leider sein Gesundheitszustand viel zu früh der Münchener Thätigkeit wieder entfremdete. Aber auch mit seinen Gönnern an der Universität, mit Kobell und Jolly blieb Haushofer im herzlichsten Einvernehmen.

Auf Grund krystallographischer Untersuchungen[2]) ward er von der bayrischen Akademie der Wissenschaften als Mitglied aufgenommen. Eine von Jugend auf geübte Naturbetrachtung, ein vorzügliches Auge und ein Talent, Schwierigkeiten der Beobachtungstechnik spielend zu bewältigen, liessen ihn niemals im Stiche.

Aber er sah und liebte die Natur nicht blos im Laboratorium. Nachdem er als Knabe schon seinen Vater auf beschwerlichen Hochgebirgswanderungen begleitet und dabei mit dem Hammer des Naturforschers wie mit dem Stift des Künstlers gearbeitet hatte, blieb die Anhänglichkeit an die ewige Schönheit der Bergnatur auch dem Manne. Während er in jungen Jahren einer jener muthigen Pioniere war, die als solche in der Geschichte der Erschliessung der Ostalpen verzeichnet sind, widmete er späterhin ein treues Interesse dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein. Er war einer der Mitgründer des Deutschen Alpenvereins und redigirte lange Jahre hindurch dessen Zeitschrift, wobei sein vollendeter

[2]) Krystallographische Untersuchungen in der „Zeitschrift für Krystallographie u. Mineralogie“; Jahrg. 1877 ff. — Auch eine Reihe von mineralogischen Arbeiten in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften, seit 1879.

künstlerischer Geschmack wohl das Meiste dazu beitrug, die bildliche Ausstattung der Zeitschrift zu veredeln. Zahlreiche kleine Skizzen von seiner Hand in jenen Blättern geben Zengniss von seiner feinen Auffassung der Alpenlandschaft, von einer Auffassung, die eben so sehr das künstlerisch wie das geologisch Interessante mit wenigen scharfen Strichen zu geben wusste. Auch die Hochgebirgskarten, die von ihm für diese Zeitschrift gezeichnet wurden, beweisen dieses künstlerische Empfinden, nicht minder die von ihm entworfenen geologischen Wandtafeln[8]) und manche Skizze, mit welcher er seine Vorträge zu illustriren wusste.

Ausserhalb seines Berufes bethätigte er sein künstlerisches Können durch manches Albumblatt, das nur für Freundeskreise bestimmt war; durch scharf zugespitzte Karrikaturen; jene feinen Miniaturen nicht zu vergessen, mit welchen er die berühmte Künstlerchronik von Frauenwörth in frohen Sommertagen schmückte.

Immer seltener freilich ward ihm die Musse gegeben, solcher Phantasie Zugang zu gewähren. Die Berufspflichten häuften sich. Da er schon seit dem Antritt seiner Lehrthätigkeit auch für die Verwaltungsangelegenheiten der technischen Hochschule lebhaftes Interesse gehabt hatte, ward er länger und häufiger zu denselben herangezogen; und als der hochverdiente Geheimrath v. Bauernfeind im Jahre 1889 vom Direktorium zurücktrat, war Haushofer der Vertrauensmann, dem die Staatsregierung die Stellung des Direktors übertrug. Feurige Beredtsamkeit und praktischer Blick, unerschütterliche Pflichttreue und eine Vereinigung von klassischer Bildung und von technischer Erfahrung liessen ihn diese Stellung voll und ganz ausfüllen. Die mit derselben verbundene Arbeitslast und Repräsentationspflicht störte freilich Haushofer's wissenschaftliche Thätigkeit, für die ihm nun neben seinen Direktorialgeschäften und neben seinem Lehramte nur eine Spanne Zeit noch übrig blieb. Auch diese hätte er bei seiner unermüdlichen Arbeitskraft noch ausgenützt, wäre nicht schwerer Familienkummer hinzugekommen. Seine überaus geliebte Gattin ward von langwieriger Krankheit ergriffen und starb, nachdem sie ein halbes Jahr lang von ihm auf's zärtlichste gepflegt worden war, im Jahre 1890 in seinen Armen. Die lodernde Leidenschaft, die in Haushofer's Jugendjahren so oft emporgeflackert war, wurde nun, nachdem der gereifte Mann sie Jahrzehnte hindurch in strenger Zucht gehalten hatte, zur still verzehrenden Flamme, die seine Lebenskraft zerfrass. Wohl häuften sich Ehren auf sein Haupt; er erhielt den persönlichen Adel und ward zum Mitgliede des obersten Schulrathes ernannt; aber diese Auszeichnungen brachten ihn nur dahin, in verstärkter Arbeitsthätigkeit ein Vergessen seines Kummers zu suchen. Zwei Jahre später warf ihn ein heftiger Anfall von Influenza auf ein Krankenlager; er erholte sich, aber nur scheinbar. Nach wie vor arbeitete er in seinem Laboratorium und

---

[8]) Dieselben erschienen bei Fischer, Kassel, seit 1878.

leitete den immer umfangreicher gewordenen Organismus seiner geliebten technischen Hochschule; aber man sah es ihm an, dass er im innersten Kern seines Wesens getroffen war. Noch zweimal hatte er im Herbste des Jahres 1893 Gelegenheit, seine Rednergabe vor grosser Zuhörerschaft zu entfalten; und namentlich in seiner letzten Rede bei einem grossen Kommerse der sämmtlichen Studirenden der technischen Hochschule zeigte er ein hinreissendes Feuer, so dass wohl Niemand glauben mochte, einen todgeweihten Mann sprechen zu hören.[4])

Es war das letzte Aufflackern seiner Lebenskraft. Im Winter musste er, um Heilung für seine leidende Brust zu suchen, an die Riviera; aber die lauen Lüfte des Mittelmeeres brachten ihm keine Genesung mehr. Die fand er auch nicht an den Gestaden des heimischen Chiemsees, wo er seit länger als einem Vierteljahrhundert die Sommermonate zugebracht und oft mit starkem Arm sein Segelboot durch den Sturm gesteuert hatte. Nach München zurückgekehrt, war er ein Sterbender, den nach einem leidvollen Herbste der Tod aus dem Leben riss zu einer Zeit, in welcher dasselbe erst anfangen sollte, die Ernte edelsten Strebens zu tragen.

So war er dahingegangen. Das Beste, was er hätte leisten können, blieb nicht er der Welt schuldig, sondern jenes Schicksal, das ihn zu früh zu den Schatten senkte. Es ist sicher ein tragisches Verhängniss, wenn, wie es hier geschah, weder der Grossvater, noch der Vater, noch der Sohn ihr Leben voll ausleben dürfen, sondern mitten aus der Fülle der Lebenspläne, von der Schwelle der Erfolge hinweggerissen werden.

Es ist von ihm weniger an wissenschaftlichen Werken geblieben, als man bei seiner rastlosen Arbeitsthätigkeit vermuthen sollte[5]). Umfangreichere Bücher wurden durch seine Amtsgeschäfte und sein frühes Ende unmöglich gemacht. Um so reicher ist die Erinnerung an seine mächtige Persönlichkeit, welche die ganze Stufenleiter menschlichen Empfindens, die seltenste Vereinigung von künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung zum Ausdruck brachte[6]). Die steinerne Natur war sein Arbeitsfeld; aber nicht blos in ihrer Eigenschaft als abgrundtiefes Räthsel, sondern auch als tausendgestaltige Schönheit. Und wo sie nicht blos Aufgaben an den forschenden Gedanken, sondern gleichzeitig an künstlerisches Verständniss stellt: da ging er ihrem Wesen am liebsten nach. Die Verbindung der Thätigkeit des experimentirenden Gelehrten mit jener des frei schaffenden Künstlers verlieh

[4]) Von seinen Reden erwähnen wir die Antrittsrede „Über die Aufgaben der techn. Hochschule auf dem Gebiet allgemeiner Bildung". Enthalten im Jahresberichte der techn. Hochschule für 1889/90.

[5]) Genannt werden müssen; „Die Constitution der natürl. Silicate". Braunschw. 1874. — „Mikroskopische Reactionen". Ebenda, 1885. — „Leitfaden für Mineralienbestimmung". Ebenda 1892.

[6]) Wir erwähnen hier auch zahlreiche kunstkritische Besprechungen, die er seit 1886 für die „Illustr. Zeitung" lieferte; sowie kunstgewerbliche Vorträge, wie solche u. A. in den Jahrgängen 1886 u. 1889 der Zeitschr. d. bayr. Kunstgewerbevereins enthalten sind.

seiner Hand eine besondere Art von Meisterschaft, die eigentlich nur derjenige beurtheilen kann, der ihn experimentiren oder zeichnen sah und ihn beobachtete, wenn er sich den einen oder andren Experimentir-Apparat selbst konstruirte. Alle die Erfahrungen, die er hinsichtlich dieser Fähigkeit erwarb, sind mit ihm zu Grabe gegangen. Wer heute noch einen Einblick in diese Mischung künstlerischer und wissenschaftlicher Arbeit gewinnen will, erhält ihn nur annäherungsweise durch eine Betrachtung von Haushofers geologischen Wandtafeln, durch seine charakteristischen Darstellungen in dem kleinen Werke „Die Mineralien“ [7]) oder durch seine Hochgebirgskarten, welche bei aller kartographischen Genauigkeit einen eigenartig landschaftlichen Eindruck hervorbringen; endlich durch seine landschaftlichen Zeichnungen, welche zeigen, wie er mit einem untrüglichen Scharfblick das Wesentliche jeder Art von Erdrindenbildung zu erfassen wusste. Wenn jemand berufen war, ein Buch zu schreiben über „Phantasie und Experiment“ oder über „Künstlerhand und Forschungsgeist“, so wäre er der Mann dazu gewesen.

Nur selten war ihm Veranlassung gegeben, mit rhetorischer Kunst oder gar in gebundener Sprache zu schreiben. Aber wenn er es that, dann wusste er zu zeigen, dass ihm der höchste Adel sprachlichen Ausdrucks ebenso geläufig war wie das trockene präzise Wort des Fachgelehrten. Und was er trieb und that; ob ihn ein winziger Kristallsplitter beschäftigte oder ein in die Wolken ragender Hochgebirgsgipfel [8]): stets wusste sein geistiges Auge jene Fäden zu finden, welche die leblose Natur mit dem Menschen und seiner Geschichte verbinden und darüber hinaus in das Entlegenste führen [9]).

Er ging durch ein kurzes Leben, aber als ein ganzer Mann, mit blanker Ehre, mit heiss fühlendem Herzen, mit hellem Blick und von rastlosen Gedanken beschwingt.

---

7) Verl. v. Kaiser, München, 1871.

8) Vgl. hierfür seine Abhandlung „Über die Entstehung der Alpen“ in der Zeitschr. d. D. u. Ö. Alpenvereins, 1886.

9) Fein durchgearbeitete Vorträge über Manches sind uns gedruckt noch nicht zu Gesicht gekommen; zur Charakteristik von Haushofer's Gedankenwelt diene aber noch eine Arbeit „Über das Weltende“ in der Deutschen Revue (1884).

Stammbuchblätter von

(Mit Silhouetten von

Die Autogramme von Goethe, Lessing, Wieland sind einem (gegenwärtig im Besitz des Geh. Commercienrathes Dr. Kilian Steiner in Stuttgart befindlichen) Stammbuch des stud. jur. Wilhelm Lud. Rodowé entnommen. Lehrern und Gönnern, Berühmtheiten und namenlosen Kameraden hat der Osnabrücker, wie der Schüler im Faust, das Anliegen vorgetragen: „Gönn' Eure Gunst mir dieses Zeichen," und manches gereimte, manches im Zeitgeschmacke gemalte und gezeichnete Blatt ward dem Bittenden gewährt. Leipziger und Göttinger Professoren (Böhmer, Clodius, Ernesti, Kästner, Platner, Pütter etc.) sind in dem Bande vertreten. Lessings Gegenüber ist Nicolai mit dem Eintrag: „wer frey darf denken, denket wol. Zum Andenken geschrieben von Fr. Nicolai, Buchhändler aus Berlin, Leipzig 26. März 1775." Weisse, Hagedorns Bruder und C. G. Körner seien noch genannt von den Beiträgern zu diesem (in Albert Cohns Katalog, Auktion vom 27. 1. 1891, näher beschriebenen) Stammbuch. Es heisst dort:

Decipimur specie recti.

Leipzig d. 13ten März 1768.

zum Andenken

Goethe

Viel wahr und tadelhaft, das was uns lobenswerth macht
Ist oft ein kleiner Zug, den nur ein Yorik entdeckt.

C. M. Wieland

Weimar den 6ten Octob. 1774.

Goethe, Lessing, Wieland.

Goethe und Lessing.)

Lessing verweilte auf seiner Reise nach Berlin im Februar 1775 eine Woche in Leipzig. Die vorliegende Eintragung scheint das einzige Produkt seiner Feder während des Leipziger Aufenthaltes zu sein. Er wählte eine Stelle aus den Adelphi des Terenz, auf die er nach Mittheilung von Dr. Fritz Jonas schon 1752 bei der Übersetzung von Huartes Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften gestossen war.

Goethe verliess am 24. März 1776 Weimar, um über Auerstädt, Naumburg, Rippach nach Leipzig zu reisen, wo er bis zum 31. blieb.

Die beigezeichneten, nicht eingeklebten Silhouetten Lessings und Goethes sind als Originalbildnisse der beiden Dichter von Werth. Man kannte bisher nur zwei Originalbildnisse Lessings: das Oelgemälde von Graff. einer viel früheren, und den aus Fritz Jacobis Nachlass stammenden Schattenriss, einer viel späteren Epoche angehörend als unsere Silhouette. Wahrscheinlich hat Lessing dazu gesessen, da von einem Schattenriss, den er Rodowé als Vorlage gegeben haben könnte, nichts bekannt ist. Die Silhouette Goethes stellt den Dichter im 27. Lebensjahre dar, in jugendlicher Schönheit und Anmuth. Sie erinnert an diejenige, welche Goethe am 31. Aug. 1774 an Lotte Kestner sandte, doch ist sie mit dieser nicht identisch, u. A. auch bedeutend grösser, von ungewöhnlicher Grösse überhaupt.

Ita vita est hominum, quasi cum ludas tesseris:
si illud, quod maxime opus est jactu non cadit,
illud, quod cecidit forte, id arte ut corrigas.

M. e. scrip.
Gotthold Ephraim Lessing.
Lipsiae d. 20 Febr. CIↃIↃCCLXXV.

Vier Briefe Böckh's an Al. v. Humboldt.

a D. Über das vertraute Verhältniss Böckh's zu Al. v. Humboldt giebt die von K. Bruhns 1872 herausgegebene „wissenschaftliche Biographie“ des letzteren im zweiten Bande hinreichende Auskunft. Zugrunde gelegt wurden dabei gegen 300 im Besitze von Böckh's Schwiegersohn Gneist befindliche Briefe Humboldt's an den Freund und philologischen Berather aus den Jahren 1831—1859, sowie das wenige, was von Anschreiben und Antworten Böckh's im Nachlasse des Empfängers noch übrig war. Der weitaus grösste Theil des Inhalts dieser Böckh'schen

Briefe besteht aus eingehenden Belehrungen über Fragen zur Geschichte der Naturwissenschaft bei den Griechen und ist, soweit es sich um die Resultate handelt, von Humboldt in den Anmerkungen zum Kosmos getreulich benutzt und somit in gewissem Sinne veröffentlicht worden. Eine philologische Lebensbeschreibung Böckh's, zu der es K. B. Stark (Verfasser des Artikels in der Allg. Dtsch. Biogr.) trotz langjähriger Vorbereitung leider nicht gebracht hat, müsste immerhin von den methodisch und sachlich interessanten Briefen selber Kenntniss nehmen. Allgemeinere Theilnahme dürften inzwischen wegen ihres persönlichen Gehalts die nachstehenden Stücke aus der letzten Zeit der Korrespondenz erregen.

1.

Ew. Excellenz

wissen, dass ich Ihrer stets in Verehrung und Dankbarkeit gedenke; unter so vielen, die hierzu verpflichtet sind, bin ich nicht einer der letzten, und unter den vielen, die dies auch innig empfinden, bin ich gewiss einer der ersten. Darum darf ich es nicht unterlassen, Ihnen von ganzem Herzen Glück zu wünschen zu der erfreulichen Wiederkehr Ihres Geburtstages, die Sie übermorgen erleben. Mögen Sie den Wissenschaften und dem Vaterlande noch viele Jahre in ungeschwächter Gesundheit erhalten bleiben! Ew. Exc. Leben und Wirken wirft noch einen heiteren Schein und Hoffnungsstrahl in die umdüsterte Zeit, und ich kann mir kaum eine Vorstellung von dem Zustande und der Stimmung machen, welche eintreten werden, wenn auch dieser Stern unter Preussens Horizont hinabgegangen seyn wird. Möge ein göttliches Geschick seinen Ablauf verzögern!

Ich habe zwei Wochen in Carlsbad in nicht unerquicklicher Unthätigkeit gelebt, und setze diese hier fort; auch Ihnen ist, soviel ich weiss, der hiesige Aufenthalt nicht unangenehm gewesen. In Carlsbad wurde ich von der Nachricht des Todes von Schelling überrascht. Wenn der bombastische Artikel der Kreuzzeitung über ihn Ekel erregt, so finde ich die ganz wegwerfenden der Vossischen doch auch widerlich, und dass Schopenhauer, den Ew. Exc. auch kennen, der Messias der Philosophie seyn soll, wird wenigen einleuchten. Wie gross auch die Fortschritte sind, welche die Empirie gemacht hat, so scheint mir doch der Verlust der ideellen Richtung zu beklagen, die die letzten Jahre des vorigen und die ersten des laufenden Jahrhunderts auszeichnete; zu dieser hat Schelling ungeachtet aller seiner Mängel und Fehler wesentlich beigetragen. Den christlich-heidnisch-mythologisirenden Schelling, wie er in der letzten Zeit war, gebe ich freilich völlig preis.

Auch ohne diese Bemerkung über eine zu Grabe gegangene Grösse, die sich schon bei Lebzeiten selbst vernichtet hat, wäre der Zweck dieser Zeilen erfüllt gewesen, und ich will Ew. Exc. um so weniger bei diesen festhalten, da Sie viele dergleichen Zuschriften wo nicht zu lesen, doch zu überblicken haben werden. In der Hoffnung, Ew. Exc. nach meiner Rückkehr frisch und wohl zu finden, wiederhole ich meine besten Glückwünsche.

Ew. Excellenz

stets dankbarster inniger Verehrer

Böckh.

Teplitz, d. 12. Sept. 1854.

2.

Wenn Ew. Excellenz diese Zeilen an einem Tage erhalten werden, an welchem Sie durch vielfältige Beglückwünschungen werden überhäuft und belästigt seyn, so mögen Sie dieses Briefchen, mehr verlange ich nicht, nur eines Blickes würdigen und dann ungelesen bei Seite legen; denn auch ohne dass Sie es lesen,

wissen Sie, dass sein Zweck kein anderer seyn kann, als Ew. Exc. meine innigste Anhänglichkeit und meine Freude über Ihr heiteres, möglichst rüstiges und wohlgemuthes Befinden in hohem Alter zu erkennen zu geben. Es giebt der Wünsche für das letzte Lebensziel zwei, dass es spät komme, und dass es, wie Pindar sagt, ἀπείρει σὺν ἀγαθῷ komme. Beide sind bis jetzt für Sie in Erfüllung gegangen, und wir hoffen, dass sie sich noch fernerhin erfüllen mögen.

Wiewohl ich hier sehr abgeschieden lebe und selten eine Zeitung zu Gesicht bekomme, so habe ich doch erst hier gelernt, dass Ew. Exc. bei der Kais. Leopoldinischen Akademie als Timaeus Locrensis eingetragen sind. Das hätte ich damals wissen sollen, als ich es wagte, an Sie den Brief über das kosmische System des Platon, namentlich des Platonischen Timaeus zu richten[1]); zu dem ernsthaften Motiv, welches mich dazu legitimirte, hätte ich dann noch hieraus ein scherzhaftes entnehmen und hinzufügen können. Als ich jene Notiz las, fiel mir aber auf, wie schön und treffend die Wahl dieses Namens war, in welchem die Idealität Ihrer Naturansicht, bei aller Verschiedenheit derselben von den Träumen der Alten, Ihre Liebe zum Alterthum, endlich divinatorisch die Vollendung der Erkenntniss des Kosmos, den die Pythagoreer ahneten, glücklich ausgedrückt sind.

Mit innigster Verehrung
Ew. Excellenz
stets dankbarster
Böckh.

Friedrichroda bei Gotha,
d. 12. Sept. 1855.

3.

Ew. Excellenz

stehen mir auch in der Entfernung stets vor Augen, und es vergeht gewiss kein Tag, dass ich Ihrer nicht mehr als einmal gedächte, sei es bei mir selber, sei es gegen andere. Denn so abgeschieden von der grossen Welt auch das Örtchen ist, aus welchem ich schreibe, kommen doch immer Personen in meinen Bereich, denen Bildung und Litteratur und die Beziehungen auf die höchsten Angelegenheiten der Menschheit nicht fremd sind. Heute stehen wir am Vorabend Ihres neunzigsten Geburtstages; wie könnte ich den Tag vorbeilassen, ohne wenigstens im Geiste Ihnen zu nahen? Wenn irgend jemandem Glück dazu gewünscht werden kann, ein so hohes Alter erreicht zu haben, so kann es Ew. Exc. gewünscht werden. Die Gründe dieses Urtheils zu analysiren ist Überfluss; doch will ich einen Grund nennen, der für das Ganze der wichtigste ist: Zu wessen möglichst langer Erhaltung sich der wissenschaftliche oder um mich umfassender auszudrücken der geistige Staat, und der politische Staat und der Staat der gesammten Menschheit, der kosmopolitische, soweit er jetzt schon verwirklicht ist, um seinetwillen Glück wünschen muss, der Mann ist der hochbeglückteste. Indem ich dies ausspreche, muss ich Ihnen das Pindarische zurufen: Ἴσθι ἐν τούτῳ πεδίλῳ δαιμόνιον πόδ' ἔχων. Möge uns lange noch dieses Glück bleiben, welches uns heute erfreut.

Dass die Tage von Jena[2]) (sit venia verbo, da man sonst damit wohl eher sehr trübe Tage zu bezeichnen gewohnt ist) auch Ew. Exc. geweiht wurden, lag in mehr als einer Beziehung sehr nahe. Mir gereichte es zu besonderer Befriedigung,

[1]) Untersuchungen über das kosmische System des Platon, Sendschreiben an Al. v. Humboldt 1852, worin O. F. Gruppe's verfehlte Schrift über die kosmischen Systeme der Griechen widerlegt ward.

[2]) Feier des 300jährigen Jubiläums der Universität. Humboldt hatte seines Uralters wegen der persönlichen Einladung nicht folgen können; Böckh, als Festabgeordneter für Berlin, gedachte sein in einer Ansprache im Hinblick auf seine Beziehungen zu Jena's klassischer Zeit.

dass gerade mir die Gelegenheit vergönnt war, meine Liebe, Verehrung und Bewunderung für Sie auszudrücken; war vielleicht ein anderer wissenschaftlich würdiger dies zu thun, so gestatte ich hierin keinem den Vorrang, wenn die Würdigkeit nach Herz und Gemüth geschätzt wird. Was die Überreichung des Bildes Ihres Bibliothekszimmers betrifft, so wird Hr. Seifert[3]) wohl darüber berichtet haben, was ihm von mir darüber geschrieben worden.

Von der Jenaer Feier habe ich mich hierher begeben, wo ich mit meiner Familie zurückgezogen lebe; doch kommen ab und zu Gelehrte und Studiengenossen hierher, da das Städtchen sehr beliebt ist. Ein permanenter Genosse meines Landlebens ist der General v. Olberg, ein sehr kenntnissreicher und angenehmer Mann, der Ew. Exc. nicht unbekannt seyn wird. Eine einzige Ausnahme von unserer Abgeschiedenheit fand sich ein, indem ich mit meinem Schwiegersohn bei dem Hrn. Herzog in Reinhardsbrunn zur Tafel war; es war daselbst auch der Markgraf Max von Baden, ein sehr liebenswürdiger Landsmann von mir. Ich studire sehr wenig, und meistens nur Unsinn, den man am besten in solchen Tagen abmacht, die man ohnehin verloren geben will. Zufälliger Weise sind mir in Jena mehrere Sachen der Art in die Hände gesteckt worden. Dahin gehört die Ableitung des Etruskischen aus dem Semitischen von Stickel in Jena, ein nicht unmethodisches Buch, aber doch unmöglich ein vernünftiges; desgleichen die Proben Homerischer Arithmetik von Hrn. v. Hahn auf Syra. Uterque insanit cum ratione. Auch aufs Land verfolgt mich die Chronologie. Denn unerwartet habe ich in dem letzteren Buche gefunden, dass der Urkern der Ilias das Sommersolstitium, der Urkern der Odyssee das Wintersolstitium sei, und dass die Homerischen Epopoeen die Attische Oktaëteris darstellen. Hierzu gesellt sich die Römische Chronologie von Theod. Mommsen, wonach die feste Ägyptische Zeitrechnung nicht 30 Jahre vor der Christlichen, sondern den 29. August 1483 a. Chr. beginnt, andere Entdeckungen abgerechnet, die auf Missverstand der Stellen und auf unhaltbaren Combinationen beruhen. Es ist in der That zu beklagen, dass so viele schöne Kräfte in verkehrten Richtungen in Bewegung gesetzt werden.

Verzeihen Ew. Exc. diese Expectorationen, die zwar an sich unschuldig sind, aber zur unrechten Zeit kommen, da Sie mehr zu lesen haben werden als solche Sachen, wie ich sie hier schreibe. Ew. Exc. werden aber gleich sehen, was Sie davon ungelesen lassen können.

In der Hoffnung, dass diese Zeilen Sie im besten Wohlseyn treffen mögen, empfiehlt sich Ew. Excellenz

Ihr stets getreuer und dankbarer Verehrer
Böckh.

Friedrichroda bei Gotha,
13. Sept. 1858.

4.

Ew. Excellenz

habe ich sehr lange nicht aufgewartet. Kurz nach dem Schluss meiner Vorlesungen, den ich etwas spät gemacht hatte, wurde ich von einem heftigen Husten und Katarrh befallen, der mich nöthigte das Zimmer zu hüten, und ich bin davon noch nicht wiederhergestellt, so dass ich es nicht wagen darf einen grösseren Ausgang zu machen. Daher entledige ich mich schriftlich der Pflicht, Ew. Exc. das einliegende Sammelwerk[4]) vorzulegen. Ich habe das Unglück,

---

[3]) Humboldt's Kammerdiener Seifert vertrieb mit Erlaubniss seines Herrn zu eigenem Nutzen die farbige Lithographie nach Ed. Hildebrandt's Aquarellbild des Bibliothekzimmers und ersah auch in der Jenaer Feier eine günstige Gelegenheit für dies Geschäft.

[4]) Sammlung der „kleineren Schriften" Böckh's.

dass mir nichts gefällt was ich geschrieben habe, zumal nachdem es gedruckt ist; da aber so viele, die nicht besser sind als ich, ihre Sachen gesammelt herausgegeben haben, so wird diese Sammlung auch mit drunter durch gehen können.

Die drohenden Zeitverhältnisse verstimmen mich sehr. Ich sehe keinen Ausweg für uns aus diesen bedenklichen Wirren.

Mögen Ew. Exc. noch lange zu aller Freude und Frommen sich Ihrer Thätigkeit, die unermüdlich ist, hingeben können[5]). Dies wünscht von ganzem Herzen

Ihr innigster und dankbarster
Verehrer
Böckh.

Berlin, d. 30. April 1859.

Ein Brief Grillparzers an Paul Heyse.

Mitgetheilt von
MAX KALBECK in WIEN.

Vorbemerkung. Grillparzers Novelle „Der arme Spielmann" erschien zuerst in dem von J. Grafen Mailáth für das Jahr 1848 bei Gust. Heckenast in Pest herausgegebenen „Deutschen Almanach: Iris". Ohne nach seinem wahren Werthe gewürdigt worden zu sein, gerieth dieses Meisterstück der erzählenden Poesie bald wieder in Vergessenheit. Wer bekümmerte sich im Sturmjahre 1848 viel um Kunst und Litteratur!? Einer der Wenigen, die das köstliche Werk des grossen Dichters schätzen lernten und in treuem Andenken behielten, war Paul Heyse. Als er um zwei Decennien später mit seinem Freunde Hermann Kurz die (1871 erfolgte) Herausgabe des „Deutschen Novellenschatzes vorbereitete, wandte er sich sogleich an Grillparzer, mit der Bitte, ihm den armen Spielmann zum Abdrucke zu überlassen. Darauf erfolgte der in dem unten mitgetheilten Briefe*) begründete abschlägige Bescheid. Am 11. Juni 1871 erneuerte Heyse seine Bitte (siehe Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft I. p. 246). Als Vorstand der in Nürnberg zusammengetretenen Genossenschaft dramatischer Autoren fühlte er sich verpflichtet, dem „allverehrten Altmeister der dramatischen Dichtung" ein Exemplar der neuen Statuten zu übersenden, und erinnerte bei dieser Gelegenheit wieder an den noch immer der Auferstehung harrenden armen Spielmann. Zwischen den beiden Briefen Heyse's aber lag die Feier von Grillparzer's achtzigstem Geburtstage, und Heyse hatte zu dem festlichen Tage in feurigen Huldigungsstrophen, die eine Münchener Adresse begleiteten, seine Glückwünsche dargebracht. (Das Gedicht ist unter dem Titel „An Grillparzer" im ersten Bande der gesammelten Heyse'schen Werke zu finden.) Die ehrliche Begeisterung, welche aus jeder Zeile des formschönen, sinnigen Carmens hervorbricht, mag den Alten erwärmt und zur Nachgiebigkeit bestimmt haben. Überdies konnte Grillparzer aus dem einleitenden Vorwort des bereits bis zum dritten Bande gediehenen Novellenschatzes entnehmen, dass Heyse's Versicherung, gerade der arme Spielmann habe ihm zuerst den Gedanken dieser Sammlung eingegeben, keine blosse Artigkeit war. Von dem Vorhaben, den Spielmann zugleich mit dem Kloster bei Sendomir und dem Esther-Fragment als Buch erscheinen zu lassen, war Grillparzer ohnehin abgekommen, und so konnte Heyse nach empfangener Erlaubniss den fünften Band des Novellenschatzes mit dem ersehnten Beitrage zieren. Die Novelle, von welcher der Herausgeber als kundiger Altmeister der Gattung in einer charakteristischen Vorrede voll Bewunderung spricht, überraschte das deutsche Publikum fast noch mehr, als Gottfried Keller's Meisternovelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe", die im dritten Bande der Heyse'schen Sammlung ebenfalls von den Todten zu unsterblichem Leben erstanden war.

[5]) Humboldt starb wenige Tage darauf, am 6. Mai.
*) Das Original befindet sich in Max Kalbeck's Autographensammlung.

Baden 16. Juni 1870.

Hochgeehrter Herr!

Ihr geehrtes Schreiben hat mir, alles abgerechnet schon darum grosse Freude gemacht, weil es mir den Eindruck Ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit wieder erneuert hat.

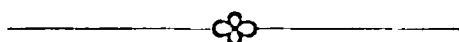
Was den Wiederabdruck der Novelle „Der alte Spielmann" betrifft, so steht dem im Wege, dass die mir nächst Stehenden verlangen, dass ich eben diese Novelle zugleich mit dem dramatischen Fragmente Esther und (zur Raumausfüllung) mit noch einer andern Almanach-Novelle in einem eignen Bändchen drucken lassen soll. Und dieses zwar des Fragmentes Esther wegen, das wunderlicher Weise in der Aufführung auf dem Theater grosses Glück gemacht hat, so dass ich von allen Seiten um Mittheilung des gedruckten Textes bestürmt werde, den ich doch selbst nicht besitze, so wie Keines der Meinigen, worüber letztere sehr ungehalten sind. Ich bin dem Plane sehr entgegengesetzt, werde aber doch schwerlich aushalten können.

Von einer Ausgabe meiner sämtlichen Arbeiten kann nur die Rede sein nach meinem Tode, oder wenn Deutschland wieder poetisch geworden sein wird, welche zwei Zeitpunkte so ziemlich zusammenfallen dürften.

Verzeihen Sie wenn ich nicht länger schreibe, denn die Schwäche meiner Augen und meiner Hand machen mir das Schreiben peinlich, was wohl auch die Beschaffenheit meiner Handschrift kund gibt.

Freundschaftlichst

Grillparzer.



Biographie der Namenlosen.

Von

R. M. WERNER

I. Eine Anregung.

Wer hat sich nicht schon einmal in einer schönen Sternennacht dem erhebenden und doch furchtbaren Gedanken hingegeben, dass alle die ungezählten Lichter, die so unfassbar weit von uns liegen, grösser und mächtiger sind, als das Fleckchen, auf dem wir leben. Schwindelerregend, vernichtend könnte der Kontrast zwischen jenen fernen mächtigen Welten und unserem unscheinbaren Ich werden, wenn nicht der glückliche Egoismus käme und uns rettete. Viel weniger leicht werden wir auf den Gedanken geführt, dass Milliarden Menschen mit uns gleichzeitig auf dieser unserer Erde leben, von deren Lebensführung wir keine Ahnung haben; sie mühen sich, sie freuen sich, sie machen Qual und Freude durch und legen sich abgehetzt oder mit ungestillter Lebenssehnsucht zum ewigen Schlafe nieder, und keine Spur bleibt von ihnen übrig. Und doch war die Spanne Zeit, die ihnen gegönnt war, ihr Lebensreichthum, und doch waren sie vielleicht, wie wir mit Ibsen sagen müssten, „Stützen der Gesellschaft", freilich ihrer Gesellschaft. „Wie gering ein Mann, wie ich, auch ist, so bin ich doch immer gewohnt gewesen, als das Haupt meiner Familie betrachtet zu werden. Mein bescheidenes Daheim bildet auch eine kleine Gesellschaft. Und diese kleine Gesellschaft hab' ich nur stützen und aufrecht erhalten können, weil meine Frau und meine Kinder an mich glaubten. . . ." Diese Worte sind dem alten Arbeiter Auler in den Mund gelegt. Nur selten wird uns eine Kunde von solchem Leben, trotzdem es vielleicht verhältnissmässig reicher an Inhalt war, als das vieler Anderer.

Hat ein solches Leben Anspruch auf Beschreibung, oder gilt wirklich das Wort Hebbels: „Wenig Menschen haben ein Recht auf eine Biographie“? Ein Unternehmen für biographische Kunst und Forschung wäre bald zu Ende, wenn nur die führenden Geister, „nur diejenigen“ in Betracht kämen, „die bei einer entschiedenen Wirkung nach aussen in dem Kreise ihrer Thätigkeit keine Gelegenheit fanden, ihr Inneres befriedigend und genügend darzulegen“. Jedes Menschenleben verdient eine Erzählung, wenn sich nur der Erzähler Rechenschaft giebt, was er erreichen will. Die Menschen sind selten, deren Schicksale durchaus merkwürdig, durchaus originell sind, und auch die Lessing'sche Formel: „Er ward geboren, nahm ein Weib und — starb“, kann einen Reichthum an interessanten Verwickelungen umschliessen. Eines allerdings steht fest, jede Zeit und in ihr wieder jeder Stand hat einen Typus des Lebens, so dass eine Biographie mit geringen Modifikationen für viele Menschen passen würde. Diese Gewöhnung der Lebensführung scheint bisher noch viel zu wenig berücksichtigt. Es lässt sich nicht verkennen, dass auch hier der Mode eine nicht unbedeutende Rolle zufällt. Wie verschieden ist z. B. der Typus einer Dichterbiographie im 17., im 18. und im 19. Jahrhundert! und wie viele Züge wiederholen sich doch im Leben jedes Dichters, je nachdem er einem dieser Jahrhunderte angehört. Warum fehlt denn im 18. Jahrhundert die „grosse Tour“, die einen Dichter des 17. Jahrhunderts in die Niederlande, nach England, Frankreich und Italien führte! Die Mode ist eine andere geworden, oder wenn man lieber will, die Gewöhnung. Und mit den kleinen Leuten ist's ebenso, auch in ihrem Leben entscheidet die Mode.

Ein recht auffallendes Beispiel einer typischen Biographie finden wir bei den „Grundwirthen“ der deutschen Kolonien in Galizien. Die Söhne erhalten in der deutschen Privatschule, die jede protestantische Gemeinde mit schweren Opfern errichtet, um ihre Kinder nicht in die benachbarte öffentliche Volksschule mit ruthenischer Unterrichtssprache schicken zu müssen, bis zum vorgeschriebenen Lebensjahre den nöthigen Schulunterricht, dann kommen sie nach Lemberg in ein Gasthaus und steigen nun vom Messerputzer zum Bierjungen und endlich zum Kellner auf. In dieser Stellung bleiben sie bis zum 20. Lebensjahre, dienen dann ihre Zeit meist bei der Artillerie ab und bringen es fast immer bis zum Unteroffizier, weil sie der Landessprache, wie des Deutschen mächtig sind, auch lesen und schreiben können, dann aber kehren sie entweder zum Pflug und Handwerk (meist der Tischlerei) zurück, oder aber sie werden Zahlkellner und endlich Wirthe. Die Mädchen aber suchen einen Dienstposten, den sie treu und fleissig erfüllen, bis sie heiraten. Hier haben wir einen Typus der Lebensführung, dem sich aus den deutschen Provinzen kaum etwas vergleichen lässt. Die Söhne der deutschen Schulmeister in Galizien dagegen bilden sich in Bielitz wieder zu deutschen Schulmeistern aus, obwohl sie die kümmerlichen Verhältnisse ihrer Väter zur Genüge kennen und die Noth als stete Begleiterin im Leben haben. Warum diese Gleichmässigkeit? Die Gewöhnung hat sie mit sich gebracht.

Die Söhne von Beamten pflegen wieder Beamte zu werden, wie früher der Sohn eines Kaufmanns sich abermals dem Kaufmannsstande zu widmen pflegte. Freilich sehen wir allmähliche Umgestaltungen, ein Streben nach aufwärts, und es ist merkwürdig genug zu beobachten, wie seit noch nicht allzulanger Zeit dem Offizierscorps Söhne aus Kreisen zuwachsen, die bisher andere Laufbahnen einschlugen. Auch hier zeigt die Mode ihre Macht.

Wo wir hinblicken, können wir solche Typen der Lebensführung erkennen; es wäre wichtig, hier durch reiches Material festen Halt zu gewinnen. Mitunter kommt es nämlich auch anders, und dann erhalten die Biographien ein weiteres Interesse. Marie von Ebner-Eschenbach sagt von dem Helden ihrer tiefempfun-

denen Novelle „Nach dem Tode“: „In seinem Leben war Alles anders gewesen als in dem der meisten seiner Standesgenossen. Eine Jugend voll Arbeit und Mühen lag hinter ihm. Er hatte als Kind die öffentlichen Schulen besucht und dann eine deutsche Universität bezogen.“ Dieser Bildungsgang des österreichischen Aristokraten Paul Sonnberg entsprach dem Typus seines Standes und seiner Zeit nicht, obwohl er dem Typus anderer Stände gleicht. Dafür ging ihm, wie die Dichterin sagt, „der Ruf eines Mannes voran, der zu einer grossen Laufbahn bestimmt sei.“

Dieser Satz giebt zu denken, man kann ihn nämlich erweitern und geradezu behaupten, jene Männer pflegen es am weitesten zu bringen, welche den Typus des Lebens in ihrer Zeit, ihrem Stande durchbrechen und nach einem andern Typus sich entwickeln. Man nehme nur einmal das Leben eines Künstlers, der etwa aus einer Beamtenfamilie hervorgeht. Auf die normalen Anfänge einer Beamtenlaufbahn folgen die Kämpfe mit Eltern und Lehrern, mit Umgebung und Tradition, vielleicht die Gefahr, einen „verlorenen Sohn“, der „es zu nichts bringen wird“, aufwachsen zu sehen. Man versucht alles Mögliche, dem Unglücksmenschen einen Posten im Leben zu verschaffen, nur das eine wagt man nicht, ihn sich seiner Kunst widmen zu lassen. Gelingt es der Kraft schliesslich, alle Hindernisse zu überwinden, dann staunt Alles, wie der Unbegabte, als faul Verschriene plötzlich der Fleiss und die Ausdauer selber wird und in dem neuen Boden überraschend schnelle Fortschritte macht, ohne zu wanken arbeitet, mit Entbehrungen sich zum Gipfel emporringt. Auch diese Ausnahmsmenschen zeigen einen Typus des Lebens, den einmal der sinnige Schweizer Karl Spitteler für den Dichter entworfen hat.

Wir sind damit aber zu einem Punkte gelangt, wo sich das Menschenleben mit einem „Gesetze“ berührt, das in der Naturwissenschaft bei der Entstehung neuer Arten von einzelnen Gelehrten als maassgebend angesehen wird. Bekanntlich steht der Darwinschen „Selectionstheorie“ die sogenannte „Migrationstheorie“ Moriz Wagners gegenüber; nach ihr entstehen neue Arten dann, wenn Individuen unter geänderten Lebensbedingungen existieren müssen. Man braucht nicht weiter auf diese Lehre einzugehen, um zu erkennen, wie sehr sie auf die Biographie passe. Wie häufig knüpfen die bedeutendsten Fortschritte nicht an „zünftige“ Vertreter des betreffenden Faches an, sondern an Leute, die auf anderem Gebiete ausgebildet, in eine neue Atmosphäre versetzt werden; wie häufig gehen grosse Künstler aus Familien hervor, in denen der Kunstsinn bis dahin ganz versteckt war. Der Sohn eines armen Maurers wird ein grosser Dichter, nachdem er in der Jugend selbst die Kelle gehandhabt hat. Der Sohn eines Offiziers und Hufschmiedes kann seinen Wunsch nicht erfüllen, Theologe zu werden, sondern wird zum Juristen, dann zum Mediziner gepresst, aber er wird doch einer der grössten deutschen Dichter und Denker. Dies ist eine so merkwürdige Erscheinung, dass man darin den Zufall wirksam sehen könnte, wenn sich nicht dem tiefer Blickenden ein auch auf anderen Gebieten der Natur waltendes Gesetz darin enthüllte. Was den Typus durchbricht, ringt sich zu Neuem empor.

Wir dürfen Hebbels Ausspruch umkehren und sagen: „Alle Menschen haben ein Recht auf eine Biographie“, wenn gleich die Biographien von uns kleinen Leuten einander ähnlich sind, wie ein Japanese dem andern. Es ist eine schöne Aufgabe des Kulturhistorikers, diesen Typus des Lebens herauszuarbeiten. Ja es ist der schönste Beruf des Dichters, in „dieser Armuth welche Fülle“ zu zeigen! Derselbe Hebbel, der nur wenigen Menschen das Recht auf eine Biographie zuerkennt, hat das Leben, das alltägliche Leben kleiner Menschen zum Gegenstande seines schönen Epos „Mutter und Kind“ genommen, hat in „Maria

Magdalena" leider gewöhnliche Schicksale gewöhnlicher Leute behandelt, hat in seinen Novellen, besonders im „Schnock", das typische Leben nicht verschmäht. Wie wunderbar versteht es eine Ebner-Eschenbach, das Leben eines armen Gemeindekindes zu erzählen, eine Th. Justus, in die Räume des Armenhauses, in die Schifferhäuschen zu führen und dort das Gold der Poesie im alltäglichen Lebenslauf der Unbekannten, der grossen Menge aufzudecken! Wie hübsch schildert uns ein R. Reichenau „unsere vier Wände" oder eine Ch. Niese die dänische Zeit Schleswig-Holsteins!

Man vergleiche nur einmal den „alten Thurmhahn" des Schwaben Eduard Mörike mit „Rothkehlchens Neujahrsbetrachtung" des Tyrolers Anton von Schullern! Dort das Leben des protestantischen Pfarrers, hier der Tageslauf eines altösterreichischen Beamten; in beiden Gedichten das Leben einer jener Familien, die sich scheinbar durch nichts von den übrigen unterscheiden und uns doch zwei Typen verschieden nach Stand und Gegend darstellen.

Es wäre höchst erwünscht, wenn das neue Unternehmen für biographische Forschung solche Typen aus den verschiedenen Zeiten, Ständen und Gegenden zusammenstellte und durch solche Biographien der „Namenlosen" dem Völkerpsychologen reiches Material zuführte.*)

II. Aus dem Leben armer Studenten.

Als Obmann eines Wiener Studentenunterstützungsvereines hatte ich einmal Gelegenheit, einen besonders armen Collegen zur Unterstützung zu empfehlen. Mir liegt sein Gesuch noch immer vor, weil ich mich nicht entschliessen konnte, dieses bereits zerrissene Aktenstück zu verbrennen; es zeichnet einen einfachen Lebenslauf, der sich leider nur zu oft wiederholt. Ich lasse das Wesentliche daraus folgen. Der Bittsteller schreibt:

„Ich beendigte im Jahre 187* meine Gymnasialstudien zu Czernowitz in der Bukowina, und nachdem ich ein Maturitätszeugniss mit der Note ‚reif' erhalten, ging ich, obwohl aller und jeglicher Mittel entblösst, jedoch gedrängt vom Streben nach Wissen in meiner jugendlichen Unbesonnenheit nach Wien, um hier das Studium der Philologie und Geschichte zu beginnen. Mit vierzig Kreuzern nach Wien gekommen, gab mir eine längere Periode von Noth und Entbehrung die Gewissheit, dass man von Begeisterung allein nicht leben könne, und dass unter solchen Umständen ein so weites Gebiet, wie das der Philologie, sich nicht gehörig und gewissenhaft bearbeiten lasse. Daher begann ich auf das Anrathen vieler Collegen und in der Hoffnung, dass mir so mehr Zeit bleibe und mehr Gelegenheit geboten sei, auf die eine oder die andere Weise meinen Unterhalt zu finden, das juridische Studium. Vom halben Collegiengelde für beide Semester befreit, gelang es mir durch eine Unterstützung, die ich vom Bukowiner Studentenverein erhielt, das Collegiengeld für das erste Semester zu bezahlen, im zweiten Semester konnte ich es jedoch nicht, infolge dessen wurde mir dieses Semester nicht angerechnet.

Im zweiten Jahre kehrte ich zum philologischen Studium zurück, weil ich einerseits erwog, dass ich vom Collegiengelde nicht wieder werde befreit werden, da ich nicht in der Lage war, Colloquienzeugnisse vorzulegen, bei der Philologie aber mich vorderhand mit zehn bis zwölf Stunden begnügen konnte, wofür das Collegiengeld ungefähr die Hälfte des von den Juristen zu entrichtenden Collegiengeldes betrug; andererseits auch bedachte, dass das philologische Studium nebstdem, dass es mein Lieblingsstudium sei, eine weit kürzere Zeit in Anspruch nehme, als das juridische, zumal ich das zweite Semester verloren hatte, das erste mir aber in das philologische Triennium eingerechnet werden musste. Ich ward demnach studiosus philosophiae. Aber das verhängnissvolle Collegiengeld schlug allen meinen Er-

*) Lorédan Larchey hat Ähnliches versucht: vgl. Anatole France, La vie littéraire (Paris, I, 1888): à propos du journal des Goncourt (S. 91 ff.) A. d. H.

wägungen ein Schnippchen; so gering es war: ich konnte es nicht erschwingen; wieder war ein Semester vorbei, ohne dass ich irgendwie vorwärts gekommen wäre.

Zwei Semester waren verloren! Ich gehörte durch zwei Semester hintereinander dem Verbande der Universität nicht an, musste daher erst durch neuerliche Immatrikulation das akademische Bürgerrecht erwerben, was mitten im Jahre nicht recht anging, was ich aber auch nicht anstrebte, weil ich wohl einsah, dass ich, der ich heute nicht wusste, wie ich morgen leben werde, das Collegiengeld als etwas Unerreichbares betrachten müsse.

So waren anderthalb Jahre verstrichen, ohne dass ich in die Lage kam, irgendwie geistig thätig zu sein, anderthalb Jahre, in denen ich mich mit einer gewissen Consequenz im Hungern übte, in denen ich gleichsam zur Ergänzung des Ganzen mehrmals erkrankte.

Unter solchen Auspizien begann das vierte Halbjahr. In diesem erging es mir, so unglaublich es auch scheinen mag, bedeutend besser: ich wurde endlich ernstlich krank, musste ins Spital transportirt werden und brachte daselbst zwei Monate zu, während welcher ich mich endlich doch auch ausruhen konnte von den furchtbaren Strapazen, die mir Noth und Elend auferlegt hatten: zwei Monate, in welchen ich fortwährend hoffen konnte, dass ich endlich ein Leben voll Noth, Elend und, was wohl am meisten drückte, Nichtsthun beendigen werde! Vollkommene Ruhe winkte mir, aber ich wurde nach zwei Monaten als — geheilt entlassen! Ganz schwach, ohne Kreuzer Geld, in defekter Kleidung, was wohl die Ursache war, dass ich schon früher keine Beschäftigung erhalten konnte, blieb mir scheinbar nichts übrig, als meine Todeshoffnungen durch eigenes Zuthun zu realisiren. Der Schein hat jedoch getrogen, ich fand rechtzeitig einen anderen und besseren Ausweg. Ich erinnerte mich, dass dem damaligen Decan, Herrn Professor Dr. S., viel Güte und Menschenfreundlichkeit nachgesagt werde, ich beschloss daher, den letzten Versuch zu machen und mich an ihn zu wenden. Und siehe da, ich täuschte mich nicht, das erste Mal, dass meine Hoffnungen mich nicht im Stiche liessen!

Dieser edle Menschenfreund befürwortete, nachdem ich mich bei dem gegenwärtigen Decan, Herrn Professor Dr. H., einer kleinen Prüfung aus dem Lateinischen und Griechischen unterzogen und dieser ausgesagt hatte, dass ich in beiden Sprachen so viele Kenntnisse habe, um das philologische Studium beginnen und mit Erfolg betreiben zu können, ein Gesuch an das Unterrichtsministerium um eine ausserordentliche Unterstützung sehr warm. Ich erhielt binnen zehn Tagen eine Unterstützung von fünfzig Gulden. Mit warmer Freundlichkeit benachrichtigte mich Herr Prof. S. hiervon, ermahnte mich, die Summe für das Collegiengeld, das ich im nächsten Semester zu bezahlen hatte, bei Seite zu legen, damit ich dann, wenn ich colloquirt haben würde, eine Staatssubvention erhalten könnte.

Und wie ein einziger Sonnenstrahl auch einen grösseren Raum zu erleuchten und zu erwärmen vermag, so machte dieser edle Zug eines edlen Mannes mein durch die frostige Aussenwelt fast erstarrtes Herz wärmer und freudiger dem Leben entgegenschlagen. Lebe und lerne und werde ein tüchtiger Mann und zeige denen, die dir Gutes gethan, dass sie ihre Güte nicht an einen Unwürdigen verschwendet haben. Das sagte ich mir damals und sage mir's noch, und so will ich es auch halten.

Von den mir angewiesenen fünfzig Gulden legte ich siebzehn bei Seite, schaffte mir etwas Kleidung und lebte mit dem Reste und mit einigen kleinen Verdiensten über die Ferien. Mit Anfang dieses Schuljahres inskribirte ich mich, erlegte sogleich das Collegiengeld, studirte fleissig und schien in ein halbwegs ruhigeres Fahrwasser gelangt zu sein. Aber das Schiffchen schlug noch einmal um, ich ward wieder ins allgemeine Krankenhaus gebracht, das ich erst nach einer sechswöchentlichen Krankheit verliess. Aber nicht mit schwarzen Gedanken geh' ich umher, wie im vorigen Jahre, denn ich habe die glänzende Seite des menschlichen Herzens kennen gelernt, und ich hoffe vertrauend auf weitere Unterstützung, die es mir möglich machen soll, drei oder nur dritthalb Monate zu leben, auf dass ich studiren, colloquiren und endlich eine ständige Subvention erhalten könnte."

Mündlich ergänzte der Student noch das Ganze durch seine Erzählungen, von denen

mir einiges im Gedächtniss geblieben ist. Er kam nach Wien mit vierzig Kreuzern, aber auch mit grosser Zuversicht, hatte er sich doch bisher in Czernowitz mit Stundengeben erhalten, führte er doch eine Reihe von Empfehlungsbriefen mit sich, die ihm einer seiner Czernowitzer Lehrer mitgegeben hatte. Zum ersten Mal war er nun in der grossen Stadt, die ihn verwirrte. Ungewandt und unerfahren, wie er war, glaubte er, seine Empfehlungsbriefe sofort abgeben und daraufhin augenblicklich Unterhalt finden zu können. Aber er traf die Adressaten nicht gleich an, nur Wenige versprachen dem etwas linkisch aussehenden jungen Menschen ihre Hilfe, eigentlich that keiner etwas Rechtes für ihn. Nun begann die Suche nach Lektionen. Auch hier ging es nicht leicht, er bekam nur ganz schlecht bezahlte, von deren Ertrag er sich nicht zu erhalten vermochte, trotzdem er fast nur trockenes Brot ass und auch das nicht immer in ausreichendem Masse. So viel ich weiss, hat er die Noth auch nicht aushalten können, sondern ist bald nach der günstigen Wendung seines Schicksals gestorben.

Das ist die Biographie eines Namenlosen.

ANZEIGEN.

Anton Ritter von Schmerling. Episoden aus seinem Leben. 1835, 1848—1849. Von Alfred Ritter von Arneth. Mit zwei Heliogravuren. Prag und Wien. F. Tempsky. 1895. XII u. 343 S.

Eine Biographie Schmerling's, verfasst von einem, der ihn kannte, der mit ihm lebte, vielleicht auch mit ihm handelte, wäre ein sehr erwünschtes Buch. Arneth trug sich einen Augenblick mit dem Gedanken, diese Biographie zu schreiben. Dann aber bedachte er sich, es sei noch zu früh dazu, sie würde nicht objektiv genug ausfallen, auch seien ihm zu wenig Materialien — was der Gelehrte Materialien nennt, Dokumente, Akten — zugänglich. Und so erzählt er denn nur zwei Episoden aus dem Leben Schmerling's, für die ihm, auch nach seiner strengen Ansicht, Quellen genug zur Verfügung standen. Er erzählt sie sehr einfach, sehr klar, sehr objektiv — so objektiv, dass er sich selber auch dort nicht einmengt, wo sein eigener Lebensweg sich mit dem seines Helden kreuzte. Strenge befolgt er das erste Gesetz des höheren Stils: alles Überflüssige wegzulassen und nur zu sagen, was zum Gegenstand gehört. Nirgends geräth der ruhige Fluss der Erzählung in leidenschaftliche Bewegung, wohl aber hält er öfters wie in sinnender Betrachtung inne, wenn sich aus Gegenwärtigem Zukünftiges vorzubereiten scheint und bedeutsame Züge des Werdenden die spätere Vollendung errathen lassen.

Die Theorie vom Milieu zu illustriren, ist Schmerling's Lebensgeschichte nicht geeignet. Aus der österreichischen Beamtenschaft des Vormärz ist er hervorgegangen, sein Vater reicht in die der josephinischen Periode hinauf; einen Anton Albrecht von Schmerling finden wir schon 1708 als Hofkammerrath und Sekretarius. Dieser Lebenskreis umschloss gewiss ehrenhafte, tüchtige, pflichtgetreue Männer genug, aber Selbstständigkeit im Handeln zu erzeugen, war er nicht geeignet. Und dann gehörte Schmerling einer ständischen Körperschaft des alten Oesterreich an, den niederösterreichischen Landständen. Wohl regten sich da in den zehn Jahren vor der Revolution Keime des Widerstands gegen die verrottete Ordnung des Staates, und guter Willen, Hand an eine Reform zu legen, war auch vorhanden. Aber eine Schule für werdende Staatsmänner wird man die niederösterreichischen Landstände doch nicht nennen wollen. Und von da, aus diesem engen Kreis, wo kaum frei zu reden, geschweige denn frei zu handeln gestattet war, tritt Schmerling auf einen fremden Schauplatz, unter fremde Menschen; hier genügt es nicht, tüchtige Beamtenarbeit zu thun oder über Reformplanen ruhig zu brüten; hier gilt es Verworrenes zu schlichten, Widerstrebende zu gewinnen, Drohende zurückzuweisen, vor dem Entschluss nicht zu scheuen, der den Streit der Geister in einen Streit der Waffen wandelt. Und

Schmerling behauptet sich, bewährt sich auf diesem Schauplatz, vor solchen Aufgaben. Und nicht durch Leidenschaft, nicht in Aufwallungen eines heissen Blutes, sondern kühl und besonnen, „vor Schärfe starrend“, verächtlich, gleichgültig, wo ungestüme Gegner ihm Zugeständnisse ertrotzen, ihn durch Schmähungen einschüchtern wollen. Da offenbart sich einmal wieder das Geheimniss der Persönlichkeit: er hat es nirgends gelernt, er konnte sich nirgends vorbereiten — über Nacht musste er es können oder ablassen vom Werk. Und so wie sein erstes Auftreten auf der Bühne der Welt war — sicher, frei, stolz — so auch sein Abgang. Ein herrischer Minister glaubt ihn, der gar wohl weiss, wie viel er geleistet, wie sehr er sich um das weitere und engere Vaterland verdient gemacht hat, als willenloses Beamtenwerkzeug wieder brauchen zu können, als die Stunde der Gefahr vorüber ist und die Gespenster der Revolution fernab ziehen. Aber Schmerling widerstrebt, er entsagt einer glänzenden Stelle, um in die Dunkelheit seiner früheren Jahre zurückzukehren; er opfert ein Amt, das dreissigtausend Gulden jährlich eintrug, um sich mit einem von dreitausend zu bescheiden. Hier musste sich die ruhige Darstellung des Biographen freilich einen Augenblick zu poetischem Schwunge erheben: „. . . es muthet wie der Anblick quellendurchrieselter Matten, wie das Athmen würziger Waldluft einen aus öder Sandwüste Kommenden an, wenn man aus der Reihe diplomatischer Alltagsmenschen Einen sich emporheben sieht, der nicht nur eigene Überzeugung hegt, sondern auch, um ihnen treu zu bleiben und seine Ehre zu wahren, den äusseren Vortheilen einer glanzvollen Stellung in raschem und selbstlosem Entschlusse entsagt. . . .“

Die Episode von 1835 — eigentlich 1835—1840 — enthält die „Idylle von Schmerling's kurzer Ehe“. Auch hier erkennen wir etwas Eigenartiges in ihm; noch in jungen Jahren, im Bräutigams- und Flitterwochenglück ein maassvolles Wesen, einen gereiften Geist. In der geliebten Frau bewundert er nicht nur „den zartesten Sinn, das höchste Gefühl für Kunst, tiefe Empfindung und treueste Liebe“, sondern auch „ruhige Haltung und verständiges Wesen“; in „noch grünender Liebe“ ist er ihr zugleich auch „der treueste Freund“. Der Tod schied sie von ihm, da er kaum fünfunddreissig Jahre zählte, aber er dachte niemals daran, ihr eine Nachfolgerin zu geben, dreiundfünfzig Jahre hat er noch einsam in ihrem Andenken gelebt.

Höchst erwünscht sind die zwei Heliogravuren, die das Buch Arneth's schmücken; die eine stellt Schmerling dar, wie er etwa in den vierziger Jahren war, die andere Pauline, seine Gemahlin. Wir brauchen es nicht zu sagen: gute Portraits unterstützen unendlich das Verständniss biographischer Werke. So manches, was der Biograph nicht ausspricht, nicht auszusprechen vermag oder nicht aussprechen will, erkennen wir da auf einen Blick. Dieses Bild von Schmerling, und wir sehen ihn auf der Tribüne der Paulskirche um so viel deutlicher als in Laubes ausführlicher Schilderung; dieses Bild von Pauline, und sie steht lebendiger vor uns, als die gute Karoline Pichler sie uns mit ihren beredtesten Worten zu zeigen vermochte. Eugen Guglia.

Münchener Künstler-Nekrologe. Der neueste Rechenschafts-Bericht des Münchener Kunstvereins bringt kurze biographische Erinnerungen an die im Jahre 1894 verstorbenen Künstler. Diese sind: Franz Amling (geb. 1853 zu Trier, gest. 28. August 1894 zu Schleissheim bei München), welcher das Soldatenleben im Krieg und Frieden und ausserdem auch allerlei Staatsaktionen und Szenen aus dem Sport- und Volkstreiben schilderte; dann der durch vielseitige und grossartige Schöpfungen berühmte Bruno Piglhein (geb. 19. Februar 1848 zu Hamburg, gest. 15. Juli 1894 zu München), dessen vielgefeiertes „Rundgemälde von Jerusalem“ am 27. April 1892 zu Wien verbrannte; der Kupferstecher Georg Goldberg (geb. 12. Mai 1830 zu Nürnberg, gest. 25. Juli 1894 zu München), welcher sowohl durch seine Karton- wie Farbenstiche (nach Vautier, Kurzbauer, Grützner u. s. w.) als feinfühliger Künstler sich bewährte; der heitere Eduard Unger (geb. 4. Februar 1853 zu Hofheim in Unterfranken, gest. 4. August 1894 zu Oberaudorf), der erst als Landschaftsmaler, dann aber insbesondere als Illustrator durch seine putzigen Amoretten, lustigen Zwerge und Heinzelmännchen, mit einer Unzahl von Kopfbogen und Zierleisten einen vor-

züglichen Namen errang. Dazu kommt der Landschaftsmaler Graf Stanislaus von Kalckreuth, (geb. 24. Dezember 1821 zu Kozmin in Posen), welcher, erst ein Schüler von Krause und Schirmer in Düsseldorf und Karlsruhe seine idealen Bilder malte, dann einem ehrenvollen Rufe nach Weimar folgend daselbst 1860 die Kunstschule gründete und als Direktor und Lehrer bis 1876 wirkte, endlich aber nach München übersiedelte und bis zu seinem am 25. November 1894 erfolgten Ableben als unermüdlicher Maler auf neuen Wegen sich möglichst zeitgemäss in der Technik förderte und weiter bildete. Nachträglich beigegeben ist eine biographische Skizze über den Historienmaler Christian Heinrich Burckhardt (geb. 16. April 1824 zu Eisfeld in Thüringen, gest. 14. September 1893 zu München), welcher seine eigenen, meistentheils biblischen Kompositionen in Glasgemälden zur Ausführung brachte, die nach der Schweiz, nach Frankreich, England, Amerika. sogar nach China gingen und ihrem Meister und Schöpfer durch ihre sorgfältige Ausführung und harmonisch-kräftige Farbenstimmung viele Ehrenauszeichnungen erwarben. H. Holland.

---

bm. Südfranzösisches Bauernleben schildert als Autobiograph ein Schützling von Alphonse Daudet in der heimischen Mundart: Batisto Bonnet: Un paysan du midi. Traduction et présentation par Alphonse Daudet. Paris, Dentu o. J. (Daudets Vorrede ist vom 1. Oktober 1894). Der erste vorliegende Band bringt Kinder-Eindrücke (Vie d'enfant). Zwei Folgebände Le valet de ferme und Le pacan de Paris werden angekündigt. Bonnet, der heute die Mitte der Vierzig überschritten hat, ist in der Gegend von Bellegarde, zwischen Nimes und Beaucaire geboren; bis zu seinem 20. Jahre schlug er sich als Hirt und Bauernknecht durch; dann musste er Soldat werden, der fünf Jahre in Algier diente. Den Abschied in der Tasche, kehrte er wieder in die Heimath zurück, als Säemann und Pflüger, den erst das Jahr Siebzig wieder unter die Waffen rief. Während der Belagerung von Paris verwundet, bleibt er nach dem Friedensschluss in der Hauptstadt, in der er sich schlecht und recht durchschlägt. „Geschmeidig, findig, zu allem — nur nicht zum Aufgeben seines provenzalischen Accentes — geschickt, vertreibt er Wein, Öl, Bücher". Er verliebt sich, heirathet und sucht seine sehr mangelhaften, daheim und in der Regimentsschule gesammelten Kenntnisse zu ergänzen. Sein Lehrer, ein kleiner Journalist aus der Landsmannschaft, giebt ihm Mistrals „Mireille" zu lesen. Diesem Wink und diesem Vorbild hat es Bonnet nach seinem eigenen Bekenntnis zu danken, dass er es wagte, in der Mundart seiner Kinder- und Jünglings-Jahre die Eindrücke seiner Frühzeit aufzuzeichnen. „Der erste Band, Vie d'enfant, den ich" — so schreibt Daudet — „mit Henri Ner übersetzt habe, vergegenwärtigt in einer Reihe von Bildern und Episoden das Leben eines Kleinbauern mit all seinen Plagen, Mühen und Freuden; schlicht und wahr, kindlich, nicht kindisch, ab und an von einer Milde und Grösse, die uns ergreift, wie ein Blatt des Evangeliums." „Im Gegensatz zu den trostlosen grossstädtischen Souvenirs d'enfance von Jules Vallès' Doppelgänger Jacques Vingtras, wirken Bonnet's bitterste Erlebnisse erquicklich: ein doppelter Regenbogen von Güte und Zärtlichkeit spannt sich von der ersten bis zur letzten Seite seines Buches, allen Jammer der Wirklichkeit verklärend." Und weiter: „ein Bauerntolpatsch, der Sohn von Bauernkerlen, der mit solcher Achtung und Rührung von seinem Vater und seiner Mutter spricht, führt uns weitab von den wilden Bestien in Zolas „Terre". Und dennoch sind die Bauern Bonnets ebenso wahr, wie die Bauern Zolas. Er hat sie nur unter andern Breitegraden (nicht nur der Geographie) gewählt: Bonnets Weltansicht ist von der Zolas grundverschieden. Er wuchs mit sieben Geschwistern in der Hütte eines Tagelöhners auf, der, wenn's gut ging, Abends 40 Sous heimbrachte und aus so trübseligen Verhältnissen ging dies Buch des Frohsinns und der Zuversicht hervor." Bonnets Sprache preist Daudet als saftige Prosa, geschöpft aus dem Urquell der Mundart, reich an urwüchsigen Ausdrücken, frei von Alterthümelei und Künstelei, une prose, que Mistral seul, peut-être encore Charles Rieu, l'humble terrassier du Paradou auraient été capable d'écrire, l'un plus lyriquement, l'autre avec moins de sève et d'abondance. Aus dem Ertrag dieser ländlichen Trilogie will Daudet seinem Musterbauern ein Gütchen in

der Provence kaufen, auf dem dieser tagsüber schanzen, abends schreiben soll. So lieblich das klingt, glaubhaft wird diese andere Idylle erst sein, wenn sie Jahr und Tag gewährt haben wird. Sachliches Urtheil über Reiz und Werth von Bonnets Autobiographie verschieben wir bis nach der Veröffentlichung der angekündigten Bände: dann wollen wir sie an dem „armen Mann im Tockenburg“, an Gotthelf's „Uli“ und Roseggers „Als ich jung noch war“ messen.

* * *

Raum-Noth zwingt uns, eingehenden Bericht über wichtigere Neuigkeiten der französischen Biographik auf eine spätere Nummer zu versparen. Einstweilen genüge der Hinweis auf das (1887 in der Revue internationale erschienene, nun von derselben feinen, doch leider mitunter zimperlichen Damenhand, D. Melegari, in Buchform herausgegebene) Journal intime de Benjamin Constant (Paris, Ollendorff, 1895). Nur Überschätzung preist es als le plus beau document humain du siècle; als bedeutenden Beitrag zur Charakteristik dieser merkwürdigen Persönlichkeit, als werthvolles Zeugniss für C.'s Verkehr mit Goethe, Schiller, Herder, dem Kreis der Staël, der Recamier, als unersetzliche Urkunde zur Vorgeschichte des Adolphe wird man den reichhaltigen, mit Familien- und Freundesbriefen, Bildnissen und Schriftproben ausgestatteten Band dankbar willkommen heissen. — Neue Aufschlüsse über Mérimée giebt Augustin Filon's anmuthig geschriebenes, anekdotenreiches Buch Mérimée et ses amis avec une bibliographie des oeuvres complètes de Mérimée par le vicomte de Spoelberch de Lovenjoul (Paris, Hachette, 1894). Gefördert durch Mittheilungen ungedruckter Briefwechsel Mérimée's (zumal mit der Gräfin Montijo 1839—1870 und seinem Jugendfreund Albert Stapfer 1825—70) war der Verfasser auch durch seine Vertrauensstellung am Hofe Napoleons III. in der Lage, manche Eigenheiten und Heimlichkeiten Mérimée's zu erfahren, deren Offenbarung dem (von Taine in einem Meister-Essay mit Recht als Charakter gerühmten) Mann zu neuer Ehre gereicht. Ein abschliessendes Werk über Mérimée hat Filon nicht gegeben, wohl auch nicht geben wollen: seine litterarischen Urtheile zumal sind mitunter gar zu weltmännisch. — Der Heimgang von Renan und Taine erinnert wieder einmal daran, dass die Stunde nach Sonnenuntergang am kühlsten ist oder scheint. Der Autor der Origines du christianisme beginnt merklich im Ansehen seiner Landsleute zu sinken. Vogüé's Losungswort: 'oeuvre de Mr. Renan souffrira peut-être une longue éclipse sucht der Professor der Philosophie an der Pariser Faculté des lettres, Gabriel Séailles, in einem Essai de biographie psychologique zu erhärten: Ernest Renan. (Ref. hat das bereits in zweiter Auflage bei Perrin & Cie. erschienene Buch in der Beil. zur Allg. Ztg. 1895, 9. Febr., No. 33 angezeigt.) Taine's „Derniers essais“ (Paris, Hachette, 1894) haben nicht so viel Glück gehabt, wie Séailles' Untersuchung, und doch zählt dieser dem Maler Bonnat gewidmete Nachlassband nicht nur zum Besten, was Taine je geschrieben: die letzten Essais bieten auch dem Biographen (den wir baldigst in Octave Gréard zu begrüssen hoffen) sehr bezeichnende Selbstbekenntnisse. Seiner Kindheits-Eindrücke gedenkt Taine in dem Erinnerungsblatt Les Ardennes, Einblick in seine Studentenzeit und in die Mitarbeit an der Vie parisienne gewährt der Versuch über Marcelin; seinen Beziehungen zum Journal des Débats dankt die französische Litteratur die einzigen Bildnisse von Sacy und Eduard Bertin. Das Bedeutendste, was seit Taine's Tod über ihn gesagt wurde — Albert Sorels' Rede auf seinen Vorgänger in der französischen Akademie — werden die Biographischen Blätter nächstens mit Genehmigung des Verfassers unverkürzt wiedergeben.

Eine Reihe bemerkenswerther deutscher Autobiographien sind im vorigen Jahre erschienen. Selbstbekenntnisse im eigentlichen, strengen Wortsinn, wie Gervinus' bisher noch nicht genugsam gewürdigtes Werk; Arneth's gehalt- und geschmackvolle Denkwürdigkeiten „Aus meinem Leben“; Hanslick's, Friedrich Pecht's und Pietsch' feuilletonistische Plaudereien; Roquette's reichhaltige Rückblicke „Siebzig Jahre“; Ebers' und Dahn's Mittheilungen; Moleschott's Confession „Für meine Freunde“ u. A. m., von denen

in den Biogr. Bl. noch die Rede sein soll. Genrehaft hübsch sind Heinrich Seidel's Kinder- und Lehrjahre geschildert in dem Bändchen „Von Perlin nach Berlin“, und allerhand neue stets willkommene Idyllen und Grotesken aus seiner unerschöpflichen Knabenzeit bescheert Rosegger in dem Sammelband „Als ich jung noch war“.

Biographische Bibliographie 1894.

Zusammengestellt von VICTOR HANTZSCH (Dresden).

I. Deutschland.

Januar bis Juni 1894.

Acta martyrum et sanctorum. Syriace ed. Bedjan. T. IV. XV, 668. Paris, Lpz., Harrassowitz.

Thiele, Rud., Ernst Moritz **Arndt**. Sein Leben und Arbeiten für Deutschlands Freiheit, Ehre, Einheit und Grösse. VII, 210. Gütersloh, Bertelsmann.

Steig, R., und Grimm, H., Achim **v. Arnim** und die ihm nahe standen. B. I. IX, 376. Stg., Cotta.

Irmer, G., Hans Georg **v. Arnim**. Lebensbild eines prot. Feldherrn u. Staatsmannes a. d. Zeit d. 30jähr. Krieges. XII, 397. Lpz., Hirzel.

Bornhak, F., Kaiserin **Auguste** Viktoria (Neue Volksbücher H. 4) 100. Berl., Ev. Vereinsbuchh.

Bruder, S., Aurelii **Augustini** confessiones. Ed. ster. Carol. Tauchnitii. Lpz., Bredt.

Pestalozzi-Wiser, R., Leben des Malers und Schriftstellers Auguste **Bachelin**. Neujahrsblatt d. Künstlergesellschaft in Zürich.

Die ehrwürdige Dienerin Gottes Magdalena Sophia **Barat**, Stifterin der Gesellschaft d. heiligsten Herzens Jesu. Ein Lebensabriss. 48. Regensb., Pustet.

Werckshagen, C., Michael **Baumgarten**, ein theol. Charakter f. unsere Zeit. 26. Berl., Wiegandt.

Martens, A., Nachruf auf J. **Bauschinger**. München, Ackermann.

Wolff, M. v., Leben und Werke d. Antonio **Beccadelli** genannt Panormita. VII, 98. Lpz., Seemann.

Hipler, F., Geheimrath Joseph **Bender**. Ein Lebensbild. 23. Braunsberg, Huye.

Kiepert, A., Zum 70. Geburtstage Rudolf **v. Bennigsens**. 144. Hann., Meyer.

Schreck, E., Rudolf **v. Bennigsen**. Ein lebensgeschichtl. Charakterbild. 50. Hann., Ost.

Bütler, P., Abt **Berchtold** v. Falkenstein. 1244—1272. 63. St. Gallen, Huber & Co.

Pallmann, d. histor. Götz **v. Berlichingen**. Quellenstudie. 44. Berl., Gärtner.

Lüning, O., Hector **Berlioz**. 24. Zürich, Fäsi & Beer.

Ringholz, O., der selige Markgraf **Bernhard** v. Baden. VI. 93. Freib., Herder.

Aus dem Leben Theodor **v. Bernhardis**. Lpz., Hirzel. Theil 1—3.

Allg. deutsche **Biographie**. B. 36, 481—796; 37, 1—480. Lpz., Duncker & Humblot.

Blum, H., Fürst **Bismarck u.** s. Zeit. 1. Halbband. München, Beck.

Lowe, Ch., Fürst **Bismarck**. Deutsch v. Alb. Witte. 315. Lpz., Wigand.

Kohut, A., Fürst **Bismarck** u. d. Frauen. 155. Berl., Stahn.

Fürst **Bismarck**, Leben und Wirken. 486. Lpz., Renger.

Furre, K., François **Bociow**. Neujahrsblatt d. Künstlergesellschaft in Zürich.

Traub, G., **Bonifatius**. Ein Lebensbild. VII, 223. Lpz., Buchh. d. Ev. Bundes.

Poschinger, H. v., Lothar **Buchers** Leben und Werke. B. 1—3. Berl., Heymann.

Huppenbauer, D., Karl **Buck**. Ein afrik. Missionsleben. 2. A. 48. Basel, Missionsbuchh.

Gabriele **v. Bülow**, Tochter Wilhelms v. Humboldt. Ein Lebensbild. 3. Aufl. XI, 572. Berl., Mittler & Sohn.

Zabel, E., Hans v. **Bülow**. Gedenkblätter a. seinen letzten Lebensjahren. 56. Hbg., Gräfe & Sillem.

Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern. 2. Aufl. 396. Berl., Verein f. deutsche Litteratur.

Thelemann, O., **Calvins** Leben. 3. Aufl. 104. Barmen, Traktatges.

Zahn, A., Studien über Johs. **Calvin**. VII, 119. Gütersloh, Bertelsmann.

Fröhlich, F., Lebensbilder berühmter Feldherren d. Alterthums. I. Die Römer. 2. Heft: Gajus Julius **Cäsar**. 109. Zürich, Schulthess.

Knörich, W., King **Charles** the First von David Hume. (English Authors Lfg. 64.) XVI, 173, 21. Bielef., Velhagen & Klasing.

Der h. Petrus **Claver**, Apostel der Negersklaven. (Kath. Flugschr. z. Wehr u. Lehr. H. 83.) 52. Berl., Germania.

Josaphet, D., D. h. Papst **Cölestin V.** IV, 71. Fulda, Actiendruckerei.

Thiergen, O., Lord **Clive** by Thomas Babington Macaulay. (English Authors Lfg. 52.) 138. Bielef., Velhagen & Klasing.

Conrad, G., Wahl-Fahrten. Erinnerungen a. m. Reichstags-Kandidatenzeit. 64. München, Albert & Co.

Branscheid, P., Lebensbild von Charles **Dickens.** Progr. 17. Meiningen.
Meier, Karl Wilhelm **v. Dieskau.** 62. Berl., Eisenschmidt.
Breymann, H., Friedrich **Diez,** s. Leben u. Wirken. 54. Lpz., Deichert Nachf.
Förster, W., Freundesbriefe von Friedrich **Diez.** Progr. 35. Bonn.
Pick, A., Professor Jakob **Dominikus,** der Freund des Coadjutors v. Dalberg. Sammlung gemeinverständlicher wiss. Vorträge. Heft 189, 44. Hambg., Verlagsanst.
Pasch, K., Edmund **Dorer.** Ein Lebens- u. Charakterbild. 47. Wien, Austria.
Herbert, L., Heinrich **Dorie,** ein koreanischer Märtyrer. A. d. Engl. v. R. Hubert. 109. Steyl, Missionsdruckerei.
Merkle, J., Segenswerthe Wirksamkeit durch 4 Generationen. 4 Lebensbilder i. Vorträgen: **Dorothea,** Herzogin v. Würtembg., Maria Feodorowna, Kaiserin v. Russland, Katharina Powlowna, Olga Nikolajewna, Königinnen v. Würtemberg. 96. Stg., Malcomes.
Hindrichs, E., Fr. Wilh. **Dörpfeld.** Sein Leben und Wirken u. s. Schriften. 128. Gütersloh, Bertelsmann.
Cathian, Freiherr Karl Friedr. **Drais** von Sauerbronn, grossh. Forstmeister u. Prof. d. Mechanik, und das zweiachsige Dreirad. 16. Karlsr., Bielefeld.
Iken, F., D. Wirksamkeit d. Pastor **Dulon** in Bremen. (1848—52.) IV, 48. Bremen, Heinsius Nachf.
Disselhoff, J., Albrecht **Dürer,** Luthers Freund u. Mitstreiter. 2. A. 28. Kaiserswerth, Diakonissenanstalt.
Weber, A., Albrecht **Dürer.** Sein Leben, Wirken und Glauben. IV, 115. Regensburg, Pustet.
Eckart, R., Gesch. d. Familie **Eckart.** XI, VIII, 326. Nörten.
C. de Elpidio Janetschek, O. S. A., Necrologia patrum et fratum Ordinis **Eremitarum** calceat S. Augustini in vicariatu Moraviae ab a. 1363—1888 defunctorum. 39. Brünn, Winiker.
Ohorn, A., Herzog **Ernst I.** von Sachsen-Koburg-Gotha. Ein Lebensbild. VI, 239. Lpz., Renger.
Das Alfred **Escher**-Denkmal. Bericht der Centralkommission nebst Beiträgen zu e. Biogr. v. Dr. A. E. III, 134. Zürich, Müller.
Vulpinus, Th., der lateinische Dichter Johs. **Fabricius** Montanus 1527—66. (Beitr. z. Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen.) Heft 18. 27. Strassbg., Heitz.
Schnyder, Aloys **Feldmann,** Kunstmaler. Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich.
Wirz, C., Ennio **Filonardi,** d. letzte Nuntius i. Zürich. V, 114. Zürich, Fäsi & Beer.
Hermann, W., D. Johann **Forster,** d. Hennebergische Reformator. (Neue Beitr. z. Geschichte d. deutschen Alterthums. H. 12.) VIII, 468, 112. Meiningen.
Seeberg, R., Franz Herm. Reinhold **v. Frank.** Ein Gedenkblatt. 24. Lpz., Dörffling & Franke.
Mayer, C., Benjamin **Franklins** Autobiography. IX, 152. (English Authors Lfg. 48.) Bielef., Velhagen & Klasing.
Edle **Frauen.** Acht Frauenbilder m. Vorwort v. R. Rocholl. Elberfeld, Bädeker.
Preger, K., Pankraz v. **Freyberg** auf Hohenaschau, e. bair. Edelmann a. d. Refzeit. (Schr. d. V. f. Refgeschichte.) Heft 40. 59. Halle, Niemeyer.
Dittrich, Prinz **Friedrich** August, Herzog zu Sachsen. 54. Rathenow, Babenzien.
Friedrich Eugen, Herzog v. Würtemberg. 48. Berl., Eisenschmidt.
Frensdorff, F., Briefe König **Friedrich** Wilhelms I. v. Preussen an Hermann Reinhold Pauli. 58. Göttingen, Dieterich.
A. **Fritzen,** Bischof v. Strassburg. Ein Lebensbild. 12. Regensb., Pustet.
Gamper, O., Otto **Frölicher.** Neujahrsblatt d. Künstlergesellschaft in Zürich.
D. sel. Leopr. **v. Gaiche** a. d. Franziskanerorden. IV, 118. Innsbr., Rauch.
v. Braunmühl, Galileo **Galilei.** (Samml. pop. Schr., hg. v. d. Gesellschaft Urania. 25. Berl., Paetel.
v. Wörz, G., Johann **Gänsbacher.** 57. Innsbruck, Wagner.
Schullerus, A., **Gellerts** Leben u. Werke. 44. Lpz., Bibliogr. Institut.
Schmidt, F., Joh. **Gerhardt** in Heldburg. 36. Meiningen, Eye.
P. **Geyser.** S. Persönlichkeit u. s. Schriften. 21. Bern.
Schreck, E., Lebensbilder aus Hannoverland. 2. Reihe: Karl **Gödeke,** Ludwig **Harms,** Joh. Hch. **Schüren,** Fr. **Kohlrausch,** Joh. Fr. Wilh. **Jerusalem,** Fürst Karl Aug. **v. Hardenberg.** Hann., Ost.
Grimm, H., **Goethe.** 5. A. XXVI, 542. Berl., Besser.
Prem, M., **Goethe.** 2. A. 474. Lpz., Fock.
v. Kügelgen, W., Rudolf **Grau,** e. akad. Zeuge d. luth. Kirche. 19. München. Beck.
Truxa, M., 4 Decennien Arzt, Menschenfreund, Schriftsteller u. Patriot. Gedenkblätter z. 40j. Doktorjubiläum d. Med.-Dr. Alois **Gruber.** 2. A. 59. Wien.
William Barstov **v. Günther.** Ein Lebensbild. 18. Posen, Jolowicz.
Kaiser, C., **Gustav Adolf.** Ein christl. Heldenleben. 89. Bielef., Velhagen & Klasing.
Rogge, B., **Gustav Adolf**-Büchlein. 96. Wittenbg., Herrosé.
v. Stenglin, F., **Gustav Adolf,** König v. Schweden. (Neue Volksbücher H. 13). 119. Berl., Ev. Vereinsbuchh.
Hase, K. v., Ideale u. Irrthümer. Jugenderinnerungen. 5. A. IX, 230. Lpz. Breitkopf.

Mendheim, M., **Hauffs** Leben u. Werke. Lpz., Bibliogr. Institut.

Gilhne, F., Studien über Joh. Peter **Hebel.** 54. Würzb., Stuber.

Schiemann, Th., Viktor **Hehn.** Ein Lebensbild. VIII, 348. Stg., Cotta.

Planck, M., Heinrich Rudolf **Hertz.** 23. Lpz., Barth.

Pache, O., Max **Hirsch.** Ein Bild s. Lebens u. Wirkens. 29. Bremerhaven, Tienken.

Ohorn, A., Andreas **Hofer.** (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Heft 182.) 15. Prag, Härpfer.

Hoffmann v. Fallersleben. Mein Leben. In verkürzter Form hg. u. bis zu d. Dichters Tode fortgeführt v. H. Gerstenberg. Bd. 2. VIII, 429. Berlin, Fontane & Co.

J. Lippert, 25 Jahre des Strebens f. Volksbildung. Josef **Holzamer.** (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, H. 185. 186.) 36. Prag, Härpfer.

Humboldt, W. v., Briefe an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, hg. v. R. Haym. XI, 140. Berl., Felber.

Mann, H., Ludw. S. **Jacoby,** d. 1. Prediger d. bisch. Methodistenkirche v. Deutschland u. d. Schweiz. XI, 274. Bremen, Traktathaus.

Schultheiss, F. G., Friedr. Ludw. **Jahn.** Sein Leben u. s. Bedeutung. Preisgekr. Arbeit. (Bettelheim, Geisteshelden [Führende Geister]. B. 7.) VII, 198. Berl., Ernst Hofmann & Co.

Gebhardt, B., Deutscher **Kaiser-Saal.** Gesch. d. deutschen Kaiser in Biographien. 2.—15. Lfg. Stg., Union.

Fromm, E., Immanuel **Kant** u. die preuss. Censur. Nebst kleineren Beitr. z. Lebensgeschichte Kants. Hamb., Voss.

Carlson, König **Karls XII.** eigenhändige Briefe. Aut. deutsche Übers. v. F. Mewius. XLVIII, 455. Berl., Reimer.

Graul, R., Fritz August **v. Kaulbach.** 20. Wien.

Baechtold, J., Gottfried **Kellers** Leben. Seine Briefe u. Tagebücher. B. 2. VII, 544. Berl., Besser.

Schäffer, G., Adolf **Kolding,** der Gesellenvater. 3. A. VIII, 336. Paderb., Schöningh.

Kreyenberg, G., Karl Theodor **Körner.** Ein Lebens- u. Charakterbild. 2. A. V, 71. Dresden, Ehlermann.

Michels, F., Theodor **Körner.** 15. Kbg., Hartung.

Zimmer, H., Theodor **Körners** Leben und Werke. (Meyers Volksbücher Nr. 1039).

Somogyi, E., Ludwig **Kossuth.** Sein Leben u. Wirken. IV, 214. Lpz., Wigand.

Degenkolb, H., Johs. Emil **Kuntze.** 11. Lpz., Rossberg.

Seraphim, A., Kur-Liv-Estländer auf d. Univers. Königsberg. Riga.

Mayr, M., Wolfgang **Lazius** als Geschichtsschreiber Oesterreichs. IV, 91. Innsbr., Wagner.

Brandes, G., Ferd. **Lassalle.** Ein litterar. Charakterbild. 3. A. VII, 190. Lpz., Barsdorf.

v. Destouches, E., Orlando di **Lasso.** Ein Lebensbild z. 3. Centenarium s. Todestages. 77. München, Lentner.

Haug, E., Aus dem **Lavaterschen** Kreise. Progr. IV, 69. Schaffh.

Wilkens, A., Jenny **Lind.** Ein Cäcilienbild a. d. evang. Kirche. 66. Gütersloh, Bertelsmann.

David **Livingstone,** d. grosse Missionar u. Erforscher Afrikas. (Kleine Hermannsburger Missionsschriften Nr. 2.) 36. Hermannsb., Missionsbuchh.

C. Genelli, Leben d. h. Ignatius **v. Loyola,** Stifters d. Gesellschaft Jesu. In neuer Bearbeitung hg. v. V. Kolb. XVI, 404. Wien, Mayer.

Guglia, E., Kaiserin Maria **Ludovica** von Oesterreich. (Oesterr. Bibliothek B. 3.) XI, 196. Wien, Gräser.

Dilgskron, C., Leben d. sel. Gerard **Majella,** Profoss u. Laienbruders d. Congregation d. allerh. Erlösers. 3. A. VIII, 504. Dülmen, Laumann.

Prölss, R., Königin **Maria Antoinette.** Bilder a. ihrem Leben. III, 244. Lpz., Reissner.

Fürst, R., August Gottlieb **Meissner.** Eine Darst. s. Lebens u. s. Schr. m. Quellenuntersuchungen. XV, 356. Stg., Göschen.

Schäfer, R., Philipp **Melanchthons** Leben, a. d. Quellen dargestellt. VIII, 288. Gütersloh, Bertelsmann.

Kerner, J., Franz Anton **Mesmer** aus Schwaben, Entdecker d. thierischen Magnetismus. Frf.

Grimm, H., Leben **Michelangelos.** VIII, 470. IV, 474. Berl., Besser.

Mitscherlich, Eilhard, Erinnerungen. V, 26. Berl., Mittler.

Jähns, M., Feldmarschall **Moltke.** I. Theil: Lehr- und Wanderjahre. (Geisteshelden [Führende Geister]. Bd. 10. 11.) XVI, 251. Berl., Ernst Hofmann & Co.

Thomas **Morus,** Lordkanzler v. England. Ein kl. Lebensbild d. grossen Mannes, gezeichnet v. e. Priester d. Erzdiöcese Köln. Steyl.

v. Mülinen, W., Ritter Kaspar **v. Mülinen.** Neujahrsblatt d. hist. Vereins v. Bern.

Müllensiefen, P., Julius **Müllensiefen,** weil. Prediger an St. Marien in Berlin. 31. Halle, Strien.

Niggli, A., Karl **Munzinger.** Biographien schweizerischer Tonkünstler. 25. Zürich, Hug.

Ebeling, A., **Napoleon III.** u. sein Hof. Bd. 3. 2. A. 384. Köln, Ahn.

v. Hérisson, M., d. Kaiserl. Prinz. **(Napoleon IV.)** XVI, 518. Augsb., Reichel.

Zielinski. Th., August **Nauck**. Ein Bild s. Lebens u. s. Werke. 65. Berl., Calvary.

Andreas-Salomé, L., Friedrich **Nietzsche** in s. Werken. V, 263. Wien, Konegen.

Franz **Nissel**. Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter u. Briefe. V, 310. Stg., Cotta.

Nonnenmacher, E., die h. **Ottilia**, Schutzpatronin d. Elsasses. VII, 76. Strassb., Le Roux.

Kahlbaum, A., Theophrastus **Paracelsus**. 70. Basel, Schwabe.

Altherr, A., Theodor **Parker** i. s. Leben u. Wirken. IX, 404. St. Gallen, Wirth & Co.

Krebs, A., Kurze Lebensgesch. d. Dieners Gottes P. Joseph **Passerat**, VIII, 124. Dülmen, Laumann.

Pellico, S., Meine Kerkerhaft. Lpz., Bibliogr. Institut. (Meyers Volksbücher Nr. 1034--6.)

Pfau, F., Erinnerungen e. Buchhändlers. 79. Lpz., Pfau.

Keller, J., Michael Traugott **Pfeiffer**, der Musiker, Dichter u. Erzieher. IV, 139. Frauenfeld, Huber.

Albrecht, K., Joh. Georg **Pfranger**. Sein Leben u. s. Werke. Progr. 28. Wismar.

Pirogow, J., Lebensfragen. Tagebuch e. alten Arztes. (Bibliothek russ. Denkwürdigkeiten B. 3.) IX, 500. Stg., Cotta.

J. v. M., Zur Erinnerung an den Landrath Josias v. **Plüskow** auf Kowalz. 15. Ludwigslust. Hinstorff.

Plutarchs Biographien. Deutsch v. E. Eyth. 19. u. 20. Lfg. 3. A. Berl., Langenscheidt.

Handmann, R., Pakianada **Pülleis** Selbstbiographie (Palmzweige a. d. ostind. Missionsfelde Nr. 8.) 3. A. 21. Lpz., Naumann.

Ledderhose, F., Lebensbild Dr. Johann Jakob **Rambachs**. Basel, Jäger & Kober.

Pawlicki, S., Leben u. Schr. Ernest **Renans**. 53. Wien, St. Norbertus.

Albrecht, Adam **Ries** u. d. Entwickelung unserer Rechenkunst. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge H. 184.) 18. Prag, Härpfer.

Panzer, F., Meister **Rumzlants** Leben u. Dichten. Diss. 76. Lpz., Fock.

Disselhoff, J., Ernst **Rietschel**, der Schöpfer d. Lutherdenkmals. 2. A. 72 S. Kaiserswerth.

Gedenkschrift an d. 50. Geburtstag Peter **Roseggers**. 111. Graz. Leykam.

Wahner, J., Dichtung u. Leben d. Minnesängers Rudolf v. **Rotenburg**. Diss. 114. Greifsw.

Vogt, Th., J. J. **Rousseaus** Biographie (Bibliothek pädag. Klassiker B. 6) CXXIV. Langensalza. Beyer.

Leben u. Tugenden d. ehrwürdigen Mutter Maria Mechtilde v. **Roziers**. A. d. Franz. IV, 119. Dülmen, Laumann.

Suppe, C., Friedlieb Ferd. **Runge**, Prof. d. Gewerbekunde. 15. Oranienb., Freyhoff.

(Prieger, E.) Fr. Wilh. **Rust**, ein Vorgänger Beethovens. Köln. Tonger.

Jonas, **Schillers** Briefe. Stg., Deutsche Verlagsanst.

Müller, E., **Schillers** Mutter. E. Lebensbild. VIII. 208. Lpz., Seemann.

Johann Heinrich **Schmelen** aus Cassebruch. E. Erstling unter den hannov. Missionaren in Südafrika. (Kleine Hermannsburger Missionsschr. H. 6)36. Hermannsb., Missionsbuchh.

Dübi, H., 2 vergessene Berner Gelehrte a. d. 18. Jh. (Samuel **Schmidt** u. Friedr. Sam. Schmidt.) Neujahrsblatt d. litt. Gesellschaft in Bern.

Settegast, H., Rosalie **Schönfliess**. Charakterbild e. deutschen Frau. 34. Lpz., Hesse.

Baur, W., Lebensbild d. weil. 1. Generalsuperintendenten d. Prov. Sachsen Dr. th. Leop. **Schultze**. 55. Magdeb., Baensch.

Zum Gedächtnis an S. Leopold **Schultze**. 26. Magdeb., Heinrichshofen.

Graul, R., Hans **Schwalger**. 13. Wien.

v. Geyso, A., Feldhauptmann Siegfried **Schweppermann**. E. biogr. Studie. 16. Berl., Mittler.

Pater August **Schynse** u. s. Missionsreisen in Afrika. VIII, 336. Strassb. Le Roux.

Seeland, L., Erinnerungen a. d. poln. Revolution v. 1830—1. (Bibliothek russ. Denkwürdigkeiten Bd. 2.) VII, 138. Stg. Cotta.

Seidensticker, O., Prof. an d. Univ. v. Pennsylvanien. Ein Lebensbild. 72. Philad., Schäfer & Koradi.

Piltz, E., zur Erinnerung an Ferd. **Senft** in Eisenach. 14. Jena, Mauke.

Brandl, A., **Shakspere**. (Geisteshelden. [Führende Geister.] B. 8.) VIII, 232. Berl., Ernst Hofmann & Co..

v. Bergmann, E., Worte d. Erinnerung an A. W. v. **Hofmann** und Werner **v. Siemens**, 14. Lpz. Vogel.

v. **Siemens**, W. Lebenserinnerungen. 3. A. 317.Berl., Springer.

Markscheffel, K., Leuthold **Siegismund**. Sein Leben und Schaffen als Arzt, Pädagog, Dichter u. Volksschriftsteller. Progr. 54. Jena. Mauke.

Bolin, W., **Spinoza**. Ein Kultur- u. Lebensbild. (Geisteshelden. [Führende Geister.] B. 9.) VIII, 176. Berl., Ernst Hofmann. & Co.

Kalbeck, M., Charakteristik v. Daniel **Spitzers** Leben u. Werken. (Spitzer, Letzte Wiener Spaziergänge.) XLV, 310. Wien. Litt. Gesellsch.

Wilhelmi, H., Maurice Reinhold v. **Stern**, e. socialdemokr. Dichter. 26. Gütersloh, Bertelsmann.

Stolz, Alban, Kalenderschreiber f. Zeit u. Ewigkeit. 2. A. 60. Steyl, Missionsdruckerei.

Kleinecke. R., Johann **Strauss** (Universalbibl. f. Musiklitt. Heft 8.) VI, 46. Berl., Schulz.

v. **Strombeck**, R., 50 Jahre aus m. Leben. 188. Lpz., Grunow.

Herfurth, F., G. D. **Teutsch**. 53. Hermannstadt, Krafft.

(**Thiköffer**, J.) Jugenderinnerungen e. deutschen Theologen. V., 278. Bremen, Heinsius Nachf.

Nostitz-Rieneck, R., Episode a. d. Leben des Grafen Leo **Thun**. Graz, Styria.

Erinnerungen a. d. Knaben- u. Jünglingsjahren e. alten **Thüringers**. 106. Lpz., Grunow.

Klee, G., **Tiecks** Leben u. Werke. (Meyers Volksbücher. Nr. 1028--9.)

v. **Tkalac**, G., Jugenderinnerungen aus Kroatien. XV, 390. Lpz., Wigand.

Plechanow, G., N. G. **Tschernischewsky**. E. litt.-hist. Studie. III, 388. Stg., Dietz.

Baudissin, A., Peter **Tütt**. Erlebnisse e. Schlesw.-holst. Offiziers in Nordamerika 1851--61. Altona, Reher. VI, 273.

Fränkel, L., Ludwig **Uhlands** Leben u. Werke (Meyers Volksbücher Nr. 1038).

Haccius, G., Lebensbeschr. d. **Urbanus Rhegius**. (Rhegius, Seelenarzenei.) 82. Hermannsburg.

Pestalozzi-Wiser, R., Louis August **Veillon**. Neujahrsblatt d. Künstlergesellschaft in Zürich.

Henschel, A., Petrus Paulus **Vergerius** (Schr. f. d. deutsche Volk Nr. 20). 34. Halle, Niemeyer.

Disselhoff, J., Lebensgesch. d. Oberpräsidenten Ludwig v. **Vincke**. 3. A. 62. Kaiserswerth.

Becher, W., Rudolf **Virchow**. E. biogr. Studie. 2. A. IV, 110. Berl., Karger.

Ellis, A., 1849. Ein gesch. Rückblick z. Rechtfertigung Richard **Wagners**. Deutsche Ausgabe v. Hans v. Wolzogen. 64. Lpz., Reinboth.

Engl, E., Alois **Walter**. Ein Gedenkblatt. 11. Salzburg, Kerber.

Hoeber, K., Fr. Wilh. **Weber**. S. Leben u. s. Dichtungen. 108. Paderb., Schöningh.

Keiter, H., Fr. W. **Weber**, d. Dichter v. „Dreizehnlinden". 4. Aufl. 64. Paderborn Schöningh.

(Wedde, J.) Wie kam Johs. **Wedde** zur Sozialdemokratie? 31. Hbg., Grüning.

Boeheim, W., Philippine **Welser**. E. Schilderung ihres Lebens u. ihres Charakters. VIII., 67. Berl., Lipperheide.

Fäh, F., Joh. Rudolf **Wettstein**. Neujahrsblatt, hg. v. d. Gesellsch. z. Beförd. d. Guten u. Gemeinnützigen. 53. Basel, Reich.

Kaindl, F., Franz Adolf **Wickenhauser**. (Der Buchenwald Nr. 7.) Czernowitz, Pardini.

Paulus, N., Johann **Wild**, e. Mainzer Domprediger d. 16. Jh. IV, 79. Köln, Bachem.

Hengst, H., Unser Kaiser **Wilhelm** 25 Jahre Soldat. 79. Berl., Mittler.

Meister, Fr., Kaiser **Wilhelm II**. VIII, 398. Berl., Ernst Hofmann & Co.

v. Stenglin, F., Kaiser **Wilhelm II**. 25 Jahre Soldat. Kleine Soldatenbibliothek H. 4. 94. Berl., Ev. Vereinsbuchh.

v. Wilmowski, G., Feldbriefe 1870--71 v. Karl v. **Wilmowski**. 106. Breslau, Trewendt.

Pruxa, M., Hedwig **Wolf**. E. litt. Frauengestalt Oesterreichs. 81. Wien.

Graf, N., Prof. Dr. Rudolf **Wolf** 1876--93. 41. Bern, Wyss.

Schweizer, P., u. Escher, H., Georg v. **Wyss**. 2 Nekrologe. IV, 70. Zürich, Fäsi & Beer.

v. Natzmer, E., die Jugend **Zinzendorfs** im Lichte ganz neuer Quellen. XII, 264. Eisenach, Wilckens.

Aus dem Stammbuch eines Biographen.

I.

Dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach aussen abgespiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, dass nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, wiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreisst, bestimmt und bildet, dergestalt, dass man wohl sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach aussen betrifft, ein ganz Anderer geworden sein.

Goethe: Dichtung und Wahrheit, Vorwort.

Litteratur ist das Fragment der Fragmente; das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das Wenigste übrig geblieben. Und doch bei aller Unvollständigkeit des Litterarwesens finden wir tausendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht, wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sei. Goethe: Sprüche in Prosa.

Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewusst sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben. Benvenuto Cellini.

Ich muss sogar, in Hinsicht auf die Erkenntniss des Wesens der Menschheit, den Biographien, vornehmlich den Autobiographien, einen grösseren Werth zugestehen, als der eigentlichen Geschichte, wenigstens wie sie gewöhnlich behandelt wird. Theils nämlich sind bei jenen die Daten richtiger und vollständiger zusammenzubringen, als bei dieser, teils agiren in der eigentlichen Geschichte nicht sowohl Menschen, als Völker und Heere, und die Einzelnen, welche noch auftreten, erscheinen in so grosser Entfernung mit so vieler Umgebung und so grossem Gefolge, dazu verhüllt in steife Staatskleider oder schwere unbiegsame Harnische, dass es wahrlich schwer hält, durch alles dieses hindurch die menschliche Bewegung zu erkennen. Hingegen zeigt das treu geschilderte Leben des Einzelnen, in einer engen Sphäre die Handlungsweise der Menschen in allen ihren Nuancen und Gestalten, die Trefflichkeit, Tugend, ja die Heiligkeit Einzelner, die Verkehrtheit, Erbärmlichkeit, Tücke der Meisten, die Ruchlosigkeit Mancher. Dabei ist es ja, in der hier allein betrachteten Rücksicht, nämlich in Betreff der inneren Bedeutung des Erscheinenden, ganz gleichgültig, ob die Gegenstände, um die sich die Handlung dreht, relativ betrachtet, Kleinigkeiten oder Wichtigkeiten, Bauernhöfe oder Königreiche sind; wie ein Kreis von einem Zoll Durchmesser und einer von 40 Millionen Meilen Durchmesser die selben geometrischen Eigenschaften vollständig haben, so sind die Vorgänge und die Geschichte eines Dorfes und die eines Reiches im Wesentlichen dieselben; und man kann am Einen, wie am Andern, die Menschen studieren und kennen lernen. Auch hat man Unrecht zu meinen, die Autobiographien seien voll Trug und Verstellung. Vielmehr ist das Lügen (obwohl überall möglich) dort viel-

leicht schwerer als irgendwo. Verstellung ist am leichtesten in der blossen Unterredung; ja, sie ist, so paradox es klingt, schon in einem Briefe im Grunde schwerer, weil da der Mensch, sich selber überlassen, in sich sieht und nicht nach aussen, das Fremde und Ferne sich schwer nahe bringt und den Maassstab des Eindrucks auf den Andern nicht vor Augen hat; dieser Andere dagegen, gelassen, in einer dem Schreiber fremden Stimmung, den Brief übersieht, zu wiederholten Malen und verschiedenen Zeiten liest und so die verborgene Absicht leicht herausfindet. Einen Autor lernt man auch als Menschen am leichtesten aus seinem Buche kennen, weil alle jene Bedingungen hier noch stärker und anhaltender wirken; und in einer Selbstbiographie sich zu verstellen, ist so schwer, dass es vielleicht keine einzige giebt, die nicht im Ganzen wahrer wäre, als jede andere geschriebene Geschichte. Der Mensch, der sein Leben aufzeichnet, überblickt es im Ganzen und Grossen, das Einzelne wird klein, das Nahe entfernt sich, das Ferne kommt wieder nah, die Rücksichten schrumpfen ein; er setzt sich selbst zur Beichte und hat sich freiwillig hingesetzt. Der Geist der Lüge fasst ihn hier nicht so leicht, denn es liegt in jedem Menschen auch eine Neigung zur Wahrheit, die bei jeder Lüge erst überwältigt werden muss und die eben hier eine ungemein starke Stellung angenommen hat. Das Verhältniss zwischen Biographie und Völkergeschichte lässt sich durch folgendes Gleichniss anschaulich machen. Die Geschichte zeigt uns die Menschheit, wie eine Aussicht von einem hohen Berge die Natur zeigt; wir sehen Vieles auf ein Mal, weite Strecken, grosse Massen, aber deutlich wird nichts, noch seinem ganzen eigentlichen Wesen nach erkennbar. Dagegen zeigt uns das dargestellte Leben des Einzelnen den Menschen so, wie wir die Natur erkennen, wenn wir zwischen ihren Bäumen, Pflanzen, Felsen und Gewässern umhergehen.

Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. § 51.

Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiss ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Schiller.

Biographische Kunst.

Kennest du auch dich selbst und dein eigenes innerstes Schicksal?
Prüfe dich, eh du der Welt deutest ein Menschengeschick.
Auch eines sterblichen Mannes tiefinnerstes ewiges Wesen
Auszusprechen — es bleibt sterblichen Lippen versagt.
Sinnend in Schauen vertieft, entdeckst du mit zweifelnder Ahnung,
Dass er so liebt', wie er litt, dass er so litt, wie er schuf,
Dass er so schuf, wie er starb — an Werk und That und Erlebniss
Ahnest beglückt du das Ich, welches dies Leben beseelt.
Jeglicher, kannst du malen dein Schau'n mit innigen Worten,
Fühlt es, so war dieser Mensch, dieser nur einzig allein —
Und doch muss, so dein Werk dir gelang, ein jeglicher Hörer
Meinen, du habest ihm nur seine Geschichte erzählt.

Alfred Freiherr von Berger: Gesammelte Gedichte.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 58, Zeile 7 von oben, lies: 26. März 1798 (statt 1795).

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.

THE ASTOR LIBRARY
NY

Otto v. Bismarck als Abiturient.

Von v. Kessel.

(Nach einer Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)

Nach den Bismarcktagen.

Eine biographische Betrachtung.

Von
ERICH MARCKS.

Die Biographischen Blätter haben den 80. Geburtstag des Fürsten Bismarck nicht schweigend an sich vorübergehen lassen wollen. Und gewiss haben sie ihr besonderes Recht, dieses Mannes auf ihre Weise zu gedenken und ihn für sich in Anspruch zu nehmen: sie dürfen es wohl empfinden und ausdrücken, wie er nicht nur der vornehmste Gegenstand biographischer Betrachtung ist, den unsere heutige Welt kennt, sondern zudem die lebendige Rechtfertigung biographischen Denkens und Auffassens überhaupt. Das letzte Jahrzehnt hat jawohl einen neuen Ansturm jener Auflehnung der fessellosen Persönlichkeit erlebt, wie sie sich einst im Sturm und Drange, in den Anfängen der Romantik, im jungen Deutschland gegen den Druck der Regel, der Gesellschaft, der Masse erhoben hat. Aber die Führung fordert, im innerlich schroffen Gegensatze zu diesem Extrem, doch allzu sichtbar der soziale und sozialistische Geist für sich, der die Persönlichkeit gering schätzt: eine aufstrebende Richtung auch unter den Historikern — weniger die Meister sicherlich als die Lehrlinge — erklärt ihr den Krieg. In diese Kämpfe haben die Bismarcktage ihr Wort hineingesprochen. Das Wehen des Genius hat uns Alle wieder einmal berührt: in seiner einzigen Fülle und Grösse stand wieder einmal der Mann uns dicht gegenüber, dessen starke Wirkung einem Menschenalter selbstverständlich geworden war und der nun nur noch aus der Ferne den Weitergang der Zeiten begleitet. Den Tausenden, deren brausende Liebe ihn überall gefeiert hat, die er in Weihe und Glut über ihr Alltagswesen hoch emportrug, ist er das Symbol einer unvergleichlichen Geschichte und das Symbol ihres Vaterlandes, ihres Staates und ihrer Nation; bewusst oder unbewusst ist er ihnen doch zugleich das Sinnbild eines heroisch grossen Menschenthums. Ich denke mir, dass Fürst Bismarck selbst der eigentlichen Heroenverehrung sehr kühl gegenübersteht: er müsste weder der Christ sein, der er ist, noch der politische Genius, der die Welt der Wirklichkeit zu durchschauen und anzupacken gewohnt ist und der alle Kleinheit und Kleinlichkeit menschlicher Kämpfe in harten Jahrzehnten immer wieder an sich und um sich erfahren hat, wenn er die Dämonisirung sterblicher Menschen, die Konstruktion des schöpferischen Genius nicht ein wenig belächeln sollte als Konstruktion, als mystische Träumerei. Sollte dem so sein — den Historiker würde es dennoch nicht beirren. Der Genius braucht von der Wunderart seines Wesens selber nichts zu wissen: eine Wirklichkeit ist sie darum doch. Sie soll hier keines-

wegs erörtert werden, etwa gar im Systeme — das wäre die Sache des Verfassers nicht. Nur dieses und jenes sei es ihm erlaubt in dieser biographischen Zeitschrift andeutend zu berühren, was der 1. April 1895 den Zeitgenossen Bismarcks vor die Seele rufen konnte und sicherlich Vielen vor die Seele gerufen hat.

Und da bleibt es doch der beherrschende Eindruck: wenn noch der Wiederschein seines Abendrothes, wie er uns heute bestrahlt, unser Wesen zu steigern scheint, wie gewaltig hat erst in den Stunden ihrer Vollkraft die Sonne dieses Einzelnen sein Volk durchglüht! An den grossen historischen Inhalt dieses Lebens ist hier gar nicht zu erinnern: nur an die eine Wahrheit, die Alle kennen, wie es eben doch Sein Zeitalter war, was hinter uns liegt, wie doch eben nach langer und wirrer Vorbereitung und aus der halben Verzweiflung heraus nur er diese Zeit heraufriss und zu sich emporhob, lösend und erlösend und dann rastlos thätig in allumfassender Arbeit, in Kämpfen, deren natürlicher Gegenschlag Zorn und Widerstand sein musste und deren würdigende Kritik hier keine Stätte findet, die aber fast alle schöpferisch gewesen sind und alle gipfelten in ihm. Über all den verworrenen Kräften hat, seit sie überhaupt an das volle Licht trat, diese eine, höchste, persönliche aufrecht gestanden: in ihr fand alle Bewegung der Epoche zuletzt ihren stärksten Ausdruck, mit ihr musste sich Alles auseinandersetzen, sie schliesst die Einheitsbestrebungen der Vergangenheit ab und beschreitet als Führerin die Bahnen neuer, innerlicher Aufgaben der Zukunft. Zeiten, die derart ein gewaltiger Einzelner überragt, pflegen der Nachwelt in einheitlicher und dämonischer Beleuchtung dazuliegen; kein Zweifel, dass dereinst auch die Epoche Bismarcks sich ihnen einreihen wird. Wir sind ihr noch zu nahe, als dass sich ihr Lebensinhalt bereits so in einfache Formen zu gliedern und der gemeinsame Zug klar auszuprägen vermöchte, und ahnen nur erst, wie auch in vielen Erscheinungen der Kunst und des Gedankens die Eigenart und die Einwirkung der beherrschenden Persönlichkeit sich wiederholt, wie dieser harte Lehrer des Staatsbewusstseins und der Staatsmacht mitten in seinem Ringen für die soziale Idee zugleich auch, durch sein Dasein selber, das subjektive Leben befruchtet haben muss.

Man hat längst der Verwandtschaft Bismarcks mit den zentralen Menschen früherer Zeiten nachgespürt. Das ist, wenn es richtig geübt wird, nichts weniger als eine Spielerei. Die wechselseitige Aufhellung von Vergangenheit und Gegenwart, wo jedesmal das Verständniss der einen durch die Kenntniss der anderen gewinnt, gilt ja durchaus auch für die grosse Persönlichkeit. Wie viel unmittelbarer schauen wir, die wir das Walten des Einen, die unwiderlegliche Thatsache eines grossen Daseins mit all ihren erleuchtenden Lehren vor Augen gehabt haben, das Bild der Älteren, ihrer Wirksamkeit wie ihres Wesens! Selbst wo wir im Groben nichts Neues für ihre Auffassung gelernt hätten, hat sich unser Verhältniss zu ihnen ver-

tieft und belebt. Die Geschichte der Geschichtschreibung und der Geschichtsbetrachtung wird einst davon zu reden haben. So ist es ausgesprochen worden, wie Friedrichs des Grossen innere Staatspolitik, sein Merkantilismus, erst wieder ganz lebendig begriffen worden ist, seit Bismarck in den siebziger Jahren seine neue Wirthschaftspolitik eröffnete. So hat es sich aufgedrängt, wie vielfältig die Linien der späteren Jahrzehnte Friedrichs denen der Zeit nach 1871 parallel laufen, und man wird der feineren Eigenthümlichkeit der beiden Gewaltigen nicht leicht besser nahekommen, als wenn man den erstaunlichen Ähnlichkeiten des greisen Königs und des greisen Kanzlers und zugleich den tiefen Abweichungen ihres inneren Lebens nachgräbt. Es ist überaus interessant, sich die Unterschiede der Bildung und Stellung, der Bewegungsmöglichkeit, und auch der Empfindungsweise zu vergegenwärtigen, die zwischen dem gekrönten absoluten Könige und dem einfachen märkischen Edelmanne mit seiner durch die Verhältnisse gebundenen Herrschernatur schon durch die Geburt bedingt waren; politisch und psychologisch wird es ja eines der anziehendsten Probleme sein, das dadurch charakteristisch beleuchtet würde, das Problem des innerlichen Verhältnisses dieses (oder auch jedes) majestätischen Dieners zu seinem Fürstenhause. Und wie überraschend vollends klingen die ersten grossen Aktionen, mit denen sich die drei staatsmännischen Bildner der preussischen Grossmacht in die europäische Welt eingeführt und in ihr durchgesetzt haben, an einander an, die Politik des grossen Kurfürsten im nordischen Kriege, Friedrichs II. in den schlesischen Kriegen, Bismarcks in Schleswig-Holstein! Man kann die Anfänge des Mannes hinzunehmen, den man oft, schon von der äusserlichsten Anschauung aus, den französischen Bismarck genannt hat und dessen Geschichte und Gestalt wirklich, bis in das Tiefere hinein, für die unseres Reichsgründers überaus fruchtbar sein können, ich meine das Spiel Richelieus mit den protestantischen Mächten um 1625. Es kommt bei alledem nicht darauf an, den Einen mit dem Anderen seinem Werthe nach abzumessen — obgleich Bismarck auch das vertragen würde*) —: der Gewinn der Vergleichung ist sachlicher, ist, wenn man das viel missbrauchte Wort benutzen will, wirklich wissenschaftlicher Art. Und dichter noch an den Kern der Persönlichkeit führt es heran, wenn man mit Bismarck die im vollsten Sinne germanischen Genien zusammenhält, Oliver Cromwell, Martin Luther. Wir Deutschen haben das Glück, den vier Männern, die uns die entscheidenden Bewegungen unserer neueren Geschichte verkörpern, Luther, Friedrich, Goethe und Bismarck, weit in die vertraulichen Äusserungen ihrer Seele hineinblicken zu dürfen, wir besitzen die Fülle ihrer Briefe, ihrer Gespräche. Und augenscheinlich sind es da der Bauernenkel

*) „Wie denn auch der grösste Bewunderer des grossen Königs nicht wird läugnen wollen, dass Friedrich als Staatsmann in Bismarck den Meister gefunden hat", urtheilt der Historiker Friedrichs (R. Koser, Fürst Bismarck. Rede, Bonn 1892, S. 20), indem er an die Durchführung des Friedensprogrammes seit 1871 erinnert.

und der Gutsherr, die einander über die Kluft der Zeiten hinweg die Hände geben und deren Eigenart am breitesten und am tiefsten in den allereigensten Besitz des germanischen Volksthumes hineinreicht: nur eben der englische Landedelmann könnte sich ihnen als Dritter zugesellen. Ich will hier nicht wiederholen, was man von der ungetheilt einheitlichen, erdentsprossenen, grossartig elementaren Weise des Bismarckschen Genius oft beobachtet hat; ein geistreicher Historiker hat meinen wollen, um seines Gleichen zu finden, müsse man in die naiven Jahrhunderte des hohen Mittelalters hinaufgreifen. Mir scheint doch immer Luther der eigentlich Verwandteste zu sein. Nicht im Werke allein — weil Keiner uns so Unvergleichliches geschenkt habe wie sie, weil im Urtheile über keinen Dritten sich der Gegensatz der Geister so unvermeidlich und sichtbar scheide; am meisten in der Grundlage der Individualitäten selbst. Denn wohl sind der Verschiedenheiten ganz gewiss viele, und wieder tritt gerade, wenn man die beiden an einander erleuchtet, jede Besonderheit erst doppelt stark heraus, auch im Persönlichsten: neben dem vornehmen Manne, dem sicheren Aristokraten, der auf den Höhen zu schreiten gewohnt ist, und neben dem Diplomaten des politischen Jahrhunderts mit seiner schwertesscharfen Beherrschung jedweden weltlichen Kampfesmittels, mit seiner souveränen und durchdringenden Erfassung der Welt, der Macht, der härtesten Wirklichkeiten, der knorrige Reformator, der das theologische Zeitalter gebildet und vertreten hat wie kein anderer, der die Klugheit dieser Erde so gering hielt und sie so wenig erlernt hat, dass er gerade dann seine Unfähigkeit zu ihr am derbsten an den Tag legt, wenn er „als ein roher Sachse und ein Bauer" einmal recht bitter weltklug sein und sich „einer guten starken Lüge" vermessen möchte. Trotzdem sind diese zwei Naturen einem und demselben Quell entströmt. Schöneres ist nie über Martin Luther gesprochen worden, als die ergreifenden Sätze in H. v. Treitschkes 1883er Gedenkrede,*) die in Luther die Verkörperung „des innersten Wesens seines Volkes" feiern und die Gegensätze zermalmenden Zornes und einfachen Glaubens, hoher Weisheit und schlichter Einfalt, tiefsinniger Mystik und strahlender Lebenslust, ungeschlachter Kampfesfreude und zarter Herzensgüte, die Gegensätze riesenhaft selbstbewusster Kraft und selbstentäussernder Demuth in diesem „ungeheuren Menschen" einfach in dem Bekenntniss auflösen: da ist für uns kein Räthsel, das ist Blut von unserem Blute. Fast jedes Wort dieser Charakteristik trifft Bismarck zugleich. Und vielleicht nirgends wird man so deutlich, als wenn man dieses Paar zusammennimmt, das Verhältniss der persönlichen Kraft des höchsten Genius zu den ausserhalb wirkenden Kräften der Zeit anschauen können: seine naive Selbstherrlichkeit und wenn man will, Selbstsucht, die Durchsetzung seiner Persönlichkeit, den Einen zum Jubel und den Anderen zum Ärgerniss: wie der riesige Einzelne — natürlich nur

*) Luther und die deutsche Nation 25 f. (auch Pr. Jahrb. Bd. 52).

wenn er im innerlichen Zusammenhange, im Bunde mit den Ideen und Idealen, den tiefen Bedürfnissen der Epoche steht — auch auf die Ideen zurückwirkt, sie weiterbildet, befruchtet oder auch zersetzt, durch die Macht seines Daseins, seiner Führung. Wie Viele haben das an dem Luther wie der Mannesjahre so der Greisenjahre, wie Viele an dem Bismarck der letzten Jahrzehnte bekämpft und beklagt! Jene zwei aber sind dem Antriebe ihres Wesens gefolgt; sie schweben mit weitgebreiteten Flügeln über dem Volke, dem Zeitalter; zu Heil oder Unheil oder beidem — aber sie wirken tief und beherrschend in alles Leben hinein, auch kein Einzelner kann an ihnen vorbei, Jeder muss mit ihnen abrechnen, in Gegnerschaft und Hass oder in ehrfürchtiger Liebe. Und was auch die Feinde oder die Maassvollen und die Weisen über den Sturmwind urtheilen mögen, der die Welt so erschütternd durchbraust: krank und halb bleibt die Zeit doch, die für die grössten Aufgaben ihres Lebens den Genius nicht gefunden hat.

Indessen das Alles sind Betrachtungen, die Manchem banal, Manchem phantastisch vorkommen mögen, jedenfalls nur Hinweise auf allerlei Gedankenketten, und nicht mehr. Fragen von anderer Art noch stellt das Fest, das wir erlebt haben, an den Historiker. Wie hat die Geschichtsforschung diese Tage gefeiert? Wieviel aus dem unerschöpflichen Inhalte dieses achtzigjährigen Daseins liegt uns heute bereits in deutlicher Darstellung oder doch in wohlbearbeiteten Stoffsammlungen vor Augen?[1])

Natürlich: nur Vorläufiges können wir, namentlich auf dem Gebiete der Darstellung, heute bereits besitzen und fordern. Um Bismarck mit historisch richtigem Augenmaasse zu sehen, dazu haben wir den Riesen eben noch zu dicht vor uns, seine Gestalt wie sein Werk werden sich erst späteren Geschlechtern in die lange Reihe der Entwickelung regelrecht einordnen. Aber wie eine jede künftige Generation ihn wieder mit anderen Augen schauen, ihn nach anderen Dingen fragen, das Problem seines Daseins neu ergreifen wird, so müssen auch wir ihn unvermeidlicher Weise, von unserem heutigen Standpunkte her, betrachten und müssen uns die grosse Erscheinung auch bereits zu deuten suchen. Wir haben dabei den Vorzug des unmittelbaren Mitempfindens, in welchem keine Nachwelt, so viel günstiger sie sonst auch gestellt sein mag, die Zeitgenossen ganz erreicht. Auch dem späteren Historiker bleibt die zeitgenössische Biographie für das Wesen des Dargestellten und für das Verhältniss seiner Mitwelt zu ihm eine unersetzliche Quelle. An Äusserungen der Mitlebenden über Bismarck, auch an Biographieen wird dieser Historiker nun wahrlich nicht Mangel leiden: aber ein Buch, das ihm als „die“ zeitgenössische Darstellung Ottos von Bismarck erscheinen könnte, giebt es meines Wissens bisher noch nicht. Den grössten Werth von Allem, was heute vorliegt, wird ihm viel-

---

[1]) Einige Bemerkungen bereits in der „Zukunft“ vom 30. März 1895 (S. 620 ff.)

leicht Hesekiels Buch vom Grafen Bismarck behalten, das den eben Entdeckten im Jahre 1869 warm und naiv geschildert hat, und dessen gesegneter Eigenmächtigkeit wir die „Bismarckbriefe“ verdanken, bis zum heutigen Tage unter allen persönlichen Zeugnissen dieses reichen und schlichten Seelenlebens das tiefste und schönste: Tausende haben daraus das gefühlsmässige Verständniss für das Innere dieser Natur geschöpft, deren dämonischer Gang sich ihrem begreifenden Verstande so manchmal entzog. Andere Schriften, von Rössler und Bamberger an, haben Bismarck und seine Politik immer wieder zu erläutern gesucht; Lebensbeschreibungen sind einander gefolgt, etwas innerlich Grosses findet sich darunter nicht. Die umfassende Erzählung von Hans Blum (Fürst Bismarck und seine Zeit. seit 1894 erscheinend) ist doch mehr breit als tief und eigen. Die englische Darstellung von Charles Lowe (die ich in der bis 1890 geführten Übersetzung von Witte gelesen habe: Fürst Bismarck, eine historische Biographie. Leipzig, G. Wigand 1894[1]) hat das Lob sachkundiger Kritiker gefunden; ich bedauere, mich ihm bei aller Hochachtung doch nicht ganz anschliessen zu können. Es ist ein nüchtern verständiges und dabei wohlwollendes Buch. und als die Kundgebung eines Ausländers dem Deutschen lehrreich, aber weder im Stoffe noch etwa gar im Geiste dringt es tiefer, und für eine Biographie — ich denke mit Freuden an Alfred Doves Abhandlung im ersten Hefte dieser Zeitschrift — kann ich es trotz seines einschränkenden Titels ganz und gar nicht halten. Die kleinen Festschriften zum 80. Geburtstage — populäre Lebensbilder wie das von B. Rogge — werden ihren Zweck gewiss erfüllen; hier sind sie nicht anzuführen. H. v. Sybels „Begründung des deutschen Reiches“ hat H. Kohl (in seinem Litteraturbericht, Bismarckjahrbuch I, 499) „gleichzeitig die beste Biographie Bismarcks“ genannt. Und das Eine, Wesentliche ist an diesem Urtheil richtig, dass wirklich Sybel zuerst eine, oder auch: die entscheidende Frage aus Bismarcks bedeutsamster Wirkenszeit scharf und klar in's Auge gefasst hat: die Frage nach den Absichten, mit denen er 1862 sein Ministerium antrat, nach der eigentlichen Natur seiner Staatsmannschaft. Kam er mit fertigem deutschem Programme? Hat überhaupt der wahre Staatsmann ein genaues Programm, das er nun durchführen will? Wieweit meistert und leitet er die Dinge, wieweit folgt er ihnen nur nach? Die Betrachtung seiner fertigen Thaten zeigt, dass er Einen Weg gegangen ist. Musste er diesen gehen? Wollte er es? Lagen nicht viele Wege vor ihm und war er nicht vielleicht bereit, sie alle zu gehen, je nach den Ereignissen? Hätte er nicht vielleicht sogar ein anderes Ziel, ein niedrigeres, für genügend erachtet, während wir zurückschauend jeden seiner früheren Schritte unwillkürlich bereits auf das eine Ziel beziehen, das er wirklich zuletzt erreichte? Das sind psychologische Fragen, die über den einen Fall hinaus

[1]) Ich sehe nachträglich, dass das Original (1885) immerhin weiter greift.

— für die allgemeine Auffassung des Staatsmannes, ja des Genius überhaupt — ihr Interesse haben: Sybel hat sie mit meisterhafter Feinheit erörtert. Bismarck selber hat es ja oft abgelehnt, dass ein Staatsmann im Stande sei, die Geschichte zu machen: abzuwarten, aufzupassen, sie zu vollziehen sei die einzige Aufgabe. Das hat er in immer neuen Formen ausgedrückt, am wuchtigsten vielleicht in einem erhabenen Bilde ganz bismarckischer Art, das er, wenn ich recht berichtet bin, einmal im Gespräch gebraucht hat, etwa so: man kann nicht selber etwas schaffen; man kann nur abwarten, bis man den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört; dann vorzuspringen und den Zipfel seines Mantels zu fassen — das ist Alles. Freilich, so wird man hinzusetzen dürfen, das ist auch ziemlich viel! Das kann nur, wer den Schritt Gottes zu hören vermag, d. h. wer gut weiss, was er selber für das Gebot und Ziel der Dinge hält; er muss mit dem feinsten Sinne für das im Augenblick Mögliche und Nothwendige, und der Bescheidung auf das Erreichbare allezeit zugleich das helle Bewusstsein des Hohen und Letzten, das er erstrebt — und somit doch auch eine schöpferische Geistesart — verbinden. Desshalb wird die streitende und prüfende Forschung nicht aufhören, doch stets wieder die letzten Gedanken des grossen Staatsmannes zu suchen, und jede vertiefte Kenntniss seines ganzen Wesens und seiner ganzen Entwickelung wird doch immer wieder die Fragen auch für die Deutung seiner einzelnen Bestrebungen und seiner einzelnen Thaten neuer und tiefer stellen.

Auf diesem eigentlich persönlichen Gebiete aber liegen noch offene Probleme die Menge: Keiner ist ihnen bisher so, wie H. v. Sybel jenem staatsmännischen Probleme, auf den Leib gerückt. Die Stadien der persönlichen Entwickelung Bismarcks hat man, über das Handgreifliche hinaus, noch kaum angefangen recht zu untersuchen, und hat es wohl auch nicht thun können. Welch ein Reichthum gewaltiger Aufgaben! denn gewiss, dieses Leben umspannt äusserlich und innerlich das ganze Jahrhundert, von jener Stunde an, da am 1. April 1815, mitten in den hundert Tagen, sich der Purpurmantel des politischen Genius, der Napoleons Schultern entsank, über die märkische Wiege des Kindes breitete, das dereinst grösser werden sollte als jener. Wir wissen noch wenig von den persönlichen Bedingungen, unter denen Bismarck aufwuchs, sein Biograph hätte diese ganze Welt erst zu erwecken und ihn selber aus ihr, innerhalb ihrer, im Gegensatze zu ihr zu begreifen: die Welt seines Geschlechtes und seiner Eltern, die Berliner Umgebung, die Einflüsse der Grossstadt und zumal die des Landlebens, all das Ererbte und Altpreussische, das in ihm persönliche Gestalt gewann und behielt und sich in ihm weiterbildete und überwand. Heute führt da noch jeder Schritt ins Dunkel, in der Vorgeschichte Bismarcks wie in der Geschichte seiner inneren und äusseren Bildung. Wann und wie traten ihm die Probleme und Gewalten zuerst in den Weg, denen später seine Lebensarbeit gehört hat? Wir erfahren aus seinem Munde, dass er

gutdeutsch gesinnt die Universität bezog. Wie lange behielt dies Ideal in ihm die Oberhand? Derjenige Mann, der unter allen Lebenden zu der zeitgenössischen Bismarckbiographie, wie ich sie vermisst habe, der eigentlich Berufene wäre, und der sie uns bei seiner Art doch wohl auch beinahe ganz ersetzen wird, wenngleich nur im Zusammenhange seines allgemeineren Werkes — Heinrich von Treitschke hört aus Bismarcks Reden auf dem Vereinigten Landtage von 1847 das laute „Deutschland über Alles“ heraus.*) Ich weiss nicht, ob mit Recht. Ich denke mir nach Allem, was uns vorliegt, schon den Bismarck jenes Jahres als den ausschliesslichen Preussen. Und so würde man hundert Schwierigkeiten berühren können: die Entwicklung der philosophischen und religiösen Weltanschauung Bismarcks inmitten der Strömungen seiner Jugend, und ihr Verhältniss zu seiner Staatsmannschaft; späterhin die Stellung zu seinem Könige mit ihren einzigartigen inneren Gegensätzen, die doch stets wieder ihre höhere Lösung fanden, und zum Konflikt; die lange Vorgeschichte seiner wirthschaftlichen und sozialen Politik, und Anderes mehr, ganz abgesehen von der Überfülle an strittigen und unbekannten Einzelheiten, die noch wichtig genug sind. Alle Welt weiss, dass die Zahlen 1847 und 1851, 1859, 1862, 1866, 1870, 1878 Stufen in Bismarcks Lebensgange bezeichnen, Veränderungen seiner Wirksamkeit, mannigfach auch seiner Ansichten und Absichten; dass er sich immer entwickelt habe, hat er selber oft und mit stolzer Bescheidenheit betont. Es ist das Merkwürdige in diesem Emporsteigen, wie er stets genau den ganz bestimmten und begrenzten Kreis ausfüllt, den er eben einnimmt, wie er als Preusse unmittelbar nichts erstrebt als preussische Zwecke allein: aber sogleich im Kampfe von 1866 wächst er über diese Zwecke weit hinaus; er erhebt sich immer höher und höher und wird zum Inbegriff der deutschen Nation. Wieweit lag das Spätere bereits im Früheren vorgebildet? Wieweit ist anderseits der Reichskanzler, der Deutschland und die Welt überragt, doch immer noch der Preusse, der Konservative, der Landedelmann seiner früheren Tage? Alles Fragen, die aufzuwerfen selbstverständlich ist und deren Beantwortung vielleicht sehr einfach erscheint. Man versuche sie immerhin! Es liesse sich noch Mancherlei anschliessen. Reizvoll wird es sein, den Eindruck und Einfluss näher nachzuweisen, den Bismarcks Erscheinung und Wirksamkeit auf seine Zeit, auf die politische Anschauung und Methode insbesondere der Deutschen geübt hat, auf ihre Weltanschauung überhaupt. Dem Biographen wird über dieser mehr objektiven immer jene subjektive Seite, die Wandlung des Helden selber, das Wichtige sein. Wie wird Fürst Bismarck selber uns darüber belehren? Seine Denkwürdigkeiten liegen, so vernimmt man, fertig da; sie sind mit peinlicher Sorgfalt wieder und wieder durchgearbeitet worden. Werden sie

*) „Aber so kühn, so sicher, mit einem solchen Teutonentrotze wie dieser verrufene märkische Junker sagte doch Niemand sonst: Deutschland über Alles!“ (Deutsche Geschichte V, 635).

jene Fragen seines inneren Werdens behandeln, und wenn das, sie lösen? Oder werden sie, wie es die besten Selbstbiographieen zu thun pflegen, neben vielem bedeutsamen Lichte zugleich neue Zweifel schaffen, ein neues, grosses, innerliches Problem allen bestehenden noch hinzufügen?

Vorläufig stehen wir in allen innerlichen Hauptsachen kaum am Beginne der Erforschung dieses Lebens. Und dennoch strömen dessen Zeugnisse, gewaltige Thaten, die wir gesehen haben und die unsere Welt gestalten halfen, gewaltige Schriftwerke, aus denen die Thaten und ihr Vollbringer unvergänglich reden, in breiten Wogen vor uns dahin. Auch ehe wir seine Geheimnisse durchdringen können, dürfen nnd sollen wir — das versteht sich von selbst — uns an dem Reichthum seines Wirkens und Wesens nähren, wie er in der Masse seiner Lebensäusserungen vor uns ausgebreitet liegt. Nicht etwa ein Überblick über all die Quellenwerke, die wir bereits besitzen, soll hier versucht werden.*) Nur auf die Veröffentlichungen sei noch hingewiesen, die sich zu diesem Gedenktage eingestellt haben. Da hat Herr v. Poschinger verschiedene Sammlungen dargebracht (Fürst B. und die Parlamentarier Bd. I. und II.; die Ansprachen des F. B.; neue Tischgespräche und Interviews): nicht eben kritisch ganz zuverlässig oder durchgearbeitet, aber immer eine sehr angenehme Bereicherung des Stoffes. Da hat hauptsächlich Horst Kohl, der mit dem rastlosen Fleisse des Sammlers und der vollen Ergebenheit einer selbstlosen Treue überdies die erwünschte Schulung wahrhaft wissenschaftlicher Arbeit vereinigt, seine monumentale Ausgabe der Politischen Reden des Fürsten Bismarck mit dem zwölften Bande zum Abschluss geführt: das stattlichste und bleibendste aller Geschenke, das seinen unvergleichlich werthvollen Stoff, ein erstes Meisterwerk unserer Litteratur, zum ersten Male in ganz würdiger Form, in der möglichst reichen und sicheren Gestalt darbietet. Kohl hat daneben sein Bismarckjahrbuch begonnen, welches den Mittelpunkt künftiger Forschung zu bilden bestimmt ist; es veröffentlicht Urkunden und Briefe sowie Abhandlungen zur Geschichte des Staatsmannes und somit zugleich zur Geschichte seiner Zeit, und will alljährlich die neuen Äusserungen des Fürsten in einer Chronik zusammenstellen. Ich glaube, dass man das Unternehmen nur freudig begrüssen kann. Einige Mängel des ersten Anfanges, wie sie dieser Band neben vielerlei Schönem wohl aufweist, kommen kaum in Betracht; wie glücklich aber, wenn wirklich ein Organ besteht, das aus den Schätzen des Bismarckschen Archives so viel als nur möglich an das Licht fördert und das wohl auch manchen Anderen, der Bismarcksche Papiere

---

*) Ich verweise auf das nützliche bibliographische Bändchen „Bismarck-Litteratur“, das die Leipziger Buchhändler P. Schulze und O. Koller (Leipzig, Gracklauer, 1895, 70 S., M. 3) soeben herausgegeben haben und das man mit Dank hinnehmen wird, obwohl sich gegen Einteilung und Auswahl der Schriften und allerhand Einzelnes, sowie gegen die Vorbereitung der Verf. zu ihrem „nicht nach Autopsie“, einseitig buchhändlerisch, gearbeiteten Werke naturgemäss mancherlei einwenden liesse.

besitzen mag, zu deren Herausgabe ermuntern wird! Eine jede Gabe werden wir ihm danken. Und der Gegenstand ist — wie unser Bedürfniss — doch wohl wirklich gross genug, um die anspruchsvolle Form eines eigenen Jahrbuches zu ertragen. Dass Fürst Bismarck selber, wie man erfahren hat, dem Plane abhold war, ist schön: möge Horst Kohl, mit seines Helden freigebiger Hülfe, die Bedenken, die jener erhob, und die Bedenken der weisen Leute, denen die Thatsache des Jahrbuches selber einen gefährlichen Heroenkult bedeutet, durch glückliche Leistungen vollends überwinden!

Inzwischen hat der Fürst seinen Herausgebern in erfreulicher Hartherzigkeit ihre Sammlungen wieder unvollständig gemacht. Der Meister des Tischgespräches und der Rede hat in diesen wundervollen Festtagen, auf dem Erdenwinkel, dem sein gastlich einfaches Haus und seine Gestalt den Weltruhm verliehen haben, in unerschöpflich vielseitiger Spannkraft Worte gesprochen, aus denen die Feier erst ihre höchste Weihe empfing: für jede Ansprache eine eigene Antwort, leise und laute Mahnungen an den Höchsten und an den Geringsten, und über allem der stille Zauber ehrwürdigen Greisenthums, von dem so Mancher nicht gedacht haben wird, dass diese stürmische Seele es je erwerben werde. Der alte Kämpfer, der noch jetzt so gern seine Gedanken warnend und tadelnd in das staatliche Leben hinaussendet, hat hier in reiner Betrachtung auf sein Dasein und sein Werk zurückgeblickt, im Scheine seiner Abendsonne — so hat er es selber ja gesagt —, die ihm die Höhen golden verklärte, zu seinen Füssen eine beruhigte Welt. Er hat mit Bescheidenheit seiner Thaten, mit Liebe seiner Mitstreiter gedacht, mit Gerechtigkeit seiner nothwendigen Gegner; er, den man so oft angeklagt hat, als ob er ein Verächter der Ideen sei, hat eindringlich auf die geistigen und sittlichen Gewalten hingewiesen, deren Diener auch er sich bemüht hat zu sein. Es drang manchmal ein Klang von leiser Wehmuth, von der Resignation des Achtzigers und des einsam Übriggebliebenen hindurch, aber das Auge richtete sich immer wieder empor, mit heller Zuversicht, mit unzerstörbarem Glauben an sein Werk, sein Volk, an die Zukunft. Fast genau hätte man das alles in goethischen Worten wiederzugeben vermocht.

In den Tagen des schmerzensreichen Überganges aus dem grossen litterarischen Zeitalter in das grosse politische hat in einem Werke, das jetzt gerade ein halbes Jahrhundert alt ist, seiner Politischen Wochenstube, Robert Prutz eine der vielen Prophezeiungen undeutlicher Sehnsucht gewagt und seine Germania, „die Mutter des kommenden Königs“, trauernd nach ihrem Befreier rufen lassen:

Doch kommt er einst! Aus allertiefster Mitternacht,
Wo wir umsonst nach eines Sternbilds Troste spähn,
Die Sonne schwebt ja dennoch endlich himmelan . . .
Woher du kommst, willkommen immer sollst du sein,
Ob du von Thronen niedersteigen wirst zu mir,
Ob du, ein Bettler, Mitternachts geschlichen kommst:
Ich kenne dich! Dich kennen lehret mich mein Herz.

Als er kam, hat es lange gedauert, bis ihr das Herz sprach, aber es hat gesprochen. Das haben ihm die Feierstunden von 1895 bezeugt.

Diese Zeitschrift verneigt sich heute huldigend wie vor dem grossen Deutschen, so vor dem grossen Menschen, der auch ihr beim Eintritt in ihr Dasein unwissentlich das Geleit giebt. Sie erwartet seinem Namen und seinen Zügen in ihrem eigenen Arbeitskreise immer von Neuem zu begegnen. Auf lange hinaus aber wird er der Zunft der Biographen, wenn es eine giebt, den besten Dienst thun, indem er nur sein eigenes Leben fortsetzt, aus der Fülle seiner noch heute ungebrochenen Kraft, freier und heiterer als Luther und Friedrich, das Kunstwerk seines Lebens vollendend, das er, der Staatsmann, niemals bewusst zum Kunstwerke hat ausgestalten wollen wie sein letzter Vorgänger, Goethe der Humanist: ein Kunstwerk ist es dennoch geworden, dank den gestaltenden Kräften seines Genius und seines Glückes; möge er es nun, nach seiner Art, als der, der er ist und bleiben wird, reich und goethisch ausleben bis über die Grenzen des menschlichen Alters hinaus!

Bismarcks Schuljahre.

Von

HANS KRAEMER (Berlin).

Kein Zweiter unter den Grossen der Neuzeit, Shakespeare und Göthe nicht ausgenommen, hat eine so umfangreiche Litteratur hervorgerufen, wie der erste Kanzler des neuen deutschen Reiches; keine zweite Erscheinung der, an genialen Männern so reichen, letzten beiden Jahrhunderte ist so oft wie Otto von Bismarck zum Mittelpunkt grösserer und kleinerer, lobender und gehässiger, ziemlich guter und erbärmlich schlechter Schriften gemacht worden. Und doch werden künftige Geschlechter, denen einst die hehre Aufgabe gestellt sein wird, ein umfassendes, vom politischen Tagesgezänk nicht mehr beeinflusstes Bild dieser wundervollen, urdeutschen Heldengestalt zu schaffen, wieder weit zurück auf die ersten Quellen gehen müssen, weil nur ein winziger Bruchtheil dessen, was zu Lebzeiten des Eisernen entstanden ist, den bescheidensten Ansprüchen fach- und sachkundiger Forschung entsprechen kann; denn, so seltsam und beschämend es auch klingen mag, das deutsche Volk besitzt zur Zeit auch nicht eine einzige Biographie seines Einigers, die vor ernster Kritik zu bestehen vermöchte. Soweit die politische Thätigkeit in Frage kommt, mag dies noch einigermaassen begreiflich erscheinen, weil von den kostbaren Schätzen der meisten Archive die Siegel noch nicht gelöst werden konnten und persönliche Erinnerungen vielfach noch ängstlich behütet werden: aber erstaunlich bleibt es, dass auch über das private Leben, über den Entwicklungsgang des märkischen Junkers fast nur „Anekdoten für die reifere Jugend“ bekannt geworden sind, die vor dem Auge des nachprüfenden Forschers in Nichts zerflattern, oder im günstigsten Falle auf einen minimalen Kern zusammenschwinden, der für die Charakteristik des genialen Mannes fast jeden Werthes entbehrt. Für grosse bedeutsame Perioden liegt leider nur solches Material vor, das erst in späteren Jahren, als aus dem einfachen Gutsbesitzer von Bismarck-Schönhausen ein weltbekannter Graf, ein weltbezwingender Fürst geworden war, aus

den unklaren Erinnerungen einzelner Zeitgenossen geschöpft und meist mit starker Retouche bekannt gegeben wurde. Angesichts der Thatsache aber, dass das urkundliche oder überhaupt handschriftliche Material aus der ersten Hälfte des begnadeten Lebens nur ein ganz minimales ist, gewinnen die Mittheilungen der mit ihm in nähere Beziehungen Getretenen einen nicht unbeträchtlichen Werth. Die wichtigste Aufgabe der Bismarckforschung scheint es mir deshalb vorerst zu sein, aus den Erinnerungen der nicht mehr allzu zahlreichen und meist schon hochbetagten Herren, die Bismarck in irgend einer Weise nahe standen, all Das zu retten, was das Gedächtniss noch treulich bewahrt hat. *) Zwei nicht unwichtige Punkte gelang es mir, auf diesem Wege aufzuklären und damit zahlreiche Irrthümer zu zerstreuen, die bisher aus einem Bismarckbuch in das andere gewandert waren; einmal konnte ich auf Grund der Berichte von Augenzeugen und des amtlichen Materials eine authentische Darstellung der beiden Mordanschläge auf den Ministerpräsidenten (Cohen-Blind in Berlin, Kullmann in Kissingen) geben,**) und dann war es möglich, an Stelle der zahllosen Anekdoten über die Göttinger Studentenzeit Thatsachen zu setzen, die zum Theil früheren Darstellungen direkt widersprachen.***)

Vielleicht gelingt es, unter eifriger Mitwirkung geübter Forscher, so zeitig den gewaltigen Stoff zu sammeln und zu sichten, dass der alte Recke im Sachsenwald noch selbst das Ganze prüfen und, wo es Noth thut, verbessern und ergänzen kann . . .

* * *

Über den Schüler Otto von Bismarck wusste man bisher nur das, was ein ehemaliger Mitschüler nach etwa fünfzig Jahren niedergeschrieben, was ein Lehrer nach ebensolanger Zeit und endlich der Kanzler selbst erzählt hatte — und das war herzlich wenig: denn es umfasste fast nur die Zeit, die der blonde Knabe auf der Vorschule, in der Plamannschen Erziehungsanstalt verbracht hat. Über seine Gymnasialzeit fehlten dagegen alle näheren Angaben, kaum dass die Daten des Ein- und Austritts annähernd genau bekannt waren.

Der erste April 1895 hat nun die Forschung auf diesem Gebiet um ein gewaltiges Stück gefördert, aus den Archiven der Mittelschule, an der Bismarck sein Reifezeugniss erwarb, sind alle auf den Jubilaren bezüglichen Aufzeichnungen gesammelt und auf den Geburtstagstisch niedergelegt worden.†) Dadurch wird es möglich, obwohl über den Aufenthalt auf dem Friedrich-Wilhelmsgymnasium noch genaue bezw. authentische Angaben fehlen, eine zusammenhängende Darstellung der elf Schuljahre, von Ostern 1821 bis zum 14. April 1832 zu geben. —

Zur Erziehung ihrer Knaben Bernhard und Otto hatte Frau von Bismarck eine vielgerühmte Berliner Erziehungsanstalt gewählt, die Plamann, der Freund und Schüler Pestalozzis, des Vaters des modernen Erziehungswesens, leitete. Die kluge Tochter Anastasius Ludwig Menkens vertraute dem Urtheil ihres Vaters, der — wie aus den Akten des königlichen Oberschul-Kollegiums hervorgeht — einst seinen ganzen Einfluss aufgeboten hatte, um, bei der von Friedrich Wilhelm III. geplanten Verbesserung der Schulen, der Methode des grossen Schweizer Pädagogen zum Siege zu verhelfen, „weil dieselbe die Selbstthätigkeit des Geistes erhöhe, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen anrege, das Leben in der Idee befördere und den Hang zum Leben im Genuss mindere und ihm entgegenwirke.“

---

*) Mittheilungen der Art würden die „Biographischen Blätter“ mit besonderem Dank entgegennehmen. A. d. H.

**) Unser Bismarck, Stuttgart, Union deutsche Verlagsgesellschaft. S. 61 ff.

***) A. a. O. S. 141 ff.

†) Se. Durchlaucht Fürst v. Bismarck hat sich in einem Briefe vom 7. Mai d. J. mit der Veröffentlichung seiner Schulzeugnisse einverstanden erklärt.

Ostern 1821 wurde darum auch der sechsjährige Otto in die Anstalt aufgenommen, der sein vier Jahre älterer Bruder Bernhard bereits seit elf Monaten angehörte. Über die strenge Erziehungsmethode und das Verhältniss des schlanken Knaben zu seinen Mitschülern hat einer der Letzteren*) vor etwa 25 Jahren eine ausführliche, hier im Wesentlichen wiederholte, Darstellung niedergeschrieben:

„Die Erziehungsmethode, sowie der Unterricht in der Plamannschen Anstalt waren so abweichend von anderen derartigen Lehranstalten der damaligen Zeit, dass Vieles oft seltsam erscheinen muss, und dennoch war diese Methode, sowohl von seinem Gründer, als seinen Lehrern eine wohl überlegte und trug auch, wie die Folge gelehrt hat, fast immer die besten Früchte. Es war, wenigstens in den Jahren 1822—1826, kein „Experimentiren“ mit den Schülern und deren Auffassungsgabe erforderlich, wie vielleicht bei Errichtung der Anstalt, wo Plamann selbst wohl in der Theorie seiner Erziehungsart längst das Richtige gefunden hatte, jedoch in der Praxis manches mit den Jahren noch einer Abänderung unterworfen werden musste. Der Unterricht, sowie die sittliche Erziehungsweise wurde nach bestimmter Disziplin, wie es die Erfahrung mehrerer Jahre gelehrt, gehandhabt, und eine Abweichung vom Hergebrachten nur in den allerseltensten Fällen geduldet. Wo sein Freund und Lehrer Pestalozzi die schönsten Ideale als Ziel seines Lebens vor sich sah, dagegen aber blind war, wenn er den Weg zu diesen Idealen finden und zeigen sollte, so wurde bei Plamann im Gegentheil alles durchgeführt, was er im Geiste verarbeitet und als das Richtige anerkannt hatte. Es konnte bei diesem oft starren Festhalten an der einmal für gut befundenen Methode nicht ausbleiben, dass dennoch manche Irrthümer, namentlich bei einigen Unterrichtsgegenständen, sich geltend machten, die die Knaben freilich damals, in der Erziehung selbst begriffen, nicht so beurtheilen konnten, wie später, als sie höhere Lehranstalten besuchten. Bei allen diesen Mängeln hatte jedoch die ganze Erziehungs- und Unterrichtsweise der Plamann'schen Anstalt die segensreichsten Folgen für die Schüler und war als Vorbereitungsanstalt für die Gymnasien in damaliger Zeit, in hohem Grade beachtungswert, daher auch der Zufluss von Söhnen gebildeter Stände ein so grosser, und der Ruf der Anstalt ein weit über die Grenzen Berlins verbreiteter war. —

Die Anstalt war im Jahre 1821 bereits von der Lindenstrasse nach der Wilhelmstrasse Nr. 139 verlegt worden, welches Haus Plamann angekauft und für seine Zwecke hergerichtet hatte. Das Grundstück war für eine Erziehungsanstalt wohl geeignet. Ein Vorder- und Quergebäude gab hinlänglich Raum für Klassenzimmer, Lehrerwohnungen, so wie zur Aufnahme einer grossen Anzahl von Pensionären, auch fehlte es nicht an Turn- und Fechtsälen. Ein geräumiger Hof trennte Vor- und Quergebäude, und ein dahinterliegender grosser Garten mit Obst- und anderen Bäumen war als Turn- und Erholungsplatz für die Anstalt von grösster Wichtigkeit. Die Schüler waren in sogenannte ganze und halbe Pensionäre eingetheilt. Die ersteren wohnten beständig in der Anstalt, wofür jeder Schüler an Schul- und Pensionsgeld jährlich 300 Thaler zu zahlen hatte; ein Preis, welcher zur damaligen Zeit für hoch gehalten wurde, für die jetzige jedoch als gänzlich unzureichend angesehen werden müsste. Die sogenannten halben Pensionäre wohnten bei ihren Eltern in der Stadt, blieben jedoch den ganzen Tag in der Anstalt und betheiligten sich auch beim Mittagessen. Von den Lehrern wohnten ausser dem Direktor in der Regel noch drei in dem Institut, welche die spezielle Aufsicht über das Verhalten der Knaben ausserhalb der Lehrstunden hatten. Sie beaufsichtigten die Arbeiten, führten die Zöglinge im Sommer nach den Schwimm-

*) Ernst Krigar.

und Bade-Anstalten und machten mit ihnen sonstige kleine Exkursionen und Turnfahrten. Diese Lehrer, mit denen die Knaben in beständigem Verkehr waren, standen ihnen natürlich näher als die übrigen; es herrschte demnach auch ein mehr ungezwungener Ton, daher die meisten Lehrer, auf ausdrückliches Verlangen, nach alter deutscher Art, mit „Du" angeredet wurden. Von den alten Sprachen wurde im Griechischen und Lateinischen unterrichtet, die übrigen Lehrgegenstände waren die gewöhnlichen. Der Turnunterricht wurde ganz besonders gepflegt, schon aus dem Grunde, weil der alte Jahn selbst früher Lehrer der Anstalt war. Zu Bismarcks Zeit leitete den Turnunterricht und das Fechten Jahns Freund und Nachfolger, der bei allen Turnern in hohem Ansehen stehende Ernst Eiselen, dessen Schriften über Turnwesen die weiteste Verbreitung gefunden haben.

Des Morgens wurden die Zöglinge durch das Läuten einer kleinen Glocke Punkt 6 Uhr geweckt. Das Frühstück bestand aus Milch und etwas Brod. Um 7 Uhr begannen die Lehrstunden, jedoch fand zuvor täglich eine kurze religiöse Erbauung statt. Sämmtliche Schüler und die in der Anstalt wohnenden Lehrer waren versammelt; es wurde ein Choral von dem Kantor auf einem alten Flügel, welcher zwei Klaviaturen übereinander hatte, begleitet, gesungen. Hierauf hielt der Direktor Plamann einen kurzen Vortrag und nach diesem begannen die Lehrstunden, die bis 10 Uhr dauerten. Jetzt konnten die Knaben sich eine halbe Stunde im Garten, beim zweiten Frühstück erholen, das täglich aus trockenem Brod mit Salz bestand. Im Sommer erhielten sie noch etwas Obst dazu. Mittags 12 Uhr wurde zu Tisch geläutet. Alles strömte nach dem grossen Saal, wo Frau Direktor Plamann und eine Nichte derselben jedem Lehrer und Schüler selbst die Portionen auftrugen, die von einem Diener der Anstalt herumgereicht wurden. Das Essen war überaus einfach, aber kräftig und gut zubereitet. Wer noch Verlangen nach einer zweiten Portion hatte, musste mit seinem Teller selbst zu Frau Plamann gehen und darum bitten. Wer seine Portion nicht aufessen wollte oder konnte, musste nach Tische im Garten auf der Terrasse mit seinem Teller so lange stehen, bis der Rest vollständig verzehrt war. Täglich bot sich das Schauspiel, dass 3—4 Schüler dort aufgestellt wurden. Von 2 Uhr Nachmittags dauerten die Lehrstunden wieder bis 4 Uhr. Dann war Vesper, es gab wieder Brot mit Salz. Bis 7 Uhr wurde weiter unterrichtet. Von dieser Stunde an wurden die aufgegebenen Arbeiten ausgeführt oder Spiele im Freien vorgenommen. Das Abendbrod bestand in der Regel in Warmbier oder belegten Butterbroten. Die Unterrichtszeit wäre der jungen Welt oft recht lang geworden, wenn sie nicht durch wenigstens zwei Stunden Turnen verkürzt worden wäre. Diese Stunden waren stets die grösste Erholung und ganz besonders fesselte der Fechtunterricht bei Eiselen.

Die Censuren, welche jedem Schüler halbjährig ertheilt wurden, behandelten in solcher Ausführlichkeit sowohl den sittlichen Charakter, als den Fleiss und die Fortschritte des Schülers, dass sie wohl als Muster aufgestellt werden könnten. Die Censur füllte in der Regel fast einen ganzen Bogen aus und enthielt als Einleitung eine Charakteristik des Schülers, sowie Bemerkungen über seinen Fleiss und die Fortschritte im verflossenen Halbjahr. Der zweite Theil derselben behandelte die speziellen Lehrfächer in eben solcher Ausführlichkeit. Eine grössere Prüfung fand im Jahre nur einmal, gewöhnlich im September statt. Mit welcher Ausführlichkeit auch hierbei zu Werke gegangen wurde, beweist die lange Dauer derselben; sie betrug nicht weniger als zwei und einen halben Tag, und zwar von Morgens 8—12, Nachmittags von 2—6 Uhr. Von welcher Ansicht Plamann dabei geleitet wurde, ist schwer erklärlich. Welcher Vater konnte wohl so viel Zeit darauf verwenden, sich von den Kenntnissen und Fortschritten seines Sohnes

in allen Fächern zu überzeugen; er war deshalb gezwungen, wenigstens einen Tag seinen Berufsgeschäften zu entsagen, um nur einem geringen Theil der Prüfung beiwohnen zu können. Diese Prüfungszeit war jedoch immer ein kleines Fest für die Knaben, sie konnten sich während derselben besser kleiden, erhielten besseres Essen und hatten in den Freistunden grössere Freiheiten, die dann auch bestens benutzt wurden. Ein grosser Theil der Schüler, namentlich der sogenannten ganzen Pensionäre bestand aus den Söhnen adliger Gutsbesitzer von ausserhalb, von denen einige Namen hier angeführt seien: v. Puttkammer, v. Wolzogen, v. Gottberg, v. Balan, v. Bismarck, v. Hagen, v. Bredow, v. Trützschler und Falkenstein, v. Gessler, v. Briesen, v. Schmalensee u. A.

Die neuaufgenommenen Schüler hatten ihren älteren Mitschülern gegenüber anfänglich einen ziemlich schweren Stand. Fanden sie sich bald in die herkömmlichen Einweihungsgebräuche und zeigten sie sich nachgiebig und freundlich zu den sogenannten Alten, so wurde ihre Aufnahme in den bestehenden Freundschaftskreis wesentlich erleichtert. Doch wehe denen, die sich störrisch zeigten und den „Alten“ nicht den gebührenden Gehorsam leisteten, sie waren auf lange Zeit die Zielscheibe des Spottes und mussten sich allerlei Zurücksetzungen gefallen lassen. Im Ganzen hatten die Knaben ein ziemlich rauhes Wesen gegeneinander, es war dies damalige Turnerart und wurde von den Lehrern nicht ungern gesehen. Daher ein tüchtiger Puff, dem Mitschüler gelegentlich versetzt, nicht so genau genommen wurde. Eines Tages erschien unter den Neuaufgenommenen ein für sein Alter ziemlich hochgewachsener Knabe, welcher, da man sich für die mit ihm zugleich aufgenommenen Neuen anfänglich mehr interessirte, vorläufig unberücksichtigt gelassen wurde. Als jedoch die Zeit kam, dass auch er sich den kindischen Gebräuchen der übrigen Zöglinge fügen sollte, setzte er dem einen Widerstand entgegen, der bisher unerhört war. Eine solche Ablehnung, den hergebrachten Sitten Folge zu leisten, machte Alle anfänglich stutzig; der Spott verstummte! Dafür trat aber bei dem grössten Theil der Knaben ein Rachegefühl hervor, welches bei der ersten Gelegenheit drohte, sich um so nachdrücklicher gegen den Widerspänstigen Luft zu machen. Eine kleine Minorität überdachte die Worte des hochgewachsenen Knaben mit der hohen Stirn, sowie die Gründe, welche er ihnen entgegensetzte und ihn bewogen, dem allgemeinen Willen nicht Folge zu leisten. Diese Minorität interessirte sich sogar von nun an für den neuen Ankömmling, welcher sich „Otto Bismarck“ nannte, ungemein. Es zeigte sich auch sehr bald, dass derselbe durchaus nicht unverträglichen Charakters war, sondern nur einen festen, imponirenden Willen zeigte. —

Es war gerade in den Sommermonaten, und die Knaben wurden von den Lehrern sowohl bei gutem, wie bei schlechtem Wetter fleissig zum Baden nach dem damaligen Schafgraben geführt, wobei die neuaufgenommenen Schüler immer einen schweren Stand hatten, denn hierbei hiess es vor allem Muth zeigen. Wer sich nicht freiwillig Hals über Kopf in's Wasser stürzte und nur die geringste Furcht zeigte, hatte es schwer zu büssen. Der Lehrer nahm einen solchen Zaghaften auf seine Schultern und warf ihn an der tiefsten Stelle, natürlich kopfüber in's Wasser; nachdem er wieder aufgetaucht, hatten die Übrigen die Erlaubniss, demselben noch mehrere Male beim Untertauchen auf das Nachdrücklichste behülflich zu sein, bis er alle Furcht überwunden und sich nicht mehr wasserscheu zeigte. Die Feinde Otto Bismarcks, der sich ihren kindischen Gebräuchen nicht gefügt hatte, freuten sich auf den Augenblick, wo er zum ersten Mal seine Taufe im Schafgraben erhalten sollte; alle seine Gegner hatten sich vorgenommen, ihn im Wasser tüchtig zu bearbeiten! — Alle standen schon gerüstet im Graben, als Bismarck mit der grössten Kaltblütigkeit an den Rand desselben trat, sich hinein-

stürzte, untertauchte und am jenseitigen Ufer wieder empor kam. Ein allgemeines „Ah!“ folgte dieser Überraschung, keiner wagte es, den kühnen Taucher auch nur zu berühren, sein kleiner Anhang sammelte sich um ihn und machte ihm Lobeserhebungen über seine Fertigkeit im Tauchen, welches Otto wahrscheinlich schon auf dem „Kniephof“, dem Gut der Familie Bismarck, geübt haben mochte. — Die Balgerei im Wasser wurde aber nicht ausgesetzt. Zwei Parteien bildeten sich und Bismarck war nicht der Letzte, der sich daran auf das Lebhafteste betheiligte.

Die Spiele in den Freistunden waren vorher mehr Turnübungen zu nennen: seit Otto v. Bismarcks Erscheinen in der Anstalt, dessen Anhang unter den Mitschülern mit jedem Tage gewachsen war, bekamen diese Vergnügungen einen ganz anderen Charakter. Da fing man an, sich nach und nach in zwei Parteien zu theilen und kriegerische Übungen vorzunehmen, Otto v. Bismarck entwarf die Schlachtpläne und behandelte die Sache mit solcher Wichtigkeit, dass er ein Tagebuch führte, worin er alle für die Knaben wichtigen Ereignisse sorgfältig verzeichnete. Die Veranlassung dazu entsprang wohl nicht allein grosser Ordnungsliebe, man könnte vielmehr daraus den Schluss ziehen, dass Bismarck schon als Knabe für Alles ein offenes Auge hatte und über seine Aufzeichnungen, mochten sie nun für Andere noch so unwichtig erscheinen, reiflich nachgedacht hatte. — Wer näher mit ihm verkehrte, musste über seine ausgezeichnete Geschichtskenntniss, worin er alle Mitschüler übertraf, staunen. Seine Urtheile über die griechischen und römischen Helden und seine Vergleiche derselben waren oft so treffender Art, dass sich selten Jemand fand, der eine andere Ansicht der seinigen entgegenhalten konnte. — Dieses oben erwähnte Tagebuch hat Otto v. Bismarck noch lange Zeit nach seinem Abgang von der Anstalt besessen, und es wäre nicht unmöglich, dass dasselbe vielleicht noch jetzt vorhanden ist. Es ist nicht zu leugnen, dass Bismarck bei diesen kindlichen Spielen schon als Knabe ein ausgezeichnetes Talent zur Organisation zeigte und, was Fleiss und Kenntnisse anbelangte, zu den hervorragendsten Schülern der Anstalt gehörte. — Zu Weihnachten hatte einer der Schüler von seinen Eltern „Beckers Erzählungen aus der alten Welt“ zum Geschenk erhalten: dies Buch lasen die Knaben so fleissig, dass das eine Exemplar lange nicht ausreichte, die Wissbegierde Aller zu stillen. — Bald hatte sich denn auch eine grössere Zahl Schüler jenes Buch von ihren Eltern schicken lassen. Nun wurde der Trojanische Krieg vorgenommen; der Erste, welcher diesen ganzen Theil des Buches auswendig konnte, war Otto v. Bismarck. Er übernahm in der Regel das Vorlesen, und wählte sich dazu häufig seinen Lieblingsplatz auf einer, am Ende des Gartens nach der Königgrätzer Strasse zu stehenden, schön gewachsenen Linde, dem einzigen Baum, auf den es erlaubt war, hinauf zu klettern. — Die Zuhörer, soweit sie Platz hatten, bestiegen ebenfalls den Baum, die Übrigen lagerten sich unter denselben. Mit welcher Aufmerksamkeit folgten sie dem Vorleser, mit welcher Begeisterung wurden die Heldenthaten der Griechen vor Troja aufgenommen; es dauerte auch nicht lange, so hatte Jeder der Knaben den Namen eines dieser Helden. Bismarck konnte kein anderer als der Telamonier Ajax sein! — Wie dieser Held sich oft bei Angriffen der Trojaner grosser Steine, die er vom Boden aufraffte, bediente, um sich damit zu vertheidigen, so warf Bismarck einst bei einem der Kämpfe, die kein Ende und keine Entscheidung absehen liessen, seinen Tornister dazwischen und befahl mit gebietender Stimme, vom ferneren Kampf abzulassen. Seinem Befehl wurde sofort Folge geleistet und ihm war es zu danken, dass nur Wenige bei diesem Kampfe unbedeutende Verletzungen davontrugen. Wie das Abhärtungssystem, welches man in der Anstalt streng durchführte, beim Baden gehandhabt wurde, ist oben schon erwähnt worden. Es

sollte das Baden nicht allein täglich der Reinlichkeit wegen geschehen, die Knaben sollten auch lernen, die Körper zu dem späteren Schwimmunterricht gehörig vorzubereiten. Dieser wurde in der alten Pfuhlschen Schwimmanstalt am Schlesischen Thore ertheilt. In mehreren Wagen wurden die Knaben von der Wilhelmstrasse aus dorthin gefahren, und es war nicht zu verkennen, dass die Plamaner schon eine gute Vorbildung zur Erlernnung der Schwimmkunst mitbrachten. Den schon an Abhärtung Gewöhnten kamen die damals wegen ihrer Grobheit bekannten Schwimmlehrer nicht so furchtbar vor. Fast Alle zeigten sich furchtlos und machten den ersten Sprung von der sogenannten Abrichtung mit grosser Virtuosität. Da entstand nun ein grosser Wetteifer, es handelte sich darum, wer zuerst den sogenannten Spreegang machte, und dann als sicherer Schwimmer dem noch höheren Ziel eines sogenannten Fahrtenschwimmers zueilen konnte. Otto v. Bismarck war auch hier wieder mit einigen Wenigen der erste Spreegänger, so dass er nach kurzer Zeit auch bald das Diplom als Fahrtenschwimmer erhielt. — Das Schwimmen gehörte zu den grössten Vergnügungen, aber es hatte auch seine Schattenseiten. Es ist allbekannt, dass sich nach jedem Bade der Hunger mehr oder weniger fühlbar macht. Die armen Schüler, die kein Geld bei sich führten, und erst den weiten Weg vom Schlesischen Thore nach der Wilhelmstrasse zurücklegen mussten, ehe sie etwas zu essen erhielten, wurden oft vom Hunger so übermannt, dass sie es nicht verschmähten, auf dem damaligen Köpenicker Felde sich von dem Feldhüter ein Paar Stauden Kohlrabi zu erbitten, welche mit grosser Gier verschlungen wurden und wenigstens augenblicklich den Heisshunger stillten. Bei diesem Zigeunermahl betheiligten sich die Söhne hochadliger Gutsbesitzer, welchen zu Hause Alles in Hülle und Fülle zufloss, ebensogut wie die Elemente aus den bürgerlichen Ständen. Die langen Winterabende verkürzten bei schlechtem Wetter die in dem Institute wohnenden Lehrer theils durch Vorlesen aus guten, meist geschichtlichen Werken oder einigen Romanen von Walter Scott, theils wurde besonders in dieser Zeit das Fechten kultivirt, und Eiselen verstand es aus dem Grunde, dasselbe in jeder Weise interessant zu machen. Dass Otto v. Bismarck als Knabe schon in der edlen Fechtkunst grosse Fertigkeit zeigte, wird nur Wenigen bekannt sein, dass er später in seinen Studentenjahren ein Meister darin war, werden Viele wissen, welche seine Klinge gefühlt*). Die Grundlage zu dieser Meisterschaft hat er jedoch unzweifelhaft von Eiselen in der Plamannschen Anstalt empfangen. Nichts wurde im Winter sehnlicher erwartet, als der erste Schneefall. Da erhielten die sogenannten Neuen ihre erste Taufe; sie mussten durch zwei Reihen den Garten mehrere Male auf und ablaufen. Jeder hatte das Recht, mit Schneebällen tapfer auf sie zu werfen, auch wohl Einzelne, die sich widersetzten, mit Schnee tüchtig zu waschen. Der alte Schreiblehrer Markwordt, ein Veteran aus den Freiheitskriegen, nahm sich in der Regel der Zaghaften an, indem er einen oder zwei bei der Hand nahm und mit ihnen die Reihen durchlief. Er empfing dabei, als bessere Zielscheibe, natürlich mehr Bälle, als diejenigen, für die sie eigentlich bestimmt waren. Sobald diese Taufhandlung vorüber war, sammelten sich die Schaaren, ein Theil besetzte die am Hause, nach dem Garten zu gelegene Terrasse, thürmte hier mächtigen Vorrath von Schnee auf, während der andere Theil sich zum Sturm anschickte. Die Lehrer waren dabei immer nur indirekt thätig. Einen solchen Angriff zu befehligen, verstand nun Niemand besser, als Otto v. Bismarck, hierbei war er in seinem Element! Er wusste bald die Stellen ausfindig zu machen, wo die Terrasse nur schwach vertheidigt wurde, und nachdem

*) In Göttingen hatte Bismarck, wie ich aus den hinterlassenen Papieren seines Leibburschen Wuthmann und alten Dokumenten des Korps „Hannovera“ feststellen konnte, in 18 Monaten nicht weniger als 25 Mensuren, wurde aber niemals „abgeführt“.

nun ein allgemeines Bombardement den Hauptangriff noch verdeckte, sammelte Bismarck seine zum Sturmlaufen auserlesene Schaar, und mit lautem Hurrah und einem grossen Schneeballregen drang er an der Spitze gegen die Terrasse vor. . .“

* * *

Mit wahrhaft spartanischer Strenge wurde, wie man sieht, der junge Adelige auferzogen; früh ward er an absolute Anspruchslosigkeit gewöhnt, und vor jeder Verweichlichung des Körpers, vor jeder schädlichen Beeinflussung des jugendlichen Gemüthes mit rauher Hand bewahrt. Aber gerade eine solche harte Erziehungsmethode scheint, wie der Vergleich mit der Jugend anderer grossen Staatsmänner beweist, eine treffliche Schule für geniale Naturen zu sein, denen das Schicksal die Leitung grosser Länder und Völker anvertraut. . . .

Nach sechsjährigem Aufenthalt verliess Otto v. Bismarck die Plamannsche Anstalt und trat im September 1827 in die Unter-Tertia des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums ein. Über den Eindruck, den der Knabe damals auf seine Lehrer machte, berichtet Professor Bonnell in den a. O. bereits mitgetheilten Aufzeichnungen über sein Leben:

„Meine Aufmerksamkeit zog Bismarck schon am Tage seiner Einführung auf sich, bei welcher Gelegenheit die neu Aufgenommenen im Schulsaale auf mehreren Bänken hintereinander sassen, so dass die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatten, die Neuen mit vorahnender Prüfung durchzumustern. Otto von Bismarck sass, wie ich mich noch deutlich erinnere, mit sichtlicher Spannung, klarem, freundlichen Knabengesicht und hell leuchtenden Augen, frisch und munter unter seinen Kameraden, so dass ich bei mir dachte: Das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders in's Auge fassen! Er wurde zuerst mein Schüler im Lateinischen, als er nach Ober-Tertia kam. Michaelis 1829 wurde ich an's Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster versetzt, an das auch Bismarck im folgenden Jahre überging, Ostern 1831 kam er als Pensionär in mein Haus, wo er sich freundlich und anspruchslos in meiner einfachen Häuslichkeit, die sich damals auf meine Frau und meinen einjährigen Sohn beschränkte, und durchaus zutraulich bewegte. Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig und ging des Abends fast niemals aus; wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verrieth eine starke Neigung zu gemüthlicher Häuslichkeit. Er hatte unser ganzes Herz gewonnen und wir brachten ihm volle Liebe und Sorgfalt entgegen. . . .“

Jener von Bonnell erwähnte Übertritt Bismarcks in das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster hatte seinen Grund darin, dass die Eltern ihren Berliner Haushalt (Behrenstrasse Nr. 39, später Nr. 52), den bisher ein altes Faktotum Trine Neumann verwaltet hatte, auflösten und Otto zu dem Professor Prevost (Königstrasse Nr. 61) in Pension gaben, wo er jedoch nur ein Jahr verblieb. Am 4. Mai 1830 wurde nach Ausweis der Dokumente „Leopold Eduard Otto v. Bismarck, geb. 1. April 1815 zu Schönhausen bei Tangermünde im Magdeburgischen, Sohn eines Rittmeisters a. D., evangelisch“ in das, damals schon über 250 Jahre bestehende, Gymnasium in der Klosterstrasse aufgenommen, und zwar trat er in die Gross- (Ober-) Sekunda ein, deren Ordinarius Professor Bellermann (zugleich Lehrer des Griechischen) war, während Professor Wendt Latein und Geschichte, Professor Giesebrecht Deutsch, Professor Fischer Mathematik und Physik und ein gewisser Frings — den Bismarck aus tiefster Seele hasste — Französisch lehrten. Zu Professor Wendt fühlte er sich am Meisten hingezogen, während Bellermann und Fischer ihm unsympathisch waren.

An zahllosen Beispielen ist schon oft bewiesen worden, dass nur in den seltensten Fällen die Leistungen eines Schülers einen richtigen Schluss auf das spätere Leben gestatten; eine lange Reihe hervorragender Männer, deren Namen mit ehernen Lettern auf den Tafeln der Geschichte verzeichnet sind, konnte nie das Prädikat eines Musterschülers erringen, und manchem Geisteshelden haben einst pedantische Lehrer die Jugend durch die Phrophezeiung verbittert: „Aus Dir wird niemals etwas Rechtes!“ Auch Bismarck zeichnete sich weder durch tadellosen Fleiss, noch durch immer einwandfreie Aufführung aus, und seine Leistungen entsprachen meist gerade den Anforderungen, die an einen mittelguten Schüler gestellt werden können. Dass ferner sein Schulbesuch kein allzu regelmässiger war, bezeugen die Vermerke über 138 versäumte Lehrstunden im zweiten Vierteljahr seiner Sekundanerzeit; in Prima hat er sogar 198 Stunden in einem Quartal versäumt — allerdings zum grössten Theil krankheitshalber (er war Unter den Linden, vor der Neuen Wache, mit dem Pferd gestürzt). Johannis 1830 erhielt er das erste Zeugniss, das seinen Fleiss also charakterisirte:

„Regelmässig und durch gute Vorbereitung auf die Autoren bewährt. Auch regelmässig in der Mathematik, nur muss er noch mehr Sorgfalt auf das Äussere wenden. Nicht vermisst im Deutschen und im Französischen.“

Über die Fortschritte hiess es:

„Zeigen sich in den alten Sprachen zu seinem Lobe, ebenso in der Geschichte. Bemerkt in der Mathematik, einige in der Physik. Werden erwartet im Deutschen. Einige im Französischen.“

Bedenklicher lautete schon das Urtheil über die Aufmerksamkeit:

„Meistens theilnehmend, aber in den französischen Lehrstunden plaudert und unterhält er sich nicht selten mit seinem Nachbar Ross.“*)

Direkt getadelt wurde aber die Aufführung:

„Im ganzen gut; um so befremdender war ein einmaliger Ausbruch höchster Unbescheidenheit. Auch scheint er überhaupt die seinen Lehrern schuldige Achtung aus den Augen setzen zu können.“

Diesen Ausbruch höchster Unbescheidenheit dürfte wohl der schon erwähnte Herr Frings provozirt haben; wenigstens berichtet Köppen, dass „besonders der französische Lehrer durch seine Behandlung den Trutz des Knaben herausforderte und ihn zu Äusserungen reizte, die ihm einmal einen ernsten Tadel des Direktors zuzogen, ohne dass indess das Verhältniss zwischen Bismarck und jenem Lehrer gebessert wurde“. Die Spannung blieb auch noch in Prima bestehen, und Bismarck suchte deshalb und fand auch einen Ausweg, um dem chikanösen Herrn den Einfluss auf die Zensuren seines Reifezeugnisses zu entziehen; da er nämlich die Wahl hatte, entweder eine französische oder eine englische Prüfungsarbeit einzureichen, so suchte er vor dem Examen mit aller Kraft seine Kenntnisse im Englischen zu vervollkommnen — er nahm an dem im Gymnasium selbst ertheilten Unterricht Theil und erhielt dabei das Prädikat „sehr gut“ — und erreichte dadurch, dass er nun beide moderne Hauptsprachen gut beherrschte; perfekt französisch sprach er schon von Jugend auf.

Die Michaelis-Zensur war etwas günstiger, sie nannte den Fleiss „regelmässig“, die Aufmerksamkeit „stets theilnehmend“, die Aufführung „gut“, obwohl es bedauerlich sei, „dass er durch seine Reisen grosse Lücken bekommen“, und konstatirte Fortschritte im Griechischen, im Latein und in der Geschichte, nannte sie in der Mathemathik sogar „merklich“, während sie im Deutschen „nicht vermisst“ und

*) Graf Friedrich Ross, ein vier Jahre älterer Mitschüler Bismarcks, Sohn des Bischofs Ross in Berlin.

auch im Französischen vorhanden seien. Bismarck war dabei der fünfzehnte unter achtzehn Schülern, also der — drittletzte, wurde aber nach Prima versetzt, deren Ordinarius ein Professor Giesebrecht war, während Direktor Köpke Geschichte und Professor Heinsius Deutsch und Philosophie lehrten.

Die erste Zensur in der obersten Klasse fiel kaum besser aus als die früheren. Die Aufführung war zwar „gut", aber von der Aufmerksamkeit hiess es, dass sie „im Ganzen theilnehmend" sei, jedoch „zuweilen durch Mittheilungen an seine Nachbarn unterbrochen" werde. Ebenso wurde der Fleiss zwar als regelmässig bezeichnet, doch hätte er nach Ansicht des Lehrers in den lateinischen Aufsätzen „noch angestrengter" sein können. Von den Fortschritten wurde gesagt, dass sie sich im Latein und in der Geschichte „erhoffen" liessen, desgleichen im Sophokles, dass sie aber „nicht bedeutend genug" in der griechischen Grammatik*), dagegen „wohlbemerkt im deutschen Stil" seien und sich in Mathematik, Physik und Geographie erhoffen liessen.

Ostern 1831 fand man die Aufführung „regelmässig und gut", die Aufmerksamkeit „theilnehmend", den Fleiss „nirgend vermisst", auch bemerkt im Deutschen, nur wurde die sehr schlechte Handschrift getadelt. Die Fortschritte im Latein und Griechisch waren „merklich" geworden und wurden auch in den griechischen Dichtern, im Demosthenes und der Grammatik, „nicht vermisst". Über die übrigen Fächer ward das gleiche Urtheil gefällt, wie in der vorhergehenden Zensur.

In jene Zeit fiel auch Otto von Bismarcks Konfirmation; am Tag, da er sein 16. Lebensjahr vollendete, am 31. März 1831 wurde er in der Dreifaltigkeitskirche eingesegnet, und zwar durch keinen Geringeren als Friedrich Schleiermacher, der ihm den Spruch auf den Lebensweg mitgab: „Alles, was ihr thut, das thut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen."**)

Auch an Johannis erschien die Aufführung „regelmässig und gut", die Aufmerksamkeit „ungestört nicht ohne meistens lebhafte Theilnahme", doch genügte der Fleiss zwar für den Horaz, nicht aber für den Tacitus, gleichwie er im Griechischen „noch angestrengter hätte sein dürfen." Fortschritte zeigten sich in Geschichte, im lateinischen Stil, im Cicero und Quintilian und wurden auch im Homer erwartet. — Im nächsten Quartal versäumte er, wie schon erwähnt, sehr viele Lehrstunden und erhielt desshalb nur eine ganz kurze Zensur, die von der Aufführung sagte: „Gut. Es ist zu bedauern, dass er im letzten Vierteljahr eine bedeutende Lücke bekommen." Die Aufmerksamkeit war „ungestört", der Fleiss „durch Versäumnisse unterbrochen", und die Fortschritte „würden überall sichtbarer sein, wenn er nicht zum Schlusse des Vierteljahrs viel versäumt hätte."

Am Schluss des Jahres 1831 erhielt er die letzte Zensur, die ebenfalls nur mittelgut war: Aufführung „regelmässig und gut", Aufmerksamkeit „von Theilnahme zeugend"; Fleiss „bemerkt im Plautus und in der Geschichte, aber zu verstärken im Quintilian; auch in der griechischen Grammatik nicht immer sorgfältig genug, bemerkt im Plato, nicht vermisst in den griechischen Dichtern; nicht vermisst im Deutschen, desgleichen in der Mathematik." Fortschritte zeigten

*) Für die griechische Sprache schwärmte Bismarck nie, in Versailles sagte er einmal (Herbst 1870): „Als ich Primaner war, da konnte ich recht gut lateinisch schreiben und sprechen; jetzt sollte es mir schwer fallen, und das Griechische habe ich ganz vergessen. Ich begreife überhaupt nicht, wie man das so eifrig betreiben kann. Es ist wohl bloss, weil die Gelehrten nicht im Werthe mindern wollen, was sie selbst mühsam erworben haben."

**) Kolosser 3, 23. Schleiermachers Rede bei der Konfirmation ist soeben im Druck erschienen (Berlin, Georg Reimer, 1895).

sich in der Geschichte und im Latein, fehlten nicht in der griechischen Grammatik, wurden in den griechischen Dichtern nicht vermisst und zeigten sich auch im Deutschen, in Mathematik und Physik. —

Wenige Wochen später, in der zweiten Hälfte des Monats März, unterzog sich Otto von Bismarck mit 19 Mitschülern der schriftlichen Maturitäts-Prüfung; die von den Abiturienten gefertigten Arbeiten sind leider nicht mehr erhalten, nur die gestellten Aufgaben waren noch zu ermitteln: 1. Latein, zugleich alte Geschichte: Bella Romanorum adversus Macedonum reges gesta. 2. Neuere Geschichte: Über die politischen Verhältnisse der Hauptstaaten Europas im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. 3. Deutscher Aufsatz: Wodurch erlangte und bewahrte sich Europa die Überlegenheit über die übrigen Welttheile? 4. Mathematik: Den Inhalt einer Figur, die von einem Parabelbogen und mehreren geraden Linien beliebig begrenzt wird, zu finden. 5. Griechisch: Übersetzung und grammatischer Kommentar von Sophokles „Ajax“, V. 940—970, Edit. Brunck (οἱ δ'οὖν γελώντων-ὥσπερ οὖν μέλει . .), und ein Exercitium. — Von den Urtheilen über diese Arbeiten kennt man nur noch dasjenige, welches Hesekiel*) überliefert hat. Danach soll die lateinische Arbeit die Note erhalten haben: „Oratio est lucida ac latina, sed non satis castigata.“

Der schriftlichen Prüfung folgte am 3. April 1832 die mündliche, der als Regierungskommissar der Wirkliche Oberkonsistorialrath Nolte beiwohnte. Aus dem Protokoll geht hervor, dass Direktor Köpke in lateinischer Sprache Fragen aus dem Gebiet der ägyptischen, persischen und griechischen Geschichte stellte, und daran eine Prüfung der Kenntnisse in der mittleren und neueren Geschichte, vom Ende der Kreuzzüge bis zur Zeit Napoleons I. knüpfte; Bismarcks Antworten gehörten zu den besten. Auch seine fliessende Übersetzung aus den Annalen des Tacitus wurde lobend erwähnt; in der Mathematik, dem Griechischen und der Philosophie — über die „Kräfte der Seele“ — erschien sein Wissen „genügend“. Auf Grund der günstigen Ergebnisse der Prüfung wurde zwanzig Primanern das Zeugniss der Reife ertheilt, davon erhielten acht die Nummer eins, die restlichen zwölf, zu denen auch Bismarck gehörte, die Nummer zwei. Am 14. April fand dann die feierliche Entlassung statt, bei welcher dem siebenzehnjährigen Junker Otto folgendes Dokument überreicht wurde:

Nummer zwei.

Entlassungszeugniss.

1. Name des Geprüften und Stand seines Vaters:
   Leopold Eduard Otto von Bismarck, $16^3/_4$ Jahre alt, evangelischer Konfession, aus Schönhausen in der Altmark, Sohn des Gutsbesitzers auf Kniephof in Pommern.
2. Zeit des Schulbesuchs:
   Er war 2 Jahre, von Sekunda an, Schüler des Gymnasii und $1^1/_2$ Jahr in Prima.
3. Aufführung gegen Vorgesetzte und Mitschüler:
   Stets anständig und wohlgesittet.
4. Fleiss:
   War zuweilen unterbrochen, auch fehlte seinem Schulbesuche unausgesetzte Regelmässigkeit.
5. Kenntnisse:
   Sind im Lateinischen gut, sowohl im Verständniss der Schriftsteller als in seinen schriftlichen Übungen; im Griechischen ziemlich gut; im Deutschen

*) George Hesekiel, das Buch vom Fürsten Bismarck, Bielefeld 1873.

besitzt er eine sehr erfreuliche Gewandtheit, und in der Mathematik, Geschichte und Geographie ein befriedigendes Maass von Kenntnissen. Von den neueren Sprachen hat er die französische und englische Sprache mit besonderem Erfolge getrieben.

Er wird in Bonn, Genf und Berlin Jura und Cameralia studiren, und wir entlassen diesen fähigen und wohlvorbereiteten Jüngling mit unseren besten Segenswünschen und der Hoffnung, dass er mit erneutem Eifer an seiner ferneren wissenschaftlichen Ausbildung arbeiten werde.

Berlin, den 3. April 1832.

Verordnete Prüfungskommission
des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster.

Unter den 20 Abiturienten waren die künftigen Theologen am stärksten vertreten (6), dann kamen die Juristen (5) und Mediziner (5), und endlich die Philologen (3) und ein Naturwissenschaftler.

Seinen Plan, in Bonn, Genf und Berlin Jura zu studiren, hat Otto v. Bismarck den Wünschen der besorgten Mutter opfern müssen; an die Stelle von Bonn trat die „Universität der vornehmen Welt“ Göttingen, und Genf wurde ganz gestrichen. — —

Soviel über die Schulzeit Ottos von Bismarck, von deren Einfluss auf sein Leben der Achtzigjährige am 21. April 1895, beim Empfang der Abordnung der alten Burschenschafter sagte:

„Ich war von den Berliner Gymnasien mit nationaler Gesinnung, ja ich muss sogar sagen, mit ziemlich republikanischer abgegangen, ohne dass irgend eine Absichtlichkeit im Unterrichtsplan dahin zugespitzt war; aber in uns jungen Leuten wirkte der ganze Strom, den wir aufnahmen, dahin, dass wir für Harmodios und Aristogeiton eine gewisse Sympathie übrig behielten und es schwer verständlich fanden, warum so viele Leute Einem gehorchten, wenn er ihren Wünschen und ihrer Geschmacksrichtnng als Herrscher nicht entsprach . . . .“

Aus der Erinnerung an den Chedîw Isma‘il.

Von
GEORG EBERS.

Die Biographie eines Morgenländers für einen Leserkreis zu schreiben, der grösstentheils dem Orient fern steht, ist ein missliches Unterfangen. Ganz verdeutlichen liesse sich in einer solchen die zu schildernde Persönlichkeit nur, wenn es gestattet wäre, der Umgebungswelt, in der sie erwuchs und wirkte, ein tieferes Eingehen zu schenken. Dies ist uns in diesem Falle versagt. Es würde sich übrigens auch durch die Bedeutung des Mannes, dessen wir hier zu gedenken haben, kaum rechtfertigen lassen. Zu den Herrschergestalten, die ihrem Lande und Volke den Stempel ihres Wesens aufdrückten, darf man ihn nicht zählen. Dennoch verdient der Chedîw Isma‘il wohl, dass seiner, nachdem er in der Verbannung die Augen schloss, gedacht wird; denn seine guten Eigenschaften und verdienstlichen Thaten wogen gewiss nicht leichter als seine Fehler und Vergehen. Zeiht

man ihn auch mit vollem Rechte maassloser Verschwendung, wurde er auch von besonnenen Männern beschuldigt, niedere Habsucht und das eitele Verlangen, von Europa aus Lobsprüche zu ernten, hätten ihn zu seinen nützlichsten und erfolgreichsten Unternehmungen veranlasst, soll man sich doch hüten, den Stab vorschnell über ihn zu brechen. Jedenfalls war ein grosser Theil der ungeheueren Summen, die er verausgabte, fruchtbringenden Unternehmungen gewidmet, und darunter auch nicht wenigen, die erst den Kindern und Enkeln zu Gute zu kommen verhiessen. Seines lebhaften Interesses auch an geistigen Bestrebungen hörten wir nirgend gedenken. Selten auch wurde anerkannt, dass er zu den fleissigsten Arbeitern gehörte. Dennoch war er ein rastlos thätiger Mann, und das sollte ihm um so höher angerechnet werden, je seltener orientalische Fürsten dies Lob verdienen. Sein Anrecht darauf bleibt, denken wir, bestehen, wenn auch der Löwenpart seiner Thätigkeit der Vermehrung des eigenen Vermögens und der Steigerung des Ansehens seines Hauses gewidmet war.

Den Lobrednern, die ihn vor der Thronbesteigung einen heldenhaften Heerführer sein lassen, der den Muth und andere Eigenschaften seines tüchtigen Vaters, des grossen Feldherrn und Siegers von Nisibi, erbte, meinen wir dagegen ebenso bestimmt den Glauben versagen zu müssen, wie wir den Schmeichlern widersprechen, die ihn bald nach Eröffnung des Suezkanals als den grossmüthigsten aller Sterblichen priesen. Der Chedîw Isma'il war vielmehr, wie diejenigen, die ihm nahe standen, versichern, ein furchtsamer Mann, und wo er sich am grossmüthigsten zeigte und eine allerdings ans Unglaubliche grenzende Freigebigkeit übte, veranlasste ihn dazu entweder das dem Verschwender eigene Wohlgefallen an grossen Ausgaben oder auch — und dies in erster Reihe — manche sehr nüchterne geschäftliche oder staatsmännische Erwägung. Dass sein gutes Herz ihn auch bisweilen veranlasste, aus freiem Antrieb tief in den Beutel zu greifen, soll darum ebenso wenig geleugnet werden, wie dass er für die Wohlfahrt seines Landes zu grossen Opfern bereit war.

Wenn er Millionen auf Millionen steuerte, um es F. von Lesseps zu ermöglichen, die Durchstechung der Landenge von Suez, die schon unter seinem an Geist und Gaben weit hinter ihm zurückstehenden Vorgänger Sa'id Pascha in Angriff genommen worden war, fertig zu stellen, und auch andere Millionen willig hergab, um die Eröffnung des vollendeten Unternehmens mit märchenhafter Pracht und maasslosem Aufwand zu feiern, darf man nicht daraus schliessen, dass ihn die geniale Sorglosigkeit eines ungezügelt hochfliegenden Geistes dazu veranlasst habe. Vielmehr erwartete er von dem Kanal selbst zunächst nur eine wachsende Vergrösserung seiner Einkünfte; was aber die Eröffnungsfeier angeht, deren glänzendste Momente allerdings in das Reich der Wunder gehörten, so darf man sie eine Pyramide nennen, die Isma'il der eigenen Eitelkeit errichtete, und dazu eine wohlgelungene Spekulation. Wie der kluge Geschäftsmann und grösste Zucker-

fabrikant auf Erden vorausgesehen hatte, kam sein Entschluss, bei dieser Feier die orientalische Gastlichkeit auf die Spitze zu treiben, der neuen Wasserstrasse aufs Wirksamste zu Gute. Aus je weiterer Ferne nämlich der glänzende Riesenbau dieses Festes sichtbar war, je fester er den Blick aller Zeitungsleser der Welt, Wochen, ja Monate lang auf sich zog, desto besser erfüllte er seinen Zweck, jede weitere Reklame unnöthig zu machen.

Während jener Feiertage sondergleichen war der maritime Kanal ausserdem noch keineswegs völlig vollendet; ein grosser Theil der Gäste des Chedîw gehörte aber der Tagespresse an, und es war darum zu hoffen, dass diejenigen, die es sich gefallen liessen, wochenlang auf Kosten des freigebigsten aller Wirthe das Meer und den Nil zu befahren, sich beherbergen zu lassen, zu tafeln und zu zechen, wenn auch nicht falsche so doch nachsichtige Berichterstatter sein würden. Der Dampfer, der den Schreiber dieser Zeilen aufgenommen hatte, war, wie fast alle grösseren Schiffe, bei der Fahrt durch den Kanal mehrfach auf den Sand gerathen und hatte einmal erst nach stundenlangen Anstrengungen wieder flott gemacht werden können; doch war dieser Aufenthalt weder ihm noch seinen Reisegefährten beklagenswerth erschienen, während der Champagner floss und eine auserlesene Gesellschaft aus allen Ländern der Erde in hochgehobener Stimmung sich aufs Beste unterhielt. Wie oft bekam man das Wort *„ensablé“* zu hören! Es hatte indess einen heiteren Klang, und eine Sammlung von Euphemismen, mit denen man den Begriff des „im Sande Festgefahrenseins“ mehr umging, als zum Ausdruck brachte, würde ergötzlich genug ausgefallen sein. Was noch nicht vollendet war, konnte ja auch bald mit Hülfe der grossen Baggermaschinen, an denen es nicht fehlte, fertiggestellt werden. Dass die Mittel dazu sich beschaffen lassen würden, bezweifelten wenige der Gäste. Sie fanden sich auch in der That, weil es der neuen Wasserstrasse von Anfang an nicht an Dampfern fehlte, die sie passirten und den hohen Durchgangszoll bezahlten. Dennoch ist bei dem damaligen Stand der Finanzen des Unternehmens die Frage, was aus dem unfertigen Kanal geworden wäre, wenn ihm die Schiffe der seefahrenden Völker noch lange fern geblieben wären, keineswegs müssig. Die Ungeduld des Chedîw, deren wir noch zu gedenken haben, hätte das grossartige, unendlich wichtige Unternehmen auf Jahre hinaus dem Weltverkehr vorenthalten können, wäre nicht in Folge seiner schnellen Benutzung die drohende Gefahr von ihm abgewendet worden. Der riesenhafte Reklameakt, der auch der Eitelkeit Isma'ils schmeichelte, machte zugleich wieder gut, was seine Hast zu verderben drohte.

Waren es also auch nichts weniger als selbstlose Beweggründe, die Isma'il veranlassten, so grosse Opfer für die Herstellung des Suez-Kanals und für seine glänzende Eröffnung zu bringen, so möchten wir dennoch mit aller Entschiedenheit behaupten, dass es weder allein der leidenschaftliche Wunsch, auch in Europa für einen hervorragenden Staatsmann und für einen weitsichtigen, allen Anforderungen der Kultur seiner Zeit gewachsenen

Regenten gehalten zu werden, noch ausschliesslich das Verlangen, seine Einkünfte zu vergrössern, war, was ihn veranlasste, diejenigen Einrichtungen ins Leben zu rufen, die seinem Volke am meisten zu Gute kommen sollten. Er liebte vielmehr sein Land, und es lag ihm aufrichtig am Herzen, ihm zu nützen und auch Ägypten mit den Errungenschaften der europäischen Kultur, zu denen er mit Bewunderung aufschaute, zu beschenken, als er es unternahm, das Delta mit einem Netz von Schienen zu überspannen, eine Eisenbahn den Nil entlang — zu seiner Zeit bis nach Siut und ins Fajjûm — zu führen und den Telegraphendraht von Stadt zu Stadt, am Ufer des Stromes bis nach Chartûm und am Strande des Rothen Meeres hin, durch das Fruchtland und auf langen Strecken auch durch die Wüste zu leiten. Ebensowenig glauben wir, dass es nur Regungen der Eitelkeit und materielle oder geschäftliche Erwägungen waren, was ihn bewog, den Hafen von Alexandria mit einem ungeheueren Kostenaufwand zu vergrössern, zu sichern und sammt anderen Plätzen am Mittelmeer mit Befestigungen zu versehen, seine Residenzen mit Gas zu beleuchten, das Kanalnetz des ganzen Landes zu verbessern und für die Pflanzung schattenspendender Bäume zu sorgen.

So gewiss er bei der Anlage der vielen Zuckerfabriken, deren Schornsteine sich jetzt an beiden Ufern des Nils in grosser Zahl erheben und an Höhe die Obelisken überbieten, die seine Vorfahren errichteten, nur an Gelderwerb dachte, so sicher er besonders, um in Europa die Angriffe der Menschenfreunde zum Schweigen zu bringen und den Beifall der christlichen Welt zu ernten, die Zwangsarbeit wenigstens im Prinzip aufhob, gegen den Sklavenhandel einschritt und den Missionsgesellschaften manchen Vorschub leistete, ebenso gewiss veranlassten ihn reinere und höhere Beweggründe, den öffentlichen Unterricht zu heben, das Medizinalwesen zu verbessern und vielen seiner Unterthanen europäische Bildung zugänglich zu machen. Dabei griff er freilich zuweilen fehl und suchte Edelreiser in Wildlinge zu propfen, die zu ihrer Aufnahme noch nicht fähig waren. Auch hier verdarb die ihm eigene Ungeduld Manches. Bevor das Fundament befestigt war, sollten dem Bau Thürme aufgesetzt werden. So ist es wohl begreiflich, dass er, der sich als Nachfolger der Pharaonen fühlte, junge Aegypter mit der Glanzzeit ihres Volkes im Alterthum vertraut zu machen wünschte. Statt die Auserwählten jedoch zunächst mit der nöthigen Vorbildung auszurüsten, entnahm er sie arabischen Schulen und trug Heinrich Brugsch auf, sie zu Ägyptologen zu machen. Wenn einem, so hätte unserem gelehrten und lebensvollen Landsmanne dies Werk gelingen können; doch bald genug zog er sich davon zurück, weil er einsah, dass die handwerksmässig erlernte Wissenschaft auch die begabtesten seiner Schüler nur — ich bediene mich seiner eigenen Worte — nur zu „Fabrikanten von falschen Skarabäen“ gemacht haben würde.

An das Werk der Reorganisation der Gerichtsbarkeit ging Isma'il mit Unlust, weil er fühlte, dass sie bei seinem Unvermögen, den Forderungen

der europäischen Mächte Widerstand zu leisten, mehr den Fremden als seinen Unterthanen zu Gute kommen würde. Mit welchen Gefühlen er es that, mag dahingestellt bleiben, doch ist es gewiss, dass er auch christliche Glaubensgenossenschaften beim Bau neuer Kirchen freigebig unterstützte.

Was die Förderung von Europa ausgehender wissenschaftlicher Unternehmungen angeht, an der Isma'il es nicht fehlen liess, fühlen wir uns berechtigt, denen mit aller Bestimmtheit entgegenzutreten, die auch noch in jüngster Zeit behaupteten, Isma'il habe ihnen aus kluger Berechnung und ohne sich auch nur um die Ziele zu bekümmern, die sie verfolgten, Vorschub geleistet. Diese Beschuldigungen sind grundfalsch. Sie werden indess eher auf oberflächlicher Kenntniss des wahren Sachverhalts und auf einer leicht erklärlichen Verwechselung beruhen als auf übelem Willen; denn man konnte den Verstorbenen während seiner Regierungszeit allerdings manches Projekt unterstützen sehen, das ihm nicht nur gleichgültig, sondern widerwärtig sein musste. Zur Erklärung dieser befremdlichen Thatsache und zur Begründung unserer Überzeugung sei uns das Folgende zu bemerken gestattet.

Selten wurde ein Herrscher von einer übel gesinnten, beutegierigen Umgebung so hartnäckig umdrängt und schamlos ausgebeutet wie der Chedîw Isma'il. Aus allen Ländern Europas kamen diese Parasiten an seinen Hof, um bei ihm das tägliche Brot oder neue Mittel zu finden, die Ausschweifungen fortzusetzeu, die sie daheim zu Grunde gerichtet. Verwegene, schlaue und dazu geschäftskundige Abenteuerer wussten sich mit dem Vorsatze, ihm ein Vermögen abzulisten, Einlass bei ihm zu verschaffen. Waren die Eindringlinge, die dem geschäftlichen Leben fern standen, und unter denen manche stolze Namen trugen, von liebenswürdig-einschmeichelndem Wesen, warf er ihnen, wie ein fürstlicher Herr im Mittelalter dem Schalksnarren, zum Dank für die Unterhaltung, die sie ihm gewährt, Gold in den Schooss oder vor die Füsse. Manche konnte er indess, auch wenn sie ihm missfielen, nicht von sich abschütteln; denn sie waren ihm von hohen Gönnern, oft sogar von regierenden Häuptern, die ihm Gegendienste leisten konnten, empfohlen worden. Besonders aus dem napoleonischen Frankreich wurden ihm verkommene Wüstlinge, die den vornehmen Familien, denen sie angehörten, auflagen, nachdem sie die Möglichkeit eines ehrlichen Fortkommens daheim verscherzt hatten, als wohlverwendbare Leute mit dringenden Empfehlungen — wenn der Ausdruck erlaubt ist — auf den Hals geschickt. Bald genug bildete sich um ihn her eine Camarilla, in der diese Elemente das grosse Wort führten, und die immer stärkeren Einfluss auf den wenig muthigen und viel zu sehr von Rücksichten jeder Art beeinflussten Fürsten gewannen. Warum er, trotz des bitteren Tadels und der zahlreichen Angriffe, die er sich um ihretwillen gefallen lassen musste, an ihr festhielt, ist schwer begreiflich. Ibrahim Pascha Taufîq*), der dem

*) Nicht zu verwechseln mit dem Chedîw Taufîq, dem vor dem Vater und Vorgänger verstorbenen Sohne Isma'ils.

Verstorbenen zwanzig Jahre lang nahe stand, sucht es in der Zeitschrift „*L'Égypte*" zu erklären, indem er mittheilt, dass der Chedîw, wenn redliche Freunde es wagten, ihn auf die Unwürdigkeit seiner Umgebung hinzuweisen, keineswegs für sie eingetreten sei, sondern nur gefragt habe: „Was soll ich thun? Die ehrenwerthen Leute verlangen, dass ich sie am eigenen Herd aufsuche. Das lässt sich nicht immer machen. So bin ich denn genöthigt, mich derer zu bedienen, die mich nun einmal umgeben. „*Je suis souvent mal servi, c'est vrai, mais enfin je suis servi.*"

Die Resignation des Morgenländers und Muslim! Logischer wär' es gewesen, hätte Isma'il gesagt, er sehe sich diejenigen zu benutzen gezwungen, die er um ihrer Empfehlungen willen in seiner Nähe dulden müsse. Damit wäre auch die Antithese, die denjenigen, die erst aufgesucht werden wollten, die anderen gegenüberstellt, die man ihm aufgedrängt hatte, besser zum Ausdruck gekommen.

Wer die Umgebung dieses Herrschers kennen lernte, der wird leicht begreifen, dass sie ihn misstrauisch machte, und den Ausruf Ibrahim Pascha Taufîqs verstehen: „*Que de tripotages, que de gens tarés a vu le règne d'Ismaïl!*"

Diese Leute nun, die sämmtlich nichts als schnöde Habsucht ihm zugeführt hatte, wussten ihn oft genug zur Unterstützung irgend eines Unternehmens zu bestimmen, von dem sie allein Vortheil erwarteten. Was aus solchen abenteuerlichen Projekten wurde, kümmerte Isma'il dann natürlich nicht im geringsten. Wie oft ertheilte er den „gut Empfohlenen" sogar Konzessionen zu Vorhaben, von denen sein Scharfblick voraussah, dass sie unausführbar wären. Andererseits bemühten sich auch gewissenlose Abenteuerer, in der Hoffnung auf unüberwindliche Hindernisse zu stossen, obrigkeitliche Erlaubnisse zu erhalten, um, sobald sich die Unmöglichkeit, das bewilligte Unternehmen durchzuführen, eingestellt hatte, Schadenersatz zu fordern. „Schadenersatz!" Wie oft bekam auch der Unbetheiligte dies Wort in Kairo zu hören. Wie viele Geschichten und Anekdoten knüpften sich daran. Im Schatzamte wurde es wie kein anderes gefürchtet. Es war auch in der That ein Moloch, der Millionen auf Millionen verschlang. Auf „Schadenersatz" spekulirten die grossen Glücksritter bei ihren kühnsten Anschlägen, um „Schadenersatz" zu erlangen, übten Kleine die unwürdigsten Listen. Der Photograph, der seinen Apparat mitten unter den Pilgern in Thätigkeit setzte, die in gehobener Stimmung am Birket el-Hagg bei Kairo vor dem Aufbruch der von Engeln begleiteten Karawane nach Mekka lagerten, und dafür, wie er vorausgesehen hatte, überfallen und durchgebläut wurde, trug seine braunen Flecke in der Hoffnung auf „Schadenersatz" zufrieden nach Hause. Er wurde denn auch, Dank den Bemühungen seines Konsuls und dem Wunsche des Chedîw, das angenehme Verhältniss mit der Obrigkeit seines Heimathstaates nicht getrübt zu sehen, bewilligt.

Diesem wie manchem ähnlichen Anschlage der Kleinen wohnt wenigstens

ein Beigeschmack von Humor inne. Auch daran fehlt es denen der Grossen die dem gemeinen Betrug ähnlich sehen wie ein Giftpilz dem anderen. Nu einer dieser üblen Streiche kann kaum verfehlen, durch seine eigenartige Frechheit erheiternd zu wirken. Ein bedeutender Kaufmann in Triest, der für den Hofhalt des Vizekönigs Sa'îd Tafelobst geliefert hatte, sandte nach dem Tode dieses Fürsten, des Vorgängers Isma'ils, eine Rechnung ein, deren Höhe von dem Schatzamte des neuen Regenten beanstandet wurde, weil sie — wir behielten die Zahl im Gedächtniss — mit 85,000 Francs oder gar Gulden abschloss. Der Triestiner bestand indess auf seiner Forderung und begründete sie durch einen Brief aus dem Küchendepartement des verstorbenen Sa'îd, in dem er ersucht wurde, künftig weniger, aber besseres Obst zu schicken. Aus diesem Schreiben sollte hervorgehen, eine wie grosse Menge Früchte er geliefert. Obgleich dies wunderliche Argument kaum als entscheidend angesehen werden konnte, wurde dennoch Zahlung geleistet; denn derjenige, der sich seiner bedient hatte, gehörte zu den einflussreicheren Finanzmännern Österreichs, und seiner Mitwirkung bei der nächsten Anleihe zu Liebe, biss man weiter in seine saueren Äpfel.

Diese Anekdoten, für deren Wahrheit wir übrigens einstehen, genügen um es begreiflich erscheinen zu lassen, dass Isma'il oft nicht nur gleichgültig sondern mit einem Fluch auf den Lippen den Unternehmungen der Fremden in seinem Reiche zusah. Dennoch öffnete er bei mancher Gelegenheit den Beutel mit aufrichtigem Vergnügen, um eine Sache zu unterstützen, die ihm um ihrer selbst willens seines Beistandes werth schien. Dass er aber gerade denjenigen Bestrebungen, die nicht nur der Mehrzahl seiner Glaubensgenossen, sondern auch den niedrig gesinnten Glücksrittern und Genussmenschen, die seine Umgebung bildeten, höchst gleichgültig waren, ja ihnen sogar verächtlich erschienen, sein Interesse zuwandte und ihnen auch freigebig Vorschub leistete, das gereicht ihm zu besonderer Ehre. Es berechtigt uns daneben auch denjenigen zu widersprechen, die Isma'il gerade wegen seines Verhaltens gegen jene Parasiten für einen charakterlosen Mann erklärten. Gewiss wäre der Gleichmuth, mit der er sich von diesem Gesindel ausplündern liess, für einen Europäer unverzeihlich gewesen: der Chedîw Isma'il war jedoch ein Orientale. Um sich die Ruhe zu wahren, liess er sich's willig etwas kosten.

Gegenüber manchen Angelegenheiten, die ihm am Herzen lagen, bestand er dagegen, wie gesagt, jedem Einspruche zum Trotz, auf dem eigenen Willen. In unserem „Cicerone durch das alte und neue Ägypten“ zeigten wir, wie selbst gelehrte Muslimen auch nicht die geringste Theilnahme für das Alterthum und die Denkmäler der Vorzeit besassen. Ja sie erschienen ihnen als Heidenwerk so verächtlich, dass sie sich schämten, auch nur von ihnen zu reden. Dies ging so weit, dass wohlunterrichtete Geographen und Reiseschriftsteller in ihren ausführlichen Werken zwar jedes Heiligengrabes erwähnen, dagegen aber der grossartigsten Reste der

altägyptischen und griechischen Kunst mit keinem Worte gedenken. Noch vor wenigen Lustren schienen selbst die Pyramiden den muslimischen Kairenern nicht werth, sie, die für sie auf einem kurzen Eselritt erreichbar sind, aus der Nähe zu betrachten. Als der Chedîw Isma'il nun den Denkmälern aus der Pharaonenzeit ein lebhafteres Interesse zuzuwenden und bedeutende Summen für Ausgrabungen u. s. w. aufzuwenden begann, hatte er darum gegen den lebhaften Einspruch hochstehender Muslimen zu kämpfen. Die europäischen Parasiten belächelten seine Opferwilligkeit für diese Dinge, von denen nur insofern ein materieller Vortheil zu erwarten stand, als sie einige Fremde mehr nach Aegypten zu ziehen und den Hôtels u. s. w zu Gute zu kommen verhiessen. Doch Isma'il liess sich in diesem Falle nicht irre machen, und wenn er Auguste Mariette die Mittel in die Hand gab, seine seltene Findigkeit als Ausgräber zu bewähren, Tempel freizulegen, und die Fellachen, die sich mit Weib und Kind, Vieh und Ackergeräth in ihnen eingenistet hatten, aus ihnen zu entfernen und für die Erhaltung der Denkmäler Sorge zu tragen, so that er es, weil der französische Chef der Alterthümer in Ägypten, es in seiner jovialen und dazu fesselnden Weise verstanden hatte, ihm das Verständniss für ihre Bedeutung zu erschliessen und ihn mit Achtung vor ihnen zu erfüllen.

Auch was sonst auf wissenschaftlichem Gebiet in seinem Reiche unternommen werden sollte, förderte er mit offener Hand, sobald ihm erklärt worden war, was es bezweckte und dies seine Theilnahme wachrief. So liess er z. B. der von G. Rohlfs geleiteten Expedition, aus der Carl Zittels schöne Briefe aus der Libyschen Wüste, Paul Aschersohns botanische Studien etc. hervorgingen, eine reiche Subvention zu Theil werden, weil man es verstanden hatte, ihn für ihre Aufgaben zu interessiren. Das Gleiche dürfen wir von der Bereitwilligkeit behaupten, mit der er Ernst Häckel für die Erforschung der Fauna des Rothen Meeres einen Dampfer zur Verfügung stellte, und glauben es gegenüber den Erleichterungen annehmen zu dürfen, die er Georg Schweinfurth und anderen europäischen Gelehrten bei ihren Forschungsreisen gewährte. Auch noch in der Verbannung als Privatmann, dem die Gunst der abendländischen Fürsten wenig mehr zu gewähren vermochte, geizte er nicht, wo es galt, idealen Bestrebungen, die ihm sympathisch waren, mit seinen immer noch reichen Mitteln Vorschub zu leisten. Wie hoch er die Kultur des Abendlandes und seine Bildungsmittel hielt, das bewies er auch durch die Erziehung, die er seinen Söhnen angedeihen liess. Der eine, Ibrahim Hilmy, der ihm ins Exil gefolgt war, ein wohlunterrichteter Mann, fand den Vater freudig bereit, ihm die Arbeit mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu erleichtern, als er es unternahm, ein grosses bibliographisches Werk zu verfassen. In zwei fürstlich ausgestatteten Foliobänden umschliesst es die Titel sämmtlicher als Bücher oder in Journalen erschienenen Schriften über Ägypten und den Sudan und zeugt aufs Lebhafteste für den Sammelfleiss

und den wissenschaftlichen Sinn des Verfassers. In der Widmung an den Vater, die der Sohn diesem Werke voranschickt, heisst es: „In den finsteren Tagen, die über die Ägypter kamen, setzen die Nachkommen Mehemed Alis immer noch ihre Hoffnung und die Hoffnung ihres Landes auf den, der achtzehn Jahre lang so angestrengt arbeitete, um seine Wohlfahrt und Fruchtbarkeit zu steigern, und der ohne ein murrendes Wort die Bitterniss der Verbannung trug."

Die Wärme dieser Anerkennung darf der Pietät des Sohnes zugeschrieben werden, doch lobt Hilmy nichts an dem Dahingegangenen, was nicht wirklich zu rühmen gewesen wäre. Ja es könnte Isma'il noch manches andere Gute nachgesagt werden. So hatte er sich gezwungen gesehen, seinen ihm feindlich gesinnten Bruder Mustapha in die Verbannung zu schicken. Von dort aus hörte der gekränkte Mann nicht auf, ihm mit seltener Gehässigkeit Steine in den Weg zu werfen, ja ihm nach dem Leben zu trachten. Als Mustapha aber völlig verarmt die Augen schloss, gab Isma'il seinen Nachkommen reichlich zu leben und nahm sie unter die Seinen auf, obgleich er sie im Elend hätte zu Grunde gehen lassen können.

Dieser gütigen Gesinnung entsprach auch sein äusseres Wesen. Die wohlgebildeten, angenehmen, nur etwas zu vollen Züge des kaum mittelgrossen, breitschulterigen Mannes zeugten für sein freundliches Gemüth; daneben aber für einen zwar geweckten, doch etwas nüchternen Geist. Ohne den Tarbusch, den er zu tragen pflegte, hätte man ihn für einen Deutschen oder Holländischen Kaufherrn in günstigen Verhältnissen halten können. Es lag etwas Behagliches in seiner ganzen Erscheinung, die in nichts der Vorstelluug entsprach, die der Europäer sich von dem Morgenländer bildet. Das Gleiche galt auch, trotz des stattlichen weissen Bartes, der ihn im Alter schmückte, von seinem berühmten Grossvater, dem Macedonier Mehemed Ali. Das Haar wie der kurz gehaltene Bart Isma'ils waren braun, seine Augen, deren Farbe ich nicht mehr zu bezeichnen wage, keinenfalls von glänzendem Schwarz. Sie konnten bei öffentlichen Empfängen und wo es zuzuhören galt, recht müde und gelangweilt dreinschauen. Ward er zum Widerspruch gereizt oder gab er gar einer zornigen Erregung lebhaft Ausdruck, so gewann nicht nur sein Blick, sondern seine ganze Persönlichkeit etwas so leidenschaftlich Bedrohliches, dass ich meinem französischen Tischnachbar Recht geben musste, als er mir zurief: „Da haben Sie ihn ohne die Pariser Tünche! Der Mamlukensultan, dem es auf ein paar Dutzend Köpfe nicht ankommt." Auch der Fluss seiner Rede — er sprach gern und geläufig französisch — wurde von der Bewegung seiner Seele eigenthümlich beeinflusst, indem sich dann die Gewohnheit, den sonderbaren Satz „*comme ci, comme cà et cetera*" — als Gedankenpause recht oft in die Rede zu mischen, zur schwererträglichen Unart steigerte. Wir begegneten dem Verstorbenen zu selten, um uns, wie ihm näher Stehende, an diese Wunderlichkeit zu gewöhnen.

Es lag, wie gesagt, etwas Bedrohliches in dem ganzen Wesen des Chedîw Isma'il, während er seinem Unwillen Ausdruck verlieh, und doch war er nichts weniger als ein grausamer Tyrann. Das beweist schon das Verhalten gegen seine feindlichen Anverwandten, dessen wir gedachten. Dennoch wurde ihm in Kairo nachgesagt, er hätte sich mehrere ihm missliebige Würdenträger ohne Untersuchung und Richterspruch, ganz in der Weise morgenländischer Despoten, aus dem Wege räumen lassen, und in Ober-Ägypten hörten wir von Anverwandten der Verfolgten und Hingerichteten, mit wie blutiger Strenge noch unter Isma'il nicht nur die Anhänger eines gewissen Achmed Taijîb, der zu Gau el-Kebîr einen Aufstand gegen die Regierung angezettelt und geleitet hatte, sondern auch die gesammten, meist unschuldigen Sippen der Betheiligten, verfolgt, gefangengesetzt und getödtet worden wären. Die furchtbaren Grausamkeiten, die in diesem Falle sicher vorkamen, sind indess, wie wir versichern hörten, mehr den ausführenden Behörden als dem Fürsten zur Last zu legen. Was die getödteten Würdenträger angeht, darf man wohl Ibrahim Pascha Taufîq glauben, wenn er — nach dem Tode Isma'ils — versichert, dass sie niemals auf Befehl des Chedîw oder überhaupt getödtet worden wären. Der Muffetisch, von dem alle Welt sich erzählte, er sei auf Wunsch des Chedîw erdrosselt oder wohl auch vergiftet worden, soll nach diesem zuverlässigen Gewährsmanne, auf seiner Dihabîje nach einigen Anfällen von Geisteskrankheit eines natürlichen Todes gestorben sein. Nur in einem Falle, giebt unser Zeuge zu, habe Isma'il einen hohen Beamten — und zwar durch Stockprügel — ums Leben bringen lassen. Eine harte Strafe! Und doch gereicht sie dem orientalischen Machthaber, der sie vollziehen liess, kaum zum Vorwurf; denn derjenige, den sie ereilte, hatte Isma'il, nachdem er ihn, seinen früheren Kammerdiener, zur hohen Würde eines Pascha erhoben und mit dem höchsten Vertrauen geehrt, aufs Schnödeste hintergangen und an der empfindlichsten Stelle verwundet, indem er schöne Sklavinnen, die des besonderen Wohlgefallens seines Gebieters genossen, zur Untreue verleitete. Dergleichen nicht blutig zu rächen, wenn es in seiner Macht stand, wäre schimpflich für den Morgenländer gewesen. Gerade solchen Anlässen gegenüber darf man nicht vergessen, wo der Thron des zu Beurtheilenden steht und über welches Volk er gebietet.

Der hochbegabte Grossvater Isma'ils, Mehemed Ali, dessen wir schon gedachten, fand — und in mancher Hinsicht mit vollem Rechte — begeisterte Lobredner auch unter hervorragenden Europäern, die ihm persönlich nahe gekommen waren, und doch liess er beinahe ein halbes Tausend (480) Mamluken, die er zu Gast geladen, an der nämlichen Stelle und zur gleichen Stunde niedermetzeln. Diese Greuelthat, die an der Nibelungen Tod erinnert, wurde in unserem Jahrhundert, am 1. März 1811, auf der Citadelle von Kairo begangen. Nachdem sie gelungen war, liess Mehemed Ali sich von seinem italienischen Leibarzte ein Glas Wasser reichen, trank es aus und setzte es

mit einem langgedehnten „ah“ nieder. Er war sich bewusst, das einzige Mittel angewandt zu haben, das seinem Lande die Ruhe wiederzugeben verhiess. Das Blut, womit der Grossvater sich damals befleckt hatte, indem er auch noch in der Provinz an 600 Mitglieder des stolzen und übermüthigen Mamlukenadels ermorden liess, machte es seinem Enkel möglich, ein milder Herrscher zu bleiben.

Der Vorfall, der in unserer Gegenwart den Zorn des Chedîw Isma'il erregte, galt einer Störung der öffentlichen Sicherheit, die er in einer Weise befestigt hatte, die sie nach seiner Vertreibung, auch nachdem die Engländer die Leitung der Polizei übernommen hatten, nie wieder erreichte. Als es uns gestattet war, an seinem Frühstück theilzunehmen, durfte er sich mit vollem Recht rühmen, dass es sich in seinen Staaten nicht weniger sicher weilen und wandern lasse als in England, in Sachsen oder Baden. Dennoch war eine freche Räuberbande durch einen unterirdischen Gang, den sie heimlich gegraben, in einen Juwelierladen gedrungen und hatte ihn völlig ausgeplündert. Eben war die Nachricht zu Isma'il gelangt, dass man der Thäter noch nicht habhaft geworden. Aufs tiefste erregt, verlangte er ihre Einbringung, ihre Bestrafung. Die öffentliche Sicherheit, sein bestes und liebstes Werk, sei geschändet worden. Er werde sie indess herzustellen und jedem, der sie störe, den Kopf vor die Füsse zu legen wissen. Dabei leuchteten die matten Augen ihm feurig auf, und die kleine fleischige Hand. die mir eben noch wie ein Sinnbild der Gleichgültigkeit vorgekommen war. ballte sich energisch zur dreinschlagenden Faust. Aber dieser Ausbruch des Zornes machte bald einer anderen Regung Platz. Immer noch lebhaft genug unterbrach er sich selbst mit dem Rufe: „Doch meine Augen setze ich zum Pfand, dass kein einziger Ägypter an dieser Schandthat theilnahm. Europäer waren es, die sie begingen: Griechisches, Italienisches Gesindel!“ — Dann flog ihm ein halb wehmüthiges, halb höhnisches Lächeln um die bärtigen Lippen, und mit einem vielsagenden Achselzucken fuhr er fort: „Sehe hich recht, so nöthigen mich die hohen Regierungen der räuberischen Schurken schliesslich noch, ihnen für die kostbare Zeit, die sie im Gefängniss verloren, Schadenersatz zu zahlen. Was meinen sie, Herr Consul?“ Damit wandte er sich an den Vertreter des Deutschen Reichs ihm gegenüber.

Von diesem wohl unterrichteten Manne erfuhr ich später mancherlei. was die Befürchtungen des Chedîw bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen schien. Mit seiner Bestimmung der Nationalität des Raubgesindels hatte Isma'il ins Schwarze getroffen.

Ein anderes Mal sah ich seinen Blick in ruhigerem Glanze aufleuchten. Auguste Mariette gehörte mit zu denen, die das Frühstück theilten. Was dabei aufgetragen wurde, vergass ich. Nur den köstlichen Chateau d'Yqem. dessen Genuss auch er, der Muslim, nicht verschmähte, und ein von ihm selbst angeregtes Gespräch, behielt ich im Gedächtniss. Es war von den im Museum zu Bulaq — sein Werk — neu aufgestellten Alterthümern ge-

redet worden. Nachdem Mariette ihm dies und das erklärt hatte, warf er die Frage auf, wie es komme, dass die ältesten Skulpturen aus der Pharaonenzeit die schönsten wären. Alles auf Erden schreite fort oder gehe zurück. Nur die plastische Kunst der Ägypter scheine ihm eine Ausnahme zu bilden. Dabei wandte er sich auch an mich, und die Bemerkungen, mit denen er meinen Erklärungsversuch unterbrach und die eigenen Meinungsäusserungen, die er an die unseren schloss, bewiesen, dass er sich aufmerksam mit diesen Dingen beschäftigt. Der berühmte französische Ausgräber, der ein scharfes Auge auch für die Schwächen Isma'ils hatte, gestand mir später willig zu, dass der Chedîw, der anfänglich wenig Interesse an den Denkmälern gezeigt, jetzt mit wahrer Theilnahme seinen Arbeiten folge. Mit dem lebhaften Wunsche sich zu unterrichten, lasse er sich erklären, was seine Wissbegier erwecke. Flösse das Gold ihm nicht so schnell für andere Dinge durch die Finger, würde er die Summen gern verzehnfachen, die er für die Ausgrabungen, das Museum und das Instandhalten der Monumente bewilligte.

Was zu ihren Gunsten dem liebenswürdigen französischen Gelehrten gelang, das glückte auch den Vertretern der Europäischen Staaten, wenn sie es nur verstanden, ihm die Wichtigkeit des zu fördernden Unternehmens deutlich zu machen und ihn dafür zu erwärmen. Diese Aufgabe war, auch wenn es sich um Bestrebungen der Wissenschaft handelte, keineswegs schwierig; denn das Auffassungsvermögen des Chedîw war gut und wohl geübt. Dies Urtheil gründet sich keineswegs allein auf seine Äusserungen über die Denkmäler, die uns selbstverständlich besonders zusagten; man konnte es vielmehr von jedem,der persönlich mit ihm in nähere Berührung gekommen war, auch wenn er zu seinen Gegnern gehörte, bestätigen hören. Wer wie wir mit zuhörte, wie er dem Schweizer Dor, den er zum Direktor des Unterrichtswesens ernannte, einem wohlgeschulten, feinsinnigen Pädagogen, beim Gedankenaustausch über die Nothwendigkeit, auch den muslimischen Frauen die Wohlthat einer guten Schulbildung zu gewähren, die Stange hielt, der wird unserer Behauptung zustimmen, dass es auch andere als materielle Rücksichten waren, die den Dahingegangenen veranlassten, für das geistige Leben der Unterthanen das Seine zu thun und sich wissenschaftlichen Bestrebungen förderlich zu erweisen. Nur jene Ungeduld, deren wir schon gedachten, verdarb manches klug und mit gutem Willen eingeleitete Unternehmen.

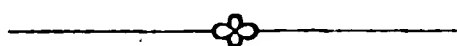
Hätte der Chedîw Isma'il dieser unseligen Hast und dem ihm eigenen, mit Genusssucht gepaarten verschwenderischen Sinne Zügel anzulegen verstanden, wären diese gefährlichen Eigenschaften nicht von denen, die verpflichtet gewesen wären, ihnen Schranken zu setzen, fortwährend in selbstsüchtiger Absicht zu neuer Bethätigung angefeuert worden, hätte er es verstanden, muthig zu widerstreben und scharf abzulehnen, statt sich vor den Leitern der europäischen Grossstaaten zu beugen und nach ihrer Gunst

und der Zustimmung der öffentlichen Meinung des Abendlandes zu trachten, so wäre der Biograph berechtigt, von den Vorbehalten abzusehen, die er auch der Erwähnung seiner vortrefflichen Eigenschaften, seiner rühmlichen Thaten und nützlichen Anordnungen voranschicken muss.

Jedenfalls hat sein Land ihm die meisten Einrichtungen zu danken, die heute noch gedeihlich fortwirken, schuldet sein Haus ihm, der ihm das Erbrecht vom Vater auf den Sohn mit schweren Opfern und mit grossem diplomatischen Geschick erkämpfte, seine fürstliche Stellung, darf auch die Wissenschaft mit Achtung und Erkenntlichkeit seiner gedenken.

Was er fehlte, hatte er schwer in der Verbannung zu büssen. Als Mensch gehörte er weder zu den grossen, noch zu den besten, doch ebenso wenig zu den schlechten und kleinen. Was uns das Recht giebt, ihm gern einen Kranz auf das Grab zu legen, ist die Überzeugung, dass diesen arbeitsamen Mann der Wille, sein Land und Volk glücklich zu machen, jederzeit beseelte, sowie die Gewissheit, dass er den Einwänden einer unwürdigen Umgebung zum Trotz, auch geistige Bestrebungen mit wahrer Theilnahme förderte.

Nach seiner Vertreibung ist er auch von manchem, der ihm Alles verdankte, geschmäht und verlästert worden. Mit bewunderungswürdigem Gleichmuth liess er es über sich ergehen. Nun er nicht mehr ist, sind diejenigen, die ihn kannten und darum wissen müssen, wie sehr viel besser er war als sein Ruf, verpflichtet, die Stimme für ihn zu erheben.



Taine.

Rede, gehalten am 7. Februar 1895 von

ALBERT SOREL

bei seiner Aufnahme in die französische Akademie.

Durch meine Berufung in Ihren Kreis haben Sie meinen Ehrgeiz im Übermaass befriedigt. Wäre es möglich gewesen, diese Auszeichnung zu erhöhen, so hätten Sie das gethan durch die Aufforderung, Ihnen von einem Manne zu sprechen, den ich sehr bewunderte, solang ich ihn nur aus seinen Schriften kannte, und den ich noch weit mehr bewunderte, als ich den seltenen Vorzug hatte, seiner Freundschaft theilhaftig zu werden.

Hippolyte Taine war eines der mächtigsten Originale unseres Jahrhunderts. Kein Lebenslauf war gradliniger, kein Werk einheitlicher, kein Charakter beständiger, als der seinige. Und doch scheint dies Werk und dieser Charakter voll von Gegensätzen. Systematisch bis zur Symmetrie in der Architektur, liebt er in der Ausschmückung verwegene Ausladungen und gluthvolle Ausmalungen. Im gesellschaftlichen Verkehr der zurückhaltendste, duldsamste aller Menschen, ist er als Autor schroff und

absprechend: er verblüfft, er stösst vor den Kopf, er überrennt und zermalmt. Seine Auffassung des Universums wurzelt im unbedingten Determinismus: seine Ordnung der menschlichen Dinge gipfelt in der Gerechtigkeit und Freiheit. Dennoch greift in diesem Gewebe alles in einander, dennoch stimmt jede Schrift Taine's zu der anderen. Er hat sein Leben — und welch ein Leben rastloser, fruchtbarer Arbeit! — der Ergründung und Erweisung der ursprünglichen Lieblingsgedanken geweiht, die er in seiner Jugend gefasst hatte. In seiner Methode liegt die geistige Einheit und Herrlichkeit seines Lebenswerkes beschlossen.

Diese Methode ist bei ihm eins mit dem Menschen selbst. Sie wirkt in ihm, noch bevor er sie kennt, und seine nachmalige Darstellung derselben ist im Grunde nur die Zergliederung der naturgemässen Thätigkeit seines eigenen Geistes. „Jeder“, so hat er selbst gesagt, „schreibt der Wissenschaft die Gewohnheiten seiner Denkweise vor.“ „Meine Geistesart ist französisch und lateinisch: Eingliederung der Ideen in regelrechte Klassen, gepaart mit dem steten Aufsteigen der Naturforscher von Reihe zu Reihe.“

Im Dienst dieser Geistesart steht eine ausserordentliche Kraft der Fassung und Anpassung. Er häuft die gesammelten Thatsachen und Kenntnisse aufeinander, verknetet sie und presst sie aus. Dann lässt er die Lösung sich setzen, klären und nach einem Gesetz der Wahlverwandtschaft, das das Gesetz seiner eigenen Intelligenz ist, zu strengbestimmten Gebilden zusammenschiessen. Sein Gedanke formt sich, wie sich ein Krystall formt.

Und dieser Krystall ist durchsichtig: wundervoll glatt an der Oberfläche, schlüpfrig und kalt bei der Berührung, spitz und schneidig an den Ecken, scharf, doch niemals giftig verwundend; fällt Licht auf seine Kanten, so zerstreut es sich in regenbogenfarbigen Garbenbündeln; trifft es seine Prismen, so ergiesst es sich in bunter Strahlenfluth. Taine ist ein Gelehrter, der die Natur mit den Augen eines Malers sieht, ein Dialektiker, der wie ein Dichter schreibt.

Er wurde am 21. April 1828 zu Vouziers in den Ardennen geboren. Seine Mutter war die Zärtlichkeit und Vernunft selbst; sein Vater, ein sehr feiner und gebildeter Geist, brachte ihm die Elemente des Lateinischen bei. So empfing Taine gleich bei Beginn seiner geistigen Entwicklung das Gepräge dieser Sprache, die er „als die lebendige Kunst zu schreiben und zu denken“ ansah. Ein weitgereister Oheim lehrte ihn das Englische. Von seiner Kindheit an wurde die Seele Englands seine zweite Seele. Shakespeare offenbarte ihm später das von Leidenschaften bewegte Weltgetriebe. Er enthüllte ihm auch den Geist der Renaissance. Taine wurde — und für immer — sein glühender Anhänger.

Der erste Natureindruck, „derjenige, welchen das folgende Leben nur vollendet und nicht verschwendet“, kam ihm aus den benachbarten, feuchten, stillen, von seltsamen Traumgesichten erfüllten Wäldern. Im Wald ertönte

das grosse, stete Wiegenlied seines Lebens. Sehr früh schon suchte er hier unter Moos und Felsen bei ihrem Ursprung und in ihrer Heimlichkeit „die grossen Quellen, neben denen unser kleines Dasein nur eine Welle ist“. Hier bildete er auch eine besondere Neigung aus, die Ur-Mythen in ihrer Genesis aufzuspüren, „unter der menschlichen Legende die Majestät der natürlichen Dinge“ zu enträthseln, den Welt-Chor von Bäumen, Flüssen und Meeren ahnend zu erhorchen. Das war sein Bindeglied mit Goethe; auf diesem Umweg kam er zur Seele der Antike, und nicht ohne Absicht hat er in einer Studie, in der er sein Innerstes erschloss, Visionen des Vogesenwaldes zugleich mit dem reinsten Heidenglauben heraufbeschworen: Sainte Odile et Iphigénie.*)

Die arbeitsame, geachtete Lebensführung des elterlichen Hausstandes beschied ihm auch Respekt vor dem gesunden Menschenverstand, Liebe zur Ordnung und zu alledem, was er „die heilsamen, nothwendigen Dinge“ nannte: Familie und Ehe; Achtung der persönlichen Freiheit und den Wunsch nach einem gemässigten, berufenen und weisen Leuten anvertrauten Regiment.

1848 wurde er in die Ecole normale aufgenommen, als Erster einer berühmten Schaar von Prüflingen. In dieser Anstalt fand er alle Gluthen des Geistes, alle Freuden der Freundschaft. Er las alles, aber „der ursprüngliche, fortdauernde Zug seines Geistes“ verleugnete seine Richtung nicht. „Guizots Geschichte der Civilisation“, sagte er späterhin, „hat mir die erste grosse literarische Anregung verschafft, Dank ihrem systematisch aufsteigenden Vorgehen.“

Eine Schulfreundschaft bot ihm Gelegenheit, dem berühmten Historiker vorgestellt zu werden. Guizot war nachsichtig und aufmunternd gegen die Jugend. So viel Kraft des Geistes im Verein mit solcher Seelenreinheit machte ihm Taine werth. Er bezeugte ihm eine Achtung, die — wie die Akademie weiss — sich niemals verleugnete. Ich habe das Glück gehabt, in gleichem Alter, ohne gleichen Antheil zu verdienen, dasselbe Wohlwollen zu gewinnen; ich habe dieselbe Gastlichkeit des Gedankens, kostbarer und freigebiger noch als die Gastlichkeit des Hauswirthes, kennen gelernt; so ist es mir, der als Schüler den Spuren dieser Meister von ferne folgt, süss, Beider zusammen in gleicher Dankbarkeit zu gedenken.

Die Generation von Taine kam an einem beunruhigenden Wendepunkt der Geschichte. Diese tapferen Neulinge begannen ihren Waffengang am Tag nach einer Niederlage. „Die landläufige Demokratie erregte ihren Ehrgeiz, ohne ihn zu befriedigen, die geltende Philosophie weckte ihre Wissbegier, ohne ihr zu genügen.“ Dann kam die in diesem Alter — wo der Mensch noch ungeduldiger nach Glück, als nach Ruhm verlangt — quälende Frage: was wird das Leben für uns sein? Wenn sie die Dichter

*) Sainte-Odile et Iphigénie en Tauride. L'idéal et les dieux. Essais de critique et d'histoire, 3. Auflage, 1874. Vgl. Goethe-Jahrbuch, 1886, S. 297. A. d. Ü.

von Chateaubriand bis Lamartine, von Byron bis Heine zu Rathe zogen, hörten sie nur einen Chor von Wehklagen: „das Glück wurde als unmöglich, die Wahrheit als unerreichbar, die Gesellschaft als missrathen, der Mensch als fehlgeboren bezeichnet“. Taine schlug andere Bahnen ein, Bitterkeit im Herzen. Er verwünschte die Begeisterung, er verwarf die Beredsamkeit, all das Blendwerk, durch das die Vernunft ewig von den Leidenschaften bethört wird. Ausser Stande, sich selbst in das Getümmel des Lebens zu stürzen, fragte er dem Roman seine Geheimnisse ab, und je trostloser oder schmachvoller der Roman für die Menschheit war, desto wahrhaftiger dünkte er ihm. Dazumal bemächtigte sich Stendhal seiner, den Taine „den grössten Psychologen dieses Jahrhunderts und aller vorangehenden Jahrhunderte“ nennen wird; in derselben Zeit erscheint ihm Balzac als „der lebende, moderne Shakespeare“, der ihm „die grösste Vorrathskammer von Urkunden, die wir über die menschliche Natur besitzen“, öffnet. Seine Kenntniss des Menschen geht von dieser furchtbaren Pathologie aus, ebenso wie seine Kenntniss der Politik von dem Zusammenbruch von Charakteren und Ideen ausging, der sich dazumal in Paris abspielte. Daher stammt sein grundmässiger Pessimismus; daher die Formeln, die den Schlüssel zu seiner Gesellschafts-Ansicht bilden: der Mensch ist von Natur aus toll, wie der Leib von Natur aus krank ist; die Wahrnehmung ist eine echte Hallucination; die Gesundheit unsres Geistes ist, wie die Gesundheit unsrer Organe, nur ein schöner Zufall; eine gute Regierung ist nur eine Ausnahme, eine Haltestelle im Gang der menschlichen Dinge.

Dazumal stieg er in „die Tiefen des Skepticismus“ nieder. Aber er war durch und durch Willenskraft, durch und durch Intelligenz. Das Nichts vermochte ihn nicht lange festzuhalten, und er raffte sich auf, wesentlich gestärkt. Spinoza gab ihn sich selbst zurück. Er begeisterte sich mit einer Art von düsterer Frömmigkeit für einen Gott, der mit dem Universum zusammenfällt und der sich auf geometrische Art beweisen lässt. Es gab keine andere Wahrheit für ihn als diese Weltordnung; seine ganze Aufgabe war es, sie zu verstehen, seine ganze Pflicht, sich ihr anzupassen. Nur in dieser Überzeugung, so sagt er sich, findet man „die volle Seelenruhe, die jeden Zweifel ausschliesst und den Geist wie mit ehernen Banden umklammert“. Er war 21 Jahre alt, als er diese Zeilen schrieb. Die ehernen Bande lockerten sich nicht mehr. Er schloss sich in seinem granitenen Thurm ab, liess darin nur einen schmalen, umschleierten Ausblick gegen den Himmel offen und vergönnte sich nur ab und an in sehr hellen, reinen Sommernächten den Schleier zu lüften und jenseits von Raum und Zeit der „gleichgiltigen, unbeweglichen, ewigen, allmächtigen“ Schöpferformel nachzusinnen, vor der sich der Geist des Menschen, wenn er sie in ihrer erhabenen Klarheit entdeckt, in Bewunderung und Grauen zugleich beugt. Spinoza gebot ihm Ergebung; Marc Aurel lehrte ihm Entsagung. „Ich lese Musset und Marc Aurel“, schrieb er einem Freund. „Ich finde

bei dem einen allen Überdruss, bei dem andern das Allheilmittel . . . Er ist mein Katechismus, unser eigenstes Wesen . . . Das Licht des Geistes bringt die Heiterkeit des Herzens hervor . . ."

Eine solche Lebensanschauung führt zu einem Leben im Dienste der Wissenschaft. Die Seele erforschen in ihrem Kern, in dem Werk genialer Naturen, in der Geschichte der menschlichen Gesellschaften; den Menschen erkennen, so wie er ist, weder als Missgeburt, noch als Ungeheuer, ein Wesen, das weder zu preisen, noch zu verleumden ist; ihm die rechte Stelle in der Natur zuweisen; zeigen, dass alles in ihm und um ihn auf ein Bündel von Gesetzen zurückführt und dass das Ideal, auf das all seine Ansprüche hinwirken, auch das Ziel ist, nach dem alle Kräfte des Universums hinstreben: das war die Aufgabe, die sich Taine seit seinem Scheiden aus der Ecole normale stellte.

Allein es hiess auch leben, und für diejenigen, die frei denken wollten, war in jenen Jahren das Leben im Lehramt eine schwere Sache. Taine erfuhr das in allen Abstufungen: skandalöse Zurückweisung von der Docentur; dann Verbannung in die Provinz, die nur die Lehrzeit der Ungnade war. Er lernte die Dummheit in der Ungerechtigkeit, gleissnerische Verfolgung, „diese ersten Herzkränkungen der Jugend" kennen, die sein Leben für alle Zeit verdüsterten und die ihn späterhin zu dem Satz „von der gewöhnlichen Härte des Umgangs mit Menschen" veranlassten. In weniger als einem Jahre degradirte man ihn von einer Supplentur der Philosophie in Toulon zu einer Supplentur der Sexta in Besançon. Dagegen lehnte er sich auf: ohne ein anderes Hilfsmittel, als seine Feder, kehrte er nach Paris zurück.

Dies lernbeflissene Paris von 1853, das sozusagen in dumpfer Bergwerks- und Laboratoriums-Schwüle eine Revolution der Wissenschaft und Litteratur ausbrütete, war dazu geschaffen, den Geist von Hippolyte Taine zu entwickeln, doch auch zu dem Extrem seines natürlichen Hanges zu treiben. Man arbeitete und dachte hier nur um der Wahrheit willen, unbekümmert um die praktischen Folgen, genauer gesagt, voll Verachtung für diese Konsequenzen.

Damals schloss sich Taine an Woepke an, der seine mathematischen Kenntnisse ergänzte und ihn in die Philosophie einführte; an Doré, der ihn mit Künstlerkreisen in Berührung brachte, indess ihm sein Jugendgespiele Marcelin lehrte, Geschichte aus Bildern und Stichen zu lernen.*) Er trieb Physik und Chemie, besuchte die Salpêtrière, bemüht, inmitten aller Verzerrungen und Entartungen der kranken Vernunft den geheimnissvollen Übergang von der Empfindung zum Bild, vom Bilde zur Wahrnehmung zu ergründen. Inzwischen begann er auch für die Revue de l'instruction publique, die Débats und die Revue des deux mondes zu schreiben. Und überall liess er sich, mit voller Hingebung an jede gerade vorliegende

*) Vgl. Taine's Charakteristik von Woepke in den Nouveaux Essais (317 ff.), seinen Nachruf für Marcelin-Planat in den Derniers Essais (213 ff.). A. d. Ü.

Arbeit, angelegen sein, Fachmänner, lebendige Zeugen auszuholen, mit Vorliebe Diejenigen, denen er grossen Scharfsinn und ausgesprochene Neigung zur Skepsis zutraute; auf der Suche nach der bestbewiesenen Meinung in der bündigsten Form, „nach persönlichen, genauen, grellen Eindrücken", nach charakteristischen Worten bedeutender Männer, nach kleinen bezeichnenden Einzelnheiten grosser Ereignisse. Gleichwohl drängte es ihn nach seiner Einsiedelei auf der Ile Saint-Louis. Den widerspänstigen, unbequemen Menschen zog er die weniger schwerfälligen, leichter aufzublätternden Bücher vor. Das wirkliche, das brutale Leben zog ihn nur als Schule der Erfahrung, als Klinik der Gesellschaft an. Am liebsten studirte er es jedoch nur in Saint-Simon oder Balzac, wie die Ungeheuer, die reissenden Thiere und Raubvögel im Museum, hinter den Gitterstäben, des Morgens, wenn die Bäume noch thaufrisch und die Laubengänge noch nicht von Müssiggängern heimgesucht sind. Er fürchtete seine Zeit zu verlieren und sein Gedächtniss zu beschweren. Er mochte sich überhaupt nicht langweilen. Wenn er dem Geheimniss der Dinge nachging, verstand er sich nicht dazu, ihm lange aufzulauern an den einzigen Stellen, wo sich solche Geheimnisse möglicherweise verrathen: in beiläufig hingeworfenen Worten, wiedergekäuten Anekdoten, falschen Vertraulichkeiten, im Geträtsch von sich selbst besessener Menschen, die bestrebt, die Zeit todtzuschlagen, langweiliges Warten zu verkürzen, sich vor einander aufzuspielen, misstrauisch gegen unmittelbares Ausfragen, bisweilen in unbewachter Eitelkeit oder Leidenschaft unversehens mit dem Wort der Offenbarung herausplatzen: in den Vorzimmern der Würdenträger, in Zeitungsstuben, in den Wandelgängen der Volksvertretung, in Theaterfoyers, in allen Gelassen zwecklosen Bummelns.

Und wie er in Paris sammelt und prüft, Umschau hält, analysirt und notirt, hält er es auf Reisen in England, Italien, den Niederlanden und Frankreich. Eifrig in den Archiven, bei Gelehrten und Fachmännern vorsprechend, Museumsbesuche durch Bibliotheksgänge erläuternd.

Er übt und vertieft sich in der neuen Wissenschaft. Hier als Historiker, der mit wuchtigen Axthieben die Heerstrasse, die Denkmäler der römischen Geschichte aus dem spröden Erdreich herausgräbt im Essai sur Tite-Live. Anderwärts als Psycholog, der sich in seinen Philosophes bestrebt, die unter offiziellen Lehrprogrammen verschütteten Spuren Condillacs blosszulegen. Dies Buch war sein Bastillesturm. Taine hat nichts geschaffen (nicht einmal in den Aufzeichnungen von Thomas Graindorge, diesem positivistischen La Bruyère des Pariser Lebens), wo er mehr Humor, in gleich ungebundener Darstellung, entfaltet hätte. Verwegener Schwung, ein Gemisch von spöttischer Irreverenz und dichterischem Feuergeist; ein in unserer Litteratur noch unbekanntes Talent, Abstractionen zu versinnlichen, Analysen farbenprächtig, die Dialektik malerisch, das Selbstverständliche geistreich zu gestalten; die Gabe, köstliche Landschaftsskizzen einzuschalten und mit dunklen geometrischen Zeichnungen zu umrahmen. Eine

ganze Psychologie, die sich ankündigt, eine ganze Philosophie der Geschichte, die überströmend sich ergiesst, eine ganze Metaphysik, die auffliegt; vor Allem das Überschäumen, die Flugkraft der Jugend. In diesen in derselben Zeit entstandenen, Schlag auf Schlag veröffentlichten Schriften giebt er in den Hauptzügen die Hauptideen seiner Werke. Er wirft sie ohne Umschweife hin, fällt den Leser mit seinen Thesen an und überrumpelt ihn durch schlüssigen Beweis. Damals, ja jederzeit, liebte er gebieterische Einsätze à la Beethoven.

Im Verlauf seiner Studien über Racine, Saint Simon, La Bruyère, La Fontaine, Mme. de La Fayette bildet er sich eine Anschauung des französischen Charakters, die er unablässig aufnehmen, erweitern und ergänzen wird. Auf den Rhythmus seines Lebenswerkes übt sie denselben Einfluss, wie seine Grundansicht des von Geburt kranken Menschen und der von Natur gebrechlichen Gesellschaft. Es ist der klassische Geist; aus ihm wird er seine Theorie der französischen Revolution ableiten und diese Idee wird die Hauptidee der Origines de la France contemporaine werden.

Daraus ergiebt sich zum Voraus, was er in dieses Buch aufnehmen und was er davon ausschliessen wird. Man sieht gleichen Schrittes, sich wechselseitig voraussetzend, die klassische Tragödie und die Menschenrechte, die absolute Monarchie und die Demokratie kommen. Es ist die grosse königliche und nationale Heerstrasse durch die Fluren und Weingärten des landläufigen Frankreich; aber diese Heerstrasse hört auf am Fusse der mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgszüge; am Strande, wo der Ozean, der sich in die Unendlichkeit verliert, seine Wogen auf den Dünensand spült; an den Felsen, wo die sich unablässig brechenden Wellen unter einem gewitterschweren Himmel in Schaum zerstieben. Frankreich ist das Land der Gegensätze. Seine Heldenlieder strotzen von Wundern. Heisst es nicht seine Geschichte mit allzuschnell fertiger Hand zerstückeln, wenn man soviel ruhmvolle Abenteuer und heroische Prüfungen, diesen Heisshunger nach dem Unmöglichen und diese langen von Fiebern unterbrochenen Abspannungen, den Rausch der Kreuzzüge und den Freiheitsrausch, die epische Hochstrasse, die von Jerusalem nach Fleurus, vom Kreis Karls des Grossen zu dem Napoleons führt, als Abweg abthut? Für Taine sind all das nur Ablenkungen. Er versagt sich, ihnen zu folgen, wie er sich die Erhebung zum Mysterium und den Aufstieg zur Metaphysik versagt.

Er hatte es unternommen, seine Methode im Grossen anzuwenden, die Geschichte einer Litteratur zu schreiben und dabei die Psychologie eines Volkes zu suchen. Er hatte England gewählt, weil er in der englischen Litteratur zu allen Zeiten den leidenschaftlichen, innerlichen, in sich gekehrten Menschentypus des heutigen Engländers wiedergefunden hatte. In diesem Buche gab Taine das Maass seines Könnens. Mit dieser Meisterleistung stellte er sich nicht nur in die erste Reihe unserer Schriftsteller, er machte der französischen Litteratur grosse Ehre in Europa.

Die Methode hatte ihre Probe bestanden: in der Einleitung zur Littérature anglaise gab Taine ihre mustergiltige Darlegung. Sie führt in der That auf wenige einfache Ausgangspunkte zurück: alle menschlichen Dinge, das Genie eines Künstlers oder das Genie eines Staatsmannes, die Litteratur eines Volkes oder seine staatlichen Einrichtungen haben ihre Ursachen, Bedingungen und Abhängigkeiten. Für den Menschen und für das Volk giebt es eine ursprüngliche, führende und herrschende Anlage, die alle Ideen und Handlungen lenkt. Sie stammt aus drei Urkräften: der Race, der Umgebung, dem Zeitpunkt. Taine hat Sainte Beuve viel zu danken und er bekannte das gern. Für diese Grundanschauung war er jedoch einem anderen Meister verpflichtet: „Meine Idee“, sagte er, „schleift seit Montesquieu auf dem Boden hin, ich habe sie aufgehoben, das ist alles.“

Wir erkennen die berufenen „nothwendigen Beziehungen“ wieder, „die aus der Natur der Dinge fliessen“; aber indem wir sie feststellen, wollen wir nicht vergessen, dass „die Natur der Dinge“ hier die menschliche Natur ist. In der Geschichte muss man den Menschen überall aufsuchen und überall an die rechte Stelle rücken, denn allerorten erkennt man ihn wieder. Was ist in der That die Race in der Entwicklung der Civilisation, wenn nicht die Gesammtheit der erblichen, von der Familie den Generationen eingeprägten Eigenschaften? Was ist die Umgebung (le milieu), wenn nicht von den Anfängen aufgespeichertes Menschenthum, die Tradition, der Volksglaube, die Volkslieder, die Gesetze, alles, was das Individuum modelt, die Vergangenheit mit der Zukunft verknüpft, den Tod innerhalb der Nationen aufhebt und bewirkt, dass der Mensch an seinem Vaterland hängt, wie die Pflanze am Boden haftet, aus dem sie Saft, Blüthe und Keimkraft zieht? Das Schicksal eines Volkes beschränkt sich unter diesem Gesichtswinkel auf die dauernden Thatsachen seiner Geschichte. Die Völker bleiben in den natürlichen dem Menschenleben auferlegten Bedingungen die Werkmeister ihres Geschickes. Die Formeln, die wir davon geben, sind blosse Schöpfungen unseres Geistes, und sie lenken die Welthändel nicht mehr, als die Formeln der Astronomen den Lauf der Gestirne lenken. Aber in dem Schauspiel der irrenden Menschheit, die unablässig dafür leidet und arbeitet, besser zu sehen, besser zu denken, besser zu handeln, die Gebrechlichkeit des menschlichen Wesens zu vermindern, die Unruhe seines Herzens zu besänftigen, entdeckt die Wissenschaft einen Leitfaden und einen Fortschritt: sie fügt dem bewegten Interesse an dem Schauspiele die Gewissheit einer höheren Harmonie hinzu, deren Ausdruck dies Drama ist.

Um die Thatsachen zu erklären, verknüpft sie Taine miteinander; um sie zu beweisen, hält er sie fest. Seine derart verkettete und gegliederte Geschichte ist unbeweglich; aber durch die Lebhaftigkeit des Stils ersetzt er die unterdrückte Bewegung der Erzählung. In Betreff seiner Methode schwankte er niemals; in Betreff seines Stils kannte er dagegen Schwankungen und Rückfälle. Die Fähigkeit, die Dinge darzustellen, war ihm eins mit

dem Denkvermögen. In diesem Geist arbeitete er in seiner ersten Zeit mühelos, ohne vorgefasste Meinung; späterhin bewusst und mit Anspannung aller Kräfte. Zwischen seiner ersten Manier, den rein geistigen Metaphern, den hellfarbigen Aquarellen des „La Fontaine“ und der Philosophes und der stürmischen Einbildungskraft der „Italienischen Reise“ besteht nicht nur ein Unterschied der Grade. Man geht von einer Schule zur andern über. In dem Paris, wie es das moderne Leben herausgestaltet hat, citirt man Stendhal, ohne ihn zu lesen. Condillac wird weder gelesen noch citirt, Montesquieu in die Medaillensammlung verwiesen. Taine erklärt sich für die Coloristen. In grellen, bisweilen wehthuenden Tönen fixirt er auf seinen Blättern „die Flecken, welche die Gegenstände auf seiner Netzhaut machen“. Aber er würde es sich vorwerfen, den Eindruck um des Eindrucks willen zu suchen. Er will, dass die Darstellung der Idee, so intensiv sie auch sein mag, eine deutliche und vertiefte Idee bleibe; bezeichnender, eindringlicher für den Geist, weil sie die Sinne stärker trifft; immer aber beweismässig, niemals phantastisch, noch weniger ungenau. Mehr als einmal legt er über diesen ihn beunruhigenden Punkt seine Beichte ab: „Seit zehn Jahren“, so schreibt er 1862, „war mein Grundgedanke der: man muss den Menschen malen in der Art der Künstler und zugleich konstruiren in der Art der Denker; die Idee ist richtig, sie bringt mächtige Wirkungen hervor, ich danke ihr meine Erfolge, aber sie zerstückt das Gehirn. Ich bin im Kampf zwischen zwei Richtungen, der früheren und der heutigen“. . . . Er schied und entschied sich denn auch: „buchstäbliche unmittelbare Übertragung der Empfindungen“ für die englischen Reiseeindrücke und die Pariser Aufzeichnungen; farbige Klassifikation für Philosophie und Geschichte. In dieser letzten Manier schreibt er seinen „Versuch über die griechische Skulptur“ von so leichter Verve, von so durchsichtigem Licht; die Abhandlung über das „Ideal in der Kunst“, so gesund durch die stete Erhebung zu der wahren und schönen Lehre vom Segen der Charaktere; seinen Traité de l'Intelligence, wo er die in den Philosophes skizzirte Psychologie vervollständigt und zum Abschluss bringt. Es ist sein durchdachtestes und vielleicht sein vollkommenstes Werk.

Dies Buch bezeichnet den Höhepunkt seines Talentes und vielleicht auch seines Einflusses. Fortan ist er mit seinem Freund Renan einer der anerkannten Führer des nachwachsenden Geschlechtes. Taine war ein Vorläufer gewesen. Nun war sein Publikum gekommen. Die jungen Leute, die dazumal zwischen dem 20. bis 30. Jahr standen, urfranzösisch in ihrer eigenen Entwicklung, müde der hohlen Schlagworte, der Autoritäts- und der Import-Philosophie, der gefesselten und der abgetakelten Luftballons, heisshungrig nach Wissenschaft, die ihnen Ersatz bieten sollte für den gesammten Thatendrang, forderten in Kunst und Forschung eine positive Betrachtung der Dinge, realistisch durchsättigte Deutlichkeit. Sie waren die Schüler von Pasteur in der Ecole normale, von Quicherat in der Ecole des

Chartes, von Claude Bernard, Berthelot, Havet im Collège de France; Leser von Tocquevilles Ancien régime, von der Cité antique von Fustel de Coulanges; Leconte de Lisle erschloss ihnen die Poesie entschwundener Racen, die Seelen der Barbaren; mit dem Roman schritten sie von Balzac zu Flaubert weiter fort; im Theater beklatschten sie Demi-monde und die Effrontés; dann fühlten sie bei der Heimkehr in ihre Behausung ihr Herz höher schlagen, ihre Seele erhoben durch die Stances von Sully-Prudhomme. Zwischen all' diesen Menschen und Werken gab es Bande und Beziehungen, welche diese junge Leute ahnten, sich jedoch nicht erklärten. Taine machte ihnen diesen Zusammenhang begreiflich. Er wurde ihr geistiges Gewissen, ihr Meister im Denken und Schreiben. Er lehrte sie schauen und wollen, tief schürfen und aufbauen. Ein strenger Führer in seinen strengumschlossenen Horizonten, doch männlich und erkräftigend in seinen edlen Mahnungen zu selbstloser Kulturarbeit.

Die Fachmänner stritten noch mit einander, ob er zu den Positivisten oder Pantheisten zu rechnen, ob er Comte oder Spinoza anzureihen, unter welchem Namen er anzuerkennen oder mit welchem Schulhaupt er zu ächten sei, als seine Methode schon — und wäre das nur durch den Widerhall oder Gegenstoss der „Vermahnungen" und Widerlegungen — das grosse Publikum gewonnen hatte. Seine oft missverstandenen und verzerrten Formeln — Milieu, Race, Zeitpunkt, Hauptidee, Gruppenreihe, Seelenzustände, echte Hallucination — verbreiteten sich in Schulen, Revuen, Ateliers, Zeitungen. An dieser Art von Pegel misst man die Alluvien grosser Denker. Psychologie, Geschichte, Kunst- und litterarische Kritik, Studien nach der Natur und Landschaftsschilderungen; der Roman als Urkundenwerk zu Rath gezogen und fortan auf Grund von Urkunden aufgebaut; die sorgfältige Erforschung des Individuums von seiner Geburt, in seinen Gewohnheiten und Umgebungen; die Beschreibung, selbst die Inventarisirung des Hausrathes und allen Zubehörs menschlichen Lebens, man kann sagen, überall, von den Lehrkanzeln der Hochschulen bis in die Mode-Presse machte sich Taine's Einfluss fühlbar: auf keinem Gebiet geistiger Thätigkeit hat er die Dinge an der Stelle belassen, auf der er sie vorgefunden.

Sein Lebenswerk sollte nach seinem Vorhaben auch noch Religions- und politische Studien umspannen. Er war schon weit entfernt von der Zeit, in der er in der Religion nur „ein schönes, für wahr gehaltenes", einzig und allein in die Litteratur einschlägiges Poem erblickte. Seit seiner Reise nach England dämmerte ihm in einem sehr weitherzigen, ganz von modernem Geist durchtränkten Christenthum die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen dem wissenschaftlichen Geist und einer sittlichen Zucht, die ihm als beste Moral erschien, um durch unmittelbare Berufung auf das Gewissen im Menschen „freiwillige Reformation und die Herrschaft über sich selbst" zu entwickeln. Mit solchen, oft erwogenen Gedanken über dies Kapitel stand er jedoch der Mehrheit seiner Mitbürger zu ferne. „Ich

habe wohl ein politisches und religiöses Ideal," schrieb er 1862, „aber ich weiss, dass es in Frankreich unerreichbar ist, und desshalb führe ich ein spekulatives, kein politisches Dasein. Ja wenn," setzte er hinzu, „der freie Protestantismus, wie in Deutschland unter Schleiermacher oder ungefähr im heutigen England; wenn die lokalen Freiheiten, wie heutzutage in Belgien, Holland, England, mit einer centralen Vertretung sich vereinigen liessen...." Gleichwohl hatte er den „Entwurf eines Buches über Religion und Gesellschaft" in Frankreich skizzirt. Er wollte es schreiben „in der Art Macchiavel's, ohne nach der einen oder der anderen Seite sich zu neigen, die ganze Sache nur wie physiologische Zustände beschreiben". Er vertagte diesen Plan. Als er ihn wieder aufnahm, hatten sich die Zeiten gewandelt und diese Zeiten tragischer Prüfung hatten Taine weitab geführt von Macchiavel's Geistesart.

Er sah, was mit Ausnahme weniger, in die europäische Geheimpolitik eingeweihter Leute unserer Generatiou als unmöglich erschienen war. Wir waren genährt mit der auswärts sogenannten grossen französischen Illusion. Die Ausländer verspotten sie, aber wir sprechen von ihr nur mit Thränen in den Augen, weil diese Illusion das Gesetz unserer Geschichte, das Band unserer Gesellschaft, unser Prinzip und unsere Sendung in der Welt ist. In diesem Jahrhundert der Nationalitäten ist Frankreich, das die Auferstehung der Völker mit seinem Blute bezahlt hat, in seinem nationalen Bewusstsein getroffen worden. Auf seine hergebrachten Grenzen zurückgeführt, schien es uns doppelt geheiligt durch das Recht und die Geschichte: denn Diejenigen, die innerhalb dieser Wahlgrenzen lebten, hatten sich in freier Zustimmung zu einer gültigen Ehe vereinigt, bereit, Glück und Unglück, Krankheit und Tod zu theilen; denn Frankreich hatte als Staatsmaxime die Erklärung gewählt, die es über allen Hader hinausheben sollte: „Ich liebe, also bin ich", und damit der Nation eine Seele geschaffen, die immer auflebt und sich niemals theilt. Es genügte Taine nicht, gegen die Friedensbedingungen zu protestiren und dem „Frankreich der Deutschen das wirkliche Frankreich" entgegenzusetzen.*) Er fühlte, dass fortan der Gelehrte dem Politiker, auf den Vorwurf, im Geist der Franzosen Auflehnung oder Verzweiflung einzunisten, nicht mehr wie ehedem erwidern konnte: „Giebt es denn Franzosen?" Es gab Franzosen und sie waren unglücklich und in den ärgsten Wirren. Jeder Einzelne schuldete der Gesammtheit seine volle Kraft. In unserer Demokratie hängt Alles von der Bewegung der Massen ab, und die Massen werden nur durch die unscheinbaren Wandlungen des unendlich Kleinen bewegt. Nur in diesen Tiefen lassen sich wirksame Reformen, die elementaren Maassnahmen vorbereiten, die in ihrem langsamen steten Gange allmälig die allgemeinen

*) L'opinion en Allemagne et les conditions de la paix (9. Octobre 1870). Essais de critique et d'histoire. 1874. S. 416 ff. Taine's Polemik gegen Sybel und David Strauss macht dem Patrioten mehr Ehre, als dem unbefangenen Politiker. A. d. U.

Bedingungen der Geschichte, das gesellschaftliche Milieu und die erblichen Anlagen der Race umzugestalten vermögen. In dieser Absicht die Wege urbar zu machen und Pionniere heranzubilden, förderte Taine mit Feuereifer seinen Freund Boutmy, diesen grossen Erzieher, bei der Begründung der Ecole des sciences politiques.*) „Um abzustimmen“, schrieb Taine 1849, „müsste ich den Zustand Frankreichs, seine Ideen, Sitten, Meinungen und seine Zukunft kennen“. Derselbe Gedanke hat 25 Jahre später die Origines de la France contemporaine hervorgebracht. In der Erwägung, dass die Gefährdung Frankreichs von einer grossen Verirrung, der abstrakten Konzeption der Menschenrechte, und von einer verhängnissvollen Verfassung, den Einrichtungen des Jahres VIII, beides aber von einem aus dem ancien régime stammenden Erbschaden herrühre, entschloss sich Taine beide zu bekämpfen: durch die Widerlegung ihrer Prinzipien und durch das Schauspiel der Übel, die sie verursacht haben.

Von Anfang an umschreibt er die Grenzen seines Werkes sehr bestimmt. Er vermisst sich nicht, die Gesammtheit der französischen Dinge während der französischen Revolution zu erklären. Er sieht ab von den Finanzen, der Kirche, den Kongressen, vom Rückschlag der Drohungen und Begehrlichkeiten Europas, von den Nothwendigkeiten und der fortwirkenden Gewalt des Krieges, welche die Franzosen von dem Kampf um die Unabhängigkeit zur Propaganda und zur Eroberung treibt. Er überliess anderen die Sorge, diese Geschichten zu schreiben.

Ich gehöre zu Denjenigen, die sich auf ein von Taine unbetretenes Gebiet dieses weiten Feldes gewagt haben. Meine Untersuchungen haben mich aber auch in Punkten, die Taine selbst behandelt hat, zu Urtheilen geführt, die wesentlich von den seinigen abweichen. Sie wussten das, meine Herren, als Sie meinem Buch denjenigen Ihrer Preise zuerkannten, den ein französischer Historiker mit besonderem Stolz empfängt.**) Taine zählte damals zu den Ihrigen, und Niemand schloss sich mit grösserer Unbefangenheit des Geistes Ihrer weitherzigen Sinnesart an. Ich wäre erstaunlich vergesslich, wenn ich heute nicht daran erinnern wollte; nur würde ich durch längeres Verweilen bei dieser häuslichen Frage die Diskretion verletzen.

Taine hat nur einen Vorwurf: er will an der Geschichte des öffentlichen Geistes und der öffentlichen Gewalten zeigen, wie aus dem Franzosen der alten Zeit der Franzose der Gegenwart geworden ist. Dieser Letztere ist in seinen Augen ein Kranker durch erbliche Anlage, krank auch durch seine Ärzte, die ihn mit ihrem Aderlassen, ihrem Apothekerkram und Militärlazareth entnervt und heruntergebracht haben. Taine führt Klage

*) Vgl. Taine, Derniers essais (1894): Emile Boutmy 63 ff. Fondation de l'Ecole libre des sciences politiques. 77 ff. A. d. Ü.

**) Sorel's Hauptwerk: L'Europe et la revolution française wurde 1887/88 mit dem grossen Preis Gobert ausgezeichnet. A. d. Ü.

wider diese jämmerliche Behandlungsweise; er sucht die Hygiene der Zukunft und nach seiner Methode sucht er sie im Studium des Kranken. Er geht in den Jacobinerklub, wie er ehedem in die Salpêtrière ging. Er beschäftigt sich nicht mit dem, was die Franzosen während dieser Krise leben liess; er beunruhigt sich nur über das, was sie hätte tödten können. Er schreibt nicht die Geschichte der französischen Revolution, er giebt die geistige Krankengeschichte des Franzosen während der Revolution.

Mit welcher Geduld und Gewissenhaftigkeit er seine ungeheure Untersuchung verfolgt, vermögen nur Diejenigen zu sagen, die ihn bei der Arbeit gesehen haben, Diejenigen unter ihnen, die ihm ihre Schatzkammer geöffnet haben, und Niemand, ohne ihm seine Achtung zu bezeugen. Aber je tiefer sich Taine in diese tolle, unheilvolle Wirklichkeit versenkt, desto mehr ereifert er sich, regt er sich auf, lässt er sich hinreissen. Er entäussert sich der stolzen Überlegenheit des Gelehrten; er sprengt in das Kampfgetümmel, wie in den Zeiten seines Strausses wider die Eklektiker; nur noch düsterer, ungestümer, ausgerüstet mit allen modernen Wurfgeschossen und Sprengstoffen. Mitunter glaubt man sich vor das Schwurgericht, was sage ich, vor das Revolutions-Tribunal am Morgen nach den Proscriptionen versetzt. Alle Faktionen drängen sich vor diesem Richtersitz und alle ersticken einander fast. Taine leitet das Verfahren ein, verhört Zeugen und Parteien, richtet und verdammt immer. Der Glanz des Stils verzehnfacht die Wirkung der Gemälde: Metaphern steigen auf, leuchtend und vergrössernd wie die Projektionen der Physiker, zugleich von ungemessener Zornglut erfüllt. „Der Künstler“, meinte er, „ist eine geladene Elektrisir-Maschine; seine Grösse beruht auf der Stärke seiner Entladung; je mehr seine Nerven vertragen können, desto mehr kann er leisten“.

Das ancien régime, in dem die Explosion brütet, ist mit der englischen Litteraturgeschichte und der Abhandlung über die Vernunft sein drittes Hauptwerk; die Akademie hiess es durch seine von dem ganzen litterarischen Europa bestätigte Erwählung zu ihrem Mitglied willkommen. Die Bände der „Revolution“, wo die Mine springt, erregten ebenso viel Bewunderung, aber weit mehr Einwendungen. Das Buch war voll Leidenschaften, demgemäss bemächtigten sich seiner auch die Leidenschaften. Im Publikum kam es, nach jedem Abschnitt des Werkes, zu Kundgebungen, vergleichbar den Äusserungen des Chores in der griechischen Tragödie. Im Vollgefühl seiner Wahrhaftigkeit als Denker, seiner Klarheit als Schriftsteller war Taine erstaunt, in dem, was er gesagt, so arg verkannt, und um dessentwillen, was er nicht gesagt hatte, so heftig angegriffen zu werden.

Wenn man ihm vorwarf, dass er die grossen Seiten der Epoche vernachlässige, hätte er nur die Seiten seines Buches aufschlagen brauchen, in denen sich der Aufschwung der Nation im Jahre 1792 entfaltet, eine Art von heldenhaftem, heiligem Aufmarsch unter Glockengeläute, Feierklang und Trompetenschall. Er hätte auch nur auf die (in der englischen Litte-

raturgeschichte an einen berühmten Verkleinerer unseres nationalen Genius gerichtete) Apostrophe zu verweisen gehabt: „Diese Arbeiter, diese Hungerleider schlugen sich halbnackt an der Grenze um die Interessen der Menschheit. Sie sind der abstrakten Wahrheit so zugethan, wie Eure Puritaner der göttlichen Wahrheit: sie haben das Übel in der Gesellschaft bekämpft, wie Eure Puritaner das Übel der Seelen; sie haben, gleich ihnen, ihren Heroismus, der jedoch wohlwollend, menschenfreundlich, zur Propaganda geneigt, Europa umgewandelt hat, während der Eurige nur Euch selbst gedient hat.“*) Er beschied sich, statt solcher Selbstvertheidigung, mit dem Worte: „das ist nicht meine Sache“. Im Hinblick auf seine neuen, bisweilen übereifrigen Bewunderer, die ihm sein Sturmlauf gegen die Menschenrechte, seine Keulenschläge gegen die Jacobiner zuführten, sagte er mit seinem feinen, sicheren Lächeln, in seiner in mildem und doch unabweislichen Tone abschliessenden Weise, jeden Satz bestimmt heraushebend, jedes Wort scandirend: „Ich erwarte sie bei Napoleon.“

Er wartete nicht lange, und die Wirkung übertraf seine Erwartung. Bisher, so lange er mit einem Denker, einem Dichter, einem Künstler zu schaffen gehabt hatte und zu einem unauflöslichen Element, dem Übergang von der Formel zum Leben gekommen war, ergänzte Taine, der selbst Denker und Dichter war, die Unzulänglichkeit der Analyse durch die Schöpfergabe des eigenen Genius. Hier aber liess ihn diese Intuition im Stich. Mit Beziehung auf Guizot und Cromwell hatte er gesagt: „Um politische Geschichte zu schreiben, muss man sich mit Staatsgeschäften befasst haben. Ein Schriftsteller, ein Psycholog, ein Künstler fühlt sich da nicht zu Hause“. Der Staat war für Taine das letzte der scholastischen Ungeheuer, deren Vernichtung er sich vorgesetzt hatte; gegen die Staatsraison war er unbedingt widerspenstig. Desshalb blieb ihm Napoleon so fremd, wie zuvor der Sicherheits-Ausschuss. Er mochte den Schmelztiegel noch so sorgsam füllen, umrühren und zur Siedhitze bringen: das Aufflammen zeigte überraschenden Glanz, aber die Wahlverwandtschaft fehlte, und die rechte Erzmischung kam nicht zu Stande.

Mit dem Régime moderne kehrt Taine zu seinem eigentlichen Gegenstand zurück. Mit dem verhängnissvollen Erbe der Vergangenheit hat er abgeschlossen; nun rechnet er mit der Gerechtigkeit ab. Sociale Gerechtigkeit ist für ihn gleichbedeutend mit bürgerlicher und politischer Freiheit, und es giebt keine fruchtbare Freiheit ausser derjenigen, welche die Rechte des Individuums verbürgt. Die Worte Freiheit, Gerechtigkeit schliessen, so verstanden, Freiheit des Handelns und Verantwortlichkeit des Handelnden ein. „Die Überzeugung, dass der Mensch vor Allem ein moralisches und freies Wesen sein und dass er, nachdem er allein in seinem Gewissen und vor Gott die Norm seiner Lebensführung festgesetzt hat, unbedingt, nach

*) Taine, Hist. de la litt. angl. Carlyle (V. Band, S. 321 ff.). A. d. Ü.

innen und aussen, beharrlich, unbeugsam daran festhalten müsse, in ausdauerndem Widerstand gegen die anderen, in beständiger Beherrschung des eigenen Ich: das ist", nach Taine, „die grosse englische Idee". Wir sagen: es ist die grosse Idee jedes Volkes, das leben und weder in der Wüste verdorren, noch im Schlamm versinken will. Ohne diese Voraussetzung, ohne dasjenige, was Taine die beiden Hauptideen der modernen Civilisation nennt, ohne die Ehre, kraft deren der Mensch sich Rechte beilegt, deren ihn nichts berauben kann, und ohne das Gewissen, worunter er die absolute Gerechtigkeit versteht, wäre das Buch der Origines nur eine Apokalypse unseres Verfalls und das Buch vom Régime moderne nur eine unfruchtbare Lamentation. Weder das Eine, noch das Andere trifft zu.

Als der zartfühlendste aller Menschen in Ehren-, als der heikelste in Gewissensfragen, hat Taine als freier und verantwortlicher Mensch gelebt, hat er geschrieben für freie und verantwortliche Menschen, fähig, ihn zu verstehen und aus seinen Lehren Nutzen zu ziehen. Denjenigen, die ihn anklagen, dass er die menschliche Seele in eine Reihe auf- und abschwankender Seelenzustände auflösen will, kann man mit seiner Doctrin von der Hauptfähigkeit antworten, die die ganze Seele während der ganzen Lebensdauer zusammenfasst und beherrscht, sodann durch das Beispiel seiner eigenen Seele, der selbstgetreuesten, die es jemals gab. Er hat Besseres gethan, als die Abhandlung über den Willen zu schreiben, welche die Ergänzung seines Buches über die Vernunft bilden sollte; er hat durch seine Handlungen gezeigt, was gegen die Prüfungen der Aussenwelt und für die gesunde menschliche Thatkraft ein beharrlicher und überlegter Wille bedeutete.

Zu den Stützen, welche die menschliche Gebrechlichkeit in diesem tagtäglichen Kampfe heischt, war er in den letzten Lebensjahren mehr und mehr geneigt, die christliche Religion zu zählen. Erfahrung und Geschichte hatten ihn vom Verständniss des Christenthums zur Sympathie und Achtung geführt. Er sagte nicht mit den Libertinern des Staatsgedankens: man braucht eine Religion für das Volk. Er duldete diesen Anflug von Verachtung nicht in einer Angelegenheit, welche die geheimste des menschlichen Herzens ist. Er wusste, dass alle Welt „Volk" ist vor dem Leiden, vor dem Räthsel des Geschickes, dem herzzerreissenden Tode und der unsicheren Hoffnung. Wenn er aber auch für die Gläubigen die weitestgehende Gewissensfreiheit mit all' ihren Folgen und Bedingungen verlangte; wenn er auch im Evangelium „den besten Bundesgenossen des socialen Instinktes" erkannte; wenn er soweit kam, den Glauben als ein alle Vernunft Überragendes zu bewundern, so kann doch Niemand sagen, dass er die ehernen Bande zerbrach, die er sich freiwillig geschmiedet hatte. Hat er jemals den Abgrund übersetzt, den der Gläubige mit einem Flügelschlag übersetzt, den Abgrund, der die Unterwerfung unter allgemeine und nothwendige Naturgesetze von dem Vertrauen auf die unendliche Güte eines Vaters scheidet? Wenn er für seine Person Stoiker blieb, that er das in wohl-

überlegter Absicht, aber auch aus Bescheidenheit. Man muss sich zu beschränken wissen, sagte er; „man muss zufrieden sein, dass man die Welt betrachten und durchdenken konnte und glauben, dass das der Mühe lohnt, zu leben". Was er sich selbst aber verwehrte, versagte er sich nicht, von anderen zu erwarten. „Jede Generation," schreibt er, „wird einige Seiten des grossen Buches lesen, das kein Ende hat".... „Wenn ich innehalte, so geschieht das im Gefühl meiner Unzulänglichkeit; ich sehe die Grenzen meines Gedankens, nicht aber die Grenzen des menschlichen Geistes".

In diesem Zeitpunkt hat ein grosser Künstler, der die Menschen zu malen weiss, wie Taine sie zu erfassen vermochte, ihn dargestellt:*) schon alternd, doch in der Vollreife seines Wesens: imposant, wie er den Fernstehenden erschien; ehrwürdig, wie er es für Diejenigen war, die ihm nahten, und vollkommen liebenswürdig, wie er es für Diejenigen war, die er in seinem Heim empfing. Eine Lichtgestalt, löst er sich von sehr dunklem Hintergrunde ab und scheint mit seinem gemessenen Schritt zu uns heranzukommen. Die Stirn frei, gewölbt, gleichsam übervoll auf dem Körper lastend; das Antlitz eingefallen und bleich; aller Drang, aller Strom des Lebens emporsteigend zu dieser majestätischen, unersättlichen Stirne; der gerade, gern schweigsam geschlossene Mund öffnet sich auf deutlich bestimmte Fragen, lieber noch zu einem Lächeln der Freundschaft, wohlwollend für die Jugend, hart nur gegen die Lüge und unerbittlich gegen die Anmaassung. Die Augen halbgeschlossen unter den Brillen, die sie verdecken. Der Blick, wenn er ihn erhebt, durchdringend, wie ein Blitz, der über eine blankgeschliffene Klinge zuckt; gewöhnlich aber umschleiert. Man fühlt, dass Taine trotz seiner leidenschaftlichen Freude an der Farbe der blendenden Vision der Welt, doch lieber den Blick nach innen wendet zur Einkehr, die ihn ein- für allemal auf grossen, genauen, ununterbrochenen Linien zu grossen, einfachen Ideen geführt hatte.

Er hatte seine Aufgabe umgrenzt und dennoch hatte er seinen Kräften zu viel zugemuthet. In den letzten Jahren verbrachte er nur wenige Monate in Paris, ungeduldig, in sein Haus am See von Annecy zurückzukehren, neben dem er für immer auszuruhen beschlossen hatte: dort hatte er das einzig wahre Glück gefunden, so wie er es verstanden hatte, so wie er es verdiente. Er ging, so lang er gehen konnte: dort an dem beständig von Bergluft gekühlten Seegelände, in Paris, an den Ufern der Seine, wo seine Jugend die Angst zu leben und „die Verzückung des Denkens" kennen gelernt hatte; mit Vorliebe in seinem theuren botanischen Garten. Hier verspürte er die gleichsam wiederbelebten Eindrücke der Maimorgen von ehedem, da er 20 Jahre alt war: „Die Sonne leuchtete über die Rasenflächen, und ich sah das innere Leben, das in den dünnen Zellgeweben sich regt und sie zu kräftigen, saftigen Stengeln aufrichtet; der Wind erhob sich und bewegte

*) Léon Bonnat. D. Ü.

diese ganze Ernte dicht aneinander gedrängter, wundersam durchsichtiger Halme; ich fühlte, wie mein Herz schlug und meine ganze Seele in Liebe erbebte für dies so schöne, stille, seltsame Wesen, das man die Natur nennt; ich liebte sie, ich liebe sie noch; ich spürte sie überall, in dem lichten Himmel, in der reinen Luft, in diesem regen Wald lebendiger Pflanzung und vor Allem in dem frischen, ungleichen Hauch dieses Frühlingswindes".

Aber von einer Jahreszeit zur andern wurde das Leben beschwerlicher, der Gang mühseliger; die Wegstrecken wurden kürzer, die Haltestellen länger. Und doch war sein Gedanke niemals lebendiger, seine Einbildungskraft niemals fruchtbarer. „Dies Gedankenleben, auf das Du" (wie ihm vormals Prévost Paradol sagte) „so stolz bist, dass Du es von einheitlicher, dem Universum überlegener Natur wünschtest", dies Gedankenleben mit seiner verschwenderischen, rastlosen Schöpferkraft rieb ihn auf. Statt sie mit Heiterkeit zu verfolgen, musste er fortan die Verkettung seiner Ideen unterbrechen und den Reigen seiner Bilder verscheuchen. Er kannte die Qual, die grausamste Qual für einen Mann von Genie, dies Genie zügeln und knebeln zu müssen. Aber er fluchte und murrte niemals. Über allen Jammer der menschlichen Hinfälligkeit erhob sich dieser grosse schmerzenreiche Denker noch durch sein Leiden: „Die ganze Würde des Menschen wurzelt im Gedanken".

Dann kam der Tag, wo er überhaupt nicht mehr ausging und nur wenige Vertraute für wenige Augenblicke empfing: immer liebenswürdig, stets voll Antheil für ihre Arbeiten, sorglich für ihre Hoffnungen, nur von ihren, niemals von seinen oder gar der wichtigsten seiner Angelegenheiten sprechend. Man sah, wie er abmagerte, wie seine Haltung gebeugt wurde: das innere Wesen des Mannes aber schien nur immer zu wachsen. Und wenn die pietätvolle Hand, die über seine abnehmenden Kräfte wachte, andeutete, dass die Zeit gekommen sei, ihn zu verlassen; wenn man schied und sich fragte, ob man ihn am nächsten Tage wiederfinden würde; wenn man mit Verzweiflung an dies grosse, auf die Welt fallende Licht dachte, dessen Quelle verschwinden sollte, dann stärkte man sich mit der Erwägung, dass man einem grossen Schauspiel beiwohne und dass in Wahrheit kein Verhältniss und kein gemeinsames Maass bestände zwischen diesem Gedanken, der sich immer kraftvoller, heiterer, freier zum Ideal aufschwang, und diesem Leib, der stets kraftloser, immer mehr zur Erde hinabgezogen ward.

Er las, er las bis ans Ende: Cäsar oder Sallust, zum Lateinischen zurückkehrend, wie der erschöpfte Mensch zur Milch zurückkehrt, die seine Kindheit genährt hat, seine nicht zu bändigenden Gedanken verruhen lassend auf diesen klaren deutlichen Worten, inmitten des Geleises nach der Schnur gezogener Ideen. Er liess sich Sainte-Beuve vorlesen, der ihm die Illusion des Lebens wachrief, die ihm im Weltgetriebe besonders genussreich gewesen: freies Gespräch über das Reich des Geistes mit Leuten von Geist. Endlich sann er über Marc Aurel, der sein Lieblingsbuch geblieben war.

Aus seinen Aussprüchen, „erstickten Ausbrüchen eines verhaltenen Enthusiasmus . .“ „halben Worten, die man mit leiser Stimme ausspricht“, hatte er sich eine Art von Liturgie gemacht. Im Verkehr mit dieser Seele, seines Erachtens „der edelsten, die je gelebt“, ermahnte er sich selbst zur Entsagung: „Tröstet Euch, arme Menschen, mit Eurer Schwäche und mit Eurer Grösse, durch den Anblick des Unendlichen, von dem Ihr ausgeschlossen, und durch den Anblick des Unendlichen, in dem Ihr einbegriffen seid.“*)

Also starb Hippolyte Taine. Er ist einer der seltenen Menschen, die dazu beigetragen haben, die Gestalt ihres Jahrhunderts zu ändern, seinen geistigen Charakter zu modificiren. Er hat durch seine Methode die Forschung und durch seine Bücher die Kenntniss der menschlichen Dinge vorwärts gebracht; er hat unvergleichlichen Glanz über unsere Litteratur verbreitet und, nachdem er einige der schönsten Bildsäulen der französischen Kunst gegossen, hinterlässt er seinen Nachfolgern die tiefe, gediegene, feine Gussform; endlich hat er durch seine bewunderungswürdige Lebensführung ein Muster der Lebenskunst aufgestellt für Jeden, der sich vorsetzt, für die Wissenschaft und für die Wahrheit zu leben.

Über die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter.†)

(Rede beim Antritt des Prorektorats der Kgl. Bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 4. November 1893.)

Von
FRIEDRICH VON BEZOLD.

Wenn ich es unternehme, dem Ursprung der Selbstbiographie und ihrer Entwicklung bis in die späteren Jahrhunderte des Mittelalters nachzugehen, so gilt dieses Bemühen einer Litteraturgattung, die allerdings in den weitesten Kreisen eine rein menschliche Theilnahme erweckt, von der historischen Forschung aber mit sehr berechtigtem Misstrauen betrachtet wird. Man hat sie wohl als psychologische Poesie bezeichnet, um ihren geringen Werth neben andern Formen historischer Überlieferung hervorzuheben. Inwieweit freilich und ob überhaupt eine Selbstbeobachtung im streng wissenschaftlichen Sinn möglich sei, darüber zu entscheiden ist nicht unsere Aufgabe[1]).

*) Taine: Marc-Aurèle (Nouveaux essais S. 260/61). A. d. Ü.

†) Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung Emil Felber in Weimar aus der Zeitschrift für Kulturgeschichte wiederholt.

[1]) Vgl. W. Wundt, Essays (Leipzig 1885) p. 135. Eine so feine Kennerin wie G. Sand urteilt (Histoire de ma vie, Paris 1876, I, 2): „L'étude du coeur humain est de telle nature que plus qu'on s'y absorbe, moins on y voit claire“. Über den modernen „roman d'analyse“ und die „mémoires d'analyse“ (Selbstbiographien) vgl. P. Bourget, La terre promise (1892) p. IV f. Viel zu günstig charakterisirt die Wahrhaftigkeit der Selbstbiographien R. Gottschall in Unserer Zeit X. 2 (1874), 661 f., dagegen sehr richtig das ihnen anhaftende pathologische Element.

Für uns genügt es, dass eine Reihe auserlesener Geister sich damit befasst hat, vor sich und andern ihr eigenes Denken und Fühlen zu offenbaren, ihr eignes Herz und seine Geschichte zu enträthseln. Ich brauche nur an Namen wie Petrarka, Rousseau, Goethe zu erinnern. Denn hier soll eben nicht die gewaltige Litteraturmasse der Memoiren oder Denkwürdigkeiten ins Auge gefasst werden, die sich vornehmlich mit den äusseren Schicksalen ihrer Verfasser, mit ihrer Theilnahme am öffentlichen Leben, mit den Persönlichkeiten bedeutender Zeitgenossen beschäftigen. Die Selbstbiographie im engeren Sinne hat es vor allem mit der inneren Entwicklung ihres Helden zu thun; sie ist nicht nur Rückschau auf das Durchlebte, sondern zugleich und vorwiegend Innenschau. Einer ihrer berühmtesten Vertreter, J. J. Rousseau, hat es gewagt, sich geradezu als ihren Urheber vorzustellen. Aber seine Bekenntnisse, die er als ein Werk ohne Beispiel und ohne Nachahmer einführt, verrathen schon in ihrem Titel und vollends in ihrem Grundgedanken die Abstammung von den Konfessionen des heiligen Augustinus. Also hätten wir die Entstehung einer Litteratur, die neben Augustin einen Petrarka, Rousseau, Goethe aufweist, zunächst in der Jugendzeit des Christenthums zu suchen. Dabei bleibt vor allem zweierlei zu erwägen. Einmal die Frage, ob denn vor Augustin gar keine Spuren oder Ansätze zu erkennen sind; sodann die zweite Frage, ob wirklich, wie man oft angenommen hat, eine Kluft von tausend Jahren ohne alle Zwischenglieder die Bekenntnisse des lateinischen Kirchenvaters von den Bekenntnissen des italienischen Humanisten trennt. Dass die zweite Frage zu verneinen ist, kann ich hier gleich vorausschicken. Aber man hat meines Wissens auf diese mittelalterlichen Nachfolger Augustins und Vorläufer Petrarkas bisher nur hier und da, nicht im Zusammenhang aufmerksam gemacht.

Aus dem klassischen Alterthum sind uns Selbstbiographien nicht erhalten, obwohl wir von so manchen hellenistischen und namentlich römischen Berühmtheiten hören, dass sie ihr Leben oder besonders bedeutsame Abschnitte desselben beschrieben haben. In den letzten Zeiten der römischen Republik und in den ersten Jahrhunderten der Kaiserherrschaft muss die Memoirenlitteratur eine reiche und interessante gewesen sein, denn wir greifen wohl mit der Annahme nicht fehl, dass es sich dabei wesentlich um res gestae, um politische und militärische Dinge, um die Aktion der Verfasser auf der grossen Weltbühne gehandelt haben wird. Als die erstarkende Monarchie der Caesaren dem öffentlichen Leben immer mehr Licht und Luft entzog, sahen sich gewiss viele tüchtige Kräfte, die bisher nur dem Forum und dem Lager gedient hatten, auf das stillere Feld künstlerischer oder wissenschaftlicher Thätigkeit gewiesen. Nicht zu verkennen ist auch ein gewisser Zug zur Beschaulichkeit und zur psychologischen Beobachtung, die uns an einem der grössten Künstler der Geschichtschreibung, an Tacitus so be-

sonders fesselt[2]). Aber die antike Auffassung des Individuums war doch noch zu mächtig, als dass sich ein solches Belauschen und Aushorchen des eignen Herzens in allen seinen Regungen hätte entwickeln können, wie es die augustinischen Konfessionen voraussetzen. Noch war die Abkehr von dem unfrei gewordenen Staat meist keine freiwillige, sondern von Empfindungen des Grolls und der Sehnsucht nach der guten alten Zeit begleitet. Selbst bei den Philosophen, die sich über die Lockungen und Stürme des äusseren Lebens erhaben fühlten, tritt vor dem Bedürfniss zu allgemein gültigen und schulmässig formulierten Sätzen zu gelangen, das Interesse an der Eigenart des einzelnen Menschen völlig zurück. Das schlagendste Beispiel hierfür ist der kaiserliche Stoiker Mark Aurel; trotz eines Anlaufs das eigne Leben zum Ausgangspunkt der Betrachtung zu machen, vermeidet er es in seiner Schrift εἰς ἑαυτόν ängstlich, sich von dem wohlvertrauten Boden der Gemeinplätze weg in die dunkeln Tiefen des eignen Ich zu verirren.

So blieb es der christlichen Welt vorbehalten, die Selbstbiographie in einem ganz neuen, von der Aufzeichnung der eigenen Leistungen und äusseren Schicksale ganz verschiedenen Sinn zu erzeugen. Die wichtigste formale Voraussetzung war längst gegeben. Denn die ausgebildete Icherzählung reichte bereits nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden zurück, bis in die Urzeiten alles Schriftthums. Die ruhmredigen Inschriften der ägyptischen Herrscher und Beamten, der babylonisch-assyrischen Könige erzählen grossentheils in der ersten Person, nicht ohne manchmal die seltsame Form der Selbstbiographie eines Verstorbenen anzunehmen. In einzelnen Fällen gestalten sich solche Inschriften zur Legende oder zum Zwiegespräch des Erzählers mit den Göttern, so wenn König Sargon I. redend eingeführt wird, um die höchst wunderbare Geschichte seiner eigenen Geburt zu berichten, oder wenn König Naboned eine Unterredung mit dem Gott Merodach wörtlich wiedergiebt. Daneben entwickelte sich in Ägypten frühzeitig eine Art von Ichroman in Gestalt von Abenteuern und Märchen, die ein Weitgereister als eigene Erlebnisse zum Besten giebt[3]). Man fühlt sich hier unwillkürlich zu einem Seitenblick verlockt auf die Perle aller Schiffersagen, die unsterbliche Erzählung des Odysseus von seinen Irrfahrten. Ohne auf die Wandlungen der griechischen Reisepoesie und Novellistik einzugehen, muss ich doch zweierlei hier hervorheben. In der römischen Kaiserzeit finden wir einmal die Icherzählung in vollendeter Gestalt vor, so z. B. in dem genialen Sittenroman des Petronius. Dann aber verbindet sich im griechischen Roman der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung das stoff-

---

[2]) Vgl. F. C. Baur in der Zeitschr. für wissensch. Theologie I, 459 ff.; Teuffel, Geschichte der röm. Litteratur (5. Aufl.) § 272.

[3]) Vgl. A. Wiedemann, Ägypt. Geschichte I, 97; A. Erman, Ägypten p. 494; 671 ff.; F. Hommel, Geschichte Babyloniens p. 780; C. P. Tiele, babyl.-assyr. Geschichte p. 112 ff.

liche Interesse jener alten Reisegeschichten mit der Erotik[4]). Damit tritt ein psychologisches Element in den Vordergrund, das freilich jene sophistisch geschulten Prosadichter keineswegs mit grosser Feinheit oder Mannigfaltigkeit zu behandeln verstehen. Auch hier begegnet uns der Ichroman oder wenigstens die Einflechtung von kleineren Erzählungen in der ersten Person.

Dieser wirksamen Kunstform bemächtigte sich nun das Christenthum, um die heidnischen Liebes- und Abenteuergeschichten durch Romane mit religiöser Tendenz zu verdrängen, so dass nicht etwa eine Abnahme, sondern nur eine Umwandlung der erzählenden Litteratur unter christlichem Einfluss zu verzeichnen ist[5]). Anstatt der oft sehr langathmigen Gespräche und Ausführungen über die Liebe erscheinen jetzt erbauliche oder lehrhafte Auseinandersetzungen über religiöse Fragen, während im Übrigen namentlich das phantastische Element seinen unverkümmerten Platz behauptet. Es herrscht geradezu in den Mönchsromanen, die seit dem IV. Jahrhundert aus den über die heiligen Väter der Wüste umlaufenden Geschichten und Fabeln entstanden sind. Ihr eigentlicher Zweck, die Verherrlichung und Empfehlung der Askese, verbirgt sich manchmal fast ganz hinter der möglichst anziehenden und aufregenden Einkleidung. Wenn schon in einem der ältesten Stücke, in dem von Hieronymus verfassten Leben des Anachoreten Paulus, dem heiligen Antonius ein Kentaur und ein bocksfüssiger Satyr als Wegweiser durch die furchtbare Einsamkeit dienen und dem dahingeschiedenen Paulus zwei Löwen das Grab bereiten, so steigert sich diese Belebung der Wüsten- und Höhlenscenerie durch Dämonen und wilde Thiere immerzu bis zum Ungeheuerlichsten. Es ist orientalische, ägyptische Phantasie, die den Ton angiebt. Zumal die Löwen bilden ein stehendes Requisit; sie schützen wohl den Kohlgarten des Einsiedlers vor den Ziegen, begleiten seine vor Angst zitternden Besucher, dienen sogar als Werkzeuge der Busse; dem römischen Makarius, der sich einmal von sündlicher Lust überwältigen lässt, drehen sie erst verächtlich den Rücken, um ihn dann bis zum Hals einzugraben und erst nach Verlauf von drei Jahren wieder aus dieser Lage zu befreien. Hier befinden wir uns überhaupt in einer reinen Fabelwelt; da geht die Reise zum heiligen Mann durch Völkerschaften von Mohren,

[4]) E. Rohde, der griech. Roman und seine Vorläufer, Leipz. 1876; U. Wilcken (Hermes XXVIII); F. de Salverte, le roman dans la Grèce antique, Par. 1894; über die Existenz von (nicht erhaltenen) psychologischen Romanen im modernen Sinn in der hellenistischen Zeit vgl. G. Thiele, Zum griech. Roman (Aus der Anomia. Archäolog. Beiträge. Berlin 1890, p. 124 ff.); F. Susemihl, Geschichte der griech. Litt. in der Alexandrinerzeit I (1892), 574.

[5]) Vgl. den Artikel von S. Baring-Gould, Early christian greek romances, in der Contemporary Review XXX, 1877; V. Schultze, Artikel „Legende" bei Ersch u. Gruber II. 42 (1888); Derselbe, Geschichte des Untergangs des griech.-röm. Heidenthums II (1892) 79 ff.; die Praxis dieser Romandichter sehr gut auseinandergesetzt bei Th. Zahn. Acta Joannis (1880) p. XLIX ff. Näheres über den Mönchsroman bei H. Weingarten (Zeitschr. f. Kirchengesch. I, 1877); H. Usener, der heil. Theodosius (1890); W. Israël in der Zeitschr. f. wissensch. Theol. XXIII, 145 ff.

Kynokephalen und Pygmäen, durch Herden von Schlangen und Basilisken, Büffeln und Elephanten, vorbei an der Hölle und am Paradies, in dessen Nähe Makarius haust, ganz in sein schneeweisses Haupt- und Barthaar eingehüllt, die Haut zum dürren Fell eingetrocknet, die Augen unter den Brauen nicht mehr sichtbar, mit entsetzlich langen Nägeln und kaum noch vernehmlicher Stimme. So erzählt er den wissbegierigen Pilgern seine Schicksale.

Denn die Icherzählung spielt in diesen seltsamen Erzeugnissen christlicher Belletristik eine sehr grosse Rolle. Mit viel Geschick fasst z. B. Hieronymus die Geschichte des Einsiedlers Malchus in eine zierliche kleine Novelle, die er seinen Helden selbst und zwar äusserst anschaulich vortragen lässt; da fehlt es nicht an Beduinenüberfall und Gefangenschaft, an einer Scheinehe, die dem vormaligen Mönch aufgezwungen wird, mit der Frau eines anderswohin in die Sklaverei gerathenen Mannes, an einer aufregenden Flucht. Die Sammler solcher Mönchsgeschichten, wie Rufinus, Palladius, Cassianus u. a., legen grosses Gewicht darauf, als Augen- und Ohrenzeugen zu berichten; sie haben die heiligen Büsser selbst aufgesucht, zuweilen unter Lebensgefahr, und geben ihre oft sehr langwierigen Reden im Wortlaut wieder, nicht ohne von Zeit zu Zeit ihre eigene Glaubwürdigkeit oder die ihrer Gewährsmänner in starken Ansdrücken zu betheuern. Theodoret meint, wer seinen Erzählungen nicht glauben wolle, der werde vermuthlich auch die Wunderberichte des Alten und Neuen Testaments für Fabeln halten; die Zuverlässigkeit sei bei ihm ebenso über allen Zweifel erhaben, wie in der Bibel. Jenes phantastische Märchen vom römischen Makarius giebt sich als Reisebericht dreier Mönche Theophilus, Sergius und Hyginus; sie berufen sich frech darauf, dass es ja viel sicherer für sie gewesen wäre zu schweigen als den Schein und Vorwurf des Betrugs auf sich zu laden[6]).

Auch an andern Formen des christlichen Romans fällt die Neigung auf, in der ersten Person zu erzählen, entweder die eigenen Schicksale zum Hauptgegenstand zu machen, oder sich wenigstens als Freund und Begleiter der Hauptpersonen einzuführen. Dies geschah besonders gern mit Bezug auf die Apostel; so in jenem berühmten Roman, der unter dem Namen des Römers Clemens in verschiedenen Fassungen auf uns gekommen ist, oder

---

[6]) Vgl. die Stelle des Theodoretus in der Vorrede zu seiner φιλόθεος ἱστορία (Migne, Patrol. series graeca LXXXII col. 1292, hiezu vgl. ebd. col. 1448 ff.; 1465); die V. Macarii Romani in latein. Übersetzung bei Rosweyde, Vitae patrum (Antw. 1628) p. 224 ff. Über die Rolle der Löwen vgl. ausser den oben angef. Beispielen die Legenden der Maria Aegyptiaca, des Cyriakus, Georgius Chozebita u. a. m. Sprechende Vögel in der Legende des Makarius Romanus; in der Gesch. des Zosimus (bei Robinson, Texts and studies II. 3. Cambr. 1893, p. 86 ff.) werden selbst Wolke und Wind redend eingeführt. In den Icherzählungen tritt der wirkliche oder angebliche Verf. bald mehr bald weniger mit seiner Person hervor; manchmal dient sie nur zur leichten Einkleidung und Verbindung des Erzählten, in andern Fällen werden wieder zusammenhängende Erzählungen in der ersten Person eingeschoben, wie in den Legenden der ägyptischen Maria, des Cyriakus, des Macarius Romanus, vielfach in den Sammlungen der Büssergeschichten (Rufinus, Palladius u. s. w.).

in den „Thaten des Evangelisten Johannes"; der Verfasser, der wahrscheinlich im V. oder VI. Jahrhundert eine ältere Vorlage bearbeitet hat, stellt sich als einen der siebzig Jünger und als Reisegefährten des Apostels vor. Wie die Phantastik der antiken Schiffermärchen auf die Mönchsgeschichten, so hat das Schema des griechischen Liebesromans auf diese theologischen Tendenzdichtungen eingewirkt. Wir finden das beliebte Motiv der Trennung und wunderbaren Wiedervereinigung von nahen Verwandten z. B. in den Klementinen und später in einer ganzen Reihe von Legenden. An den Gaunerroman erinnern manche derbkomische Züge in den Acta Joannis, wenn etwa der Apostel als Badeheizer Unterkunft sucht und sich unter die gewaltigen Fäuste und nicht minder gewaltigen Schimpfreden seiner Herrin, des kampflustigen schielenden Mannweibs Romana beugt[7]). Ganz besonders charakteristisch aber ist die Herübernahme und Umgestaltung des erotischen Elements, dem man doch keineswegs ganz entsagen wollte. Da wird z. B. der vielgelesene heidnische Liebesroman von Klitophon und Leukippe mit einer christlichen Fortsetzung versehen oder in der Geschichte vom Magier Cyprian die Bedrängniss einer edeln Jungfrau durch Zauberkünste, zu denen der verschmähte Liebhaber eine Zuflucht nimmt, ausführlich geschildert oder dem Apostel Paulus eine jugendliche Schülerin Thekla angedichtet, die ihm in Männerkleidern nachzieht. Die bis in's Ungesunde gesteigerte Verherrlichung der Virginität erzeugte dann ein Raffinement gefühlvoller Romantik, das bei aller Entfernung von der unverhüllten Sinnlichkeit der Antike doch dem Wohlgefallen an verfänglichen Schilderungen reichliche Nahrung bot. Zahlreiche Geschichten von schönen bussfertigen Sünderinnen und von ebenso schönen jeder Versuchung trotzenden Jungfrauen bezeugen die grosse Beliebtheit solcher Stoffe. Es erhöht natürlich den Eindruck, wenn uns der Verfasser einer Legende den frechen Durchzug einer reichgeschmückten Tänzerin durch den Kreis berathender Bischöfe als Augenzeuge beschreibt oder wenn die nackt in der Wüste hausende, einem wilden Thier ähnliche ägyptische Maria ihr früheres Lasterleben selbst erzählen muss. Manche heidnische Göttin mag in der Gestalt einer christlichen Romanheldin fortgelebt haben, wie ja die heilige Pelagia nach Useners Darlegung nichts anderes ist als die meerbeherrschende Aphrodite selbst im Gewand des neuen Glaubens[8]).

[7]) Vgl. Baring-Gould p. 867 ff.; Zahn, Acta Joannis; R. A. Lipsius, die apokryphen Apostelgeschichten I. (1883).

[8]) Aus der grossen Zahl verwandter Legenden seien ausser Pelagia (H. Usener, Legenden der Pelagia, Bonn 1879) nur die ägyptische Maria (vgl. H. Knust, Legenden der h. Katharina und der h. Maria Aegyptiaca, Halle 1890) und die Büsserin Pansemne beispielsweise hervorgehoben. Häufig ist die männliche Verkleidung, wie bei Pelagia, Thekla, Euphrosyne, Susanna, Apollinaris Syncletica. Die „theilweise lüsterne Färbung" begegnet sowohl in den Mönchsromanen (K. Müller, Kirchengeschichte I, 1892, p. 213) als auch anderwärts; über das Ungesunde in dem übertriebenen Kultus der Virginität A. Harnack, Dogmengesch. III (1890), 198 A. 1. Anknüpfung der Märtyrergeschichte von Galactio u. Episteme an einen Roman von Achilles Tatius: Baring-Gould p. 871 f.

Ob nun das starke Hervortreten der wirklichen oder fingirten Persönlichkeit einfach aus den heidnischen Vorlagen herübergenommen oder in der christlichen Unterhaltungslitteratur doch noch weiter entwickelt worden ist, darüber kann ich sicheren Aufschluss nicht geben. Dass aber die neue Weltanschauung des Christenthums eine neue Schätzung des Einzelmenschen nicht gerade allein geschaffen, aber doch in einem bisher unbekannten Maass zur allgemeinen Geltung gebracht hat, das darf wohl als eine kaum bestrittene Thatsache bezeichnet werden. In diesem Sinn könnte man vielleicht das vielberufene und vielkritisirte, immer etwas bedenkliche Wort vom ersten modernen Menschen, das ja mit Vorliebe von Petrarka gebraucht wird, schon auf den heiligen Augustinus anwenden[9]). Jedenfalls ist er einer der gewaltigsten Mitbegründer der christlichen Weltanschauung und der katholischen Kirche und in ihm gipfelt jene vom Neuplatonismus angebahnte Gefühlsphilosophie, die es unternimmt, aus den innersten und verborgensten Regionen des Seelenlebens die Lösung aller Räthsel zu holen. Seine Konfessionen besitzen doch wenigstens unter den uns bekannten Schriften auch der ersten christlichen Jahrhunderte keinen wirklichen Vorläufer. Gewisse Anklänge finden sich wohl in den merkwürdigen Selbstbekenntnissen, in denen jener Magier Cyprian von Antiochia seinen Durchgang durch alle geheime Weisheit, Zauberkunst und Christenfeindschaft des Heidenthums, seine Verzweiflung und Bekehrung drastisch genug darstellt, alles in Form einer vor den Gläubigen abgelegten, von ihren Trostreden unterbrochenen Beichte, deren Verlauf Cyprian selbst im Wortlaut mittheilt[10]). Ein faustischer Zug ist dieser Gestalt mit dem Kirchenvater gemeinsam, nur dass er bei dem abenteuerlichen Adepten der Mysterien und Dämonenbeschwörungen in ungleich gröberer Weise sich kundgiebt. Sonst besitzen wir noch zwei ebenfalls dem IV. Jahrhundert angehörige voraugustinische Selbstbiographien. Die eine, dem Heros der syrischen Kirche Ephraem in den Mund gelegt, giebt nur eine Episode seines Jugendlebens; die andere ist in verschiedenen echten Gedichten Gregors von Nazianz enthalten, die sich in einer Fülle von langweiligen und selbstgefälligen Versen doch mehr über seine äusseren Schicksale und dogmatischen Kämpfe verbreiten[11]).

---

[9]) Vgl. Harnack III, 97 A.; über die Anwendung auf Petrarka A. Lasson in den Preuss. Jahrbüchern LXII (1888), 431. Die höhere Werthung des Einzelnen als eine Folge des Christenthums charakterisirt vortrefflich Lotze, Mikrokosmus III[3], 361.

[10]) Von so schwachen heidnischen Ansätzen zu religiöser Selbstbiographie wie bei Apuleius, will ich ganz absehen. Vereinzelte Mittheilungen über den eignen Lebensgang bei Porphyrios und Eunapios. — Vgl. Zahn, Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage, Erl. 1882; bes. p. 18 ff.; 73 ff.; 103 ff.

[11]) Über Ephraem's (in verschiedenen Fassungen überlieferte) autobiographische Erzählung vgl. Le Blant, les actes des martyrs (1872) p. 170 ff.; die 99 Gedichte des Gregor von Nazianz, die sich auf seine Person beziehen (darunter namentlich zu beachten περὶ τὸν ἑαυτοῦ βίον), bilden das 2. Buch seiner Poesien; nicht wenige tragen apologetischen Charakter. Die „Memoiren“ des Dioskuros (Mittheilungen aus der Sammlung des Papyrus

Immerhin haben wir ein paar Belege dafür, dass in der damaligen christlichen Welt ein gewisser Hang zur Selbstschilderung in erbaulicher Absicht vorhanden war; auch die unechten Stücke wollen ja durch die Fiktion eigner Bekenntnisse wirken. Diesen Gedanken hat nun Augustin in wahrhaft genialer Weise ergriffen und verwirklicht. Die Konfessionen, die er als fertiger Mann im Jahre 397 verfasste, stellen eine doppelte Beichte vor Gott und den Menschen dar; „wem erzähle ich dies“, ruft Augustin, „nicht Dir, mein Gott, sondern vor Dir erzähle ich dies meinem Geschlecht, dem Menschengeschlecht; und sollten auch nur Wenige mit dieser meiner Schrift bekannt werden“. Trotz aller litterarischen Schwächen, die aus der Rhetorenbildung des Verfassers und aus der ungestümen Beweglichkeit seines Temperaments sich ergeben — die fortwährenden Apostrophirungen Gottes, die Eigenthümlichkeiten des „Gebetstils“ ermüden den modernen Leser nicht minder wie der Luxus an Bibelstellen und Antithesen — trotz alledem werden gewisse Partieen der zehn ersten Bücher kraft ihrer psychologischen Feinheit und ihrer wahrlich nicht erkünstelten Gefühlswärme noch heute und wohl zu allen Zeiten jeden Unbefangenen fesseln und ergreifen. Schritt für Schritt werden wir durch die tastenden Anfänge des kindlichen, durch die stürmische Gährung des jugendlichen Seelenlebens bis in die entscheidenden inneren Kämpfe der Reifezeit geführt. Augustinus würdigt die öffentlichen Dinge überhaupt keines Blickes und benützt auch den äusseren Verlauf seines Daseins nur dazu, die göttliche Führung in helleres Licht zu setzen und aus einem reichen Schatz von Erfahrung Stoff für die Betrachtung und Zergliederung psychischer Vorgänge zu gewinnen. Dabei bleibt — und das ist eben das Charakteristische — das Individuum, der einzelne Mensch Augustinus mit all seinen Besonderheiten und individuellen Erlebnissen stets im Mittelpunkt; die äussere Welt um ihn herum scheint mehr und mehr zu versinken und er steht, allmählich dem bösen und guten Einfluss der Mitmenschen entrückt, allein seinem lange gesuchten und endlich gefundenen Gott gegenüber. Das quietistische Element dieses Gefühlslebens hat erst kürzlich Harnack scharf hervorgehoben; auf einen weiblichen Zug in Augustins Natur ist schon früher aufmerksam gemacht worden[12]). Der schroffste Gegensatz zum althellenischen und altrömischen Wesen spricht aus jeder Zeile der Konfessionen wie aus jeder Zeile des Buchs vom Gottesstaat. Wenn der letztere zum Evangelium der mittelalterlichen Theokratie geworden ist, so liegt die Vermuthung nahe.

Erzh. Rainer IV, 63 ff.), der Eucharisticos des Paulinus von Pella (Ebert I², 405 ff.) und die sogenannte „Tragoedie“ des Nestorius (bei Irenaeus Comes), alle nachaugustinisch, fallen nicht in den Rahmen dieser Darstellung.

12) Harnack III, 66; vgl. seinen Vortrag über die Konfessionen, Giessen 1888; ferner Zeitschrift f. Philosophie XCIII, 170 ff.; XCIX, 124 ff.; histor. Zeitschr. XXXII. 271; 278; Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften I, 326 ff.; 337 A 1; G. Boissier. la fin du paganisme I (1891), 339 f.; A. Ebert, Gesch. der Litteratur des M. A. I² (1889), 218 ff.

dass die Konfessionen als erste grossartige Verkörperung religiöser Selbstbiographie im Mittelalter nicht ohne Wirkung geblieben sein werden. Nicht als ob sie etwa immer als unmittelbare Vorlage gedient haben müssten; die augustinischen Gedanken und Stimmungen besassen gar viele Kanäle, um zu gleichgestimmten Seelen späterer Jahrhunderte zu gelangen und dort die Lust zur Innenschau und Selbstschilderung zu erwecken und zu steigern.

Dies geschah nun freilich unter Hinzutritt eines wichtigen Elements, dessen zwar nicht alle Schriften Augustins, aber doch die Konfessionen völlig ermangeln. Hier fehlt das Wunder im eigentlichen Sinne so gut wie ganz; Augustin warnt gelegentlich vor der „Begierde nach seltsamen Gesichten“ und erzählt von Enttäuschungen, die seine visionsbedürftige Mutter erlebte. Denn das Visionäre spielte allerdings längst im Leben und in der Litteratur des Christenthums eine wahrhaft gewaltige Rolle. Auch der hellenischen Welt war ja das vom gewöhnlichen Traum unterschiedene Schauen übersinnlicher Dinge und Hören übermenschlicher Worte keineswegs fremd; es knüpfte sich entweder an die Vorstellungen von einem Dasein nach dem Tode oder an das Verlangen, den Schleier der irdischen Zukunft gehoben zu sehen, manchmal an beides zugleich. So lässt schon Homer die abgeschiedenen Seelen im Hades dem Odysseus Rede stehen, was später Vergil auf seinen Helden Aeneas übertragen hat, und Platon giebt am Schluss der Republik jene Erzählung eines vom Scheintod Erwachten, die mit Recht als eine Vorstufe der christlichen Höllenvisionen in Anspruch genommen worden ist[13]). Aber weit mächtiger noch strömte auf das Christenthum die hebräische Prophetie und Apokalyptik ein, wie sie schon bei Amos und Hesekiel in der wirksamen Form der Icherzählung auftritt. Diese begegnet uns auch z. B. in den Apokalypsen des Johannes, Petrus, Paulus u. a. sowie in dem „Hirten“ des Hermas. Nachdem der starke eschatologische Zug der urchristlichen Zeit sich überlebt hatte, blieb doch das Bedürfniss, die Gegenwart im Licht des Wunderbaren zu sehen und immer von Neuem das Hereinragen des Übernatürlichen zu spüren. Es kann nicht überraschen, dass eine bisher noch nicht berührte Gattung der christlichen Erzählungslitteratur, das überreich bebaute Feld der Märtyrergeschichten, eine Menge von Visionen aufweist. Das gespannte Interesse, womit man früher die kommende ungeheure Umwälzung aller Dinge zu erspähen suchte, wandte sich jetzt den einzelnen Persönlichkeiten der Blutzeugen zu. Gerade die älteren Märtyrerakten lassen uns den hohen Werth erkennen, den man vor allem auf die Überlieferung der Kerkervisionen solcher Helden und Heldinnen des Glaubens legte; sie bilden z. B. den Hauptinhalt einer Erzählung, die in die Akten der heiligen Perpetua als Aufzeichnung von

[13]) Gute Zusammenstellung antiker Höllenfahrten bei Rohde, der griech. Roman p. 260 A. 3; vgl. E. Norden in der Allgem. Zeitung 1893, Beil. Nr. 89; über eine heidnische Apokalypse E. Zeller, Vorträge III (1884), 52 ff. Einen bekannten heidnischen Visionär charakterisirt H. Baumgart, Aelius Aristides (1874).

ihrer eigenen Hand eingefügt ist. Nachdem Perpetua in ihrer letzten Vision in Mannsgestalt verwandelt und mit Öl gesalbt den Ringkampf mit einem widerlichen Ägypter d. h. mit dem Teufel glücklich bestanden und vom Lanista den Zweig als Siegeszeichen erhalten hat, schliesst sie mit den Worten: „Soweit habe ich geschrieben bis zum Vorabend der Spiele: wie es aber im Amphitheater (bei der Hinrichtung) ergehen wird, das soll schreiben wer da will“. Der Verfasser, der die Erzählung zu Ende führt, erklärt, er thue dies im Auftrag der Verstorbenen. Es erweckt den Eindruck des Ursprünglichen und Echten, dass die Gesichte der gut beglaubigten Märtyrerakten sich meist auf ihren eignen Prozess und nahen Eingang zur Seligkeit oder auf kurz vorher Geschiedene beziehen. Das genügte nun später nicht mehr; wie die Ausmalung der Torturen wurde auch die völlig dramatische Darstellung der Wechselreden vor Gericht und der himmlischen Tröstungen während der Qual bis ins Maasslose und Verzerrte getrieben. Timotheus und seine siebzehnjährige Gattin Maura hängen nach allen erdenklichen Peinigungen einander gegenüber am Kreuz, neun Tage und neun Nächte hindurch; Maura sucht ihrem Gatten den Schlaf zu verscheuchen, indem sie ihm ihre Visionen erzählt, und hält noch vor dem Verscheiden mit lauter Stimme eine Ansprache an die Umstehenden[14]).

Wie sehr die Gewöhnung der Geister an das Wunderbare als an etwas Selbstverständliches nicht nur den historischen Sinn, sondern das Verhältniss zur Wahrheit überhaupt bei ganzen Generationen beeinträchtigt hat, das kann hier nur angedeutet werden[15]). Wir dürfen gewiss nicht den einzelnen Schriftsteller des Mittelalters für das Maass von Leichtgläubigkeit verantwortlich machen, das er sich zu Schulden kommen liess. Und wie das geistige Sehen war auch das sittliche Gefühl in gewissen Be-

[14]) Darüber, dass der „Hirt“ des Hermas nicht den Romanen beizuzählen ist. Zahn, der Hirt des Hermas (1868) p. 80; auch Baring-Gould p. 863. Über die Akten der Perpetua u. Felicitas vgl. die Ausgabe von Harris und Gifford (1890) sowie (in der Hauptfrage abweichender Ansicht) Robinson, Texts and studies I (1891) Nr. 2. Ausserdem z. B. die Acta SS. Montani, Lucii, Juliani u. s. w. (vgl. Harris u. Gifford p. 27), die passio SS. Jacobi, Mariani et aliorum, die vita et passio S. Caecilii Cypriani episcopi (vgl. Harnack, Gesch. der altchristl. Litteratur I, 729 f.; 820); über Timotheus und Maura: Le Blant p. 239 f. Über den Eindruck der Visionen Harris u. Gifford p. 6: „it is the visions that have impressed the Church“. Auch in den apokryphen Apostelgeschichten mit Vorliebe das visionäre Element gepflegt (Lipsius a. a. O. p. 8).

[15]) Vgl. hierüber z. B. J. Bernays, Gesammelte Abhandlungen II (1885). 245 f.; Usener, Theodosius p. XX ff.; E. Zeller in der deutschen Rundschau LXXIV (1893), 195; 214 ff.; (namentlich auch über die Gewohnheit pseudonymer Veröffentlichung, die ja eine uralte ist und z. B. in der ägyptischen Litteratur die Regel bildet, E. Meyer, Gesch. des alten Ägyptens, 1887, p. 128); auch Zahn, der Hirt des Hermas p. 88 ff.; Harnack, altchristl. Litt.-Gesch. I, XXVI. Über die Entwicklung der Legende, namentlich ihrer Verwendung im Gottesdienst, vgl. Ebert bei Ersch u. Gruber I, 341 ff.; C. Horstmann, altengl. Legenden (1881), Einleitung. Auf ihre Weiterbildung nach der phantastischen Seite hin sind besonders die Kelten von Einfluss.

ziehungen gestört, abgestumpft. Dieses Urtheil ist durchaus nicht zu hart, wenn wir uns daran erinnern, wie selbst hochangesehene und zweifellos fromme Männer der Kirche damals sich kein Gewissen daraus machten, ihrem Gotteshaus oder ihrem Schutzheiligen zuliebe erfundene Thatsachen zu erzählen und sogar Urkunden zu fälschen. Die gleiche Überzeugung einem höheren Zweck, nämlich der Erbauung zu dienen, liess es als etwas vollkommen Berechtigtes erscheinen, wenn man in den Legenden, die sich allmählich im Gottesdienst einen wichtigen Platz eroberten, die Farben immer dicker und schreiender auftrug[16]). Seit dann die Visionen als selbständige Litteraturgattung gepflegt wurden, missbrauchte man auch dieses Mittel ungescheut, um heilsamen Schrecken zu erregen oder gelegentlich sehr bestimmte materielle Forderungen durchzusetzen; man erblickte weltliche und geistliche Fürsten und Herren in den Qualen der Hölle oder des Fegfeuers und brachte die besonderen Ursachen ihrer Peinigung in Erfahrung, bei Karl Martell die Säkularisation der Kirchengüter, bei Karl dem Kahlen die Unfolgsamkeit gegen den Erzbischof Hinkmar von Reims u. s. w.[17]).

Bei solcher Richtung der Geister konnte die feine Selbstbeobachtung eines Augustin sich nicht unmittelbar fortpflanzen. Während Koryphäen der Kirche und der Literatur wie Papst Gregor der Grosse, Beda, Bonifatius Visionen sammelten, finden wir Jahrhunderte hindurch kein auch noch so dürftiges Seitenstück zu den Konfessionen. Denn die sogenannte Confessio des heiligen Patrick, die von der neueren Forschung mit grosser Wahrscheinlichkeit für unecht gehalten wird, giebt allerdings eine Mischung von Lebensbeschreibung, Beichte und Apologie, aber in unbeschreiblich roher und verwirrter Gestalt, natürlich nicht ohne die Würze der Visionen. Doch ist es allerdings charakteristisch, dass selbst in einer litterarisch so tiefstehenden Periode die Neigung, über die eigene Person Mittheilungen zu machen nicht ganz verloren gegangen ist; bei Sulpicius Severus, dem Freund des heiligen Martin, bei Gregor von Tours, dessen Frankengeschichte zum Theil Memoirencharakter trägt, bei so manchen andern begegnen uns autobiographische Nachrichten[18]). Erst nach langer Unterbrechung, im

---

16) Für die Fälschungen des M. A. braucht wohl nicht erst auf einzelne Beispiele verwiesen zu werden. Vgl. G. Ellinger, Das Verhältniss der öffentl. Meinung zu Wahrheit und Lüge im X., XI. und XII. Jahrh., Berl. Diss. 1884; B. Lasch, Das Erwachen und die Entwicklung der historischen Kritik im M. A. Breslau 1887.

17) Vgl. C. Fritzsche, die latein. Visionen des Mittelalters bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts; ein Beitrag zur Kulturgesch. (in Vollmöller's Roman. Forschungen Bd. II. III.; 1886/87).

18) Über die Confessio des hl. Patrick vgl. Zimmer in der Zeitschr. für deutsches Alterthum XXXV, 79 Anm.; J. von Pflugk-Harttung in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern III (1893), 71 ff. Über die an den Geist französischer Memoiren gemahnende Art des Sulpicus Severus: Ebert I², 336; über Gregor von Tours ebd. 570 f. Gregor giebt hist. Franc. VIII. 15 die kurze Selbstbiographie des Diakons Vulfilaich, den er zum Erzählen

X. Jahrhundert treffen wir wieder auf den Versuch eingehender Selbstschilderung. Es ist das Zeitalter der mönchischen Reform, die zunächst hauptsächlich Herstellung der arg gelockerten klösterlichen Disziplin bezweckte, dabei aber doch auch das Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit beim Einzelnen belebte und den Blick nach innen wies. Dass sie mit einer Neublüthe der materiellen Kultur Hand in Hand ging und mit einem gewissen Aufschwung der klassischen Studien zusammentraf, darf nicht übersehen werden[19]. Freilich grundverschieden von Augustin tritt uns jener ehrgeizige und streitlustige Mönch Ratherius entgegen, der es in der Zeit Heinrichs I. und Ottos des Grossen unternahm, sein eigenes Ich vor der Welt aufzudecken und zu zergliedern[20]. Mit einer unerhörten Rücksichtslosigkeit hat dieser äusserst belesene und geistig bewegliche Mann früh begonnen und bis ins Alter nicht aufgehört, nicht nur seine wechselnden Schicksale, sondern vor allem seinen Charakter in allen Eigenthümlichkeiten sich selbst und der Mitwelt klarzulegen, in einer langen Reihe von Schriften, die dem Augenblick entstammend und sprunghaft abgefasst eben dadurch wirkliches Leben in sich tragen. Er hat viel erlebt, dreimal den Bischofstuhl zu Verona, einmal den zu Lüttich bestiegen und immer wieder räumen müssen; weder mit seinen Gegnern noch mit sich ist er jemals fertig geworden. Von der innern Ruhe, womit der ihm wohl vertraute Augustin bei aller Ruhelosigkeit des Stils auf überwundene Stürme zurückschaut, ist hier nichts zu spüren; die Art und Weise, wie Ratherius sich ohne Erbarmen herunterzieht und blossstellt, erinnert zuweilen mehr an Rousseau. Auch Ratherius verfolgt gelegentlich den Zweck unter dem Schein von Sündenbekenntnissen, unter lauten Selbstanklagen gerade seine guten Eigenschaften hervortreten zu lassen, wobei er aber nicht wie Rousseau sentimental beschönigend, sondern scharf ironisierend verfährt. Er war ein Meister der verba otiosa, der schlagenden Einfälle, durch die er ein gesuchter Gesellschafter wurde und zuweilen im hitzigsten Wortgefecht seine Gegner selbst zum Lachen und auf seine Seite brachte. Das Weinen, meinte er, sei nicht seine Sache; nur wenn er andere weinen sehe, werde er sofort angesteckt, aber es gehe nicht tief. Und dennoch sind auch seine verzweifelten Stimmungen echt; diese Mischung von Tönen der Ironie und der

---

nöthigt. im Wortlaut. Autobiographische Notizen z. B. bei dem Byzantiner Menander Protektor (vgl. Krumbacher. Geschichte der byzantin. Litteratur p. 51 f.), bei Beda, hist. eccles. V. 24, bei einer vornehmen Dame der Karolingerzeit in den für ihren Sohn bestimmten Aufzeichnungen (vgl. Bondurand, le manuel de Dhuoda, 1887), bei Liutprand von Cremona u. a.

[19]) Sackur, die Cluniazenser I (1892) p. V.

[20]) Über R. vgl. A. Vogel, R. von Verona u. das X. Jahrhundert. 2 Bde. 1854; Ebert III. 380 ff.; A. Hauck, Kirchengesch. Deutschl. III, 285 ff. Die „praeloquia“, in denen er bereits mit seinen Geständnissen beginnt (Vogel I, 89), sind c. 936 verf., der „dialogus confessionalis cuiusdam sceleratissimi — Ratherii“ 957 (ebd. 226 ff.), die „qualitatis coniectura cuiusdam“ 966 (ebd. 329 ff.). Auch in der „phrenesis“ 952 und in „de proprio lapsu“ und „de otioso sermone“ 964; (ebd. 200; 298 ff.) findet sich Hierhergehöriges.

Herzensangst enthüllt uns einen ungewöhnlichen, wenn auch innerlich friedlosen Menschen. An den Ernst seiner Besserungsabsichten will er selbst nicht glauben. Wenn er z. B. die Psalmen singt, so geschieht das nicht in der Zuversicht, dass sie erhört würden, da er ja dabei an ganz andere Dinge denkt; aber er hofft, dass vielleicht gerade der Umstand, dass er sie wider Willen singt, etwas Verdienstliches haben und den innerlichen Trotz gegen Gott wettmachen könnte. Ebenso gesteht er, dass er seine Bekenntnisse eigentlich doch nur aus Selbstgefälligkeit und des Beifalls wegen niedergeschrieben habe. „Wer ihn kennen lernen will", sagt er von sich, „der versuche einmal sein Buch des Bekenntnisses ganz durchzulesen; ist er so, wie er sich schildert, so giebt es keinen schlechtern Menschen unter der Sonne; spricht er nicht die Wahrheit, so ist er der allergrösste Lügner". Wenn Rousseau mit seinem Buch in der Hand getrost vor den Richter treten will, meint Ratherius umgekehrt, ihm brauche man nach seinem Tode nur das eigene Buch vorzuhalten; damit sei er schon verurtheilt. Er charakterisirt sich einmal kurz als einen Menschen, der weder Gott noch auch dem Teufel treu sein könne.

Wie die höchst merkwürdigen Ergüsse des Ratherius schon der Form nach keine wirkliche Selbstbiographie darstellen, so ist auch der originelle Mann keineswegs als ein Typus der regelrechten mönchischen Reform anzusehen. Neben anderem fehlt ihm ein unerlässliches Element dieser asketischen Bewegung, das visionäre. In den Klöstern hatte es seine Heimstätte und seinen Nährboden gefunden; die Zelle, nicht nur des Einsiedlers, sondern auch des Mönchs wurde, wie Petrus Damiani, der Freund und Gehülfe Gregors VII., sagt, ein Zelt heiliger Ritterschaft und ein gottgeweihtes Schlachtfeld[21]). Es hat etwas Rührendes, wenn streng sittliche Naturen wie Damiani oder der Abt von Cluny, Peter der Ehrwürdige, sich ernsthafte Mühe geben, die Glaubwürdigkeit ihrer zahllosen Mittheilungen über Wunder und Visionen ausser allen Zweifel zu setzen. Aber sie lassen doch ihre Gewährsmänner, die sie oft mit Namen anführen, stets in der ersten Person sprechen, und nicht allein ihre Gewährsmänner, sondern auch Verstorbene, Dämonen und Engel, die Jungfrau Maria und Gott selber. Der Leser sollte, wie Peter der Ehrwürdige ausführt, nicht nur den Sinn der Worte mitgetheilt erhalten, sondern die Worte selbst zu hören glauben. Es war die alte Praxis der Legende. Abt Peter meinte schon viel für die unverfälschte Echtheit eines solchen Berichts gethan zu haben, als er eine um Weihnachten in Frankreich vorgekommene Geistererscheinung noch vor Pfingsten in Spanien schriftlich fixirte; dabei giebt er die längere Rede des Geistes, eines erschlagenen Ritters, im Wortlaut[22]). Dichtung und Wahrheit

---

[21]) Petrus Damiani, Opuscula XI. 19.

[22]) Vgl. ebd. passim; Petri Venerabilis abb. Cluniac. de miraculis libri II (z. B. I. 2 6: 10; 23; 27; II. 32). Der heil. Dunstan lässt eine in einer Vision gehörte Antiphonie gleich nach dem Erwachen aufzeichnen, sammt der Melodie (V. Dunstani § 29).

durchdrangen sich eben unlösbar nicht nur in der Litteratur, sondern auch im Leben selbst, das für manchen Klosterbewohner sich halb zum Traum verwandelte. Nüchterne Naturen, wie der Cluniazenser Rodulfus Glaber[23], bekamen so gut wie andere den bösen Feind zu sehen; dem Rodulfus, der möglichst genau zu schildern sucht, erschien er als ein überaus hässliches Männlein, das hagere Gesicht von kohlschwarzen Augen belebt, mit gefurchter Stirn, dicken Lippen und zurücktretendem Kinn, mit Bocksbart, spitzem Hinterkopf und gesträubtem Haar.

In dieser Atmosphäre ist die erste rein mönchische Selbstbiographie entstanden, eine Geschichte voll seelischer Selbstpeinigung und überirdischer Eingriffe. Der Baier Otloh, der in Tegernsee erzogen, später in verschiedenen Klöstern, am Längsten bei S. Emmeram zu Regensburg sich aufhielt und im letzten Drittel des XI. Jahrhunderts gestorben ist, war nicht allein ein berühmter Schreiber, sondern auch ein äusserst fruchtbarer Schriftsteller[24]. So einfach sein äusserer Lebensgang sich abspielte, so stürmisch ging es in seinem Innern her; des Mönchthums ganzen Jammer hat er durchgekostet und theils zu eigner Erbauung, theils zu Nutz und

---

[23]) Rodulfus Glaber, historiarum liber V. 1; hiezu E. Gebhart, l'état d'âme d'un moine de l'an 1000 (Rev. des deux mondes III. 107, 1891, p. 600 ff.). Zahlreiche Visionen schon in der Vita S. Odonis (des ersten Abts von Cluny, † 942) von seinem Schüler Johannes, der sowohl seinen Helden selbst z. B. seine Jugendgeschichte erzählen lässt als auch eigne Erinnerungen giebt (vgl. Mabillon, Acta Sanctorum ordinis S. Benedicti. saec. V., pag. 148 ff.; 164 ff.; 172; 178 ff.); er sagt: „ea nimirum scribere bene complacuit. quae quasi de alio narrante ex eius ore sumpsi et meae memoriae commendavi“.

[24]) Über Otloh und seine Schriften vgl. B. Pez im Thesaurus anecdotorum III, X ff., Mon. Germ. SS, IV. 521 ff.; XI, 377; S. Riezler, Gesch. Baierns I (1878), 497 ff.: Lasch a. a O. p. 52 f.; 62 f.; auch K. Werner, Gerbert (1878) p. 240 ff. und K. Lamprecht Deutsche Gesch. II (1892), 197 f.; über seine Visionen Fritzsche a. a. O. III. 349 ff. Seine Theilnahme an den zu S. Emmeram verübten Fälschungen vermuthet Heinemann (Neues Archiv XV, 336 ff.). Nach G. Gröber (Grundriss der roman. Philologie II. 1, 276) beginnt mit O. die geistliche Selbstbiographie nach dem Muster von Augustins Konfessionen. Stilistisch berührt sich jedoch O. mit diesem kaum; er citirt überhaupt die Väter nur selten, Aug. z. B. im dialogus de tribus quaest. prolog; Cap. 4: V. S. Wolfkangi prolog; sonst ein paar Mal Gregor den Grossen und die Vita patrum (Legende). Autobiographisches enthalten folgende von seinen Schriften: de spiritali doctrina, das sich inhaltlich (vgl. Cap. 14; 17) mit Stücken des liber visionum und des libellus de tentationibus deckt; liber visionum (zw. 1062 und 1066); seit 1067: de confessione actuum suorum (= de tentat. I); de cursu spirituali (Cap. 21 = de tentat. I, mit geringen Abweichungen); libellus de suis tentationibus, varia fortuna et scriptis (pars I und II). Nicht uninteressant ist, dass O. seine Unterredungen mit dem Reichenauer Mönch Heinrich zuerst ohne Nennung ihrer Namen niederschrieb, der andere ihn aber bat, „ut et causam scribendi illustrarem prologo et utriusque personae, meae videlicet ac sui, memoriam patefacerem in dialogo“: dies geschah dann auch im dialogus de tribus quaestionibus (vgl. de tentat. II). — Der Probst Arnold, mit dem O. noch eine Zeit lang zu S. Emmeram zusammenlebte, hatte in der Vorrede seines Werks über den Klosterheiligen ebenfalls eine freilich kurze Selbstbiographie gegeben; auch er wird von der Vorliebe für die heidnischen Autoren geheilt, durch den Tod eines Freundes (M. G. SS. IV, 543 ff.; vgl. Riezler I, 495 ff.); Autobiographisches auch II. 52, Visionen in der Vorrede und II. 47; 64 ff.

Frommen anderer mönchischer Leser auch zu Pergament gebracht. Ob er Augustins Konfessionen gekannt hat, vermag ich nicht zu sagen. Seine wichtigsten Erlebnisse schilderte er erst in poetischer, dann wiederholt in prosaischer Form. Bezeichnend ist gleich die Art und Weise seines Eintritts ins Kloster. Er hatte ihn als Knabe aus dankbarem Herzen wegen seines guten Erfolgs in der Schule gelobt, war aber nachher anderen Sinnes geworden und trieb als künftiger Weltgeistlicher mit Enthusiasmus die klassischen Studien. Da kam, als er eines Tages zu Regensburg in seinen Lieblingsdichter Lukan vertieft war, die Krisis, eingeleitet durch einen dreimaligen heissen Windstoss, der ihm das Lesen verleidete. Weil er diese Mahnung noch nicht genügend verstand, erschien ihm eines Nachts im Traum ein furchtbarer Mann, der ihn derart durchpeitschte, dass er im Blut zu schwimmen glaubte. Nach dem Erwachen fand sich sein Rücken mit einem Ausschlag bedeckt, aber trotzdem mussten noch wiederholte heftige Erkrankungen mit beängstigenden Gesichten hinzutreten, um ihn von seinen Klassikern weg und in die Mönchskutte zu treiben. Kein Wunder, dass Otloh zum Visionensammler wurde und dass die Visionen auch seinen autobiographischen Mittheilungen die charakteristische Färbung geben. Manches erinnert an die alten Teufelskämpfe der Einsiedler. So wird er einmal des Nachts durch einen unheimlichen Rauch aus dem Bett getrieben, schleppt sich voll Todesangst in die Kirche und wieder zurück; vergebens sucht er mit den Händen seinen widerspenstigen Mund zum Psalmodiren aufzusperren. Da fallen die Dämonen schaarenweise über ihn her und reissen ihn so windschnell mit sich fort, dass ihm der Athem ausgeht, bis vor einen gähnenden Abgrund. Zweimal erscheint ein himmlischer Tröster, um zweimal zum Jubel der Dämonen zu verschwinden, bis endlich das Glöcklein zur Nocturn erschallt und den Gequälten erlöst. Aber Otloh schildert auch feinere Formen der Anfechtung: wie ihn der Teufel durch Zweifel erst am Erbarmen, dann an der Gerechtigkeit, endlich selbst am Dasein Gottes und an der Wahrheit der Schrift fast zum Wahnsinn treibt. Während sein Gesicht und Gehör wie verschleiert waren, glaubte er jemanden ganz nahe in sein Ohr flüstern zu hören. Er befreit sich durch ein Stossgebet, das wunderlich genug anhebt: „Wenn Du existirst, Allmächtiger, und wenn Du allgegenwärtig bist, wie ich oft in vielen Büchern gelesen habe, so zeige, wer Du bist und was Du vermagst". Die Erhörung folgt auf dem Fuss und fortan war jeder Zweifel gewichen, sein Verständniss aber wuchs zu solcher Klarheit, dass er, wie er gesteht, es kaum mehr verbergen konnte; er musste es „infolge eines unaussprechlichen Triebs und ungewohnten Feuereifers" litterarisch zum Ausdruck bringen. Denn auch der Himmel hatte ihn unmittelbaren Zuspruchs gewürdigt; diese Einflüsterungen von oben gestalten sich ihm dann freilich zu seitenlangen Auseinandersetzungen, worin niemand anders als Gott selbst sich mit reichlichen Citaten aus der Bibel und aus der Legende über Zulässigkeit und

Wirkung der Anfechtungen ergeht. Ja, in seinen Visionen erscheint ihm Gott wiederholt leibhaftig, als greiser Priester im rothen Messgewand; er hält längere Reden an Geistliche und Laien und kann einmal vor Rührung über Otloh's beweglichen Psalmengesang die strömenden Thränen nicht zurückhalten, die er sich langsam mit der Hand abwischt.

Otloh ist gewiss mit Recht als typisch für seine Zeit aufgefasst worden; während er in seinen historischen Arbeiten ein gewisses Maass von Kritik zeigt, haben wir in seinen persönlichen Erinnerungen nur mönchische Selbstbeobachtung und Selbstquälerei, krankhafte Aufregungen und gratia lacrimarum vor uns. Dagegen zeigt die Selbstbiographie des französischen Abts Guibert von Nogent († 1124)[25]), obwohl zumal ihr erstes Buch in bewusster, auch stilistischer Nachahmung Augustins abgefasst ist, neben maassloser Selbsterniedrigung und einer Unzahl von Visionen doch schon manche Keime einer andern Weltanschauung. Denn die triumphirende Kirche des XII. und XIII. Jahrhunderts trägt ein Doppelgesicht; die Kreuzzüge, die ja grossentheils aus der mönchischen Reformbewegung hervorgegangen sind, brachten wohl dem asketischen Idealismus erneute Anregung, aber zugleich eine mächtige Belebung der wissenschaftlichen und ästhetischen Triebe. So verlässt auch Guibert von Nogent zuweilen den streng mönchischen Standpunkt, wenn er z. B. sich nicht versagen kann, neben den christlichen Tugenden seiner Mutter ihre leibliche Schönheit zu preisen; sei diese doch ein Spiegel der ewigen Schönheit und trügen doch nicht ohne Grund die Engel stets anmuthige, die Dämonen aber hässliche Züge. Er vergisst nicht anzuführen, dass sie ihm — auf die eigne schöne Erscheinung wirft er einen kurzen Seitenblick — in seiner Kindheit nicht nur gute Lehrmeister gegeben, sondern auch wahrhaft fürstliche Kleider angeschafft habe. Das sichtliche Bemühen, dieser Mutter ein litterarisches Ehrendenkmal zu stiften, ist vielleicht der erfreulichste Zug an einem Schriftsteller, dessen Eitelkeit sich nur schlecht hinter der Maske der Demuth verbirgt. Denn auch jenes fortwährende himmlische Eingreifen, das sich in den Visionen Guiberts und seiner Mutter kundgiebt, war doch sehr geeignet, das Selbstgefühl der Begnadigten zu heben; sogar der erste Lehrer des Knaben wurde durch eine Vision veranlasst, seine Erzieherstelle

[25]) Guiberti de Novigento de vita sua sive monodiarum libri III; vgl. über ihn d' Achery, der bereits die Nachahmung Augustins hervorhebt (bei Migne, Patrol. lat. CLVI, 1047 f.); Wagenmann in Herzog's Realencyklopädie V², 464; Hist. littér. de la France X, 439 ff. Autobiographische Notizen bei dem englischen Chronisten († 1141) Ordericus Vitalis, hist. ecclesiast. V. 1; XIII. 22 (wo er die Hauptdaten seines Lebens in Form eines Gebets zu Gott wiederholt). Die Geschichte seiner Bekehrung erzählt lebendig und mit Einflechtung bedeutsamer Visionen der ehemalige Jude und nachherige Prämonstratenser Hermann (Migne CLXX, 805 ff.). Die Erzählung des Abts Rupert von Deutz († 1135) von seinen eigenen Visionen, wobei er einmal auf Augustins Konfessionen Bezug nimmt (Migne P. L. CLXVIII, 1591), führt mit ihren reichlichen Küssen und Umarmungen bereits in die Zeit der mystischen Empfindsamkeit hinüber.

bei einem jungen Vetter Guiberts aufzugeben und sich dem neuen Schüler zu widmen. Ohne religiöse Einkleidung, mit voller Offenheit tritt uns das Wohlgefallen an der eignen Person in den autobiographischen Schriften des ehrgeizigen Wallisers Giraldus entgegen[26]). Wenn er von sich meistens in der dritten Person spricht, so geschieht es nicht aus Bescheidenheit, sondern um diesen dritten recht unverschämt herausstreichen zu können. „Ich habe“, sagt er, „Sorge getragen, die hervorragenden Leistungen eines Zeitgenossen, die ich theils als Augenzeuge miterlebt, theils nach seinem Bericht aufgezeichnet habe, dem ewigen Gedächtniss zu überliefern“. Sein heiss ersehntes Ziel, Bischof zu werden, hat er allerdings nicht erreicht, aber in seinen kirchenpolitischen Kämpfen gereichten ihm, wie er selbst mittheilt, zwei Dinge zum Trost, „erstlich seine Verdienste um Gott und sodann die Gunst und der Beifall der Menge“. Der Gedanke an die Nachwelt ist bei ihm der treibende; man muss ein Denkmal des eignen Ruhms hinterlassen. „Sehr viele Gelehrte“, sagt er, „altern, ohne sich selbst zu kennen; indem diese Seelen ohne Feuer die Kräfte ihres Geistes nicht erproben, gehen sie zu Grunde wie das Vieh und ihres Namens wird nicht mehr gedacht“. Giraldus brauchte sich wegen solcher Unterlassungssünden keinen Vorwurf zu machen. Auch die Visionen, die es aufgezeichnet hat, beziehen sich insgesammt auf die erhoffte Standeserhöhung und auf seine Gegner; Mönche und Einsiedler, Magister und Ritter, Frauen und Kinder sahen ihn und immer wieder ihn. Es ist nur eine andere Form der Ruhmgier, die sich bei ihm abwechselnd in christlicher oder klassischer Tonart äusserte.

Wie hoch einzelne bevorzugte Geister des XII. Jahrhunderts über die mönchische Einseitigkeit des gregorianischen Zeitalters hinauswachsen konnten, dafür bietet uns die Geschichte der Selbstbiographie wenigstens ein Beispiel, die berühmte „Geschichte meines Unglücks“ von Peter Abälard († 1142)[27]). Nur leicht eingekleidet in die Form eines Briefs an einen gleichfalls vom Schicksal getroffenen Freund, giebt sie eine Selbstzeichnung mit so sicherer Hand und in so markigen Strichen, dass sie ästhetisch betrachtet unverkennbar über den augustinischen Konfessionen steht, während auch nicht die leiseste Spur von der visionären Überschwenglichkeit des Zeitalters hier zurückgeblieben ist. Und doch hätte jene entsetzliche Katastrophe, die Abälards Leben in zwei Hälften zerriss, einem rein mittelalterlichen Menschen das tröstliche Versinken in die Tiefen mystischen Traumlebens nahe legen müssen. Wie einfach erscheint das äussere Dasein Augustins,

---

[26]) Über Giraldus Cambrensis († nach 1192) vgl. Lappenberg-Pauli, Gesch. von England II, 282; III, 880 f. Ausser den libri III de rebus a se gestis (in der Ausgabe seiner Werke, Lond. 1861 ff., Bd. I; vgl. Einleitung p. LXXXIX) und den invectiones geben auch verschiedene andere seiner Schriften Autobiographisches, meist in der dritten Person (im speculum ecclesiae dist. III. 6 spricht er in der ersten Person). Für seine klassische Bildung und Ruhmesliebe vgl. namentlich Opp. V, 3 ff.; VI, 7 ff.

[27]) Historia calamitatum; vgl. S. M. Deutsch, Peter Abälard (1883) p. 26 f.; 42 ff.; A. Hausrath, P. A. Ein Lebensbild (1893) p. V; 1 f.; 125 ff.

wie gelinde selbst seine seelischen Kämpfe neben den Erschütterungen, die der geniale Franzose durchlebt und überlebt hat! Mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet, von der gebildeten Welt als Fürst der Wissenschaft angestaunt, dazu ein berückender Meister des Gesangs und im Besitz jener schönen und hochbegabten Frau, die lieber mit ihm zur Hölle fahren wollte als ohne ihn zum Himmel eingehen — und dann mit einem Schlag ein armer verstümmelter Mönch, für den alle Lust und aller Glanz der Erde verschlossen war, der nicht nur mit sich allein, sondern mit einer wachsenden Schaar von Feinden fertig werden sollte, vor geistliches Gericht gezogen, gezwungen, ein gefeiertes Werk mit eigner Hand in die Flammen zu werfen, zur Klosterhaft verurtheilt. Die Selbstbiographie des Schwergeprüften lässt trotzdem das Hochgefühl der früheren Zeiten noch durchklingen; sie ist eben keine Beichte im Sinne Augustins, sondern ein Appell an die Theilnahme der Mitwelt, der durch die ergänzende Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Heloise noch verstärkt werden sollte. Die rücksichtslosen Enthüllungen dieser Briefe sind ebenso wohl berechnet wie die vorsichtige Zurückhaltung, die Abälard bei aller Schärfe der Selbstanklage gelegentlich in der Biographie beobachtet. Von der grossartigen Unbefangenheit Augustins ist nicht die Rede. Hier spricht kein grosser Mensch, wohl aber ein Aristokrat des Geistes, um den bereits eine Ahnung von wirklich humanistischer Luft weht.

Ein gewaltiger Zug zur Welt, zur Macht, zum Wissen, zum Lebensgenuss geht durch die Kirche des XII. und XIII. Jahrhunderts. Und doch bezeugen eben damals grossartige mönchische Reformbewegungen die noch vorhandene Lebensfähigkeit des alten asketischen Geistes. Und schon ehe die Bettelorden in einer bisher unerhörten Weise die Laienwelt zu selbstthätiger, nicht nur empfangender Theilnahme am religiösem Leben aufgeregt hatten, war bereits jene Entwicklung der kirchlichen Frömmigkeit zur Mystik eingeleitet, deren geistiger Inhalt der theologischen Wissenschaft und deren Erscheinungsformen der Jahrhunderte lang gesteigerten und verfeinerten Askese entstammen. Ein so ungestörtes Ausreifen des Gemüthslebens von der zarten frischen Blüte bis zum Überreifen, Süsslichen und zuweilen auch Fauligen war noch niemals dagewesen. Charakteristisch ist für diese Periode geistigen und moralischen Raffinements wie für die viel spätere und reichere der modernen Romantik die höchst bedeutende, oft führende Rolle der Frau[28]). Seit dem XII. Jahrhundert nimmt die religiöse Selbstbiographie in den Kreisen der berühmten Visionärinnen und ihrer mitfühlenden Vertrauensmänner, die meist die Aufzeichnung besorgten, immer mehr einen ausgesprochen weiblichen Charakter an, indem an die Stelle der früheren Dämonenkämpfe und Höllenphantasien allmählich eine geistliche Erotik empfindsamster Art gesetzt ward und neben den weicheren

[28]) Was G. Brandes (Litt. des XIX. Jahrh. VI, 1891. p. 311) in Bezug auf die Periode der Romantik sagt, gilt ebenso für die Mystik des XIII. und XIV. Jahrhunderts.

Gefühlen auch ein gewisses Schönheitsbedürfniss, eine naive Freude an lieblichen Gestalten, schimmernden Farben, reichen Gewändern und Kleinodien sich offenbarte. Das Zeitalter der ritterlichen Kultur mit ihrem Minnedienst und ihren starken künstlerischen Neigungen ist bis in die Visionen hinein deutlich zu spüren, selbst bei der im Ganzen noch sehr herben und apokalyptisch gerichteten Hildegard von Bingen († 1179). Die umfänglichen Schriften, die unter ihrem Namen auf uns gekommen sind und in denen sich auch Ansätze zu einer Selbstbiographie finden, rühren in der uns vorliegenden Gestalt keinenfalls von der hochgefeierten Visionärin selbst her, sondern sind durch männliche Vermittlung aufgezeichnet und zum Mindesten beträchtlich umgemodelt worden. Von ihrer Zeitgenossin Elisabeth von Schönau besitzen wir wieder durch Vermittlung ihres Bruders, des Abts Eckbert, ein förmliches Tagebuch über ihre Visionen mit genauer Angabe der Daten[29]). Später tritt die hier noch vorhandene Theilnahme an den grossen Kämpfen der Zeit immer mehr vor den rein persönlichen Beziehungen und Erlebnissen zurück; die Freundinnen und Freunde mystischer Beschaulichkeit spinnen sich förmlich ein in ihren engsten Kreisen, und damit nehmen auch die autobiographischen Aufzeichnungen vielfach einen geradezu pathologischen Charakter an[30]). Die Heldinnen sind, sehr verschieden von jenen Frauen der Märtyrerzeit, in der Regel krank und schwach oder wenigstens durch Askese heruntergebracht; sie schildern oft ihre körperlichen Leiden mit peinlicher Sorgfalt. Durchaus weiblich ist dann das Schwelgen in bräutlichen und mütterlichen Gefühlen; denn neben Christus dem Bräutigam, zu dem ihr Verhältniss sich ganz nach dem Muster des höfischen Minnelebens gestaltet, beansprucht das Christkind, seine Pflege, seine kindliche Anmuth und Schalkheit einen grossen Platz in dem Traumleben seiner Verehrerinnen. Es wird von ihnen mit einer manchmal recht raffiniert anmuthenden Naivetät gebadet, getränkt und geliebkost und bezeichnender Weise auch ausgefragt: wie es sich denn bei

[29]) Die in die V. Hildegardis aufgenommenen Icherzählungen der Heldin tragen, wie Preger (Deutsche Mystik I, 16) mit Recht bemerkt, „das Gepräge von Stücken einer Selbstbiographie der Hildegard". Ihre Gepflogenheit z. B. im Scivias die himmlische Stimme ganze Abhandlungen vortragen zu lassen, erinnert an Otloh (s. o.). Die Frage nach der Entstehung bez. Echtheit ihrer sehr umfänglichen Schriften ist noch keineswegs endgültig gelöst. Die Visionen Elisabeths von Schönau herausgegeben von F. W. C. Roth (1884). Über die Art der Aufzeichnung vgl. Hildegards Brief an Guibert von Gembloux (Pitra. Analecta sacra VIII, 1882, p. 331 ff.); hiezu A. von der Linde, die Handschr. der Landesbibl. in Wiesbaden (1877) p. 43 A. 1; 80 ff.; 99; allg. d. Biogr. XII, 407 f., P. Weinhold, die deutschen Frauen, I², 81 ff.

[30]) Vgl. K. Müller in der Zeitschr. f. Kirchengesch. VII, 122; Beispiele in Menge bei C. Greith, die deutsche Mystik im Predigerorden, Freib. 1861; bei Preger, deutsche Mystik I; II. Einen wesentlich andern, nichts weniger als weiblichen Charakter tragen trotz der visionären und erbaulichen Einschaltungen die autobiographischen Mittheilungen des Minoriten Salimbene von Parma; vgl. A. Dove, die Doppelchronik von Reggio (1873) p. 1; 4; Michael, Salimbene (1889) p. 22 f.; 49; 92.

seiner Geburt und in den ersten Jahren gefühlt und betragen habe, ob es wahr sei, dass Joseph es in seine Hosen eingewickelt oder dass es einem der drei Könige ins Haar gegriffen habe, wohin denn die von den Königen geschenkten Kostbarkeiten gekommen seien[31]). Diese spielende Art überträgt sich auch auf die Männer, die in solchem Verkehr sich wohl fühlten. Es ist charakteristisch für die Umkehr des Verhältnisses, dass die Lebenserinnerungen Heinrich Suso's zuerst nicht von ihm selbst, sondern nach seinen Gesprächen, ohne dass er es wusste, von seiner „geistlichen Tochter“ Elsbeth Stagel aufgezeichnet worden sind. Was sollen wir aber davon urtheilen, dass Meister Heinrich von Nördlingen sich von seiner abgöttisch verehrten Freundin Margarethe Ebner einen ihrer abgelegten Schlafröcke erbat und auch wirklich trug? Denn das gegenseitige Anschwärmen und Verherrlichen ist hier unter anderen Formen eben so stark ausgebildet wie nachmals bei den Humanisten. Die Verfeinerung und Vertiefung des Gemüthslebens, die sich ja von der Starrheit und Derbheit des früheren Mittelalters deutlich abhebt, war mit einer gefährlichen Verweichlichung erkauft worden. Heinrich von Nördlingen fühlt beim Schreiben an Margarethe einen sanftfliessenden Brunnen in seinem Herzen entspringen; er weint mit Genuss. Und der Laie Rulman Merswin von Strassburg verirrte sich bis zur völligen Erdichtung eines angeblichen grossen Gottesfreundes, den er zum Theil unter wirksamer Anwendung autobiographischer Erzählung zum Helden eines mystischen Romans machte[32]). Unnatur und Unwahrheit waren das Ende der mystischen wie der ritterlichen Empfindsamkeit.

Und doch war damals schon jene Bewegung der Geister in vollem Anzug, die zur Genesung führen sollte. Eine Wiedergeburt freilich nicht der Antike allein, aber für die Befreiung der europäischen Menschheit aus den beengenden Banden einer überlebten Ordnung der Dinge hat doch der neuerwachte Glaube an die Schönheit und Grösse des griechisch-römischen Alterthums unschätzbare Dienste geleistet. Nirgends tritt uns das Ringen und die allmähliche Mischung des Alten und Neuen, des mittelalterlichen und des klassischen Geistes anziehender vor Augen als in den Werken Dante's, der ja gewiss nicht zu den Humanisten gezählt werden darf, aber doch wie ein Prophet der kommenden Weltanschauung mitten in scholastischer Denkarbeit und mystischer Sehnsucht die erhabenen Gestalten der antiken Dichter auf sich zuschreiten sieht und sich ihnen anreiht.

[31]) Vgl. Ph. Strauch, Margarethe Ebner und Heinrich von Nördlingen (1882) p. XXXVI f.; 89 f.; 99 ff.; hiezu Lochner, Leben und Gesichte der Christina Ebnerin (1872) p. 15.

[32]) Vgl. H. Denifle in der Zeitschr. f. Deutsches Alterthum XXIV; XXV; Strauch in der Allg. Deutschen Biographie XXI, 459 ff. Über die ungesunde Sentimentalität der mystischen Kreise: R. Seeberg, Ein Kampf um jenseitiges Leben (1889) p. 59 f.; 72; über die unverkennbare Bereicherung und Verfeinerung des Gefühlslebens: Harnack III, 380 f.

Denn an stolzer Selbstherrlichkeit und Ruhmesliebe konnte es der gewaltige Florentiner des XIV. Jahrhunderts mit den Alten wie mit den Grössen der Renaissance aufnehmen. Nach Jahrhunderten geistlicher Wissenschaft trat endlich wieder ein Laie auf den Plan, der die Bildung seiner Zeit voll und ganz beherrschte. Wenn seine Divina Commedia den würdigen und alles frühere unendlich überragenden Abschluss in der Entwicklung der Visionsliteratur darstellt, so führt die Vita Nuova, deren Gegenstand seine Liebe zu Beatrice ist, trotz ihrer mittelalterlichen Einkleidung in eine neue Welt[33]). Im engsten Zusammenhang mit der Mystik, überall mit scholastischen Spitzfindigkeiten und wunderlichen Gesichten durchsetzt, athmet doch diese kleine Erstlingsschrift Dante's eine natürliche Wärme der Empfindung und eine Freude an feiner Beobachtung des eignen Herzens, wie sie uns seit Augustin nicht mehr begegnet sind. Nur dass bei Dante das alles nicht einer Beichte überwundener Verirrungen gilt, sondern die Geschichte seiner Jugend uns menschlich so nahe bringt, dass davor die konventionelle Schwärmerei der ritterlichen Minnedichter nicht minder verblasst wie die sinnlich-übersinnliche Erotik der mystischen Klosterfrauen und Beginen. Freilich wirkt das Mittel der Vision, dessen sich Dante noch nicht zu entschlagen vermag, trotz der Milderung zur Allegorie auf den modernen Leser fremdartig, aber der Kern, den diese krausen Traumspiele und künstlichen Allegorien nur halb verhüllen, ist höchst persönlich, individuell und darum allen Zeiten zugänglich.

Das Fehlen jeder Beziehung auf die öffentlichen Dinge in der Vita Nuova erinnert uns zurück an die Konfessionen Augustins, an die Entstehung der Selbstbiographie. Mit Dante und mit Petrarka, der seine Epistel an die Nachwelt schreibt, tritt sie in ein neues Stadium. Ihre ausschliesslich religiöse Zeit war vorüber wie das Monopol des Klerus auf die Wissenschaft. Sehen wir doch, wie schon im XII. Jahrhundert bei dem einen und andern geistlichen Schriftsteller das asketische Ideal abgeschwächt oder fast ganz zurückgedrängt erscheint. Aber es ist kein Zufall, dass Petrarka, der Vater des Humanismus, sein Buch de contemtu mundi, auch eine Art von Beichte, in die Form eines Zwiegesprächs mit Augustinus gebracht hat, wobei er freilich auf seine Liebe und seinen Ruhm trotz aller Bemühungen des Kirchenvaters nicht verzichten will. Die Belauschung des eignen Herzens ist christlichen Ursprungs. Was sie aber zu Tage gefördert hat und stets zu Tage fördern wird, ist — Dichtung und Wahrheit.

[33]) Vgl. F. X. Wegele, Dante (3. Aufl. 1879) S. 115; 122.

Ein Besuch in Potsdam im Juli 1809.

Von
ALFRED RITTER VON ARNETH.

Unter der fast unabsehbaren Diplomatenschaar, welche sich wohl niemals früher oder später irgendwo in so grosser Anzahl versammelte, als dieses in den Herbstmonaten des Jahres 1814 in der Kaiserstadt an der Donau geschah, wird Freiherr Johann von Wessenberg als einer der am seltensten genannten und doch gleichzeitig auch als einer der am meisten beschäftigten bezeichnet werden dürfen. Als einer der am seltensten genannten, weil der kleine, unscheinbare, unelegante und wenig gesellige Mann, der trotz seiner adeligen Geburt einen unverkennbar demokratischen Zug an sich trug, an dem glanzvollen Schaugepränge aller Art, an den rauschenden Vergnügungen, an dem rastlosen Jagen nach Freude und Genuss, wodurch die übrigen fast durchwegs hocharistokratischen Mitglieder des Kongresses vielleicht noch mehr in Anspruch genommen wurden als durch die von ihnen zu verrichtende Arbeit, sich nur wenig betheiligte. Einer der am meisten beschäftigten aber war Wessenberg, denn als zweiter Bevollmächtigter des Kaisers von Österreich hatte er nicht nur zahlreichen Sitzungen beizuwohnen, sondern es wurde ihm auch eine Menge der schwierigsten Ausarbeitungen übertragen. So war fast alles, was, als von Österreich ausgehend, sich auf die zukünftige Gestaltung Deutschlands bezog, ausschliesslich sein Werk, und obgleich man heut zu Tage nicht eben geneigt sein wird, ihm das zum Verdienste anzurechnen, so wurde doch damals hierüber ein anderes Urtheil gefällt. In der allgemeinen Gährung, in der man sich befand und welche bald so weit führte, dass die kurz zuvor so einigen Bundesgenossen sich fast schon mit gezücktem Schwerte gegenüber standen, war man schliesslich froh, eine Grundlage gefunden zu haben, auf der sich die widerstreitenden Interessen noch leidlich vereinbaren liessen. Nicht so sehr die deutsche Bundesakte, für deren Autor Wessenberg galt, als die jämmerliche Art, in der sie gehandhabt wurde, war es, an welcher Deutschland so lange Zeit hindurch krankte, bis endlich durch Österreichs gewaltsame Ausscheidung und die Übertragung der Kaiserkrone an das preussische Königshaus eine völlige Umgestaltung der durch die Bundesakte begründeten Verhältnisse herbeigeführt wurde.

In den Jahren des Wiener Kongresses wäre ein Gleiches oder auch nur Ähnliches ganz unmöglich erschienen. Dass der Staat, dessen Kaiser noch vor weniger als einem Jahrzehnt allseitig anerkanntes Oberhaupt des deutschen Reiches war, ganz aus demselben austreten sollte, wäre für die damalige Zeit ein ungeheuerlicher, ein unausführbarer Gedanke gewesen. Verblieben aber, und das war ja die Voraussetzung, von welcher Jedermann ausging, beide deutschen Grossmächte, Österreich und Preussen in dem Ge-

sammtverbande Deutschlands, dann war wohl nur eine von drei verschiedenen Gestaltungen möglich. Entweder man trachtete, so viel es nur anging, zu dem Einheitsgedanken zurückzukehren, und der Kaiser von Österreich wurde auch derjenige Deutschlands. Das rastlose Emporstreben Preussens, durch seine historischen Erinnerungen und durch den von ihm soeben in ruhmvoller Weise geführten Krieg hinreichend begründet, stand jedoch in grellem Gegensatze hierzu. Die volle politische Selbstständigkeit Preussens, welche schon seit den für diesen Staat so glorreichen fridericianischen Jahren bestand, musste vielmehr, durch die ihm jetzt zuwachsende Machtvergrösserung noch verstärkt, jede wirkliche Unterordnung Preussens unter ein nicht dessen eigene Königskrone tragendes Reichsoberhaupt von vorneherein unmöglich und daher auch die deutsche Krone auf dem Haupte des Kaisers Franz zu einem Schattengebilde machen. Es diesem zum Vorwurfe anrechnen, dass er hierauf nicht einging, und es gleichzeitig fast wie einen Verrath an Deutschland betrachten, wenn Österreich nicht zu Allem bereitwilligst die Hand bieten wollte, was von Seite Preussens zur Vermehrung seiner Machtstellung begehrt wurde, zeugt von einer Verwirrung der Begriffe, auf welcher niemals ein ernstlich begründetes Urtheil sich aufbauen kann.

Die zweite Modalität aber, und sie war es, welche von offizieller preussischer Seite mit dem meisten Nachdrucke in den Vordergrund gestellt wurde, bestand in der Einführung eines rein dualistischen Systems in Deutschland. Für Preussen den Norden und für Österreich den Süden, so lautete diese Devise, deren Durchführung jedoch eine völlige Zweitheilung Deutschlands und eine gänzliche Zerschneidung jedes, beide Theile etwas fester verknüpfenden, einheitlichen Bandes zur nothwendigen Folge gehabt haben würde.

Dieses Band schon von vorneherein loser zu schürzen und dadurch ebenso die Wiederherstellung eines machtlosen Kaiserthums als eine Zweitheilung Deutschlands zu verhüten, blieb also, wenn man nicht in eines dieser beiden Extreme verfallen wollte, der einzige noch mögliche Ausweg. Und selbst wer zugiebt, dass er von Wessenberg und dessen Meinungsgenossen nicht gerade mit glücklichem Erfolge betreten wurde, wird doch einräumen müssen, dass dies wenigstens von dem ersteren in gutem Glauben geschah. Schrieb er ja doch noch mehr als drei Jahrzehnte nach der Auflösung des Wiener Kongresses und inmitten der Wirren des Jahres 1848 an den österreichischen Bundes-Präsidialgesandten Schmerling die für ihn selbst so bezeichnenden Worte: „Ich werde immer behaupten, dass die Bundesakte und die Bundesversammlung praktischer waren als Alles, was noch erfunden werden wird. Die Erstere enthielt Alles, was Deutschland Noth that.“

Jedoch nicht zu den Arbeiten Wessenbergs bei dem Wiener Kongresse, sondern in die Stellung wollten wir ihn begleiten, welche er etwas mehr als fünf Jahre früher am Berliner Hofe einnahm. Zu Anfang des Jahres 1809 war er mit dem Auftrage dorthin abgesendet worden, den König von Preussen

zu aktiver Theilnahme an dem Kriege zu bewegen, welchen Österreich damals gegen Napoleon zu führen unternahm. Wessenbergs rastlose Bestrebungen, die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen, wurden von der zahlreichen Schaar edeldenkender und tapfergesinnter Männer, welche das unter Napoleons Gewaltherrschaft von Seite Preussens erduldete Missgeschick wenn auch nicht grossgezogen, so doch in den Vordergrund gestellt hatte, mit Nachdruck unterstützt. Dennoch scheiterten sie, und zwar ausschliesslich an dem Kleinmuthe und der Unentschlossenheit des Königs Friedrich Wilhelm III., welche von Niemand schmerzlicher empfunden und bitterer beklagt wurden als von der ihm am nächsten Stehenden im Leben, der feeengleichen Königin Luise. Denn dass die ablehnende Haltung des Königs dadurch herbeigeführt worden sei, dass er die politische Lage richtiger als die besten seiner Staatsmänner, die militärischen Verhältnisse aber zutreffender als ein Scharnhorst, ein Gneisenau beurtheilte, ist eine Behauptung, die wohl ausgesprochen wurde, aber auch bald wieder in ihrer ganzen Grundlosigkeit erkannt werden wird.

Ein Wiederschein der trüben Stimmung, in welche Wessenberg durch den schleichenden Gang seiner niemals abgebrochenen, aber auch nie zu einem befriedigenden Ergebnisse gelangenden Unterhandlungen mit dem preussischen Minister Grafen Goltz versetzt wurde, wird auch in dem Aufsatze gefunden werden, den er nach einem Besuche in Potsdam und Sanssouci zu Papier brachte. Derselbe lautet wie folgt:

Potsdam, den 1. Juli 1809.

Was würde wohl Voltaire sagen, wenn er heute die Residenz jenes grossen Königs, der sich vermass, gleichzeitig Achill, Homer und Thukydides sein zu wollen, in Ruinen zerfallen und von Bettlern erfüllt sehen würde? Diese prächtigen Strassen, dieser schöne Kanal, diese zahlreichen Gebäude sind nichts mehr als traurige Denkmäler seiner Prachtliebe und dazu verdammt, uns die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge recht vor die Augen zu führen.

Mein erster Besuch galt der Gruft, in welcher der Leichnam des Helden des achtzehnten Jahrhunderts ruht. Diese schmucklose Gruft und der kupferne Sarg, der die sterblichen Überreste des grossen Mannes birgt, scheinen das Ende darzuthun, auf welches die Grösse dieser Welt hinausläuft. Was soll man aber von jener undankbaren Nachwelt sagen, die es bis auf diesen Augenblick versäumte, dem Andenken des Helden ein Monument zu errichten, welcher sein Leben damit zubrachte, sein Volk mit Ruhm und mit Wohlthaten zu überhäufen, und der seinen Waffengefährten noch bei ihren Lebzeiten Statuen setzen liess,*) um damit öffentlich Zeugniss abzulegen für den Antheil, den sie an seinem Ruhme gehabt und an seinen Erfolgen.

In dieser Gruft war es, wo sich im November 1805 der Enkel Katharinas und der Grossneffe Friedrichs unverbrüchliche Freundschaft gelobten. Dennoch hat sie ein Ende gleich jener der Spieler gefunden, welche der Erfolg vereinigt, das Unglück aber trennt. Der Geschichtschreiber Preussens wird übrigens den Versuch machen können, die Manen des grossen Friedrich durch die Betrachtung zu versöhnen, Friedrich Wilhelm habe einen Theil seiner Staaten geopfert, um

*) Auf dem Wilhelmsplatze in Berlin.

nicht den Verdacht des Eidbruches auf sich zu laden, während sein Alliirter ihn seines Eigenthums beraubte, um jenen Vorwurf nicht fruchtlos zu verdienen*).

Der Palast des Königs besitzt eine schöne, ja sogar imponirende Aussenseite, aber in seinem Innern nichts, was einer besonderen Aufmerksamkeit werth wäre. In den Gemächern des Königs findet man kein werthvolles Einrichtungsstück, ja selbst kein schönes Gemälde. Der König besitzt kaum ein Zimmer, in welchem er einen hervorragenden Fremden in anständiger Weise zu empfangen vermag. Auch in den Wohnräumen der Königin findet man nur Zeugen der Einfachheit ihres Geschmackes und der Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihre Pflichten als Gattin und als Mutter erfüllte.

In diesem Schlosse wurden die Zimmer, die der grosse Friedrich bewohnte, in dem Zustande belassen, in dem sie sich im Augenblicke seines Todes befanden. Bildet man sich vielleicht ein, das Andenken des Mannes, welcher Preussen zu dem Range einer Grossmacht emporhob, hinreichend zu ehren, indem man eine lächerliche Ehrfurcht für einige Trümmer von Stühlen oder für Vorhänge in Fetzen zur Schau trägt? Empfindet man denn gar nicht, dass diese zertrümmerten Möbel ein trauriges Bild jenes dereinst so berühmten Königreiches Preussen darbieten, das jetzt gleichfalls in Ruinen zerfallen ist?

Am folgenden Morgen durchwanderte ich beim Aufgang der Sonne die Gärten von Sanssouci. Sie sind jetzt verlassen und leer; umsonst rufen sie den Namen eines Fürsten in die Erinnerung zurück, welcher mehr war als ein König. Das Schweigen und die Einsamkeit in diesen prachtvollen, von seiner Hand gepflanzten Alleen stimmten mich traurig, und ich beeilte mich, nun jenen Zauberpalast zu besuchen, in welchem Friedrich von Zeit zu Zeit den Glanz seiner königlichen Würde entfaltete, in dem er aber auch die Tage der Ruhe im Verkehr mit den grössten Dichtern und Philosophen fröhlich verlebte.

Hier war es, wo Voltaire an der Seite des liebenswürdigsten und geistvollsten Eroberers, welchen die Geschichte kennt, seine Tragödien dichtete und seine Annalen Ludwigs XIV. schrieb, wo jener Held, mit Ruhm und mit Lorbeern bedeckt, seiner Eroberungen vergass, um den Musen zu opfern. Bis zur letzten Stunde seines Lebens strebte er nach der Gunst dieser himmlischen Schwestern, und man kann von ihm sagen, er habe allzeit nur sie geliebt.

Nur mit tiefer Bewegung vermochte ich die schöne Terrasse zu verlassen, von der aus jener glorreiche Sterbliche der Welt, die er mit seinem Namen und seinem Ruhme erfüllt hatte, sein letztes Lebewohl zurief. Mir schien, als sähe ich ihn, sitzend in seinem mit abgebrauchtem Leder überzogenen Lehnstuhl, und fühlend, dass der Mensch, so gross er auch sein mag, doch dazu bestimmt ist, zurückzukehren in das Nichts.

Kaiser Napoleon kam, die Ruhestätte des Helden zu besuchen, welcher ein halbes Jahrhundert vor ihm mit weit geringeren Mitteln als den seinigen die Welt in Erstaunen versetzte, der aber zum Unglück für sein Reich ihm nur den Aufschwung zur Macht zu geben vermochte, ohne ihm das Genie zu vererben, dessen es zu ihrer Aufrechterhaltung bedurft hätte. Das ist ja der Fehler der Mehrzahl grosser Menschen, dass sie, erfüllt von ihrem eigenen Glücke, ihre Nachkommen vernachlässigen. So vermochten auch diejenigen Friedrichs ihn selbst nicht zu ersetzen, und ohne die schönen Denkmäler, mit denen er die sandigen Landstrassen seines Königreichs geschmückt, wird man jetzt dort kein Zeugniss dafür finden, dass dasselbe gleichfalls seine Zeit der Grösse gehabt hat. Es ist so wie in

*) Nach der Einnahme von Berlin und der Schlacht bei Eylau lehnte der König von Preussen die Friedensverhandlung ab, nur um seinem Verbündeten treu zu bleiben, der ihn hierfür durch den Vertrag von Tilsit belohnte.

Egypten, wo kaum einige gigantische Pyramiden Aufschluss geben über die Jahrhunderte der Cheops und der Ptolemäer.

Kaiser Napoleon nahm aus dem Palaste von Sanssouci nichts als einen Band der Dichtungen des grossen Friedrich mit sich, korrigirt von der Hand Voltaires. Aber der Kommissär, der beauftragt war, die Trophäen seiner Eroberungen zu sammeln, war nicht so bescheiden. Herr Denon führte sämmtliche Büsten der grossen Männer, mit denen Friedrich seine Einsamkeit geziert hatte, und mehrere ausgezeichnete Statuen mit sich fort, welche an die Liebe und den Geschmack dieses Fürsten für die schönen Künste erinnerten. Diese Plünderung kann nicht nach dem Sinne des Helden des neunzehnten Jahrhunderts sein. Cäsar würde überall die Statue Alexanders respektirt haben, schon um nicht allzu schlagend die Vergänglichkeit aller Eroberungen darzuthun.

Von dem schwermüthigen Reize dieser Erinnerungen riss ich mich los, um jenen anderen Garten zu besuchen, welcher der Schauplatz der Ausschweifungen des dicken Königs Friedrich Wilhelm II. war. Hier ist es, wo der bekannte Marmorpalast sich über schönen von der Havel gebildeten Bassins emporhebt. Der ganze Garten sieht aus, als ob er auf eine glänzende Wasserfläche gestellt wäre. Er ist in gutem Geschmack angelegt, besitzt prächtige Alleen, wohlgepflanzte Baumgruppen und eine grosse Menge der verschiedensten Aussichtspunkte. Das Ganze bildet eine reizvolle Wohnnng für einen Fürsten, der von den Mühen seiner königlichen Stellung im Schoosse der Wollust ausruhen will. Das war aber bei König Wilhelm der Fall, und man zeigt noch den Lehnstuhl, in welchem er aufhörte, dies zu thun.

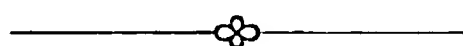
Der Marmorpalast ist kein in grossen Verhältnissen angelegtes Gebäude, aber er gleicht der Villa eines reichen Römers. Das Innere zeigt den Mann von Geschmack und einen Eigenthümer, der das Schöne zu schätzen verstand. Die Aussenseite ist jedoch durch zwei Flügel verunstaltet, welche der König kurz vor seinem Tode anbauen liess, um dort derjenigen eine Wohnung einzuräumen, welche die leitende Rolle bei seinen Vergnügungen spielte.

Die französischen Kommissäre haben die Wohnräume wenigstens zum Theile geplündert. Fünf schöne Statuen und einige Vasen wurden für würdig erachtet, den Raub zu vervollständigen. Noch blieben sieben Kamine von sehr reiner Zeichnung und vollendeter Ausführung. Zwei sind aus Mosaik, die anderen aber aus den Werkstätten von Cavaceppi und Trippel hervorgegangen, und insbesondere die letzteren von seltener Schönheit. Man sieht dort ausserdem noch eine äusserst gelungene, gleichfalls von Trippel angefertigte Büste und eine prachtvolle Vase von Canova. Alle diese Gegenstände wurden von der Gräfin Lichtenau während ihres Aufenthaltes in Rom angekauft. Das ganze Gebäude wird von einer Laterne gekrönt, von der aus man eine so herrliche Aussicht geniesst, als eine aus Sandboden bestehende Ebene nur immer darbieten kann. Rings umher sieht man eine weithin sich ausdehnende, wohlbepflanzte Landschaft, welche jedoch jenes pittoresken und grossartigen Charakters entbehrt, die ein bezeichnendes Merkmal einer malerischen Gegend bildet. Die Linien des Horizonts verlieren sich unter einem farblosen Himmel in eine weite Fläche ohne abgrenzende Umrisse, so dass das Auge fruchtlos nach einem Ruhepunkte sucht.

In diesem Palaste liess der gegenwärtige König die Geliebte seines Vaters in dem Augenblicke verhaften, in welchem derselbe in ihren Armen verschieden war. Der bekannte Graf Haugwitz wird allgemein beschuldigt, den König zu diesem entehrenden Verfahren verleitet und ihn veranlasst zu haben, der Gräfin Lichtenau alle die Geschenke wegnehmen zu lassen, welche sie von ihrem erlauchten Liebhaber während dessen Lebzeiten erhielt, und die sie nach allen Rechtsgrund-

sätzen als ihr Eigenthum anzusehen befugt war. Es scheint, dass dieser Minister es sich zur Aufgabe stellte, die letzten Spuren einer Frau zu verwischen, die ihm den Weg zu der Gunst seines Herrn gebahnt hatte, einer Frau, welche übrigens weder die Bedeutung besass, die man ihr beimaass, noch die Vorwürfe verdiente, die man wider sie erhob. Sie hat weder den verstorbenen König, wie man wohl gesagt hat, zu thörichten Ausgaben verleitet, noch ihre Gewalt über ihn zu ihrer eigenen Bereicherung missbraucht. Die Maitresse gar manches grossen Herrn in Wien ist besser dotirt, als sie es jemals gewesen, aber es ist demüthigend für die Nation, die Freundin ihres früheren Königs ohne gerechte Beweggründe von Gefängniss zu Gefängniss geschleppt und schliesslich dem Elende preisgegeben zu sehen. Solche Vorgänge sind um so erstaunlicher in einem Lande, in welchem Ausschweifung der Sitten eine so gewöhnliche Erscheinung ist.

J. v. Wessenberg.



Aus den Erinnerungen eines Künstlers.

Von
RUDOLF LEHMANN (London).

I.

Franz Liszt 1836—1887.

Ich bin Liszt in längeren oder kürzeren Zwischenräumen in Paris, Helgoland, Weimar, Rom und schliesslich ein Jahr vor seinem Tode in London begegnet. Widersprechendste Eigenschaften stritten sich in seinem Charakter. In jeder Hinsicht, nicht nur musikalisch, hochbegabt, intelligent und rasch auffassend, beredt und von grosser Herzensgüte, litten alle diese Eigenschaften einigermaassen durch die Folgen des Virtuosenthums, dem er seine besten Jahre gewidmet hatte. Es ist kaum zu erwarten, dass eine so lange, ununterbrochene Folge eklatantester persönlicher Triumphe, wie er sie gefeiert, auch in dem stärksten Charakter nicht ihre Spur zurücklassen sollte. In der Intimität konnte er hinreissend liebenswürdig sein (nicht allein für das weibliche Geschlecht, das in seiner Biographie eine so bedeutende Rolle spielt), wenn ihn eine gewisse Selbstbewusstheit, das französische „poser“, ausnahmsweise verliess. Dem magnetisch-dämonischen Zuge seines Wesens hat Ary Scheffer in dem bekannten Bilde „Christus und der Versucher in der Wüste“, für welch Letzteren er als Modell gedient, beredten Ausdruck gegeben. Dieser ist Liszts getreues Portrait. Seine Erscheinung, in der Jugend sehr schlank und zart, war elegant und einnehmend. Seine sehr beweglichen Gesichtszüge voll Charakter und Leben, die nicht sehr hohe Stirn an den Schläfen, wo die Phrenologen den Sinn für Musik hinverlegen, durch ungewöhnlich scharfe Kanten bezeichnet. Von Natur sehr kurzsichtig, waren seine grauen, von starken Brauen beschatteten Augen voll Leben und wohlwollendstem Ausdruck. Die Nase länglich leichtgebogen, die Nasenflügel in steter nervöser Bewegung. Stark

accentuirte Mundwinkel und eine leicht hervorstehende Unterlippe bezeichneten den feingeschnittenen Mund, ein wohlentwickeltes Kinn endigte das bartlose Gesicht. Das bräunliche Haar, von der Stirn nach zwei Seiten aufwärts und zurück gekämmt, fiel in glatten, weichen Massen rückwärts tief in den Nacken. Wie vielen Ungarn, waren ihm mehrere fremde Sprachen geläufig, Französisch am meisten. Deutsch sprach er fliessend mit entschieden österreichischem Accent. Mit feiner Ironie wahrte er seine Stellung in der Gesellschaft den Grossen gegenüber, auch während seiner Virtuosenkarriere, und seine witzig-scharfen Antworten gingen von Mund zu Mund. Hier eines als Beispiel: Die alte Fürstin Metternich, die ihm nicht wohl wollte, fragte ihn bei Hofe, wo er gespielt, absichtlich laut: „Avez vous fait de bonnes affaires à Vienne, Mr. Liszt“? Worauf seine Antwort: „Moi Princesse, je fais de la musique, je laisse les affaires aux diplomates et aux marchands“.

Ich sah und hörte ihn zum ersten Male im Jahre 1836, in einem Morgenkonzerte für einen wohlthätigen Zweck im Hôtel de Ville in Paris. Seine Erscheinung war äusserst schmächtig, und mitten im Spiele fiel er leichenblass ohnmächtig vom Stuhl, zum grossen Schrecken des Publikums, und musste hinausgetragen werden.

Persönlich lernte ich ihn erst viel später kennen, aber hörte viel von ihm und über ihn, durch meinen Bruder Heinrich, der in Rom im Jahre 1838 intim mit ihm befreundet war, und im Sommer sein und der Gräfin d'Agoult Portrait in ihrer Villa bei Lucca gemalt hatte. Diese Dame hatte Mann und Kinder in Paris verlassen, um mit Liszt zu leben. Von den zwei Mädchen, die dieser Verbindung entsprossen, und deren Erziehung Liszts Mutter wahrnahm, heirathete die älteste Mr. Emile Olivier, der als Minister Napoleons III. den deutsch-französischen Krieg „d'un coeur leger“ befürwortete. Sie starb jung; die Andere, Cosima, ist jetzt, nach dem ihre Ehe mit dem bekannten Musiker v. Bülow geschieden, Richard Wagners oft genannte Wittwe. Ein drittes Kind war ein Knabe, der, als die Eltern 1839 Rom verliessen, zu jung zum Reisen, bei seiner Amme in Palestrina im Sabinergebirge zurückgelassen wurde, um später abgeholt zu werden. Als mein Bruder, der nach dem Kinde zu sehen übernommen hatte, auch Rom verliess, übertrug er mir, dem Zurückbleibenden, diese Pflicht, deren ich mich gewissenhaft entledigte, indem ich das Kind in dem etwa 20 Miglien entfernten Orte von Zeit zu Zeit in einem Einspänner besuchte. Es gedieh anscheinend vortrefflich in der Obhut seiner bildschönen Amme, der Frau eines Tischlers. Ich greife vor und füge hinzu, dass ich ihn erst im Jahre 1860 bei einem Besuche bei Frau v. Bülow in Berlin wiedersah. Ein schöner blasser Jüngling, Liszts Ebenbild, lag in ihrem Salon todtkrank auf dem Sofa. Er starb bald nachher an der Schwindsucht. Man rühmte ihn als hochbegabt.

Kehre ich in meiner Erzählung nach Rom zurück, so muss ich nicht

zu berichten vergessen, dass ich meine erste geschäftliche-malerische Thätigkeit dort Liszt verdankte, indem er bei seiner Abreise im Jahre 1838 für mich den Auftrag hinterlassen hatte, für ihn die Köpfe von Dante und Savonarola aus der Raphaelschen Freske „der ‚Disputa‘ del Sacramento im Vatican“ auf einer Leinwand zu kopiren. — Im Jahre 1846 führte mich mein Bruder in Paris bei der Gräfin d'Agoult ein. Ihr Verhältniss zu Liszt war längst gelöst und sie lebte als „femme libre“, von einem intimen Kreise ausgezeichneter Männer verschiedener Nationalitäten umgeben: unter ihnen Odo Russell (Lord Ampthill, nachheriger englischer Gesandter in Berlin), und Herwegh. Unter dem Pseudonym Daniel Stern hatte die noch schöne Frau sich in der Litteratur durch Romane wie durch politische Schriften einen Namen errungen. Auch ist es ihr gelungen, ihre einzige Tochter aus der Ehe mit dem Grafen d'Agoult ihrem Rang gemäss zu verheirathen.

Erst im Jahre 1849 machte ich Liszts persönliche Bekanntschaft in Helgoland, dem rothen Felsen in der Nordsee, wo wir einige für mich angenehmste Wochen zusammen zubrachten. Er lebte damals mit einer Fürstin Sayn-Witgenstein, eine andere, von seiner dämonischen Natur hypnotisirte Dame, aus den höchsten aristokratischen Kreisen. Wie ihre Vorgängerin hatte sie ihren Mann, ihre hohe gesellschaftliche Stellung und ihr kolossales Vermögen aus Liebe zu Liszt in Russland im Stich gelassen, aber ihre allerliebste, etwa zwölfjährige Tochter begleitete sie, nebst ihrer Gouvernante. Die Fürstin war klein und keineswegs schön zu nennen, aber geistreich und sehr lebendig in der Unterhaltung. Sie rauchte mit Liszt um die Wette die stärksten Helgoländer Schiffer-Cigarren, von diesem scherzweise „Luderos Canaglios“ getauft.

Ein ozonreicheres Seebad als Helgoland lässt sich kaum denken. Auf dem, durch 180 Stufen mit dem Unterlande verbundenen Oberland lebt man wie auf dem Verdeck eines grossen Schiffes mitten im Ozean, ohne die Gefahr seekrank zu werden. Jeder Luftzug ist Seewind. Auf der nahen Sanddüne, wo gebadet wird, ist immer kräftiger Wellenschlag. In diesem Sommer war ein angeregter Kreis von bedeutenden Menschen auf der Insel vereinigt. Franz Dingelstedt, Adolf Stahr, Fanny Lewald, Ernst Meyer, der originelle dänisch-römische Maler, Liszt und die Fürstin Witgenstein unter Andern. Zu ihnen gesellte sich Julius Fröbel, der, nach Unterdrückung des badischen Aufstands, fliehend sich von dem damals noch englischen Helgoland aus nach Amerika einschiffen wollte. Er erzählte uns, wie er in Wien mit Robert Blum mit den Waffen in der Hand gefangen, mit ihm zum Tode verurtheilt worden. Wie man ihm, nachdem Blum erschossen worden, das Todesurtheil verlesen, den Stab über seinem Haupte gebrochen und ihm in demselben Augenblick seine Begnadigung notifizirt habe, mit dem Bedeuten, dass er Österreich auf der Stelle zu verlassen habe. „Ich hatte keine Furcht verspürt,“ fügte er hinzu, „aber ich fühlte das Blut wie Feuer in meinen Adern zirkuliren“. Als der Kerkermeister

den Halbbetäubten in seine Zelle vor dem Abschiede zurückführte, stand noch ein unberührtes Cotelett auf dem Tisch, für das der eben Begnadigte jetzt grossen Heisshunger spürte, aber der Kerkermeister kam ihm zuvor, indem er es seinem grossen Hunde zuwarf, mit den Worten: „Sie werden auch jetzt mit dem Essen keine Zeit verlieren wollen", und so wurde er halbverhungert über die Grenze gebracht. Ich benutzte die vielen freien Stunden, um fast alle Obgenannten für mein Album zu zeichnen.

Das mehrwöchentliche Zusammenleben mit Liszt, auf so engem Raume, brachte uns einander näher, als wenn wir jahrelang in einer grossen Stadt nebeneinander existirt hätten. Er wohnte damals in Weimar, ein intimer Freund des jungen Grossherzogs, der für sein Hauptstädtchen eine erneute Glanzperiode und in der Intimität mit Liszt eine Wiederholung des Verhältnisses Carl August's zu Goethe träumte. Wohl einsehend, dass das in der Litteratur nicht möglich, versuchte er seine Absicht durch Förderung von Musik und Malerei zu erreichen.

Wie bei Goethe's Fall, setzte man sich bei Liszt über die Formen, die die bürgerliche Gesellschaft regeln, hinweg, und Liszt wurde mit der Prinzessin in der Altenburg, einem Schlösschen in nächster Nähe Weimar's, installirt. Dorthin lud er mich ein, um von Hamburg aus, 1850, den Festlichkeiten beizuwohnen, mit denen die Enthüllung der Rietschel'schen Doppelgruppe des Goethe- und Schiller'schen Monuments gefeiert werden sollte. Hof-Galadiners, Hof-Gala-Theateraufführungen, Ausflüge nach der Wartburg u. s. w. füllten die Festtage. Die kleine Stadt war voll von Gästen, und alles in gehobener Stimmung. Der Grossherzog, den ich, als Erbprinz, in Rom für mein Album gezeichnet hatte, erinnerte sich, wie er, im offenen Wagen von einem tropischen Platzregen überrascht, so durchnässt zur Sitzung zu mir kam, dass ich ihm trockene Kleider leihen musste, bevor ich ihn zu zeichnen anfangen konnte.

Die verwittwete russische Grossfürstin lud mich mit dem alten Fürsten Pückler-Muskau zur Tafel um 1 Uhr. Obgleich stocktaub und kaum hörbar leise redend, war sie augenscheinlich bemüht, uns zu unterhalten, indem sie allerlei interessante Goethe-Reliquien herbeibringen liess. Das Diner war einfach und mein verwöhnter Begleiter hörte nicht auf, während der Rückfahrt sich über die „Piquette" zu beklagen, die man ihm als Wein vorgesetzt.

Während dieser Tage war ich Liszts und der Fürstin Gast auf der Altenburg, wo von früh bis spät ihm Weihrauch gestreut wurde. „Cher, bon, grand", war die gewöhnliche Anrede. Dass diese tägliche und stündliche Adulation ihm nicht gänzlich den Kopf verdrehte, ist ein Wunder und spricht sehr zu seinen Gunsten.

Nachdem ich den alten Eckermann und den jungen Joachim, damals Direktor des Orchesters, für mein Album gezeichnet, verliess ich Weimar und sah Liszt und die Fürstin erst in Rom wieder, wo ich mich mit meiner

jungen Frau im Jahre 1861 von Neuem niederliess. Die ungewöhnliche musikalische Begabung meiner Frau war der Magnet, der Liszt häufig in unsere bescheidene Wohnung zog, in der er manchen gemüthlichen Abend, abwechselnd Musik spielend und hörend, zubrachte. So, in der Intimität, konnte er, wie schon erwähnt, von hinreissender Liebenswürdigkeit sein. Das Bewusstsein eines Publikums aber, selbst eine Katze, die das Zimmer durchschnitt, konnte ihn steif, bewusst, förmlich machen. Der „charme“ war verschwunden. Unser römischer Diener, der mit der, dieser trefflichen Klasse in Italien eigenen Vertraulichkeit, unsern Freunden Beinamen zu geben pflegte, hatte Liszt wegen der feierlichen Förmlichkeit, mit der er einzutreten pflegte, den Namen „l'Inamidato“ (der mit Stärkemehl Gesteifte) beigelegt.

Die Fürstin Witgenstein lebte in einer bescheidenen zweiten Etage in der Via del Baboino. Der russische Kaiser hatte, wohl zum Theil auch um sie zur Rückkehr zu ihrem Mann zu bewegen, die Konfiscirung ihres kolossalen Vermögens zu Gunsten ihrer Tochter befohlen, mit dem Bedeuten ihr eine Pension auszuzahlen, die anzunehmen ihr Stolz sie verhinderte. Das Geld häufte sich in der Bank, während sie Bücher zur Vertheidigung des katholischen Glaubens schrieb, dessen fanatische Bekennerin sie war, die aber nicht in den Handel zu kommen bestimmt waren. Sie sprach geläufig französisch, mit polnischem Accent und mit lauter, scharfer Stimme.

Eine Ehescheidung zu erlangen, um Liszt heirathen zu können, schien der Zweck ihres Aufenthalts in Rom. Dies war für sie mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, da die katholische Religion, die Ehe als Sakrament betrachtend, nur zwei Ausnahmen von dem absoluten Verbot einer Ehescheidung kennt. Auf die eine: „dass die Ehe thatsächlich nicht vollzogen worden“, musste, da derselben ein Kind entsprossen war, von vorn herein verzichtet werden. Aber die andere: „Dass die Fürstin gegen ihren Willen zur Heirath gezwungen worden“, wurde mit Erfolg geltend gemacht. Die Ehe wurde aus diesem Grunde von Pius IX. für geschieden erklärt, und nur eine Bedingung an die Wiederverheirathung geknüpft: „dass dieselbe nicht in Rom stattfinden sollte“.

Zur allgemeinen Verwunderung erklärte nun Liszt, dass er nicht ausserhalb Roms heirathen wolle, und eines schönen Morgens wurde die römische Gesellschaft durch die Nachricht überrascht, dass Liszt in den Priesterstand getreten sei. Bei Monsignor (nachmals Cardinal) Hohenlohe, dem Bruder des Schwiegersohns der Fürstin, trat er im Vatikan sein Noviziat an. Vorher aber hatte er versprochen, zum Abschied in einer der allwöchentlichen brillanten Soireen des bekannten amerikanischen Bildhauers Story im Palazzo Barberini sich noch einmal auf dem Klavier hören zu lassen. Erst nach dreimaligen vergeblichen Versuchen liess die Fürstin sich bewegen, den Flügel herzuleihen, auf dem allein er spielen zu können behauptete. Nachdem er in gewohnter Weise sein Auditorium entzückt, verschwand er auf mehrere Wochen.

Man zerbrach sich die Köpfe, die Gründe für die anscheinend so plötzliche Sinneswandelung zu finden. Es boten sich deren zwei. Der eine war, dass er nie wirklich die Absicht gehabt, sich durch die Ehe für immer an die höchst geistreiche, aber äusserlich wenig anziehende Frau zu fesseln, und dass er durch die schliesslich erreichte kirchliche Ehescheidung peinlich überrascht worden; der andere war, dass möglicherweise der Schwiegersohn der Fürstin, der später am österreichischen Hofe eine der höchsten Chargen bekleidete, die Aussicht, Liszt zum Schwiegervater zu haben, nicht freudig begrüsste, und die hohe Stellung seines Bruders am päpstlichen Hofe benutzt habe, um durch seinen Einfluss den Plan zu hintertreiben. Wie mir Liszt selbst mitgetheilt, war man zu einer Zeit in Wien bemüht, sein Anrecht auf einen Adelstitel festzustellen. Wie dem auch sei, nach einigen Wochen „Ritiro's“ erschien Liszt als Abbé, in langem Priesterrock mit unzähligen Knöpfen, der ihn sehr wohl kleidete, und nahm seine frühere Lebensweise wieder auf.

Nicht lange nachher zog er sich zeitweise in das Kloster Santa Francesca Romana im Forum zurück. Ich besuchte ihn und fand ihn in einer Zelle, leidend, im Bette. Er sprach erbittert über den Undank der Welt, die ihn als Virtuosen auf den Händen getragen, aber seinen Leistungen als Komponist keine Art von Anerkennung zollen wolle, als ob er sich etwas anmaasse, wozu er kein Recht habe.

Ich sah die Fürstin wieder in Rom, als ich dort mit meiner Familie den Winter 1882—83 zubrachte. Sie war noch in ihrer alten Wohnung, sie selbst, ihre Möbel und Umgebung, sichtlich gealtert und verkommen. Sie klagte, dass sie am römischen Fieber litte; man wurde erst vorgelassen, nachdem man an einem eisernen Ofen im Vorzimmer durchgewärmt worden, aber ihre Unterhaltung war so frisch und lebendig wie immer. Liszt war nicht in Rom, ihn sah ich zuletzt in London im Jahre 1887.

Sein Schüler Walther Bache, der mit rührend dankbarer Treue, aber mit zweifelhaftem Erfolg alljährlich seine Ersparnisse durch Klavierunterricht zu einem Konzerte zur Verbreitung von Liszt's Kompositionen verwendete, hatte eine grosse Rezeption zu Ehren seines Meisters in der Grosvenor-Gallerie veranstaltet. Liszt erkannte mich nicht, bis ich mich nannte. „Je n'y vois plus!“ sagte der Halberblindete und verlangte zu meiner Frau geführt zu werden. Er ward sehr gefeiert. In dem Konzerte, ausschliesslich von Werken seiner Komposition, sang meine Tochter Liza sein Lied die „Loreley“ und hatte die Ehre, dafür von ihm geküsst zu werden. — Bei einem Festessen, das der deutsche Klub „Athenäum“ in London ihm zu Ehren veranstaltete, sprach er beredt und fliessend, entzückte uns auch später durch sein Spiel, zu dem niemand ihn aufzufordern gewagt hatte. Er starb in demselben Jahre.

Sir William Siemens.

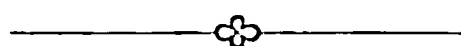
Ich habe Sir William (früher Mr.) Siemens zweimal gemalt. Auf dem ersten Bilde (1869) ist auf seinen Wunsch ein Modell seiner damals neuen Erfindung angebracht: „direkt aus dem Eisenerz Stahl zu gewinnen“. Auf dem zweiten Bilde (1881) ist er mit einem Zirkel in der Hand sitzend dargestellt, beschäftigt, einen Plan auf dem Tisch vor ihm auszuarbeiten. —

Seine Eltern, die auf dem gepachteten Gut Menzendorf bei Ratzeburg in engen Verhältnissen lebten, müssen beide treffliche, ausgezeichnete Menschen gewesen sein, denn fast alle ihre zahlreichen Söhne haben es auf eine oder die andere Weise, meistens als Erfinder und Elektriker zu hohen Ehren und Reichthum gebracht. Nach dem rasch aufeinander erfolgten Tode der Eltern vertrat der älteste Sohn Werner mit musterhafter Pflichttreue und Aufopferung ihre Stelle bei seinen jüngeren Geschwistern. Mit besonderer Vorliebe nahm er sich seines Bruders Wilhelm an, in dem er früh die Keime der grossen Fähigkeiten entdeckte, denen derselbe später in England seine hohe Stellung in der wissenschaftlichen Welt verdankte.

Wie mir Sir William während der Sitzungen erzählte, hatte Werner, damals in militärischen Diensten, ihn erst zu sich genommen und selbst fleissig in der Mathematik unterrichtet, bevor er ihn in der Stolberg'schen Maschinenfabrik in Magdeburg in die Lehre gegeben*). Von dort machte der junge Wilhelm sich etwa siebzehnjährig aus dem Staube, in der Hoffnung, einige seiner Erfindungen in Hamburg und in England zu verwerthen. Das Gelingen des Ersteren gab ihm die Mittel zur grösseren Reise nach London. Dort angekommen und in einem Hôtel dritten Ranges in Leicester Square abgestiegen, machte er sich alsbald auf den Weg, um sich in der Riesenstadt einigermaassen zu orientiren. Im nahen „Strand“, dieser lärmendsten, immer überfüllten Strasse, begann er seine Studien. Absolut fremd, der Sprache nur sehr unvollkommen mächtig, fing er an, als erste Lektion die Schilder mit den Namen der Kaufläden zu studieren. Bald frappirte ihn eines, welches in grossen, schwarzen Buchstaben das Wort „Undertaker“ (zu Deutsch: „Unternehmer“) trug, und er ist zu entschuldigen, wenn er den Laden in der Idee betrat, dass der Inhaber seine Erfindung zu verwerthen „unternehmen“ könnte. Er fand einen älteren Herrn im Begriff einen Sarg zu bestellen, und versuchte, ihn unterbrechend, sein Anliegen in gebrochenem Englisch vorzubringen, natürlich ohne allen Erfolg. Der „Undertaker“ verstand ihn nicht. Endlich erbarmte sich seiner der alte Herr, der ihm lächelnd zugehört, indem er ihn auf Deutsch nach seinem Anliegen fragte. Er erklärte ihm dann, dass dieser Laden nur „Begräbnisse“ unternehme, und mit

*) Seit diese Zeilen geschrieben worden, sind mir Werner von Siemens' Lebenserinnerungen zu Gesicht gekommen, in denen die von mir erzählten Vorgänge in London und Birmingham sich nicht befinden. Mein Bericht giebt aber treu Sir William's eigene Worte wieder und mag somit als Ergänzung jener höchst interessanten Autobiographie dienen.

„Elektroplasting“ höchstens etwas zu thun habe, in der Form von Schildern mit den Namen des Verstorbenen; „Elkington's in Birmingham“ fügte er hinzu „sind die Leute, an die Sie sich mit Ihrer Erfindung zu wenden haben, Sie haben noch Zeit, den Nachtzug dorthin zu erreichen“. Nachdem unser energischer junger Freund ihm seinen wärmsten Dank ausgesprochen, sein Geld gezählt und es hinreichend befunden hatte, holte er sein nicht voluminöses Gepäck und machte sich stracks auf den Weg zur Eisenbahn nach Birmingham, das er früh am nächsten Morgen erreichte. In der Elkington'schen, der damaligen grössten elektroplastischen Fabrik der Welt, wo er sich alsbald meldete, ward er von dem Geschäftsführer mit zu erwartender Kühle empfangen. „Täglich“, so hiess es, „werden uns sogenannte neue Erfindungen augeboten, die sich meistens als werthlos erweisen, auch haben wir ein Patent, das uns das ausschliessliche Recht sichert, elektrische Ströme, die durch galvanische Batterien oder durch Induktion erzeugt sind, zu Gold- und Silberniederschlägen zu verwenden.“ „Da wir dazu thermo-elektrische Ströme benutzen“, erwiderte Wilhelm unbeirrt, „verstossen wir nicht gegen Ihr Patent.“ Der Mann stutzte, fuhr aber fort: „Erst vor wenig Tagen haben wir uns zu unserm Bedauern verleiten lassen, eine Erfindung zu kaufen, die sich als ganz unbrauchbar erwiesen hat.“ Worauf der junge Siemens sagte: „Darf ich fragen, welchen Preis Sie dafür bezahlt haben?“, und als man ihm denselben genannt, rief er aus: „Was können Sie für eine so lumpige Summe erwarten?“ Als er auf die Frage, was er denn für sein Patent verlange, 1500 Pfund St. nannte, rief der sichtlich Überraschte: „Eine solche Summe für ein Patent, das nicht einmal erprobt worden!?“, worauf Wilhelm um die Erlaubniss bat, ihm am nächsten Tage Proben vorzulegen, und sich empfahl. In seinem Hôtel angelangt, machte er sich in seiner Dachstube ans Werk und vergoldete seinen ganzen Waschapparat, Becken, Kanne und was sonst zur Toilette gehört, und präsentirte die Resultate seiner Arbeit pünktlich am folgenden Tage zur verabredeten Stunde. Der Werth der Erfindung bestand hauptsächlich darin, dass sie das bisher nothwendige, nachträgliche Poliren der unebenen vergoldeten oder versilberten Flächen unnöthig machte und somit eine grosse Zeit- und Geld-Ersparniss erzielte. Man zahlte ihm den verlangten Preis für sein Patent. Es war der Anfang einer glänzenden Carrière, deren Resultate dem Erfinder wie der Welt zu Gute gekommen sind.



Aus dem Reisejournal eines sächsischen Geistlichen.

Mitgetheilt von
ERICH SCHMIDT.*)

1. Bei Salomon Gessner.

Zürch, 8. August 1786. Im Gessnerischen Hause war alles schon aufs Land in den Sihlwald gezogen, daher logire ich im Gasthof zum Schwert, der die romantischste Lage von der Welt hat. Er steht nämlich an der Limmat, welche einige hundert Schritte weiter oben aus dem Zürchersee heraus kommt. Aus den Fenstern des Hauses hat man die frappanteste Aussicht, die den höchsten Reiz der Schönheit dadurch erhält, dass man über die mit Weinbergen und schönen Dörfern bedeckten Ufer hin am Horizont die glänzende Reihe der Glarner Schneeberge erblicket, welches zusammen ein unnachahmliches Gemälde ausmachet.

Sihlwald, d. 9. Nachts. Romantischer lässt sich nichts denken als der Aufenthalt in dieser angenehmen Eremitage mit einer Familie wie die Gessnerische, mit der ich heute den Tag zugebracht. Ich ging den Weg hierher in vier Stunden, ganz frühe am rechten Ufer des Sees hinauf durch lauter Weinberge und Gärten bis Thalweil, so dass diese ganze Strecke nur ein einziges schön gebautes Dorf auszumachen schien. Nie habe ich einen so schönen Spaziergang gemacht: man denke sich linker Hand den stillen See, dessen Wasser so rein und helle war, dass man die Fische konnte spielen sehen, mit dem jenseitigen, nicht minder schönen in eine flache Landschaft auslaufenden Ufer, dahingegen das diesseitige sich sogleich zu Rebhügeln erhebt, hinter welchen das lange Sihlthal hinweg geht und die Scene mit einer hohen Reihe malerischer Berge schliesst. Bis Thalweil gings immer flach weg hart am Ufer des Sees. Auf einmal muss man sich rechts den Berg hinan in einen Wald schlagen, der von so vielen Fusswegen durchkreuzet ist, das man sich nothwendig eines Wegweisers bedienen muss, wenn man nicht lange darinnen herum irren will. Man steigt eine gute halbe Stunde immer bergan, und eben so lange äusserst steil wieder hinab, dass man meint zu den unterirdischen Göttern zu kommen, so furchtbar wild wird der Auftritt, besonders durch das hell tönende Rauschen der ganz unten fliessenden Sihl. Verschiedene uns begegnende Bauern, welche unter Vergiessung vieles Schweisses auf dem Buckel das Holz den Berg hinauf schleppten, versicherten, dass sie wenigstens etliche und vierzigmal ruhen müssten. Als ich hinab und über die hohe Brücke kam, stand jenseits ein einzelnes ganz simples Haus, das einer Einsiedelei nicht unähnlich sah, und dies war die Wohnung des Idyllendichters, der sich eben deswegen die Sihlherrnstelle, welche mit der Oberaufsicht über den Wald und das Flössholz zu thun hat, von dem Magistrat ausgebeten, um hier

*) Aus dem stattlichen Quartanten, dem mein Urgrossvater Christian Gottlieb Schmidt, zuletzt Superintendent in Weissenfels, auf seiner Bildungsreise jeden Abend treufleissig die Eindrücke des Tages anvertraut hat, habe ich schon vor zwanzig Jahren die Schilderung Lavaters veröffentlicht. Ein reines naturfreudiges Behagen, wie es dem Kreise des Idyllendichters ziemt, athmen die harmlosen Blätter über Salomon Gessner; zahlreiche saubere Radirungen von seiner Hand illustriren den Bericht über die von dem jungen Sachsen, mit einer unverkennbaren Scheu vor den Hochalpen, durchstreiften Landschaften. Später nimmt er als kühler Rationalist, nicht ohne Schalkheit, den grossen Schwindler Cagliostro aufs Korn, in demselben Jahre, da Goethe die Familie Balsamo besuchte und zuerst an den „Grosskophta“ ging, und prüfte mit Zweifeln, denen erst die heutige Wissenschaft begegnen kann. unterwegs das Modetreiben des Magnetismus. Ein Portrait Cagliostros liegt bei: Brustbild, das Jabot am offenen Hals über die Pelzverbrämung zurückgeschlagen, die Lippen wollüstig geschürzt, die Augen schwimmend und verhimmelt.

alle Jahre einige Monate mit seiner Familie und seinen Freunden in stillen ländlichen Freuden zu durchleben und seinem einzigen Lieblingsvergnügen, dem Malen schöner Naturscenen, nachzuhängen. Diese liebe Familie, die schon durch ihren Sohn, meinen Freund, in Briefen von mir unterrichtet war, nahm mich mit einer Herzlichkeit auf, die mich an die patriarchalischen Zeiten erinnerte. Man sagte mir mit liebenswürdiger Offenheit, wie zu Hause zu thun und in allem nach meinem Gefallen zu handeln. Der alte Gessner ist ein 55jähriger kleiner mässig starker Mann mit einem freundlichen Gesicht und hellen durchdringenden Augen. Sein Haupt ist mehr als zur Hälfte von Haaren entblösst und die übrigen sind kraus; in welcher Gestalt er sich gewöhnlich malen lässt, da er sonst eine Perücke trägt. Ohnerachtet er äusserlich kraftlos scheint, so ist ers doch nicht, indem er noch Tage lang mit bergauf bergab steiget, nur sein Geist hat zwar nicht mehr das alles um sich her erhitzende jugendliche Feuer, aber doch die belebende Wärme und Munterkeit der ruhigen gesetztern Jahre. Er scherzt gern, und in seinem Witz sieht man immer noch den Dichter. Nie ist er vergnügter als wenn er mit den Seinen diesen ländlichen Sitz beziehen kann. Er macht alsdann alle jugendliche Spiele des Kegelns, Scheibenschiessens u. s. w. unter lustigen Gesprächen mit. Im Winter soll ihn manchmal eine hypochondrische Laune anwandeln. Die Frau Gessner (denn hier sagt man nicht Madame oder Mademoiselle, sondern auch bei den Vornehmsten „Frau“, „Jungfer“), die sich dem fünfzigsten Jahre zu nähern scheint, ist eine eben so gefällige als beliebte Wirthin, eine Mutter, die sich um das Wohl ihrer Kinder angelegentlich bekümmert, eine Gattin, die ihres Mannes Wünsche zu erfüllen sucht, wenn sie auch nur erst auf seinem Gesicht zu lesen sind. Ihre Gespräche verrathen einen ausgebildeten Verstand und viel Herzensgüte. Wäre es bei solchen Eltern anders möglich als dass Jungfer G., von etwa zwanzig Jahren, sich zu einem verständigen, artigen, unschuldsvollen Mädgen gebildet habe? Sie spricht wenig aber gut, und sucht überhaupt mehr durch innere Vorzüge sich einen Werth zu verschaffen, als sie Ansprüche auf äussere zu machen scheint; ob man gleich nicht sagen kann, dass sie zu den ungestalten gehöre, da sie proporzionirt gebildet ist. Mich wunderte, dass in einem solchen geschmackvollen Hause keine Musik gangbar war, allein der Alte versicherte mir, er habe bei seinen Kindern kein Talent dazu verspüret, und wo nichts drinnen sei, könne man nichts ausbilden. Ausser dem Sohn, der in Dresden die Malerei studiret hat und nun nach einer dreijährigen Abwesenheit in dem Schooss seiner Eltern sich wohl sein lässt, ist noch ein jüngerer da, welcher jetzt studiret, um alsdann den Buchhandel fortzusetzen, den die Gessnerische Familie mit Gesang- und Gebetbüchern und mit der Bibel ausschliessend in dem Canton Zürch treibt. In der Orellischen Buchhandlung, welche aber alles bei Gessner muss drucken lassen, ist G. nebst noch einigen andern nur assoziirt. Ausser diesen fünf Personen und mir sind noch ein Ingenieur Feer aus Zürch, der vor einigen Jahren in Dresden Mathematik studirte, und die beiden Dresdener Maler Graff und Zink, geborene Schweizer, der eine aus Winterthur, der andere aus St. Gallen, hier zum Besuch, welche ganze vergnügte Gesellschaft den Tag unter mancherlei Gesprächen, Zeitvertreiben und Spaziergängen in dem einsamen, schmalen, hinten und vorn mit hohen waldigen Bergen eingeschlossenen Thale zubrachte. Über eine halbe Stunde hat man, ehe man von diesem einsamen Forsthause zu Menschen gelangen kann; ein einziger Mann mit seiner Familie, der Bannwart, ein unterer Forstbedienter, wohnt zunächst an Gessners an.

Den 11ten. Da seit einigen Tagen das herrlichste Wetter ist, das man sich nur denken kann, so ward auf gestern eine Bergreise veranstaltet. Früh um 7

setzte sich der Zug in Bewegung und so gings zwei Stunden unaufhörlich so bergan, als wenn man ein schräges Dach hinan stiege, durch den schattigten Wald nach dem Albisberg und auf dem Rücken desselben fort auf den noch ungleich reizenderen Birkeli. Unsere Mühe ward auch reichlich belohnet. Himmel! welche Aussicht! Nie vergesse ich das Bild der herrlichen Landschaft, die vor uns lag . . . Gessner behauptete selbst, dass er keinen schöneren Standpunkt in der Schweiz wisse, da hier das Fürchterliche, Rauhe mit dem Kultivirten, Gefälligen vereint zu finden sei. Wir lagerten uns alsdann an einem bequemen Orte unter schattigte Bäume, um mit dem vorausgeschickten Transport an Braten, Brot, Käse und Wein unsere hungrigen Mägen zu befriedigen und die erschlafften Kräfte zu stärken. Das poculum hilaritatis ging, wie fast immer in der Schweiz, tüchtig herum und gesellige laute Freude herrschte allgemein; selbst der alte Gessner schämte sich nicht mit jungen Leuten einen jugendlichen Kälbersprung zu machen, und eben dies war mir etwas Karakteristisches an ihm. Die Frau G. sang ohne viele Kunst mit natürlicher Anmuth die kleine gefällige Arie vom erschossnen Hänfling „Ach, Schwester, die du sicher dich auf den Ästen wiegst“, die ich, da sie mir bekannt war, mitsingen konnte. Ich rezitirte hierauf dem alten G. den Gesang „Wie schön, o Gott, ist deine Welt gemacht, wenn sie dein Licht umfliesst, ihr fehlt's an Engeln nur und nicht an Pracht, dass sie kein Himmel ist“, welchen er ausserordentlich schön fand, so dass ich ihn singend wiederholen musste . . . Wir kamen endlich ganz ermüdet nach Sonnenuntergang nach Hause. Heute ist viel über den Plan meiner Reise durch die obere Schweiz gesprochen worden.

Ich bin heute den 12. ganz frühe aus dem Sihlwald wieder herein nach Zürch gegangen . . . Nichts als enge und holperige Gassen, die von den hässlichsten antiken Häusern verunstaltet sind, stossen einem auf, und nur wenige vor Kurzem erbaute einiger Kaufleute, ein paar Zunfthäuser, das Rathhaus und Waisenhaus machen hiervon eine vortheilhafte Ausnahme. Man scheint durchaus allen äussern Glanz vermeiden zu wollen, um desto mehr innerlich zu glänzen. Statt der Tapeten finde ich in allen Häusern, wo ich noch gewesen, gebohnte Bretterwände, sogar gebohnte Decken, und alle Meubles, besonders die zahlreichen Schränke glänzen von Spiegelglätte. In Aufputzung der Küche mit recht blankem Geräthe sucht man einen vorzüglichen Staat, fast ebenso wie in dem steifen und ehrenfesten Nürnberg. . . . Unter den Leuten hier finde ich viel geraden offenen Sinn, wenig Komplimente und eine Art von Traulichkeit, die mir sehr gefallen hat. Man spricht erstaunlich fehlerhaft deutsch, und selbst das Gessnerische Haus spricht nicht rein, so dass ich oft habe zweimal fragen müssen. Die Sprache der Landleute klingt fast ganz fremd. —

2. Cagliostro. Mesmerismus.

Basel, Dezember 1786. An Herrn Jakob Sarasin war ich von Lavater und Breitinger mit Rekommandazionen versehen. Dieser reiche und gelehrte Banquier, der eines der geschmackvollsten Häuser bewohnet, nahm mich so auf, wie man es erwarten kann, wenn man von einem Lavater empfohlen ist. Das Originellste an ihm ist seine Anhänglichkeit an den berühmten Wundermann Cagliostro, und zwar bloss aus schwärmerischem Dankgefühl für die Wiederherstellung seiner Frau, welche an den schrecklichsten Nervenzufällen mehrere Jahre gelitten, ohne dass ihr ein Arzt, als endlich C. hätte helfen können. Er zeigte mir die schöne zu Paris gearbeitete Büste dieses Äskulaps, die er in einem besonderen Kabinett als in einem Tempel aufgestellet hat. Ich habe lange Zeit keinen frappanteren ausdrucksvolleren Kopf als diesen gesehen; schon der Umriss und Knochenbau in der todten Büste kündigen einen ausserordentlichen Mann an,

und die Portraits, die man mir von ihm zeigte, sammt den Erzählungen, die man mir von ihm machte, scheinen dasselbe zu bestätigen. Mein Herz will aber demohngeachtet nicht dran, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten. Er ist jetzt in London, und Sarasin hat einem dortigen Banquier Auftrag gegeben, ihm soviel Geld auszuzahlen, als er verlange; und er braucht viel, denn in Engelland mögen seine Künste nicht gehen. Künftiges Frühjahr kommt er wieder in die Schweiz. Sarasin hat die ganze Nachricht von der Kur seiner Frau ins Journal de Paris 1781 einrucken lassen, und sie war so freundlich mir das Blatt zu suchen und zu geben [es ist beigeheftet]. Sie ist eine Dame zwischen Vierzig und Fünfzig, von vieler Welt, und spricht mit erstaunendem Enthusiasmus und Herzlichkeit von der Wohlthat ihrer wiederhergestellten und seither unerschütterten Gesundheit. Ihre Kinder erziehen sie nach strengen Grundsätzen; sie sind aber auch alle artig und wohlgesittet, welcher Anblick mir lieber war als alle kostbare Meubles, Tapisserien und dergleichen; denn da er durch den Bandhandel ein Millionair geworden, so sind sie fürstlich eingerichtet . . .

7. Mai 1787. Meine ehemaligen Bekanntschaften habe ich meistens wieder aufgesucht, und ich ging gleich nach meiner Ankunft zu Herrn Sarasin, an den ich etwas abzugeben hatte. Dieser lud mich auf den folgenden Tag zum Diner ein, wo ich einen merkwürdigen Mann würde kennen lernen. Heute den 8. zu Mittage habe ich daher bei ihm in Gesellschaft eines französischen Generals, einiger Domherren und Damen und — Cagliostro's gespeiset. Dieser räthselhafte Mann logiret seit seiner Zurückkunft aus Engelland wieder bei S. und wird nun nach Biel ziehen. Er ist eine kleine sehr dicke Figur, an welcher der Kopf das Frappanteste ist, der der marmornen Büste ganz gleichet. Wenn ich einen Zauberer malen sollte, so würde ich diesen Kopf zum Ideal nehmen. Sein Blick ist drohend, verschlingend und flüchtig, denn man kann nicht dazu kommen ihm nur einige Momente fest ins Auge zu sehen. Sein dünnes Haar trägt er hinten in einer runden Locke, und auf dem Wirbel hat er entweder eine Platte oder wohl gar eine Tonsur. Sein Anzug bestund in einem ziemlich abgetragenen grünen mit Gold eingefassten Tuchrock, rothseidener Weste und Beinkleidern, weissen Strümpfen und Schuhen. Sein Gang war trotzig und etwas tanzmeisterlich. Die erste Zeit bei Tische sprach er gar nicht, hernach aber heftig und viel wider die Franzosen und Engelländer, im gebrochenen Französisch (denn Italienisch und Lateinisch sollen seine Hauptsprachen seyn), redete und that mancherlei Narrenspossen, und sein weniger männlicher Ernst, sein grosser Leichtsinn mit dem vielen Marktschreiermässigen setzte ihn um vieles in meiner ohnedem schon geringen Meinung herab. Wie es scheint, gelingt es ihm meistens eine gewisse Superiorität über alle Menschen zu behaupten, daher auch selten Jemand in der Gesellschaft für ihn zum Worte kommen konnte. Als er das vorige Mal hier gewesen, war der Zulauf der Kranken, die man auf Wagen aus allen Orten hergebracht, so gross, dass man fast nicht an das Sarasinsche Haus hat kommen können, und vielen hat er wirklich geholfen. Jetzt giebt er sich wenig damit ab; auch scheint der Glaube an seine Wunderkraft ziemlich erloschen zu seyn. Dagegen hat er hier im Sarasin'schen Hause eine Loge Egyptienne errichtet, wo er vermuthlich als Oberpriester präsidiren wird. Dass er ein Jesuit und seine Sache auf geheime Proselytenmacherei abgesehen ist, scheint mir nun selbst fast ausser allem Zweifel zu seyn. Viele behaupten auch, S. stecke selbst mit unter der Decke und habe grosse Summen der Jesuiten, die sie öffentlich nicht administriren dürfen, in seinen Händen. In London haben die Masons den Graf Cagliostro ausgepfiffen und nicht in die Loge gelassen. Der Courier de l'Europe erzählt die hässlichsten Dinge von ihm, er habe seine Seraphine (seine Frau) in London bestohlen und sitzen lassen, und hier sagt er, er erwarte

sie alle Tage. Kurz, es ist ein unerklärlicher Mann, von dem man nicht einmal wissen kann, wovon er lebet, denn bezahlet nimmt er nichts für seine Kuren. Wenn er auch nicht Jesuit ist, so ist er doch gewiss der verschmitzteste Charlatan unter der Sonne, der mehr als irgend einer jemals versteht die Welt am Narrenseil herum zu führen und sich auf ihre Unkosten lustig zu machen. Über seine Kuren urtheile ich nicht, ob es gleich gewiss ist, dass sie weder alle die Probe aushalten, noch auch zu den übernatürlichen dürfen gezählet werden. Es ist wahr, die Frau des Herrn S., die von den grössten Ärzten für inkurabel gehalten ward, hat er wieder hergestellt, allein ich habe doch darüber meine eigenen Gedanken und ich glaube, wenn ich ihr Mann wäre, ich würde so intolerant sein, mir diesen Hausarzt zu verbitten. Ich halte nichts von ihm; inzwischen ist's mir sehr lieb, dass ich ihn persönlich habe kennen lernen. Die Zeit wird noch vieles aufklären. Er sass bei Tische zur Rechten der Madame S. und ich zu ihrer Linken. Sein Alter scheint etwa 45 bis 50 Jahre zu seyn [geb. 1743], er soll sich aber für 2000 Jahre alt ausgeben. Ein Basler Bürger fragte einst Cagliostro's Bedienten, der eben so abgefeimt als sein Herr ist, ob's denn wahr sei, dass sein Herr 2000 Jahre alt sei? Ja, antwortete dieser ganz ernsthaft, das weiss ich so gewiss nicht, denn ich bin erst 500 Jahre bei ihm in Diensten. —

Strassburg, 18. Mai 1787. Den Magnetismus treibt hier als ein die Menschheit interessirendes und den Laien zu den wichtigsten Folgen enthaltendes Geschäfte (eigne Worte dieser Herren) eine Société harmonique des amis réunis, fondée sous les auspices de M. Mesmer, Président perpétuel, par M. le marquis Puysegur, Directeur, en 1785. Solche Sociétés oder Logen hat Mesmer wohl dreissig in Frankreich etabliret, und jede soll ihm hundert Louis d'or für das Geheimniss bezahlet haben, daher er ein reicher Mann worden und nun nach seinem Vaterland, Wien, zurücke kommen wird; jetzt soll er in einem Bade, Pfäffers in der Schweiz, seyn. Die Strassburger Gesellschaft, deren Mitglieder auf einer goldenen Tafel verzeichnet im Saal hangen und die Prinzen unter sich hat, besitzet einen ordentlichen Fond, aus welchem sie die Unkosten des Zinses für ein ganz darzu gemiethetes Haus, der Pensionen für den Medikus D. Ehrmann und Chirurgus Ziegenhagen und dergleichen mehr bestreitet; die Patienten werden umsonst magnetisirt. Das, worauf sich diese sonderbare Wissenschaft, mit der man das ganze bisherige medizinische Studium umzustürzen glaubet, gründet, ist ein angenommenes durch das ganze Universum verbreitetes fluidum magneticum, durch dessen nähere Application auf einzelne Personen die hartnäckigsten Krankheiten sollen gehoben werden. Jeder Mensch habe solches fluide magnétique, womit er seinen Nebenmenschen heilen könne; es sei sehr fein, ströme vornehmlich aus den Spitzen der Finger aus, folge jeder Bewegung und dringe in die Substanz der Nerven ein. Die Behandlung selbst war folgende: Der Patient sitzt in einem Lehnstuhle mit etwas hinterwärts gebogenem Oberleibe, die Beine zwischen denen des vor ihm sitzenden Magnetiseurs (und die Hände auf seinen Knieen), welcher nun seine Manipulationen anfängt, in die Hände haucht und es alsdann mit denselben gegen das Gesichte zu macht, als wolle er das Fluidum darauf ausschütten, ferner an der Stirne, den Achseln, Armen und über die Kniee herunter sanfte streichet und an gewissen Stellen, z. B. oben an der Achsel, im Gelenke beim Ellenbogen und an den Daumen etwas verweilet und einen Druck giebt. Auf der Brust und um den Nabel herum machte man ein kreisförmiges Reiben, das mir bei den Weibspersonen äusserst unschicklich zu sein schien; doch muss ich gleich noch im Vorbeigehen sagen, dass alle diese Patienten, deren immer gegen zwölf da waren, die über Nervenzufälle, Podagra, Reissen u. s. w. klagten, in ihrem ganzen Anzuge blieben. Durch dieses Manipuliren, das wohl eine halbe Stunde und länger währet,

geräth der Patient in die Krisis, d. h. Zuckungen und konvulsivische Bewegungen. die einen Schweiss hervorbringen, während welcher Krisis er gewöhnlich die Augen verschlossen hat. Manche sollen unter dieser Krisis in einen divinatorischen Schlaf gerathen, in welchem sie clair-voiant werden. Gewöhnlich sind dies Weibspersonen wegen der grösseren Reizbarkeit ihrer Nerven, und man nennt eine solche Person eine Somnambule, wovon ich aber keine gesehen habe, weil die harmonischen Freunde selten jemand darzu lassen. Dieser Somnambulismus soll nach der Beschreibung, die mir ein Erzmagnetiseur darvon gemacht hat, ein ekstatischer Zustand der Seele seyn, vermöge dessen sie durch Einschläferung des Körpers in eine Art von Freiheit versetzet werde und zu den sublimsten Wirkungen fähig sey. Diese Wirkung nennen sie clair-voiance, und es soll der sechste Sinn des Menschen seyn, durch welchen ein solcher Patient gleichsam in sich selbst und in andere hinein sehen, Medikamente verordnen welche die Krankheit erfordert, mit Pünktlichkeit vorher bestimmen was ihm in Ansehung seiner Krankheit oder Besserung oft erst nach zehn Tagen begegnen wird, durch's Gefühl Farben unterscheiden und eben so geschriebene oder gedruckte Worte lesen, ja auch von abwesenden und künftigen Dingen nicht selten richtig urtheilen können soll. Die in diesem divinatorischen Schlummer liegende Somnambule soll niemand als ihren Magnetiseur verstehen, mit dem sie en rapport ist, mit Scharfsinn auf seine Fragen antworten, das deutlichste Bewusstseyn von sich haben und mit verschlossenen Augen wissen, was um sie her geschieht. Da ich nach meiner Philosophie, wo alles hübsch natürlich hergeht, kein Freund von den qualitatibus occultis bin, so kann ich das ganze somnambulistische Wesen nicht leiden und halte es für phantastische Einbildung und dummen wundersüchtigen Aberglauben. Ob durch den Magnetismus etwas ausgerichtet werden könne, lasse ich jetzt noch an seinen Ort gestellet seyn; als Wissenschaft wäre wenigstens nur erst das a. b. c. davon bekannt. In dem Buche Extraits des journaux d'un magnétiseur, welches in dem salon magnétique lag, sind zwar eine Menge Kuren angeführet; ob sie aber auch probehaltig seyn mögen? — Ich sah auch noch zwo andere Arten zu magnetisiren: am Baquet und im Hofe unter grünen Bäumen. Das Baquet ist ein grosser runder Kübel, der mit Eisenfeilspänen, gestossenem Glas, Salz u. s. w. angefüllt ist; durch den Deckel gehen stählerne runde Stäbe in der Figur eines Winkelmaasses, die man Conducteurs nennt, deren aussen befindliches Ende der Patient an den leidenden Theil hielt, und mit den Fingern an demselben nach sich zu strich, um dadurch magnetisches Fluidum in sich zu leiten. An diesem Baquet macht alle Tage die ganze anwesende Gesellschaft die chaine, und weil ich gerne wissen wollte, ob ich den Einfluss des fluidi auch empfände, so machte ich sie auch mit. Die ganze Gesellschaft legte sich nämlich um das Baquet herum, jeder wickelte den aus der Mitte herausgehenden magnetischen Strick um den Leib, Arm oder Bein, fasste den Nachbar bey dem Daumen der auf dem Knie liegenden Hand an, und wenn ich vom Nachbar zur Rechten einen Druck bekam, so gab ich ihn sogleich zur Linken weiter und so immer fort. Das Frauenzimmer, das mich beym Daumen angefasst hatte, fragte mich, ob ich schon in Rapport gesetzt sei? Ich wusste viel, was die unter dem Rapport verstund. Sie winkte dem Magnetiseur, welcher kam und mir ein paar Mal über Gesicht und Arme herunter manipulirte, und nun war ich im Rapport; dies sollte also heissen, das magnetische Fluidum sei in mir aufgereget worden. Wir sassen wohl eine Viertelstunde ganz stille, druckten einander an den Daumen, und ich fühlte nichts, als das mich das Frauenzimmer ziemlich stark drückte und zuweilen bedeutend ansah. Ich verstund aber nichts — sagte auch laut, dass ich nichts empfände; ein Beweis, hiess es, dass sie gesund sind; tant mieux, sagte ich.

Andere zuckten, bewegten sich, schlossen die Augen u. s. w. und dies soll dann einen heilsamen Einfluss auf den Kranken haben, ja einige sollen sogar am Baquet clairvoiant werden. Einen andern Tag druckte ich die Augen auch mit zu, und da ich eben bey dem Herrn v. Türkheim [Lilis Gatten] eine tüchtige Mahlzeit gethan und ein gut Glas Elsasser Wein getrunken hatte, so wandelte mich auch eine Schläfrigkeit an, allein ich bin nicht clairvoiant worden! — Von diesem Drucken des Daumens am Baquet hat die Société harmonique ihr Motto: d'un à tous. Der magnetische Strick aus dem Baquet wird auch durch die Wand in den Hof geleitet und um die daselbst stehenden Pflaumenbäume gewickelt. Der Patient setzt sich alsdann unter diesen Baum, windet den Strick um sich herum und melkt daran, reibt auch mit den Händen an dem Baume und soll auch magnetischen Einfluss spüren. Dass man hauptsächlich auf die Imagination zu wirken sucht, scheint mir aus einer der règles pour la police du traitement magnétique zu erhellen. die im Saale aufgehänget sind, wo es heisst: chaque malade, pendant la chaine s'occupant intérieurement de son mal, gardera le plus profond silence. Da ich ferner höre, dass die Herren Magnetiseurs ihren Patienten festen Glauben empfehlen, so wundere ich mich gar nicht mehr, wie sich der gute Lavater für den Magnetismus so sehr gewinnen lassen, da dieses in sein bekanntes System vom Wunderglauben passt. — Die fleissigsten Magnetiseurs auf dem Saal waren ein Graf Lützelburg, ein Herr v. Landsberg und ein lutherischer schöner Pfarrer Raimbold, der ein artiges Mädgen magnetisirte, die mit verschlossenen Augen lauter süsse wollüstige Empfindungen zu athmen schien. Wenn ich nach dem Anschein bei dieser Person den Magnetismus definiren sollte, so wäre es eine neue feine Art Wollust zu geniessen. Aufs gelindeste davon zu urtheilen, ist es eine sehr unzuverlässige, auf schwankenden, vielleicht auf gar keinen Gründen beruhende, zweideutige und zu allerhand besondern Vermuthungen Anlass gebende Beschäftigung, über die in kurzer Zeit bald Aufklärung erfolgen muss. — Auch magnetisches Wasser macht man durch Bestreichung, Reibung und Anhauchung der Bouteille, welches nun die Kraft zu laxiren haben soll — Ohe! jam satis est. —

Beweis der Herren Magnetiseurs, dass Jesus durch den Magnetismus Kranke gesund gemacht: Jeder Mensch hat fluide magnétique, womit er seinen Nebenmenschen heilen kann; Christus war Gottmensch — als Mensch musste er also diese Kraft haben, und als Gott in einem alle Menschen übersteigenden Grade.

Beim Somnambulismus (Worte eines Initiirten) kommt es darauf an, dass körperlich schwache Personen in einen Zustand versetzt werden, wo sie sich in einer dem Schlummer der Ohnmacht ähnlichen Verzuckung befinden, durch die sie ohne selbsterworbene medizinische Kenntnisse im Stande sind, ihren eignen oder fremder Personen Krankheitszustand anzugeben und wirksame Heilmittel dagegen zu verordnen.

Formular eines Initiationspatentes, das mir von einem vertrauten Freunde am Rhein, der es von einem andern Freunde bekommen, welcher sich aus Spionirsucht bei der Société harmonique initiiren lassen, mitgetheilet worden und das ich des Zusammenhanges wegen nach geendigter Reise hier beyfüge. „Da durch die Herren Fondateurs de la Société . . . der N. N. nach einem mir vorgezeigten Patente vom 20. Nov. 1786 Vollmacht erhalten, diejenigen so sich aus gutem Herzen entschliessen, zum Besten der leidenden Menschheit den thierischen Magnetismus zu erlernen, in die Geheimnisse desselben initiiren zu können, so verspreche ich als ein Mann von Ehre und Gewissen, dass, überzeugt von dem Dasein eines unerschaffenen Wesens — von Gott, der den Menschen mit einer unsterblichen Seele begabt und ihm Kräfte verliehen hat, durch seine Zulassung auf den Nebenmenschen zu wirken, ich von den Kenntnissen und Mitteln, die mir nun ins Künftige zur Ausübung des

thierischen Magnetismus anvertrauet werden, nie einen andern Gebrauch machen will, als meinen Nebenmenschen nützlich zu seyn und der leidenden Menschheit beizuspringen; dass ich nie einen Kranken, der somnambule werden kann, annehmen oder dazu machen will, ohne vorher den festen Vorsatz gefasst zu haben, solchen, so lange er sich die magnetischen Kuren verordnet, jedes Mal nur die von ihm bestimmte Zeit wieder zu magnetisiren, dass ich mich während der Krise aller neugierigen Fragen, die nicht zum Nutzen und Heilung des Kranken abzwecken, enthalten will, das mir Anvertraute geheim halten, auch nie zugeben werde, dass er ohne sein Vorwissen und Erlaubniss in der Krise von Neugierigen gesehen und befragt werde, er habe denn nicht allein in seinem natürlichen Zustande, sondern auch in der Krisis die Einwilligung dazu gegeben, vielmehr verhindern will, dass eine Somnambule, so lange sie nicht clairvoiant ist, niemalen von Leuten, die sie theils noch nicht bestimmen kann, oder die gar nicht zum Nutzen der Kranken gehören, besucht werde; dass so wie mich der N. N. frei und unentgeltlich initiiret hat, ich auch um so mehr niemalen aus Interesse oder für einige Belohnung magnetisiren werde, sondern uneigennützig den meist leidenden, am wenigsten unterstützten, verlassnen Kranken beispringen will; dass ich ohne eine Eingangs berührte Vollmacht zu haben unter keinerlei Vorwand irgend jemand das Magnetisiren lehren oder Gelegenheit geben will, dass er durch zu viele Fragen in den magnetischen Krisen oder durch Nachahmung meines Verfahrens Gelegenheit bekomme, zum Nachtheil des Magnetismus ein Stümper in der Sache zu werden; dass ich niemand meine Meinung über den wirklichen Nutzen des M. aufdringen, alle Spöttereien und Verleumdung wo möglich unbeantwortet lassen und wo es seyn muss kurz und nachsichtsvoll ohne Bitterkeit widerlegen, auch verhindern will, dass jemand aus Scherz magnetisire, weit weniger aber mich selbst vergessen, sondern die Sache so feierlich behandeln als sie verdienet; dass ich endlich über geheilte Krankheiten und besonders die an Somnambule gethane Fragen, die zu richtiger Vervollkommnung des Magnetismus dienen könnten, ein richtiges Protokoll führen und von den mir nützlich scheinenden an den N. N. einen Aufsatz, sowie über die Heilung der Kranken ein wo möglich von Zeugen unterschriebenes Attestat schicken will. Alles Vorhergehende habe ich wohl durchdacht, und mir zu meiner Erinnerung eine Abschrift davon genommen. Mit Mund und Herzen bekenne ich mich der verehrungswürdigen Gesellschaft dankbar zugethan, die mich als ein Glied an ihrer Kette der Geheimnisse des Magnetismus würdig macht, wiederhole meine heiligen Verbindungen und unterschreibe mich eigenhändig."

Karlsruhe, 9. Juni 1887. Bökmann [den von Klopstock und Goethe her bekannten Professor] traf ich nicht, weil er mit dem Prinz Friedrich nach der Schweiz gereiset war, seine Frau unterhielt mich aber eine Stunde sehr angenehm und erzählte mir, dass sie sich alle Tage durch den Herrn von Rosenfels magnetisiren lasse. Ihr Mann ist der grösste theoretische Magnetiseur in Teutschland und giebt jetzt ein Archiv für Magnetismus und Somnambulismus heraus. Der gedachte Herr v. R. ist ein natürlicher Sohn des vorigen Markgrafen, Kaiserl. Hauptmann und der stärkste Magnetiseur allhier. Er kam eben zur Madame B. und ich lernte ihn also kennen; da ich nichts wider den M. sprach, sondern alles ad referendum nahm, so will er mich morgen und so oft ich will darzu nehmen, wenn er magnetisiret.

11. Juni. Ich ging um zehn Uhr zur Madame B., um des Herrn v. R. seine magnetistischen Operationen zu sehen. Die Behandlung war grösstentheils wie ich sie in Strassburg beobachtet, denn dort ist Herr v. R. initiirt. Sie legte sich im Négligé in einen etwas hinterwärts gebogenen Lehnstuhl und hatte unter

dem Kopfe ein Kissen; der Magnetiseur sass oder stund theils vor theils neben ihr und und machte seine Manipulationen. Zuweilen lehnte er seinen Kopf an den ihrigen, damit (so hiess es) das magnetische Fluidium recht in Kreislauf komme. Diese Stellung däuchte mir etwas wollüstig, eben so auch die, da er ihre Beine zwischen den seinigen eingeschlossen hielt und über Brust und Nabel hin sanft strich oder krabbelte. Das Gefühl der Scham und Anständigkeit empörte sich wider diese Attitude, und das ganze Wesen verlor in dem Augenblicke fast allen Kredit vollends in meinem Herzen. Herr v. R. ist ein schöner wohlgemachter junger Mann, quod bene notandum! Nachdem er sie einige Minuten magnetisiret, gerieth sie schon in die Krisis, schloss die Augen, ward clairvoiant und antwortete auf alle vorgelegte Fragen wie eine Pythia; welche Fragen und Antworten ich sogleich ad protocollum nehmen und die Wahrheit mit meines Namens Unterschrift bestätigen musste. Ich liess mich alsdann mit ihr in Rapport setzen und fragte sie einiges, z. E. was machen meine Freunde in Sachsen, die ich am meisten liebe? Sie antwortete: „Wenn sie gut für Magnetismus denken, so bleiben Sie bei seiner Absicht!“ Bin ich gesund? „Ja, nur Schärfe im Magen haben Sie.“ Was ist zu brauchen? „Cremor Tartari.“ Nach einiger allgemeinen Stille fing die Somnambule von selbst wieder an: „Sie haben ein vortreffliches Herz und Anlage ein guter und nützlicher Magnetiseur zu werden; unterrichten Sie sich mehr und handeln Sie zum Nutzen ihrer Nebenmenschen.“ Also auch ins Herz wollen sie andern im Schlafe sehen könnnen? Das ist zuviel! Sie wusste, nachdem sie Fünfviertelstunden in der Krisis gewesen und zuweilen kleine Verzuckungen gehabt, zuweilen bei gewissen Berührungen schalkhaft gelächelt, und nun wieder calmirt (aufgeweckt) worden, von allem dem Gesagten nichts. Ich will das Wesen, da man mir willig die Hände darzu bietet, noch ferner beobachten und prüfen. Noch will ich hersetzen, was man nach des Herrn v. R. Versicherung vom Magnetismus und Somnambulismus erwartet: voir son mal, celui des autres, les remèdes, les objets les plus éloignés. —

Adolf Exner.

Ein Wort zu seinem Gedächtniss.

Von
GEORG JELLINEK.

Dem ausgezeichneten Civilrechtslehrer der Wiener Universität, der im verflossenen Herbste so jäh und unvermuthet aus dem Leben schied, sind bisher von zwei Männern tiefempfundene Worte des Andenkens gewidmet worden: von seinem Meister Joseph Unger und von seinem Schüler Ludwig Mitteis.*) Besseres und Treffenderes über ihn zu sagen, ist wohl nicht möglich. Wenn daher an dieser Stelle auch ein Kollege des Verblichenen, der an seiner Seite Jahre lang gewirkt hat, das Wort ergreift, so vermag er dem lebensvollen Bilde, das von kundigen Händen gezeichnet wurde, nur noch einige Striche hinzuzufügen. Nach dem Lehrer und dem Schüler soll nun auch ein Genosse Exners die Gestalt des vorzeitig Dahingegangenen festzuhalten versuchen, wie sie sich ihm in lebendigem Umgange erschloss und darstellte.

*) Ungers Nachruf ist bei Hölder, Mitteis' Gedenkrede bei Manz in Wien erschienen.

Wäre mit Exner nur ein bedeutender Gelehrter gestorben, so würde damit allein kein Anlass gegeben sein, das Bild des Verblichenen grösseren Kreisen zu zeichnen und aufzubewahren. Der Gelehrte tritt hinter sein Werk zurück. das Beste, was er wollte und konnte, ist in ihm aufbewahrt, es ist das Denkmal. aus dem sein innerstes Wesen zur Mit- und Nachwelt spricht, je mehr es gelungen ist, desto weniger darf es von äusseren Schicksalen und inneren Kämpfen verrathen. Dem Freunde, dem Fachgenossen, dem Schüler mögen die Einzelheiten seiner Entwickelung von hohem Interesse sein, nicht aber dem Fernestehenden. In seiner ursprünglichen Art aufbewahrt zu werden, verdient nur das, was grösser ist als Alles von ihr Geschaffene, was nicht ganz in ihren Werken sich objektiviren und ausleben kann: die Persönlichkeit. Eine solche Individualität, die bedeutender war als ihre Schöpfungen, die über eine grosse Zahl der ihr durch gleiche Stellung Verbundenen hinausragte und, das sicherste Zeichen ihres Werthes, selbst ihren Gegnern imponirte, war Adolf Exner.

Den Schlüssel zum Verständniss dieser Persönlichkeit bieten zunächst ihre Lebensschicksale. Eine Individualität wie Exner konnte sich in ihrer Eigenart nur entwickeln dank der hohen Gunst der Umstände, unter denen sie entstand. Wenn irgend Jemand ein Liebling der Götter genannt zu werden verdiente, so war er es. Das lehrt schon ein flüchtiger Blick auf sein Werden und Wachsen. Am 3. Februar 1841 zu Prag als ältester Sohn Franz Exners geboren, der im Vereine mit Bonitz die grosse Reform des österreichischen Unterrichtswesens anbahnte, die an den Namen des Grafen Leo Thun geknüpft ist, kam er bereits 1848 nach Wien, so dass er sich stets als Wiener betrachten und fühlen konnte. Dass er, erst zwölfjährig, den Vater verlor, ist wohl der einzige schwere Schicksalsschlag gewesen, der ihn während seines ganzen Lebens getroffen hatte. Das Andenken an den ihm so früh Entrissenen blieb in ihm stets lebendig, in seinem Geiste zu wirken und zu schaffen, war ihm nicht nur Familientradition, sondern auch innerstes Bedürfniss des Herzens. Trotzdem seine Familie nun des Hauptes beraubt war, blieben ihm schwere Sorge um Gegenwart und Zukunft dennoch fern. Er genoss die gründlichste Erziehung, vollendete seine Studien in Wien, besuchte die Universitäten Berlin und Heidelberg, und 1866 bereits konnte er sich an der Wiener Universität als Privatdozent des römischen und österreichischen Civilrechtes habilitiren, und zwar unter den Auspicien Ungers, des Mannes mit dem warmen Herzen und dem kühlen Kopfe, wie Exner selbst seinen Lehrer und Freund charakterisirte. Unter der liebevollen und ermuthigenden Leitung Ungers, der ihm schon als Studenten Aufmerksamkeit und Förderung zugewendet hatte, war er rasch und sicher die erste Staffel zu einer glänzenden akademischen Laufbahn emporgestiegen. Die Zeit des Bangens und Kämpfens um eine sichere Stellung, die so Manchem die besten Jahre jugendfroher Thätigkeit vergällt, hat er kaum kennen gelernt. Während in Österreich in der Regel viele Jahre peinigender Ungewissheit verstreichen müssen, ehe dem Dozenten die Aussicht auf einen festen, unentziehbaren Wirkungskreis winkt, ist er nach blos zweijähriger Thätigkeit als Privatdozent, die Zwischenstufe des Extraordinariats überspringend, sofort als ordentlicher Professor nach Zürich berufen worden. Dort verlebte er vier behagliche Jahre stiller Arbeit, und 1872, nach dem Abgange Iherings nach Göttingen, wurde ihm, dem Einunddreissigjährigen, der erste und angesehenste Lehrstuhl zu Theil, den die österreichischen Juristenfakultäten zu vergeben haben. Hier hat er nun alsbald die höchsten Erfolge als Lehrer errungen. Den so abstrakten Stoff seines Faches mit anschaulicher Klarheit darstellend und belebend, wusste er die Zuhörer umsomehr zu fesseln, als er das absichtlich Lehrhafte in seinem Vortrage so viel als möglich zu vermeiden strebte. Die sorgfältig

vorbereiteten Vorlesungen machten den Eindruck des Extemporirten, sie schienen auf dem Katheder selbst zu entstehen, so dass der Zuhörer den Geist des Lehrers in seiner unmittelbaren schöpferischen Thätigkeit zu belauschen vermeinte. Zur Befriedigung über eine grosse und tiefwirkende akademische Thätigkeit und der steigenden Anerkennung, die dem Schriftsteller zu Theil wurde, gesellte sich bald der Besitz idealen Familienlebens. Im Verein mit einer liebenswerthen und geliebten jugendlichen Gattin schuf er sich ein stilles, mit vornehmem künstlerischen Sinne geschmücktes Heim, wo er im Kreise der Seinen und weniger erlesener Freunde edelsten Lebensgenuss fand. Als einem Auserwählten unter Zahllosen war es ihm vergönnt, das Leben selbst zum Kunstwerke zu gestalten, mit apollinischer Heiterkeit die Schwere des Daseins sich zu verklären.

Unter solchen seltenen Lebensbedingungen allein konnte die Natur Exners nach ihrem inneren Gesetze sich frei entfalten. Klarheit und Schärfe des Geistes, Gleichmaass des Empfindens, Sicherheit im Entschliessen, Ruhe im Handeln, Behagen im Geniessen, Gleichmuth im Ertragen waren ihr zu eigen. Ein Hauch antiker Lebensfreude war über diese Gestalt gebreitet, die mit epikuräischer Ataraxie durch ein unbefriedigtes, in sich zerrissenes Zeitalter schritt. Frei von Leidenschaft hatte er einen seltenen Sinn für die Realität der Dinge: für das Wirkliche im Erkennen, für das Mögliche im Erreichen. Sein klarer, durchdringender Verstand wurde in seinem Urtheile über Menschen und Situationen niemals durch Liebe und Hass getrübt. Er war Meister in der schweren Kunst, Fühlen und Denken gänzlich auseinanderzuhalten. Darum hat er niemals einen Gegner unter-, einen Freund überschätzt. Mit dieser Eigenschaft verband er eine Fähigkeit der Selbstbeherrschung, wie ich sie in ähnlichem Maasse niemals bei einem Anderen angetroffen habe. In der Zeit, während welcher ich neben ihm der Wiener Juristenfakultät angehörte, war dieses Collegium mit erbittertem Zwist und Kampf erfüllt; da sprach er denn selbst während der heissesten Debatten stets kühl, sachlich und mit der ihm eigenthümlichen epigrammatischen Schärfe und zwar auch dann, wenn er im innersten Herzen an dem Gegenstande des Kampfes betheiligt war. Er hat niemals ein heftiges oder auch nur ein starkes Wort gebraucht, ja er besass die fast unbegreifliche Fähigkeit, die gröbsten persönlichen Angriffe schweigend hinzunehmen. Gerade aber dieser Gleichmuth machte ihn gefürchtet und gab ihm eine unvergleichliche Überlegenheit in der Diskussion. Dabei war es sein unverrückbares Prinzip, alles Amtliche rein sachlich zu behandeln, und er zeigte daher niemals Gereiztheit oder auch nur Verstimmung im persönlichen Verkehr mit Gegnern, wie er denn überhaupt Jedermann unter allen Verhältnissen in der gleichen ungezwungenen Weise zu behandeln wusste. Seine Ruhe und Klarheit, seine Menschen- und Sachkenntniss bewährten sich am glänzendsten, wenn er akademische Geschäfte zu leiten hatte. Das hat sich während seines Dekanates 1883/84 gezeigt, wo er unter schwierigen Verhältnissen meisterhaft die Angelegenheiten der Fakultät verwaltete. Dass er später als Rektor seinen feinen Takt und sein grosses administratives Talent in hervorragendem Maasse bethätigte, hat mir ein hoher Beamter des österreichischen Unterrichtsministeriums mit bewundernder Anerkennung erzählt.

In Deutschland und der Schweiz hat Exner seine idealen Anschauungen von den Aufgaben und der Stellung der Universitäten, von den Rechten und Pflichten der akademischen Lehrer gewonnen. Die österreichischen Universitäten haben zwar durch das grossartige Reformwerk Leo Thuns einen gewaltigen Aufschwung genommen, allein das Vorbild der deutschen Hochschulen ist nicht in allen Stücken glücklich kopirt worden. Vor Allem ist die Selbständigkeit der österreichischen Universitäten gegenüber der Regierung weitaus geringer als

die der deutschen, der Professor viel mehr durch Rücksichten nach Oben in seinem ganzen Auftreten gehemmt, als sein deutscher Kollege. Dass die Universitäten als Korporationen sich an die Spitze einer grossen öffentlichen Aktion stellen könnten, wie es jüngst in Preussen während des Kampfes gegen das Zedlitzsche Volksschulgesetz der Fall war, das wäre in Österreich ein ausserhalb des Bereiches jeder Möglichkeit liegender Vorgang. So sehr Exner nun als Professor in politischen Dingen eine reservirte Haltung einnahm, so hat er es doch stets für seine Pflicht gehalten, wo die Umstände es erforderten, mit seiner ganzen Person für das öffentliche Ansehen und die Würde der Universität einzutreten, unbekümmert darum, ob ihm daraus Widerwärtigkeiten haben erwachsen können. Der einzige politische Schritt der Wiener Universität in den letzten Decennien, ein Protest gegen das Verhalten eines für das Taaffesche System begeisterten Rektors im niederösterreichischen Landtage, ist von ihm ausgegangen und hat ihm heftige Gegnerschaft mancher Genossen und das äusserste Missfallen der Regierung zugezogen, das er in seinem unerschütterlichen Gleichmuthe ruhig ertrug.

Das Blühen und Gedeihen der Universität lag ihm sehr am Herzen. Hier war der Punkt, wo die scheinbar so kühle Natur Exners die ganze ihr innewohnende Wärme offenbarte. Bei seiner genauen Kenntniss der akademischen Verhältnisse wusste er, dass in Österreich das Wachsthum der Universitäten von der Qualität ihrer Lehrer viel unabhängiger sei, als in Deutschland, wo im eigensten Interesse Regierungen und Fakultäten wetteifern, die tüchtigsten Männer auf die Lehrstühle zu berufen, wo weite Kreise der Nation sich dauernd und lebhaft für die Universitäten interessiren. In Deutschland ist es Regel, dass der Student von Universität zu Universität wandert, um den oder jenen hervorragenden Lehrer zu hören, ein bedeutender Mann sieht die Schüler aller Culturnationen zu seinen Füssen. Das gehört in Österreich vorderhand zur Ausnahme, da entscheiden fast immer ganz andere Rücksichten bei der Wahl einer Universität. Darum klagte auch Exner unaufhörlich, dass es in Österreich keine öffentliche Meinung in Sachen der Wissenschaft und ihrer Männer gebe, dass häufig der richtige Maassstab, manchmal sogar der gute Wille zur sicheren Beurtheilung der neu zu berufenden Dozenten in den entscheidenden Kreisen mangle. Er war nun sorgfältig darauf bedacht, nur den Würdigsten zum Genossen zu wählen, und niemals hat er den Bequemsten und Nächsten mit dem Besten verwechselt. Vor Allem war er ein energischer Vertreter der Zusammengehörigkeit der österreichischen und deutschen Universitäten, er fürchtete den Verfall der heimischen Hochschulen, wenn man es nicht verstände, über der staatlichen Spaltung die alte nationale Einheit der Universitäten deutscher Zunge zu erhalten. Noch als ich ihn das letzte Mal sah, sprach er mit mir lebhaft davon und zwar dies Mal mit einem Zuge schmerzlicher Resignation. Die politischen Verhältnisse liessen ihn düster in die Zukunft der heimischen Universitäten blicken. Diese Sorge und dieses Weh sind meine letzten Erinnerungen an den persönlichen Verkehr mit ihm.

Mit ihm ist auch ein wichtiges persönliches Bindeglied zwischen den akademischen Lehrern Österreichs und Deutschlands dahingegangen. Durch seine liebenswürdige, geistvolle, ungezwungene Art hat er sich an den deutschen Universitäten, wo man ja lange dem Österreicher mit einer, noch heute nicht überall ganz verschwundenen Reserve gegenübertrat, viele warmen Freunde erworben. Als ich im Sommer 1886 mit ihm gemeinsam dem Jubiläum der Universität Heidelberg beiwohnte, da konnte ich beobachten, wie sehr ihm die Kunst zu eigen war, Menschen zu gewinnen und zu fesseln, und manchem Mitgliede jener erlauchten Festversammlung, die ihres Gleichen noch nicht gefunden hat, ist er dauernd in freundlichster Erinnerung geblieben. Nachdem er vor einigen Jahren eine Anfrage der

Leipziger Juristenfakultät, ob er Windscheids Nachfolger werden wolle, ablehnend beantwortet hatte, wurde einmal vor mir im geselligen Kreise die Frage aufgeworfen, ob er, der Wiener, wohl in die ganz anders gearteten akademischen und sozialen Verhältnisse der nordischen Universität gepasst hätte. „Der passt überall hin", ertönte es sofort aus dem Munde Theodor Mommsens, der, im Lobe sonst karg, mit grosser Wärme Exners Vorzüge pries und den ausserordentlich günstigen Eindruck schilderte, den er nicht lange vorher in der Berliner Gesellschaft bei Gelegenheit eines kurzen Besuches gemacht hatte.

So gesättigt an Gaben der Natur und des Schicksals liess er Dinge und Menschen ruhig an sich herankommen. Er suchte Niemanden auf, sondern zog die, welche ihm zusagten, durch die Macht seines Wesens an sich. Die einzige Ausnahme vielleicht, die er darin machte, fand vor vielen Jahren auf einem bayerischen Bahnhofe statt, wo er mit dem Fürsten Bismarck zusammentraf. Von dem Verlangen getrieben, dem gewaltigen Manne zu nahen, wagte er es, dem Fürsten eine Zigarre anzubieten, die dieser mit der grössten Liebenswürdigkeit acceptirte. Unvergesslich war ihm der sich tief in die Seele bohrende Blick geblieben, mit dem ihm der Fürst ins Antlitz sah, bevor er die dargereichte Gabe entgegennahm; das Lächeln, das diesem langen Blicke folgte, bewies, dass er vor diesem grossen Menschenkenner in heikler Situation die Probe bestanden hatte.

Zu näherem Umgange und gar zu Freunden wählte er die Besten und darum nur Wenige aus; wer ihm nicht durchaus zusagte, den wusste er von sich fern zu halten. Die dem Wiener Volkscharakter so zusagende Allerweltsfreundschaft, in der leider so häufig Schwäche mit Tücke sich paart, hat er stets verachtet. Trotz eines ausgesprochenen diplomatischen Zuges in seinem Wesen wusste daher Jeder, woran er mit ihm war. Den Freunden war er ein treuer Berather, man vertraute sich ihm gerne an, da seine überlegene Ruhe und sein praktischer Scharfblick auch die dem Nächsten vorgezeichnete Bahn oft besser erkannte als dieser selbst. Er war auch stets zu freundschaftlicher That bereit, wenn ihr nach seinem Ermessen ein möglicher Erfolg beschieden war. Für das Unmögliche und das Unnütze hat er sich nie eingesetzt, weder für sich, noch für Andere.

In politischen Dingen war er einem maassvollen Fortschritt zugethan. Alles Radikale war ihm durchaus unsympathisch, im Sinne der extremen Parteien war er daher eher als konservativ zu bezeichnen. Auch politischen Einfluss hat er niemals gesucht. Ein Mandat für das Abgeordnetenhaus hat er zurückgewiesen. Aber auch eine hervorragende politische Stellung wurde ihm schliesslich ungerufen zu Theil. Er ward Mitglied des Reichsgerichtes und des Herrenhauses. In beiden Kollegien stellte er sofort seinen Mann. Im Reichsgericht imponirte er, wie der Präsident dieses Tribunals bezeugt hat, durch die siegreiche Klarheit seiner Argumentation, die nicht leicht mit ebenbürtigen Waffen zu bekämpfen war. Im Herrenhause, dem er erst seit dem Ende des Jahres 1892 angehörte, hat er sich in kurzer Zeit die höchste Achtung erworben, namentlich seitdem er das Referat in der Kommission zur Berathung des Gesetzes über das Urheberrecht erhalten hatte. Er schrieb mir damals mit hoher Befriedigung, wie es ihm gelungen sei, die ersten praktischen Juristen der Monarchie zu seinen Ansichten zu bekehren, — es war das erste Mal, dass er selbst mit Stolz eines seiner Erfolge erwähnte. Seitdem er Mitglied des Herrenhauses geworden war, hatte ich die Überzeugung, dass er zu einer leitenden Stellung im Staate berufen sei. Als ich ihm gegenüber dieser Überzeugung Ausdruck gab, hat er sie nicht abgewiesen, der Ehrgeiz schien nun doch in ihm erwacht zu sein. Er wäre sicher ein ausgezeichneter Minister geworden: seine Kunst, Menschen zu erkennen und zu behandeln, sein

Talent, zu organisiren und zu verwalten, hätten sich in solcher Stelle erst recht entfalten können. Und doch war es vielleicht auch eine Fügung der ihm so gnädig gesinnten Götter, dass sie ihn scheiden liessen, bevor sein Lebensweg in neue Bahnen eingelenkt hatte. In einem so schwer zu regierenden Staate wie Österreich verlassen die leitenden Personen ihre hohen Stellungen selten ohne tiefe Enttäuschungen, ohne bittere Opfer an Ansehen und allgemeiner Werthschätzung. Das ist ihm erspart geblieben, mit ihm ist eine reiche Zukunft ins frühe Grab gesunken, er hatte niemals eine Vergangenheit zu beklagen.

Als bleibendes Denkmal seines Namens stehen seine Werke da, die zu würdigen hier nicht der Ort ist. Seine Lehre vom Rechtserwerb durch Tradition, sein österreichisches Hypothekenrecht, seine Abhandlung über den Begriff der höheren Gewalt haben in der juristischen Litteratur ihre bleibende Stelle gefunden. Von seinem vielseitigen, über sein Fach weit hinausgreifenden Wissen hat seine vielumstrittene Rektoratsrede über politische Bildung glänzendes Zeugniss abgelegt.

Unter den mächtigen Arkaden des Hofes der Wiener Universität, wo vor Kurzem die Büste Franz Exners enthüllt wurde, wird wohl bald auch das Bild seines Sohnes eine Stätte finden, der die väterlichen Traditionen in Pietät und aus eigenem Antriebe fortgesetzt hat. Dort soll es auf die einander ablösenden Generationen der Lehrer und der Lernenden blicken, sie mahnend, die echte akademische Freiheit zu wahren und zu bethätigen, die in der Abwehr banausischer, in der Pflege reiner und hoher Gesinnung besteht. Der alte Segenswunsch, der auf die ehrwürdige Alma mater Wachsen, Blühen und Gedeihen herabfleht, kann nur dann erfüllt werden, wenn der Geist lebendig bleibt, von dem auch Adolf Exner beseelt war.

Natanael Pringsheim.

Von
E. ROTH (Halle).

Mit Natanael Pringsheim ist ein Forscher dahingegangen, dessen Andenken allein desshalb niemals verlöschen wird, weil es ihm als ersten vergönnt war, im Pflanzenreiche die Vereinigung des männlichen Befruchtungskörpers mit dem weiblichen Ei zu beobachten und nachzuweisen. Diese Entdeckung, diese fundamentale Wahrnehmung, welche man bis dahin nur zu ahnen vermochte, sichert ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz unter den Gelehrten, ihm, welcher mit zu den Begründern der modernen Botanik zählt und dieselbe in so hervorragendem Maasse förderte. Geboren wurde N. Pringsheim am 30. November 1823 zu Wziesko in Oberschlesien als Sohn eines begüterten Industriellen, dessen Kinderschaar bis auf neunzehn anwuchs. Die Schule besuchte er zuerst zu Oppeln, um dann auf das Friedrichs-Gymnasium zu Breslau überzugehen, wo er sich das Zeugniss der Reife erwarb. Die ersten Universitätsstudien liessen den Anfänger sich den philosophischen Disziplinen in Breslau zuwenden, doch bald trat er zur medizinischen Fakultät über, die er dann mit der in Leipzig vertauschte. Nach einem abermals nur kurzem Aufenthalte wandte er sich Berlin zu, wo er sowohl medizinischen wie philosophischen Studien oblag. Als Frucht der letzteren, die hauptsächlich der Botanik galten, entstand seine Dissertation, mit welcher er 1848 in Berlin den philosophischen Doktorgrad erwarb. Günstige materielle Umstände verstatteten es dem jungen Gelehrten, sich zuerst in der Welt etwas umzusehen, und so finden wir ihn denn in Paris mit botanischen Arbeiten während eines Jahres beschäftigt;

dort schloss er ein intimes Freundschaftsbündniss mit E. Bornet, welchen er die Freude hatte in der zweiten Generalversammlung der Deutschen botanischen Gesellschaft im Jahre 1884 zum Ehrenmitgliede der letzteren erwählt zu sehen.

Gerade die niederen Pflanzen zogen Pringsheim an, und ihnen hat er denn fast seine ganze so unermüdliche Arbeitskraft während seines thatenreichen Lebens gewidmet. Bereits 1850 hat er die Entwickelungsgeschichte von Achlya prolifera studirt, eine Untersuchung, welche von der Kais. Leopold. Akademie der Naturforscher zum Druck befördert wurde.

Ihr folgten bald algologische Mittheilungen in der Flora, bis sich der Arbeitsplan mehr und mehr dem Bau und der Bildung der Pflanzenzelle überhaupt zuneigte; als Niederschlag dieser Studien erschien 1852 ein umfangreicheres Werk. Nunmehr wandte sich Pringsheim der Entwickelung der niederen Algen zu, wobei er 1855 die geschlechtliche Fortpflanzung von Vaucheria terrestris nachwies. Grosse Aufregung rief diese Entdeckung hervor, zum ersten Male gelang es, im Pflanzenreiche darzuthun, wie die Spermatozoen, denen jetzt erst diese Bezeichnung mit Recht zukam, bei der Berührung mit der weiblichen Eizelle ihr Protoplasma mit der letzteren vereinigten. Wohl hatte Thuret die vorbereitenden Schritte gethan und die geschlechtliche Befruchtung geahnt und vorausgesehen, aber das Verdienst, dieselbe zuerst sinnlich beobachtet zu haben, gebührt unserem Pringsheim voll und ganz. Was Wunder, dass dieser so wichtige Fund seinen Entdecker mit einem Schlage berühmt machte, und nur als eine wohlverdiente Anerkennung vermag man es zu bezeichnen, dass die Berliner Akademie Pringsheim 1860 zu ihrem Mitgliede wählte.

Bereits vorher hatte aber unser Gelehrter ein Unternehmen ins Leben gerufen, welches seinen Namen ständig auf den Lippen aller Botaniker erhält: es war die Schaffung der Jahrbücher für wissenschaftliche Botanik, welche er 1858 gründete, sie, welche als Pringsheim's Jahrbücher überall kurz zitirt werden. Welche Fülle von Beobachtungen liegt in dieser Zeitschrift, welche jetzt bis zum 28. Bande gediehen ist, niedergelegt, welch' reiche Anregung ging von ihrem Inhalt aus, und wie besorgt war der Herausgeber stets für diese seine Schöpfung, damit die Wissenschaftlichkeit nicht sänke und gefährdet werde.

Lange freilich blieb Pringsheim zunächst nicht im Schoosse der Berliner Akademie, denn 1864 folgte er einem Rufe nach Jena als ordentlicher Professor der Botanik an dieser Hochschule, obwohl Berlin bereits damals Anstrengungen machte, sich diesen Forscher zu erhalten: so wollte man ihn an die Spitze eines pflanzenphysiologischen Laboratoriums stellen, doch die Unterhandlungen zerschlugen sich. Was aber in der Hauptstadt Preussens damals nicht möglich war, vollzog sich in dem kleinen thüringischen Städtchen, dem denn die Ehre zufiel, dass in ihm das erste botanische Laboratorium begründet wurde, welchem später derlei Institute an allen deutschen Universitäten und Hochschulen folgten, meist als Kopieen jener ersten Anstalt. Nur vier Jahre lehrte Pringsheim in Jena, wo ihn eine gewisse Kränklichkeit an einem behaglichen Arbeiten hinderte und die Lehrthätigkeit eine dauernde Unterbrechung seiner Untersuchungen forderte. So kann man es denn nur als eine vortheilhafte Wendung seines Lebens bezeichnen, dass er 1868 wieder als Mitglied der Akademie nach Berlin zurückkehrte, wo er sich ein eigenes Laboratorium in eigenem Hause schuf und nie mehr die Lehrkanzel betrat. Schwer ist es, in einem kurzen Rahmen die Leistungen unseres Gelehrten zusammenzudrängen, zumal sich dieselben auf so verschiedene Gebiete erstreckten. Wir wollen desshalb nur bei einigen Einzelheiten verweilen und im Übrigen auf die am Schluss folgende Zusammenstellung seiner Arbeiten verweisen, welche bibliographisch genau durch Angabe der Seiten auch den jeweiligen Umfang erkennen lassen.

Von dem zweiten Berliner Aufenthalt an treten hauptsächlich physiologische Studien in den Vordergrund von Pringsheim's Arbeiten, die Assimilation beschäftigte ihn dauernd und namentlich die Zersetzung der Kohlensäure durch die Thätigkeit der Gewächse. Über das Chlorophyll veröffentlichte er mehrere Schriften, welche sämmtlich den subtilen Arbeiter, den überaus sorgfältigen Beobachter und fesselnden Darsteller verrathen. Freilich haben

seine Resultate nicht stets die Zustimmung der anderen Botaniker gefunden, doch ist die Anerkennung seiner Forschungen über den Einfluss des freien Sauerstoffes auf die Rotation und Cirkulation des Protoplasmas seitens der Fachgenossen wohl ohne Ausnahme gesichert. Nicht so unbestritten ist seine Ansicht, dass das Chlorophyll als Schutz für das Protoplasma gegen das Licht hauptsächlich wirke.

Dauernd wird der Name des Gefeierten auch in der Pringsheim'schen Gaskammer fortleben, eine Frucht seiner langwierigen Untersuchungen, welche leider nicht zu einem umfassenden Werke zusammengefasst sind, wenn auch werthvolle Vorarbeiten, einzelne fertige Abschnitte, wie sie in den Veröffentlichungen vorliegen, und eine grosse Anzahl Zeichnungen in groben Umrissen eine Phytophysiologie erwarten liessen.

Daneben gingen Pringsheims Bestrebungen, eine Deutsche botanische Gesellschaft in das Leben zu rufen, ein Plan, welcher auf der Naturforscher- und Ärzte-Versammlung zu Eisenach im Herbst 1882 verwirklicht wurde. Wahrlich, nur einem Pringsheim haben wir es zu danken, dass dem Anfangs Juni versandten Aufruf zur Gründung einer derartigen Gemeinschaft so zahlreich entsprochen wurde, nachdem er so manches widerstrebende Urtheil bekämpft und so manchen lauen Fachgenossen zur eifrigen Betheiligung angestachelt hatte. Bereits bis zum 1. Juli 1882 hatten 288 deutsche Botaniker ihren Beitritt angemeldet, während heutzutage die Zahl auf über 400 gestiegen ist und sich nicht auf die deutschen Grenzen beschränkt. Die Gesellschaft ehrte dann auch den geistigen Gründer dadurch, dass sie ihn stets bis zu seinem Hinscheiden zum Präsidenten wählte, als welcher er die Generalversammlungen jährlich zu leiten hatte. Aber auch andere Ehre ward dem Forscher zu Theil. So sei darauf hingewiesen, dass er bei der Kaiserlich Leopoldino-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher Mitglied des Vorstandes der Fachsektion für Botanik war; so sei daran erinnert, dass viele andere Akademieen wie wissenschaftliche Gesellschaften es sich zur Ehre schätzten, ihn unter ihren korrespondirenden, auswärtigen oder Ehren-Mitgliedern zu führen. Stattlich war die Zahl dieser Vereine, welche dem Jubilar zu seinem 70. Geburtstage ihre Huldigung am 30. November 1893 darbrachten, von dem es in einer Adresse so richtig hiess: „Ein Leben wie das Ihrige, das in selbstloser Hingabe einzig und allein der Wissenschaft geweiht ist, geniesst seinen Lohn in der allgemeinen Verehrung, die demselben in den weitesten Kreisen der wissenschaftlichen Welt entgegengetragen wird." Was will es dagegen sagen, dass die Königliche Regierung ihm 1888 den Titel eines Geheimen Regierungsrathes verlieh, ihm, der niemals nach äusseren Ehren geizte.

Am 6. Oktober 1894 raffte den greisen Gelehrten, dessen letzte Veröffentlichung bereits aus dem Jahre 1888 stammt, eine Bronchitis hinweg; freilich haben wir die Hoffnung, aus seinem Nachlass noch eine Arbeit über das Wachsthum der chemischen Contactmembranen zweier sich berührenden Flüssigkeiten zu erhalten.

Was Pringsheim's sonstiges Leben anlangt, so vermählte er sich am 20. Mai 1851 nach langer Verlobungszeit mit Henriette Guradze, deren Heimath ebenfalls Schlesien war. Das Familienleben war äusserst glücklich; drei Töchter entsprangen der Ehe, deren mittelste bereits als Kind starb; die älteste ist an den Chemiker Ladenburg in Breslau verheirathet, die jüngere folgte einem Cohn als Gemahlin. Wer einmal das Glück gehabt hat, in der Pringsheim'schen Familie näher zu verkehren, wer ausser den grossen Gesellschaften im kleineren Cirkel die Vorzüge des Hauses geniessen durfte, wird sich stets der immer gleichbleibenden Güte des Ehepaares mit Dankbarkeit erinnern, welches trotz der oft so bedeutenden Unterschiede in den Lebensjahren sich in die Seele der jüngeren Generationen zu versetzen verstand und sich in den Herzen derselben eine bleibende Stätte schuf. Den Tod seiner Frau konnte Pringsheim nicht verschmerzen, er verwand den Schlag nicht mehr. Namentlich Fachgenossen gegenüber war Pringsheim in jeder Weise gefällig; gern stellte er sein Laboratorium zur Verfügung, seine Bibliothek mit ihren reichen Schätzen konnte nachhaltig benutzt werden, werthvolle Fingerzeige halfen dem nicht so bewanderten oftmals

rascher vorwärts, als mühsames Experimentiren und Lesen von allerhand Büchern; kurz in jeder Weise war Pringsheim bemüht, Mittel und Wege anzugeben, um jüngere Forscher zu unterstützen und ihnen zu helfen.

Selbst über das Grab hinaus wird dieser Fürsorge noch Rechnung getragen, insofern die Erben in richtiger Erkenntniss der Sachlage die Bibliothek des Verewigten der deutschen botanischen Gesellschaft als Geschenk anboten, zugleich mit einer Summe, aus welcher die fortlaufenden dauernden Ausgaben zu bestreiten seien. Obwohl statutengemäss diese Vereinigung nicht den Besitz einer Bibliothek erstrebt, wurde dennoch beschlossen, von dem hochherzigen Anerbieten Gebrauch zu machen und das Geschenk anzunehmen.

Die Jahrbücher werden ebenfalls im alten bewährten Sinne fortgeführt, und es ist desshalb nicht zu befürchten, dass selbst in unserer schnellebigen Zeit, wo der Blick für grosse und bedeutungsvolle Errungenschaften der Vergangenheit so leicht getrübt ist und gänzlich verloren geht, ein Name vergessen wird, dessen Träger uns zu Thatsachen verhalf, welche heutigen Tages Allgemeingut geworden sind, vorher aber unbekannt waren.

Selbstständig erschienene Werke.

De forma et incremento stratorum crassiorum in plantarum cellula observationes quaedam novae. Halae 1848. 8⁰. 36 S. 2 Tafeln. Inaug.-Diss. von Berlin. (S.-A. aus Linnaea.)

Untersuchungen über den Bau und die Bildung der Pflanzenzelle. 1. Abth. Grundlinien einer Theorie der Pflanzenzelle. Berlin 1854. A. Hirschwald. 4⁰. VII u. 91 S. 4 Tafeln.

Ueber die Befruchtung und Keimung der Algen und das Wesen des Zeugungsaktes. Ebenda 1855. 8⁰. 33 S.

Zur Kritik und Geschichte der Untersuchungen über das Algengeschlecht. Ebenda 1854. 8⁰. IV u. 75 S.

Über Richtung und Erfolge der cryptogamischen Studien neuerer Zeit. Jena 1865. F. Frommann. 8⁰. 29 S. Öffentliche Rede zum Eintritt in die philosophische Fakultät der Universität Jena, gehalten am 26. Okt. 1864.

Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

1862. S. 1—37. 8 Tafeln. Beiträge zur Morphologie der Meeresalgen.

1873. S. 137—191. 11 Tafeln. Über den Gang der morphologischen Differenzirung in der Sphacelarien-Reihe.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

1855. S. 133—165. 1 Tafel. Über die Befruchtung der Algen.

(Forts. als Monatsberichte.) Aus dem Jahre:

1856. S. 225—237. 1 Tafel. Über die Befruchtung und den Generationswechsel der Algen.

1857. S. 315—330. Über die Befruchtung und Vermehrung der Algen.

1860. S. 397—401. Antrittsrede in der Akademie. S. 775—794. 1 Tafel. Über die Dauerschwärmer des Wassernetzes und einige ihnen verwandte Bildungen.

1862. S. 5.* Beiträge zur Morphologie der Meeresalgen. S. 225 — 231. Über die Vorkeime der Charen.

1863. S. 168—177. Über die Embryobildung der Gefässkryptogamen und das Wachsthum von Salvinia natans.

1869. S. 92—116. 1 Tafel. Über die Bildungsvorgänge am Vegetationskegel von Utricularia vulgaris. S. 721—738. 1 Tafel. Über die Paarung von Schwärmsporen, die morphologische Grundform der Zeugung im Pflanzenreiche.

1871. S. 240—255. 1 Tafel. Über die männlichen Pflanzen und die Schwärmsporen der Gattung Bryopsis.

1872. S. 242*. Beiträge zur Morphologie der Sphacelaceen.

---

* Nur Titelangabe.

1873. S. 483*. Über den Gang der morphologischen Differenzirung in der Sphacelarienreihe. S. 484—485. Über die neueren Resultate seiner Untersuchungen an den Saprolegnieen.
1874. S. 628—659. 1 Tafel. Über die Absorptionsspectra der Chlorophyllfarbstoffe.
1875. S. 725—759. 1 Tafel. Über natürliche Chlorophyllmodificationen und die Farbstoffe der Florideen.
1876. S. 425—429. 1 Tafel. Über vegetative Sprossung der Moosfrüchte. S. 869—911. Über den Generationswechsel der Thallophyten und seinen Anschluss an den Generationswechsel der Moose.
1877. S. 447*. Über die Bedingungen, unter welchen phanerogame Pflanzen im Licht ergrünen.
1878. S. 532—546. Über Lichtwirkung und Chlorophyll-Funktion in der Pflanze. S. 860—878. Über das Hypochlorin und die Bedingungen seiner Entstehung in der Pflanze.
1881. S. 117—135. Zur Kritik der bisherigen Grundlagen der Assimilationstheorie. S. 504—535. 1 Tafel. Ueber die primären Wirkungen des Lichtes auf die Vegetation.

Sitzungsberichte der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
1882. S. 855—890. Neue Beobachtungen über den Befruchtungsakt der Gattungen Achlya und Saprolegnia. 1 Tafel.
1883. S. 213*. Nachträgliche Bemerkungen zum Befruchtungsakt von Achlya.
1884. S. 85*. Über die Sauerstoffabgabe im Spektrum.
1886. S. 137—176. Über die Sauerstoffabgabe der Pflanzen im Mikrospektrum. 2 Tafeln. S. 651—662. Über die vermeintliche Zersetzung der Kohlensäure durch den Chlorophyllfarbstoff.
1887. S. 763—777. Über die Abhängigkeit der Assimilation grüner Zellen von ihrer Sauerstoffathmung, und den Ort, wo der im Assimilationsakte der Pflanzenzelle gebildete Sauerstoff entsteht.
1888. S. 311*. Über die Entstehung der Kalkincrustationen an Süsswasserpflanzen.
1889. S. 319*. Über alkalische Ausscheidungen der Pflanzen im Licht.
1891. S. 991*. Über die Wachsthumsrichtung chemischer Niederschläge. Ein experimenteller Beitrag zur Theorie der Lösungen.
1892. S. 967*. Über Wachsthum chemischer Niederschläge in Gallerte.

Annalen der Landwirthschaft.

Band 44. (Jahrg. 22.) 1864. S. 97—132. General-Bericht über die von den landwirthschaftlichen Akademieen und Versuchsstationen eingereichten Spezialberichte, ihre in den Jahren 1862 und 1863 ausgeführten Untersuchungen über Kartoffelkrankheit und das Kartoffelwachsthum umfassend, erstattet von der Central-Kommission für das agrikultur-chemische Versuchswesen (Berichterstatter Prof. Dr. Pringsheim). 5 Tabellen.
Band 57. (Jahrg. 29.) 1871. S. 1—28. Dritter Bericht der Central-Kommission für das agrikultur-chemische Versuchswesen über die in den landw. Akademieen und Versuchsstationen eingereichten Spezialberichte, ihre in den Jahren 1868 und 1869 ausgeführten Untersuchungen über die Kartoffelkrankheit uud das Kartoffelwachsthum umfassend. (Ref. Prof. Pringsheim).

Archiv für die gesammte Physiologie des Menschen und der Thiere.

Band XXXVIII. 1886. S. 142—153. Über die Sauerstoffabgabe der Pflanzen im Mikrospectrum. Nach einem Vortrage in der botanischen Section der Naturforscher-Versammlung in Strassburg am 19. September 1885.

Berichte der deutschen botanischen Gesellschaft.

Band I. 1883. S. 288—308. 1 Tafel. Über Cellulinkörner, eine Modification der Cellulose in Körnerform.
Band III. 1885. S. LXXII—LXXX. Über die Sauerstoffabgabe der Pflanzen im Mikrospektrum.

---

* Nur Titelangabe.

Band IV. 1886. S. LXXIX—XC. Über die chemischen Theorien der Chlorophyllfunktion und die neueren Versuche die Kohlensäure ausserhalb der Pflanze durch den Chlorophyllfarbstoff zu zerlegen.

S. XC—XCVII. Zur Beurtheilung der Engelmannschen Bakterienmethode in ihrer Brauchbarkeit zur quantitativen Bestimmung der Sauerstoffabgabe im Spektrum.

Band V. 1887. S. 294—307. Über Inanition der grünen Zelle und den Ort ihrer Sauerstoffabgabe.

S. IX—XXXIII. Jean Baptiste Boussingault als Pflanzenphysiologe.

Biologisches Centralblatt.

Band VII. 1887. S. 129—132. Abwehr gegen Abwehr.

Botanisches Centralblatt.

Band XIV. 1883. Jahrgang 4. Quartal 2. S. 378—382. Über die vermeintlichen Amöben in den Schläuchen und Oogonien der Saprolegnieen.

Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'academie des sciences (de Paris).

Tome XC. Janvier—Juin 1880. S. 161—165. Remarques sur la chlorophylle.

Landwirthschaftliche Jahrbücher.

Band II. 1873. S. 1—5 bezw. 106. (Referent Pringsheim: Aus dem Berichte der Central-Kommission für das agrikulturchemische Versuchswesen über die von Dr. Müller in Lippstadt ausgeführte botanische Untersuchung der Boker Haide und dessen sich anschliessende Folgerungen über die Ursache der Knochenbrüchigkeit des Viehes.)

Band V. 1876. S. 1129—1141. (Referent Pringsheim: Vierter Bericht der Central-Kommission für das agrikulturchemische Versuchswesen . . . über die von den landwirthschaftlichen Akademieen und Versuchsstationen eingereichten Spezialberichte, ihre in den Jahren 1871—1873 ausgeführten Untersuchungen über die Kartoffelkrankheit und das Kartoffelwachsthum umfassend.)

Flora.

1852. Neue Reihe Jahrgang X oder der ganzen Reihe Jahrgang XXXV. S. 465—480, 481—492. Algologische Mittheilungen. 2 Tafeln.

Linnaea.

Band V. 1848. S. 145—180. 2 Tafeln. De forma et incremento stratorum crassiorum in plantarum cellula observationes quaedam novae.

Verhandlungen der Kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. (Nova acta . . .)

Band 15. 1851. S. 395—460. 5 Tafeln. Die Entwickelungsgeschichte der Achlya prolifera.

Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg.

Jahrg. 17. 1875. S. 4*. Über die Absorptionsspektra der Chlorophyllfarbstoffe.

„ 18. 1876. S. IIIL*. Über Sprossung der Moosfrüchte.

„ 21. 1879. S. 121—122. Mikroskopische Photochemie.

Botanische Zeitung.

Jahrg. 9. 1851. S. 97—103, 113—120. 1 Tafel. Entwickelungsgeschichte des Stempels, des Samenträgers und der unbefruchteten Samenknospen von Mercurialis annua.

„ 11. 1853. S. 241—244. 1 Tafel. Notiz über die Schleuderer von Equisetum.

„ 13. 1855. S. 302—304. Erklärung.

„ 28. 1870. S. 265—272. Einige erläuternde Bemerkungen zu den Folgerungen aus seinen Beobachtungen über Schwärmsporen-Paarung.

„ 37. 1879. S. 789—797, 811—815. Über die Lichtwirkung und Chlorophyll-Funktion in der Pflanze. (Aus dem Monatsbericht d. Kgl. Ak. d. Wiss. zu Berlin 1879.)

„ 45. 1887. S. 200—204. Abwehr gegen Abwehr.

Jahrbücher für wissenschaftliche Botanik.

Bd. 1. 1858. S. 1—81. 6 Tafeln. Beiträge zur Morphologie und Systematik der Algen. 1) Morphologie der Oedogonien. — S. 284—306. 3 Tafeln. 2) Die Saprolegnieen. S. 189—192. 1 Tafel. Über das Austreten der Sporen von Sphaeria Scirpi aus ihren Schläuchen.

„ 2. 1860. S. 1—38. 6 Tafeln. Beiträge zur Morphologie und Systematik der Algen. 3) Die Coleochaeten. 4) S. 205—236. 4 Taf. Nachträge zur Morphologie der Saprolegnieen. S. 470—481. Nachtrag zur Kritik und Geschichte der Untersuchungen über das Algengeschlecht.

„ 3. 1863. S. 294—324. 5 Taf. Über die Vorkeime und die nacktfüssigen Zweige der Charen. S. 484—541. 6 Tafeln. Zur Morphologie der Salvinia natans.

„ 9. 1873/74. S. 191—234. 5 Tafeln. Weitere Nachträge zur Morphologie und Systematik der Saprolegnieen.

„ 11. 1878. S. 1—46. 2 Tafeln. Über Sprossung der Moosfrüchte und den Generationswechsel der Thallophyten.

„ 12. 1879/81. S. 288—437. 16 Taf. Über Lichtwirkung und Chlorophyllfunktion in der Pflanze.

„ 13. 1882. S. 337—488. Über Lichtwirkung und Chlorophyllfunktion in der Pflanze. Offenes Schreiben an die philosophische Fakultät der Universität Würzburg zur Abwehr.

„ 14. 1884. S. 111—131. Nachträgliche Bemerkungen zu dem Befruchtungsakte von Achlya.

„ 17. 1886. S. 162—206. 2 Taf. Über die Sauerstoffabgabe der Pflanzen im Mikrospektrum.

„ 19. 1888. S. 138—154. Über die Entstehung der Kalkincrustationen an Süsswasserpflanzen.

Stadion über Gentz.

Eine Mittheilung.

Von
AUGUST FOURNIER.

Der Bericht über das Jahr 1807 ist einer der kürzesten in den sogenannten Tagebüchern Friedrich von Gentz', gleichwohl nicht ohne Inhalt. Eine leidenschaftliche Schwärmerei für die Herzogin Jeanne von Kurland eröffnet den Reigen. Sie wird abgelöst von einer denkwürdigen Zusammenkunft mit dem Grafen Goetzen, dem heldenhaften Vertheidiger Schlesiens gegen die Franzosen und die Rheinbundstruppen, in Nachod, aus der eine Denkschrift resultirte, in welcher Gentz dem Minister des Äussern Grafen Stadion die Besetzung der schlesischen Festungen empfiehlt, wozu Preussen seine Zustimmung nicht verweigern würde*). Das Unternehmen erschien dem Wiener Hofe zu abenteuerlich; Österreich hätte Partei gegen Napoleon nehmen müssen, und dazu fehlten Muth und Kraft, wenn auch Kaiser Franz schon im October 1806 vorahnend gefürchtet hatte, „dass auf die letzt Frankreich und Russland gar über eine Theilung Europens unter ihrer Gewalt einig werden dürften", und obgleich sein Minister die entschiedenste Gegnerschaft wider Napoleon als Österreichs wichtigste Pflicht bezeichnete. Gentz, der als Kaiserl. Rath dem auswärtigen Amte zugetheilt war, lebte damals in Prag, denn in Wien wäre sein Aufenthalt zu kompromittirend erschienen. Er war trotz Austerlitz und Jena noch immer erfüllt von der Nothwendigkeit, alle Kräfte in Europa zu sammeln gegen den grossen Eroberer und unterhielt deshalb eifrigst seine Beziehungen zu Engländern und Russen, Beziehungen, die sich für

*) Diese Denkschrift ist von mir im Feuilleton der „Neuen freien Presse" im März 1882 auszugsweise veröffentlicht worden.

ihn in klingender Münze ausdrückten. „In der Zwischenzeit“ — sagt das Tagebuch — „hatte ich von Adair (dem englischen Botschafter) aus Wien 500 L. St. erhalten“. Und kurz darauf: „Am 14. Mai erhielt ich vom Fürsten Czartoryski aus Petersburg, ziemlich unerwartet, 500 Dukaten, und nicht lange nachher einen Brillanten-Ring, der ungefähr 400 Dukaten werth gewesen zu sein scheint“. Dazu kam Verkehr mit deutschen Malcontenten. „Eine Entrevue in Peterswalde mit Buol und Bose“, heisst es an einer andern Stelle.

Von alledem erhielt die Geheimpolizei in Böhmen Kenntniss, und Gentz wurde dem Oberstburggrafen, zu jener Zeit war es Graf Wallis, interessant und verdächtig zugleich. Er liess den genialen Publizisten genau beobachten und erfuhr, zumeist durch dessen Freund, den Polizeikommissär Eichler, bei dem derselbe in Prag wohnte, Genaues von jedem seiner Schritte: was in Nachod gesprochen worden war, was den Gegenstand der Unterredung in Peterswalde gebildet hatte, mit wem Gentz in Teplitz und Karlsbad, wo er den Sommer verbrachte, verkehrte u. dgl. m. So interessant war Gentz den politischen Behörden geworden, und so verdächtig erschien sein Benehmen, dass der Oberstburggraf sich an den Polizeiminister und dieser an den Minister des Äussern wandte, um „bestimmte Gesichtspunkte“, wie man es nannte, für die weitere geheime Beobachtung zu gewinnen.

Graf Stadion kannte Gentz von Berlin her, wo er ihn im Jahre 1802 für Österreich geworben hatte. Beide hatten in der Auffassung der politischen Lage Europas sich gefunden, und der Minister war nicht andern Sinnes geworden als dazumal der Botschafter gewesen war*). Nur der Zwang der Umstände legte ihm jetzt Rücksichten auf, die der Publizist nicht kennen wollte und nicht zu nehmen brauchte. Es ist deshalb von nicht geringem Interesse, zu erfahren, in welcher Weise Graf Stadion die von ihm geheischten Auskünfte gab. Sie sind namentlich dadurch von Bedeutung, dass sie Gentzens vielgerügte Käuflichkeit in ein milderes Licht rücken und seine Beziehungen zum Auslande als dem österreichischen Staatsinteresse nicht widerstreitend bezeichnen. Das betreffende Schriftstück lautet:

An
des K. K. Obersten Polizey-Hofstelle-Präsidenten
Freyherrn von Summeraw
Excellenz.

Um einen bestimmten Gesichtspunkt festzusetzen, nach welchem die Beobachtung des Kais. Raths v. Gentz eingerichtet werden müsste, ist es nöthig vors erste seine persönlichen Verhältnisse sowohl als seine Dienstverhältnisse gegen den allerhöchsten Hof festzustellen.

Der Rath Gentz war bis zum Jahre 1803 in Preussischen Diensten. Er gab sich aber schon damals sehr wenig mit seinen Berufsgeschäften ab, sondern verwandte seine litterarischen Talente für die Sache Englands und der damals gegen Frankreich interessirten Höfe, und genoss schon von dieser Zeit an eine Pension vom Englischen Hofe.

Als er in hiesige Dienste genommen ward, so war die Absicht nicht, ihm eine bestimmte Anstellung zu geben, sondern man wollte sich seine Feder zum Dienste des Wiener Hofes versichern. Er wurde als Rath mit 4000 fl. Besoldung ernannt, und man machte ihm keineswegs zur Pflicht, seinen übrigen Verhältnissen mit dem Auslande zu entsagen. Er war auf eine gewisse Art bloss von hieraus pensionirt, um auf zukünftige Fälle Dienste zu leisten.

*) Über die Anstellung Gentz' in Wien und Stadion's Antheil daran, habe ich in meinem Buche „Gentz und Cobenzl“. Geschichte der österr. Diplomatie von 1800—1805. S. 61 ff. ausführlich berichtet.

Der Zufall hat gewollt, dass eben seit dieser Zeit die Umstände sich so verwickelt haben, dass seine wirklich ausgezeichneten Talente nicht angewendet werden konnten. Dies änderte aber nichts in seinen Verhältnissen gegen den allerhöchsten Hof. Rath Gentz hat also wirklich mehrere Connexionen mit dem Auslande, sie sind aber dem Staate nicht gefährlich, sondern vielmehr im allgemeinen dem Sinne unserer eigenen Politik nicht entgegen.

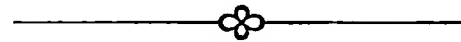
In seinem Karakter aber liegt viel Leichtsinn, Mangel an Lebensweisheit und dann und wann Uebereilung in seinem gewöhnlichen Betragen. Hiedurch ist es möglich, dass er Uns in gewissen kritischen Augenblicken durch einzelne Handlungen kompromittiren könnte, wenngleich seine Gesinnungen und Grundsätze keineswegs für Uns gefährlich sind.

Es ist also nothwendig, dass Gentz einer fortdauernden, aber nicht dass er einer ängstlichen Beobachtung unterworfen werde. Ich glaube sagen zu sollen, dass die Polizey ihm als Vormund dienen, ihn aber nicht als eine verdächtige Person behandeln sollte.

Auch in dem gegenwärtigen Falle scheint mir der Eifer des H. Grafen von Wallis etwas zu weit gegangen zu seyn, und da der Rath Eichler durch die zwey Rescripte des H. Oberstburggrafen etwas irre gemacht worden seyn dürfte, wäre es vielleicht nicht unplatzgreifend ihn in dem Sinne der gegenwärtigen Erläuterungen anzuweisen.

Die Communicaten folgen danknehmig zurück.

Wien, den 27. Juny 1807. Stadion.



Adresse der philosophischen Facultät der Universität Berlin an Gustav Freytag.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben den lauten Huldigungen Ihrer begeisterten Leser sich immer bescheiden entzogen. Darum begnügt sich auch unsere Facultät an dem Tage, da ihr die Freude wird, Ihnen das vor fünfzig Jahren ertheilte Doctor-Diplom zu erneuern, mit einem kurzen warmen Grusse.

Er gilt dem Dichter, der einst in Tagen verwilderten Geschmacks den Wohllaut und die Formenreinheit unserer classischen Dichtung zu erneuern, in Zeiten der Tendenz und der Parteisucht wieder Menschen von Fleisch und Blut aus der Fülle deutschen Lebens heraus zu schaffen wagte und seitdem den Deutschen das Vorbild eines denkenden Künstlers geblieben ist. Er gilt dem Historiker, der, schwere Forschung hinter lieblicher Hülle verbergend, sinnig wie kein zweiter den Werdegang des deutschen Gemüths durch die Jahrhunderte verfolgt hat. Er gilt dem Publicisten, der vielverkannt unter den Fahnen des schwarzen Adlers tapfer gefochten hat, bis Preussens Geschicke sich erfüllten.

Was Ihnen auf allen diesen Gebieten Ihres Schaffens an edlen Früchten herangereift ist, gehört der Nation.

Uns aber gestatten Sie noch ein Wort persönlichen Dankes. Sie haben uns unseren Beruf verklärt durch den anheimelnden Zauber Ihrer goldenen Laune. Sie wissen, wie viel Mühsal und Versuchung, wie viel Ruhm und Forscherglück um die einsame Lampe des Gelehrten webt; und wenn die Deutschen kommender Geschlechter aus Ihren Dichtungen dereinst lernen werden, wie den Söhnen des neunzehnten Jahrhunderts zu Muthe gewesen, so werden sie auch verstehen, warum es in unseren Tagen ein Stolz und eine Freude war, ein deutscher Professor zu sein.

Mögen Sie noch lange Jahre, uns zur Ehre, den deutschen Doctorhut tragen, der Ihnen so viel verdankt!

Berlin, 30. Juni 1888.

Die philosophische Facultät der Friedrich-Wilhelms-Universität.

Antwort des Herrn Dr. Gustav Freytag an den Decan.

Hochwohlgeborener Herr!
Hochverehrter Herr Decan!

Für die ehrenvolle Erneuerung meines Doctordiploms durch die philosophische Facultät der K. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, welche mir den 30. Juni zu einem Tage froher Erinnerung gemacht hat, sage ich Ihnen, hochverehrter Herr Decan, und der philosophischen Facultät grossen und innigen Dank.

Den grössten Dank aber Ihnen und unserer Facultät für die Adresse, mit welcher Sie mich beehrt haben. Die gütige Würdigung meiner Lebensarbeit durch die stolze, gelehrte Körperschaft, welcher eine Reihe unserer erlauchten Namen angehören, und der ich selbst in meiner Jugend die Anfänge gelehrten Wissens und die Ehrfurcht vor wissenschaftlichem Forschen verdanke, war für mich, den bejahrten Mann, weit mehr, als ein froher Gruss. Ihre feierliche Zuschrift ist mir ein Zeugniss meiner Standesgenossen, dass ich, nach dem Maasse meiner Kraft, redlich und nicht fruchtlos für das deutsche Volk gelebt habe. Ein ehrenvolleres Zeugniss giebt es nicht.

Sie, hochverehrte Herren, danken dem Dichter auch, dass er unternommen hat, die krause Art und den edlen Idealismus deutscher Professoren seiner Zeit in leichten Bildern abzuschildern. Manches davon mag schon der nächsten Folgezeit fremdartig erscheinen. Aber, liebe, hochverehrte Herren, so lange es ein deutsches Volksthum giebt, wird es auch deutsche Professoren geben, Männer, denen das eigene Leben wenig bedeutet im Dienste ihrer Wissenschaft; oft wird den Helden und Opfern unendlicher Arbeit ein kleiner Zopf im Nacken hängen, und immer, so vertraue ich, wird das Volk der Deutschen mit Neigung, Ehrfurcht und zuweilen mit guter Laune auf sie schauen.

In Hochachtung und Verehrung verharre ich Ihnen und der philosophischen Facultät dankbar ergeben

Siebleben 10. Juli 1888. Dr. Gustav Freytag.

Anm. d. H. Die Biographischen Blätter bescheiden sich einstweilen mit dem Abdruck des anmuthigen Briefwechsels zwischen der philosophischen Facultät der Berliner Hochschule und Gustav Freytag bei Gelegenheit seines Doctorjubiläums. Das letzte Wort über den Biographen von Karl Mathy, Otto Ludwig, Jacob Kaufmann, Wolf Baudissin, Kaiser Friedrich usw., der auch als Selbstbiograph nicht viele seinesgleichen hat, ist damit in diesen Blättern selbstverständlich noch lange nicht gesprochen.

ANZEIGE.

Christian Gottfried Ehrenberg, ein Vertreter deutscher Naturforschung im 19. Jahrhundert (1795—1876), nach seinen Reiseberichten, seinem Briefwechsel mit A. v. Humboldt, v. Chamisso, Darwin, v. Martius u. a., Familienaufzeichnungen, sowie anderem handschriftlichen Material; von Max Laue. Mit dem Bildniss Ehrenbergs in Kupferätzung. Berlin, Julius Springer, 1895. 8⁰. 287 Seiten.

Zu der vorliegenden Biographie Ehrenbergs von der Hand eines Familienmitgliedes aus der zweiten Generation hat die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages — am 19. April d. J. — den Anstoss gegeben. Ehrenberg hat in ungewöhnlichem Maasse den Rath Schillers befolgt: wer etwas Treffliches leisten will, hätt' gerne was Grosses geboren, der sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkte die höchste Kraft! Indem er die Welt der Infusorien und der ihnen verwandten Gebilde unermüdlich mit dem Mikroskop durchforschte, zog er nicht allein die Fülle der niederen Organismen an sich in ihrem

Formenreichthum ans Licht: er enthüllte zugleich die Bedeutung, welche „der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes“, wie er es in seinem wunderlich verschrobenen Deutsch nennt, für die Gesammterscheinung der irdischen Natur von frühen geologischen Epochen an bis heute zukommt. Ja noch mehr: er half dadurch überlieferte Wahnvorstellungen vom Werden und Wesen des Lebens überhaupt beseitigen und bahnte so der modernen Biologie entschieden den Weg; auch für die praktisch so wichtig gewordene Lehre von den Bakterien bildete seine Forschung eine theoretisch nothwendige Vorstufe. Eine so eigenthümliche, so ergebnissreiche wissenschaftliche Lebensarbeit verdiente gewiss eine besondere Betrachtung, die ihr denn auch bereits 1877, ein Jahr nach Ehrenbergs Tode, durch dessen Schwiegersohn, den Botaniker Hanstein, zutheil geworden ist. Einen Auszug aus dieser ausführlichen Darstellung gab derselbe Gelehrte sodann in dem betreffenden Artikel der Allgemeinen Deutschen Biographie, in dem Umfange, wie er dort für Gestalten zweiter Grösse vorgesehen ist. Schon aus diesen Veröffentlichungen konnte selbst der Fernstehende deutlich abnehmen, wie überaus schlicht Charakter und Treiben Ehrenbergs gewesen; sodass man im Publikum nach einer eingehenderen Schilderung seiner Lebensumstände schwerlich Verlangen trug. Auch Ehrenberg selber hätte eine solche vermuthlich nicht gewünscht: denn neben tiefer Bescheidenheit bethätigte er in dieser Hinsicht eine fast ängstliche Scheu: er allein unter den Freunden Humboldts verweigerte 1870 jegliche Einsicht in die von diesem empfangenen Briefe zum Nutzen der von Bruhns unternommenen wissenschaftlichen Biographie des grossen Kosmologen. Immerhin hätte er gegen ein so taktvolles Werk der Pietät, wie das vorliegende, vernünftigerweise nichts einwenden können.

Dr. Laue hat sich mit Recht nicht auf blosse Ergänzung der Darstellung Hansteins beschränkt; er bringt vielmehr, auf dessen Leistung gestützt, auch die wissenschaftlichen Bemühungen und Verdienste Ehrenbergs, soweit es gemeinverständlich geschehen konnte, von neuem zur Anschauung. Wir erhalten auf diese Weise das menschlich abgerundete Vollbild eines Gelehrtenlebens, das in seiner einfachen Lauterkeit jeden Leser ansprechen muss; nicht ohne Wehmuth fühlt man sich bei seinem Anblick in jene goldenen Tage unserer nationalen Geistesarbeit zurückversetzt, wo der Forscher, noch kaum von politischen, gar nicht von sozialen Sorgen bedrängt, seine Gedanken stillvergnügt in dies oder jenes Problem der reinen Erkenntniss versenken durfte. Auf der anderen Seite erwarte Niemand von dieser Lektüre starke Eindrücke geistiger oder gemüthlicher Art. Allgemeinere Ideen kommen, abgesehen von der Darwinschen Hypothese, welche Ehrenberg mit guten Gründen bekämpft hat, fast nirgend zur Sprache: mit Philosophie hat sich der emsige Mikroskopiker gleich den besten seiner Zeit- und Fachgenossen glücklicherweise nicht beschäftigt: seine gediegene Religion war ihm Privatsache des Herzens. Von seiner poetischen Empfindung ist zwar bei Dr. Laue häufig die Rede, ohne dass wir indess mit vielen Proben seiner vermeinten Dichtkunst behelligt würden. „Immer war's bisher der junge Morgen, dem ich meinen ersten Gruss vertraut; immer meines Tages erste Sorgen warest du, geliebte, holde Braut“ — Meistergesang von dieser Art erregt in der That keine weitere Wissbegier. Dass Ehrenberg zu den unbeholfensten Schriftstellern deutscher Nation gehörte — man bedenke z. B. den Titel einer Abhandlung von 1870: „über die wachsende Kenntniss des unsichtbaren Lebens als felsbildende Bacillarien in Kalifornien“ — das hätte sein Biograph, der selber eine gute, bequem lesbare Prosa schreibt, gerechterweise ausdrücklich hervorheben müssen. Aus dem Briefwechsel mit Humboldt, Chamisso, Darwin und Martius, den der Umschlag des Buches einladend zur Schau stellt, sollte man hiernach merkwürdigere Mittheilungen erwarten; allein er scheint dergleichen nicht enthalten zu haben. Anekdotenhafte Züge von harmloser Natur begegnen hie und da; besonders gestaltete Schicksale wird man, von der grossen Südreise abgesehen, nicht antreffen. Allerdings hat der Verfasser den ersten Abschnitt, der die jugendliche Entwicklung seines Helden umspannt, mit der Überschrift „Lernen und Leiden“ versehen; aber das Leiden besteht, wie man enttäuscht und beruhigt zugleich erfährt, doch nur darin, dass der junge Ehrenberg eine Zeitlang wider seine Neigung Theologie treiben muss, dass er beinah zum Militärdienst herangezogen wäre,

dass der Vater sich vorübergehend verstimmt zeigt, weil der Sohn die statt der Theologie erwählte Medizin auch bloss als Hülfsfach neben der Naturwissenschaft betrachtet und behandelt — wie man sieht: von Tragik weit entfernt!

Anders steht es mit dem zweiten, „Wandern und Werden" überschriebenen Abschnitt, der die ihrer Zeit berühmte fünfjährige Forschungsreise Ehrenbergs in die Nillande und das rothe Meer, zum Sinai und Libanon, auf hundert Seiten anziehend darstellt. Wie er äusserlich mehr als ein Drittel des Buches umfasst, so liegt auch innerlich in ihm der Kern der Laueschen Publikation. Hier erhält man neue Aufklärung aus unbekannten Akten, hier erhebt sich der Gegenstand selbst zu wahrhaft biographischem Interesse: an wirklichen Leiden, eigenthümlichen Erlebnissen überhaupt ist hier kein Mangel. Denn niemals vielleicht ist ein ähnliches Unternehmen auf eine so ununterbrochene Kette von schwerstem Missgeschick gestossen, dem gegenüber die ruhige Thatkraft des Reisenden desto rühmlicher hervortritt. Minder vorbildlich erscheint dessen Verhalten hernach bei der Verwerthung der gewonnenen Ergebnisse; Laue's umsichtig entschuldigende Erörterung löscht doch den Eindruck nicht aus, als habe sich Ehrenberg dabei durch äussere Schwierigkeiten zu leicht entmuthigen, durch innere Vorliebe für andere Arbeiten von einer wissenschaftlichen Verpflichtung ablenken lassen. Dass er sodann über den Ertrag seiner zweiten, mit Humboldt und Rose nach Sibirien unternommenen Reise, Beobachtungen über „das kleinste Leben" ausgenommen, seinerseits so gut wie nichts publizirte, hat man ihm in betheiligten Kreisen oft genug verdacht. Die Erklärung liegt in der zunehmenden, freilich höchst fruchtbaren Einseitigkeit seiner späteren Jahre: auch sein geistiges Auge erblickte die Welt mehr und mehr allein im Gesichtsfelde des Mikroskops.

Seinem im besten Sinne populär gehaltenen Text hat Dr. Laue gewissenhaft gegen 400 belegende Anmerkungen beigegeben, in denen sogar so äusserliche Kleinigkeiten, wie die Tagesdaten der Patente zu den an Ehrenberg verliehenen Orden, nicht vergessen sind. Ausserdem folgt ein Schriftenverzeichniss, das, da jede akademische Mittheilung darin gebucht wird, nicht weniger als 24 Seiten füllt; es wäre wohl ehedem in dem Werke Hansteins besser am Platze gewesen, als gerade in dieser, dem persönlichen Dasein gewidmeten Biographie. Geringe Irrthümer wird der Kenner der benutzten Litteratur gelegentlich wahrnehmen. So war der Leipziger Professor, der S. 17 nach dem Vorgange Ranke's spöttisch geschildert wird, kein „Gottesmann" auf dem Katheder, wie Laue meint, sondern der Historiker Wieland: ihm darf man es also nicht zur Last legen, wenn der junge Ehrenberg am theologischen Studium keinen Geschmack fand. Dass S. 20 in einem Briefe Ehrenbergs nicht „indische", sondern „irdische Silberlinge" zu lesen ist, erhellt aus dem Sinn der Stelle. Doch genug davon! Denn die litterarische Kritik hat nicht nöthig, mit dem Mikroskop nach biographischen Infusorien zu spähen. Im ganzen darf man die Arbeit Laue's, die sich selbst bescheiden nicht als bedeutende Erscheinung giebt, als ihrem Zwecke durchaus angemessen bezeichnen. *a/D.*

Biographische Bibliographie 1894.

Zusammengestellt von VICTOR HANTZSCH (Dresden).

I. Deutschland.

Juli bis Dezember 1894.

Lorenz, P., Joh. Baptist **v. Albertini.** E. Lebensbild. Diss. VIII, 89. Graz, Hitz.

Memorabilia **Alexandri Magni** et aliorum virorum illustrium. Hsg. v. K. Schmidt u. O. Gehlen. 6. A. IX, 98. Wien, Hölder.

Notovitch, N., **Alexander III.** u. s. Umgebung. Übertr. v. Oskar Marschall von Bieberstein. VII, 244. Lpz., Schmidt & G.

Gebert, F., Bartholomäus **Albrecht.** Der Nürnberger Münzer und Erzkäufer. 38. Nürnb., Schrag.

Wehofer, M., Die **Apostel Chinas.** Der sel. Bischof Petrus Sanz u. s. Gefährten. 155. Wien, Herder.

Hertzog, A., D. h. Franz **v. Assisi,** der Gründer des Franziskanerordens. 14. Zabern, Fuchs.

Augustinus, A., Confessionum libri XIII. 389. Regensb., Verlagsanst.

Kaufmann, D., Z. Gesch. jüdischer Familien. II. R. Jair Chajjim **Bacharach** u. s. Ahnen. VIII, 139. Trier, Mayer.

Elsberg, A., v., Die Blutgräfin Elisabeth **Bathory.** E. Sitten- u. Charakterbild. 204. Bresl., Schottländer.

Behr, U. Graf, Urkunden u. Forschungen z. Gesch. d. Geschlechts **Behr.** XI, 133. Berl., Stargardt.

Allg. deutsche **Biographie.** Lfg. 182—86. Lpz., Duncker u. H.

Blum, H., Fürst **Bismarck** u. s. Zeit. E. Biogr. f. d. deutsche Volk. 2. Halbbd. München, Beck.

Bülow, W. v., Neue **Bismarck**-Erinnerungen. V, 311. Berl., Steinitz.

Sutter, C., A. Leben u. Schrr. d. Magisters **Boncompagno.** E. Beitr. z. ital. Kulturgesch. d. 13. Jh. V, 128. Freib., Mohr.

Willibaldus, vita s. **Bonifatii.** Hsg. v. A. Nürnberger. 69. Bresl., Müller u. Seiffert.

Suetonius Tranquillus, C., D. Leben d. Cajus Cäsar **Caligula.** A. d. Lat. übers. u. m. Anm. vers. v. J. Dietze. XVI, 56. Lpz., Milde.

Arnold, F., **Cäsarius** v. Arelate u. d. gallische Kirche s. Zeit. XII, 607. Lpz., Hinrichs.

Caspari, Karl Heinrich. E. Lebensbild. 70. Stg., Steinkopf.

Gensel, W., Joh. Fr. v. **Cronegk,** s. Leben u. s. Schriften. VII, 106. Lpz., Hinrichs.

Dahn, F., Erinnerungen. 4. Bd. 612. Lpz., Breitkopf & Härtel.

Favrot, A., Etude sur Casimir **Delavigne.** 89. Bern, Körber.

Herbert, L., Heinr. **Dorie,** ein korean. Märtyrer. A. d. Engl. v. R. Hubert. 109. Steyl, Missionsdr.

Knackfuss, H., **Dürer** u. Holbein d. Jüngere. 76. Bielef., Velh. & Klasing.

Gerstenbergk, J. v., Anna v. **Eichel,** die Stifterin d. Diakonissenhauses z. Eisenach. E. Lebensbild. Eisenach, Wilckens.

Cramer, W., Leben d. h. **Elisabeth** von Thüringen. 2. A. 200. Paderb., Bonifaciusdr.

Beyer, C., D. Vorkämpfer deutscher Grösse Herzog **Ernst II.** E. biogr. Volksbuch. XII, 158. Berl., Siegismund.

Ernsthausen, E. v., Erinnerungen e. Preuss. Beamten. V, 432. Bielef., Velh. & Klasing.

Allgeyer, J., Anselm **Feuerbach.** S. Leben u. s. Kunst. XIV, 432. Bamb., Buchner.

Michaelis, W., Charles G. **Finney,** s. Leben u. s. Wirken. 2. A. 24. Bonn, Schergens.

Ilg, A., die **Fischer** v. Erlach. XIII, 819. Wien, Konegen.

Kugler, F., Gesch. **Friedrich d. Gr.** 4. A. Lpz., Mendelssohn.

Rogge, B., **Friedrich III.,** deutscher Kaiser u. K. v. Preussen. E. Lebensbild. 3. A. 159. Lpz., Hirt.

Münz, B., Jakob **Frohschammer,** d. Philosoph d. Weltphantasie. 113. Bresl., Schles. Buchdr.

Tschirch, O., Tägl. Aufzeichnungen des Pfarrherrn Joachim **Geräus** in Sorau und Brandenburg a. d. J. 1617—32. 98. Brandenburg, Häckert.

Leimbach, C., Emanuel **Geibels** Leben, Werke u. Bedeutung f. d. deutsche Volk. 2. A. VI, 344. Wolfb., Zwissler.

Gerhardt, D. v. (G. v. Amyntor), Das Skizzenbuch m. Lebens. T. I. 2. A. 306. Breslau, Schles. Buchdr.

Runge, M., Ludwig **Giesebrecht** u. Carl Loewe. 34. Berl., Duncker.

Buchner, W., **Gneisenau.** E. Lebensbild. 2. A., III, 119. Lahr, Schauenburg.

Delbrück, H., D. Leben d. Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. **Gneisenau.** 2 Bde. 2. A. XIV, 212, IV, 371. Berl., Walther.

Gneisenau, Graf N. v., Briefe an Dr. Joh. Blasius Sieglong. Hsg. v. A. Pick. 88. Erfurt, Villaret.

Meyer, Rich. M., **Goethe.** Preisgekr. Arbeit. (Geisteshelden. [Führende Geister.] Bd. 13—15.) XXXI, 628. Berl., Ernst Hofmann & Co.

Hartleben, E., **Goethe**-Brevier. Goethes Leben u. s. Gedichte. XVI, 408. München, Ackermann.

Weissenfels, R., **Goethe** im Sturm u. Drang. XV, 519. Halle, Niemeyer.

Lange, E., Franz **Grillparzer.** Sein Leben, Denken und Dichten. VI, 168. Gütersloh, Bertelsmann.

Geiger, L., Karoline v. **Günderode** u. ihre Freunde. 193. Stg., deutsche Verlagsanst.

W. B. v. **Guenther.** Ein Lebensbild. 18. Posen, Jolowicz.

Gustav Adolf, K. v. Schweden. (Kathol. Flugschrr. z. Wehr u. Lehr. H. 85.) 64. Berl., Germania.

Jordan, R., u. Totzke, A., **Gustav Adolf.** VII, 96. Neuwied, Heuser.

Fischer, G., **Gustav Adolf** od. „Jeder Zoll ein König." 48. Herb., Colportageverein.

Rechöhl, P., **Gustav Adolf,** e. Christ u. Held. 32. Essl., Lung.

Rogge, **Gustav Adolf**-Büchlein. 2. A. 96. Wittenb., Herrosé.

Rogge, **Gustav Adolf,** Deutschlands Erretter — nicht Eroberer. 26. Dresd., G.-A.-Verlag.

Saget, P., u. Stein, E., **Gustav Adolf,** Deutschlands Eroberer — nicht Erretter. 110. Osnab., Wehberg.

Sparfeld, **Gustav Adolf,** König v. Schweden. 481. Lpz., Friese.

Thoma, A., D. Leben **Gustav Adolfs** fürs deutsche Volk. 110. Karlsr., Reiff.

Berger, L., Der alte **Harkort.** E. westfäl. Lebens- u. Zeitbild. 3. Aufl. XVI, 650. Lpz., Bädeker.

Schiemann, Th., Viktor **Hehn.** E. Lebensbild. VII, 348. Stg., Cotta.

Maurer, J., **Tiroler Helden.** 117. Münster, Russell.
Engelmann, Th., Gedächtnissrede auf Hermann **v. Helmholtz.** 34. Lpz., Engelm.
Kühnemann, E., **Herders** Leben. XIX, 414. München, Beck.
Peiser, K., Joh. Adam **Hiller.** E. Beitr. z. Musikgesch. d. 18. Jahrh. 137. Lpz., Hug.
Sauer, A., Friedr. **Hölderlin.** (Samml. gemeinnütziger Vortr., H. 189.) 19. Prag, Härpfer.
Bauchinger, M., Der sel. Clemens M. **Hofbauer.** E. Lebensbild. 3. A. XIII, 904. Wien, Norbertus.
Ellinger, G., E. T. A. **Hoffmann.** S. Leben u. s. Werke. XII, 230. Hamb., Voss.
Steinhäuser, W., D. Abenteuer e. deutsch. Orgel-Virtuosen. Aus Joseph Maria **Hemeyers** Leben. 265. Mühlh., Andres.
Pastor, L., Johs. **Janssen.** E. Lebensbild. VIII, 152. Freiburg, Herder.
Haffter, E., Georg **Jenatsch.** IV, 178. Chur, Hitz.
Obert, F., Therese **Jikeli.** Umrisse z. d. Lebensbild e. sächs. Frau. 21. Hermannstadt, Krafft.
Norrenberg, P., D. h. **Irmgardis** v. Süchteln. VI, 64. Bonn, Hanstein.
Warschauer, A., D. Posener Goldschmiedfamilie **Kampe.** 26. Posen, Jolowicz.
Schäffer, G., Ad. **Kolping,** d. Gesellenvater. E. Lebensbild. VIII, 336. Paderb., Schöningh.
Degenkolb, H., Johs. Emil **Kuntze.** 11. Lpz., Rossberg.
Lagarde, A. de, Paul **de Lagarde.** Erinner. a. s. Leben. 191. Gött., Dieterich.
Ellisen, A., Friedr. Albert **Lange.** Eine Lebensbeschreibung. 271. Lpz., Baedeker.
Rügamer, P., **Leontius v. Byzanz,** e. Polemiker a. d. Zeitalter Justinians. VIII, 176. Würzb., Göbel.
Helmes, W., D. ehrw. Diener Gottes Franz M. P. **Libermann.** 30. Münster, Schöningh.
Ludwich, A., Ausgewählte Briefe von u. an Chr. A. **Lobeck** u. K. Lehrs, nebst Tagebuchnotizen. XII, 1049. Lpz., Duncker & Humbl.
Meer, A., Domherr Dr. Franz **Lorinser.** E. Lebensbild. 76. Bresl., Aderholz.
Forster, M., **Ludwig,** kgl. Prinz v. Bayern. 96. München, Pohl.
Berger, Arnold E., Martin **Luther** in kulturgeschichtl. Darstell. I. Th.: 1483—1525. (Geisteshelden [Führende Geister]. Bd. 16—17). XXII, 506. Berl., E. Hofmann & Co. Dazu: ders., Die Kulturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie. VIII, 300. Berl., E. Hofmann & Co.
Fey, C., Trierer **Lutherstudien.** E. Beleucht. d. neuesten röm. Angriffe gegen Luther. Lpz., Braun.
Lösche, G., Johs. **Mathesius.** E. Lebens- u. Sittenbild a. d. Reformationszeit. XXI, 639. Gotha, Perthes.
Amelung, K., M. Johs. **Mathesius,** e. luth. Pfarrherr d. 16. Jahrh. VIII, 284. Gütersloh, Bertelsmann.
Back, S., R. **Meir ben Baruch** aus Rotenburg. S. Leben u. Wirken, s. Schicksale u. Schrr. VII, 112. Frankfurt, Kauffmann.
Kraus, E., Friedr. **Meyer,** Pfarrer u. Rektor d. Diakonissen in Neuendettelsau. E. Lebensbild. IV, 350. Gütersloh, Bertelsmann.
Grimm, H., Leben **Michelangelos.** 2 Bde. 7. A. VIII, 470. IV, 474. Berl., Besser.
Friedrich, J., Johann Adam **Möhler,** der Symboliker. V, 139. München, Beck.
Krauss, R., Ed. **Mörike** als Gelegenheitsdichter. A. s. alltägl. Leben. XI, 188. Stg., Deutsche Verlagsanstalt.
Morus, Th., Lordkanzler v. England. E. kl. Lebensb. d. gr. Mannes, gezeichn. v. e. Priester d. Erzdiözese Köln. 97. Steyl, Missionsdr.
Suttner, G. v., Daniel Ritter **v. Moser,** Georg **v. Gertner.** E. Beitr. z. Geschichte Wiens im 17. Jahrh. 25. Wien, Gerold.
Schulz, R., Peter **v. Murrhone** (Papst Cölestin V.). Diss. 48. Berl., Weber.
Hérisson, M. v., Der kaiserliche Prinz **(Napoleon IV.).** XVI, 518. Augsb., Reichel.
Natorp, O., Ludwig **Natorp.** VII, 259. Stg., Bibelanst.
Duruy, V., **Nero** in Wort u. Bild. A. d. Frz. v. G. Hertzberg. 106. Lpz., Schmidt & Günther.
Türck, H., Fr. **Nietzsche** u. s. philosoph. Irrwege. 72. Jena, Mauke.
Khull, F., D. Leben König **Olafs** d. Heiligen. 156. Graz, Styria.
Ompteda, L. v., Irrfahrten u. Abenteuer e. mittelstaatl. Diplomaten. XIV, 435. Lpz., Hirzel.
Herbord, Leben des Bischofs **Otto** v. Bamberg. Deutsch v. H. Prutz (Geschichtschreiber d. deutschen Vorzeit. Bd. 55). XVI, 200. Lpz., Dyk.
Hartmann, F., Theophrastus **Paracelsus** als Mystiker. III, 55. Lpz., Friedrich.
Trusea, M., Maria Edle **v. Petzeln.** E. Beitr. z. Litteraturgesch. Österr. 87. Wien, Kirsch.
Boll, F., Studien über **Claudius Ptolemäus.** 198. Lpz., Teubner.
Pietsch, L., Wie ich Schriftsteller geworden bin. Bd. 2. 430. Berl., Fontane.
Putlitz, E. zu, Gustav **zu Putlitz.** Ein Lebensbild. Th. 1. III, 332. Berl., Duncker.
Knackfuss, H., **Raffael.** 112. Bielefeld, Velhagen & Klasing.
Miklau, J., Franz II. **Rákóczy.** E. Lebens- u. Charakterbild. Progr. 48. Brünn, Knauthe.
Knackfuss, H., **Rembrandt.** 160. Bielef., Velhagen & Klasing.
Reutern, Gerhard v., E. Lebensbild, dargestellt v. s. Kindern. VI, 176. Petersb.
Katscher, L., Hermann **Rolletts** Leben u. Werke. 47. Wien, Perles.
Rogge, J., Gedächtniss des Hrn. D. **Wilhelm.** 22. Altenb., Bonde.
Römheld, F., Carl Julius **Römheld.** Eine Lebensbeschr. VI, 94. Stg., Greiner & Pfeiff

Rosegger, P., Gedenkschrift a. d. 50. Geburtstag. 111. Graz, Leykam.
Roy, B., Kind, Jüngling, Mann. Selbsterlebtes aus Kriegs- u. Friedenszeiten. XVI, 363. Berl., Liebel.
Amerlan, F., Hans **Sachs.** Ein Lebensbild. 16. Nürnb., Raw.
Mummenhoff, E., Hans **Sachs.** Z. 400jähr. Geburtsjub. d. Dichters. 142. Nürnb., Korn.
Strefel, L., Hans **Sachs**-Forschungen. VII, 471. Nürnb., Raw.
Suphan, B., Hans **Sachs** in Weimar. 44. Weimar, Böhlau.
Buchner, W., **Scharnhorst.** Ein Lebensbild. 2. A. III, 111. Lahr, Schauenburg.
Fischer, K., Fr. Wilh. Joseph **Schelling** (Gesch. d. neueren Philosophie. Bd. 6). 400. Heidelb., Winter.
Wychgram, J., **Schiller.** Dem deutschen Volke dargest. Bielef., Velhagen & Klasing.
Schlesinger, C., Grosse Männer e. grossen Zeit **(Mallinckrodt, Windthorst, Frankenstein, Reichensperger).** 281. Münster, Russell.
Arneth, A. v., Anton Ritter **v. Schmerling.** Episoden a. s. Leben. XVI, 343. Wien u. Prag, Tempsky.
Bendel, J., Dr. Franz **Schmeykal.** Ein Gedenkblatt. 16. Prag, Härpfer.
Schmeykal, F., E. Gedenkschrift. 147. Prag, Kuh.
Solger, H., **Schubart,** d. Gefangene auf Hohenasperg. E. Bild s. Lebens u. Wirk. 56. Bamb., Handelsdr.
Ehrhard, Eulogius **Schneider,** s. Leben u. s. Schriften. XVI, 223. Strassb., Herder.
Bähr, K., Gespräche u. Briefwechsel m. Arthur **Schopenhauer.** XVI, 90. Lpz., Brockhaus.
Schweinichen, H. v., Merkbuch, herausgegeb. v. K. Wutke, XXXVIII, 273. Berlin, Stargardt.
Schindler, K., Baron Albert **v. Seld,** ein treuer Königs- u. wahrer Volksfreund. Ein Lebensb. VII, 293. Basel, Jaeger & Kober.
Spörr, M., Lebensbilder a. d. **Samariterorden.** B. 3. V, 656. Innsbr., Vereinsbuchh.
Pisko, J., **Skanderbeg.** Histor. Studie. 162. Wien, Frick.
Hirschmann, A., D. h. **Sola.** Ein histor. Versuch. 84. Ingolst., Ganghofer.
Spies, Hermine. E. Gedenkbuch f. ihre Freunde v. ihrer Schwester. VII, 300. Stg., Göschen.
Neubauer, Fr., Freiherr **v. Stein.** Preisgekr. Arbeit. (Geisteshelden [Führende Geister]. [Doppel-] Bd. 12). VII, 204. Berl., Ernst Hofmann & Co.
Wilhelmi, H., Maurice Reinhold **v. Stern,** ein sozialdemokrat. Dichter. 26. Gütersloh, Bertelsmann.
Blennerhasset, L., **Talleyrand.** E. Studie. VII, 572. Berl., Gebr. Paetel.
Dümmler, E., Üb. Leben u. Schrr. d. Mönches **Theodorich v. Amorbach.** 38. Berl., Reimer.
Petersdorff, H. v., General Joh. Ad. Frhr. **v. Thielmann.** E. Charakterbild a. d. napoleon. Zeit. XVI, 352. Lpz., Hirzel.
Landsberg, E., Zur Biogr. von Christian **Thomasius.** 36. Bonn, Cohen.
Tümpling, W. v., Gesch. d. Geschlechtes **v. Tümpling.** 3. Bd. VI, 385, 42, 167. Weimar, Böhlau.
Wattendorff, **Walther v. d. Vogelweide** (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. Bd. 15, Heft 6). 32. Frankf., Fösser.
Voss, M., Gräfin v., 69 Jahre am preuss. Hofe. 6. A. 440. Lpz., Duncker & Humblot.
Wagner, R., Briefe an August Röckel. Eingeführt durch La Mara. VIII, 84. Lpz., Breitkopf & Härtel.
Wagner, R., Echte Briefe an Ferd. Praeger. Kritik d. Praegerschen Veröffentlichungen v. Houston Stewart Chamberlain. Vorwort von Hans v. Wolzogen. IX, 124. Bayr., Grau.
Wagner, R., 15 Briefe. Herausgegebeu von Eliza Wille. 163. Berl., Gebr. Paetel.
Keiter, H., Fr. W. **Weber,** der Dichter von „Dreizehnlinden". Eine Studie. 4. A. 64. Paderb., Schöningh.
Firnstein, J., St. **Wolfgang,** Bischof v. Regensburg. IV, 80. Regensb., Verlagsanst.
Mehler, B., D. h. **Wolfgang** in Wort und Bild. IV, 108. Regensb., Pustet.
Mehler, D. hl. **Wolfgang,** Bischof v. Regensburg. XIV, 416. Regensb., Pustet.
Maurer, J., Anton **Wolfrade,** Fürstbischof v. Wien u. Abt d. Benediktinerstifts Kremsmünster. 3. Abt. 80. Wien, Hölder.
Truxer, M., Hedwig **Wolf.** E. litt. Frauengestalt Österreichs. 81. Wien, Selbstverl.
Voretsch, M., Zur Erinnerung an Prof. Dr. Karl Eduard **Zetsche.** 24. Altenb., Selbstverl.
Zender, P., Joh. Ambrosius **Zobel,** Priester d. Redemptoristenordens. Ein Lebensbild. 2. A. 255. Dülmen, Laumann.
Wernly, R., Vater Heinrich **Zschokke.** E. Lebens- u. Charakterb. 67. Aarau, Sauerländ.
Stähelin, A., Huldreich **Zwingli.** S. Leben u. Wirken nach den Quellen dargestellt. Bd. 1. VIII, 256. Basel, Schwabe.

Aus dem Stammbuch eines Biographen.

II.

„Ce n'est qu'en laissant s'écouler un long espace de temps que l'on arrive à connaitre à fond la personne qu'on étudie." C'est ce que dit le poëte persan Sé'édi (vulgairement Sadi) dans le Boustan, poëme traduit par M. J. B. Nicolas, 1869, p. 31.

Les cahiers de Sainte-Beuve.

So schön die Biographieen Plutarchs sind, so leuchtet doch häufig eine derbe Pedanterie durch. Nebst dem, dass er in den Geist der Sagengeschichte durchaus nicht einzugehen vermag, leuchtet dieser Fehler am deutlichsten aus den den Lebensbeschreibungen beigefügten Vergleichungen hervor. Das Gewöhnliche lässt sich wohl und leicht vergleichen, aber grosse Männer interessiren gerade durch ihre Eigenthümlichkeit und man tödtet gar zu leicht den Geist ihrer Handlungen, wenn man die Leiber derselben nach Zoll und Fuss gegen einander abschätzen will . . . Grillparzer: Stoffe und Charaktere.

Der Mann und das Volk! In dem unaufhörlichen Einwirken des Einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den Einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielseitiger und origineller die Individuen ihre Menschenkraft entwickeln, desto mehr vermögen sie zum besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluss ist, welchen das Leben des Volkes auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes.

Gustav Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Wie ich es nehme, ist die allgemeine Geschichte die Geschichte dessen, was die Menschen in der Welt vollbracht haben, im Grunde die Geschichte der grossen Menschen, die hier wirksam gewesen sind. Sie waren die Führer der Menschen, diese Grossen; die Bildner, Muster und in einem weiten Sinne die Schöpfer von Allem, was die Gesammtheit der Menschen überhaupt zu Stande gebracht hat. Alles, was wir in der Welt fertig da stehen sehen, ist eigentlich das äussere leibliche Ergebniss, die thatsächliche Verwirklichung und Verkörperung von Gedanken, welche den in die Welt gesandten grossen Menschen inne wohnten: die Seele der ganzen Weltgeschichte, so dürfte man füglich annehmen, wäre die Geschichte Dieser. Carlyle: über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte.

Bei den Hottentotten ist nicht einmal Napoleon berühmt.

Marie v. Ebner-Eschenbach: Aphorismen.

Chor der Todten.

Wir Todten, wir Todten sind grössere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Thaten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

Conrad Ferdinand Meyer: Gedichte (VIII. Genie).

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.

Gneisenau.

Ein Vortrag,

in Strassburg gehalten von

C. VARRENTRAPP.

Goethe hat einmal zu Eckermann gesagt, erst die Kriege Napoleons hätten jene Caesars recht aufgeschlossen; noch bestimmter wird man hier und heute betonen dürfen, dass unser Verständniss für die Siege Napoleons und noch mehr für die Siege über ihn erhöht ist, seit wir selbst wieder erlebt haben, was Krieg und Sieg bedeutet, seit wir hier erfüllt sehen, wonach auch die Helden der Befreiungskriege strebten, was durch sie vorbereitet wurde. Gewiss nur bei oberflächlicher Betrachtung könnte man meinen, ihre Thaten seien in den Schatten gestellt durch den Glanz der Siege von 1870; gerade wer diese recht würdigen will, wird in ihnen einen neuen Antrieb sehen, sich die Zeit zu vergegenwärtigen, in der das Heersystem geschaffen und der Geist erweckt ist, durch die auch jene Siege ermöglicht sind; klarer und anschaulicher treten bei einer Betrachtung beider Zeiten uns die Eigenthümlichkeiten einer jeden von ihnen und ihrer führenden Männer vor die Seele. Dass unter ihnen dem Vertheidiger Kolbergs, der dann zusammen mit Scharnhorst die Waffen zum Kampf der Befreiung geschmiedet und zusammen mit Blücher sie siegreich geführt hat, eine der ersten Stellen gebührt, ist seit lange namentlich durch die Gedichte Arndts und Schenkendorfs den weitesten Kreisen verkündet; das hierdurch für ihn erregte Interesse zu befriedigen, einen genaueren Einblick in sein Thun und Wesen zu gewinnen, ist aber erst durch neuere Publikationen ermöglicht, und der Reiz, mit ihnen sich zu beschäftigen, ist noch gesteigert, seit nun auch über seinen grossen Nachfolger, seit über Moltke seine nach seinem Tode veröffentlichten Schriften und Briefe uns genaue Aufklärung gebracht haben. Ein bedeutender Mitarbeiter Moltkes in den letzten grossen Kriegen, der nach ihnen eben hierher nach Strassburg an die Spitze des XV. Corps berufen wurde, General Fransecky, hat zuerst, schon 1856 den Anfang einer wissenschaftlichen Biographie von Gneisenau erscheinen lassen. Dass er seine sorgfältige und anziehende Arbeit nur bis zum Kriege von 1806 herabführte, erklärt sich mit daraus, dass Gneisenaus Familie die von ihr gesammelten Materialien nicht ihm, sondern dem Biographen Steins, G. H. Pertz, übergeben hat; in fünf starken Bänden sind daraus von diesem und nach seinem Tode von Hans Delbrück wichtige Mittheilungen über Gneisenau und seine Zeit veröffentlicht; das Bedeutsamste aus ihnen hat Delbrück 1882 in einer kleinen zweibändigen Ausgabe der Gneisenau-Biographie zusammengestellt und hier zuerst eine einheitliche wissenschaftliche Darstellung des Lebens

und Wirkens Gneisenaus geliefert, in welcher scharfsinnig die grossen Probleme der politischen und namentlich der militärischen Geschichte seiner Zeit erörtert sind. Aber keineswegs ist mit diesem anregenden Buch die Forschung über Gneisenau abgeschlossen; wie über seine Zeit sind auch über seine persönliche Thätigkeit uns neue wichtige Aufklärungen geworden; besondere Verdienste hat auch um ihre genauere Erkenntniss sich der Biograph Scharnhorsts Max Lehmann erworben, und die Ergebnisse der von ihm und Anderen angestellten Forschungen hat dann Delbrück in der zweiten Auflage seines Werkes verwerthet, die eben in dem letzten Winter erschienen ist. Auch bei der einschneidenden Neubearbeitung seines Buches kam es Delbrück vor Allem darauf an, die allgemeinen Weltverhältnisse, in die seines Helden Leben und Wirken verflochten ist, und seine Strategie verständlich zu machen; nicht die Grossthaten des Feldherrn, sondern die Entwickelung und die ethische Bedeutung des Menschen kurz zu schildern, hatte ich in einem populären Vortrag versucht, den ich 1892 in Strassburg hielt; weil ich in ihm die für die biographische Würdigung wichtigsten Punkte besonders betonte, glaubte ich einer freundlichen Aufforderung des Herausgebers dieser Blätter folgen und ihn ihren Lesern vorlegen, dadurch auch sie auf die erwähnte neue wichtige Bereicherung unserer biographischen Litteratur hinweisen zu dürfen[1]).

Dass der Erinnerung werth ist nicht bloss, was Gneisenau that, noch mehr, was er war, das hat schon vor einem halben Jahrhundert Ernst Moritz Arndt betont, als er seinen Schriften für seine lieben Deutschen einen Aufsatz über ihn einfügte. Gneisenau hatte, als Arndt ihn kennen lernte, schon die Fünfzig überschritten; aber er war, wie Arndt sagt, „in Haltung, Schritt und Geberde einem Dreissiger ähnlich. Sein Bau war stattlich und seine Glieder löwenartig; er stand und schritt wie ein geborener Held. Diesen Leib kräftigsten Wuchses, etwas über Mittellänge, krönte ein prächtiger Kopf: eine offene breite heitere Stirn, volles dunkles Haupthaar, schönste grosse blaue Augen, die eben so freundlich als trotzig blicken und blitzen konnten, Ausdruck von Männlichkeit und Schönheit in allen Zügen“. Was Arndt am meisten auffiel, war, wie in den leichtesten beweglichen Wechseln sich alle Gefühle und Stimmungen der Liebe und des Zornes, der Freude und des Unmuths auf dem Antlitz spiegelten und wie doch bei gewaltigem Ungestüm und unendlicher Beweglichkeit Gneisenau seine Triebe zu meistern wusste. Welche Gedanken und Sorgen diesen erfüllten, als

[1]) In zwei Bänden ist diese zweite nach den Ergebnissen der neueren Forschungen umgearbeitete Auflage des Lebens des Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. Gneisenau von Hans Delbrück, Berlin 1894, im Verlage von Hermann Walther, veröffentlicht. Seite V bis VIII des ersten Bandes ist hier auch ein Verzeichniss der seit dem Jahre 1882 erschienenen und für die neue Bearbeitung herangezogenen Schriften abgedruckt. Auf einige von Delbrück nicht berücksichtigte Schriften ist in den nachfolgenden Anmerkungen hingewiesen.

1812 Arndt ihn sah, wie verschiedenartige Eindrücke er erfahren und wie er unter diesen an seiner eigenen Bildung gearbeitet hatte, darüber können wir heute mehr, als Arndt wusste, aus den uns neu erschlossenen Quellen entnehmen. Was lehren sie uns zunächst über sein Werden?

Allerdings nicht soviel als wir wünschten; aber doch genug, um zu bestätigen, was Gneisenau später selbst hervorhob, wie wunderbar er geführt sei. Freilich hängt damit zusammen, dass gleich die erste Frage, die sich uns aufdrängt, schwer zu beantworten ist, die Frage: Welchem deutschen Stamm gehört Gneisenau an? Nur ein beachtenswerthes negatives Resultat tritt uns hier sofort entgegen. Auf dem Boden des preussischen Staates allein hat Gneisenau die Thätigkeit entfalten können, die ihm seine nationale Bedeutung sichert; aber für die reformirende Aufgabe, die er hier zu vollbringen hatte, war von Wichtigkeit, dass er wie der Nassauer Stein und der Mecklenburger Blücher, wie die Hannoveraner Hardenberg und Scharnhorst nicht in einem altpreussischen Hause geboren ist. Er entstammte der Familie Neidhardt, die zuerst in Schwaben nachweisbar, in Österreich das Schloss Gneisenau erworben hatte. Ein Zweig von ihr hatte der Reformation sich zugewandt; er war dann durch die Gegenreformation vertrieben und hatte, wie Gneisenau sagte, gehungert. In der Zeit des siebenjährigen Krieges tritt uns so als ein vermögensloser sächsischer Lieutenant auch Gneisenaus Vater entgegen; er kam in Quartier nach Würzburg und lernte dort die Tochter des Obersten Müller kennen und lieben, und trotz des Widerstandes der wohlhabenden katholischen Eltern gegen den armen protestantischen Lieutenant reichte sie ihm ihre Hand. Sie folgte ihm 1760 auf den Kriegsschauplatz; dort gebar sie einen Knaben, der bei der Taufe die Namen Anton Wilhelm August empfing, am 27. Oktober — es ist ein erfreuendes Zusammentreffen, dass eben an diesem Tage 110 Jahre später die Kapitulation von Metz unterzeichnet wurde. Wenige Tage später kam es zur Schlacht bei Torgau; bei dem Anrücken der Preussen begab sich der noch in Schilda befindliche Tross der Reichsarmee auf eilige Flucht, die selbst in der Nacht fortgesetzt wurde. Auch Gneisenaus Mutter hatte einen Wagen bestiegen; bei den Fährlichkeiten der nächtlichen Flucht verlor sie die Besinnung, und so entglitt ihr das Theuerste, was sie besass, ihr Kind. Ein Soldat der Eskorte fand es auf und brachte es am andern Morgen der verzweifelten Mutter zurück. „Hätte jener Grenadier, erzählte Gneisenau später, mich nicht aufgehoben, so würde ich unfehlbar in der Finsterniss von dem nächsten Wagen todt gefahren worden sein. Aber es sollte nicht sein. Meine Mutter hat sich nie von der beschwerlichen Reise und dem Schreck, mich verloren zu haben, erholen können und ist nicht lange darauf gestorben“. So wurde dem Knaben die Mutter geraubt, und auch den Vater riss der Krieg weiter fort und auch nach dessen Ende hat er wenig für den Sohn gethan. Er brachte ihn für geringes Kostgeld bei armen Leuten unter; so wuchs Gneisenau auf bei Fremden in dürftigen

Verhältnissen; „ich habe, sagte er, immer ein Stück Schwarzbrod, aber nicht immer Sohlen unter meinen Füssen gehabt". Endlich erfuhren die Eltern seiner Mutter, wie es ihm ging, und erbarmten sich seiner Not; in einer Kutsche liessen sie ihn nach Würzburg holen. Wie Zauberei, erzählte er später, sei es ihm vorgekommen, als er in hell erleuchtete Zimmer geführt wurde und Offiziere in glänzenden Uniformen vor sich sah. Aus äusserer Dürftigkeit wurde er so befreit; auch jetzt aber wurde ihm nur ein geistig dürftiger Unterricht in der Jesuitenschule zu Theil, in welche die Grosseltern den bisher aus Luthers Katechismus unterrichteten Knaben schickten. Dankbar erinnerte er sich dagegen eines Freundes und Mitbewohners seines grosselterlichen Hauses, des Professor Herwig, welcher seiner Wissbegierde und Phantasie fruchtbare Nahrung bot; er gab ihm neben anderen Büchern einen deutschen Homer zu lesen, und als der Junge ihm erzählte, was er in den Büchern gefunden hatte, sagte er ihm: „Komm täglich zu mir, ich will Dir Unterricht geben, in Dir steckt mehr." Andere geistige Anregungen empfing Gneisenau dann, als er nach dem Tod seiner Grosseltern zu seinem Vater nach Erfurt kam, wo dieser inzwischen als Bauinspektor eine Anstellung gefunden hatte; hier wurde er 1777, also 17 Jahre alt, auch als Student immatrikulirt. Leider wissen wir wenig wie über die vorhergehenden, so über die nächstfolgenden Jahre seines Lebens; mannigfache Schwierigkeiten brachten Gneisenau eine zweite Verheirathung seines Vaters und seine Stiefgeschwister; er spricht von selbst verschuldeten ökonomischen Bedrängnissen. Sie haben mitgewirkt wohl auch zu seinem Entschluss, das akademische Studium aufzugeben; der schöne, kräftige, muthige Jüngling, der sich besonders für militärische Mathematik interessirt hatte, wurde Soldat, zuerst in österreichischen, sodann in Anspachischen Diensten. Es war die Zeit, da auch dieser deutsche Kleinfürst seine Truppen den Engländern zum Kampf gegen die Amerikaner verhandelte; als Anspacher Lieutenant lernte so auch Gneisenau die neue Welt kennen. Als er dorthin kam, war der Friede im Anzug; so konnte er nicht mehr selbst im Kampf mit den dort organisirten Volksaufgeboten ihre Kraft erproben; aber wie lebhaft sie ihn interessirten, wie er die hier erworbenen Kenntnisse für Europa nutzbar zu machen dachte, zeigt, dass er eine Denkschrift über sie ausarbeitete. In Anspach wurde er deshalb als neuerungssüchtig bezeichnet; er sehnte sich in grössere Verhältnisse zu kommen; auch ihn wie den jungen Stein zog es zu Friedrich den Grossen, und wirklich nahm ihn der König in seinem letzten Lebensjahre auf in seine Armee.

Es leuchtet ein, dass nur eine ungewöhnlich kräftige Natur durch eine solche Jugend sich so hindurchschlagen, so die Anregungen, die sie ihm bot, benutzen konnte. Durch die Besiegung der Schwierigkeiten, mit denen er zu ringen hatte, wurde, wie Frau von Begnelin hervorhebt, seine Streitkraft so entwickelt, dass er sich im Kampf ganz in seinem Element fühlte. „Aber, setzt sie hinzu, nicht im geringsten war er Zänker und

Händelmacher; nie rühmte er sich, noch weniger prahlte er", und wie sie betont auch Möffling, der vielfach ungerecht Gneisenaus einzelne Thaten beurtheilt hat, dass er unfähig war einen selbstbegangenen Fehler auf Andere zu wälzen und immer bereit fremdes Verdienst anzuerkennen. Konnte er mit leidenschaftlicher Schroffheit auftreten, wenn er die Durchführung der grossen Ideen gefährdet sah, die ihn erfüllten, so war ihm, wo er Helfer für sie fand, wo er auf gleichgestimmte Seelen traf, warmes Entgegenkommen ein inneres Bedürfniss. Wohl ist es beachtenswerth, dass der wesentlich aus eigener Kraft emporgekommene Mann mit eiserner Energie solche Bescheidenheit und solche Menschenfreundlichkeit verband, dass er, obgleich melancholischen Stimmungen nicht unzugänglich, doch vorwiegend eine Heiterkeit des Gemüths und eine Zartheit der Empfindung zeigte, die ihm schon früh die Herzen gewannen. So hat er schon in Erfurt und Bayreuth enge Freundschaftsbeziehungen geknüpft, an denen er dauernd festgehalten hat[2].

Diese Eigenschaften liessen ihn nicht verkümmern, er entwickelte sie weiter in den mannigfach drückenden Verhältnissen der nächsten zwei Jahrzehnte. Denn keineswegs glänzend war der Anfang seiner militärischen Laufbahn in Preussen. Er hatte gehofft, in die Suite des Königs, d. h. zu den Offizieren zu kommen, die eine höhere Ausbildung genossen; statt dessen wurde er zu den Füsilieren nach Schlesien versetzt. Zwanzig Jahre lang hat er bei ihnen erst als Lieutenant, dann als Hauptmann in Löwenberg und Jauer in Garnison gestanden. Er wurde in dieser Stellung 46 Jahre alt, Vater von fünf Kindern, er lebte ohne Berührung mit bedeutenden Menschen, mitten im Zeitalter der Revolutionskriege ohne Gelegenheit kriegerische Erfahrungen und Lorbeeren zu sammeln. Natürlich haben diese Verhältnisse auf ihm gelastet — und nicht minder die allgemeinen Verhältnisse des preussischen Staates und Heeres. Immer mehr verbreitete sich das Gefühl, dass in ihnen schwere Übelstände vorhanden seien, vieles

---

[2]) Dass Gneisenau bis an sein Lebensende die in Erfurt begründeten Beziehungen zu dem Hause Siegling und namentlich seinem Schul- und Universitätsfreund Johann Blasius Siegling festgehalten hat, zeigen seine Briefe an diesen, die neuerdings im 16. Hefte der Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde Erfurts veröffentlicht sind, nachdem einzelne von ihnen schon früher von den Biographen Gneisenaus mitgetheilt und benutzt und sechs weitere von Lehmann in der Historischen Zeitschrift 59, 301 ff. publizirt waren. Pick hat seiner Publikation auch mehrere Schreiben von Gneisenaus Frau, von Karoline von Humboldt und von Siegling selbst hinzugefügt; unter diesen ist besonders lesenswerth dessen Bericht, wie Gneisenau seinen alten Jugendfreund 1819 in Berlin aufnahm. — Für Gneisenaus Beziehungen zu seinen Bekannten in Bayreuth und zugleich für seine Bestrebungen im März 1813 ist ein von ihm damals an seinen alten Kameraden Waldenfels gerichtetes Schreiben interessant, indem er diesen und andere ihm bekannte Franken aufforderte, die dortige Bevölkerung zur Erhebung gegen die Franzosen anzuregen. Siehe dies Schreiben und einige Notizen über Gneisenaus Aufenthalt in Bayreuth bei Julius Meyer, Erinnerungen an die Hohenzollernherrschaft in Franken (Anspach 1890) S. 199 ff.

namentlich den Ideen widerstritt, die damals so wirksam unsere grossen Dichter vertraten; aber bei dem engen Zusammenhange aller militärischen, politischen und sozialen Einrichtungen waren Reformen im einzelnen schwierig, und vor einer gründlichen Umgestaltung, vor einem Bruch mit den Traditionen Friedrichs des Grossen scheute sein Grossneffe zurück; so erklärt es sich, dass im ersten Jahrzehnt Friedrich Wilhelms III. viel über Reformen geschrieben, manches für sie vorgearbeitet, aber wenig von ihnen praktisch durchgeführt ist. Sie herbeizuführen, daran konnte natürlich der Hauptmann Gneisenau in seinem schlesischen Städtchen nicht denken; aber er konnte sich auf sie vorbereiten. Und das that er — nicht durch theoretische Spekulation, sondern indem er in seinem amtlichen und Privatleben zugleich Empfänglichkeit für die humanen Ideale Kants und Schillers und echten militärischen Geist bewies.

Seine Neigung und Fähigkeit, Menschen zu helfen und Menschen zu erziehen, hat Gneisenau nicht nur in der Sorge für die Seinen, für seinen Vater und seine Geschwister und seine eigene Familie bewährt, die er sich 36 Jahre alt durch seine Verbindung mit Karoline von Kottwitz begründete, auch im Verkehr mit Freunden und Kameraden und in der Einwirkung auf die ihm unterstellte Mannschaft. Nicht in den damals üblichen Prügelstrafen sah er das Hauptmittel für die Disziplin; er suchte sie durch Belebung des Ehrgefühles zu heben, lebhaft interessirte er sich für das Wohl der Einzelnen und ihrer Hinterlassenen. Dabei erreichte er, dass sie den hohen Anforderungen nachzukommen strebten, die er an ihre Leistungen im Dienste stellte; unermüdlich thätig für ihre Einübung bildete er seine Kompagnie zu einer Musterkompagnie aus. Aber nicht minder hielt er sich verpflichtet, für seine eigene Ausbildung zu sorgen. Er war nicht ein Gelehrter und wollte es nicht werden; aber für seinen Beruf hielt er für nöthig, seine Kenntnisse zu mehren; so hat er sprachliche und historische Studien getrieben, in Bücher und Karten sich vertieft; er lernte nicht nur aus eigener Anschauung das schlesische Land und die Verhältnisse des benachbarten Polen gründlich kennen, er wusste auch aus den Zeitereignissen im westlichen Europa Nutzen für seine militärische und politische Bildung zu ziehen; mit verständnissvollem Interesse folgte er namentlich den Feldzügen Napoleons. „Bonaparte, schrieb er, war mein Lehrmeister in Krieg und Politik". Aber grundverschieden von denen Napoleons und der ihm vorangegangenen Leiter der französischen Revolution waren seine ethisch-politischen Grundanschauungen; sie hat er damals auch in Gedichten ausgesprochen, die eben desshalb, nicht wegen ihres ästhetischen Werthes unsere Beachtung verdienen. Ist neuerdings mit Recht der Einfluss betont, den auf seine späteren Arbeitsgenossen Boyen und Clausewitz die Kant'sche Philosophie geübt hat, so bemerken wir hier eine Einwirkung von ihr auch auf Gneisenau; erfüllt von der Gesinnung, der Kant den klassischen philosophischen Ausdruck gegeben

hat, rief er in einem Gedichte[3]), in dem er bei Absetzung Ludwigs XVI. den französischen Jakobinern entgegentrat, der Göttin zu:

Begeistre Du das das menschliche Geschlecht
Für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht!

Es gab wohl Kameraden, die über den Poeten und über den Magister spotteten; die ihn näher kannten, wussten, dass sein idealistischer Enthusiasmus nicht die Schwärmerei eines Phantasten, dass er die schöne Blüthe einer durchweg gesunden, einer im höchsten Grade zu praktischer Leistung befähigten Natur war. Als er um seine Frau warb, trug ihre Mutter Bedenken, dem vermögenslosen Hauptmann die Tochter anzuvertrauen; da bestimmte sie sein Chef, Major von Puttlitz, zu der Einwilligung durch seine entschiedene Erklärung: „Es ist wahr, er besitzt nichts, aber er kommt doch durch die ganze Welt“.

Der Welt zu zeigen, was in ihm war, seine Gaben zu voller Entfaltung zu bringen, sie im Dienste des Vaterlandes zu verwerthen, sollte dem lang in kleinen Verhältnissen Zurückgehaltenen der Sturz des alten preussischen Staates die Gelegenheit bieten. Wohl hatte er schon früher als Patriot geseufzt über manche Gebrechen seines selbst gewählten Vaterlandes, hatte er schon die Ansicht entwickelt, dass man der Verbreitung des revolutionären Geistes durch weise Gesetze begegnen müsse; aber wie tief diese greifen müssten, wie berufen er selbst zur Mitarbeit bei den Reformen sei, das machte auch ihm erst die Katastrophe von 1806 klar. Noch im Sommer dieses Jahres hatte er einmal den Gedanken hingeworfen, den Soldatenrock auszuziehen und sich ganz dem Berufe des Landwirths zu widmen, in dem er besser für die Seinen sorgen könne; wenige Wochen darauf stand er mitten im Kriegsgetümmel. Gleich in dem ersten Treffen bei Saalfeld leicht verwundet, focht er doch bei Jena mit unter den letzten Kämpfern; auf dem Rückzuge lernte er dann das Elend des preussischen Heeres kennen. „Das waren Gräuel; tausendmal lieber sterben als das noch einmal erleben“. Nach dem Osten vorausgesendet und so der Gefangenschaft entgangen, fasste er in einer Denkschrift die Gründe der Niederlage zusammen. „Viel ist, schrieb er, von Verrätherei die Rede gewesen“; er aber wies solche Ansicht zurück: er suchte und fand eine tiefere und

[3]) Aus dem von Pertz in der grossen Ausgabe der Gneisenau-Biographie 1, 648 ff. abgedruckten Gedicht hoben die beiden im Text angeführten charakteristischen Verse auch Treitschke, Deutsche Geschichte 1, 288 und Lehmann, Scharnhorst, 2, 12 hervor. Auf die Einwirkung der Kant'schen Philosophie auf Boyen und Clausewitz wies nachdrücklich H. Cohen in seiner 1883 veröffentlichten Rede über Kant's Einfluss auf die deutsche Kultur S. 30 ff. hin. Dass Gneisenau sich dann auch mit Fichte beschäftigte, beweist das interessante Blatt, das Delbrück zuerst in der neuen Auflage 2, 339 ff. abgedruckt hat; auf ihm hat Gneisenau Fichtes Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus excerpirt. In den Mittheilungen zur Geschichte Erfurts 16, 34 hat Pick die Vermuthung geäussert, dass Gneisenau, der mehrere Gedichte Schillers sich abgeschrieben hat, den Dichter 1803 auch persönlich in Erfurt kennen lernte.

richtigere Erklärung für das Unglück in der Verblendung über den Feind und vor allem in den scharf charakterisirten Mängeln der Heeresverfassung und dem vorherrschenden Kleinmuth. Wohl war es wichtig, dass er mit solcher Klarheit den Sitz des Übels erkannte; wichtiger war die Frage, ob die Kraft zur Besserung vorhanden war. Seine praktische Tüchtigkeit hatte Gneisenau schon bei Saalfeld bewährt, als er seine Füsiliere tirailliren liess; jetzt entwarf er den Plan, mit Hülfe Englands im Rücken der feindlichen Hauptarmee eine Volksbewegung gegen sie zu erwecken. Aber dieser Plan wurde nicht angenommen, ebensowenig seine Vorschläge, die von ihm einexerzirten Rekruten schon früh im Kriege zu verwenden: es war Gefahr vorhanden, dass seine Kraft in Danzig unter unfähiger Oberleitung nutzlos verbraucht wurde — da wurde er im Frühjahr 1807 zum Kommandanten der für die Verbindung mit England besonders wichtigen Festung Kolberg ernannt. Er fand eine schwere Aufgabe vor. Waren von den Franzosen zunächst nur geringe Streitkräfte gegen die pommersche Festung verwendet, so waren diese nun verstärkt, und Gneisenaus Vorgänger hatte wenig gethan, genügende Vertheidigungsmittel herbeizuschaffen; ja er war in Konflikt gerade mit Männern gerathen, die besonders energisch gegen den Feind auftreten wollten, so dem alten muthigen Seemann Nettelbeck, der den patriotischen Geist in der Bürgerschaft zu beleben suchte. Aber mit dem Tage von Gneisenaus Ankunft, sagt eben Nettelbeck, „kam ein neues Leben und ein neuer Geist in alles, was um und mit uns vorging“. In der That hat sich hier zuerst gezeigt, was für das Vaterland Gneisenaus zielbewusste Energie und seine begeisternde Einwirkung auf deutsche Herzen zu leisten vermochte. Sofort verkündete er seinen Entschluss, die Festung nicht zu übergeben. Er selbst empfand auf's Lebhafteste, welche Leiden die energische Durchführung dieses Entschlusses der Bürgerschaft brachte. „Meine Stadt ist verwüstet, schrieb er im Juli 1807, 63 Bürger, Frauen und Kinder sind tot und verstümmelt, eine Menge sind Bettler; ich habe ihre Häuser anzünden, ihre Obstbäume niederhauen lassen müssen, das Los eines Kommandanten in einer belagerten Stadt ist hart“. Aber nie hat dies warme Mitgefühl ihn zu schwächlicher Haltung bestimmt; im Gegentheile, wie er selbst keine Gefahr für sich achtete, vor keiner Anstrengung zurückscheute, so forderte er Gleiches auch von seinen Untergebenen; er wusste einen Hauch seines Geistes auch ihnen und den Bürgern, einzuflössen, sie alle zu vereinen zur muthvollen Vertheidigung. „Ich nahm, schrieb er einem Kameraden, alles auf meine Hörner, kassirte feigherzige Offiziere, lebte fröhlich mit den Braven und liess brav donnern“. Er beschränkte sich nicht auf die Vertheidigung der Festungswerke; in einer interessanten Aufzeichnung über die Belagerung von Valenciennes hatte er schon 1793 dem Kommandanten einen Vorwurf daraus gemacht, dass er sich auf die Festung habe beschränken lassen und nicht einen Aussenkrieg geführt habe, hatte er schon damals für die neuen

Ideen über den Festungskrieg sich erklärt, die Montalembert gegenüber Vauban vertreten hatte. Wie diese in der Praxis zu realisiren, wie die belagernden Feinde durch Offensive der Belagerten zu schädigen seien, das hat er nun bei Kolberg gezeigt. Lange hinderte er die Franzosen sich der Festung zu nähern, indem er die Schanze des Wolfsberges anlegte und sie mit höchstem Muthe vertheidigte; durch Ausfälle vermehrte er seine Vertheidigungsmittel und schwächte die Gegner; wie durch Feuer suchte er sie auch durch Wasser, durch Überschwemmung zu bekämpfen. Freilich auf die Dauer konnte er die weitere Annäherung der verstärkten Feinde nicht hindern; da sie erfahren hatten, dass ein Waffenstillstand abgeschlossen sei, machten sie am 1. Juli die grössten Anstrengungen, noch ehe er bekannt wurde, durch ein Bombardement die Festung zur Kapitulation zu bringen. Furchtbar verwüstend wirkte ihr Feuer; wie es nur durch Gneisenaus persönliches Eingreifen gelang, ihm ein Ziel zu setzen, hat dankbar Nettelbeck anerkannt. „So besonnen, wo es handeln galt, so allgegenwärtig gleichsam, wo eine Gefahr nahte, und so beharrlich, wo nur die unabgespannte Kraft zum Ziele führen konnte, wie der Kommandant in dieser furchtbaren Nacht sich zeigte, hatte er immer und überall seit dem ersten Augenblick seines Auftretens sich erwiesen. Seit Wochen schon war er so wenig in ein Bett als aus den Kleidern gekommen. Nur einzelne Stunden ruhte er auf einer Pritsche in einem armseligen Gemach über dem Lauenburger Thor, einem Gefängniss, aber jeden Augenblick bereit, mich oder andere anzuhören, wenn wir ihm etwas von Wichtigkeit zu melden hatten. Vater und Freund des Soldaten wie des Bürgers hielt er beider Herzen durch den milden Ernst seines Wesens wie durch theilnehmende Freundlichkeit gefesselt“. Auch am 2. Juli wurden die wiederholten Angriffe abgewiesen; die Kräfte auf beiden Seiten waren auf's Höchste gespannt — da kam die Nachricht, der Waffenstillstand sei abgeschlossen, dem bald der Friede folgte. Gneisenau ahnte, wie schwer die Abmachungen auf Preussen drückten, er war desshalb nicht freudig erregt, als er die Nachricht empfing; aber natürlich athmete die Bürgerschaft auf, und weit über die Mauern von Kolberg hinaus wirkte der moralische Eindruck der Thatsache, dass, während so viele preussische Festungen den Franzosen sich ergeben hatten, Kolberg trotz aller Anstrengungen siegreich vertheidigt war. Was das Wichtigste, dieser Erfolg war erzielt durch Weckung der moralischen Kräfte der Einzelnen im Dienste des Vaterlandes. Es war hier im Kleinen geleistet, was im Grossen der preussische Staat bedurfte. Kein Wunder, dass man zu der grossen Aufgabe, die hier zu lösen war, auch den Vertheidiger Kolbergs heranzog. Noch im Juli 1807 wurde er zum Mitglied der neu eingesetzten Kommission zur Reorganisation der Armee ernannt.

Ihr Vorsitzender war Scharnhorst; nur kurz brauche ich an seine und Gneisenaus gemeinsame Thätigkeit in den folgenden Jahren zu erinnern, da

davon jede preussische und deutsche Geschichte berichtet; deutlicher noch als zuvor es möglich war, haben die Denkwürdigkeiten ihres Mitarbeiters Boyen und Lehmanns archivalische Forschungen uns erkennen lassen, wie wichtig und schwierig diese Thätigkeit war. Um so werthvoller war, dass beide in der Form ihres Auftretens und der Art ihrer Äusserungen so verschiedenen Männer durchaus übereinstimmten in ihren Grundanschauungen, der Arbeit für sie alle ihre Gedanken und Kräfte unbekümmert um Gunst und Abgunst der Menschen widmeten. Bewundernd sah Gneisenau zu dem älteren Freunde empor; wollte man diesen bei seinem vorsichtig zurückhaltenden Wesen nur als Theoretiker gelten lassen, so hob er treffend und nachdrücklich hervor, wie sehr gerade auch durch praktische Tüchtigkeit Scharnhorst ausgezeichnet sei; andrerseits hat dieser der schwungvoll feurigen Natur des Jüngeren die Wirksamkeit geschaffen, in der sie den reichsten Nutzen für ihre gemeinsamen Pläne bringen konnte. Er setzte durch, dass Gneisenau Mitglied der Untersuchungs-Kommission wurde, die streng die Kapitulationen des letzten Krieges prüfte. War es wichtig, dass dadurch unfähige Elemente aus dem preussischen Heere entfernt wurden, wichtiger war natürlich dessen Neugestaltung. Viele bedeutsame Vorschläge hat dafür Gneisenau in einzelnen technischen Fragen gemacht; aber nicht auf einzelne Reformen wollten und konnten Scharnhorst und er sich beschränken. Dass ein vollständig neuer Bau in einem neuen Geiste nöthig sei, das hatte ja eben die Niederwerfung des Fridericianischen Preussen durch die Franzosen gezeigt; wollte man wirksam ihnen entgegentreten, so musste man von ihnen lernen, alle Kräfte der Nation zu wecken und ihnen den angemessenen Wirkungskreis zu geben. Ausdrücklich hat dies Gneisenau in beredten Worten betont. Auf sie hat neuerdings ein angesehener französischer Politiker, Cavaignac[4]) hingewiesen, der auf Grund eifrigen Studiums der neuen deutschen historischen Forschungen in einem umfänglichen Buche eingehend die Bildung des modernen Preussen geschildert hat; er sieht in ihnen einen frappanten Beweis für seine These, dass diese preussischen Feinde Frankreichs doch von Frankreich ihre Gedanken über die neue Gestaltung ihres Vaterlandes entnahmen. Und gewiss, wenn auch mehr, als Cavaignac meint, schon vor 1806 geschehen war, um solche vorzubereiten, so bedurfte es doch erschütternder Schläge um sie in das Leben zu führen; sicherlich waren die Niederlagen von 1806 und 1807, die Lostrennung der polnischen Gebiete von Preussen, die Erfolge der französischen Revolution und Napoleons wichtigste Voraussetzungen für die Umbildung des preussischen Staates und

---

[4]) Cavaignac, La formation de la Prusse contemporaine (Paris 1892) zitirt S. 406 die auch von Lehmann. Scharnhorst, 2, 15 f. hervorgehobenen Worte Gneisenaus über den Einfluss der französischen Revolution. Vgl. über und gegen Cavaignacs Auffassung von dem Verhältniss der preussischen Reformgesetzgebung zu dieser auch Koser in der Historischen Zeitschrift 73, 193 ff. und Bailleu in der Deutschen Literatur-Zeitung vom 21. April 1894.

Heeres, die unter Steins und Scharnhorsts Leitung vollzogen wurde — aber nicht minder nachdrücklich ist zu betonen, dass sie von anderen Gesichtspunkten geleitet wurden und andere Ziele erstrebten als die Führer Frankreichs in ihrer Zeit, dass sie von jenen nicht weniger sich unterschieden als Kant und Fichte von Voltaire und Rousseau. Deutlich zeigt uns dies gerade ein Blick auf die neue Bildung des Heeres in beiden Ländern. Scharnhorst und Gneisenau wandten sich wie die Leiter der französischen Revolution gegen die Privilegien des Adels, aber sie bekämpften auch die egalitären Tendenzen, die Einführung des auch in Deutschland gerühmten freien Avancements der Offiziere. Sie wollten dem Offizierkorps seinen aristokratischen Charakter, seine korporativen Gefühle wahren — aber nicht Standesvorrechte, Bildung und Leistungsfähigkeit sollten fortan die Besetzung der Offizierstellen bestimmen. Und wie bei dieser und bei Beförderung der Offiziere leitete sie auch bei ihren Vorschlägen über die Zusammensetzung des Heeres und die Behandlung der Soldaten überall der gleiche ethisch-pädagogische Grundgedanke: alle Klassen der Nation nicht nur heranzuziehen und zu verwerthen, sie zu erziehen durch den Dienst und im Dienste für das Vaterland, sie zu begeistern für ihre Pflicht, dadurch die Kräfte des Staates und der Bürger zu heben. Heinrich von Sybel hat einmal die Ansicht Steins vom Staate dahin zusammengefasst, dass er den Staat betrachtete als eine Schule für den Charakter der Menschen — zu einer grossen Erziehungsanstalt für die Nation, zu einer Schule der Zucht der Ehre, des freudigen Opfermuthes wollten ganz im Einklange mit ihm Scharnhorst und Gneisenau das von ihnen neu gebildete Heer gestalten. In solchem Heere war kein Platz mehr für geworbene Ausländer, in ihm sollten alle Bewohner des Landes die Pflicht der Vaterlandsvertheidigung üben; so bekämpften die Führer der Reform wie die Werbung so die Exemptionen und die in Frankreich eingeführte Stellvertretung; treffend widerlegten sie die Bedenken, die gegen den Heeresdienst der gebildeten Klassen wegen ihrer Gefahr für die Kultur damals auch in Preussen hervorragende Zivilbeamte wie neuerdings Taine in Frankreich vorbrachten; eben mit Rücksicht auf diese Ausdehnung der Wehrpflicht aber verlangten sie auch Abschaffung der entehrenden Strafen, die man im alten Heere bei seiner Zusammensetzung für unentbehrlich gehalten hatte. „Wenn ein gerechtes Gesetz, schrieb Gneisenau 1808 in einem glänzenden Zeitungsartikel, Pflichten und Ansprüche mit Unparteilichkeit über alle Stände vertheilt und den Sohn des Königlichen Rathes ebensowohl den Reihen der Vaterlandsvertheidiger beigesellt als den Pflüger und Tagelöhner, so wird es nöthig, die für rohere Naturen und für ein roheres Zeitalter erfundenen Strafarten der fortgeschrittenen Bildung mehr analog abzuändern.“ So fordert er, dass die „Proklamation der Freiheit der Rücken der Verallgemeinerung der Waffenpflichtigkeit“ vorangehe.

Auf das engste hingen seine und Scharnhorsts Reformgedanken mit denen Steins, mit den Ideen zusammen, die gleichzeitig Fichte und Schleier-

macher für die ethische Erziehung der Nation verkündeten; wohl war es für unsere ganze Zukunft von segensvoller Bedeutung, dass von solchen idealen Gesichtspunkten aus der Grund zum Neubau unseres Heeres und Staates gelegt ward. Aber sehr begreiflich ist, dass ihre Verwirklichung auf grosse Schwierigkeiten stiess, dass sie lebhafte Opposition nicht nur bei denen erregten, die Interesse und Tradition an die alte Ordnung banden. Ihr gegenüber war es von höchstem Werthe, dass die Leiter der Reform, so hoch ihre Gedanken flogen, bei ihren Vorschlägen überall auf ihre praktische Erfahrung sich stützten, dass sie, wie Beguelin Stein nachrühmt, die grossen leitenden Ideen mit der genauesten Fachkenntniss verbanden; treffend wies eben Gneisenau nach, wie unleugbare Schäden der alten Praxis die Reformen forderten, wie sehr diese die Leistungsfähigkeit des Heeres steigerten. Und gewiss war nur bei Aufbietung aller Kräfte das praktische Ziel zu erreichen, dem alle ihre Anstrengungen dienten: das Joch abzuschütteln, das Napoleon auf Preussen gelegt hatte. Je schwerer er den preussischen Staat und die deutsche Nation bedrückte, um so dringender schien es ihnen zu sein, den Kampf gegen ihn bald zu führen. Aber freilich gerade in diesem Punkte stimmte König Friedrich Wilhelm III. nicht mit ihnen überein. Auch er litt schwer unter Napoleons Übermacht; auch er hatte sich von der Nothwendigkeit von Reformen überzeugt und es selbst ausgesprochen, dass der Staat durch geistige Kräfte ersetzen müsse, was er an physischen verloren habe. Deshalb hat er wie Stein und Hardenberg auch Scharnhorst und Gneisenau berufen und wirken lassen; aber die grössten Schwierigkeiten bereiteten ihnen sein Misstrauen in die eigene und in die Kraft seines Volkes, seine bis zur Ängstlichkeit gewissenhafte Erwägung aller Hindernisse für einen kühnen Entschluss und seine daraus entspringende Unentschlossenheit; nur zu oft erschien ihm als zu gewagt für seinen Staat, was diese eifrigen deutschen Patrioten in ihrem heissen Kampfeseifer gegen Napoleon ihm vorschlugen. So gab er den Bedenken Gehör, die gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erhoben wurden, so konnte er sich auch nicht entschliessen den Krieg gegen Napoleon aufzunehmen, weder als 1809 Österreich mit ihm kämpfte, noch als es 1811 zwischen ihm und Russland zum Bruche kam. Niemand hat schmerzlicher diese Haltung des Königs beklagt, niemand energischer sich bemüht sie zu ändern als Gneisenau. Mit Feuereifer betrieb er 1811 umfassende Rüstungen, schlug er eine grossartige Volksbewaffnung vor, in den bewegtesten Worten bat er den König sie zu bewilligen. Er rief ihm Matthissons[5]) Worte zu:

Lass den Schwächling angstvoll zagen!
Wer um Hohes kämpft, muss wagen;
Leben gilt es oder Tod.

---

[5]) In der zweibändigen Ausgabe von Matthissons Gedichten, die 1811 bei Cotta erschien, sind unter den Gedichten des vierten Zeitraums von 1799—1811 im zweiten Theil

Aber der König fand diese Vorschläge, wie er zu einem von ihnen ausdrücklich bemerkte, „gut als Poesie“. Hierauf antwortete Gneisenau in einem neuen Schreiben bei ähnlichen Ausführungen: „Ew. Majestät werden mir, indem ich dieses sage, abermals Poesie Schuld geben, und ich will mich gern hiezu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie. Keine Herzenserhebung ohne sie. Wer nur nach kalter Berechnung seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden, wie mancher selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er, statt zu fühlen, nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung oder der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; dessen Unglück kettet ihn noch mehr an selbigen; mit ihm will er leben und fallen, für ihn entsagt er den Familienfreuden, für ihn giebt er Leben und Gut ungewisser Zukunft preis. Dies ist Poesie und zwar von der edelsten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein Leben lang. Zur Ehre will ich mir es rechnen, der Schaar jener Begeisterten anzugehören, die alles daransetzen, um Ew. Majestät alles zu retten; denn wahrlich zu einem solchen Entschluss gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht. Viel sind der Männer, die so denken, und weit stehe ich ihnen an Adel der Gesinnung nach; ich werde mich bestreben, ihnen ähnlich zu werden“.

Nie wohl hat Gneisenau seiner Gesinnung einen charakteristischeren und beredteren Ausdruck gegeben, als in diesen Worten; sehr verständlich aber ist es, dass sie den König nicht umzustimmen vermochten. Dass jedoch auch bei sachlicher Erwägung der realen Verhältnisse Gneisenau und seine Freunde wichtigste Gründe für ihre Ansicht geltend machen konnten, dass es sich bei ihnen nicht nur um eine Aufwallung heroischer Gefühle handelte, das scheint mir durch Lehmanns Forschungen bewiesen und durch die Publikation von Boyens Denkwürdigkeiten bestätigt zu sein. Freilich erkennt indess auch Boyen an, dass nicht unerhebliche Bedenken für Friedrich

---

S. 256 unter der Überschrift „Zuruf“ die Verse zu lesen, durch welche Gneisenau 1811 den König zu kühnen Entschlüssen anfeuern wollte. Nur klingt kräftiger gleich am Anfang Gneisenau's Fassung: „Plötzlich kann sich's umgestalten,“ statt der etwas matten Wendung, die bei Matthisson gedruckt ist: „Alles kann sich umgestalten,“ und ebenso schrieb jener: „Leben gilt es oder Tod“, während man dort liest: „Leben gelt' es oder Tod“.

Auf meine Anfrage hatte der genaue Kenner Matthissons, Herr Geh. Hofrath Dr. Hosaeus in Dessau die Güte, mir mitzutheilen, dass auch ihm nichts von persönlichen Beziehungen Matthissons zu Gneisenau und ebensowenig etwas Bestimmtes über den Anlass bekannt sei, bei welchem Matthisson diese Verse verfasst habe; nicht unwahrscheinlich sei ihm, dass das betreffende Gedicht während des früheren Aufenthaltes des Dichters in Stuttgart, wenig glaubhaft, dass es in Beziehung auf öffentliche Verhältnisse geschrieben sei.

Wilhelm III. vorhanden waren, den Bund mit dem russischen Kaiser gegen Napoleon abzuschliessen, zu dem Scharnhorst und Gneisenau und auch der damals von Gneisenau stark beeinflusste Hardenberg ihn zu bestimmen suchten[6]. Gewichtige sachliche Gründe machten sie dafür geltend; doch gehörte zu solchem Entschluss ein Heroismus, wie ihn Scharnhorst und Gneisenau, aber nicht Friedrich Wilhelm III. besass, zu dem sich emporzuschwingen diesem König nach seiner Anlage, seinen Lebenserfahrungen und seiner Stellung besonders schwer fiel — aber eben desshalb ist auch der Kampf und Sieg von 1813 nur dadurch herbeigeführt, dass neben dem König Männer standen, die auch in den bedrängtesten Tagen nie ihren patriotischen Glauben verläugnet, die auch in ihnen solchen Schwung der Seele bewährt hatten. Für sie war es selbstverständlich, dass nach dem Gottesgericht, das Napoleon 1812 in Russland getroffen hatte, sie jetzt alle Kräfte anspannten, die alten Pläne zu verwirklichen, die patriotische Erhebung gegen ihn zu siegreichem Ende zu leiten. Und jetzt ist bekanntlich wirklich die Volksbewaffnung zur Ausführung gebracht, die Gneisenau schon 1811 vorgeschlagen hatte, die allgemeine Wehrpflicht zunächst für den Kampf der Befreiung eingeführt. Um an ihm Theil zu nehmen kehrte Gneisenau heim nach Deutschland.

Er war i. J. 1812 wie schon früher i. J. 1809 auf Reisen gegangen, um, da es ihm in Preussen nicht mehr möglich war, in anderen Ländern für die Befreiung Europas vom Joche Napoleons zu arbeiten[7]. Jetzt

---

[6]) So habe ich mich, abweichend von der Ansicht, die auch ich im Anschluss an Duncker und Treitschke in den Preussischen Jahrbüchern 45, 355 ff. vertreten hatte, schon 1892 geäussert und bin in dieser Auffassung durch Delbrück's Ausführungen in der neuen Auflage seines Buches 1, 254 ff. bestärkt. In der gleichzeitig mit dieser erschienenen 5. Auflage seiner Deutschen Geschichte hat auch Treitschke anerkannt, dass Scharnhorst 1811 von den Russen ein Zugeständniss erreichte, ausdrücklich aber dessen Geringfügigkeit nachzuweisen versucht und sein Urtheil über die Haltung der wichtigsten Persönlichkeiten bei der Krisis dieses Jahres festgehalten. Bedeutsame Änderungen hat er dagegen bei seiner Darstellung ihrer Politik im Dezember 1812 und im Anfang des Jahres 1813 vorgenommen, doch auch jetzt eine von der Lehmanns wesentlich abweichende Auffassung vertreten; die wichtigen Mittheilungen, die Beide aus den bezüglichen Akten gegeben haben, lassen deren vollständige Publikation, namentlich zur richtigen Würdigung Hardenberg's, sehr wünschenswerth erscheinen. Sollten interessante Äusserungen Gneisenaus aus diesen Jahren nicht auch noch in Dörnberg'schen Familienpapieren zu finden sein?

[7]) Über Gneisenaus Plan, 1809 eine preussische Legion in österreichischem Dienst zu errichten, vgl. auch Döbner in den Forschungen zu Deutschen Geschichte 25, 333 ff.; seine Pläne und Reisen von 1812 sind, wie Delbrück hervorhebt, uns erst völlig deutlich geworden durch die Lehmann zu verdankende Entzifferung und Veröffentlichung bisher unbekannter in Chiffern geschriebener Briefe im 62. Bd. der Historischen Zeitschrift. Eben deshalb hätte ich gewünscht, dass aus ihnen Delbrück mehr in seine neue Auflage aufgenommen und sie hier einer noch tiefer greifenden Umgestaltung unterzogen hätte, bin aber auch hier mit seinem von Lehmann abweichenden Urtheil über die Stimmungen des Königs und Hardenbergs im Wesentlichen einverstanden. Für den Charakter Gneisenaus ist besonders bezeichnend seine Äusserung in einem dieser Briefe an Hardenberg vom Dezember 1812, er wolle

betrat er im Februar 1813 in Kolberg wieder deutschen Boden. Er bestimmte den dort kommandirenden General Borstell, seinen alten politischen Gegner, sich der Erhebung gegen Napoleon anzuschliessen; dann ging er nach Breslau. Hardenberg wollte ihn zu einer diplomatischen Mission verwenden. Er aber verlangte und erreichte seine Anstellung im Heere. „Vier Jahre lang, schrieb er, habe ich den Kampf gegen Frankreich gepredigt und nun wir durch überirdische Hilfe endlich dahin gekommen sind, ihn führen zu können, sollte ich mich vom Kriegsschauplatz hinwegbegeben, um diplomatische Geschäfte zu übernehmen? Meine Anstellung soll keine Schwierigkeit haben. Es soll mir eine Ehre sein und es macht mein Glück aus, für die Sicherheit des Königs und für die Unabhängigkeit seiner Monarchie in jeder Eigenschaft zu dienen. Ich verlange nicht Ehren, nicht Würden."

Ihm wurde aufgetragen, die Geschäfte des Generalquartiermeisters im Blücher'schen Korps neben Scharnhorst zu besorgen. Als dieser bei Lützen verwundet wurde, trat er an seine Stelle. Er stand schon seit 1807 mit Blücher in Verbindung; bei den Kriegsplänen von 1811 hatte er besonders auf Blüchers Thätigkeit gerechnet, der damals alles aufbot, ein festes Lager bei Kolberg in vollkommenen Stand zu bringen. „Es soll", schrieb er an Gneisenau „demjenigen, der es angreift, Kopf und Herz beschäftigen, und ich hoffe, man soll sagen, die alten Preussen sind bei Kolberg wieder aufgestanden — wohl verstanden, wenn man meinen Vorschlägen Gehör giebt." Blücher freute sich, dass Gneisenau in Berlin war, „denn ich weiss, wo Sie sind, da herrscht Thätigkeit, und wie nothwendig es ist, keine Stunde zu verlieren, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Die Zeit der Deliberation und des Konferirens muss nun verschwinden und das Handeln muss an die Stelle treten und zur Tagesordnung werden." „Machen Sie doch, dass der König alle die Sicherheitskommissare und Faulthiere von sich entfernt. Das Achselzucken und Seufzen verräth fast allemal einen Schuft." Deutlich spiegeln diese Äusserungen Blüchers Wesen und Streben wieder; man begreift danach auch, wie gut er und Gneisenau trotz ihrer grossen Verschiedenheit sich verstanden. Als nach dem im Sommer geschlossenen Waffenstillstand Blücher an die Spitze der schlesischen Armee gestellt wurde, wünschte er deshalb lebhaft, dass auch Gneisenau ihm wieder zur Seite trete. Um die preussischen Streitkräfte zu erhöhen, hatte Gneisenau während des Stillstandes eifrig die Landwehr in Schlesien organisirt; „Land-

treu dem Könige „dienen, so lange Gefahr da ist; hört diese für ihn auf, so mögen andere im Sonnenschein des Glücks um seinen Thron sich wärmen; ich ziehe mich zurück. Ich mag nicht mit so vielen Elenden nach Beförderung ringen. Gegen sie zu kämpfen, so lange es des Königs Sicherheit gilt, war mir Pflicht; um ihrer persönlichen Zwecke willen aber Dienste zu thun, ist mir zu niedrig". Wie Gneisenau den „Unterwerfungsvertrag" von 1812 beurtheilte, zeigt auch sein Schreiben vom 12. März 1812 an Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, auf dessen Mitwirkung er auch bei den Plänen von 1811 gerechnet hatte; es ist von P. Zimmermann in der Historischen Zeitschrift 63, 454 ff. veröffentlicht.

wehren Sie man immer druff, schrieb ihm Blücher, ich höre viel guts davon, aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie sich ja wieder zu mich; es ist in aller Hinsicht nothwendig, dass wir zusammen sind."

Wie nothwendig und erfolgreich ihr Zusammenwirken gewesen ist, das hat die Geschichte der nächsten Monate gezeigt. Wohl empfand Gneisenau das Opfer, das für ihn mit der Übernahme dieser Stellung verbunden war. Für ihn, der so befähigt zu unmittelbarer Einwirkung auf die Truppen sich gezeigt hatte, war es schmerzlich, dass er jetzt auf solche verzichten musste; aber bei ihm überwog die Freude, wie trefflich sein Feldherr sich gerade darauf verstand. „Glauben Sie denn, sagte er zu seiner Umgebung, dass einer von uns den Alten im Heer hätte ersetzen können? Sein Vorwärts blitzt in seinen Augen und ist in die Herzen unserer Soldaten eingegraben."[8]) Und nicht minder schätzte Gneisenau, mit wie frohem Wagemuth Blücher immer für die kühnsten Pläne sich erklärte, die Gneisenau ihm vorlegte, und sie hindurchführte trotz aller Schwierigkeiten und Reibungen, welche die Verbündeten und Untergebenen ihm bereiteten. So haben sie mit einander ihre Truppen geführt von der Oder an die Elbe, von der Elbe an den Rhein und über den Rhein bis auf die Höhen des Montmartre. „Was Patrioten träumten, schrieb Gneisenau 1814 nach der Einnahme von Paris[9]), und Egoisten belächelten, ist geschehen. Das allgewaltige Schick-

[8]) Diese Äusserung Gneisenaus über Blücher theilte Arndt in seinem Aufsatz über Gneisenau in seinen Schriften für seine lieben Deutschen 3, 404 mit. Fein und treffend hat Delbrück die Schwierigkeiten entwickelt, die für Gneisenau sich aus seiner Verschiedenheit von Blücher und aus seiner Stellung als Generalstabschef ergeben: sie wurden dadurch gesteigert, dass er, wie er in dem von Roloff in den Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte 6, 602 ff. veröffentlichten Brief vom 3. September 1813 bemerkte, zwischen einem Oberfeldherrn stand, „der mich stets vorwärts führen will, um zu schlagen, und zwischen zwei Untergeneralen, die mich für einen Verwegenen halten, der, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, die Armee in Gefahr bringt". Dass er andererseits wie die Vorzüge Blüchers, so auch die Bedeutung der Thätigkeit eines Generalstabschefs voll würdigte, das beweist auch der für die Verhältnisse im Schlesischen Heer interessante Brief, den er im Januar 1814 an Oberst von Ende richtete, um ihn zu bestimmen, in seiner undankbaren und schwierigen Stellung bei Langeron auszuharren, weil er in ihr dem König, dem Staat, der guten Sache und dem Feldmarschall in hohem Grade die eminentesten Dienste leiste. „Ohne Sie hätte die Schlacht an der Katzbach nicht eingeleitet und durchgeführt werden können. Ohne Sie wäre so manches andere schief oder gar nicht ausgeführt worden. Wenn Sie, mein lieber Oberster, an der Spitze einer Truppen-Abtheilung stehen, so haben Sie allerdings einen angenehmeren Wirkungskreis; aber auch einen nützlicheren? Das muss ich ableugnen. Dort erwerben Sie sich Zeitungsruhm; hier, an der Stelle, wo Sie stehen, in unseren Militärarchiven einen unvergänglichen. Aus diesen wird dereinst die Geschichte schöpfen, und Sie werden als der Mann erscheinen, der dem Grafen Langeron die Siegespalme, die dieser nicht den Muth hatte zu fassen, aufzwang." Siehe die aus Varnhagens Nachlass 1867 herausgegebenen Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, Tieck u. A. 2, 268.

[9]) In dem theilweise schon von Häusser (Deutsche Geschichte 4, 561), vollständig von Roloff in den Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte 6, 606 publizirten Brief an Rottenburg vom 28. April 1814. Ganz ähnlich schrieb Gneisenau am

sal stand uns zur Seite und liess unsere Fehler dem Tyrannen zum Verderben gereichen.“ Und als ein Jahr darauf Napoleon von Elba zurückkehrte, da waren es wieder Blücher und Gneisenau, die zu seiner Niederwerfung das beste gethan haben; wieder wie 1814 ist es entscheidend, ist es für Napoleon verhängnissvoll geworden, dass er die moralische Kraft verkannte, die in ihnen und in ihrem Heere lebte. Dass sie trotz der Niederlagen, die er ihnen zugefügt hatte, dem englischen Verbündeten, der die von ihnen erhoffte Unterstützung ihnen nicht geleistet hatte, zu Hilfe zogen, dass und wie sie den Feind angriffen, der sie weit entfernt glaubte: das hat Napoleons Sturz besiegelt.

Für ihn hatte noch zuletzt Gneisenau persönlich auf das bedeutendste mitgewirkt, indem er die Verfolgung ohne gleichen in der Nacht vom 18. Juni leitete[10]; auf das äusserste waren nach seinem Wunsche die preussischen

4. Oktober 1814 an Rüchel, als er ihm über den Feldzug von 1814 berichtete: „Die Vorsehung hat Alles zum Bessern gewendet. Napoleon hat uns bessere Dienste geleistet durch seine Hartnäckigkeit, womit er alle Friedensanträge, demüthige sogar, verwarf, als das ganze Heer der Diplomatiker, und alle Bemühungen Metternichs zu Frankfurt und zu Chatillon, den Frieden zu unterhandeln, scheiterten an dem Übermuth des Korsischen Emporkömmlings. So sind die Begebenheiten oft grösser als die Menschen, die sie leiten wollen, und diese werden unaufhaltsam in jenen Strudeln fortgerissen.“ Siehe Jahrbücher für Deutsche Armee und Marine 27 (1878), 323.

[10]) Schon Treitschke hat für seine Schilderung von Gneisenaus persönlicher Thätigkeit am 16. u. 18. Juni die Erinnerungen von Bardeleben benutzt, auf die sich Landfermann in seiner diesem 1869 gewidmeten Schrift stützte; in dieser ist S. 73 auch ein Brief Gneisenau's an Bardeleben mitgetheilt; könnten nicht auch die anderen Stücke dieses vertraulichen Briefwechsels, die Bardeleben als „theures Besitzthum“ aufbewahrte, zugänglich gemacht werden? — Aus dem 1860 in Berlin bei Reimer veröffentlichten Lebensbild von Karl Wilhelm Kortüm ist zu ersehen, welche Sensation der bei Delbrück 2, 227 ff. gedruckte Brief Gneisenaus über die Schlacht von Belle-Alliance an Frau von Clausewitz und Frau von Dohna in Düsseldorf, wo damals Beide sich aufhielten, erregte — „schon ehe er geöffnet war; denn Gneisenau hatte auf die Adresse geschrieben: „man bittet, das Siegel zu betrachten“, und siehe, der Brief war mit Napoleons eigenem Petschaft gesiegelt, welches in seinem Wagen gefunden war.“ — Spätere beachtenswerthe Urtheile Gneisenau's über den Feldzug von 1815 finden sich in seinem von Sybel in der Hist. Zeitschrift 69, 281 f. gedruckten Brief vom 8. Juni 1831 an den Grafen Brühl, dem gegenüber er betonte, dass Napoleon allein die Schuld an dem verzögerten Abmarsch von Grouchy habe, und in seinem Schreiben an Benzenberg vom 1. November 1816 (im 2. Bd. des Jahrgangs 1860 der Grenzboten 9 ff.), in dem er von „Wellington's Blutschuld am 16.“ spricht. Indem er Benzenberg darauf hinweist, dass sich in dessen Schlachtbericht (im Rheinischen Merkur, wie aus Benzenbergs in der grossen Ausgabe der Gneisenau-Biographie 5, 158 abgedruckten Antwort sich ergiebt) Irrthümer fänden, fügt Gneisenau hinzu: „Wenn ein so heller Kopf dem Einflusse der historischen Irrthümer nicht entgehen kann, ich hätte beinahe gesagt der konstanten Grösse historischer Irrthümer, wie könnte es ein anderer. Darum gehe ich so ungern an Niederschreibung dessen, was ich gesehen habe, denn ich stehe unter demselben Einflusse, und bei mir, als handelnder Person, kommt noch die Leidenschaftlichkeit hinzu, womit ich erfüllt bin gegen Indolenz, Furchtsamkeit, (politische) Selbstsucht, Mangel an Vaterlandsliebe, Franzosensinn, Zaudern, Unentschlossenheit, Falschheit, Gleichgültigkeit gegen die grossen Zwecke des Lebens. Ich werde demnach mit dieser Arbeit warten, bis ich durch das Landleben etwas besänftigt sein werde.“

Kräfte angestrengt, um Europa von dem Dränger zu befreien, dessen Macht auf Preussen und Deutschland am schwersten gelastet hatte. Aber eben damit hing zusammen, dass die Wünsche, die Gneisenau und seine Gesinnungsgenossen für Deutschlands Neugestaltung hegten, zunächst sich nicht erfüllten. Das erschöpfte Preussen war nicht im Stande, den europäischen Mächten gegenüber die Rückgabe des Elsass an Deutschland, die vor allem Gneisenau 1814 und 1815 forderte, dessen Wiedergewinn er für so wichtig hielt, dass er 1814 rieth, lieber halb Belgien Frankreich zu lassen, durchzusetzen und befriedigend die deutsche Verfassungsfrage zu lösen.

Heute erkennen wir klar, wie schwere Arbeit vorangehen musste, ehe unter Preussens Führung das neue deutsche Reich gegründet und die alte deutsche Westmark wieder gewonnen werden konnte, und wie manche Vorarbeit dafür in Gneisenaus letzter Lebenszeit geleistet ist. Aber nicht minder begreiflich ist uns, dass ihn vieles trübe stimmte, was er in dieser Zeit der Abspannung gethan und unterlassen sah; er verabscheute alle revolutionären Agitationen, aber nicht minder die Thorheit und den Fanatismus der Demagogenjäger, die auch gegen ihn Argwohn zu erwecken suchten, ihn bekümmerte die Gährung, die beide Parteien wetteifernd förderten. Um so mehr hielt er sich verpflichtet, festzuhalten an den ethisch-politischen Grundanschauungen, von denen die Gesetze der Reformzeit datirt waren, die zwischen den Extremen die positive Mitte hielten, und in engem Zusammenhang damit steht, dass er sich treu blieb auch in den Empfindungen seines Gemüthslebens. Mit grösster Bescheidenheit sah er auf die Erfolge und die Stellung, die er errungen hatte. Seinem alten Jugendfreunde Siegling schrieb er[11]): „Wohl hätte ich mir es nicht träumen lassen, zur Zeit als wir mit kaum einigen Groschen in der Tasche in der schönen Gegend Erfurts herumwanderten, dass ich bis zum Feldmarschall dereinst aufsteigen würde. Aber so waltet das launige Glück! So mancher, der es weit eher als ich verdient hätte, musste fallen, während ich erhalten wurde.“ Natürlich lebte der Feldmarschall anders als der Hauptmann; trefflich verstand sich Gneisenau darauf, seine Gäste in dem schlesischen Gute Erdmannsdorf, das er sich erworben hatte und auf dem er mit Vorliebe in seinen letzten Jahren sich aufhielt, durch schöne Feste zu erfreuen. Aber für sich selbst blieb er einfach und bedürfnisslos. Er wohnte dort in einem Mansardenzimmer, das ihm wegen der Aussicht besonders lieb war. Alles prunkende Scheinwesen war ihm verächtlich; er sprach stets gegen den Tafelluxus, von dem nichts für die Nachwelt übrig bleibe; jeden anderen

[11]) Am Anfange des in der Hist. Zeitschrift 59, 305 und in den Mittheilungen zur Geschichte Erfurts 16, 75 abgedruckten Briefes vom 29. Juni 1825. Ebenso schrieb Gneisenau in dem a. a. O. 59, 306 ff. und 16, 82 ff. publizirten und auch von Treitschke in seiner Schilderung von Gneisenaus letzter Zeit (D. G. 4, 202) benutzten Brief vom 21. Mai 1831 dem alten Jugendfreund: „Du bist ein Sohn Deines Fleisses, ich ein Sohn des Glücks.“

fand er erspriesslicher für den Staat, den der Tafel ganz todter Natur und selbst Geist und Unterhaltung ertödtend. Und geistige Anregung verschiedenster Art suchte und gab Gneisenau besonders auch im geselligen Verkehr. So ist heute erst recht erkennbar die Bedeutung seines Umganges mit seinen schlesischen Gutsnachbarn, der Familie des Prinzen Wilhelm, bei dem er in dessen Sohn, dem Prinzen Adalbert, das Interesse für die Gründung einer Flotte erweckt hat[12]); deshalb pflegte er auch die Verbindung mit Schriftstellern und Künstlern. Mit Recht pries die Berliner philosophische Fakultät, als sie ihn zusammen mit den andern Feldherrn im Befreiungskrieg 1814 zum Doktor promovirte, neben seinen kriegerischen Verdiensten auch den Mann von Geist und Wissen[13]); eifrig betrieb er im folgenden Jahre in Paris die Rückgabe der von den Franzosen entführten Kunstschätze und Handschriften; sehr lag ihm dann am Herzen die „kostbare Gemäldesammlung" der Brüder Boisserée für Berlin zu gewinnen, damit sie „von da aus Kunstsinn und Enthusiasmus für Kunst" verbreite. An die preussischen Universitäten rieth er „die eminentesten deutschen Gelehrten zu ziehen", und so bescheiden er stets über seine Kenntnisse sprach, deutlich traten doch in seinen Gesprächen die Vielseitigkeit seiner Interessen und seine Schätzung jeder höheren Bildung hervor. Auch im Feld hat er sich deshalb gern mit Karl von Raumer und Steffens unterhalten; einen brieflichen eingehenden Gedankenaustausch hat er mit Niebuhr und Benzenberg gepflogen, manche Stunde in Berlin mit der alten Genossin des Weimarer

---

[12]) Ausdrücklich hebt Batsch in seinem Buch über Prinz Adalbert von Preussen (Berlin 1890) S. 30 u. 45 hervor, dass „die eigentliche Grundlage, für das, was Prinz Adalbert erstrebte, von Gneisenau stammte", dass „für des Prinzen jugendliches Dichten und Trachten nach Ozean, Weltverkehr und Flotte er in dem Feldmarschall den eifrigsten ernsthaftesten Freund und Berather fand". Auch die Gräfin Reden erkannte in ihren Briefen an, wie anregend und liebenswürdig Gneisenau in dem gutsnachbarlichen Verkehre war; sie fand durchaus bestätigt, was ihr Stein geschrieben hatte, dass ihr der Umgang mit diesem geist- und thatenreichen Mann manche interessante Stunde geben werde; gross und allgemein, bemerkt sie, war die Trauer um seinen Tod. S. C. Reuss, Gräfin Friderike von Reden I. 281 ff. 495.

[13]) In den von Tieck und Raumer herausgegebenen nachgelassenen Schriften Solger's sind 2, 765 ff. auch die Elogia mitgetheilt, die er als damaliger Dekan der Berliner philosophischen Fakultät bei der Ehrenpromotion von Hardenberg, Blücher, Tauentzien, York, Kleist, Bülow und Gneisenau vom 3. August 1814 verkündete. Über Gneisenaus Bemühungen um den Rückgewinn der nach Paris entführten Kunstschätze s. namentlich Reifferscheids Aufsatz über E. v. Groote in der Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtskunde 1, 30 ff.; die angeführten Äusserungen Gneisenaus über die Boisserée'sche Sammlung Sulpiz Boisserée (Stuttgart 1862) 1, 322. Sein Interesse für die Kölner Kunstsammlungen sprach Gneisenau auch Benzenberg gegenüber aus, den er auch an den „liebenswürdigen Künstler" Schinkel empfahl. Leider sind von dem Briefwechsel Gneisenaus mit Benzenberg Delbrück nur die Schreiben des Letzteren bekannt geworden; Gneisenaus Briefe an ihn sind schon 1860 im 2. Bd. der Grenzboten gedruckt; unter ihnen sind ausser dem schon oben in Anmerkung 10 angeführten besonders lesenswerth die Schreiben vom 11. Dezember 1817, vom 19. Januar und vom 23. September 1818 und vom 30. März 1820.

Dichterkreises Amalie von Helvig-Imhof und mit Bettina[14]) verplaudert. In solchem Verkehr, in lebendiger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und durch ernsthafte Lectüre strebte er auch jetzt sich weiter zu bilden. Was er seiner Tochter Agnes empfahl, das übte er selbst, „die Kultur seiner Seele denjenigen Zerstreuungen vorzuziehen, die man Vergnügungen nennt und die es eigentlich nicht sind".

In solcher Stimmung bestärkte ihn der schwere Schlag, der ihn 1822 traf, als seine eben genannte geliebte Tochter ihm, ihrem Mann, dem ältesten Sohn von Scharnhorst, mit dem sie in glücklichster Ehe lebte, und drei kleinen Kindern durch plötzlichen Tod entrissen wurde. In ergreifenden Briefen hat ihr Vater seinem tiefen Schmerze Ausdruck gegeben. Doch strebte er danach, sich durch diese Schwermuth nicht überwältigen zu lassen. „In Gesellschaft, schrieb er, lasse ich mich nicht von meinen Kummer beschleichen, aber in der Einsamkeit überlasse ich mich ihm gerne und fühle mich durch ihn veredelt. Diese stille Trauer ist mir lieb geworden und ich möchte sie gegen keinen anderen Zustand vertauschen." So sprach er sich gegenüber den Freunden aus, mit denen er am innigsten in diesen Jahren verkehrte, dem Clausewitz'schen Ehepaar, dem grossen militärischen Denker, dessen Talent er über das seinige setzte, den er als Scharnhorsts Johannes bezeichnete, während er nur sein Petrus gewesen sei, und seiner Frau Marie, der geborenen Gräfin Brühl; wer ihren

[14]) Über Gneisenaus Verkehr mit Amalie von Helvig-Imhoff siehe Henriette von Bissing, das Leben der Dichterin Amalie von Helvig geb. Freiin von Imhoff, Berlin 1889, S. 221 ff. 373 ff. Zwei Briefchen Gneisenaus an Bettina von Arnim sind in der oben erwähnten Sammlung aus Varnhagens Nachlass 2, 276 ff. gedruckt. „Auch ich, schrieb er ihr 1820, theilte die Vorurtheile, die gegen Sie in der Gesellschaft umhergehen. Ihr tiefer philosophischer Blick, Ihr fertiger und leichtfertiger Witz, fesselten endlich meine Aufmerksamkeit. Die edle Art wie Sie von Ihrem Mann mündlich und schriftlich redeten, gewann Ihnen endlich mein Vertrauen und ich legte jedes Vorurtheil gegen Sie ab und hatte meine Freude an Ihnen, wie ein Vater an seiner geistreichen Tochter, wenn ich auch nicht immer Ihre Vernachlässigung der konventionellen Formen zu vertheidigen vermochte und Ihnen gern zuweilen eine väterliche Vermahnung gegeben hätte, wozu ich jedoch des Rechtes sowie der Hoffnung des Erfolges entbehrte." In dem folgenden Billet aus dem März 1827 meldet Gneisenau an Bettina, er trage die Umrisse ihres Entwurfes zu einem Basrelief für das Monument zum Andenken des Königs von Baiern noch immer in angenehmer Erinnerung mit sich herum und werde sich auch nicht von ihnen trennen. „Sie sehen, wie sehr ich der Künstlerin huldige; die Philosophie vermag ich nicht zu erreichen, sie steht mir zu hoch." — Unmittelbar darauf sind ebenda eine poetische Einladung von Gneisenau aus dem Jahre 1828 an Julie von Egloffstein und ihre Antwort gedruckt; nach Goethischem Muster begann hier Gneisenau:

Kennst Du das Land, wo Dein Gedächtniss blüht?
Durch dunkles Laub die Abendsonne glüht?

Dass auch Goethe selbst im Juli 1819 ein Gedicht an Gneisenau richtete, hat Burdachs Ausgabe des westöstlichen Divan gezeigt: es ist das im Buche der Betrachtungen zuerst 1827, jetzt in der Weimarer Ausgabe 6,73 gedruckte, das mit den Worten anfängt:

Den Gruss des Unbekannten ehre ja!
Er sei Dir werth als alten Freundes Gruss.

köstlichen Briefwechsel mit ihrem Manne gelesen hat, wird es voll verständlich finden, dass Gneisenau ihr aus dem Felde geschrieben hatte: „Für solche Frauen schlägt man sich gern.“ Sonnige Tage haben sie zusammen in Koblenz[15]) verlebt, wo unmittelbar nach dem Frieden Gneisenau das Generalkommando übernahm und um ihn ein Kreis hochbegabter Patrioten sich scharte. Sehr verschieden unter einander, waren sie einig in dem Bestreben, auch im Frieden den Geist zu bewahren und zu bethätigen, in dem ihr Haupt kühn das Vaterland befreit hatte, mit deutschem Geist das Deutschland wiedergewonnene Land zu erfüllen. „Es lag, schrieb Frau v. Clausewitz später an Gneisenau, ein ganz eigener Zauber darin, gerade mit Ihnen dort zu sein, jede Freude über die himmlische Gegend, jeder frohe Gedanke an die Befreiung schien neuen Dank, neue Verehrung für den Befreier zu heischen.“ Freilich trat schon 1816 Gneisenau von dieser Stellung zurück: aber als er dann zum Mitglied des Staatsrathes und zum Gouverneur von Berlin ernannt nach der Hauptstadt kam, war es ihm eine besondere Freude, dass auch Clausewitz dorthin berufen und auch ein Verwandtschaftsband zwischen ihnen geknüpft wurde, indem der jüngere Bruder der Frau v. Clausewitz Gneisenaus dritte Tochter Hedwig heirathete. Und wie in Koblenz, trat Clausewitz ihm dann auch in Posen als Chef des Generalstabes zur Seite, als Gneisenau nach dem polnischen Aufstande von 1830 mit dem Oberbefehl über die desshalb an der polnischen Grenze mobilisirten Armeekorps betraut wurde. Mehr als die Sorge um die Polen beschäftigte beide Freunde der Gedanke an die von Frankreich drohende Gefahr. Da näherte sich von Osten der Grenze ein

---

[15]) Über Gneisenaus Koblenzer Tage und seinen dortigen Kreis vgl. ausser den Schilderungen von Delbrück und Treitschke (D. G. 2, 190 f.) die Litteratur, die ich in meinem Buch über Johannes Schulze S. 178 zusammenstellte. Hier hob ich S. 180 auch Äusserungen Gneisenaus aus seinen Gesprächen mit Schulze und besonders das im letzten Absatz dieses Vortrages citirte Urtheil hervor, das Gneisenau über den Grund von Napoleons Sturz fällte. Auch der Gräfin Reden sprach Gneisenau mit Bewunderung von „Napoleons Genie“ und ebenso betonte er in einem Brief an seinen Schwiegersohn Brühl (H. Z. 69. 252) die „grossen Geistesmittel des ausserordentlichen Menschen für Heerführung und Staatenverwaltung“, nachdem er die ihn in hohem Grade fesselnden Memoiren von Bourrienne gelesen hatte. Besonders anschaulich führen uns den geselligen Verkehr in Koblenz und die Bewunderung und Liebe, die Gneisenau dort gezollt wurden, die von Meusebach gedichteten „Eintags-Schönchen auf- und abgeblüht zu Koblenz am Rhein 1814 bis 1818“ vor Augen, die der Dichter als Manuscript für nähere Freunde drucken liess und von denen das Sixt von Armin geschenkte Exemplar jetzt auf der Berliner Königlichen Bibliothek aufbewahrt wird. Hier ist S. 41 auch zuerst das an den Schluss dieses Vortrages wie der Vorreden von Pertz und Delbrück gestellte Gedicht von Meusebach mitgetheilt, das er mit Gneisenaus Bild an seinen Freund Dr. F. Hofmann geschickt hat, und ebenso S. 21 ff. der Prolog, den bei einer Meusebach'schen Abschiedsgesellschaft zu Ehren Gneisenaus Emma von Jasmund sprach. Schon hieraus und aus dem bei Delbrück 2, 330 f. gedruckten Brief an Stosch ergiebt sich, dass Gneisenau nicht schon im Juni 1816 Koblenz verlassen hat: nach den als Manuskript für seine Freunde 1857 von Bärsch gedruckten „Erinnerungen aus seinem vielbewegten Leben“ ist Gneisenau am 13. Juli von dort abgereist: auch in dieser Schrift sind einige Briefe Gneisenaus mitgetheilt.

schlimmerer Feind als Franzosen und Polen — die Cholera. Auch vor ihr zitterte Gneisenau nicht. Am 9. August 1831 schrieb er seiner Frau: „Wenn mir die Wahl gelassen würde, welcher Todesart ich sterben wolle, so würde ich mir nächst einer Kanonenkugel oder einem sanften Schlagfluss die Cholera wählen. Wenn man 71 Jahre alt geworden ist, die geistige und die Körperkraft sich gemindert haben, dann kann man wohl wie ich mit Ruhe in Hinsicht auf sich selbst inmitten der Seuche diese mit Gleichgültigkeit betrachten und seine Besorgniss nur den andern Bedrohten widmen.“ In der Nacht vom 22. auf den 23. August ergriff ihn die Krankheit, in der folgenden Nacht ist er ihr erlegen.

Wer den Lebensgang, den ich hier kurz zu skizziren versuchte, mit dem Moltkes vergleicht, dem treten auf das deutlichste die Verschiedenheiten Beider, ihrer Zeit und ihrer Aufgaben, ihrer Naturen und ihrer Bildung entgegen. Aber nicht minder lehrreich und besonders erfreulich ist es, sich zu vergegenwärtigen, worin Beide sich glichen. Beider Lehrmeister in der Strategie ist Napoleon gewesen, und niemand hat entschiedener seine geniale Kraft anerkannt, als der Feldherr, der zu seiner Besiegung das Beste gethan hat. „Unsere Klugheit, sagte er, hat ihn nicht überwunden, sondern die hohe, ihm unverständlich gebliebene Begeisterung und Vaterlandsliebe des preussischen Volkes.“ Stets hat Gneisenau seine Hoffnung, dass Napoleon gestürzt werde, eben darauf gegründet, dass er in seiner masslosen Selbstsucht die Rechte und Gefühle der Nationen verletzte und jeden Verständnisses entbehrte für die idealen Kräfte im Leben der Individuen und Völker. Dass und wie Gneisenau und Moltke ihre in Napoleons Schule geübte Kraft in den Dienst ihrer Nation gestellt und bei ihr und im eignen Inneren die idealen Kräfte gestärkt haben, das hat nicht nur ihre Siege ermöglicht, das macht auch die Beschäftigung mit ihnen menschlich so erquicklich. Seine Erinnerungen an Moltke hat Graf Bethusy kürzlich mit den Worten geschlossen, dass er und die Seinen ihn nicht nur hätten verehren, sondern auch lieben müssen. Ich weiss nicht, ob ihm bekannt war, dass genau mit dem gleichen Ausdruck Meusebach die Stimmung von Gneisenaus Verehrern dahin zusammengefasst hat, dass sie nicht zu unterscheiden wüssten, ob sie ihn verehren oder lieben müssten. Was sie an den Helden fesselte, das sprach ebenfalls Meusebach einem Freunde aus, als er ihm ein Bild Gneisenaus übersendete. Es solle, schrieb er,

Den Mann ihm zeigen, dess das Herz mir voll,
Wiewohl mein Lied nicht würdig, ihn zu preisen.

Das ist er, sieh, der Mann von Stahl und Eisen,
So war er da, wo vorn sein Schlachtruf scholl,
So da, wo Feindes Strom am dicksten quoll,
Bald musst' ihm Feindes Fuss die Ferse weisen.

Doch seine Würd' und Huld und klare Milde,
Vor seinem Ruhm das eigene Erröthen
Und wie er heit're Ehrfurcht rings gebietet:

Das alles steht hier freilich nicht im Bilde;
Für uns auch, die ihn kannten, nicht von Nöthen!
Denn unsre Brust sein treustes Bild behütet.

Karl Ludwig.

A. Nachruf von ADOLF FICK.

Der 23. April ist in diesem Jahre für die deutsche wissenschaftliche Welt zu einem Gedächtnisstage der Trauer geworden, denn es ist an diesem Tage eine ihrer hellsten Leuchten erloschen, durch den Tod des grossen Physiologen Ludwig in Leipzig. Die zahlreiche Schar seiner dankbaren Schüler war gerade damit beschäftigt, eine würdige Feier seines 80. Geburtstages im nächsten Jahre zu planen. Ludwig hat also das Maass der Jahre nahezu erreicht, das nach den Worten des Psalmisten dem Menschen als höchstes zugemessen ist; er hat diese Jahre mit einem Maasse von fruchtbarer Arbeit erfüllt, wie es nur selten einem Menschen beschieden ist, und dennoch waren wir berechtigt noch eine Fülle von Leistungen von dieser unerschöpflichen Kraft zu erwarten. Denn noch in der letzten Zeit, ehe die für das höhere Lebensalter so verhängnissvolle Influenza ihn ergriffen hatte, war er als Forscher und Lehrer mit gleicher Energie thätig wie in früheren Jahren. Schon wieder auf dem Wege der Genesung, dachte er keineswegs daran auf seinen Lorberen auszuruhen, sondern nur an alsbaldige Wiederaufnahme der gewohnten angestrengten Thätigkeit, als ein plötzlicher Herzstillstand seinem Leben ein sanftes Ende machte.

Ludwigs äusserer Lebenslauf ist ohne stürmische Wogen ruhig dahingeflossen, wie das bei den Männern der Wissenschaft überhaupt meistens der Fall ist. Wie die hervorragenden Geister Deutschlands fast alle, entstammt er der mittleren Gesellschaftsschicht. Carl Friedrich Wilhelm Ludwig ist geboren am 29. Dezember 1816 zu Witzenhausen in Kurhessen als der zweitälteste von fünf Söhnen und zwei Töchtern eines pflichtgetreuen angesehenen Rentbeamten, vordem schneidigen Reiteroffiziers. Die Übersiedelung des Vaters nach Hanau hatte zur Folge, dass er in dieser Stadt das Gymnasium absolvirte. Er bezog die Universität seines engeren Vaterlandes Marburg und widmete sich dem medizinischen Studium. Allen, die Ludwig im reiferen Alter gekannt haben, als einen geradezu auffallend besonnenen, jeder Extravaganz in ungewöhnlichem Maasse abgeneigten Mann, wird es überraschend sein zu erfahren, dass er sich als Student in den ersten Jahren mit grossem Eifer dem Korpsleben und selbst dem Mensurensport hingab, so dass er sogar — wozu damals freilich wenig gehörte — mit dem Disziplinargerichte in Konflikt geriet und für einige Zeit von der Universität Marburg verwiesen wurde. Man kann unmöglich annehmen, dass eine so tief und zart angelegte Natur wie Ludwig durch das Treiben der Korpsburschen an und für sich hätte angezogen werden können. Immerhin lag es in seiner Art, sich in allem, was er trieb, energisch und unerschrocken hervorzuthun. Für die leere Seite des studentischen Treibens hat er übrigens im späteren Leben niemals auch nur die geringste Sympathie gezeigt, was man heutzutage bei Männern, die als Studenten den Korps angehört haben, nicht häufig wahrnimmt. Die Wegweisung von der Universität Marburg veranlasste Ludwig zunächst an der Chirurgenschule in Bamberg und an der Universität Erlangen seine Studien fortzusetzen. Nach Marburg zurückgekehrt, kehrte er mit aller Entschiedenheit — nicht ohne dadurch in unliebsame Konflikte zu kommen — dem Treiben seiner ersten Semester den Rücken und warf sich nun mit seiner ganzen Energie auf die wissenschaftliche Arbeit. Er wurde 1839 zum Doktor promovirt und 1841 als Prosektor am anatomischen Institute angestellt. 1842 erhielt er die venia legendi für Physiologie und 1846 auf An-

trag des Professor L. Fick die Anstellung als Professor extraordinarius für vergleichende Anatomie. Es war ein günstiger Zufall, dass in jenen Jahren dieser nur wenige Jahre ältere intime Jugendfreund Ludwigs Vorstand des anatomischen Institutes war, der ihm in liberalster Weise einen Theil der reichen Mittel dieses Institutes für seine physiologischen Untersuchungen zur Verfügung stellte, für welche in damaliger Zeit noch kein besonderer Etat ausgeworfen war.

Im Jahre 1849 wurde Ludwig als Professor der Anatomie und Physiologie nach Zürich berufen, und er verheirathete sich kurz darauf mit der Tochter des Juristen Professor Endemann, mit der er sich bereits in Marburg verlobt hatte. Er hat in dieser edlen Frau eine seiner vollkommen würdige Lebensgefährtin gefunden, die in wahrhaft idealer Ehe 45 Jahre lang Freud und Leid mit ihm getheilt hat, und die noch in der letzten Krankheit bis zum letzten Athemzuge keinen Augenblick von seiner Seite gewichen ist. Die Ehe war durch zwei Kinder gesegnet, einer Tochter, jetzt vermählt mit Alfred Dove, und einem Sohne, der schon in frühem Knabenalter den Eltern durch den Tod entrissen wurde.

Im Jahre 1855 folgte Ludwig einem Rufe als Professor der Physiologie an die medizinische Militärakademie (Josephinum) zu Wien, wo er 10 Jahre lang wirkte. In diese Zeit fallen mehrere Verhandlungen über Berufungen an preussische Universitäten. Es ging damals in der wissenschaftlichen Welt das Gerücht, die preussische Regierung habe seine Berufung nicht ausgeführt, weil er der materialistischen Weltanschauung huldige. Im Jahre 1857 erging übrigens an ihn eine thatsächliche Berufung nach Breslau, die er ablehnte. Im Jahre 1865 übernahm er als Nachfolger von Ernst Heinrich Weber die physiologische Professur in Leipzig. Er war der Nachfolger dieses hervorragenden Mannes auch in dem Sinne, dass dieser bis dahin der Führer der deutschen Physiologie gewesen war und dass diese Stellung nun unbestritten von Ludwig eingenommen wurde. Er behielt sie bis an sein Lebensende.

Diesen im Umriss gezeichneten Rahmen des Lebens hat Ludwig durch wissenschaftliche Arbeit in einer Weise ausgefüllt, dass man — obgleich ja der Rahmen ungewöhnlich weit ist — über die Fülle erstaunen muss.

Als Ludwig im Anfange der 40er Jahre seine wissenschaftliche Thätigkeit begann, bereitete sich in der Physiologie eine vollständige Umgestaltung der Grundanschauungen vor. Bis dahin hatte man für selbstverständlich gehalten, dass in dén lebenden Wesen die Materie nicht ausschliesslich von den auch in der unorganischen Natur wirkenden Kräften bewegt würde, sondern daneben noch von spezifischen Lebenskräften, die gleichsam mit Bewusstsein nach bestimmten vorgesetzten Zwecken wirken sollten. Man pflegt diese Richtung der Physiologie als die „vitalistische“ zu bezeichnen. Nur einzelne Probleme der Physiologie waren bis dahin von hervorragenden Forschern als physikalische behandelt worden, aber selbst diese, wie E. H. Weber, Johannes Müller, Volkmann und andere, hatten nicht die letzte Konsequenz gezogen, die in der Physiologie nur eine Physik und Chemie oder eine Mechanik — im weiteren Sinn dieses Wortes — der lebenden Wesen sehen muss, die eine Lebenserscheinung nur dann als erklärt ansehen kann, wenn nachgewiesen ist, dass sie hervorgebracht ist durch das Aufeinanderwirken der materiellen Theilchen der lebenden Wesen nach den Gesetzen, nach denen dieselben Theilchen auch ausserhalb lebender Wesen aufeinander wirken.

Ludwig war unter den ersten, die diese Konsequenz gezogen haben. Er gehört zu den Stiftern der mechanischen Schule der Physiologen. Mitstreiter gegen die vitalistische Richtung fand er in dem glänzenden Berliner Dreigestirn Brücke, du Bois-Reymond und Helmholtz, mit denen ihn auch innige persönliche Freundschaft verband. Diesen drei Physiologen war es wesentlich

leichter gemacht, sich von den Banden eines unklaren Vitalismus zu befreien, denn sie lebten in Berlin in einer Atmosphäre, die ganz von physikalischen Anschauungen geschwängert war in täglichem Verkehr mit hervorragenden Physikern wie Dove, Magnus, Clausius und Anderen. Ludwig entbehrte in Marburg solcher Anregungen von aussen gänzlich, allenfalls könnte der berühmte Chemiker Bunsen, der damals in Marburg wirkte, einigen Einfluss in der fraglichen Richtung auf ihn gehabt haben. Doch ist es wahrscheinlich, dass er das Laboratorium Bunsens erst aufsuchte, nachdem er sich für die mechanische Auffassung der Lebensvorgänge innerlich entschieden hatte und nun das Bedürfniss empfand, sich mit den exakten Methoden der unorganischen Naturwissenschaft bekannt zu machen. Es giebt uns eine besonders hohe Meinung von der Energie seines Denkens, dass er eben ganz selbständig die neue Richtung eingeschlagen hat, die durch ihn im Verein mit den eben Genannten alsbald zur allein herrschenden gemacht wurde.

Es mag hier im Vorbeigehen bemerkt sein, dass sich in allerjüngster Zeit wohl in innerem Zusammenhange mit den rückläufigen Strömungen auf anderen Kulturgebieten eine Reaktion gegen die klare und konsequente mechanische Richtung der Physiologie bemerklich macht.

Zu dem Siege der mechanischen Richtung trug Ludwig am meisten bei durch sein 1852 erschienenes den Freunden Brücke, du Bois-Reymond und Helmholtz gewidmetes Lehrbuch der Physiologie bei. Es war das erste, das konsequent im Geiste der mechanischen Auffassung geschrieben ist, und brachte eine ausserordentliche Wirkung hervor.

Seine folgenreichste wissenschaftliche That vollbrachte Ludwig schon in der Zeit seiner Marburger Wirksamkeit. Es war die Erfindung des Kymographion (1847) — ein wahres Ei des Columbus. In dieser Beziehung lässt sich die Erfindung des Kymographion mit der Erfindung des Augenspiegels vergleichen: aber auch noch in einer anderen Beziehung, denn wie mit der Erfindung des Augenspiegels eine neue Aera der Ophthalmologie beginnt, so beginnt mit der Erfindung des Kymographion eine neue Aera der physiologischen Methodik, nämlich die der selbstregistrirenden graphischen Darstellung, die dann erst von der Physiologie aus auch in anderen Naturwissenschaften verbreitet worden ist. Die Sache ist einfach diese. Schon oft hatte man den Druck des Blutes in einem Gefässe des lebenden Thieres gemessen, indem man den einen Schenkel einer U-förmigen mit Quecksilber zur Hälfte gefüllten Röhre mit dem Inneren des Blutgefässes in Verbindung setzte. Der Blutdruck trieb dann das Quecksilber im andern offenen Schenkel so hoch hinauf, bis die Höhendifferenz der Quecksilberniveaus in beiden Schenkeln dem Blutdrucke gleich ist. Nun kann man meistens mit Auge und Maassstab den raschen Schwankungen dieses Druckes nicht folgen. Ludwig kam auf den genialen Einfall, der einem hinterher allerdings unendlich naheliegend vorkommt, auf den offenen Schenkel der Röhre ein Stäbchen mit einer seitlich angebrachten Zeichenspitze zu setzen. Diese schwankt mit dem Quecksilberniveau auf und ab, und wenn sie an einer vorübergeführten Fläche gleitet, an der sie eine Spur hinterlässt, so zeichnet sie eine wellenartige Kurve, aus der man hinterher die zeitlichen Schwankungen des Blutdruckes, die durch die Herzkontraktionen hervorgerufen werden, in aller Musse ablesen kann. Der Herzschlag hat sich also selbst aufgeschrieben. Die erste so gewonnene Kurventafel, auf der nach ähnlichem Prinzip auch noch die Athemzüge graphisch dargestellt waren, hat Ludwig seinem Schüler Mosso geschenkt mit der für ihn charakteristischen Aufschrift: „der Sammlung des Freundes Mosso stiftet dieses erste Stammeln des Herzens und der Brust, K. Ludwig“. Es ist begreiflich, welcher vielseitigen

Anwendung solche graphische Methoden fähig sind. Man studirt heutzutage eine ungeheure Anzahl von physiologischen Vorgängen, denen man mit dem Auge nicht zu folgen vermag, indem man sie sich selbst aufzeichnen lässt. Die subtilen Arbeiten von Helmholtz und seinen Nachfolgern in der Muskel- und Nervenphysiologie wären ohne die graphische Methode nicht möglich gewesen und sind also mittelbar dem von Ludwig gegebenen Anstosse zu verdanken. Die selbstregistrirenden Vorrichtungen bilden gegenwärtig wohl den meistgebrauchten Theil des Rüstzeuges unserer Laboratorien und es erscheint kaum eine Nummer einer physiologischen Zeitschrift, in der nicht Tafeln mit graphischen Darstellungen enthalten sind.

Ein anderes überaus sinnreiches Werkzeug zur Erforschung der Blutbewegung ist die von Ludwig ersonnene Stromuhr; sie gestattet das Blut aus einem Gefässe des lebenden Thieres zeitweise nach aussen und dann wieder in das Gefäss zurückzuführen und auf diesem Wege kubikcentimeterweise abzumessen.

Von den thatsächlichen Entdeckungen Ludwigs können hier nur einige wenige namhaft gemacht werden, deren Bedeutung auch dem Laien ersichtlich ist. Da sind vor Allem seine bahnbrechenden Untersuchungen über den Einfluss des Nervensystemes auf die Drüsenabsonderung hervorzuheben. Bis dahin hatte man die Drüsen für eine Art von Filtern gehalten, die von dem durchströmenden Blute gewisse Theile durchtreten und aus den Ausführungsgängen ausfliessen lassen. Ludwig zeigte im Jahre 1851, dass die Zellen vieler Drüsen, insbesondere der Speicheldrüsen, auf Nerveneinfluss in ähnlicher Weise wie die Muskeln thätig werden, und durch chemischen Umsatz neue Verbindungen erzeugen, die sie mit grosser Kraft aus dem Ausführungsgange hervordrängen. Dass es sich hierbei um chemische Prozesse handelt, erwies er auch noch dadurch, dass dabei wie bei der Muskelthätigkeit erhebliche Mengen von Wärme frei werden.

Eine stattliche Reihe von Arbeiten aus Ludwigs Laboratorium, die über viele Jahre zerstreut sind, hat die sogenannten Blutgase zum Gegenstande. So nennt man die im Blute locker gebundenen Mengen von Sauerstoff und Kohlensäure, die bei der Athmung mit der äusseren Atmosphäre ausgetauscht werden, und die somit die Hauptposten thierischen Stoffwechsels ausmachen. Die meisten grundlegenden Thatsachen dieses wichtigen Gebietes verdanken wir Ludwig und seinen Schülern.

Eine andere Reihe von Arbeiten seines Laboratoriums beschäftigt sich mit der Untersuchung des Nerveneinflusses auf die Blutgefässe, der die Vertheilung des Blutstromes in die einzelnen Organe beherrscht. Der grösste Theil unserer Kenntniss dieses Gegenstandes, insbesondere die Kenntniss vom Zentrum des Gefässnervensystems im verlängerten Rückenmarke, ist durch diese Untersuchungen gewonnen.

Es giebt aber auch kein anderes Gebiet der Physiologie, das nicht durch Arbeiten aus Ludwigs Laboratorium wichtige Bereicherungen erfahren hätte. Ausser der Physiologie im engeren Sinne des Wortes wurde in diesem Laboratorium die Erforschung des feineren Baues der Organe, die sogenannte Histiologie, betrieben, die natürlich dann am fruchtbarsten ist, wenn ihr der Physiologe die Fragen stellt. Von den histiologischen Leistungen Ludwigs mögen seine wichtigen Arbeiten über den Bau der Niere besonders hervorgehoben werden.

Von dem Umfange seiner Forscherthätigkeit kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich folgende Angaben vergegenwärtigt. In den ersten Jahren seiner literarischen Thätigkeit veröffentlichte er in Henle und Pfeufers Zeitschrift für rationelle Medizin, dann in den Berichten der Wiener Akademie, deren Mitglied er war. Jeder Jahrgang dieser Zeitschriften von 1841 bis 1865 enthält zahlreiche Abhandlungen aus Ludwigs Feder. Von 1866 bis 1876 veröffentlichte

er seine Arbeiten in den Berichten der sächsischen königlichen Gesellschaft, und liess sie auch gesondert herausgeben, jedes Jahr einen Band von durchschnittlich 300 Seiten. Seit 1877, also die letzten 17 Jahre, erschienen die Arbeiten des Leipziger Laboratoriums in der physiologischen von du Bois-Reymond herausgegebenen Abtheilung des Archivs für Anatomie und Physiologie. Sie machten wohl etwa die Hälfte der 17 starken Jahresbände dieses Archives aus.

Die Forschung Ludwigs ist nicht blos durch die Gedankenfülle hervorragend, sie ist noch besonders ausgezeichnet durch eine gewisse Kühnheit, die nicht zurückschreckte vor Aufgaben, deren Lösung ganz unüberwindliche experimentelle Schwierigkeiten zu bieten schien.

Die Forscherthätigkeit wurde bei Ludwig, wenn es möglich ist, noch überboten von seiner Thätigkeit als Lehrer. Hierin steht er geradezu einzig da, und es wird schwerlich sobald ein ihm Gleicher erstehen. An gewandten und anregenden Kathederlehrern hat es wohl nie gefehlt, aber ihm erst ist es gelungen, eine Schule selbständiger Forschung zu gründen, worin ihm die chemische Schule Liebigs als Vorbild diente. In dieser Wissenschaft mit ihrem verhältnissmässig gleichartigen und begrenzten Gebiete und ihren hochentwickelten Methoden ist es ein Leichtes, die Schüler eines Laboratoriums zu selbständiger Forschung anzuleiten. In der Physiologie, die chemische, physikalische, vivisektorische, anatomische und andere Methoden zur Lösung ihrer ganz ungleichartigen Probleme fordert, ist das offenbar unendlich viel schwieriger. Hier eine Schule selbstständiger Forschung zu gründen, erfordert eine ganz besonders beanlagte Persönlichkeit. Die Grundbedingung ist natürlich die Liebe zur wissenschaftlich strebsamen Jugend, die Ludwig im höchsten Maasse besass. Sie gewann ihm die Herzen der Schüler. Dazu muss aber eine unerschöpfliche, vielseitige Gedankenfülle kommen, aus der dem Lehrer jeden Augenblick Aufgaben zuströmen, wie sie für die besonderen Fähigkeiten und Interessen der einzelnen sich zufällig darbietenden Schüler angemessen sind. Selbstverständlich darf eine unermüdliche Arbeitskraft nicht fehlen. Dank dem Verein jener Eigenschaften erzielte Ludwig einen Erfolg, der in der Geschichte der Physiologie einzig dasteht. Das Leipziger Laboratorium war das Mekka der Physiologen, dem die Jünger aus beiden Hemisphären zuströmten. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, dass kaum ein junger Mann in den letzten 30 Jahren die Physiologie zu seinem Berufe gemacht hat, der nicht einige Zeit im Leipziger Laboratorium gearbeitet hätte.

Obgleich es Ludwig in wirklich ungewöhnlichem Maasse verschmäht hat, durch besondere Mittel die Aufmerksamkeit auf seine Leistungen zu ziehen, so hat es ihm doch auch an äusseren Anerkennungen und Ehrungen nicht gefehlt. Die meisten bedeutenden wissenschaftlichen Körperschaften aller Länder haben sich die Ehre gegeben, Ludwig zum Mitgliede zu wählen; insbesondere ist ihm die seltene Auszeichnung zu Theil geworden, unter die Ritter des Ordens pour le mérite aufgenommen zu werden. Sein Landesherr und andere Fürsten haben seine Verdienste durch Verleihung hoher Titel und Orden anerkannt. Die Stadt Leipzig hat ihn zum Ehrenbürger gemacht. Am meisten Freude hat ihm selbst wohl die begeisterte Anerkennung seiner Schüler bereitet, die in mehreren grossartigen festlichen Veranstaltungen an besonderen Gedenktagen sichtbaren Ausdruck gefunden hat.

Vor dem Leserkreise dieser Zeitschrift, der nicht aus Physiologen besteht, ist es wohl am Platze, zur Rechtfertigung der vivisektorischen Thätigkeit, die gerade Ludwig in sehr grossem Umfange getrieben hat, ein Wort zu sagen. Er hat diese Thätigkeit stets als eine schwere Pflichterfüllung angesehen, die eben

nicht zu entbehren ist, wenn unsere Kenntniss der Lebenserscheinungen zum Segen der leidenden Menschheit gefördert werden soll. Wie sehr Ludwig von Mitleiden auch für die Thiere durchdrungen war, hat er durch aufopferungsvolle Arbeit für den Thierschutzverein gezeigt, dessen langjähriger Vorsitzender er gewesen ist. Im Laboratorium bethätigte er dies Mitleiden durch die peinlichste Schonung der Thiere, soweit es mit dem Zwecke des Versuches verträglich ist. Wer an den Leiden der Thiere bei Vivisektionen Anstoss nehmen möchte, der bedenke doch, dass wohl jedes Thier in der freien Natur durch seine unerbittlichen Gegner im grausigen Kampfe ums Dasein weit mehr leidet und unter viel schwereren Qualen verendet, als ein Thier, das in tiefer Narkose auf dem Versuchstische des Laboratoriums verblutet. Solange man noch ruhig zusieht, wie Tausende — nicht um ihren Hunger zu stillen, sondern — zum Vergnügen Auerhähne beschleichen und Rehböcke schiessen, hat man wohl überhaupt kein Recht, an der Thätigkeit des Physiologen Anstoss zu nehmen, der ohne öffentliches Ärgerniss zu geben im geschlossenen Laboratorium, um die Wissenschaft zu fördern, an lebenden Thieren Versuche anstellt.

Die glänzenden Geistesgaben können Ludwigs beispiellose Erfolge als Lehrer allein nicht erklären, sie mussten getragen sein von einem edlen Charakter, denn zu nachhaltiger begeisterter Arbeit wird der Schüler nur angefeuert, wenn er das Vorbild selbstloser Begeisterung im Leben vor Augen hat. Sie fand bei Ludwig nach ächt deutscher Weise nicht ihren Ausdruck in tönender Phrase und theatralischer Pose, aber sie flammte aus seinem schönem Auge, wenn er in den schlichtesten Worten sprach, und in seiner ganzen Handlungsweise zeigte sich, dass sie nie durch den persönlichen Vortheil bestimmt wurde. Da diese Uneigennützigkeit in den für Universitätsangelegenheiten maassgebenden Kreisen allgemein bekannt war, wurde sein Rath namentlich bei Besetzung von Lehrstühlen vielfach eingeholt und befolgt, am meisten natürlich in Leipzig selbst zum Segen für diese Universität. Dies bezeugt ihr Rector am Sarge Ludwigs mit den Worten:

> „Es ist wohl kein Zufall, dass mit seinem Erscheinen unter uns der Aufschwung beginnt, welcher Leipzig an die Spitze der deutschen Hochschulen brachte. Dankbar erkennen wir aber auch an, dass eine erleuchtete Staatsregierung, ein erleuchteter unvergesslicher Fürst, Ludwigs Anregungen auch über die medizinische Fakultät hinaus Folge gab, dass man an maassgebender Stelle erkannte, wie nur Rücksichten auf das allgemeine Wohl, nur grosse Ziele ihn leiteten".

Natürlich beschränkte sich Ludwigs ideales Interesse nicht ausschliesslich auf seine Fach-Wissenschaft, auch die anderen Kulturgebiete in Wissenschaft und Kunst verfolgte er mit wärmster Theilnahme, feinem Verständnisse, vor Allem lag ihm auch das Wohl seines Volkes am Herzen. Da ihm aber der übernommene Beruf eines Forschers und Lehrers der Wissenschaft, wenn er ihn treu erfüllen wollte, wenig Zeit liess, andere Beschäftigungen mit Ernst zu treiben, ist er im politischen Leben nie aktiv aufgetreten. Im sturmbewegten Leben des Jahres 1848 hatte er sich der Gruppe von Männern eng angeschlossen, die sich damals um Sybel in Marburg schaarte, und deren politische Überzeugungen er theilte. In späteren Jahren folgte sein Herz mit lebendiger Empfindung dem grossen Gange der vaterländischen Geschicke. Was deutsch war an deren Neugestaltung, befriedigte ihn tief; dem blossen Preussenthum wünschte er dagegen jederzeit durch selbständige, zumal geistige Verdienste der übrigen Bundesstaaten die Spitze geboten zu sehen.

Einem Manne von so seltenen Geistesgaben und Charaktereigenschaften, zu denen sich eine wahrhaft bestrickende Liebenswürdigkeit gesellte, konnte es nicht fehlen, dass sich überall, wo er dauernden Aufenthalt nahm, hervorragende Männer

an ihn anschlossen, mit denen er dauernde Freundschaftsbande knüpfte. Die an anderer Stelle bereits erwähnte Freundschaft mit seinen Kampfgenossen gegen den Vitalismus Brücke, du Bois-Reymond und Helmholtz entstand in der Marburger Zeit. Du Bois-Reymond bezeichnet in einer brieflichen Mittheilung die Wochen, die er im Jahre 1847 mit Ludwig in Marburg zugebracht hat, als eine „herrliche Zeit“.

Von den Züricher Freunden Ludwigs sind besonders hervorzuheben der Theologe Hitzig und vor Allen Mommsen, der mit ihm bis an sein Lebensende innig verbunden geblieben ist. Ein bleibendes Denkmal dieser Freundschaft zweier grossen Männer ist die Widmung des 2. Theiles der römischen Geschichte.

In Wien traf Ludwig mit seinem alten Freunde Brücke zusammen. Neue bleibende Beziehungen hat er dort nicht angeknüpft. Sein eigenstes deutsches Wesen: im Innern Idealität, im Äusseren Solidität, fand Ludwig erst während seines Leipziger Lebens um sich her wieder. Er lebte da, von den Kollegenkreisen abgesehen, in dem Kreise eines geistig und sittlich vornehmen Bürgerthumes, dem unter Andern angehörten der Bürgermeister und Reichstagsabgeordnete Stephani, der praktisch geniale Bankdirektor Rudolf Wachsmuth, der feinsinnige hochgebildete Verleger Salomon Hirzel. Der Reiz des Umganges beruhte da gerade auf der Verschiedenheit von Beruf und Lebenstellung bei gleicher Tüchtigkeit und Empfänglichkeit auch für das Fremde, gemeinsamer Liebe zu allem Echten und Hohen im öffentlichen Dasein, wie in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe.

In diesem Kreise lernte Ludwig auch Gustav Freytag kennen, der sich an ihn in inniger Freundschaft anschloss. Er giebt in seinen Lebenserinnerungen seiner Bewunderung für den Freund und dessen Gattin Ausdruck in folgenden Worten, in denen er ihn mit dem vorhin genannten Bankdirektor Wachsmuth zusammenstellt: „Der stolze Naturforscher, welcher sein Wissen und Können mit einer auch bei uns unerhörten Selbstlosigkeit den Erfolgen seiner Schüler dienstbar macht, und der uneigennützige Leiter grosser Geschäfte, der Berather und Vertrauensmann so Vieler, Stolz und Liebling seiner Mitbürger, beide leben in derselben hochsinnigen Hingabe für das Wohl Anderer. Sie haben oft dem Freunde das Herz erhoben und durch ihre eigene Art sein Urtheil über andere gerichtet. Dasselbe gilt von den Frauen der Genannten. Weder Frau Ludwig noch Franziska Wachsmuth sind in einem meiner dichterischen Versuche abgeschildert, aber zu dem Idealbilde des liebevollen tapferen deutschen Weibes, welches in meinen Erzählungen oft wiederkehrt, haben beide, ohne es zu wissen, reichlich beigesteuert.“

Das Lebensbild Ludwigs lässt uns sehen, dass die unerforschlichen Rathschlüsse des Schicksals, die so oft über die edelsten Naturen die schwersten Leiden verhängen, doch zuweilen einen bewunderswerthen Menschen ohne allzu harte Prüfungen durch ein langes bis ans Ende glückliches Leben führen.

B. Denkrede von ROBERT TIGERSTEDT *).

Wir müssen Denjenigen glücklich preisen, der so wie Ludwig bei ungeschwächter Geisteskraft und bei Erhaltung von Lust und Fähigkeit zur geistigen Arbeit ein hohes Alter erreicht, und dessen Tod tiefe Trauer und inniges Bedauern erweckt, nicht nur bei den vielen, welche persönlich mit ihm in Berührung

*) Dem Nachruf eines deutschen Jüngers und Lebensfreundes lassen wir die am 30. April 1895 an der Universität Stockholm gehaltene, von einem Wiener Germanisten verdeutschte Denkrede eines jüngeren schwedischen Schülers von Ludwig folgen, die Wesen und Wirken des Lehrers, des Forschers, des Freundes und Führers seiner aus aller Welt zuströmenden Hörer in neues Licht rückt. Lebhaft zu wünschen wäre, dass eine berufene Hand uns mit einem Lebensbilde der bedeutenden Persönlichkeit nach Familien-Erinnerungen,

gekommen sind, sondern auch in weiteren Kreisen, die ihn bloss durch seine Wirksamkeit schätzen gelernt haben.

Ludwig war bei seinem Tode über 78 Jahre alt. Aber weder das hohe Alter, noch die körperliche Gebrechlichkeit hielt ihn davon ab, bis zu dem Augenblick, wo ihn die Krankheit, die Influenza, welcher er unterliegen sollte, im Beginn des März auf das Totenbett warf, mit unvermindertem und jugendlichem Eifer in seinem Laboratorium zu arbeiten, aus welchem er eine Arbeit nach der andern in die Welt schickte, die auf seine Veranlassung, oder unter seiner Mitwirkung zu Stande gekommen war.

Wenn eine so tiefe Neigung zur wissenschaftlichen Forschung schon an und für sich uns Bewunderung abnöthigt, so wird dieselbe noch viel grösser, wenn wir uns erinnern, zu welchen Resultaten diese Neigung führte, und wie der Mann war, der diese Resultate gewonnen hat.

Ludwigs erste wissenschaftliche Arbeit ist, so viel ich weiss, eine Habilitationsschrift „Beiträge zur Lehre vom Mechanismus der Harnsekretion“, eine kleine Broschüre von 42 Seiten Octav, welche er im Alter von 25 Jahren, Marburg 1842, herausgab. Hier entwickelt er seine später so berühmt gewordene Theorie von der Art und Weise, auf welche die Urinaussonderung vor sich geht. Ex ungue leonem! Hier finden wir schon alle Hauptzüge, welche die ganze spätere Forschung Ludwigs auszeichnen, sein Streben, eine rein mechanische Erklärung der Lebenserscheinungen zu geben, und im Zusammenhang damit seine hohe Werthschätzung der exakten Naturwissenschaften, seine lebhafte Opposition gegen die vitalistische Richtung in der Physiologie, sein scharfer Blick für die Bedeutung der Erscheinungen im anatomischen Bau des Körpers und seiner Organe.

Man hat Ludwig oft unter den Schülern von Joh. Müller genannt, aber mit Unrecht. Denn Ludwig war schon ein fertiger Physiolog, als er zum ersten Male nach Berlin kam, und damals war Müllers physiologische Periode bereits abgeschlossen. Aber die physikalische Betrachtungsweise der Lebenserscheinungen, welche die Grundlage der von Müllers Schülern, von einem Helmholtz, du Bois-Reymond, Brücke betriebenen physiologischen Forschung bildet, war auch die Ludwigs, und er hatte selbstständig und von diesen unabhängig diesen Gedanken concipirt, welchen er früher als einer der Genannten in seiner Habilitationsschrift öffentlich aussprach.

Derjenige ältere Forscher, der, so weit ich urtheilen kann, auf Ludwig den grössten Einfluss ausübte, war Ernst Heinrich Weber, und noch im hohen Alter sprach Ludwig mit der grössten Bewunderung von diesem seinem Vorgänger auf dem physiologischen Lehrstuhl der Leipziger Universität, und er konnte nicht stark genug hervorheben, von welcher ausserordentlichen Wichtigkeit das Eingreifen Webers in die Entwicklung der Wissenschaft in diesem Jahrhundert war.

Ludwig sagte einmal: Wir, d. h. Helmholtz, du Bois-Reymond, Brücke und Ludwig, stellten uns vor, dass es verhältnissmässig leicht sein werde, die ganze Physiologie auf eine rein physikalisch-chemische Grundlage zu stellen, und sie der Physik ebenbürtig zu machen, aber die Sache war doch schwieriger, als wir gedacht hatten. Ludwig war jedoch derjenige, der am ernstesten und tiefsten in dieser Richtung eingriff mit seiner Arbeit. Während Helmholtz, der mit

---

Briefen und Zeugnissen beschenken würde. Da die Erfüllung dieses Wunsches leider noch geraume Zeit auf sich warten lassen dürfte, sollten einstweilen alle bisher in Zeitschritten zerstreuten Reden und Nachrufe (von His, Mosso etc.) sammt dem nur als Manuskript gedruckten Heft „Karl Ludwig zum Abschied“ in einem Sammelbuch vereinigt werden: wir sprechen diese Anregung nicht nur für den einen Fall aus: ähnliche biographische Denkmale wären auch den Getreuen von Helmholtz, Sybel, Gneist etc. willkommen.

A. d. H.

seinem ausserordentlichen Scharfblick die grossen Schwierigkeiten erkannte, mit den damaligen physikalischen und chemischen Kenntnissen für die Lebenserscheinungen eine ganz exakte mechanische Theorie zu geben, sich so zu sagen nur an die Aussenwerke der Physiologie hielt, und nur solche Gebiete dieser Wissenschaft bearbeitete, von welchen man mit Sicherheit behaupten konnte, dass sie für die mathematischen und physikalischen Mittel der Zeit zugänglich waren; während du Bois-Reymond sich gleichfalls nur innerhalb eines engen Gebietes bewegte, welches er immer mehr und mehr zu vertiefen suchte, und auf welchem er vielleicht besser, als irgend ein anderer zeigte, dass physiologische Fragen mit demselben Grad von Präcision behandelt werden konnten, wie rein physikalische, warf sich Ludwig kühn und mit glühendem Eifer auf das weite Feld seiner Wissenschaft, indem er durch fortgesetzte Experimente prüfte, in wie weit die Physik und Chemie die zahlreichen Fragen beantworten könne, welche sich hier aufdrängten. Und so entstand die lange Reihe von Arbeiten, welche, theils von ihm selbst, theils auf seine Initiative von seinen zahlreichen Schülern ausgeführt, von seinem Laboratorium in Marburg, Zürich, Wien und Leipzig ausgingen, und welche die verschiedensten Theile der Physiologie, so wie auch rein physikalische Fragen behandelten, die sich im Verlauf der physiologischen Untersuchungen Ludwigs aufdrängten, und welche beantwortet werden mussten, bevor diese weiter geführt werden konnten.

In der Zeit, welche dieser Gedächtnissrede gewidmet werden kann, ist es unmöglich, auch nur in aller Kürze über die factischen Resultate zu berichten, welche die Wissenschaft gewonnen hat durch diese unermüdliche Forschung Ludwigs, und ich halte es auch nicht für angezeigt, die eine oder andere Arbeit von den übrigen besonders hervorzuheben. Denn Ludwigs wirkliche Grösse und Bedeutung als Physiolog liegt weder darin, dass er selbständig und unabhängig vor anderen die graphische Methode erfand, welche seither das meistverwerthete und unentbehrlichste Hilfsmittel der Physiologie geworden ist, oder darin, dass er zeigte, welche Rolle die Nerven bei der Drüsensekretion spielen, wodurch er die ganze Lehre von der Drüsenthätigkeit auf eine neue Basis stellte, oder darin, dass er zuerst klarstellte, welche ausserordentliche Bedeutung die Gefässnerven haben für die Cirkulation des Blutes im Körper, oder in irgend einer von seinen meistbekannten Arbeiten. Sie liegt vielmehr im Ganzen in der seiner ganzen Lebensthätigkeit zu Grunde liegenden Auffassung von der Erklärung der Lebenserscheinungen durch die Physik und Chemie, und in der fortgesetzten Prüfung dieser Auffassung durch Experimente auf den verschiedenen Gebieten der Physiologie. Von dieser allgemeinen Anschauung ausgehend, stellte Ludwig seine Fragen an die Natur, nicht aufs Geradewohl, oder nach einem flüchtigen Blick auf die Erscheinungen, sondern jedes seiner Experimente war das Resultat eines intensiven und streng logischen Denkens, und desshalb spielen auch Zufall, Glück, oder wie man das nennen will, bei seinen zahlreichen Entdeckungen eine äusserst untergeordnete Rolle.

Unzählig sind die neuen Thatsachen, welche so durch Ludwigs Arbeiten gesammelt wurden, theils von ihm selbst, theils von Anderen, welche die Gebiete weiter bearbeitet haben, die er zuerst eröffnet hat. Durch die Entdeckungen, und durch die ihnen zu Grunde liegenden theoretischen Anschauungen hat die moderne Forschung auf den Gebieten der Physiologie, welche Ludwig mit besonsonderer Vorliebe behandelte, in der Physiologie der vegetativen Prozesse, in so hohem Grade durch ihn ihr charakteristisches Gepräge bekommen, dass eine zukünftige Bearbeitung der Geschichte der Physiologie in den letzten 50 Jahren ihn unwillkürlich als den hervorragendsten seiner Zeit auf diesem Gebiete der Physi-

ologie hinstellen muss. In der Physiologie der Sinne nimmt sein eben dahingegangener Freund Helmholtz dieselbe Stellung ein, und beide sind der erschöpfendste Ausdruck für die physiologische Forschung in dieser Zeit.

Dass die rein physikalisch-chemische Richtung, von der hier die Rede ist, ein nothwendiges Glied in der Entwicklung der Physiologie war, darüber kann es nur eine Meinung geben. Die Lebenskraft mit all ihrer Mystik und ihrer Unwahrscheinlichkeit hatte ein für alle Mal ihre Rolle ausgespielt, und es galt nun vor Allem durch Experimente auf alle mögliche Weise zu prüfen, in wie weit die Physik auf dem Standpunkt, welchen sie bisher erreicht hatte, die Lebenserscheinungen deuten konnte. Konnte die Physik und Chemie eine vollständig zufriedenstellende Erklärung für dieselben geben, so war es um so besser. Konnte sie es nicht, so hatte man doch auf jeden Fall eine Einsicht hierin gewonnen, aber keine Einsicht a priori, sondern eine auf direkte Naturbeobachtung gestützte, auf eine Menge neuer, bisher unbekannter Thatsachen aufgebaute Einsicht.

In der allerneuesten Physiologie macht sich eine Unterströmung bemerkbar, welche als ihre Auffassung mit immer weniger Vorbehalt hervortritt, dass nicht einmal die allereinfachsten Lebensprozesse, wie z. B. der respiratorische Gasaustausch und die Lymphbildung, auf ausschliesslich physikalisch-chemischem Wege erklärt werden können, sondern dass sie im Wesentlichen beruhen auf vitalen Prozessen in den Zellen. Aber diese Auffassung stützt sich wesentlich eben auf Ludwigs Arbeiten; man hat in der von ihm eingeschlagenen Richtung fortgesetzt, oder besser gesagt, dort angeknüpft, bis wohin er seine Untersuchung geführt hatte, und man hat dabei eine Reihe von Erscheinungen gefunden, welche nach dem gegenwärtigen Stand der Physik und Chemie unerklärlich schienen, und man hat sich desshalb zu der Lebensthätigkeit der Zellen begeben.

Aber dieser neue Vitalismus unterscheidet sich in einem sehr wesentlichen Punkt von dem alten. Er nimmt keine eigenthümliche, mystische Lebenskraft an und bricht nicht mit der allgemeinen Grundanschauung, welche die letzten 50 Jahre zum unveränderlichen Besitz der Physiologie gemacht haben, mit dem Grundsatz nämlich, dass das Prinzip von der Erhaltung der Kraft ebenso in der lebenden Natur gilt, wie in der todten. Da ist es von einer verhältnissmässig untergeordneten Bedeutung, ob die verwickelten Prozesse, welche in den lebenden Wesen vor sich gehen, schon jetzt mit der Physik und Chemie unserer Zeit erklärt werden können oder nicht. Sie folgen jedenfalls bestimmten Gesetzen und werden nicht von einer launischen Macht hervorgerufen, welche in dem einen Augenblick unendlich stark sein kann, in dem andern $= 0$ wird.

Wenn wir also sagen, dass dieser oder jener Prozess im Körper auf Zellenthätigkeit beruht, so besagt das nichts anderes, als dass unsere physikalischen und chemischen Kenntnisse gegenwärtig noch nicht ausreichen, um diesen Prozess vollkommen zu erklären, und dass die richtige Erklärung möglicher Weise erst dann gefunden werden wird, wenn die in den Zellen wirkenden Kräfte klarer vor dem Auge der Forschung liegen.

Und wenn es nun so wäre, dass verschiedene Theorien, welche Ludwig ausgesprochen hat, mehr oder weniger von der Wahrscheinlichkeit verloren hätten, welche sie früher zu haben schienen, was thut das seiner Bedeutung für unsere Wissenschaft? In allen Naturwissenschaften treffen wir die Erscheinung, dass Theorien nur eine begrenzte Lebensdauer haben, dass die eine Theorie nach längerer oder kürzerer Zeit einer anderen weichen muss, welche vollständiger und besser als ihre Vorgängerin die Naturerscheinungen deuten kann, welche sie erklären soll. Aber eine Theorie ist dann gut, und hat dann in der historischen Entwicklung der Wissenschaft Bedeutung, wenn sie von der Art ist, dass sie zu

neuen, auf direkter Naturbeobachtung gegründeten Untersuchungen führt, durch welche die Wissenschaft an Umfang und Tiefe gewinnt. Wenn dabei solche Thatsachen entdeckt werden, welche nicht vereinbar sind mit der Theorie, welcher sie doch ihre Entdeckung zu danken haben, so fällt die Theorie. Aber sie fällt mit Ehre, denn sie hat zur Entdeckung neuer Wahrheiten geführt und hat ein wichtiges Glied in der Entwicklung der Wissenschaft gebildet.

Und so verhält es sich mit Ludwigs theoretischen Anschauungen: Welches Urtheil auch die fortgesetzte Forschung über sie fällen wird — und die Akten sind hierüber noch lange nicht geschlossen — so viel können wir schon heute mit vollster Sicherheit sagen, dass sie die Wissenschaft in reichem Maasse gefördert haben und desshalb das Gepräge tragen, welches das Kennzeichen jeder guten Theorie ist.

Ausgebildet in einer Zeit, wo die physiologische Forschung noch in einem innigeren Zusammenhang mit der anatomischen stand, als dies später möglich war, interessirte sich Ludwig lebhaft für die physiologische Bedeutung der Eigenthümlichkeiten, welche im Bau des Körpers und seiner Organe auftreten.

Von der Morphologie selbst hatte er dagegen keine hohe Meinung. Bei seinem Streben nach einer mechanischen Erklärung der Lebenserscheinungen war ihm das Studium der Form an sich nicht sehr sympathisch. Er erkannte selbst, dass er hierin etwas einseitig war, und verlangte nichts mehr, als überzeugt werden zu können von dem Werthe der reinen Morphologie als Wissenschaft.

Aber das hinderte ihn nicht, die lebhafteste Aufmerksamkeit und das wärmste Interesse jeder anatomischen Arbeit entgegen zu bringen, welche auf die eine oder andere Weise beitragen konnte zur Aufhellung der Verrichtungen des Körpers, und er folgte mit regem Interesse der Entwicklung der anatomischen Forschung. Dieses Interesse bezeugen besser als irgend etwas die Untersuchungen über anatomische Fragen, die er selbst und seine Schüler auf seinem Laboratorium ausführten. Aber alle diese Untersuchungen haben einen physiologischen Ausgangspunkt, sei es, dass es sich um die Bedingungen für den Herzschlag und die Bedeutung der Ganglienzellen handelte, oder um die Sekretion der Niere, oder um die Zusammensetzung der Nervenstämme aus Fäden von verschiedenem Ursprung oder um den Verlauf der Blutgefässe in dem einen oder anderen Organ, oder um sonst etwas. Und so wie die anatomischen Methoden sich ausbildeten, nahm er anatomische Untersuchungen vor, oder liess dieselben auf seinem Laboratorium vornehmen, auch solche, welche er früher schon gemacht hatte, und die weiter zu bringen er sich jetzt im Stande sah. Wer da sah, wie er sich für anatomische Präparationen interessirte, und mit welcher Freude er ein aufklärendes anatomisches Präparat, oder eine anatomische Abbildung betrachtete, welche eine wichtige Erscheinung klar machte, der gewann die Überzeugung, dass Ludwigs abfälliges Urtheil über die Morphologie ihn durchaus nicht zu einer Unterschätzung des wirklichen Werthes der anatomischen Arbeiten führte. Denn ihm galt es von allen Seiten, woher Aufklärungen zu erhalten waren, Beiträge für das zu sammeln, was er als das wissenschaftliche Ziel der Physiologie aufgestellt hatte: Die Verrichtungen des Thierkörpers festzustellen und sie mit Nothwendigkeit aus ihren elementaren Voraussetzungen abzuleiten.

Schon während seiner ersten Jahre als Privatdozent in Marburg gab Ludwig Proben seiner hervorragenden Befähigung zum Lehrer derjenigen, welche sich zu Forschern auf dem Gebiete der Physiologie ausbilden wollten, und je älter er wurde, desto bedeutender war die Stellung, zu der er gelangte, desto grösser wurde diese Befähigung und in desto höherem Grade eignete er sich zu seinem Lehrerberuf, bis er schliesslich der grösste Lehrer wurde, welchen die Geschichte der Physiologie kennt.

Und diese Bedeutung kann nicht zu hoch geschätzt werden. Als Ludwigs Schüler, um ihrem Lehrer ihre Dankbarkeit zu bezeugen, bei Gelegenheit seines 25 jährigen Jubiläums als Ordentlicher Professor ihm unter Anderm auch mit einer Festschrift huldigten, da wurde in diese Festschrift ein Verzeichniss aller Derjenigen aufgenommen, welche bisher auf seinem Laboratorium wissenschaftliche Untersuchungen ausgeführt hatten. Ihre Zahl war 142. Für die seitdem verflossenen 20 Jahre kommen noch über 100 Personen hinzu, So haben nicht weniger als ca. 250 Personen sich unter Ludwigs Leitung zu wissenschaftlichen Forschern ausgebildet.

Was das bedeutet, ist nicht schwer zu begreifen. Diese jungen Forscher kamen aus den meisten zivilisirten Ländern zu Ludwig, und kehrten von ihm wieder heim. Sie brachten in die Heimath nicht nur das Wissen mit, das sie sich bei ihm erworben hatten, sondern auch die wissenschaftliche Schulung, die sie ihm zu danken hatten, und sie verwertheten nun Jeder auf seine Weise dieses Wissen und diese Schulung.

Der Baum, dessen Wurzeln in Marburg, Zürich, Wien und Leipzig waren, entfaltete so in so gut wie allen zivilisirten Ländern neue Zweige, manche freilich schwach und wenig lebenskräftig, aber andere und zwar die meisten, stark und mit reicher Frucht. So wurde Ludwig direkt oder indirekt der wirkliche Lehrer für eine grosse Zahl von Physiologen, welche in den letzten Jahrzehnten gewirkt haben, und wenn wir mit vollem Recht als einen gemeinsamen Zug in den meisten modernen physiologischen Arbeiten Nüchternheit in der Auffassung, Streben nach Genauigkeit im Resultat, Vermeidung allzuschwacher Argumentationen bezeichnen, so beruht das im Wesentlichen auf der Ausbildung durch den grossen deutschen Meister.

Unter denjenigen, welche im Laboratorium Ludwigs arbeiteten, gab es viele, welche früher niemals eine experimentelle Arbeit gemacht hatten, und nahezu alle widmeten sich bei ihm Theilen der Physiologie, mit welchen sie sich bisher gar nicht oder doch nur sehr wenig beschäftigt hatten, und wo ihnen also die Technik ziemlich fremd war. Aber mit welcher Geduld lehrte er uns da nicht die kleinsten Operationen, die einfachsten Handgriffe, ohne über die mitunter sehr grosse Ungeschicklichkeit ärgerlich zu werden, welche wir an den Tag legten, sondern er tröstete uns mit der Versicherung, dass wir die Operation oder das Experiment bald viel besser machen würden, als er selbst.

Ludwig hatte keine sehr grosse Meinung von sich selbst. Ich habe mehr Glück als Verstand gehabt, sagte er einmal und er meinte das auch aufrichtig. In seinen jungen Tagen war er allerdings ein ganz eifriger Polemiker und konnte mitunter recht harte Worte gebrauchen, aber man merkt nicht einmal in seiner Polemik etwas, was auf eine persönliche Selbstüberschätzung deuten könnte, sondern seine Polemik war bloss der Ausdruck für seine innige Überzeugung, dass der Weg, welchen die neue Physiologie eingeschlagen hatte, ein richtiger Weg war und dass man die Art von Dilettantismus kräftig bekämpfen müsse, welche, ohne den wirklichen Inhalt der vorliegenden Fragen zu beachten, die Schwierigkeiten umgehen wollte, um zu Resultaten zu gelangen, welche beim ersten Anblick bestachen, aber bei näherem Zusehen sich als unerwiesen, oder deutlich als unrichtig ergaben. Den Widerwillen gegen Arbeiten dieser Art hat Ludwig sein ganzes Leben hindurch beibehalten.

Als die neue Richtung auf der ganzen Linie gesiegt hatte, da war es auch mit Ludwigs Polemik vorbei. Es geschah mitunter, dass Arbeiten, die aus seinem Laboratorium hervorgegangen waren, einer nicht nur unfreundlichen, sondern auch rein persönlichen Kritik unterzogen wurden. Ludwig beantwortete

die Angriffe niemals. Es war nicht nach seinem Geschmack, mit einer noch so scharfen Dialektik sich mit seinem Gegner auseinanderzusetzen; er wusste, dass der Sieg für den Augenblick keine Bedeutung hatte, dass es nur Thatsachen sind, die sprechen. Und wenn die Thatsachen, welche in einer früheren Arbeit mitgetheilt worden waren, als unzureichend erkannt wurden, um einen Satz zu beweisen, so wurden neue Versuche zur Beantwortung der Frage gemacht.

Die meisten, wenn nicht alle Arbeiten, welche im Laboratorium Ludwigs ausgeführt wurden, wurden auf seine unmittelbare Initiative vorgenommen. Er legte den Gegenstand vor, diskutirte ihn, zeigte die Gesichtspunkte, von welchen er behandelt werden sollte, gab die Methoden an, welche mit grösster Wahrscheinlichkeit zum Ziele führen würden. Aber nicht genug damit, er war bei den Versuchen immer gegenwärtig, machte einige selbst, assistirte bei anderen, bis die Untersuchung so weit fortgeschritten war, dass es deutlich war, es würde in der eingeschlagenen Richtung gut gehen. Sobald er aber merkte, dass einer seiner Schüler die Tendenz hatte, seine Arbeit selbständig auszuführen, mit welch' feinem Takt entzog er sich da jedem Einfluss auf dieselbe. Er sah nicht einmal auf die Arbeit, so lange man ihn nicht darum bat, und dann erfuhr man, dass er sich die ganze Zeit über lebhaft für dieselbe interessirt hatte, aber nichts hatte sagen wollen, weil er glaubte, man wünsche sie ohne seine Mitwirkung auszuführen.

Und wenn der experimentelle Theil der Arbeit fertig war, wie half er nicht mit Rath und That bei der Ausarbeitung zur Publikation. Wie zahlreich sind nicht die Abhandlungen, welche er entweder selbst vom Anfang bis zum Schlusse schrieb, oder welchen er eine wesentlich veränderte Form gab!

Aber er wollte so viel wie möglich den Schein vermeiden, dass er mit all dem etwas zu thun habe, und nach 1868 giebt Ludwig sich bloss ein einziges Mal als Verfasser einer wissenschaftlichen Arbeit an. Diese Arbeit erschien 1871. Es war dies die zusammen mit Schweigger-Seidel ausgeführte und nach deren Tod von Ludwig redigirte Untersuchung „die Lymphgefässe der Fascien und der Sehnen", welche bei Gelegenheit des 50 jährigen Professoren-Jubiläums von Ernst Heinrich Weber als Gratulationsschrift im Namen der Leipziger medizinischen Fakultät herausgegeben wurde.

Ja Ludwigs beinahe unerhörte Selbstverleugnung ging noch weiter. Es war ja selbstverständlich, dass man bei der Veröffentlichung einer Arbeit, welche auf seine Initiative ausgeführt worden war, das erwähnte. Aber zu mehr bekam man nicht leicht Erlaubniss. Ich hatte auf seinen Vorschlag eine Untersuchung über die Bedeutung der Vorhöfe für die Bewegung der Kammern im Säugethierherzen gemacht. Nach meiner Rückkehr nach Stockholm schrieb ich einen Bericht darüber und schickte ihn Ludwig zur Drucklegung ein. Als ich die Korrektur bekam, sah ich, dass Ludwig nur eine einzige Änderung gemacht hatte. Ich hatte geschrieben, dass die Versuche unter „stetiger Beihülfe von Herrn Professor Ludwig" gemacht worden waren. Diese Worte hatte er gestrichen.

Körperlich war Ludwig nicht sehr stark und nach seinen Vorlesungen war er in den letzten Jahren sehr ermüdet. Aber das hinderte ihn nicht, nach einer kurzen Pause, die Arbeit wieder aufzunehmen, und früh und spät anwesend zu sein, immer bereit zu helfen, und im Interesse an der Arbeit vergass er seine Ermüdung.

Die Fäden zu all den verschiedenen Arbeiten, welche gleichzeitig auf seinem Laboratorium vorgenommen wurden, hielt er in seiner Hand, sofort bereit, in dem einen Augenblick über die Zuckerbildung in der Leber zu sprechen, um im nächsten über die Innervation des Herzens zu handeln, einem zu helfen, der mit

Untersuchungen über die Verdauung beschäftigt war, und darauf sich in Experimente über die Blutgase zu vertiefen u. s. w. u. s. w., immer darüber unterrichtet, wie weit die Untersuchung schon vorgeschritten war, und mit offenem Blick für die Resultate, welche sie bereits ergeben hatte und welche noch zu erwarten waren.

Er lebte mitten unter uns, ja man kann kaum sagen, dass er auf seinem Laboratorium ein eigenes Zimmer hatte, denn dasjenige, welches dazu bestimmt war, gehörte fast ebenso sehr uns allen. Es war ein grosses Eckzimmer, an dessen Wänden die Instrumentenschränke standen, und innerhalb desselben war auch die reiche, von uns fleissig benutzte Bibliothek des Laboratoriums. Ludwigs Zimmer war also ein Durchgangszimmer, dessen Thüren immer offen standen, und wo auch nicht selten einer von uns arbeitete.

Aber eben durch dieses intime Zusammenleben mit den Jungen übte Ludwig einen Einfluss von der grössten Tragweite auf sie aus. Es war nicht nur der grosse Forscher, der einzig dastehende Lehrer, mit welchem wir verkehrten, sondern wir kamen auch in Berührung mit dem Menschen und seiner reichen Persönlichkeit. Wenn Ludwig einen Augenblick frei war von den experimentellen Arbeiten, und wir uns in grösserer oder kleinerer Zahl um ihn versammelten und er seine Gedanken in dieser oder jener Frage entwickelte, geistreich, tief und gedankenreich, da wurden in uns neue Gedanken geweckt, und der Keim zu unserm besten Fühlen und Denken gelegt. Denn Ludwig war eine grossartige Natur mit dem ganzen Widerwillen einer solchen gegen alles Niedrige und mit einem glühenden Enthusiasmus für alles Gute und Edle; er war zugleich ein ungewöhnlich vielseitiger Mensch mit einer umfassenden Bildung und mit grossen Kenntnissen auf verschiedenen Gebieten. Wenn man nicht gesehen hätte, mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit er in jeder Arbeit das Wesentliche und Bedeutungsvolle erkannte, wäre es einem ganz unfassbar gewesen, wie seine Zeit dazu ausreichte, um sich das Alles anzueignen, und auch, wenn man es wusste, war man über sein tiefes Wissen erstaunt.

Vor Allem sind mir Ludwigs Gespräche an den Sonntag-Vormittagen in lebhafter Erinnerung. Natürlich wurde am Sonntag in seinem Laboratorium nicht gearbeitet, aber es musste eine sehr wichtige Veranlassung sein, die Ludwig abhielt, an Sonntag-Vormittagen herabzukommen, und da konnte er lange sitzen und sich bald über den einen, bald über den anderen Gegenstand äussern, einen Augenblick tief ernst, im nächsten mit seinem seltsamen Lächeln ein charakteristisches Geschichtchen erzählend. Von der Schwerfälligkeit, welche sonst in seinem Stil zu bemerken war, fand sich hier keine Spur. Alles war Leben und Wärme, Eleganz und Klarheit.

Er vertrug Widerspruch. Auch die Theorien, welche er selbst aufgestellt hatte, welchen er sein ganzes Leben lang gehuldigt hatte und welche durch Jahrzehnte allgemein für das letzte Wort der Wissenschaft in einer Frage galten, konnte er ohne eine Spur von Ungeduld mit uns Jungen discutiren, und er konnte zugeben, dass eine seiner eigenen entgegengesetzte Ansicht Gründe für sich habe, obwohl er selbst noch nicht überzeugt war. Auch über politische Fragen, welche ja sonst so geeignet sind, beim Meinungsaustauseh Streit zu erregen, handelte er, ohne auch nur im Geringsten an dem Anstoss zu nehmen, was die Gegenpartei sagte.

Wenn die schöne Arbeitszeit in Leipzig vorbei, und man wieder heimgekehrt war, folgte Ludwig noch weiter mit dem grössten Wohlwollen dem Thun und Lassen eines Jeden. Schrieb man ihm und sprach man von den Arbeiten, mit welchen man beschäftigt war, und von den Resultaten, zu welchen man gekommen

zu sein glaubte, konnte man ganz sicher sein, dass man bald eine Antwort von ihm bekommen werde, gütig, freundlich und aufmunternd, ganz so wie seine Reden im Laboratorium.

Kein Wunder, dass Diejenigen, welche das unschätzbare Glück gehabt haben, unter seiner Leitung zu arbeiten, täglich aus der Nähe diese edle Persönlichkeit kennen zu lernen, sich mächtig zu ihm hingezogen fühlten, und ihm ihre unbeschränkte Ergebenheit und Liebe schenkten. —

Ludwig schloss seine Gedächtnissrede auf Ernst Heinrich Weber mit folgenden Worten:

> „Jetzt, da er von uns geschieden, hat er uns wohl ein reiches Erbe gelassen, aber auch unschätzbare Güter sind mit ihm ins Grab gesunken. Auf wem sein seelenvolles Auge ruhte, wer dem Flusse seiner gedankenreichen Rede gelauscht, wer den Druck seiner Hand empfunden, der wird sich immer nach ihm sehnen. Doch nicht bloss der Freund, ein Jeder, den im Leben und in der Wissenschaft sein Walten berührte, wird den Tod des Mannes beklagen, in dem zur vollen Harmonie ein Geist so klar wie der seine und ein Gemüth von so viel Reichthum verschmolzen waren."

Mit diesen Worten hat Ludwig sich selbst geschildert.

Erzherzog Albrecht.

Von
Regierungsrath **MALCHER.**

Unweit vom Nordufer des Gardasees, in dem lieblichen, von immergrünen Hügeln umsäumten Arco, wo er sich zur zeitweiligen Erholung ein palmenumrauschtes Eden geschaffen, ist hochbetagt Erzherzog Albrecht, der Senior der kaiserlichen Familie und zur Zeit der einzige Feldmarschall des österreichischen Heeres ausser seinem höchsten Kriegsherrn, am 18. Februar 1895 nach kurzer Krankheit aus dem Leben geschieden. — An seinem Sterbebette standen schmerzbewegt seine Tochter Erzherzogin Maria Theresia, vermählte Herzogin von Württemberg, deren Söhne Albrecht und Robert, die einzige noch lebende Schwester Erzherzogin Rainer mit ihrem Gemahl, die Gemahlin seines verewigten Bruders Erzherzog Karl Ferdinand, Erzherzogin Elisabeth, Erzherzog Friedrich mit seiner Gemahlin Erzherzogin Isabella, die Erherzoge Eugen und Ernst. —

Mit Erzherzog Albrecht ist der letzte männliche Sprosse des gefeierten Erzherzogs Karl dahingegangen. In ihm betrauert die österreichisch-ungarische Armee ihren hervorragendsten, stets sieggekrönten Führer, ihren väterlichen Freund und unermüdlichen Werkmeister ihrer Ausbildung, verliert die Gesammtheit den Förderer alles Guten. Bei der Nachricht von seinem Hinscheiden wurden Alle von der Empfindung ergriffen, dass im Organismus des österreichischen Heerwesens eine nur schwer ausfüllbare Lücke entstanden sei. Und diese Empfindung verbreitete sich weit über die Grenzen des

Kaiserstaates und fand einen würdigen Ausdruck in dem Armeebefehl des deutschen Kaisers vom 18. Februar 1895: „Mein Heer", heisst es in demselben, „hat mit Mir einen schweren Verlust zu beklagen. Aus der Zahl seiner General-Feldmarschälle (der Erzherzog war am 27. September 1893 zum preussischen General-Feldmarschall ernannt worden) schied durch den Tod zu Meinem grossem Schmerze Mein treuer Freund Se. k. und k. Hoheit Erzherzog Albrecht von Österreich, Chef des zweiten ostpreussischen Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm I. No. 3. Mit ihm ist ein ruhmreicher, auf vielen Schlachtfeldern erprobter Führer und Held, ein leuchtendes Vorbild aller soldatischen Tugenden, ein treuer Pfleger der Waffenbrüderschaft zwischen der österreichisch-ungarischen und Meiner Armee dahingegangen, den wir mit Stolz zu den Unsrigen zählen dürfen!" — Die allgemeine Theilnahme aber anlässlich des Ablebens des Erzherzogs Albrecht bekundete sich bei dem imposanten Leichenbegängnisse, wie Wien ein solches noch nicht gesehen hatte. Der Eindruck wurde erhöht durch die Anwesenheit des deutschen Kaisers an der Seite des Monarchen Österreich-Ungarns, der fremden Prinzen, der Offiziersdeputationen der ausländischen Regimenter, deren Inhaber der Verewigte war, der Generale und Offiziere aus allen Gegenden der Monarchie. In tiefen Gliedern standen zu beiden Seiten der Strassen, durch welche sich der Zug bewegte, Truppen aller Waffengattungen. Es war ein ergreifender Moment, als beim Herannahen des Konduktes sich die schwarzumflorten Fahnen senkten und der Generalmarsch ertönte, um dem todten Marschall die letzte Ehrenbezeugung zu erweisen, bevor er in der kaiserlichen Gruft an der Seite seiner Eltern zur dauernden Ruhe gebettet wurde.

Im Alter von 44 Jahren war der grosse Gegner Napoleons, Erzherzog Karl von Österreich, am 17. September 1815 der achtzehnjährigen Prinzessin Henriette, Tochter des Herzogs Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg, auf dem herzoglichen Schlosse Weilburg angetraut worden. Es war ein Herzensbund, der hier geschlossen wurde. Erzherzog Karl fand in dieser Ehe jenes Glück, das er schon lange ersehnt hatte. Bereits im folgenden Jahre (31. Juni 1816) beschenkte ihn seine junge Gemahlin in Wien mit einer Tochter, die in der Taufe die Namen Maria Theresia Isabella erhielt und später die Gemahlin Ferdinands II. von Neapel und Sizilien wurde. Und am 3. August 1817 wurde dem Erzherzog die Freude zutheil, sich Vater eines Sohnes nennen zu können. Der neugeborene Prinz wurde von dem Oheim und Adoptivvater Erzherzog Karls, Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen, aus der Taufe gehoben und erhielt die Namen Albrecht, Friedrich, Rudolf, Dominik. Der Freude über dieses glückliche Familienereigniss gab der achtzigjährige Herzog dadurch Ausdruck, dass er in einer Zuschrift ddto. Wien den 30. Juli 1818 die seinem Neffen bisher gewährte Dotation auf jährlich 100.000 Gulden Konventionsmünze erhöhte. Erzherzog Karl aber schrieb an den damaligen

Feldmarschall-Lieutenant Ludwig Grafen Folliot de Crenneville: „Ich hoffe, dass er (Albrecht) sich würdig zeigen wird der Liebe und Achtung aller Ehrenmänner“. Diese Hoffnung sollte in reichlichem Maasse in Erfüllung gehen. Erzherzog Albrecht zeigte sich als der würdige Erbe seines ruhmreichen und hochsinnigen Vaters. Er war nicht nur der Erbe von dessen Thatkraft, sondern auch von dessen philosophischem, das Ganze und Allgemeine umfassendem Geiste. Der kleine Prinz gedieh vortrefflich. „Albert ist seit Deiner Abreise von brillantestem Humor“, schreibt Erzherzogin Henriette ddto. Wien d. 26. August 1818 an ihren Gemahl, und es scheint, dass sich die Lieblingsneigung seines herrlichen Vaters schon auf ihn fortpflanzt: denn das erste Wort, welches er ausspricht, ist nicht „Papa“ oder „Mama“, sondern seit gestern sagt er ganz deutlich, sowie er einen Soldaten am Fenster sieht, „Dat“ und zeigt mit dem Händchen nach. Wir sind alle einstimmig der Meinung, dass du ihm en faveur des Wortes gern verzeihen werdest, wenn er später „Papa“ sagt, und glaube kaum, dass uns mein Engelsmann bei seiner Rückkehr Lügen strafen wird“. Erzherzog Karl hatte bald allen Grund, seinem kleinen Sohne diese Bevorzugung zu verzeihen. Denn als er sich im Oktober 1820 in Holitsch auf der Jagd befand, schrieb ihm seine Gemahlin: „Albert sagt ganz treuherzig: Der Papa ist nach Holitsch und macht Buh! — Er will seit Deiner Abreise durchaus nicht zugeben mein Gold-Sohn zu seyn — das bin ich nur vom Papa, sagt er ganz stolz.“ Und „Albert fragt sehr viel nach dem Papa“ heisst es in einem Briefe aus dem Jahre 1821. Diese kindliche Verehrung gegen seinen Vater hat Erzherzog Albrecht sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Anderseits war Erzherzog Karl der zärtlichste für das Wohl seiner Kinder besorgte Vater. In der Ferne ist er glücklich, von seiner Gemahlin von ihnen Nachricht zu erhalten. „Dass Du mir so im Detail von Dir und den Kindern schreibst, macht mich glücklich. Küsse die Kinder und sage ihnen, Papa denkt oft an sie“. (Brief an seine Gemahlin ddto. Holitsch, den 15. Oktober 1820). Und zwei Jahre darauf: „Küsse Therese, Albert, Karl (geb. 29. Juli 1818), Fritz (geb. 14. Mai 1821) für mich. Diese lieben Wesen, wie sind sie mir ans Herz gewachsen!“ Am 1. Jänner 1823 wurde der aufgeweckte Prinz männlicher Leitung übergeben. Sein erster Erzieher war Dr. Johann Bihler, welchem seit 16. Jänner 1824 Dr. Ludwig Jakob Flury und, als die jüngeren Prinzen den Unterricht begannen, J. U. Dr. Philipp Mayer als Lehrer zur Seite standen. Frühzeitig entfaltete sich das Talent des Prinzen Albrecht.

ogin Henriette an ihren abwesenden
gottlob sehr wohl und munter und
h einer Rechen-Aufgabe von unseren
prächtig gelöst hat“. Das hochent-
at der Erzherzog sein ganzes Leben
r multiplizirte er mehrziffrige Zahlen
itssprache war die deutsche. Daneben

wurde auf das Erlernen des Französischen und Italienischen grosses Gewicht gelegt. Erzherzog Albrecht beherrschte später diese beiden Sprachen in Wort und Schrift. Mit dem 10. Jahre wurde der Unterricht auf die lateinische Sprache, Geographie und Geschichte ausgedehnt. Auf den Religionsunterricht wurde grosser Werth gelegt; durch ihn sollte vorzugsweise auf Herz und Gemüth eingewirkt werden. Durch häufige Bewegung im Freien, durch Schwimmübungen während des Sommers wurde für die körperliche Entwicklung reichlich Sorge getragen. Von der Weilburg bei Baden, welche Erzherzog Karl nach dem 1822 erfolgten Ableben des Herzogs Albrecht zu Sachsen-Teschen nach dem Muster des herzoglich nassauischen Schlosses gleichen Namens, gegenüber der Ruine Rauhenegg hatte erbauen lassen und die seit zwei Jahren der ständige Aufenthaltsort der erzherzoglichen Familie während des Sommers war, schreibt Erzherzogin Henriette ihrem in der Ferne weilenden Gemahl am 28. Juli 1828: „Albert lässt Dir sagen, er sei gestern zum erstenmal frei auf dem Rücken geschwommen und das mit gutem Erfolge“. Den 1. November 1828 wird Dr. Bihler pensionirt und an dessen Stelle Oberst v. Cerrini zum Dienstkämmerer und Ajo des elfjährigen Erzherzogs und seiner Brüder Karl Ferdinand und Friedrich ernannt. Cerrini stand damals im 51. Lebensjahre. Bihler und Flury wurden durch Dr. Ludwig Köchel und Dr. Franz von Scharschmid ersetzt. In ihrer Eigenschaft als Lehrer und Gehilfen in der Erziehung waren sie dem Oberst Cerrini untergeordnet. Gleichzeitig wurde für die militärische Erziehung Oberlieutenant Freyssauff berufen, der im Mai 1837 als Hauptmann das erzherzogliche Haus verliess. — Das Ende des Jahres 1829 erfüllte das erzherzogliche Haus mit tiefer Trauer. Am 29. Dezember erlag Erzherzogin Hildegarde einer tückischen Krankheit. Wie der Vater der unvergesslichen Gattin, so gedachte der Sohn seiner liebenden und aufopfernden Mutter bis an sein Lebensende mit inniger Verehrung.

Der damaligen Sitte entsprechend, ernannte Kaiser Franz I. mittels Handschreibens vom 11. Januar 1830 den kaum dreizehnjährigen Erzherzog zum Obertsinhaber des nunmehr für immerwährende Zeiten seinen Namen führenden Infanterie-Regimentes No. 44, und mittels Diplom vom 20. Mai d. J. zum Ritter des goldenen Vliesses. Der junge Erzherzog hatte sich mit Vorliebe den militärischen Disziplinen gewidmet; aber nicht geringer war das Interesse, welches er den übrigen Wissenszweigen entgegenbrachte. Jede Gelegenheit wurde benutzt, um den Kreis der Kenntnisse zu erweitern. Scharschmid führte ihn in das Studium der Rechtswissenschaft ein. Für das Spezialfach der Geniewaffe wurde 1832 der Major Wilhelm Ritter von Lebzeltern berufen, der in dieser Eigenschaft bis zum Jahre 1837 verblieb, hierauf Erzherzog Friedrich, der sich dem Seewesen gewidmet hatte, nach Venedig begleitete, an der Erstürmung Saidas (1840) theilnahm und bis zu dessen Tode im Jahre 1847 treu an seiner Seite ausharrte. Im Oktober 1835 wurde der Major Franz Edler von Hauslab (zuletzt Feldzeugmeister) dem

Erzherzog für den Unterricht im Situationszeichnen und der Terrainlehre zugetheilt. Mit Sorgfalt überwachte Erzherzog Karl den Unterricht seiner Söhne und überzeugte sich selbst von dem Fortgange desselben. Von dem Grundsatze ausgehend, dass die Geschichte die beste Lehrmeisterin sei, hatte er eine übersichtliche Darstellung der Revolutionskriege von 1792 bis 1797 in den Niederlanden, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien, des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel (1808—1814), des russischen Feldzuges von 1812 und der Kriegsoperationen in Deutschland, Frankreich und Italien während der Jahre 1813, 1814 und 1815 mit vorwiegend didaktischem Charakter verfasst, welche als Leitfaden beim Unterrichte seiner Söhne dienen sollte. Hier konnten dieselben eine Fülle von Belehrungen des Krieges finden. Nach mehrjähriger gründlicher theoretischer Vorbereitung für den militärischen Beruf trat der neunzehnjährige Erzherzog am 18. April 1837 zur praktischen Dienstleistung in das zu Graz stationirte Infanterie-Regiment Max Wimpffen No. 13 (heute Starhemberg) und übernahm das Kommando des 1. Bataillons. In wenigen Monaten hatte er durch seinen Pflichteifer und seine Pünktlichkeit sich die allgemeine Anerkennung erworben. Dabei war er von einer seltenen Bescheidenheit. Als der erzherzogliche Hofrath Ritter von Kleyle, der als Freund des erzherzoglichen Hauses betrachtet wurde, sich erbat, dass eine neu erbaute Hütte der erzherzoglichen Eisenwerke nach seinem Namen benannt werden dürfe, nahm er zwar mit dem Ausdrucke des Dankes diese Ehrung an, erklärte aber, dass sein unbedeutender Name dies eigentlich nicht verdiene. Gleichzeitig bedauerte er den Geburtstag seines Vaters (5. September) „nicht wie gewöhnlich in der Weilburg verbringen zu können", indem er „alle Hände vollauf zu thun habe, da Musterung, Produktionen und Pettauer Konzentrirung vor der Thür seien". Übrigens sei er auch überzeugt, das ihm der Vater eine Dienstversäumniss übel nehmen würde. Dieser habe ihm jedoch versprochen, selbst nach Graz zu kommen, und „er freue sich von ganzem Herzen den lieben, guten Vater zu sehen und durch acht Tage zu besitzen."

Erzherzog Karl traf am 7. September in Graz ein und hatte Gelegenheit, seinen Sohn zum ersten Mal im Dienst zu sehen. „Mit Vergnügen", hiess es in einem Briefe an Hofrath von Kleyle, „kann ich Ihnen schreiben, dass ich mit Albrecht recht zufrieden bin. Sie werden es auch seyn, wenn er mit Anfang November nach Wien kommt. Er behandelt Militairisten und Civilisten gleich, hat beinahe alle öffentlichen Anstalten schon besucht und ist überzeugt, dass es mit dem Schiessen allein nicht gethan ist, und dass er nicht einseitig sein darf. . . Ich habe hier viel Tröstliches für die Zukunft gegründet gefunden und dass mich das auch anspornen muss, Alles was ich kann, zu thun, um einem guten Sohn seine künftige Stellung zu erleichtern".

In inniger Liebe waren die Mitglieder der erzherzoglichen Famile einander zugethan. Als im Jänner 1838 Erzherzog Friedrich in Venedig erkrankte, eilte Albrecht sofort dahin und kehrte erst nach seiner Genesung

nach Graz zurück. Indessen bekundete er auch während dieser Zeit das lebhafteste Interesse für die Vorgänge im Regimente und brachte dies in einem Schreiben an den Kommandanten Oberst Ruf zum Ausdrucke, über welches sich der Inhaber Feldzeugmeister Baron Wimpffen, als er zu dessen Kenntniss gelangt war, höchst lobend aussprach und dem Verfasser desselben eine glänzende Zukunft prophezeite.

In Anerkennung des regen Diensteifers und der vortrefflichen Leistungen als Bataillons-Kommandant wurde dem Erzherzog am 6. Mai das Kommando des ganzen Regiments übertragen, das er im März des folgenden Jahres niederlegte, um dem Wunsche seines Vaters entsprechend im Kürassier-Regiment Baron Menshengen No. 4, das einen vorzüglichen Ruf genoss, und dessen Inhaber er später wurde, den Reiterdienst kennen zu lernen. Nur wenige Monate hatte sich Erzherzog Albrecht dem Dienste des in Ungarn stehenden Regimentes gewidmet, als er zu einer ernst erfassten Mission an den russischen Hof berufen wurde. „Da nach dem letzen Briefe des guten Vaters,“ schreibt er am 29. Mai 1839 von Pösing an Hofrath von Kleyle, „meine Reise nach Russland ganz bestimmt ist, so möchte ich doch früher einige Bücher über dieses Land lesen und aus denselben das Interessanteste ausziehen. Vorzüglich wären französische mir erwünscht, um zugleich eine Übung in dieser dort unentbehrlichen Sprache zu haben. — Verzeihen Sie mir daher, wenn ich Sie, als dem in Wien Residirenden, mit der Bitte belästige, mir mehrere solcher Bücher zukommen zu lassen. Darunter wären mir die ersten Theile des voyage du duc de Raguse und dann eine vor einigen Jahren erschienene Beschreibung der Feldzüge 1812—14 von einem russischen Generale, dessen Namen mir nicht beifällt, sehr erwünscht. Auch eine Statistik dieses Reiches sowie eine Darstellung von dessen Civil- und Militärverfassung dürfte von Nutzen und interessant sein.“

Der Erzherzog fand am russischen Hofe die freundlichste Aufnahme und liess den besten Eindruck zurück. „Mein Sohn“, schrieb Erzherzog Carl an Kleyle (6. Aug. 1839), „wurde in Petersburg mit Höflichkeiten überhäuft. Nach seinen Briefen zu urtheilen hat er sich in verschiedenen Gelegenheiten mit Klugheit und dem gehörigen Maasse benommen.“ Kaiser Nikolaus zeichnete den jugendlichen Erzherzog durch die Ernennung zum Chef des kaiserlich russisch-lithauischen Ulanen-Regiments und Verleihung des St. Andreas-Ordens aus. Das kommende Jahr brachte dem Erzherzog die Beförderung zum Generalmajor und Kommandanten einer Brigade in Graz. Kurz nach dem Antritt seiner neuen Stellung fand er Gelegenheit, seine Kenntnisse durch die Theilnahme an den von Feldmarschall Radetzky geleiteten grossen Manövern in Italien zu erweitern. Erzherzog Carl hatte seinen Sohn dem kriegserfahrenen Marschall ganz besonders empfohlen. Nach der Rückkehr aus Italien widmete sich Erzherzog Albrecht so ausschliesslich dem Dienste, dass er nicht einmal Zeit zum Besuche seiner Angehörigen gewann.

Die Stellung eines Brigadiers war bald nicht mehr im Stande, seinen

Schaffensdrang zu befriedigen. Er sehnt sich nach erweiterter Thätigkeit. Doch weiss er mit seltener Resignation seine Ungeduld im Zaume zu halten. „Was sagen Sie“, heisst es in einem Briefe an Kleyle (ddto. Graz am 26. Dezember 1842) „zu meiner Geduld? Hat man je eine solche bei einem jungen Menschen von 25½ Jahren erlebt? Ich sitze nun schon 6 Wochen in meinem Neste mit der Aussicht, auf weitere 10—12 Wochen in Ungewissheit über mein Schicksal zu bleiben, und doch muckse ich nicht! . . . Bis halben März, hoffe ich, werden wir doch etwas erfahren, dann sollen Sie mich auch sogleich in Wien sehen, um meinerseits alle mögliche Beschleunigung ins Werk zu setzen, oder im entgegengesetzten Falle mich philosophisch über das Nichtgelingen zu trösten.“

Das Jahr 1843 barg in seinem Schoosse für Erzherzog Albrecht einen seltenen Moment der Erhebung und eine Fülle von Glück. Am 11. April wurde das fünfzigjährige Jubiläum seines erlauchten Vaters als Grosskreuz des Maria Theresien-Ordens festlich begangen und bald darauf wird er am bayerischen Hofe von dem Liebreize der Prinzessin Hildegarde, der vierten Tochter König Ludwigs I., die er im vergangenen Jahre zum ersten Male gesehen hatte, gefangen genommen. Von Norderney aus, wo er sich im August zum Kurgebrauche aufhielt, hatte Erzherzog Albrecht der Prinzessin seine Neigung kundgegeben; die Antwort machte ihn zum Glücklichsten der Sterblichen. Von Aschaffenburg, wo sich damals die königlich bayerische Familie aufhielt, berichtet er am 30. August an Kleyle: „Wie gut es mir hier geht, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Ich schwelge im reinsten Glück und in der Freude, täglich neue Vorzüge, neue Tugenden in meiner Braut zu entdecken. Sie ist so gut, so einfach, natürlich und dabei wohlerzogen und sehr gescheidt, so dass sie wirklich nichts zu wünschen übrig lässt. Seit vorigem Jahre ist sie sehr gewachsen und hübsch geworden, hat aber dabei das Kindliche beibehalten. Leider wird das Glück, hier zu sein, nicht mehr lange dauern, da ich noch den Hof von Darmstadt, dann Mainz und Frankfurt besuchen muss . . . Indessen wird es vielleicht im Winter möglich sein, auf ein paar Wochen nach München zu gehen, denn bis zum 1. Mai (der für die Vermählung festgesetzte Tag) sind noch acht Monate, eine lange Zeit! — Das einfache, gemüthliche Familienleben, das hier geführt wird, spricht doppelt an, da es so an unsern Familienkreis erinnert.“ Die Hoffnung, im Winter einige Wochen in München zubringen zu können, war in Erfüllung gegangen. „Seit dem 3. Januar“, schreibt König Ludwig an seinen Sohn Otto, König von Griechenland, „befindet sich Erzherzog Albrecht, der ein tüchtiger Jüngling ist, hier. Eine Freude, ihn mit Hilda beisammen zu sehen! . . . Es wird ein thränenreicher Abschied werden, denn Beide lieben einander zärtlich, innig. Er ist aber auch recht gediegen. Je mehr Albrecht gekannt wird, desto mehr gewinnt er.“ (Veröffentlicht im „Fremdenblatt“ vom Geh. Haus- und Staatsarchivar Dr. v. Trost.)

Voll Hoffnungen für die Zukunft hatte sich Erzherzog Albrecht im Herbste 1843 zu den Manövern des 10. deutschen Bundes-Armee-Korps in der Nähe von Lüneburg begeben, um neue Anschauungen zu gewinnen. Bald darauf führte ihn die Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant und Adlatus beim mährisch-schlesischen General-Kommando einem Wirkungskreise zu, in dem er bei der Ausbildung der Truppen seine bereits reichen Erfahrungen zur Geltung bringen konnte.

Mitten unter der dienstlichen Thätigkeit weilten jedoch seine Gedanken oft bei den Seinigen. Jede Nachricht von ihnen ist ihm willkommen. Als ihm die Reise seines Vaters zur Installation der Erzherzogin Maria Theresia als Äbtissin des theresianischen adeligen Damenstiftes am Hradschin in Prag berichtet wurde, drückt er in einem Schreiben an Kleyle ddto. Brünn am 26. März 1844 seine Freude über dessen „enthusiastischen Empfang in Böhmen und das taktvolle Auftreten“ seiner Schwester, der jungen Äbtissin, aus. Den Ernst seines Charakters kennzeichnet es, wenn er an Kleyle schreibt: „Am 2. und 3. April hoffe ich das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen. Dabei möchte ich ein Geschäft vorläufig mit Ihnen besprechen, welches ich bis zur Rückkehr von München vollenden möchte, nämlich die Abfassung eines Testamentes. Wenn man heirathet, halte ich es für meine Pflicht, auch alle möglichen Fälle der Zukunft zu bedenken und daher auch jenen eines plötzlichen Todes!“ Am 1. Mai 1844 erhielt der aus gegenseitiger Neigung geschlossene Bund die kirchliche Weihe. Ein überaus glückliches Familienleben war die Frucht desselben. Anfangs September ist der Erzherzog vollauf mit den Vorbereitungen zu den demnächst beginnenden Lagerübungen beschäftigt. Seine junge Gemahlin befindet sich während dieser Zeit bei der erzherzoglichen Familie auf der Weilburg. „Heute verliess mich“, schrieb er den 4. September von Brünn an Kleyle, „meine Frau auf 14 Tage. Sie werden selbe schon in Weilburg gesehen haben. Ich selbst rieth zu dieser Strohwitschaft, da wir doch getrennt, ich in Nennowitz, sie hier gelebt hätte, und die gegenseitigen Besuche zeitraubend gewesen wären. Und Zeit mangelt jetzt ohnehin. Heute machten wir z. B. eine zwölfstündige Rekognoszirung zu Pferde; indess die angestrengte Thätigkeit thut wohl und frischt Geist und Körper auf.“ Am 15. Juli des folgenden Jahres beschenkte Erzherzogin Hildegarde ihren Gemahl mit einer lieblichen Tochter, Erzherzogin Maria Theresia, aus deren Ehe mit dem Herzog Philipp von Württemberg später dem Erzherzog hoffnungsvolle Enkel entsprossten. Am 3. Januar 1847 wurde das erzherzogliche Paar durch die Geburt eines Sohnes beglückt, der ihnen aber bereits am 19. Juli 1848 durch den Tod entrissen wurde. Eine zweite Tochter, Erzherzogin Mathilde, geboren am 25. Jänner 1849, berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, erlag aber am 6. Juni 1867 den Brandwunden, die sie sich zugezogen hatte. Zwei Jahre früher, am 2. April 1864, wurde Erzherzogin Hildegarde nach kurzer Krankheit ihrer Familie entrissen, beweint von

den Ihrigen, beklagt von Allen, die ihre edle Gesinnung kennen gelernt hatten. —

In den letzten Jahren hatte Erzherzog Albrecht so viele Proben selbständigen Handelns und vielseitiger Verwendbarkeit abgelegt, dass seine am 15. Dezember 1844 erfolgte Ernennung zum kommandirenden General in Ober- und Niederösterreich und Salzburg nur allgemeiner Zustimmung begegnete. Hatte er schon in seinen früheren Stellungen unermüdlich für die gründliche Ausbildung der ihm anvertrauten Truppen gewirkt, so geschah dies in dem neuen, erweiterten Wirkungskreise in erhöhterem Maasse. Seine in dieser Zeit unter dem Titel: „Anweisung über den Betrieb des Feldzuges“ veröffentlichte Schrift enthält in mustergiltiger Weise und präziser Form eine Fülle von Belehrungen über den praktischen Vorposten-, Lager- und Felddienst, die in ihren Grundzügen noch gegenwärtig zum Vorbilde dienen können. Nach den vom Erzherzog aufgestellten Grundsätzen sollten im Gegensatze zu den bisher üblichen „Lagern“ die Feldübungen, als Vorbereitungen zum Kriege, innerhalb der Grenzen der Möglichkeit ein getreues Abbild desselben geben.

Am 26. April 1847 erkrankte Erzherzog Albrechts hochsinniger Vater, Erzherzog Carl, und am 30. um die vierte Morgenstunde schloss er, umgeben von seinen trauernden Kindern, für immer die Augen.

Mit dem Hinscheiden seines Vaters kam Erzherzog Albrecht als ältester Sohn in den Besitz des grossen von Kaiserin Maria Theresia für ihre Tochter Maria Christine bei ihrer Vermählung mit Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen im April 1766 gestifteten und mittelst Lehnbriefes vom 23. Jänner 1825 für deren Adoptivsohn Erzherzog Carl und seine männliche Deszendenz bestätigten Fideikommisses, welches im Verlaufe der Zeit manche Vermehrungen erfahren hatte und aus dem Herzogthume (der Kammer) Teschen, den Herrschaften Ungarisch-Altenburg und Bellye (im Komitate Baranya) besteht. Gleichzeitig fielen ihm die Allodialgüter Saybusch in Galizien und Seelowitz in Mähren zu. Von nun an führte er auch den Titel eines Herzogs von Teschen. Durch mancherlei Missgriffe in der Verwaltung war der Ertrag der Güter beim Ableben des Erzherzogs Carl sehr gesunken. Es spricht für das Verständniss und den richtigen Blick Erzherzog Albrechts auch für ausserhalb seines eigentlichen Berufskreises gelegene Dinge, dass dieser Übelstand unter ihm nicht nur behoben wurde, sondern sich bald in allen Zweigen der Bewirthschaftung und des Betriebes ein höchst erfreulicher Aufschwung bemerkbar machte.

In den Besitz des Erzherzogs Albrecht kam auch das Schloss Weilburg bei Baden und das Palais auf der Augustinerbastei in Wien, welches Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen aus dem vormals dem Grafen Sylva-Tarouca gehörigen Gebäude in den Jahren 1801—1804 von dem belgischen Architekten Montoyer, dem Erbauer des königlichen Lustschlosses Laeken bei Brüssel, hatte herstellen und ausschmücken lassen, während die herrlich gelegene Villa in Arco erst in den Jahren 1872—1874 erbaut wurde.

Zu dem vom Erzherzog übernommenen Fideikommissbesitz gehört auch die von Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen begründete und nach ihm benannte Sammlung von Handzeichnungen und Aquarellen, Kupferstichen, Radierungen, Holzschnitten etc., eine sehr wertvolle Bibliothek und eine Plan- und Landkartensammlung von einer seltenen Vollständigkeit. Diese erfuhren unter Erzherzog Albrecht eine reichliche Vermehrung, so dass die erzherzogliche Kunstsammlung „Albertina" gegenwärtig einen hervorragenden Rang unter den Kunstinstituten Europas einnimmt und eine Sehenswürdigkeit Wiens bildet. Bezüglich der Zahl von Handzeichnungen wird die „Albertina" von mehreren Sammlungen, z. B. denen von Paris und Florenz, übertroffen; was aber den Werth derselben betrifft, dürfte sie den ersten Platz einnehmen. Obenan stehen die Zeichnungen von Albrecht Dürer, welche nicht nur an Werth die aller öffentlichen und Privatsammlungen Europas überragen, sondern rücksichtlich ihrer Zahl von 164 Stücken in der „Albertina" selbst einen besonderen Rang einnehmen. Für die Vermehrung der Sammlungen und der Bibliothek war vorher und unter Erzherzog Albrecht jährlich eine bestimmte Summe ausgeworfen. Indessen war der Erzherzog bei sich darbietenden Gelegenheiten stets bereit, ausser der feststehenden Jahresdotation die Mittel zum Ankaufe von werthvollen Handzeichnungen und Gegenständen der graphischen Künste zu bewilligen. Um nur zwei Beispiele anzuführen, widmete er, als im Jahre 1881 die aus dem Nachlasse des 1873 verstorbenen Präsidenten der kais. Akademie der Wissenschaften und zweiten Vorstandes der Hofbibliothek R. von Karajan stammende Sammlung von Viennensia zur Versteigerung gelangte, einen namhaften Betrag zum Ankaufe solcher Blätter, welche die „Albertina" noch nicht besass oder die einen besonderen künstlerischen Werth hatten. Und ebenso bewilligte er im Jahre 1892 die Mittel zur Erwerbung einer Anzahl Handzeichnungen von Joseph Führich. Beim Ableben des Erzherzogs Albrecht zählte die erzherzogliche Kunstsammlung über 16 000 Handzeichnungen und mehr als 200.000 Kupferstiche, Radierungen, Schabkunstblätter, Holzschnitte etc. Die Bibliothek erfuhr in dem Zeitraume von 1847 bis 1895 einen Zuwachs von nahezu 20.000 Bänden, vorwiegend geschichtlichen und militärwissenschaftlichen Inhalts, und beläuft sich gegenwärtig auf nahezu 50.000 Bände. Um dem Publikum den Zugang zu den im obersten Stockwerke des angrenzenden Augustinergebäudes untergebrachten Kunstschätzen zu erleichtern, hatte der Erzherzog vor dem Beginne der Weltausstellung im Jahre 1873 von seinem Palais aus einen eigenen Treppenaufgang erbauen und die Aufstellung der Zeichnungen, Stiche, Radierungen etc. in Portefeuilles und starken Lederbänden in Holzschränken nach Nationen und Schulen chronologisch geordnet durchführen lassen. Den handschriftlichen Nachlass Herzog Albrechts zu Sachsen-Teschen und seines Vaters liess er ordnen und in einem Lokale in seinem Palais unterbringen.

Von der Bibliothek machte der Erzherzog einen umfassenden Gebrauch.

Als ihn die Schwäche seiner Augen noch nicht daran hinderte, las er selbst alle hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Militärwissenschaft und Geschichte und pflegte bei der Lektüre zahlreiche Randbemerkungen zu machen, die von der Schärfe seiner Auffassung und der Richtigkeit seines Urtheils Zeugniss geben. In den letzten Jahren seines Lebens liess sich der Erzherzog in freien Stunden von seinen Adjutanten oder anderen Personen seiner Umgebung vorlesen, wobei er den Vorlesenden durch sein vortreffliches Gedächtniss oft in Staunen setzte. Er pflegte im Winter um 6 Uhr und im Sommer zu noch früherer Stunde aufzustehen und bei zusagender Witterung einen Ritt ins Freie zu machen. Gegen 8 Uhr liess er sich in der Regel über militärische Angelegenheiten Bericht erstatten und erledigte die laufenden Schriftstücke. Über die Vorkommnisse des Tages machte er regelmässig Aufzeichnungen. Dieser Gewohnheit blieb er bis zu seinem Ableben treu. Seine Gedanken über bestimmte Fragen brachte er früher selbst zu Papier, späterhin diktirte er sie im Zimmer auf- und abgehend einem Herrn seiner Umgebung.

An Tagen, an welchen Audienzen stattfanden, wurde diese Thätigkeit zeitweilig unterbrochen. Bei diesen Gelegenheiten zeigte sich das vorzügliche Personen- und Sachgedächtniss des Erzherzogs, sowie die Versatilität seines Geistes.

Wie tief die Erinnerung an den Erzherzog bei Personen, welche mit ihm zu sprechen das Glück hatten, nachwirkte, davon möge eine Stelle aus einem Schreiben des Historikers Professors Dr. H. Hüffer Zeugniss geben. „In den siebziger Jahren“, heisst es dort, „hatte ich die Ehre, dem Erzherzog einige Male mich vorstellen zu dürfen. Niemals werde ich den Eindruck seines wohlwollenden, liebenswürdigen und zugleich Achtung und Verehrung gebietenden Wesens vergessen.“ Die gastfreundliche Liberalität des Erzherzogs bekundete sich, mochte er in seinem Palais in Wien, auf dem ihm aus der Jugendzeit liebgewordenen Schlosse Weilburg oder unter der milden Sonne von Arco weilen. Bei den jährlichen instruktiven „Generalsreisen“, bei den grossen Manövern, zeigte er sich stets als munifizenter Grandseigneur.

Zahlreich sind die Akte der Wohlthätigkeit während seines langen thatenreichen Lebens. Als kurz nach seiner Übernahme der väterlichen Güter im Jahre 1847 nach einer Missernte eine Hungersnoth in Schlesien ausgebrochen war, beauftragte er von Norderney aus den Hofrath v. Kleyle nach Kräften zu helfen. Und auf dessen Bericht, neben Lebensmitteln 5000 Gulden CM. zur Unterstützung der Hilfsbedürftigen verwendet zu haben, erwidert er: „Ich danke Ihnen recht sehr, dass Sie die Summe von 5000 Gulden unter Einem angewiesen haben. Bis dat, qui cito dat; es wäre eine Sünde und eine Verantwortung, mit Schuld an dem Tode auch nur Eines Nebenmenschen zu seyn.“

Bleibende Denkmale der wohlwollenden Fürsorge des Erzherzogs sind der seinen Namen führende Offizier-Darlehnsfond, zu dessen Errichtung er

100.000 Gulden spendete, die Vermehrung der von seinem Vater begründeten Stiftplätze im Offizier-Töchter-Institut auf 32, die Errichtung von Stiftplätzen am Taubstummen- und Blinden-Institut und am Konservatorium in Wien, von Stipendien am Franzisco-Josephinum in Mödling und der Landeswinzerschule in Krems. Noch wenige Monate vor seinem Ableben hat er durch Stiftungen im Betrage von 130.000 Kronen zu Gunsten der Regimenter, deren Inhaber er war (des 44. Infanterie-, des 4. Dragoner- und des 5. Korps-Artillerie-Regiments), seinen stets regen Wohlthätigkeitssinn dargethan.

Die Bewegung des Jahres 1848, die Vorgänge in Wien am 13. März brachten den Erzherzog namentlich wegen seiner Beliebtheit in der Armee in Gegensatz zu der herrschenden Stimmung. Als Freund der Ordnung und loyaler Charakter konnte er sich, obwohl von der Nothwendigkeit zeitgemässer Reformen überzeugt, mit der Art, wie man die Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse ins Werk setzen wollte, nicht befreunden und legte daher seine Stelle als kommandirender General am 14. März nieder, nachdem er in einem Generalbefehl von den Truppen in dem Ernste des Momentes entsprechenden Worten Abschied genommen hatte. Durch eine Bereisung seiner Güter suchte er fern vom öffentlichen Leben die unangenehmen Eindrücke der letzten Tage zu verwischen. Als jedoch der Krieg mit Piemont ausbrach, nahm Erzherzog Albrecht freiwillig als Brigadier an den Operationen Radetzky's Theil. In der denkwürdigen Schlacht bei Santa Lucia am 6. Mai, wo 19.000 Österreicher gegen 40.000 Piemontesen fochten, gab er zum ersten Male im Felde Beweise von seiner Unerschrockenheit, und am Tage von Custozza, am 25. Juli, erwarb er sich die volle Anerkennung Radetzky's, der von ihm berichtete: „Dass er nicht nur durch persönlichen Muth — das Erbtheil seines Hauses — sondern auch durch die Aufmunterung seiner Untergebenen, durch seinen militärischen Scharfblick, seine glänzende Begabung für den militärischen Beruf erwiesen habe“.

Im Dezember 1848 mit dem Kommando einer Division beim 2. Armeekorps betraut, stellte sich der Erzherzog, als die Operationen gegen Piemont wieder begannen, unter den Befehl des Feldmarschall-Lieutenants Baron d'Aspre. Seine Division bildete die Avantgarde. Beim Übergang über den Ticino bei Pavia und bei Gravellone (am 20. März) kam es zu harten Kämpfen, in denen sich Erzherzog Albrecht durch Muth und Umsicht hervorthat. Am folgenden Tage wurde zum Angriffe von Mortara geschritten. An der Eroberung dieses Platzes gebührt dem Erzherzog ein Hauptantheil. Den schliesslichen Sieg und die Besatzung Mortara's schreibt Radetzky wesentlich „der umsichtigen Disposition des Feldzeugmeisters Baron d'Apre und seines tapferen Divisionärs Erzhrezog Albrecht sowie endlich dem Muthe und der Geistesgegenwart des Obersten Benedek zu“. Glänzenden Ruhm erwarb sich der Erzherzog zwei Tage darauf (am 20. März) bei Novara, indem er aus eigner Initiative die von Novara gegen

Nibbola seitwärts der Strasse sich hinziehenden Anhöhen durch ein Detachement besetzen liess und dadurch das Centrum der österreichischen Stellung vor der Gefahr der Umgehung von Seite des Feindes bewahrte. Er selbst behauptete die auf einer Anhöhe gelegene Häusergruppe von Bicoca — dem wichtigsten Punkt der ganzen Stellung — durch volle 6 Stunden gegen eine sechsfache Übermacht, bis durch das Eintreffen der Reserven das Gleichgewicht hergestellt und der Sieg entschieden wurde. „Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog Albrecht“, berichtet Radetzky nach der Schlacht an das Kriegsministerium, „bewies an diesem heissen Tage eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit und wich nicht einen Schritt aus seiner gefährdeten Stellung zurück“. Für diese entscheidende Waffenthat wurde dem Erzherzog auf Antrag des Ordenskapitels am 29. Juli das Kommandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens verliehen, wozu sich die höchsten militärischen Orden des Kaisers von Russland, der Könige von Preussen und Bayern und das Grossherzogs von Toskana gesellten.

Nachdem hierauf Erzherzog Albrecht kurze Zeit als Kommandant des 3. Armeekorps in Böhmen gewirkt, wurde er am 11. Oktober zum Gouverneur der Festung Mainz ernannt und ihm am 4. September des folgenden Jahres (1850) mit der Ernennung zum General der Kavallerie das Landes-Militär-Kommando in Böhmen übertragen, als wegen Kurhessen ein Konflikt mit Preussen drohte.

Ein weites Feld der Thätigkeit eröffnete sich für den Erzherzog, als es nach der Pacifikation Ungarns galt, die Gemüther zu beruhigen und gleichzeitig eine den übrigen Kronländern analoge Verwaltung sowie eine den modernen Rechtsanschauungen entsprechende Justiz im Lande einzuführen, kurz jene Umgestaltung der politischen Verhältnisse vorzunehmen, die geeignet waren, das Königreich Ungarn in den Organismus des Gesammtstaates einzufügen. Zur Durchführung dieses Werkes schien der Erzherzog die geeignete Persönlichkeit. In seinem Wesen vereinigten sich Festigkeit des Willens und hoher Rechtssinn mit versöhnender Milde. Jeder dem Parteigetriebe Fernstehende musste ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass alle seine Bemühungen darauf hinzielten, die Gegensätze auszugleichen und über unglückliche geschichtliche Ereignisse den Schleier der Vergessenheit zu decken. In der Hebung des Volkswohlstandes durch Strassenbauten, Kanalisirungen, Verbesserung des Unterrichtes u. s. w. glaubte der Erzherzog das beste Mittel gefunden zu haben, allmälig der Zufriedenheit mit der neuen Ordnung Eingang zu verschaffen. 1860 konnte der Erzherzog aus seiner Stellung als Militär- und Civil-Gouverneur mit dem Bewusstsein scheiden, das Wohl des ihm anvertrauten Landes stets im Auge gehabt zu haben; die Fortschritte, welche Ungarn unter seiner Verwaltung gemacht, mussten selbst von politischen Gegnern anerkannt werden.

Mitten in die Thätigkeit des Erzherzogs als Statthalter von Ungarn fiel der russisch-türkische Krieg im Jahre 1854, welcher bald durch die Theil-

nahme Englands und Frankreichs an Ausdehnung gewann. Österreich sah sich veranlasst, an der Südostgrenze des Reiches ein Beobachtungskorps und später eine Armee in Galizien aufzustellen, deren oberste Leitung Erzherzog Albrecht übertragen wurde. Der Krieg fand indessen, wie bekannt, durch den Frieden von Paris (26. Februar 1856) seinen Abschluss, ohne dass Österreich aus seiner bewaffneten Neutralität heraustrat.

Gerade ein Jahr vor seinem Rücktritt von der Statthalterschaft in Ungarn wurde Erzherzog Albrecht mit einer Mission nach Berlin betraut. Österreich sah sich von Sardinien und Frankreich bedroht und es galt, Preussen in seiner Eigenschaft als deutscher Bundesstaat zur Kooperation gegen Frankreich zu bewegen. Das Kommando über das österreichische Kontingent am Rhein sollte der Erzherzog übernehmen. Erzherzog Albrecht wurde in Berlin mit Ehrungen überhäuft. Wie Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha im 2. Bande seines Memoirenwerkes berichtet, hatte „sein liebenswürdiges und vorsichtiges, dennoch aber Vertrauen erweckendes Auftreten überall den besten Eindruck hervorgebracht“. Die „soldatische Befähigung“ des Erzherzogs, sein „gerades und schlichtes Wesen wären sicherlich am geeignetsten gewesen, eine Verhandlung über die militärische Basis der Allianz zum Abschluss zu bringen“. Dennoch führte die Anwesenheit des Erzherzog zu keinem greifbaren Resultate. In der Bundestagssitzung vom 3. Juli wurde Erzherzog Albrecht zwar zum Befehlshaber des österreichischen Kontingentes ernannt, allein der Krieg war inzwischen ausgebrochen und das Glück hatte zu Gunsten Frankreichs entschieden, bevor die Rüstungen der Bundesstaaten vollendet waren.

Die Verdienste des Erzherzogs als Militär- und Civil-Gouverneur hatte der Kaiser in einem Handschreiben (vom 19. April 1860) anerkannt. Und als neue Verwicklungen in Italien drohten, wurde ihm auf sein Ansuchen das Kommando über das 8. Armeekorps in Vicenza übertragen. Am 4. April 1863 erfolgte die Ernennung des Erzherzogs zum „Feldmarschall unter gleichzeitiger Enthebung vom Kommando des 8. Armeekorps“, womit ihm auch das Präsidium im Marschallsrathe zukam. Eine ganz besondere Ehrung ward dem Erzherzog im Herbste des Jahres 1863 von Seiten der Armee zuteil. Am 18. Oktober überreichten Feldmarschall Graf Wratislaw, Feldzeugmeister und Kriegsminister Graf Degenfeld und Generaladjutant der Armee Graf von Crenneville dem Feldmarschall ein kunstvoll ausgestattetes Diplom, mit welchem die kaiserliche Armee „dem würdigen Heldensprossen des unsterblichen Vaters, ihm gleich an inniger Zuneigung für die Armee, so wie er ein leuchtendes Vorbild kriegerischer Tugenden, als sprechendes Zeugniss der Verehrung ein Abbild des vom Kaiser vor der Burg errichteten Denkmals“ widmet und bittet, demselben „eine Stelle in der von dem verewigten Helden geschaffenen schönen Weilburg anzuweisen“. — Das im verjüngten Maassstabe ausgeführte Monument bildet nunmehr gegenüber der Schlosskapelle eine Zierde des erzherzoglichen Parkes.

Die Ereignisse des Jahres 1866 sind zu bekannt, als dass sie hier einer weiteren Darstellung bedürften. Das Verhalten des Erzherzogs als Kommandant der österreichischen Südarmee, seine Operationen gegen die mehr als doppelt so starke italienische Armee, welche zu dem glänzenden Siege bei Custozza (24. Juni) führten, sichern ihm einen Platz unter den hervorragendsten Heerführern.

Mit dem Grosskreuz des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet und (15. September 1866) zum Armee-Ober-Kommandanten ernannt, war fortan die Reorganisation der Armee auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht die unausgesetzte Sorge des Erzherzogs. In erhöhtem Maasse konnte Erzherzog Albrecht diesem Zwecke dienen, als ihm mit der Ernennung zum General-Inspektor des Heeres (24. März 1869) „die Inspicirung des stehenden Heeres in Bezug auf dessen Ausbildung und Manövrirfähigkeit sowie die Überwachung und Leitung grösserer Truppenübungen“ übertragen wurde.

Für die Zwecke des Heeres war Erzherzog Albrecht auch schriftstellerisch thätig. Schon im Jahre 1866 hatte er eine „Instruktion für die Generalität“ herausgegeben, welche an die im Jahre 1806 veröffentlichte Schrift seines Vaters: „Grundsätze der Kriegskunst für die Generalität der österreichischen Armee“ erinnert. Seine Gedanken über die Reorganisation des österreichischen Heerwesens hat der Erzherzog in der Schrift: „Wie soll Österreichs Heer organisirt sein?“, die im Jahre 1868 im Drucke erschien, niedergelegt. Ein Jahr später wurden seine (wiederholt ins Französische übertragenen) „Gedanken über den militärischen Geist“ veröffentlicht.

Von ganz besonderem Interesse ist die im Herbste 1870 erschienene Schrift: „Das Jahr 1870 und die Wehrkraft der Monarchie“. Sie enthält neben einem Vorworte Betrachtungen über die Einleitungen und den Beginn des Feldzuges 1870, einen Vergleich der Streitkräfte Preussen-Deutschlands und Österreich-Ungarns und Vorschläge zur Besserung dieses Verhältnisses sowie weitere Bemerkungen zur Hebung der Wehrkraft der Monarchie und die Mittel hierzu. Erzherzog Albrecht kommt in dieser Schrift zu dem Resultate: dass die Sicherheit des Staates jetzt mehr denn je in der Wehrkraft und in der Schnelligkeit, mit welcher dieselbe vollkommen organisirt und kampfbereit aufgestellt sein kann, beruhe, dass zur nachhaltigen Vertheidigung die eigene Wehrkraft weder quantitativ noch qualitativ den möglichen Gegnern bedeutend nachstehen dürfe und das ungünstige Verhältniss hierin durch ein starkes Befestigungssystem, organisirtes Volksaufgebot und dergleichen ausgeglichen werden müsse; dass die Wehrkraft der Monarchie keineswegs jene Vollkommenheit erreicht habe, um mit Beruhigung der Zukunft entgegensehen zu können, und man daher mit einer den Zeitverhältnissen entsprechenden Organisation auf der Basis des Vorhandenen und mit schonender Berücksichtigung der Reichsfinanzen beginnen müsse. In einer Zeit, wo die Völker in Waffen stehen, müsse

die Überzeugung von der Nothwendigkeit dieser Maassnahmen allmälig alle Schichten der Bevölkerung durchdringen, der kriegerische Sinn in derselben geweckt und gehoben, das Pflichtgefühl, die freudige Opferwilligkeit, kurz der wahre Patriotismus bei allen Bewohnern der Monarchie ohne Unterschied der Nationalität schon im Frieden genährt und anerzogen, das Zusammenstehen aller um den Thron in jeder Weise gepflegt werden. Erst wenn diese Nothwendigkeit allenthalben erkannt ist, werde man mit Beruhigung in die Zukunft sehen können. Österreich-Ungarn sei noch reich an schlummernden Kräften, diese müssen geweckt und zur Geltung gebracht werden. Endlich müsse die täglich um sich greifende Genusssucht und Leichtlebigkeit durch sittlichen Ernst und festen Willen, der krasse Egoismus durch angestrengte Thätigkeit, die Korruption durch Ehrlichkeit, Ehrgefühl und moralische Haltung, der verflachende und alles zersetzende Unglaube durch wahre Religiosität und Treue wieder verdrängt werden.

Im Winter des Jahres 1870 hatte der Erzherzog unter dem Namen eines Grafen von Friedek eine Reise über Ober-Italien, wo er die Schlachtfelder besuchte, nach dem Süden von Frankreich unternommen und war auf der Rückreise nach Österreich anfangs Februar in Paris angekommen, wo er mit besonderer Auszeichnung empfangen wurde. Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalte kehrte er um die Mitte März über Chalon s./M., Darmstadt und Aschaffenburg nach Wien zurück. Der Eindruck, den er von der Schlagfertigkeit des französischen Heeres gewonnen, war kein günstiger.

Nach den epochemachenden Ereignissen des Jahres 1870 widmete sich der Erzherzog mit dem Feuereifer eines Jünglings dem Ausbau des österreichisch-ungarischen Heerwesens. Ein starkes Österreich galt ihm als der sicherste Bürge des europäischen Friedens. „Eine friedliche Politik kann man nur behaupten“ — sagt er in seiner Schrift: Wie soll Österreichs Heer organisirt sein? — „wenn man stark genug ist, sich zu aggressiven Allianzen nicht zwingen lassen zu müssen, und eingedenk des „Seid stark im Frieden, damit Ihr den Krieg vermeidet“, oder „Si vis pacem, para bellum“ so dasteht, dass kein Nachbar mit Aussicht auf Erfolg einen Angriff wagen kann“. Und überzeugt von der Wechselwirkung der inneren geistigen und materiellen Entwicklung eines Staates und der im Heere zum Ausdruck kommenden Machtentfaltung nach Aussen, suchte er auch jene genügend zu fördern. Auf der Weltausstellung von 1873 in Wien hatte er mit grossem Kostenaufwand in einem eigenen Pavillon eine in dem Handschreiben des Kaisers vom 27. Oktober d. J. als „mustergiltig“ bezeichnete Ausstellung von land- und forstwirthschaftlichen Produkten und Industrie-Erzeugnissen“ seiner Domänenbesitze veranstalten lassen, die zugleich ein lehrreiches Bild wichtiger Zweige menschlicher Thätigkeit darbot.

Als im Dezember desselben Jahres das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers gefeiert wurde, hielt der Erzherzog im Namen des Heeres die Beglückwünschungsrede. War doch kein anderer

berufen, die Gefühle der Armee gegenüber dem Monarchen würdiger zum Ausdrucke zu bringen.

Auf den 21. März des Jahres 1874 fiel der 25. Jahrestag der Schlacht bei Mortara, den der Kaiser zum Anlass nahm, den Erzherzog in einem in den wärmsten Ausdrücken abgefassten Handschreiben zu beglückwünschen.

Im Sommer desselben Jahres weilte Erzherzog Albrecht am russischen Hofe in Krasnoj Selo. Ein Aquarell aus dieser Zeit stellt den Kaiser Alexander II. dar, wie er dem Erzherzog das lithauische Uhlanen-Regiment Nr. 5 vorführt, dessen Inhaber er seit 1839 war. Die neuerlichen Verdienste des Erzherzogs um die Armee wurden vom Kaiser am 25. November 1875 durch dessen Ernennung zum Oberst-Inhaber des Dragoner-Regiments Nr. 4 anerkannt.

In erhebender Weise wurde im April 1877 das fünfzigjährige Dienstjubiläum Erzherzog Albrechts gefeiert. Der Kaiser als oberster Kriegsherr hatte angeordnet, dass am Festtage (d. 18.) in einem Armeebefehl „allen Theilen der bewaffneten Macht“ folgendes Handschreiben „in entsprechender Weise“ kundgemacht werde:

„Lieber Herr Vetter, Feldmarschall Erzherzog Albrecht! Eine erhebende Feier ist es, die ich in freudiger Erinnerung, dass Euer Liebden nunmehr ein halbes Jahrhundert Meiner Armee angehören, zu begehen im Begriffe bin.

Das warme Soldatenherz, welches der Jüngling in fernliegender Zeit der Armee entgegenbrachte, Sie haben es ihr bis zum heutigen Tage unverändert bewahrt.

In Zeiten des Friedens war Ihre hingebungsvolle Thätigkeit, Ihr ganzes Sinnen und Streben stets der Wohlfahrt und der tüchtigen Ausbildung des Heeres geweiht; galt es aber in ernsten Tagen für Kaiser und Reich einzutreten, dann sind Sie — ein leuchtendes Vorbild edler Selbstverläugnung und Aufopferung — freudig meinem Rufe gefolgt und haben Oesterreichs Krieger zu Sieg und Ruhm geführt.

Die Überlieferung und Verherrlichung Ihrer Thaten und Verdienste bleibt der vaterländischen Geschichte vorbehalten und wird gewiss in den schönsten Blättern ihren würdigen Platz finden.

Ich aber will, dem Drange Meines Herzens folgend und mit dankbarem Rückblick auf solch' eine ruhmreiche Vergangenheit, Euer Liebden Meine eigenen und die nicht minder herzlichen und aufrichtigen Glückwünsche Meiner Armee darbringen.

Möge die Gnade des Allmächtigen Euer Liebden zu meiner Freude und zum Heile des Vaterlandes noch lange Jahre in ungebrochener Kraft erhalten.

Wien am 17. April 1877. Franz Joseph m. p.

Im Namen der gesammten Armee brachte Kriegsminister FML. Graf Bylandt-Rheidt an der Spitze einer Generaldeputation die Glückwünsche dar. Tiefergriffen sprach der Erzherzog „der gesammten Kriegsmacht“ seinen wärmsten Dank aus. Was er im Felde zu leisten, im Frieden der Armee zu nützen vermochte, das sei hauptsächlich das Werk seiner braven Waffengefährten. Im Feldherrn ehre und lohne man die Verdienste der Armee, darum theile er auch mit jedem seiner Soldaten das Lorbeerreis.

Fortan war der Erzherzog in jedem Jahre für die grossen Manöver thätig, deren Oberleitung in seinen Händen lag und für die er selbst die

Pläne ausarbeitete und die Vorbereitungen traf. Zu diesem Zwecke nahm er regelmässig Bereisungen vor und war unermüdlich in der Visitation der Truppen in allen Theilen des Reiches. Bei den Manövern sass er oft 10 Stunden im Sattel, jeder Witterung trotzend, und unterzog dieselben hierauf bei den üblichen Besprechungen einer eingehenden Kritik. Dem Studium des Terrains und der strategisch wichtigen Punkte der Monarchie waren die jährlichen Generalsreisen unter der Oberleitung des Erzherzogs gewidmet. Auf der mühevollen Inspektionsreise in Bosnien und der Herzegowina im Jahre 1886 überzeugte sich Erzherzog Albrecht von den Leistungen der daselbst dislocirten Truppen auf militärischem und kulturellem Gebiete. Mit hoher Befriedigung vernimmt der Kaiser den Bericht hierüber.

An dem seltenen Feste des sechzigjährigen Dienstjubiläums des Erzherzogs im Jahre 1887 gedenkt der Monarch „dankerfüllt“ seiner „glänzenden Thaten“, seiner „edlen und selbstlosen Hingabe für die Armee und seine Person“. — „Unvergesslich möge seine warme Liebe und aufopfernde Fürsorge für die Angehörigen der Armee bleiben!“

Im Frühling des Jahres 1892 gelangte ein langgehegter Wunsch des Erzherzogs, dem Feldherrn, unter dessen Führung er die ersten Siegeslorbeern errungen und von dem der Dichter sang: „In deinem Lager ist Österreich“ in der Hauptstadt des Reiches ein sichtbares Denkmal errichtet zu sehen, zur Verwirklichung. Am 24. April konnte die Reiterstatue des greisen Marschalls Radetzky enthüllt werden und der Erzherzog in einer Ansprache an den Kaiser des „treuen Dieners von fünf Monarchen, des Helden und Patrioten, des Vaters seiner Soldaten, des greisen Siegers in Entscheidungsschlachten“ gedenken.

Am 4. April 1893 waren es dreissig Jahre, dass der Kaiser den Marschallsstab in die Hände des Erzherzogs gelegt hatte. Dieses Tages eingedenk beglückwünschte ihn der Monarch in einem Handschreiben ddto. Wien am 3. April als den „Mitbegründer des gegenwärtigen festen Gefüges der Wehrkraft“. In voller Rüstigkeit beging der Erzherzog diesen Gedenktag. Und während der Herbstmanöver desselben Jahres in der Umgebung von Güns in Anwesenheit des deutschen Kaisers, des Königs von Sachsen und des Herzogs von Connaught setzte er durch seine Elasticität und Ausdauer Alle in Erstaunen. Es war unter dem Eindrucke dieses vom Erzherzog geleiteten Manövers, dass ihn Kaiser Wilhelm II. von Schönbrunn aus am 27. September zum preussischen General-Feldmarschall ernannte.

Dieselbe Rüstigkeit zeigte Erzherzog Albrecht noch im folgenden Jahre bei den Herbstmanövern im Horster Comitate. Dieses Manöver sollte für den Erzherzog das letzte sein. Der Wunsch des Kaisers in dem bei diesem Anlasse erlassenen Handschreiben (vom 21. September), dass der Erzherzog „noch viele Jahre im Vollgenusse der Gesundheit dem Heere den reichen Schatz seiner militärischen Erfahrung wie bisher widmen möge“ sollte nicht mehr in Erfüllung gehen. Mitte Oktober hatte sich Erzherzog

Albrecht nach Arco begeben, um, wie seit einer Reihe von Jahren, die rauhe Jahreszeit daselbst zu verbringen. Mit grosser Befriedigung erfüllte es ihn, als ihm im November der sechste und letzte Band der in seinem und seines verewigten Bruders Erzherzog Wilhelm Auftrage herausgegebenen „Ausgewählten Schriften“ Erzherzog Karl's überreicht wurde. Damit war der erste Theil des litterarischen Denkmals zum Abschlusse gelangt, welches die beiden erlauchten Söhne ihrem ruhmreichen Vater zu errichten beschlossen hatten. Einen Monat später erschien der erste Band des von H. von Zeissberg verfassten Lebensbildes des Generalissimus, bei dessen Entgegennahme der Erzherzog die — leider unerfüllt gebliebene — Hoffnung aussprach, die Vollendung dieses Werkes sowie der dem Abschlusse nahen Darstellung der Feldzüge seines Vaters noch zu erleben, um sich an der Lektüre und an dem Erfolge dieser Schriften erfreuen zu können.

Welchen schweren Verlust das Kaiserhaus, Österreichs Heer und Bevölkerung durch den Tod Erzherzogs Albrecht erlitten, kommt in monumentaler Weise in folgenden ergreifenden Worten zum Ausdrucke, die der Monarch an die Armee richtete und die mit der Verewigung seines Namens schliessen:

Unsere Fahnen senken sich — der letzte Gruss der Geschütze ertönt für den General-Inspektor des Heeres, Feldmarschall Erzherzog Albrecht.

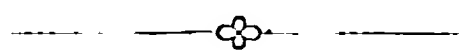
In schmerzerfüllter Trauer beugen sich die gesammte Wehrkraft und das Vaterland mit Mir und Meinem Hause vor dem unersetzlichen Verluste, welchen der Wille des Allmächtigen Uns beschieden.

Die Bewunderung eines mit erleuchtetem Geiste und warmfühlendem Herzen, ganz und voll, dem Heere gewidmeten inhaltsreichen Lebens; die Begeisterung für den edlen Prinzen, der, getreu sich selbst, in Stürmen und Gefahren niemals wankte, der — ein siegreicher Feldherr — die Zierde und der Stolz Meines Heeres war; alle Gefühle, welche jetzt nach Ausdruck ringen: sie verklären sich in tiefempfundener Dankbarkeit für den Herrn der Heerschaaren, welcher den greisen Feldmarschall als einen seiner Auserlesensten bis nahe der Grenze irdischen Daseins in aller Thatkraft erhalten hatte.

Erzherzog Albrecht's unvergängliches Andenken bleibt, wie der Lorbeerkranz, welcher den Helden von Novara und Custozza schmückt, Meinem Heere, Meinen beiden Landwehren und Meiner Kriegsmarine ein Palladium der Treue, Standhaftigkeit und Siegeszuversicht.

Ich bestimme: das Infanterie-Regiment No. 44, das Dragoner-Regiment No. 9 und das Corpsartillerie-Regiment No. 5 haben fortan und auf immerwährende Zeiten den Namen Feldmarschall Erzherzog Albrecht zu führen.

Wien, am 26. Februar 1895. Franz Joseph m. p.



Moritz Carriere.

Von

FRANZ MUNCKER.

Am 18. Januar 1895 starb zu München in hohem Alter der Ästhetiker Moritz Carriere. Über ein halbes Jahrhundert lang hatte er ein ebenso mannigfaltiges wie segensreiches Wirken als Lehrer und als Schriftsteller entfaltet, bis zu seinen letzten Stunden unermüdlich im Dienste der Wissenschaft, ein nie entmuthigter Streiter für Geistesfreiheit, für das, was er als wahr, gut und schön erkannte. ein Denker und Forscher, der den Blick stets nur auf die edelsten Ziele gerichtet hielt, zugleich aber ein wahrhaft vornehmer, liebenswürdiger Charakter, der im milden, hilfreichen Handeln für diejenigen, an deren Tüchtigkeit er glaubte, aufopferungsvoll sich nicht genug thun konnte. So folgt ihm denn auch die verdiente Verehrung, noch mehr aber die dankbare Liebe aller, die ihn nicht bloss oberflächlich kennen lernten, über das Grab hinaus.

Carriere wurde am 5. März 1817 in dem oberhessischen Dorfe Griedel bei Butzbach geboren. Sein Vater war Rentamtmann daselbst. Seine erste Vorbildung erhielt der Knabe durch Privatunterricht bei dem später durch politische Verfolgung in den Tod getriebenen Dr. Frd. Ludw. Weidig, der damals Konrektor in dem nahen Butzbach war. Im Herbst 1832 wurde er in die Sekunda des Gymnasiums zu Wetzlar aufgenommen. Unter seinen Mitschülern that er sich rasch hervor. Schon im September 1833 hielt der inzwischen zum Primaner Beförderte bei der Schlussfeier des Schuljahres eine deutsche Rede über das Thema: Warum und inwiefern ist das jugendliche Alter das glücklichste zu nennen? In denselben Tagen durfte er auch im Namen seiner Mitschüler beim Abschiede des nach Ilfeld berufenen Professors E. W. Wiedasch dem verdienstvollen und geliebten Lehrer ein eigenes deutsches Gedicht in brav gereimten Stanzen überreichen, wohl die erste seiner litterarischen Arbeiten, die zum Druck gelangte (im Wetzlarer Gymnasialprogramm 1833). Die glatt fliessenden Verse mit ihrer sauberen, schwungvollen Sprache enthalten zwar noch keine besonders eigenartigen oder bedeutsamen Gedanken; immerhin aber muthet es uns wie eine Vorahnung der Ziele an, die Carriere später unablässig verfolgte, wenn schon der Sechzehnjährige dem scheidenden Lehrer begeistert dankte, dass er ihm „das tiefversteckte Fliessen des Wahrheitsborns“ gezeigt, ihn zum „Heiligthum des Schönen“ geführt, sein Auge an das Ideale gewöhnt habe.

Seit 1835 studirte Carriere in Giessen und Göttingen, vom Herbst 1837 an in Berlin, bis er im Juli 1838 zum Doktor der Philosophie promovirte. Schon vor diesem äusseren Abschlusse seiner Studien aber war er als Schriftsteller öffentlich hervorgetreten, 1837 zu Göttingen mit einer umfangreichen lateinischen Abhandlung „De Aristotele Platonis amico ejusque doctrinae justo censore“. Die Schrift, einem Wetzlarer Lehrer Moritz Axt gewidmet, bekundet vor allem eine aussergewöhnliche Belesenheit nicht nur in der einschlägigen philologischen und philosophischen Speziallitteratur, sondern auch in den philosophischen, historischen und poetischen Werken der neueren Zeit. Schon hier beruft sich Carriere auf verschiedene Geisteshelden des deutschen Volkes und des Auslandes, die ihm zum Theil sein Leben lang als Führer und Vorkämpfer gegolten haben, auf Dante, Bacon, Spinoza, Luther. Lessing, Schiller, Friedrich Schlegel, Schelling. Gervinus, Dahlmann, Rosenkranz, D. F. Strauss und andere Geschichtschreiber und Denker der Gegenwart, namentlich aber auf Goethe, Wilhelm v. Humboldt und Hegel.

die er als „summi nostrae culturae duces et auctores“ begeistert preist. Während damals noch die grosse Menge der jüngeren deutschen Schriftsteller mit Börne und Menzel sich schroff ablehnend gegen unsern grössten Dichter verhielt, zeigte Carriere bereits in dieser Erstlingsschrift überall die höchste Verehrung für Goethe, für den ihm auch der bewundernde Beiname „ὁ πανυ“ nicht zu überschwänglich erschien. Im gleichen Jahre 1837 widmete er zusammen mit seinem Freunde Theodor Creizenach der Universität Göttingen als poetische Festgabe zu ihrer Säkularfeier einen Kranz von Sonetten auf die grossen Männer der Dichtkunst und der Wissenschaft, die in Göttingen studirten oder als Lehrer wirkten, von Haller an bis auf die Brüder Grimm und andere Dozenten, die er selbst gehört und persönlich kennen gelernt hatte, und bis auf Heinrich Heine, den er bei voller Anerkennung seiner früheren Leistungen zürnend mahnte, aus dem jetzigen Schlummer sich aufzuraffen und mit Ernst dem Höchsten nachzustreben. Ein kühner, kampfesfreudiger Ton klingt überhaupt durch diese Sonette; Untergang wird allen noch bestehenden Götzenbildern gepredigt, Freiheit, Recht und Wahrheit als einziger Pol der Jugend im edlen Streite um die heiligsten Ideale gezeigt.

Nach seiner Promotion verweilte Carriere noch ein halbes Jahr in Berlin. Jetzt gelangte er auch in persönlichen Verkehr mit Bettina v. Arnim, und bald verband ihn die innigste Geistesharmonie mit der eigenartigen Frau, die mehr als einmal das rechte Wort fand für das Gähren und Ringen im Wesen des jüngeren Freundes, bald anregend und zündend, bald klärend und beglückend auf sein philosophisches Denken und menschlich-künstlerisches Empfinden einwirkte. Im Frühling 1839 wandte sich Carriere über München, wo er Bettinas Bruder, Clemens Brentano, aufsuchte, nach der Schweiz, dann nach Italien, das er bis nach Neapel und Sizilien durchstreifte; den Winter verlebte er in Rom, dem hauptsächlichen Ziele seiner Reise. Im Spätherbst 1840 erst kehrte er aus dem Süden nach Berlin zurück. Er versuchte nun hier und darnach in Heidelberg sich als Privatdozent für Philosophie an der Universität niederzulassen. Sowohl das badische Ministerium wie die philosophische Fakultät in Heidelberg kamen 1841 seinem Wunsche wohlwollend entgegen; dennoch nahm er schliesslich die Lehrthätigkeit an der altberühmten Hochschule nicht auf, da eben damals in öffentlichen Blättern und in den Sitzungen der zweiten badischen Kammer laute Klagen über die willkürlich verletzte und aufgehobene Lehrfreiheit der badischen Dozenten ertönten. Er beschäftigte sich noch ein Jahr lang hauptsächlich mit Kunststudien; dann habilitirte er sich 1842 in Giessen für Philosophie: im Wintersemester 1842/43 las er seine ersten Kollegien, darunter eines über Schiller als Dichter und Denker, das er noch fünfzig Jahre darnach in seinem hundertsten Dozentensemester in München unter dem begeisterten Beifalle einer nach mehreren Hunderten zählenden Zuhörerschaft wiederholte. 1849 wurde der beliebte, litterarisch sehr thätige Dozent, zu dessen ersten Hörern Männer wie Ludwig Bamberger, Wilhelm Heinrich v. Riehl, Max Klinger, Karl v. Hofmann, Wilhelm Baur zählten, zum ausserordentlichen Professor in Giessen befördert. Der glänzendste Stern der Giessener Hochschule war damals Justus v. Liebig. Ihm trat Carriere bald in verehrungsvoller Freundschaft nahe; in seinem Hause fand er die spätere, über alles geliebte Lebensgefährtin. Eben als Liebig einem Rufe an die Münchener Universität folgte, wurde seine Tochter Agnes (geboren am 6. Juni 1829 zu Giessen) Carrieres Braut: am 26. September 1852 feierten die Glücklichen zu Soden im Taunus ihre Verlobung. Im Winter darauf sahen sie sich bei einem Besuche des Bräutigams in München wieder. Schon damals wurde Carriere in den Kreis von Künstlern, Dichtern und Gelehrten eingeführt,

die König Maximilian II. an seine Residenz zu fesseln vor kurzem begonnen hatte. 1853 gesellte er sich selbst zu dieser Schaar, als er einem Rufe an die Münchener Universität als ordentlicher Professor der Ästhetik folgte.

Das glücklichste Jahrzehnt seines Lebens begann, eingeleitet durch seine Vermählung mit Agnes (am 28. Mai 1853 zu München). Was er Jahre lang ersehnt und gehofft hatte, bot ihm nun die Gegenwart in reicher Fülle. Der seligen Lust reinster Liebe, die er auf einer italienischen Reise mit seiner jungen Gattin genoss und in begeisterten Gedichten aussprach, folgte noch innigeres Entzücken, als ihm im März 1854 ein Sohn, Justus, im August 1857 auch eine Tochter, Elisabeth, geboren wurde. Die gesellschaftlichen Verhältnisse in München gestalteten sich für den Neuzugewanderten ebenfalls behaglich, obgleich ihn die ultramontane Partei zuerst mit einer Fluth von Schmähungen empfing und als Demagogen und Atheisten brandmarkte. Besonders war Carriere bald ein geschätztes, regsames Mitglied des künstlerisch-litterarischen Kreises, der zum grösseren Theil ja aus Nichtbayern bestand; an der Dichtergesellschaft der „Krokodile“ nahm er eifrigen Antheil, mit Geibel, Lingg, Heyse, Hertz, Melchior Meyr und den übrigen älteren und jüngeren Poeten des damaligen München ebenso befreundet wie mit Kaulbach, Schwind, Philipp Foltz, Piloty und anderen Malern jener Epoche oder mit vielen seiner Kollegen von der Universität. Zu den Vorlesungen an der Hochschule übernahm er im Januar 1856 auch Vorträge über Kunstgeschichte an der Akademie der Künste sowie das Sekretariat derselben Anstalt; über dreissig Jahre lang gewann er als Dozent, als Schriftführer und meistens auch Referent in den akademischen Sitzungen, überhaupt als maassgebender Beirath des Direktors bedeutenden Einfluss auf die Akademie, die gerade in dieser Zeit einen mächtigen Aufschwung nahm. Aber auch die Veranstaltung der historischen deutschen Kunstausstellung von 1858 wie später die Errichtung des neuen Akademiegebäudes in den siebziger Jahren war seinem eifrigen, durchaus initiativen Vorgehen im hohen Grade mit zu verdanken.

In dieser ausgebreiteten Amtsthätigkeit und im ununterbrochenen litterarischen Wirken suchte und fand Carriere Trost, als sein häusliches Glück jäh zertrümmert wurde. Am 29. Dezember 1862 raffte ein früher Tod Agnes weg; anderthalb Jahre darnach, im Mai 1864, folgte der Mutter auch das Töchterchen ins Grab. Dem Vereinsamten führte seine Schwester Bertha das Haus; mit Ernst und Liebe half sie ihm den Sohn erziehen, als treue, sorgsame Pflegerin stand sie ihm selbst bis an seine letzten Tage zur Seite. Heilig hütete sie mit ihm die Erinnerung an sein einstiges Familienglück, die ihm nicht nur für die ersten Zeiten der Trauer, sondern für den ganzen, grossen Rest seines Lebens eine unerschöpfliche Quelle wehmüthiger Freude war. Zur vollen frohen Begeisterung seiner früheren Jahre schwang er sich erst wieder auf, als 1870 das deutsche Volk im Süden und Norden wieder geeinigt dastand, bereit, seine alte Kraft auf's Neue zu bewähren. Mit hellem Jubel verfolgte er die Siege Deutschlands, Schlacht für Schlacht, bis zur Gründung des neuen Reiches und zum Friedensfeste 1871, in München einer der rührigsten und edelsten Vorkämpfer deutscher Einheit und Grösse, gegen die sich gerade hier zuerst noch gar manche Anhänger einer einseitig katholisch-bayerischen Partei heftig sträubten. Auch in die Gedichte, mit denen er sich im August 1872 an der Feier des vierhundertjährigen Bestehens der Münchener Universität betheiligte, klang der patriotische Mahnruf mächtig herein. Ebenso blieb Carriere später, als die erste vaterländische Begeisterung des geeinigten deutschen Volkes verrauscht war, stets mit vollem Eifer der nationalen Sache zugethan, immer liberal gesinnt in des Wortes edelster Bedeutung, ein muthiger, aber vor allen extremen Bestrebungen sich sicher bewahrender Ver-

theidiger wahrhafter Geistesfreiheit. Äusserlich wurde sein Leben immer ruhiger; auch die Reisen, die er während der Ferien noch mehrfach unternahm, hielten sich allmählich in engeren Grenzen.

Im Anfang der achtziger Jahre kamen wieder trübe Zeiten: auf beiden Augen Carrieres bildete sich der graue Staar aus, und zu wiederholten Malen wurde eine Operation nöthig, bevor der Alternde, dessen Körper und Geist sonst freilich noch ganz die ehemalige Frische und Beweglichkeit besass, die Sehkraft wieder erlangte; eine gewisse Schonung der Augen musste er sich aber überhaupt von nun an zum Gesetze machen. Zu Ende des Winters 1881 feierten die Professoren und Schüler der Kunstakademie sein fünfundzwanzigjähriges Wirken an dieser Anstalt durch eine Deputation, einen Fackelzug und ein in gehobener Stimmung fröhlich verlaufendes Kellerfest. Im Herbst 1887 gab der Siebzigjährige seine Thätigkeit an der Kunstakademie überhaupt auf; doch verblieb er noch als Ehrenmitglied in der Körperschaft, deren Schriftführer er über drei Jahrzehnte gewesen war. Im Juli 1888 beging er sein Doktorjubiläum. Ein Jahr später wählte ihn die philosophisch-philologische Klasse der bayerischen Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitgliede. Das Sommersemester 1892, sein hundertstes Dozentensemester, brachte ihm mehrfache herzliche Huldigungen der Münchener Dozenten und Studenten. Auch noch ein tiefer Schmerz suchte ihn heim: im Juli 1893 starb plötzlich nach ganz kurzer Krankheit sein Sohn Justus, der sich als Professor an der Universität Strassburg eine ehrenvolle Stellung in der gelehrten Welt erworben hatte, der Stolz und die Hoffnung des greisen Vaters. Dieser nahm jetzt die Wittwe und die Kinder des Todten zu sich nach München, seine letzte Liebe und zärtliche Sorgfalt widmete er ihnen. Munter und pflichteifrig wirkte Carriere in ihrer Mitte noch anderthalb Jahre, an der Universität ohne Unterbrechung in der alten Weise thätig. Noch am 17. Januar 1895 hielt er in ungeschwächter Gesundheit seine Nachmittagsvorlesung und verbrachte den Abend nach seiner Gewohnheit mit Freunden in der Museumsgesellschaft. In der Nacht darauf erlag er einem Schlaganfalle, der ihn schmerzlos im Schlafe traf. Am 20. Januar geleiteten ihn seine Freunde, Kollegen, Schüler und Verehrer zur Ruhe. Dichtgedrängte Schaaren aus den verschiedensten Kreisen der Münchener Künstler-, Gelehrten- und Beamtenwelt, Dozenten und Studenten aller Fakultäten umstanden das offene Grab, alle einmüthig in dem Gefühle verehrungsvoller, aufrichtiger Liebe zu dem Verewigten.

In seinen grösseren Universitätsvorlesungen behandelte Carriere bald die gesammte Ästhetik, bald das besondere Kapitel derselben über Wesen und Formen der Poesie. In das eine, umfassendere Kolleg flocht er Charakteristiken der epochemachenden Werke aus den verschiedenen Künsten und ihrer Meister ein; in dem anderen bemühte er sich zugleich die Grundzüge der vergleichenden Litteraturgeschichte zu entwerfen. Gelegentlich las er auch einmal ganz speziell über die ästhetische Theorie und vergleichende Litteraturgeschichte des Dramas. Ungleich besuchter als diese ausführlicheren, vier- oder gar fünfstündigen Kollegien waren seine einstündigen Publika über menschliche Freiheit und sittliche Weltordnung, über Goethes „Faust“, Schiller als Dichter und Denker, Shakespeare im Lichte der vergleichenden Litteraturgeschichte. Zu ihnen strömten, besonders in den letzten Jahrzehnten, die Zuhörer in Schaaren herbei, und Tausende erquickten sich hier im Laufe der Jahre an der persönlichen Innigkeit und frohen Begeisterung, mit der der Vortragende, frei von aller äusserlichen Rhetorik, nicht einmal von einer kraftvoll durchdringenden Stimme unterstützt, aber selbst gehoben durch die Gewissheit seiner innersten Überzeugung, für den Sieg des Wahren, Guten, Schönen im Leben und in der Kunst und Wissenschaft

einstand. In diesen Vorlesungen verdiente sich Carriere vor allem den Ehrennamen eines Bannerträgers des Idealismus, mit dem ihn ein befreundeter Amtsgenosse in seinem Nachrufe charakteristisch schmückte.

Hand in Hand mit dieser Lehrthätigkeit ging eine überaus fruchtbare litterarische Wirksamkeit, auch sie durchaus dem Kampf für das Ideale und gegen den Materialismus in jeglicher Form gewidmet. Mehrere von Carrieres bedeutendsten wissenschaftlichen Werken erwuchsen ihm unmittelbar aus seinen Vorlesungen, so das Buch über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart (1847), die religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk (1850), das Werk über Wesen und Formen der Poesie (1854, ganz umgearbeitet 1884), die „Aesthetik“ (1859), die fünf Bände über die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung (1863—1874) und die Schrift über die sittliche Weltordnung (1877). In seinen philosophischen Anschauungen ging Carriere von Hegel aus, dessen bleibendes Verdienst in der Geschichte des menschlichen Geistes er wiederholt mit dankbaren Worten rühmte. Aber schon frühzeitig wandte er sich auch gegen Hegels Einseitigkeiten, namentlich gegen sein „Verkennen der Individualität“, gegen seine „Gewaltherrschaft der abstrakten Gedankenallgemeinheit“. Aus sittlichen Lebenserfahrungen und naturwissenschaftlichen Studien schöpfte er die Einsicht, dass die Idee oder das Allgemeine nicht das für sich Wirkliche sei, sondern des Individuellen, der Subjektivität als Trägers bedürfe. So viel Wahres ihm auch die Philosophie Spinozas zu enthalten schien, so erkannte er doch bald, „dass die Substanz als Subjekt begriffen werden müsse, dass sie nicht erst in ihren Entfaltungen zum Bewusstsein komme, sondern ewig sich selbst erfassende Intelligenz und Persönlichkeit sei“. So suchte er sich des im Pantheismus wie im Deismus liegenden echten Gehaltes zu bemächtigen, die Einseitigkeiten und Gegensätze beider Lehren aber durch eine theistische Weltanschauung zu überwinden, die er bei den deutschen Mystikern und bei Giordano Bruno schon vorbereitet fand. Mit der Unendlichkeit der Welt und der Ewigkeit der Substanz behauptete er zugleich die Einheit und Selbständigkeit der göttlichen Persönlichkeit. Auf Grund dieser Auffassung von Gott und Welt bemühte er sich Wissen und Glauben zu versöhnen, das Evangelium mit den Natur- und Geschichtskenntnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen. Er hielt die Freiheit des Forschens und Denkens, aber nicht minder den Glauben an die Grundlehren des Christenthums, an die Gottmenschheit und die Erlösung fest; mit Hilfe der aus der Wissenschaft gewonnenen Vorstellungen vom Wesen Gottes und des Menschen suchte er die religiösen Geheimnisse zu begreifen, den Frieden zwischen Geist und Herz zu besiegeln und so die Philosophie zur wahren, beseligenden Lebenswissenschaft zu weihen. Immer wieder bis zu seinen letzten Schriften fasste er dieses nämliche Ziel ins Auge; in der schönen Abhandlung „Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart“ (1888) und noch in der akademischen Festrede „Erkennen, Erleben, Erschliessen“ (1893) fand er die Lösung des Welträthsels, durch die auch die Forderungen des religiösen Gemüthes befriedigt und die Thatsachen des religiösen Lebens verständlich werden, einzig in der auf Vernunft und Erfahrung, auf Natur und Geschichte gegründeten Gottesidee des Einen und Unendlichen, wie es zugleich Naturmacht und wissender, wollender Geist ist, dem der als Naturkraft reale, sich selbst zur Geistigkeit bestimmende und in seiner Innenwelt das Reich der Freiheit und der Liebe erbauende gottinnige Mensch gegenübersteht.

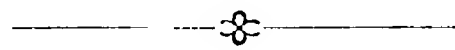
Unter Carrieres wissenschaftlichen Werken nehmen seine mannigfaltigen und umfangreichen ästhetischen Schriften einen hervorragenden Platz ein. Sie sind auf derselben antimaterialistischen Grundlage wie seine gesammte Philosophie, auf

der Weltanschauung des Idealrealismus aufgebaut. Das Schöne ist ihm die Harmonie von Natur und Geist, die Ineinsbildung des Realen und Idealen, die Lebensvollendung im Einklang von Sinnlichkeit und Vernunft, das volle mangellose Sein, die verwirklichte Weltharmonie in der Übereinstimmung des Innern und Äussern. Die Kunst, die das Schöne um der Schönheit willen schafft, wird so „die Krystallgestalt des Lebens". Sie stellt im Seienden das Seinsollende dar, gestaltet das innere Leben des Geistes in den Formen der äussern Natur und erfasst die Gegenstände der sinnlichen Erscheinung, um in ihnen das ewige Wesen der Dinge zu enthüllen. In den Grundsätzen seiner Aesthetik, den wichtigsten Definitionen und Unterscheidungen konnte Carriere sich mit Recht vielfach auf Äusserungen Goethes, Schillers, Wilhelm v. Humboldts und ihrer gleichzeitigen Geistesgenossen berufen. Nicht minder aber betonte er selbst, dass er sich nicht auf den Boden einer vorgefassten Theorie stelle, sondern im Einklang mit Fechner und den Anhängern der psychologischen Richtung von unsern Empfindungen, also von Thatsachen der Erfahrung ausgehe. Vor allem jedoch verband er durchaus in seinen ästhetischen Schriften die theoretisch-philosophische Betrachtung mit der praktisch-historischen. Überall eröffnete er lehrreiche Ausblicke auf die künstlerische oder überhaupt kulturgeschichtliche Entwicklung ältester und neuer Völker, auf die sittlichen und ästhetischen Ideale, denen die Menschheit im Wechsel der Zeiten nachstrebte, auf die Meisterwerke der verschiedenen Künste in früheren oder späteren Jahrhunderten, auf die ewig gültigen Aussprüche der grössten Denker und Dichter aller Nationen. So bot er namentlich in seinem grossen Werke über die Kunst eine Art von umfassender Kulturgeschichte von den ältesten Perioden orientalischer Geistesentwicklung an bis auf die Gegenwart. Im engeren Rahmen führte er das gleiche Prinzip historischer Betrachtung in dem Buche durch, das er seiner Lieblingskunst widmete, der Poesie, die er gelegentlich mit unleugbarem Rechte, wofern man seinen Ausdruck nicht missversteht, als die ihre Schwesterkünste beherrschende Kunst der Zukunft verkündigte. Indem Carriere den inneren Zusammenhang der Sagen und Mythen verschiedener Völker, die künstlerische Behandlung derselben Stoffe in alter und neuer Zeit beleuchtete und die bedeutendsten Dichterpersönlichkeiten der Weltlitteratur und ihre grössten Werke auf ihre geistige Verwandtschaft oder Gegensätzlichkeit prüfte, gab er zugleich schätzbare Winke und Beiträge zur vergleichenden Litteraturgeschichte, unter deren Begründern er mit in erster Reihe steht.

Aber auch speziell um die deutsche Litteraturforschung machte er sich mannigfach verdient, sowohl durch Ausgaben von Goethes „Faust" und Schillers „Tell" mit reichen Erläuterungen, wie durch mitunter vortreffliche Charakteristiken deutscher Geisteshelden, namentlich aus den beiden letzten Jahrhunderten. An der neuesten Litteratur unseres Volkes etwa seit 1840 nahm er selbst unmittelbaren, thätigen Antheil, als Dichter und als Kritiker. Seine poetischen Versuche, durchweg dem Bereiche der Gedankenlyrik angehörig, zeichnen sich weniger durch kräftige Eigenart und vollkommene künstlerische Gestaltung als durch den Adel und Tiefsinn ihres Ideengehaltes aus; durchaus Produkte der Reflexion, spiegeln sie doch die geistige Persönlichkeit des für alles Grosse und Schöne in der Geschichte der Menschheit begeisterten Verfassers vortrefflich wieder. Noch emsiger aber griff Carriere durch seine zahlreichen kritischen Aufsätze, die er in allerlei Zeitschriften veröffentlichte, in den Entwicklungsgang unserer Litteratur ein. In den letzten fünfzig Jahren sind nur wenige wirklich bedeutende Schriften auf dem Gebiete der deutschen Poesie, Philosophie und Litteraturgeschichte erschienen, die er nicht in ausführlichen, sorgfältig auf das Einzelne eingehenden

Rezensionen besprochen hat, immer mild, liebevoll anerkennend, wo er echtes, edles Streben wahrnahm, nur dann schroff ablehnend, wenn er die von ihm heilig gehaltenen Ideale durch einen geistlosen Mechanismus oder durch materialistische Tendenzen bedroht sah. Ungemein schnell und leicht scheint ihm die Arbeit bei diesen Aufsätzen von der Hand gegangen zu sein; aber überhaupt alles, was er schrieb, auch seine grossen philosophischen Werke nicht ausgenommen, zeugt von seltener Flüssigkeit und Gewandtheit der stilistischen Darstellung. Durch geistige Tiefe und systematische Strenge, durch neue, wissenschaftlich bedeutsame Ergebnisse vermochte Carriere mit andern Denkern und Forschern seiner Zeit oft nicht zu wetteifern; aber, wie wenige, verstand er populär im guten Sinne zu schreiben, durch einen deutlichen, schmuckreichen, unter Umständen auch breiten und oft etwas rhetorisch gefärbten Vortrag anregend und zündend auf die weiteren Kreise der Gebildeten zu wirken.

Höher aber als alle wissenschaftlichen Leistungen des Lehrers und Schriftstellers steht die persönliche Charaktertüchtigkeit Carrieres. Er war ein guter Mensch, treu und unermüdlich im Dienste der Pflicht, vornehm in seiner Gesinnung, rein in seinem Wollen, ehrlich in seinem Handeln, selbst liebenswürdig und mit herzlicher Liebe seinen Nebenmenschen zugethan. Er glaubte an den edlen Kern der menschlichen Natur und kam in diesem schönen Optimismus wohlwollend allen entgegen, die seine Hilfe heischten. Besonders seinen Schülern und jüngeren Kollegen war er immer nicht nur ein berathender, sondern auch ein selbstthätiger, oft aufopferungsvoller Freund. Die Ideale, die er predigte, hat er im eigenen Leben redlich zu verwirklichen getrachtet, stets und überall sich edel, hilfreich und gut erwiesen, reichlich Liebe gesät und verehrungsvolle, dankbare Liebe geerntet.



Der Stand der biographischen Studien in Spanien.

Von

RUDOLF BEER.

I.

Es war in den heissen Sommermonaten des Jahres 1887, als mir von Seite des damaligen Palastbibliothekars in Madrid, Manuel Remon Zarco del Valle, eine Auszeichnung zu Theil wurde, die sich während meiner ganzen fast dreivierteljährigen Thätigkeit in den Räumen der königlichen Bibliothek nicht mehr wiederholte. Angeregt durch einige Bemerkungen von meiner Seite über spanische Leistungen auf dem Gebiete der Bibliographie und Biographie führte mich Zarco in einen sonst stets hermetisch verschlossenen und für Profane völlig unnahbaren Raum, in welchem die Rarissima und Curiosa der Bibliothek geborgen waren. Auf einem breiten Tische war eine umfangreiche Kollektion von Büchern, Broschüren und Schriften aufgestellt, auf die mich Zarco ganz besonders aufmerksam machte, und die, wie ich gleich sah, die eigentliche Veranlassung zu dem Besuche des Sanctuariums bildete. Während eines vollen Menschenalters, so erklärte Zarco, habe er Alles, was sich auf spanische Biographie beziehe, gesammelt, Bücher, Ausschnitte, auch Manuskripte hier zusammengetragen; es wäre dies das Material zu einer Bibliotheca biographica Hispaniensis, welche er in Bälde herauszugeben hoffe.

Dieser Zusatz verwehrte es mir, von den einzelnen durch Zarco zusammengestellten Werken Titelkopien zu nehmen — was ich vor mir sah, war eine fremde geistige Arbeit wie jede andere — aber dass ich es nicht durfte, habe ich gar oft bei meinen Untersuchungen lebhaft bedauert.

Das von Zarco geplante Werk ist nie erschienen, und es ist auch sehr fraglich, ob der mittlerweile zum Palastinspektor beförderte Gelehrte noch die Musse finden werde, es herauszugeben. Nichts destoweniger wollte ich mir es nicht versagen, auf diese erste, gewiss sehr werthvolle Materialiensammlung zu einem biographischen Lexikon Spaniens hinzuweisen.

Zarcos Arbeit ist übrigens charakteristisch für den Stand der biographischen Studien in Spanien überhaupt.

Es giebt kein allgemeines biographisches Lexikon für dieses Land, und schmerzlich empfindet diesen Mangel, wer des Nutzens gedenkt, mit welchem man die einschlägigen Werke für Deutschland, Österreich, Frankreich, England, Holland u. s. w. konsultirt. Noch viel mehr empfinden die Lücke die spanischen Forscher selbst, deren erfreuliche und erfolggekrönte Vorliebe für literarische und historische Studien ausser Zweifel steht. Es ist daher doppelt auffallend, dass wir eines solchen umfassenden Gesammtwerkes noch entbehren — vielleicht sind hierfür Gründe maassgebend, die im Folgenden noch berührt werden sollen —, und so lange wir nicht einmal eine Zusammenstellung dessen besitzen, was auf biographischem Gebiete von Spanien in Einzelarbeiten bisher geleistet wurde, dürfte jeder einschlägige Versuch, den Besitzstand zu skizziren, willkommen sein und bei dem absoluten Mangel an Vorarbeiten auf nachsichtige Beurtheilung zählen.

Man trete nur an das eine oder andere Gebiet näher heran, beispielsweise die Literatur. Trotz der hervorragenden Leistungen, die namentlich in den letzten Jahrzehnten auf diesem Felde zu Tage traten, bleibt Demjenigen, der sich rasch über die vita eines spanischen Schriftstellers orientiren will, in den meisten Fällen nichts Anderes übrig, als die manchmal recht dürftigen Angaben zu benützen, welche Nicolaus Antonio vor just 200 Jahren gesammelt, Perez Bayer (in der zweiten Ausgabe der Bibliotheca) mit anerkennenswerthem Verständniss erweitert hat.

Seit dieser Zeit ist — es klingt fast unglaublich — keine zusammenfassende, aus den Quellen dargestellte Geschichte der spanischen Literatur erschienen. Desto wichtiger ist es, auf verschiedene Einzeldarstellungen und entlegenere Quellen hinzuweisen, die von Wenigen gekannt und noch Wenigeren benützt, werthvolles Material für die Biographien spanischer Schriftsteller bieten. Ich nenne hier Rodriguez de Castro, der in seiner Biblioteca vielfach aus heute nicht mehr zugänglichen Quellen schöpfte und namentlich der so weit ausgebreiteten jüdisch-spanischen Literatur zum ersten Mal die gebührende Aufmerksamkeit schenkte. Sein Verdienst schmälert nicht der Umstand, dass, was das letztgenannte Gebiet betrifft, seine Arbeiten zum Theil durch Amador, weit mehr noch durch Moriz Steinschneider in seinem monumentalen Werke überholt wurden. Ein überaus fruchtbares Gebiet, das der spanischen Übersetzungsliteratur in ihren Vertretern, ist durch den alten Pellicer y Saforcado recht unzulänglich bearbeitet worden. Es giebt nicht leicht eine dankbarere Aufgabe, als die über alles Erwarten fruchtbare Thätigkeit spanischer Übersetzer in der Frührenaissance zu schildern. Dass diess weit mehr Sache des Literarhistorikers als des Biographen sei, kann nicht zugegeben werden. Nur durchdringende Erfassung der gesammten Zeitverhältnisse wie der Individualität

der einzelnen Übersetzer wird es ermöglichen, diese merkwürdige Bewegung, dieses Umpflanzen fremder Reiser auf den eigenen nationalen Boden richtig zu würdigen. Ist eine solche Untersuchung einmal planmässig unternommen, so wird sich ergeben, dass die Kulturgeschichte mindestens ebenso grossen Nutzen aus derselben zieht als die Geschichte der Literatur.

Man wird mir einwenden, dass ich der grossen Verdienste vergesse, welche Amador de los Rios sich um die Biographien spanischer Dichter und Schriftsteller in seiner breit angelegten Historia crítica erworben. Ich bin weit entfernt, das was Amador geleistet, zu unterschätzen; sein Werk ist die Frucht bewundernswerthen Fleisses und unsäglicher Geduld, aber in seiner ganzen Anlage geradezu dem widersprechend, was wir mit Recht von einem derartigen Handbuche zu fordern haben. Ganz abgesehen davon, dass es mit der Epoche der Reyes católicos schliesst, also gerade die goldene Zeit spanischer Literatur nicht erreicht, wird es für Denjenigen geradezu zur Qual, der sich über den einen oder den andern Vertreter der altspanischen Literatur orientiren will. Die Auszüge aus Werken und Stoffen erdrücken jede auch noch so markante Individualität, und noch nie ist zum Vortheil der Materie so viel an den Personen gesündigt worden. Erinnert man sich noch, dass für die sieben starken Bände mit vielen tausend Seiten kein Index angefertigt, dass nicht einmal der Versuch gemacht wurde, die Benützung des Werkes, welches ein und dieselbe Persönlichkeit an den verschiedensten Stellen behandelt, zu erleichtern, so wird man es begreiflich finden, dass Amador mit seinem Werke lange nicht jenen fruchtbaren Einfluss geübt, den er unter anderen Umständen hätte haben können, und dass selbst in Spanien fremdländische Darstellungen der spanischen Literatur, wie die von Ticknor, sich mit Erfolg einbürgern konnten. Das Gleiche gilt von Werken über einzelne Zweige der Literatur, speziell von der dramatischen. Dass wir an erster Stelle der lebensvollen und begeisterten Schilderung des Grafen Adolf Friedrich von Schack gedenken, ist wohl selbstverständlich. Er ist es auch, welcher als Erster den Lebenslauf der einzelnen Dramatiker wissenschaftlich, d. h. auf urkundlicher Grundlage darzustellen versuchte, und wir würden ihm auch in dieser Beziehung die Palme unter den Forschern auf dem Gebiete des spanischen Dramas zuerkennen, wenn er nicht in Barrera einen bedeutenden Konkurrenten erhalten hätte. Sein Catálogo ist eine in jeder Beziehung respekteinflössende Leistung, und nicht das letzte Verdienst des Autors ist es, dass er der biographischen Seite der Arbeit in hervorragender Weise Rechnung getragen. Von diesem Werke hat auszugehen, wer immer über spanische Dramatiker sich unterrichten will.

In zweiter Reihe kommen jene Werke in Betracht, welche nicht ausschliesslich biographische, ja zum Theil nicht einmal literaturhistorische Interessen verfolgen, gleichwohl aber für unsere Zwecke wichtige Materialiensammlungen bieten. Vor allem Rivadeneyra's Biblioteca, dieses imponirende Denkmal staunenswerthen Fleisses, wie nicht minder der Opferwilligkeit eines spanischen Verlegers. In den 71 starken Quartbänden, welche die Sammlung umfasst, sind die Klassiker der spanischen Litteratur in ihren vorzüglichsten, zum Theil mustergültig edirten Werken vertreten und in den Einleitungen ist dem biographischen Moment meist die gebührende Stelle eingeräumt. Um die Brauchbarkeit des grandiosen Werkes zu erhöhen, ist im 71., dem Schlussbande, ein vernünftig angelegter Index beigegeben worden, der rasche und sichere Aufschlüsse vermittelt. Den biographischen

Apparat für die Vertreter der spanischen Sprache und Litteratur vervollständigen einige in jüngster Zeit erschienene sehr verdienstliche Werke. Viñaza's Biblioteca histórica ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Philologie überhaupt, nicht bloss auf dem der spanischen Sprachwissenschaft. Für unseren Zweck genügt es, darauf hinzuweisen, dass in den zahlreichen Auszügen und Rezensionen von Werken spanischer Linguisten seit dem sechzehnten Jahrhundert das persönliche Element keineswegs vernachlässigt ist. Man lese zum Beispiel die interessanten Details über das Leben des Juan Valdés, des Verfassers des berühmten Diálogo de la lengua, und des Antonio Bastero, des Verfassers der Crusca provenzale. Auf einem engeren Gebiete bewegt sich die Arbeit von Sbarbi: Monografía sobre los refranes, etc., aber innerhalb dieses Rahmens ist in gleichfalls verdienstlicher Weise den Autoren der verschiedenen hochinteressanten Spruchsammlungen — natürlich wo dieselben zu ermitteln waren — Aufmerksamkeit geschenkt worden.

Ich könnte die Beispiele für derartige sekundäre Hülfsmittel zur Feststellung der Biographien von Vertretern spanischer Litteratur und Linguistik beliebig erweitern, aber schon aus den eben charakterisirten ist völlig klar, wie ausserordentlich vielgestaltig die Hülfsmittel sind, welche sich dem Biographen bieten, und mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hat, um bestimmte Daten über den Lebenslauf irgend eines Schriftstellers zu erhalten — von Darstellungen abgerundeter Lebensbilder ganz zu geschweigen.

Und ganz ähnlich wie bei den Vertretern der Literatur verhält es sich bei den Meistern der bildenden Kunst.

Noch bis in die allerjüngste Zeit mussten Biographien spanischer Künstler, falls es sich nicht gerade um Koriphäen handelte, auf den alten Cean Bermudez zurückgehen. Auch Nagler und Müller haben mit keinem anderen Apparat gearbeitet. Und sagen wir es gleich: Cean war einer solchen Beachtung werth, er hat Treffliches geboten, sowohl an Material wie auch in der Anlage seines Werkes, nicht zu mindest in seinen Indices, die wir auch heute nicht besser einrichten könnten. Und doch bietet er nur eine verschwindend kleine Zahl von Biographieen im Vergleich zu den Meistern, die Spanien hervorgebracht. Das zeigt am Besten des unermüdlichen Grafen Viñaza vierbändiges Suplemento, dessen Studium wir Kunst- und Kulturhistorikern nicht angelegentlich genug empfehlen können. Und doch hätte der fleissige Biograph sein Ergänzungsmaterial verdoppeln, ja verdreifachen können, wenn ihm die Daten zur Verfügung gestanden hätten, welche einzig und allein aus den zahllosen Kartularien der Kirchen und Klöster zu gewinnen sind. Dass diese eine ganz unabsehbare Fülle über Künstler und Kunsthandwerker enthalten, ist jedem, der einmal in ein solches kirchliches Grundbuch Einblick genommen, zur Genüge klar. Was aus ihnen in Zusammenhang mit scheinbar ganz geringfügigen Notizen aus Handschriften und Urkunden für einen einzigen Zweig des Kunstgewerbes, die Bücherillumination, zu gewinnen ist, habe ich in meinen „Handschriftenschätzen Spaniens (Index II)“ zu zeigen versucht. Dort findet man etwa zehn Mal so viel Kalligraphen und Miniatoren namentlich angeführt, als in Cean und Viñaza zusammengenommen. Und doch habe ich Vollständigkeit lange nicht erreicht, überhaupt nur auf einen Theil des publizierten Materials Rücksicht genommen.

Doch genug. Es ist vollständig klar, dass die maassgebenden wissenschaftlichen

Kreise in Spanien noch weniger als die Fremden der Einsicht sich verschliessen konnten. es sei dringende Nothwendigkeit vorhanden, die Anlage eines universellen biographischen Lexikons auf diesem oder jenem Wege anzubahnen. Die Real Academia de la Historia in Madrid hat denn auch wirklich schon seit Jahren einen daraufhin abzielenden Plan gefasst. Obgleich derselbe, wie wir gleich sehen werden, bis zum heutigen Tage nicht viel mehr als akademische Bedeutung erlangt hat, so wollen wir doch bei der Organisation desselben kurz verweilen. Die Vorschriften für die Abfassung des allgemeinen biographischen Lexikons Spaniens sind unter dem Titel: Reglas acordadas por la Academia de la Historia para la redacción de papeletas que han de servir de materiales al diccionario biografico Español im Boletín de la Real Academia de la Historia Tom. 7 (1885) Pag. 424 f. veröffentlicht worden und lauten im Wesentlichen wie folgt:

1. Las noticias de los personajes históricos de cualquier época, dignas de mencion, se escribirán en cuarto español, ó sea cuarta parte del pliego del papel del sello oficial, con el fin de facilitar con la uniformidad el orden, clasificación por alfabeto y consulta de las que se vayan presentando. Estas papeletas estarán escritas en una sola cara del papel; y siendo más de una, con relación al mismo personaje, se comprenderán en carpeta, en cuya parte exterior vaya escrito el nombre.

2. (Vorschriften über die Namensschreibung und Anordnung der Geschlechtsnamen) .... En los casos da ambigüedad se prevendrán las dudas por medio de papeletas sueltas de referencia, tantas como se crean necesarias. Tratando del gran duque de Alba, por ejemplo, se escribirá en la magistral Alvarez de Toledo, y en las de referencia, Toledo y Alba, Duqué de......

3. Después del nombre contendrán las papeletas los hechos culminantes de personaje, prefiriendo siempre las fechas de nacimiento y defuncion y el lugar de naturaleza: á la concisión de los sucesos suplirá la mayor copia posible de autores que han tratado de ellos.

4. Las papeletas así redactadas se presentarán con firma del autor en las sesiones de la Academia, para objeto de las deliberaciones.

5. Admitidas que sean las papeletas por las de cada persona, se abonarán al autor dos pesetas para pago de amanuense.

6. Una vez al año se publicará en el Boletín lista alfabética de las papeletas presentadas en su transcurso, con objeto de prevenir las repeticiones.

Man sieht, es finden sich in diesen Vorschriften einige Bestimmungen, die Beachtung verdienen. Die äussere Anlage auf Zetteln in gleicher Grösse unter strenger Beobachtung der alphabetischen Anordnung entspricht vollkommen unserem bibliothekarischen Gebrauche. Auch das Prinzip, bei einem so umfassenden Lexikon nur die allerwesentlichsten biographischen Momente hervorzuheben, wird zu billigen sein. Schwer wiegen aber die Bedenken, welche gegen andere Punkte der mitgetheilten Reglas sprechen. Man vermisst die Grundlage, d. h. die Angabe der Namensammlung, von welcher, sei sie auch unvollständig, jede derartige Arbeit auszugehen hat, man vermisst zweitens einen Hinweis auf die Vertheilung der Arbeit und die Hilfsmittel, seien es nun archivalische oder bibliothekarische, welche zur Verwendung gelangen sollen. Jedermann, der Lust hat, darf mitarbeiten, darf Artikel einsenden, und erhält für jeden derselben den Betrag von 2 Pesetas, d. h. etwa 80 Kreuzer österreichischer Währung. Es springt in die Augen, dass eine solche Art von Centralleitung nicht genügen kann. Auch ist der Probeartikel über Juan de Austria, welchen Cesáreo Fernández Duro dem Reglement beifügt, nicht geeignet, grosse Hoffnungen zu erwecken. Er enthält allerdings Alles, was

man billigerweise für 80 Kreuzer verlangen kann, aber von einer Persönlichkeit wie Duro hätte man Anderes und Besseres erwartet. Soll schon eine welthistorische Persönlichkeit auf einer Druckseite in 8⁰ biographisch gewürdigt werden —, man erinnert sich da unwillkürlich der famosen Abschätzung der Personen nach 1, 2 und 4 Seiten, wie sie in der Einleitung zur „Deutschen Biographie“ beliebt wurde, dann aber selbstverständlich fallen gelassen werden musste — so darf man doch beanspruchen, dass dann den Literaturangaben volle Aufmerksamkeit zugewendet wird. Die Angaben sind aber bei Duro sehr mangelhaft, sowohl was die gedruckten als was die handschriftlichen Quellen anlangt. (Man vergleiche meinen Aufsatz: Die Galeere des Don Juan de Austria bei Lepanto, Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses Bd. XV., wo übrigens ein kleiner Theil der Quellen zur Besprechung gelangen konnte.)

Das Unternehmen der Akademie litt also von allem Anfang an an schweren Gebrechen, sowohl in der Organisation wie auch in der Ausführung des Planes, und die Konsequenzen haben sich auch dementsprechend eingestellt. Noch besteht fort in der Akademie eine eigene Kommission für das Diccionario biográfico — das Almanach der Akademie führt für das Jahr 1891 (vgl. Boletin Tom. XVIII. Pag. 97) Pascual de Gayangos y Arce, Eduardo Saavedra y Moragas, Francisco Codera y Zaidin, Fidel Fita y Colomé und Cesáreo Fernández Duro als Mitglieder derselben auf —, aber von der Thätigkeit der Kommission ist bis heute gar wenig bekannt geworden. Der IX. Band des Boletin Pag. 396 bringt die Namen einiger Personen, deren Biographieen von Duro geliefert wurden, hier und da stossen wir auf die Anzeige der einen oder der andern biographischen Arbeit, das ist aber auch Alles. Sehr charakteristisch für den Stand oder besser gesagt Stillstand der von der Akademie eingeleiteten Aktion ist die jedenfalls auffällige Erscheinung, dass in einem der letzten Bände des Boletin, nach so langjähriger Existenz der biographischen Kommission, nichts Zeitgemässeres geliefert werden konnte, als die Ausgrabung von zwei längst vergessenen Gutachten, nämlich 1) Vidas de Españoles célebres, von Quintana, abgegeben von Martin Fernández de Navarrete, Diego Clemencin, José Musso y Valiente, ddo. 5. März 1830 und 2) Diccionario biográfico de Españoles célebres, abgegeben von José de la Canal, und José Musso y Valiente ddo. 15. September 1826 (vgl. Boletin Tom. XXIV p. 255 ff.); für das schon vor mehr als einem halben Jahrhundert bestandene Interesse an der Anlage eines allgemeinen biographischen Lexikons Spaniens liefern diese Urkunden allerdings einen beredten Beleg.

Weit fruchtbarer, weil auf praktischen Grundlagen aufgebaut, erwies sich ein anderer, mit dem Unternehmen der Akademie parallel laufender Plan, welcher von der Nationalbibliothek, bekanntlich der ersten des ganzen Landes, unter thatkräftiger Theilnahme der spanischen Regierung inaugurirt wurde. Das genannte Institut betrachtet seine Aufgabe mit der Sammlung, Konservirung und Vermittelung literarischer Schätze nicht abgeschlossen. Die Nationalbibliothek bildet, wenn man will, einen wissenschaftlich schöpferischen Faktor im geistigen Leben Spaniens und hat, wenigstens im vorliegenden Falle, der Akademie der Geschichte erfolgreich Konkurrenz gemacht. Seit dem Jahre 1858 wurden von ihr alljährlich ein bis zwei Preise für die besten biographischen oder auch bibliographischen Arbeiten über ein frei zu wählendes Thema, jedoch zu dem bestimmten Ende ausgeschrieben, die Abfassung einer allgemeinen spanischen Biographie zu verwirklichen oder doch

entsprechend vorzubereiten. Die stattliche Reihe der durch diese Initiative geschaffenen Werke beweist, dass der eingeschlagene Weg der richtige war. Natürlich wurden nicht, wie bei uns zu Lande, für Arbeiten, welche jahrelange opfervolle Mühe erheischen, Preise von 100 fl. oder 200 Mark ausgesetzt; die preisgekrönte Arbeit erhielt in der Regel 1 500 Francs, und der Staat gewährt — was das Wichtigste ist — einen Druckkostenbeitrag nebst einer stattlichen Anzahl von Freiexemplaren für den Autor. Das Erfreulichste an der Sache ist, dass eine grössere Zahl von Werken, die in früheren Jahrzehnten verfasst, jedoch bei der Geldnoth während der politischen Wirren nicht in Druck gelegt wurden, nunmehr ihr Auferstehen feiern. Zu den wichtigsten in diese Kategorie gehörenden Werken zählt natürlich in erster Linie Gallardo's Biblioteca Española, 1862 prämiirt, von welcher Band I 1863, Band II 1866, Band III und IV jedoch — unter der energischen Mitwirkung Menendez-Pelayo's — erst 1888 zur Publikation gelangten. Heute ist die Reihe der von der Biblioteca Nacional publizirten Werke selbst bereits zu einer stattlichen Bibliothek angewachsen, wie aus der im Folgenden mitzutheilenden Bücherliste, in welche wir die bezüglichen Daten aufgenommen haben, leicht ersichtlich wird. Gleichzeitig sieht man, dass es sich — angefangen von Colmeiro's Botanikerbiographie bis auf Allende Salazar's, Martinez's, Duro's und Perez Pastor's biographische Arbeiten —, durchweg um vortreffliche Leistungen handelt.

Das Unternehmen der Bibliotheca National wirkte aber nicht bloss virtute, sondern auch exemplo.

Verschiedene Momente: der unter den Spaniern unleugbar wirk- und regsame historische Sinn, ein gewisser Lokal-Patriotismus, das auch im politischen Leben bedeutsame Zusammenhalten der maassgebenden Kreise innerhalb der einzelnen Provinzen, in Spanien regionalismo genannt, nicht zum Mindesten aber die Erkenntniss des hervorragenden Nutzens der Werke, welche auf Veranlassung der National-Bibliothek in Madrid ins Leben gerufen würden, haben zum Entstehen der verschiedenen biographischen Werke beigetragen, welche in der am Schlusse beigegebenen Zusammenstellung angeführt erscheinen. Dem Werthe nach ungleich, sind sie trotzdem überaus wichtige Materialien für den Biographen, um so wichtiger, weil die Quellen, aus denen sie geschöpft sind, sonst zumeist unzugänglich bleiben, ja in mehrfachen Fällen nur für den bestimmten Autor bei bestimmter Gelegenheit erschliessbar waren.

Dass durch alle diese später angeführten Werke selbst in dem Falle, wenn sie durch eine ordnende Hand zusammengestellt und in ein einziges General-Lexikon vereinigt würden, schon eine allgemeine brauchbare Biographie Spaniens gewonnen würde, wage ich gleichwohl nicht zu behaupten. Die Wege, auf welchen eine solche zu erreichen wäre, sind so vielverzweigt und der Plan als solcher so ausgreifend, das ich mich an dieser Stelle mit blossen Andeutungen begnügen muss und zwar mit solchen, welche dem cispyrenäischen Forscher bei Arbeiten auf bestimmten Gebieten vielleicht einen Fingerzeig geben könnten. Das gesammte ungeheuere Material scheidet sich naturgemäss in zwei Theile: In denjenigen, welcher sich aus handschriftlichen (archivalischen) Quellen gewinnen lässt, und in den zweiten, für welchen die bereits im Druck publizirten bio- und bibliographischen Werke einen leichter zugänglichen Stoff darbieten.

Über den ersten Theil kann ich mich um so bündiger fassen, als ich glaube, in meinem vor Kurzem erschienenen Buche: „Handschriftenschätze Spaniens“ (Wien.

Tempsky 1894, 8⁰) über alle wichtigeren handschriftlichen Bestände Spaniens einen Überblick gegeben zu haben. Gleichwohl kann ich nicht umhin, auf die bereits kurz oben erwähnten Kartularien der Klöster, Stifte und Kirchen als die wichtigste Quelle für mittelalterliche Biographie nachdrücklich hinzuweisen. Zum Zwecke der vorliegenden Arbeit wurden von mir die Daten über diese Kartularien, welche sich am Besten im Anuario del Cuerpo facultativo de Archiveros, Bibliotecarios y Anticuarios, Madrid, 1881—1882, 8⁰ (speziell im Artikel über das Archivo historico nacional zu Madrid, Band II, pag. 23—33) vereinigt finden, neuerdings verglichen. Leider muss ich es mir versagen, den geradezu stupenden Reichthum solcher Copial-Bücher aus Celanova, Guadalupe, León, Lugo, Madrid, Mallorca, Montearagon, Najera, Oña, Osera, Poblet, Rueda, Sahagun, San Juan de la Peña, Santiago, Segovia, Sobrado, Toledo, Valencia und hundert anderen Städten auch nur annähernd zu skizziren. Ich kann hier nur den Wunsch zum Ausdruck bringen, es möge die spanische Regierung ähnlich wie in Frankreich die Publikation dieser eminent wichtigen Quellen veranlassen, freilich auch die eindringliche Mahnung für jeden Forscher auf dem Gebiete spanischer Biographie, diese in einem wohlgeordneten Archiv jetzt leicht zugänglichen Urkundensammlung bei jeder Arbeit in erster Linie zu Rathe zu ziehen.[1])

Unter den grossen gedruckten Sammelwerken, welche für den Biographen wünschenswerthes Material bieten, findet sich eine ganze Reihe, die hier trotz aller gebotenen Kürze doch nicht gut übergangen werden kann. Der grosse Reisebericht Jaime Villanueva's wie die von Florez begonnene und von verschiedenen Fortsetzern jetzt bis zum 52. Bande weitergeführte España Sagrada, sind auch heute noch für den Biographen unentbehrliche Nachschlagewerke. Leider geben sie wie die meisten der späteren Sammelwerke Anlass zur berechtigten Klage ob ihres Mangels an entsprechenden Registern. Man darf unbedenklich die Behauptung wagen, dass die ganze spanische Historiographie und Biographie heute um ein halbes Jahrhundert weiter wäre, als sie es thatsächlich ist, wenn man zu beiden eben genannten Werken entsprechende Indices besässe.[2]) Der nämliche Vorwurf muss auch den neueren Urkunden-Publikationen, der Colección de Documentos inéditos para la historia de Espana, der Colección de Documentos inéditos del Archivo general de la corona de Aragon, den Memorias und dem Memorial histórico de la Real Academia de la Historia gemacht werden, während das Boletín derselben Akademie, wie ich einer eben an mich gelangten Anzeige entnehme, einen Index über die bis jetzt erschienenen 25 Bände erhalten soll, über welchen ich noch kein Urtheil fällen kann.

Um eine Nüance besser ist es mit den spanischen Biographien bestellt, unter welchen jene von Hidalgo mit Recht als eine sehr verdienstliche Arbeit angesehen

[1]) Sehr wichtige Nachweise über handschriftliche Biographien lokaler Gattung bieten Muñoz in seinem Diccionario bibliográfico histórico und Gallardo in seiner Biblioteca; letzterer an einer Stelle, wo man solche Zusammenstellungen nicht vermuthen sollte, nämlich in den Handschriftenverzeichnissen der Biblioteca Nacional zu Madrid und der (heute nicht mehr existirenden) Biblioteca Olivarez.

[2]) Der nur wenig bekannte Index zur España Sagrada, welcher im 22. Bande der Colección de Documentos inéditos Aufnahme gefunden hat, zeugt zwar von guter Absicht, kann aber auch bescheidenen Anforderungen kaum genügen. Die wichtigste Aufgabe bildet doch die Einbeziehung aller auch der in den Urkunden vorkommenden Namen, und diesen ist leider zum weitaus grössten Theil eine vornehme Ignorierung zu theil geworden.

wird. Man wird über die Anlage des Werkes, welches die Bücher zuerst nach Titeln in alphabetischer Ordnung, dann die Autoren-Namen und zuletzt die einzelnen Materien anführt, streiten können, aber derjenige, welcher irgend ein Datum innerhalb des von Hidalgo beobachteten Rahmens sucht, wird dasselbe nach einiger Orientirung finden, und das ist doch wohl die Hauptsache.. So ist auch für den Biographen eine eigene Abtheilung (Band VII, pag. 458 ff.) vorgesehen worden. Sehr wichtig, namentlich für ältere spanische Literatur im weitesten Sinne des Wortes beziehungsweise für deren Träger ist Salvá's bekannte Biblioteca, deren gelehrte Noten auch dem Biographen wichtiges Material zur Verfügung stellen. Es wäre dies bei Bartolomé José Gallardo's Ensayo de una Biblioteca Española de libros raros y curiosos in noch viel höherem Maasse der Fall, wenn dem Biographen zugemuthet werden könnte, wegen eines einzigen Namens, für den er sich interessirt, vier mächtige Quartbände mit vielen Tausenden von Kolumnen durchzulesen. Ein Index zu dem gesammten Werke ist zwar versprochen, aber wir fürchten, er werde — nach berühmten Mustern — noch lange auf sich warten lassen.[1]) Inzwischen kann man jedoch nur rathen, die leichter auffindbaren, weil fallweise bei den einzelnen Autoren angeführten biographischen Daten (vergl. z. B. den Artikel Yepes) eingehender Berücksichtigung zu würdigen. Die zahllosen Namen bei dem Justas poéticas und den Listas de escritores (aus Sammelwerken) sind natürlich heute so gut wie verloren.

Noch ein Wort über die laufenden bibliographischen Zeitschriften, welche uns über die einschlägigen biographischen Publikationen au fait erhalten. Wie grosse Verdienste sich in dieser Richtung Dionisio Hidalgo mit den verschiedenne Serien seines Boletíns erworben, ist bekannt. Die nach dem Aufhören derselben von Murillo begründete und bis heute weiter fortgesetzte spanische Bibliographie ist zwar werthvoll, steht aber gegenüber ihrer Vorgängerin durch den Mangel an kritischen Erläuterungen und Aufsätzen um ein Beträchtliches zurück. Als wesentliche Ergänzung haben hier das mehrerwähnte Boletín de la Real Academia de la Historia, die gut geleitete Revista moderna — die Fortsetzung des Ateneo und der Revista de España — einzutreten. Auch die von Roque Chabas mit unermüdlichem Fleisse geleitete Revue: El Archivo — ihrerseits wieder eine Fortsetzung der leider eingegangenen vortrefflichen Revista de Archivos — bietet manches brauchbare Material auch für den Biographen. Endlich geht mir, während ich dies niederschreibe, der Prospekt über eine neu gegründete Revista crítica de Historia y Literatura Espanolas zu, welcher, nach den Namen der Mitarbeiter zu schliessen, günstige Auspicien gestellt werden können. Hoffentlich wird sie die Revue critique für Spanien, welche wir bis heute mit Bedauern vermisst haben.

Dies ist also, abgesehen von einer Reihe von Spezial-Zeitschriften, die ich nicht namentlich anführe, weil sie, nur in Spanien cirkulirend, für uns unerreichbar sind, ungefähr der Bücher-Apparat, mit welchem der Forscher auf dem Gebiete

[1]) Weil wir eben bei dem famosen Kapitel über die Indices angelangt sind, möchten wir mit allem Nachdruck darauf hinweisen, dass es eine Ehrenschuld für die Trustees des brittischen Museums bedeutet, für das Monumentalwerk von Pascual de Gayangos, Catalogue of the Manuscripts in the spanish language in the British Museum, London 1875 ff. einen den Anforderungen unserer Zeit entsprechenden Index ausarbeiten zu lassen. Dass auch der Biograph aus demselben einen heute noch gar nicht abzuschätzenden Gewinn ziehen würde, brauche ich wohl des Näheren nicht erst zu begründen.

der spanischen Biographie zu arbeiten hat. Von dem Wunsche geleitet, demselben nicht bloss eine allgemein gehaltene Skizze über den Stand der biographischen Studien in Spanien zu liefern, sondern auch die bestimmten Hilfsmittel nachzuweisen, welche bei Untersuchungen auf dem einen oder andern Theil des so grossen Gebietes vorhanden sind, habe ich mich — nicht ohne längeres Bedenken — dazu entschlossen, diese Hilfsmittel oder wenigstens die für die heutige Arbeit wichtigsten in den folgenden Bibliographieen zusammenzustellen. Ich sage: Nicht ohne Bedenken, denn ich bin mir bewusst, dass Vollständigkeit keineswegs erreicht wurde. Ich habe sie auch gar nicht erstrebt, wohl wissend, dass ein lückenloses bibliographisches Material über die spanische Biographie nur durch jahrelange Arbeit im Lande selbst erreichbar gewesen wäre, und dass eine solche Publikation den in diesen Blättern vorgezeichneten Rahmen weit überschritten hätte. Dass mir keinerlei Vorarbeiten zur Verfügung standen, habe ich oben erwähnt. Die paar Biographien, welche Elias de Molins, Diccionario biográfico de escritores catalanes, in der Vorrede anführt, können in keiner Weise genügen; auch was Fernández Vallin, Discursos etc. (Madrid 1893) p. 168 an biographischen Werken zusammenstellt, ist eher irreleitend als nützlich. Weit mehr verdanke ich den reichen Daten, welche Herr Dr. theol. et phil. Cornel August Wilkens in Kalksburg aus seinen grossen Sammlungen mir einzusenden die Güte hatte, wofür ich an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank ausspreche.

Das in drei Theile: 1) Allgemeine Werke, 2) Fachbiographieen, 3) Lokale Biographien getrennte Verzeichniss bedarf wohl keines Kommentars. Ich bemerke jedoch, dass ich nur für die Richtigkeit der Angaben über jene Werke einstehe, die ich gesehen, d. h. solche, die an der k. k. Hofbibliothek in Wien vorfindlich sind. Diesen ist auf Wunsch des Direktors, Herrn Hofrathes Wilhelm Ritter von Hartel, die Signatur, welche sie in der Sammlung führen, beigegeben worden. Die Titel der andern Werke mussten nach den von mir benutzten bibliographischen oder sonstigen Quellenwerken mitgetheilt werden. Selbstverständlich bleibt die Garantie für die Richtigkeit derselben meinen Gewährsmännern überlassen.

II.

I. Allgemeine Bibliographien und Biographien.

A. Bibliographien.

Méndez, Francisco.
Tipografia española ó historia .. del Arte de la Imprenta en España. Segunda edición corregida y adicionada por D. Dionisio Hidalgo.
Madrid. Imprenta de las Escuelas Pias 1861.
[H. B.: 144. C. 38].

Salvá, Vicente.
A Catalogue of spanish and portuguese books, with occasional literary and bibliographical remarks.
London 1826—1829. 2 tom. 8⁰.
[H. B.: 87. E. 13].

Catalogus librorum doctoris D. Joachimi Gomez de la Cortina, Marchionis de Morante, qui in aedibus suis extant.
Matriti 1854—1859. 8⁰. 6 Voll. und Supplementum.
[H. B.: S. A. 40. C. 70].

Muñoz y Romero, Tomás.
Diccionario bibliográfico-histórico de los antiguos reinos, provincias, ciudades, villas, iglesias y santuarios de España. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de Enero de 1858, é impresa á expensas del Gobierno.
Madrid. Imprenta de M. Rivadeneyra, 1858. 4⁰. VIII u. 330 pp.
[H. B.: C. C. 24. B. 4].

Werthvoll durch den Nachweis lokaler Biographien (auch in Handschriften), doch

vorzugsweise unter Berücksichtigung der theologischen Schriftsteller.

Hidalgo, Dionisio.
Boletín bibliográfico español y extranjero.
Madrid, Imprenta de J. Sancha etc. 1840—1850. 11 Tom. 8⁰.
[H. B.: J. 8⁰. 1214].

Hidalgo, Dionisio.
Boletín bibliográfico español.
Madrid, Imprenta de las Escuelas Pias. 1860—1868. Tom. 1—9. 4⁰. (8⁰).
[H. B.: J. 8⁰. 1214. Ser. II].

Hidalgo, Dionisio.
Diccionario general de Bibliografia Española.
Madrid, Imprenta de las Escuelas Pias. 1862—1879. Vol. I—VII. 8⁰. Vol. 6. Indice de autores. Vol. 7. Indice de materias.
[H. B.: C. C. 21. G. 7].

Salvá y Mallen, Pedro.
Catálogo de la Biblioteca de Salvá, enriquecido con la descripcion de otras muchas obras, de sus ediciones, etc.
Valencia, Imprenta de Ferrer de Orga. 1872. 2 vol. 8⁰.
[H. B.: C. C. 11. E. 4].

Catalogue de la Bibliothèque de M. Ricardo Heredia, Comte de Benahavis.
Paris Em. Paul, L. Huard et Guillemin 1891. 4 Vol. Gr. 8⁰.
[H. B.: 233. C. 3].

Gallardo, Bartolomé José.
Ensayo de una Biblioteca española de libros raros y curiosos, formado con los apuntamientos de D. B. J. Gallardo coordinados y aumentados por D. M. R. Zarco del Valle y D. F. Sancho Ramón. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en la junta pública del 5 de Enero de 1862 é impresa á expensas del Gobierno.
Tomo I., II. Madrid, Imprenta de M. Rivadeneyra 1863—1866.
Tomo III y IV. Madrid, Manuel Tello 1888. 4⁰.
[H. B.: 144. C. 17].
Neben Salvá Hauptwerk für ältere Literatur. Vgl. oben.

B. Biographien.

Pacheco, Francisco.
Libro de descripcion de verdaderos retratos de ilustres y memorables varones.
Sevilla, E. Rasco, 1886. 2 vol. 4⁰ u. fol.
Reproduction des Originales aus dem Jahre 1599.

Retratos de los Españoles ilustres, con un epítome de sus vidas. De orden superior.
Madrid, Imprenta Real, 1791. Fol. IV u. 114 Blätter Text mit 114 Porträts.
[H. B.: 188. B. 12].
Von der Buchhandlung Murillo jüngst um 125 Pesetas offerirt.

Biografia universal antigua y moderna .... traducida al castellano con muchas adiciones y refundiciones por. D. Javier de Burgos.
Madrid, Gonzalez, 1822.
Nur wenige Bände (I—III) erschienen.

Galerie der gegenwärtig in Spanien lebenden wichtigsten Männer etc. In alphabetischer Ordnung. Aus dem Französischen übersetzt von Moritz Lange.
Augsburg u. Leipzig, A. Bäumer, 1824. 8⁰.
[H. B.: 26. Z. 136].

Rezabal y Ugarte, José.
Biblioteca de los escritores que han sido individuos de los seis colegios mayores: de San Ildefonso de la Universidad de Alcalá, de Santa Cruz de la de Valladolid, de San Bartolomé, De Cuenca, San Salvador de Oviedo, y del Arzobispo de Salamanca.
Madrid, Imprenta de Sancha, 1805. 4⁰. XVI u. 472 p. p.

Ochoa, Eugenio de.
Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporáneos en prosa y verso.
Paris, Baudry, 1840. 8⁰. 2 vol.
[H. B.: 85. F. 15].

Pastor Diaz, Nicomedes y Cárdenas Francisco.
Galería de españoles célebres contemporáneos ó biografías y retratos de todos los personajes distinguidos de nuestros dias en las ciencias, en la política, en las armas, en las letras y en las artes. Colaboradores D. Antonio Alcalá Galiano, D. Joaquin Francisco Pacheco, D. Juan Donoso Cortés. D. Pedro Pidal, D. Patricio de la Escosura, D. Fermin de la Puente y Apecechea y D. Salvador Bermúdez de Castro.
Madrid, Imprenta de Lalama, 1841—1846. 9 tomos. 8⁰. Mit Abbildungen.
[H. B.: 60. H. 17].
Die angekündigte zweite Serie ist nicht erschienen.

Diccionario biográfico universal de mujeres célebres.
Madrid 1844—1846.

Quintana, Manuel José.
Vidas de españoles célebres.

Paris, Baudry, 1845. 8⁰.
[H. B.: 48. F. 46 (Aug. v. 1807)].

Neudruck (Colección de los mejores autores españoles).

¡Asamblea Constituyente de 1854!
Biografías de todos los diputados y todos los hombres célebres que han tomado parte en el alzamiento nacional, por una Sociedad literaria.

Madrid, Imprenta de J. Peña 1854. Tom I (un.) 512 pag. 4⁰. Mit 22 Tafeln und Porträts.

Carderera y Solano, Valentin.
Iconografia española. Coleccion de retratos, estatuas.. de reyes, reinas, grandes, capitanes, escritores etc. desde el siglo XI hasta el XVII. Con texto biográfico y descriptivo.

Madrid, Ramon Campuzano, 1855—1864. Fol. 2 Vol.
[H. B.: 203. A. 26].

Biografias de personajes célebres.
Madrid 1857.
Unvollendet.

Ovilo y Otero, Manuel.
Manual de biografía y de bibliografía de los escritores españoles del siglo XIX.
Paris, 1859. 2 Vol. 288 u. 252 pp.
[H. B.: CC. 21. G. 11].

Ovilo y Otero, Manuel.
Diccionario biográfico contemporáneo de los Españoles y Americanos que se han distinguido en todas las carreras. Clero. Milicia, Ciencias, Literatura, Artes, Administracion. Industria, Agricultura, Comercio etc. Dedicado al Excmo Sr. D. Claudio Moyano y Samaniego.

Madrid, Imprenta de E. Anvart, 1867.

Parada, Diego Ignacio.
Escritoras y eruditas españolas ó apuntes y noticias para servir á una historia del ingenio y cultura literaria de las mujeres españolas desde los tiempos más remotos hasta nuestros dias.

Madrid, M. Minuesa, 1881. 8⁰. Vol. 1 (un).
[H. B.: 156. F. 26].

Biografía contemporánea universal y colección de retratos de todos los personajes célebres de nuestros días.

Madrid, Imprenta y Librería de I. Boix, 1884. — 4 Tomos. 8⁰. Con 16 retratos.

Castelar, Emilio.
Galeria histórica de mugeres celebres.

Madrid, 1886—1889. 8 Vol. I. 318 p. II. 408 p. III. 398 p. IV. 399 p. V. 413 p. VI. 411 p. VII. 392 p. VIII. 398 p.

Diccionario enciclopedico hispano americano de Literatura, Ciencias y Artes por Arcimis, Barbieri, Azcarate, Cosio, Beltran y Rospide, Castellanos, Castrobeza.

Barcelona (in Heften) [1888].

II. Biographien für einzelne Fächer.

Agricultur.

Ramirez, Braulio Anton.
Diccionario de Bibliografía Agronómica y de toda clase de escritos relacionados con la Agricultura, seguido de un índice de autores y traductores con algunos apuntes biográficos. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en concurso público de 5 de Enero de 1862, é impresa á expensas del Gobierno.

Madrid, Imprenta y estereotipia de M. Rivadeneyra, 1865. XVIII u. 1015 pp. 4⁰.

(Vgl. Allende Salazar, Biblioteca del Bascófilo p. 189).

Bildende Kunst.

Palomino de Castro y Velasco, Antonio.
Las Vidas de los pintores y Estatuarios y eminentes Españoles.

Londres, H. Woodfall, 1742. 8⁰.
[H. B: B. E. 8. N. 73].

Ceán Bermúdez, Juan Agustín.
Diccionario histórico de los más ilustres profesores de las Bellas Artes en España. Publicado por la Real Academia de San Fernando.

Madrid. Imprenta de la viuda de Ibarra, 1800. 6 Tomos. 8⁰.
[H. B: 60. N. 33].

Quillet, F.
Dictionnaire des peintres espagnols.
Paris, 1816. 8⁰.
[H. B: S. A. 94. E. 29].

Llaguna y Amirola, Eugenio.
Noticias de los arquitectos y arquitectura de España desde su restauracion. Ilustradas y acrecentadas con notas, adiciones y documentos por Juan Agustin Cean-Bermudez.

Madrid, Imprenta real, 1829. 4 Vol. 4⁰.
[H. B: * 38. T. 20].

Huard, Étienne.
Vie complète des Peintres Espagnoles et Histoire de la Peinture Espagnole.

Paris, Ducessois. 1839—1841. 8⁰. 2 Vol.
[H. B: 46. X. 2].

Stirling-Maxwell, William.
Annals of the artists of Spain.
(With portraits.)

London, John Ollivier, 1848. 8⁰. 3 Vol.
[H. B.: S. A. 42. D. 68].

Laforge, Edouard.
Des arts et des artistes en Espagne jusqu'à la fin du dix-huitième siècle.
Lyon, Louis Perrin, 1859. 8⁰.
[H. B.: 156. E. 1].

Ossorio y Bernard, Manuel.
Galeria biográfica de artistas españoles del siglo XIX.
Madrid, Ramon Moreno, 1868—1869. 2 Vol. 8⁰.
[H. B.: 161. D. 19].

Zarco del Valle, Manuel Remon.
Documentos para la historia de las bellas Artes en España. Colección de documentos inéditos para la Historia de España.
Madrid, tom. LV (1870) pag. 201—640.
[H. B.: 227. F. 1].
Enthält sehr wichtige Nachrichten über eine grosse Zahl von Künstlern. Index p. 629 bis 640.

Riaño, Juan-Facundo.
The industrial arts in Spain.
London. Chapman and Hall, 1879. 8⁰.
[H. B.: 208. G. 152].

Viñaza, Conde de la.
Adiciones al diccionario histórico de los más ilustres profesores de las bellas artes en España de J. A. C. Bermúdez.
Madrid 1894. 8⁰. 4 Vol.
[H. B.: 60. N. 33].

Davillier, Jean-Charles, baron de.
Recherches sur l'orfévrerie en Espagne au moyen âge et à la renaissance. Documents inédits tirés des archives espagnoles. 19 planches . . . et dessins dans le texte.
Paris. A. Quantin. 1879. 4⁰.[1])
[H. B.: 121. A. 7].

Militärwesen.

Rios, Vicente de los.
Discurso sobre los ilustres autores e inventores de Artilleria, que han florecido en España.
Madrid, Joachim Ibarra, 1767. 8⁰.
[H. B: C. P. 1. E. 12].

Galeria militar contemporánea o sea colección de biografías y retratos de los jefes que mas se han distinguido en ambos ejércitos durante la guerra civil de 1833. á 1840. 2 Tomos en 4⁰, con grabados y láminas.
Madrid. Hortelano-Sanchez, 1845.

[1]) Das Werk desselben Verfassers: Les arts decoratifs en Espagne au moyen âge et à la renaissance Paris, Quantin 1879. 8⁰. [H. B.: 211. F. 6]. enthält nur unwesentliche biographische Daten; die Recherches hingegen wichtige Goldschmiedeverzeichnisse.

Estado mayor general del ejército español. Historia del ilustre cuerpo de oficiales generales, formada con las biografias de los que más se han distinguido, é ilustrada con los retratos de cuerpo entero, escrita y publicado bajo la dirección del oficial del arma de infanteria D. Pedro Chamorro y Baquerizo: precedida de un prólogo del Excmo Señor Teniente general D. Evaristo San Miguel. Segunda edición.
Madrid, Imprenta de T. Fortanet, 1851. 4 Tom. folio.
Tom. I. Sección de capitanes generales.
Tom. II. Sección de tenientes generales.
Tom. III. Sección de mariscales de campo.
Tom. IV. Sección de brigadieres.

Ramirez de Arellano y Gutierrez.
Ensayo de un catálogo biográfico bibliográfico de los escritores que han sido individuos de las cuatro órdines militares de España. Coleccion de documentos inéditos para la Historia de España, por el Marqués de la Fuensanta del Valle. Tom. CIX.
Madrid, Murillo 1894 in 8⁰. XII u. 499 p.
[H. B: 227. F. 1].

Almirante, José.
Bibliografia militar de España.
Madrid, M. Tello, 1876. 4⁰. CXXX u. 988 p.

Musik.

Soriano Fuertes, Mariano.
Historia de la música española desde la venida de los Fenicios hasta el año 1850.
Marid y Barcelona, Narciso Ramirez 1855—1859. 4 Vol. 8⁰.
[H. B: 161. C. 2].

Guaza y Gomez Talavera, Cárlos y Guerra y Alarcon, Antonio.
Músicos, poetas y actores. Colección de estudios crítico-biográficos de Salinas, Morales, Victoria, Eslava, Ledesma etc.
Madrid, Imprenta de F. Maroto, 1884. 283 p. 4⁰.

Riaño, Juan Facundo.
Critical and bibliographical notes on early spanish music. With numerous illustrations.
London, Bernard Quarich, 1887. 8⁰.
[H. B: 207. G. 77].
Pag. 147 — 154 ein werthvoller Index über die im Texte behandelten Musiker und Musikschriftsteller.

Saldoni, Baltasar.
Diccionario biográfico-bibliográfico de Efemérides de músicos españoles.
Madrid. Antonio Perez Dubrull, 1868—1881. 4 Vol. 8⁰.
[H. B: S. A. 93. C. 42].

Hispaniae schola musica sacra, herausg. unter Leitung von Philippo Pedrell. Barcelona, Pujol & Cie.

Denkmäler span. Kirchenmusik vom 15. bis 18. Jahrhundert. Eine Biographie jedes Künstlers und ein kurzer kritischer Text in spanischer und französischer Sprache gehen jedem Buche voraus.

Prospekt der Verlagsbuchhandlung Breitkopf & Härtel in October-November-Hefte 1894 des Centralblattes für Bibliothekswesen.

Naturwissenschaften.

Fernández de Navarete, Martin.
Biblioteca marítima española.

Madrid, Imprenta de la viuda de Calero 1851—1852. 2 Tomos 4⁰.

'Es trabajo de gran importancia para la bibliografía y biografía'. Allende Salazar, Biblioteca p. 117.

Colmeiro, Miguel.
La Botánica y los botánicos de la Península Hispano-Lusitana. Estudios biográficos y bibliográficos. Obra premiada en el concurso de 1857.

Madrid, M. Rivadeneyra 1858. 4⁰.

Maffei y Rua, Figueroa.
Apuntes para una biblioteca española de libros, folletos y articulos, impresos y manuscritos, relativos al aumento y explotación de las riquezas minerales y á las ciencias auxiliares. Acompañadas de reseñas biográficas y de un ligero resúmen de las obras que se citan.

Madrid, imprenta de J. M. Lapuente. 1872. 2. Vol. 4⁰.

Menéndez y Pelayo, Marcelino.
La ciencia española (polémicas, proyectos y bibliografia) con un prólogo de Gumersindo Laverde Ruíz. Tercera edición refundida y aumentada.

Madrid, A. Pérez Dubrull 1887—1889 8⁰. 3 Vol.

[H. B.: 221. E. 20].

Der dritte Band enthält die sehr ausführliche Bibliographie.

Martinez Reguera, Leopoldo.
Bibliografia hidrológico médica española. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1888 é impresa á expensas del Estado.

Madrid. Manuel Tello. 1892 (?). 4⁰.

Picatoste y Rodriguez, Felipe.
Apuntes para una Biblioteca científica española del siglo XVI. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1868 é impresa á espensas del Estado.

Madrid. Manuel Tello, 1891. 4⁰.
[H. B.: C. C. 21. 9. 5*.].

Fernández Vallín, Acisclo.
Discursos leídos ante la Real Academia de Ciencias exáctas, físicas y naturales.

Madrid, Sucesores de Rivadeneyra, 1893.
[H. B.: 231. K. 8].

Bedeutendes, zusammenfassendes Werk über die Vertreter der exacten Wissenschaften Spaniens, vornehmlich im 16. Jahrhundert, mit vielen biographischen Daten. Leider kein Namenindex.

Rechts- und Staatswissenschaften.

Cortes Constituyentes.
Galeria de los Representantes del pueblo. 1854.

Madrid, 1855—1856.

11 Bogen mit 176 Porträts (von Vallejo).

Torres Campos, Manuel.
Bibliografía española contemporánea del Derecho y de la política 1800—1880. .... obra que sirve de complemento á los Estudios de bibliografia española y extranjera del Derecho y del Notariado. Memoria premiada con medalla de oro en el certámen público de la Academia Matritense del Notariado en 1876. Parte primera. Bibliografia española.

Madrid, Fortanet, 1883. 208 pag. 4⁰.

Sprache und Litteratur.

Rodriguez de Castro, José.
Biblioteca Española.

Madrid, Imprenta Real, 1781—1786 fol. 2 vol.

[H. B.: C. C. 19. A. 8].

[Vgl. oben].

Pellicer y Saforcada, Juan Antonio.
Ensayo de una Bibliotheca de traductores españoles... preceden varias noticias literarias para las vidas de otros escritores españoles.

Madrid, Antonio de Sancha, 1778. 2 vol. 8⁰.
[H. B.: 61. D. 24].

Antonio, Nicolaus.
Bibliotheca hispana vetus sive hispani scriptores qui ab Octaviani Augusti aevo ad annum Christi MD floruerunt. Curante Francisco Perezio Bayero, qui et prologum et auctoris vitae epitomen et notulas adiecit.

Matriti, Joach. Ibarra, 1788, 2 voll. fol.

Bibliotheca hispana nova sive hispanicorum scriptorum qui ab anno MD ad MDCLXXXIV floruere notitia.

Matriti, 1783. 2 voll. fol.
[H. B.: C. C. 19. A. 6].

Diese Ausgabe wird heute alleinig benützt: die erste, Romae 1696, umfasst nur die Bibliotheca vetus.

Über Adiciones zu Nicolaus Antonio, zum Theil handschriftlich, zum Theil im Druck erschienen, vgl. Allende Salazar, Biblioteca del Bascófilo p. 99.

Bouterwek, Federigo.
Historia de la literatura española . . . traducida al castellano y adicionada por D. José Gómez de la Cortina y . . . D. Nicolás Hugalde y Mollinedo.

Madrid, Imprenta de E. Aguado 1829. 4⁰.

Nur der erste Band erschienen; die Ausgabe ist aber wegen der neu aufgenommenen biographischen und bibliographischen Daten geschätzt.

[H. B.: 59. E. 63].

Brinckmeier, Ed.
Die Nationalliteratur der Spanier seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts.

Göttingen, 1850. 8⁰.

Enthalten in Bouterwek, Friedrich, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 13.

[H. B.: L. Z. 340].

Ticknor, Georg.
Geschichte der schönen Literatur in Spanien. Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nicolaus Heinrich Julius.

Leipzig, F. A. Brockhaus, 1852. 8⁰. 2 Bde.

[H. B.: L. Z. 340].

Schack, Adolph Friedrich v.
Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien.

Berlin, Duncker & Humblot, 1845—1846. 8⁰. 3 Bde.

[H. B.: S. A. 15. G. 28].

Barrera y Leirado, Cayetano Alberto.
Catálogo bibliográfico y biográfico del teatro antiguo español, desde sus orígenes hasta mediados del siglo XVIII. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de enero de 1860 é impresa á expensas del Gobierno.

Madrid, Imprenta de Rivadeneyra, 1860. 4⁰.

[H. B.: 87. C. 11].

Hauptwerk für Biographien spanischer Bühnendichter. Vgl. oben.

Amador de los Rios, José.
Historia crítica de la literatura Española.

Madrid, Imprenta de José Rodriguez, 1861 bis 1865. 7 vol. 8⁰.

[H. B.: 85. D. 16].

(Garcia?) Icazbalceta (Joaquin?)
Apuntes para un Catálogo de escritores de lenguas indígenas de América.

Nach Fernández Vallín, Discursos p. 167.

Kayserling, Meyer.
Biblioteca Española - Portugeza - Judaica. Dictionnaire bibliographique des auteurs Juifs, de leurs ouvrages espagnols et portugais. . . Avec un aperçu sur la littérature de juifs espagnols.

Strassburg, Charles J. Trübner. 1890. 8⁰.

[H. B.: 225. C. 25].

Schaeffer, Adolf.
Geschichte des spanischen Nationaldramas.

Leipzig, F. A. Brockhaus, 1890. 8⁰. 2 Bde. (1. Die Periode Lope de Vega's. 2. Die Periode Calderon's).

[H. B.: 229. E. 11].

Sbarbi, José Maria.
Monografía sobre los refranes, adagios y proverbios castellanos y las obras ó fragmentos que expresamente tratan de ellos en nuestra lengua. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1871 é impresa á expensas del Estado.

Madrid, Imprenta de los Huérfanos 1891 4⁰.

[H. B.: 234. C. 35].

Viñaza, Conde de la.
Escritos de los portugueses y castellanos referentes á las lenguas de China y el Japón. Estudio bibliográfico.

Lisboa, M. Gomes. Madrid, M. Murillo. Londres, B. Quaritch. 1892. 139 p. 4⁰.

[H. B.: 163. H. 183].

Viñaza, Conde de la.
Bibliografía española de lenguas indígenas de América. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el Concurso público de 1891 é impresa á expensas del Estado.

Madrid, Establ. tipogr. Sucesores de Rivadeneyra, 1892. 8⁰.

[H. B.: 243. B. 3].

Viñaza, Conde de la.
Biblioteca histórica de la filología Castellana por el Conde de la Viñaza. Obra premiada por voto unánime en público Certamen de la Real Academia Española y publicada á sus expensas.

Madrid, Manuel Tello, 1893. 4⁰. XXXIV u. 1114 S.

[H. B.: 202. D. 24].

Vortrefflicher Index.

Steinschneider, Moriz.
Die hebraeischen Übersetzungen des Mittelalters und die Juden als Dolmetscher. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des Mittelalters meist nach handschriftlichen Quellen.

Berlin, Bibliographisches Bureau, 1893. 8⁰.

[H. B.: 169. A. 13].

Vgl. oben.

Theologie.

Nieremberg, Juan Eusebio.
Claros varones de la Compañía de Jesús.

Madrid 1643—1647. 4 tomos folio.

(Fortsetzung von Alonso de Andrada und Joseph Cassani. Vol. 5—9. 1666—1736).

[H. B.: 43. F. 48 (nur Bd. 1—4)].

Gonzalez de Avila, Gil.
Teatro ecclesiastico de las iglesias metropolitanas y catedrales de los reynos de las dos Castillas, vidas de sus arzobispos y obispos y cosas memorables de sus sedes.

Madrid. Francisco Martinez, 1645—1650. Fol. 3 vol.

[H. B.: 43. F. 42].

Varones ilustres Benedictinos de la Congregación de España, llamada de San Benito de Valladolid, segun Memórias existentes en los archivos de sus monasterios, y noticias sacadas de Autores fidedignos etc.

Madrid 1788.

Manuscript in der Bibliothek Campomanes zu Madrid. Vgl. Gallardo, Biblioteca tom. I, col. 393—396.

Muñiz Roberto (Fray).
Biblioteca Cisterciense Española, en la que se da noticia de los escritores cistercienses de todas las congregaciones de España y de los de las órdenes militares que siguen el mismo instituto con la expresión (en la mayor parte) del lugar de su nacimiento, empleos, honores y dignidades, igualmente que el de sus obras tanto impresas como manuscritas.

Burgos. Joseph de Navas, 1793. 4⁰. 16 u. 400 pag.

Biografias
de obispos contemporáneos.

Madrid, 1852. Fol.

Nur zwei Lieferungen erschienen.

Menendez y Pelayo, Marcelino.
Historia de los heterodoxos Españoles.

Madrid, F. Maroto, 1880 ff. Vol. 1—3. 8⁰.

[H. B.: Sa. 90. C. 47].

Perujo, Niceto Alonso, y Perez Angulo, Juan.
Diccionario de ciencias eclesiásticas.

Valencia, 10 Vol. (von je 600—700 p.), 1886.

Enthält viele Biographien.

Garron, Constantino.
Galeria de Religiosos ilustres. T. I.

Valladolid, (in Heften), 1888.

Varones ilustres de la Compañia de Jesus.
Segunda Edicion. Tom. I. Bilbao 1887. 670 p. II. 1889. 666 p. III. 650 p.

Catálogo biográfico y bibliográfico de escritores agustinos, españoles portugueses y americanos, en la Revista religiosa, científica y literaria de la Ciudad de Dios que publican los Reverendos Padres Agustinos reichte am 20. April 1890 (Schluss d. Bd. XXI) bis zum Artikel Fr. Miguel Bartolomé Salón und dürfte die Liste daher schon abgeschlossen sein.

III. Lokale Biographien.

Alava (Provinz).

Landazuri y Romarate, Joaquin Joseph.
Los varones ilustres alaveses, y los fueros, exenciones, franquezas de que siempre ha gozado la . . . Provincia de Alava. Deducido de documentos auténticos y autores originales.

Vitoria, Baltasar Manteli. 1799. XX u. 246 u. XII pag.

S. a. Vizcaya.

Albacete (Provinz).

Baquero Almansa, Andrés.
Hijos ilustres de la provincia de Albacete. Estudio bio-bibliográfico. Prólogo del Marqués de Molins.

Madrid, A. Pérez Dubrull, 1884. 8⁰.

[H. B: 216. H. 106].

Alicante (Stadt und Provinz).

Rico Garzia, Manuel y Montero y Perez, Adalmiro.
Ensayo biográfico-bibliográfico de escritores de Alicante y su provincia. Con una carta prólogo de Roque Chabás.

Alicante, 1888—1889. 4⁰. 2 Vol.

Alcalá.

Catalina García, Juan.
Ensayo de una tipografía complutense. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1887, é impresa á costa del Estado.

Madrid, M. Tello, 1889. 8⁰.

[H. B: 224. D. 19].

Almeria.

Langle, Plácido.
Escritores Almarienses. Bocetos biográficos.

Madrid, 1882. 162 p.

Aragon (Provinz).

Latassa, Felix de.
Bibliotecas antigua y nueva de escritores Aragoneses, aumentadas y refundidas en forma de diccionario bibliográfico-biográfico por D. Miguel Gomez Uriel.

Zaragoza, 1884—1886. 3 voll.
[H. B: 171. A. 58].

Diese zweite beträchtlich vermehrte Auflage wird heute ausschliesslich benützt. Die erste. von Latassa selbst besorgt, erschien getrennt als Biblioteca antigua und nueva 1796 und 1798—1802.

Arcos de la Frontera.

Mancheño y Olivares, Miguel.
Galeria de Arcobricenses ilustres, precedida de una carta misiva de el Dr. Thebussem.
Arcos de la Frontera. Imprenta de „El Arcobricense" 1892. 4⁰.

Asturien (Provinz).

Couder y Camoyrán, Juan Gerónimo.
Asturianos ilustres. Manuscript.
(Nach Angabe von Ciriaco Miguel Vigil, Asturias monumental I. p. 631).

Zapater y Gomez, Francisco.
Apuntes histórico-biográficos acerca de la Escuela aragonesa de pintura.
Madrid, 1859. Imprenta de Fortanet. 4⁰. 42 pag.

Fuertes Acevedo, Máximo.
Ensayo de una biblioteca de Escritores asturianos 1867. Manuscript.
(Nach Angabe von Ciriaco Miguel Vigil, a. a. O).

Fuertes Acevedo, Máximo.
Estudio biográfico crítico de los Jurisconsultos ilustres de Asturias 1883. Manuscript.
(Nach Angabe von Vigil. a. a. O).

Fuertes Acevedo, Máximo.
Bosquejo acerca del estado que alcanzó en todas épocas la literatura en Asturias, seguido de una extensa bibliografía de los Escritores asturianos.
Badajoz, Tipografia La Industria 1885. 378 pag. 4⁰.

Argaiz, Gregorio, Fray.
Teatro monástico de Asturias y Galicia. Catálogo de los Obispos de Oviedo.
(Nach Angabe von Vigil, a. a. O).

Vigil, Ciriaco-Miguel.
Asturias monumental, epigráfica y diplomática. Datos para la historia de la provincia.
Oviedo, Imprenta del Hospicio Provincial, 1887. 4⁰. 3 vol.
[H. B: 221. B. 4].
Sehr zahlreiche und neue biographische Daten. Leider ohne Index.

Balearen (Inseln).

Bovér de Rosello, Joquín Maria.
Diccionario histórico geografico-estadístico de las islas Baleares.
Palma, Felipe Guarp. 1843.
Von diesem gross angelegten Werke sind nur einige Hefte erschienen, auch diese sind von grösster Seltenheit. Die Angabe bei Muñoz y Romero, Diccionario p. 47: „Tres tomos" beruht daher wohl auf einem Irrthume. Die Bedeutung des Werkes für Bibliographie erörtert an einem Beispiel Marcelino Menéndez Pelayo in seiner Recension der Preisconcurrenz über Jove-Llanos im Boletin de la Real Academia de le Historia Tom. XIX p. 264 f.

Bovér, Joaquín Maria.
Biblioteca de escritores baleares.
Palma, P. J. Gelabert, 1868, 2 Vol. 8⁰.
[H. B.: 93. C. 61].

Barcelona (Stadt).

Pi y Arimon, Andres-Avelino.
Barcelona antigua y moderna. Descripción é historia de esta ciudad desde su fundación hasta nuestros Dias.
Barcelona, Imprenta de Tomás Gorcho. 1854. 2 Tom. 4⁰. 679 u. 1136 pag. Tom. II. p. 258—286 (Articulo XIII):
Catálogo de Autores naturales de Barcelona y de las Obras que han escrito.
[H. B: 158. A. 5].

Burgos (Stadt und Provinz).

Goyri, Nicolas de.
Apuntes para las biografias de algunos Burgaleses célebres.
Burgos, Imprenta de Tim. Arnaiz 1878. VIII u. 252 pag.

Martinez Anibarro y Rives, Manuel.
Intento de un Diccionario biográfico y bibliográfico de autores de la provincia de Búrgos.
Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1887 é impresa á expensas del Estado.
Madrid, M. Tello, 1890. 4⁰.
[H. B: 124. B. 40].

Cartagena.

Vicent y Portillo, Gregorio.
Biblioteca histórica de Cartagena. Colección de obras, memorias discursos folletos, extractos. fragmentos, códices y manuscritos de sus hijos más ilustres desde sus tiempos primitivos hasta nuestros dias.
Madrid, 1889. I. XVI u. 760 p.
[H. B.: 202. E. 51].

Castellon.

Balbes, Juan A.... (Cronista de Castellon).
Castellones ilustres. Apuntes biográficos.
Castellon, José Armengot, 1883, 454 p. 8⁰.

Lag mir nicht vor. Vgl. Boletin de la Libreria X. 146.

Catalonien.

Torres Amat, Felix.
Memorias para ayudar à formar un diccionario critico de los escritores catalanes y dar alguna idea de la antigua y moderna literatura de Cataluña.

Barcelona, Imprenta de J. Verdaguer 1836, 8⁰, XLIV u. 720 pag.
[H. B.: C. C. 21. G. 10].

Corminas, Juan.
Suplemento á las memorias para ayudar á formar un diccionario critico de los escritores catalanes .... que en 1836 publicó Don Felix Torres Amat, obispo de Astorga etc.

Burgos, 1849, 8⁰. 369 p.
[H. B.: C. C. 21. G. 10].

Elias de Molins, Antonio.
Diccionario biográfico y bibliográfico de escritores y artistas catalanes del siglo XIX Apúntes y datos. T. I.

Barcelona Imprenta de Fidel Giró, 1889. XIV u. 688 pag. 4⁰.
[H. B.: 234. C. 36].

Der 2. Band ist im Erscheinen begriffen.

Denk, V. M. Otto.
Einführung in die Geschichte der altcatalanischen Litteratur von deren Anfängen bis zum 18. Jahrhundert. Mit vielen Proben, bibliographisch-litterarisch-kritischen Noten und einem Glossar.

München, M. Poessl, 1893, XXXVIII u 510 S. 8⁰.
[H. B.: 129. J. 114].

Enthält am Schluss ein Personen- und Sachregister und p. IX—XIX ein recht brauchbares Verzeichnis der benutzten Hilfsmittel.

Wichtige Daten speciell über die Vertreter der catalanischen Litteratur bietet:

Tubino, Francisco Maria.
Historia del renacimiento literario contemporáneo en Cataluña. Baleares y Valencia.

Madrid, M. Tello, 1880, gr. 8⁰ 796 pág.

Mit 25 Porträts und 1 linguistischen Karte.
[H. B.: S. A. 91. B. 20].

Córdoba.

Ramirez de Arellano y Gutierrez, Teodomiro.
Escritores Cordobeses.

Nach Fernández Vallin, Discursos, p. 168.

Cuenca.

Caballero, Fermin.
Escritores conquenses.

Nach Fernández Vallin, a. a. O.

Extremadura (Provinz).

Barrantes, Vicente.
Aparato bibliográfico para la historia de Extremadura.

Madrid, Pedro Nuñez, 1875—1877. 8⁰. 3 vol.; I: XVI u. 494, II: 512, III: 600 pag.
[98. D. 70].

Es ist eine stark vermehrte und erweiterte Neuausgabe des Werkes desselben Verfassers:

Catálogo razonado y crítico de los libros, memorias y papeles, impresos y manuscritos que tratan de las provincias de Extremadura, así tocante á su historia, religion y geografía como á sus antiguedades, nobleza y hombres célebres. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1862 é impresa de real órden.

Madrid, Imprenta de Rivadeneyra. 1863. 4⁰. 8 u. 320 pag.
[161. C. 20].

In der Anlage dem Diccionario von Muñoz y Rivero sehr ähnlich, auch insofern, als auf Biographien nicht speciell Rücksicht genommen wird. Zum Schluss (p. 315 ff.) wird übrigens eine Tabla de los varones ilustres y familias extremeñas, a quien se refieren libros ó memorias en este catálogo registradas gegeben.

Diaz y Pérez, Nicolás.
Diccionario histórico, biográfico, critico y bibliográfico de autores, artistas y extremeños ilustres, precedido de un prólogo de D. Francisco Cañameque ... y con noticias del autor, por el Excmo S. D. Fernando de Gabriel y Ruíz de Apodaca.

Madrid, Imprenta de Abienzo, 1884.

Galicien (Provinz).

Diaz de Roblés, Domingo.
Coleccion biográfica de los tipos notables de Galicia desde los tiempos más remotos hasta nuestros dias.

Madrid, Imprenta de la Viuda de Matute, 1853.

Blos zwei Lieferungen (bis S. 47) erschienen.

Murguía, Manuel.
Diccionario de escritores gallegos.

Vigo, J. Compañel, 1862.

Reicht nur bis zum Artikel Cornide (p. 176).

Vesteiro Torres, Teodosio.
Galeria de gallegos ilustres.

Madrid, Imprenta á cargo de Heliodoro Perez, 1874—1875. 8⁰.

5 tomos: 168 u. 192 u. 160 u. 176 u. 160 pag.

Villa-Amil y Castro, José.
Ensayo de un catálogo sistemático y crítico de algunos libros folletos y papeles así impresos como manuscritos que tratan en particular de Galicia.
Madrid, Imprenta de Fortanet, 1875. XXIV u. 312 pag.
[H. B.: 207. D. 42].
Vgl. auch:

Besada, Augusto G.
Historia crítica de la literatura gallega Edad antigua. Tom. I.
La Coruña 1887. 8⁰. 272 pag.
(Soviel erschienen). Es ist der Biblioteca Gallega Vol. 8.
[H. B.: 232. B. 25].

Gerona (Provinz und Stadt).

Girbal, Enrique Claudio.
Escritores gerundenses ó sea apuntes biográficos de los principales que han florecido desde los primeros siglos hasta nuestros dias. noticias de las obras y de los diferentes establecimientos de enseñanza que ha tenido esta ciudad.
Gerona, Gumané 1876. 4⁰.
(Citiert nach Molins, Diccionario de escritores y artistas Catalanes pref. p. X. Fehlt bei Murillo).

Girbal, Enrique Claudio.
Memorias literarias de Gerona ó sea suplemento á la obra del mismo autor: Escritores Gerundenses.
Vgl. die vorhergehende Anmerkung.

Granada.

Riaño, (Juan Facundo?)
Bibliografia granadina.
Nach Fernández Vallín, Discursos, p. 168.

Guipúzcoa (Provinz) s. Vizcaya.

Jaen (Stadt).

Jimenez Paton, Bartolomé (y Ordoñez de Zevallos, Pedro).
Historia de la antigua y continuada nobleza de la ciudad de Jaen. Y de algunos Varones famosos, hijos della.
Jaen, 1628. 4⁰.
[H. B.: B. E. 6. M. 42].

León (Provinz).

Mingote y Tarazona, Policarpo.
Varones ilustres de la provincia de León. Ensayo biográfico.
León 1880. 370 pag.

Madrid.

Alvarez y Baena, Joseph Antonio.
Hijos de Madrid ilustres en santidad dignidades, armas, ciencias y artes. Diccionario histórico.
Madrid, 1789—91. 4⁰. 4 Vol.
[H. B.: *38. T. 24].

Perez Pastor, Cristóbal.
Bibliografía Madrileña ó descripción de las obras impresas en Madrid (siglo XVI). Obra premiado por la biblioteca nacional en el concurso público de 1888 é impresa á expensas del estado.
Madrid, 1891. 8⁰.
[H. B.: 231. C. 23].

Hartzenbusch, Juan Eugenio.
Apuntes para un catálogo de periódicos madrileños, desde el año 1661—1870. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1873 é impresa á expensas del Estado.
Madrid, Sucesores de Rivadeneyra, 1894. 4⁰. XII u. 424 pp.
[H. B.: 224. K. 111].

Mallorca (Insel).

Bover de Roselló Joaquin Maria.
Memoria biográfica de los mallorquines que se han distinguido en la antigua y moderna literatura.
Palma 1842. Imprenta nacional. 4⁰. 504 pag.

Bover de Rosselló Joaquin Maria y Medel, R.
Varones ilustres de Mallorca.
Palma 1847. Pedro José Gelabert. 784 pag. 4⁰. Zahlreiche Abbildungen, Autographen, Facsimilia und Vignetten.

Bover de Roselló, Joaquin Maria.
Noticias histórico-topográficas de la isla de Mallorca, estadística general de ella y periodos memorables de su historia.
Palma, Juan Guasp. 1836. 8⁰.
[H. B.: SA. 58. F. 6].

Montaña (Santander, Stadt und Provinz).

Pedraja,
Escritores Montañeses.
Nach Fernández Vallín. Discursos p. 168.

Leguina, Enrique de.
Hijos ilustres de la Provincia de Santander.
Nach Menendez p. 7; vgl. unten.

Menendez y Pelayo, Marcelino.
Estudios críticos sobre escritores Montañeses.
Santander, T. Martinez, 1876. 8⁰. Vol. 1 (un.).
[H. B.: 186. G. 73].
Handelt eigentlich über Trueba y Cosio, giebt aber in der Einleitung eine gute allgemeine Übersicht.

Navarra.

Gil y Bardaji, Pauline.
Memoria acerca de los hombres célebres de Navarra. desde la antiguedad hasta nuestros dias. Premiada en el certamen literario celebrado en la ciudad de Pamplona, el 13 de Julio do 1882. Bajo los auspicios del Excmo. Ayuntamiento.
Pamplona. Imprenta Provincial 1882. 4⁰. 103 pag.

Vargas, M. F. M. de.
La guerra de Navarra y Provincias Vascongadas.
Madrid. B. Gonzalez, 1848. 2 tom. 4⁰. 344 u. 289 pag.
Der zweite Band enthält ausschliesslich Biographien.
S. a. Vizcaya.

Oviedo (Stadt).

Gónzalez Dávila, Gil.
Teatro eclesiastico de la Santa Iglesia de Oviedo. Vidas de sus Obispos y cosas memorables de su Obispado.
Madrid, 1635. 4⁰.
[H. B: 31. H. 84].

Tamayo de Vargas, Tomás.
Católogo historiado de los Obispos de la Santa Iglesia de Oviedo, 1646.
Nach Vigil, Asturias Monumental. I p. 634.

Yepes, Antonio de, Fray.
Católogo de los Abades de San Vicente de Oviedo S. XVI.
Nach Vigil a. a. O.

Santander s. Montaña.

Segovia.

Baeza y Gonzalez, Tomás.
Apuntes biográficos de escritores Segovianos, publicados por la sociedad Económica .. de Amigos del Pais.
Segovia 1877. 8⁰. 367 p. Imprenta de la Viuda de Alba y Santiuste.
[H. B: 119. F. 18].

Sevilla.

Caro, Rodrigo.
Antiguedades y principado de Sevilla y chorographia de su convento juridicio o antigua chancilleria.
Sevilla. Andres Grande, 1634. Fol.
[H. B.: 60. F. 25].
Dieses Werk scheint Vallín (Discursos p. 168) zu meinen, wenn er von Caro's ‚Escritores Sevillanos' spricht. Doch ist der Katalog der hijos ilustres (Fol. 70 ff.: en santidad, en letras en armas y dignidad seglar) sehr dürftig. Nachträge im Memorial histórico de la Real Academia de la Historia Tom. I., 347 ff.

Arana de Varflora, Fermin.
Hijos de Sevilla ilustres en santidad, letras, armas o dignidad, colocados por orden alfabético.
Sevilla, Vasquez e Hidalgo, 1791. 4⁰.
[H. B.: S. A. 15. G. 27].
Erschien in 4 Heften, jedes mit besonderer Paginierung.

Hijos ilustres de Sevilla, o coleccion de biografias de los naturales de esta ciudad que han sobresalido en santidad, ciencias, armas y artes.
Sevilla 1850. Moyano-Monier. Madrid 8⁰. Con láminas.
[H. B.: S. A. 2. J. 98].
Pag. 1—248. Nicht mehr erschienen.

Lasso de la Vega y Argüelles, Angel.
Historia y juicio crítico de la escuela poética sevillana en los siglos XVI y XVII. Memoria . . premiada por voto unánime de la Real Academia Sevillana de buenas Letras, impresa con auxilio del Ministerio de Fomento y precedida de una carta de D. José Amador de los Rios.
Madrid, Imprenta de la viuda é hijos de Galiano, 1871, 8⁰. XX u. 352 p.
[H. B.: 99. C. 62].
Von p. 173 bis Schluss: Poetas Sevillanos de los siglos XVI y XVII. Sorgsame biographische Arbeit.

Metuto y Garavia.
Adiciones y correcciones á los hijos de Sevilla ilustres en santidad, letras, armas y dignidad de D. Fermin Arana de Varflora. Las da a luz por primera vez el Excmo Señor D. Juan Perez de Guzman y Boza.
Madrid 1886. 129 p.

Hazañas y La Rua.
La imprenta en Sevilla. Ensayo de una historia de la tipografía sevillana. y noticias de algunos de sus impresores, desde la introducción del arte tipográfico en esta ciudad hasta el año de 1800.
Sevilla. imprenta de la Revista de los Tribunales 1892. 4⁰. 8 u. 142 u. 2 p.

Escudero y Perosso, Francisco.
Tipografía hispalense. Anales bibliográficos de la ciudad de Sevilla. desde el establecimiento de la imprenta hasta fines del siglo XVIII. Obra premiada en concurso público por la Biblioteca Nacional en 1864 é impresa á expensas del Estado. (Con la biografía del autor. por D. A. Maria Fabié).
Madrid. Rivadeneyra. 1894. 4⁰. XIX u. 657 p.
[H. B.: 224. K 110].

Toledo.

Perez Pastor, Cristóbal.
La imprenta en Toledo. Descripción bibliográfica de las obras impresas en la imperial ciudad desde 1483 hasta nuestros días. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1886 é impresa á expensas del Estado.

Madrid, 1887, M. Tello, 8⁰. 392 pág.
[H. B.: 213. E. 2].

Valencia.

Fuster, Justo Pastor.
Biblioteca Valenciana de los escritores que florecieron hasta nuestros dias. Con adiciones y enmiendas á la de D. Vicente Ximeno.

Valencia, Jos. Ximeno, 1827—1830, 2 Vol. 4⁰. XVI u. XXII u. 356 und VIII u. 548 p.
[H. B: 71. Q. 84].

Nach Hidalgo I, 282 selten geworden.

Ximeno, Vicente.
Escritores del Reyno de Valencia.

Valencia 1747—1749. 2 vol. fol.
[H. B.: 60. C. 31].

Rodriguez José.
Biblioteca Valentina. Con una continuación de la misma obra hecha por Fr. Ignácio Savalls.

Valencia, 1747. fol.
[H. B: 79. B. 50].

Lamarca, Luis.
El teatro de Valencia desde su origen hasta nuestros dias.

Valencia, J. Ferrer de Orga, 1840. 8⁰.
[H. B: * 69. O. 542].

Valladolid.

Ortega Rubio, Juan.
Valisoletanos ilustres (Bocetos).

Valladolid. Imprenta de Luis N. de Gaviria, 1893. 4⁰. 128 p. Mit Porträts.
[H. B: 231. K. 17].

Marcida.
Bibliografia Vallisoletana: nach Fernández Vallin, Discursos, p. 168.

Vich.

Biblioteca histórica de la diócesis de Vich. Episcopologio de Vich, escrito á mediados del siglo XVII por el Deán D. Juan Luis Moncada; publicado por vez primera con un prólogo, notas y adiciones de D. Jaime Collell, Canónigo. Tomo I (del siglo VI al XII).

Vich. R. Anglada 1891. 4⁰.

Vitoria (Stadt).

Landazuri y Romarate, Joaquin Joseph.
Historia civil, eclesiastica, politica y legislativa de la m. n. y m. l. ciudad de Vitoria, sus privilegios, esenciones, franquezas y libertades, deducida de memorias y documentos autenticos.

Madrid, Pedro Marin, 1780, 8⁰. 462 p.
[H. B.: B. E. 7. Z. 61].

Werthvolle biographische Daten. P. 428 f. Lista de los Alcaldes de Victoria (von 1479 an).

Vizcaya.

Rodriguez-Ferrer, Miguel.
Los Vascongados: su pais, su lengua y el principe L. L. Bonaparte, con notas, ilustraciones y comprobantes sobre sus antiguedades, sus principales nombres historicos, su literatura euscara, su bibliografia vasca, sus artistas y obras de arte, su música, sus danzas, sus supersticiones, su organisación social antigua y moderna etc. Con una introducción por el Excmo Sr. D. Antonio Cánovas del Castillo.

Madrid, Imprenta de J. Noguera 1873, LIX. y 348 p. 8⁰.
[H. B.: 95. D. 62].

Soraluce y Zubizarreta, Nicolás de.
Más biografías y catálogo de obras vasconavarras.

Vitoria, 1871, 8⁰. 43 pag.

Allende Salazar, Angel.
Biblioteca del Bascofilo. Ensayo de un catálogo general sistemático y critico de las obras referentes á las provincias de Vizcaya, Guipúzcoa Alava y Navarra. Obra premiada por la biblioteca Nacional en el concurso público de 1877 é impresa á expensas del Estado.

Madrid, Imprenta de M. Tello. 1887. 488 pag. 4⁰.
[H. B.: C. C. 21. G. 5].

Hauptwerk, vortrefflich ausgearbeitet und angeordnet, leider erst nach dem Tode des Verfassers nicht genügend sorgfältig publiciert.

Zamora.

Fernández Duro, Cesáreo.
Colección bibliográfico-biográfica de noticias referentes á la provincia de Zamora ó materiales para su historia, reunidos. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1876 é impresa á expensas del Estado.

Madrid, Manuel Tello 1891. 4⁰.
[H. B.: 233. C. 22].

Familiengeschichtliches.

Von
OTTO FREIHERRN VON VOELDERNDORFF.*)

Das Leben des Einzelnen baut sich auf über dem, was seine Vorfahren erlebt haben. Man kann sagen: „Weh' Dir, dass Du ein Enkel bist!" Denn die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Man darf aber mit gleichem Rechte behaupten: „Wohl Dir, dass Du ein Enkel bist!" Denn wir Nachkommen — nach des grossen Darwin's Lehre ist dies unumstösslich — wir Nachkommen zehren von allem Guten und allem Schönen, was unsere Ahnen in sich ausgebildet und in der Form der Racenveredlung auf uns vererbt haben. Das heisst also; in keinem Menschen lebt nur seine eigene Individualität; das Individuum ist stets zugleich das Resultat einer Familie. Ebenso lebt darum auch niemand nur für sich selbst; indem er lernt, arbeitet, strebt und sich müht, thut er all das nicht für seine Person allein, sondern er wirkt mittelbar auf das Leben seiner künftigen Geschlechtsnachkommen ein, er schafft geistiges Kapital für seine Familie. So leben in jedem Einzelnen gleichsam seine sämmtlichen Vorfahren mit. Deshalb wird die Biographie des Einzelnen dessen Entwicklung, abgetrennt von der Entwicklung seiner Familie, niemals richtig behandeln können. Jeder Mensch wird nur verständlich aus dem Erbteile, das er aus seiner Abstammung mitüberkommen hat. Und wie sein äusserer Lebensweg meist von vorneherein bestimmt wird durch die Verhältnisse seiner Eltern, so auch seine innere Ausgestaltung den Nährboden, den ihm die geschaffen haben, die vor ihm gelebt.

Unter diesem Gesichtspunkte rechtfertigt sich vielleicht der Versuch in den „biographischen Blättern" etwas „Familiengeschichtliches" der Öffentlichkeit zu übergeben.

Ich und ein gleichfalls kinderloser Vetter sind die letzten Abkömmlinge des Geschlechtes der Voelderndorffer, welches seit nunmehr neunhundert Jahren über sich urkundliche Notizen gesammelt hat.**) In meinem Besitz findet sich ein von meinem Urgrossvater, dem Freiherrn Johann Martin von Voelderndorff im Jahre 1751 verfasstes Manuscript, welches den Titel trägt:

„Begründete Nachrichten von der Freyherrlich von Voelderndorffischen Famille, aus bewährten Auctoribus, Urkunden p. p. bewiesen und zusammengetragen."

Diese Familiengeschichte beginnt mit den Worten:

„Dass von diesem Geschlecht bereits etwelche sub Alberto I Bambergensi Anno 980—996, unter Henrico et Leopoldo I Anno 1040, unter Ernesto I et Leopoldo II biss 1075, und endlich sub Leopoldo III, sämmtlich regierenden Herzogen von Oesterreich gelebet, und getreue Ritter- und Kriegsdienste geleistet haben, solches bezeuget klährlich das von Leopoldo I Imperatore A. 1684 renovirte Baronats-Diploma, wie nicht weniger das in rotem Sammet

*) Zum 70. Geburtstage des verehrten Verfassers hat Louise v. Kobell in der Beilage zur „Allg. Ztg." vom 12. Juni d. J. knapp seinen Lebenslauf geschildert. Die „Biogr. Bl." bringen im nächsten Hefte einen weiteren Beitrag des Trefflichen: beide Gaben hoffentlich als Vorboten einer geschlossenen Autobiographie Voelderndorff's. A. d. H.

**) Vgl. auch Lazius: Chronica Viennensis Lib. IV Cap. II fol. 11 u. Cap. III fol. 18. Wurmbrand: Collectanea Genealogico-historica. (1705) p. 28. Gauhens Adelslexikon (1719) p. 405. Fritchens Basseler Lexikon (1730) Bd. IV, p. 30.

mit Silber beschlagene Buch, worinnen die würkliche Landes-Glieder in Österreich unter der Enss vom Herren und Ritterstand beschreibend sub Lib. V in Parte I f. 135 die Voelderndoerffer unter den ältesten vierundzwanzig adelichen Geschlechtern aufgeführt sind."

Mit ängstlicher Sorgfalt verzeichnet sodann der Verfasser, beginnend mit Ulrich Velterndorffer, („lebte um 1200, und ist dessen Grabschrift in der Kirche zu Tulln an der Donau zu lesen") alle Mitglieder des Geschlechts der Voelderndorffer aus dem XIII., XIV. und XV. Jahrhundert, deren Grabsteine damals noch existirten, (er reiste überall herum und zeichnete sie ab) oder welche in Urkunden als Zeugen oder Beteiligte mitwirkten. Ich übergehe diese Reihe von Namen („Name ist Schall und Rauch") und springe sofort auf den im Jahre 1504 geborenen Gotthard von Voelderndorff über, welcher der Familie die Signatur gegeben. Schon äusserlich; in meinem Zimmer hängt ein (offenbar von einem Cranach-Schüler gemaltes) Bildniss, das ihn in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre darstellt, und meine Freunde pflegen zu sagen: „Du brauchst Dich nicht porträtiren zu lassen, schreibe nur deinen Namen auf die Holztafel, denn Du bist zum Sprechen ähnlich." Aber auch im Geistigen hat er die Bahn gewiesen, auf welcher fortan die Familie gewandelt ist. Das konfirmirte Freiherren-Diplom sagt von ihm Folgendes:

„Dem uralten Geschlechte Derer von Voelderndorff noch mehreren Ruhm beizufügen hat Gotthard von Voelderndorff nicht ermangelt, indem er als Stadt-Haubtmann zu Stuhlweissenburg in Ungarn Seinem Heldenmut zum öfteren wider den Erbfeind ganz unerschrocken und erspriesslich hat vorführen lassen, derohalben ihm von Unseren Glorwürdigsten Vorfahren im Römischen Reich schon vor einem Säculo der Reichs-frey-Herrn Standt gnädigst verliehen worden, um welches Diplome aber das Voelderndorff'sche Geschlecht bey letzteren Schwedischen Einfall in Unter-Österreich und Einnehmung unserer Stadt Crembs sammt vielen ihrer besten Sachen und alten Documenten endtkommen ist."

Gotthard erwarb einen sehr grossen Güterbesitz, (die Familie soll unter ihm fünfzehn Güter besessen haben), aber von grösserem Werte für uns Nachkommen ist, dass er mit dem brennendsten Eifer der Reformation sich anschloss, und dass dieser, sein evangelisch-freier Geist über dreihundert Jahre hindurch in der Familie fortwaltete. Bekanntlich wurde zu jener Zeit fast der gesammte österreichische Adel protestantisch, aber es gelang der Gegenreformation, die mit allen Mitteln der Herrschergewalt arbeitete, allmählig durch Belohnungen und durch Zwang nahezu alle Familien wieder „in den Schoss der alleinseligmachenden Kirche zurückzubringen." Die Voelderndorffer nicht. Höher als unser Adelsdiplom ist in der Familie von jeher das Document geschätzt worden, welches in Gottfried von Meyern's: Actis publicis Pacis Westphalicae, T. IV, p. 177 enthalten ist. Im März 1647 wurde dem Friedens-Congress zu Münster eine Liste derjenigen vom „löblichen Ritter-Stand" übergeben, welche „noch dato" in Österreich unter der Enns dem evangelischen Glauben anhängen. Darin sind sub Lit V fünf Voelderndorffer (Voellendorffer) aufgeführt. Damals wurde ihnen wenigstens die ungefährdete Ausübung ihrer Religion im häuslichen Kreise zugesichert. „Aber" — so spricht unsere Familienchronik:

„als die unerhörten Verfolgungen der Protestantischen Religion unter dem in allen Geschichtsbüchern deswegen sattsam bekanndten Ferdinandis Imperatoribus bis auf das höchste getrieben, den Vasallen alle, auch sogar sacra privata wie nicht minder die Evangelische Erziehung ihrer eigenen Kinder mit Gewaltthätigkeiten verbotten wurden. So fassten sie den schmerzlichen Entschluss lieber ihre kostbaren Gütter um ein Geringes loszuschlagen, den

Emigrantenstab zu ergreifen, und ihr durch so viele Saecula bewohntes Vaterland mit dem Rücken anzusehen, als Ihre und der Ihrigen Seligkeit in Gefahr zu setzen. So wanderte denn Hans Adam Eusebius Freiherr von Voelderndorff auf Schirmannsreuth, Frabernreuth, Donaudorf und Krummnussbaum ob der Erlaff (das waren damals seine österreichen Güter) mit seinen Kindern aus, und wurde nach Erwerbung der immediaten Rittergüter Dürnhof und Neuses am 6. (16.) November 1660 auf dem in Weissenburg im Nordgau gehaltenen Rittertag von Einer löblichen Keyserlich unmittelbahren freyen Ritterschaft Orts an der Altmühl zum Ritterglied aufgenommen."

Die Familienchronik bemerkt von den Voelderndorff, dass sie „mehrenteils ohne höfische Gunst und Servicen zu suchen als wahre Freyherrn schlecht und recht auf ihren Güttern gelebet, und andere als Kriegsdienste nicht wohl geleistet, inmassen ein Abgehen von dieser Regel den Voelderndorffern übel zu bekommen pflegte, wovon eben der voraufgeführte Hans Adam ein Exempel gewesen."

Derselbe gab nämlich nach seiner Übersiedelung in den Fränkischen Kreis, seinen ältesten Sohn, der gleichfalls den Namen Johann Adam führte, und 1647 geboren war, wie die Chronik erzählt

„zur Erlernung der teutschen Hof-Lebensart als Pagen dem frommen Herzog Eberhard von Württemberg, an dessen Hofe er sich dermassen wohl qualificirte, dass er, da er noch dazu von sehr schöner Leibesbeschaffenheit war, von gedachtem Herzoge bey Vermählung dessen Prinzessin Tochter an den Fürst von Ost-Friesland wehrhaft gemacht*) und auf ein halbes Jahr als Cavalier, um die Prinzessin daselbst einzugewöhnen, mit nach Ost-Friesland geschickt wurde, nach welcher Zeit er nach Stuttgart retournirte und seine Dienste treulich verrichtete. Als aber einsmals in dem Schloss einige junge Cavaliere während der Sonntags-Predigt in dem nahe an der Schloss-Capelle gelegenen Saal- oder Ball-Hauss eine partie Ballon schlugen, und sich der fromme Herzog nach den Namen dieser Profanateurs erkundigte, so vermeldete ein Feind und Verleumder: der Baron Voelderndorff sei es gewesen, ohngeachtet er sich anderwärts befunden hatte. Demnach erhielte Er unverschuldeter Weise seinen Abschied, und gelobte zugleich bey sich selbst in seinem Leben keinem Hof mehr Dienste zu leisten." —

Man hat sich oft gewundert, dass weder ich noch einer meiner Brüder oder Vettern um den Kammerherrenschlüssel eingekommen sind. Wir haben eben immer an den jungen Hans Adam gedacht. —

Am 17. November 1676 vermählte sich Johann Adam der jüngere mit der siebzehnjährigen Erbtochter des alten Geschlechtes der Grafen von Rottal, Sabina Isabella, und das Blühen der Familie Voelderndorff schien damit auf lange Zeit gesichert. Aber ein böser Dämon in weiblicher Gestalt vernichtete diese Aussichten alsbald. Bei der Auswanderung des Hans Adam Eusebius war eine Tochter desselben in Österreich zurückgeblieben. Die Familien-Chronik sagt von ihr:

---

*) Dieses „Wehrhaftmachen" bezieht sich auf die vormals übliche Ceremonie beim Austritt aus der Pagerie. Noch zu meiner Zeit (1843) erfolgte die „Ausmusterung" der Bayrischen Edelknaben in folgender Weise: Der Oberstallmeister, unter welchem die Pagerie stand, hielt an uns eine kurze Anrede, in der er zu ritterlichem Thun und Treiben und zu einem ehrenhaften Leben ermahnte. Dann trat er zu Jedem der in dem Kreise Stehenden und gab ihm einen leichten Backenstreich, indem er sprach: „Das leiden Sie von mir und nun" — hier überreichte er dem Angesprochenen mit der andern Hand einen Degen — „von Niemandem mehr". Damit war der bisherige „Edelknabe" als wehrhafter Cavalier erklärt, und erst von da an erhielt er sein Standes-Prädikat als Anrede; bis dahin wurde er nur beim Namen gerufen, niemals aber Graf oder Baron genannt.

„Maria Anna Regina von Voelderndorff verehrte das Pabsttum mehr, denn ihrer Seele Wohlfahrt. Da sie dabei von ausnehmender Schönheit und mit grossem Verstande begabt war, erwarb sie sich die Gnade des Kayserlichen Hofes ob ihrer Anhänglichkeit an die katholische Religion in hohem Maasse. Sie wurde Hofdame und Sternkreuz-Dame und erzielte grossen Einfluss. Nicht weniger als vier Männer nacheinander führten sie zum Traualtare: Johann Caspar von Lindeck und Mollenberg, Hans Gottfried Freiherr von Clam, Johann Anton Kollowrat Graf von Krakowsky, nnd zuletzt Anton Friedrich Graf von Auersberg.*)

Als ihr Bruder, erst zweiundfünfzig Jahre alt, am 16. Februar 1699 gestorben war, scheint sie ihre jesuitische Intriguen zum Zwecke der Konvertirung ihres Neffen begonnen zu haben. Vermuthlich durch ihren Einfluss wurde als Erzieher des Knaben ein gewisser Mögelein gewählt, von welchem die Familiengeschichte sagt:

„Dieser Mann ist ein Erzbösewicht gewesen, der auf den jungen Baron von dem schlimmsten Einflusse war, denselbigen zu Prozessen gegen seine Frau Mutter pto. Wittumbs, gegen die Stadt Dinkelsbühl ratione übel angelegter Kapitalien und verzögerter Zinsszahlung beredete, und dadurch die die Famille in Zwistigkeiten und grossen Schaden brachte. Die Witwe Voelderndorff schickte nunmehr ihren Sohn auf die neugegründete Universität zu Halle in Brandenburg, aber der böse Hoffmeister reiste ihm dahin nach und verwickelte ihn dortselbst in ein solches Leben und Händel, dass der junge Freiherr sich flüchten musste. Er ging nach Polen, wo er als gemeiner Reiter in Dienste trat. Als solcher marschirte er mit der Armee nach Schweden, allwo ihn Obrist Dalwig lieb gewann, und ihm eine Fähndrichstelle im dänischen Heere verschaffte. Sodann kam er als Lieutenant unter des Generalmajors v. Hirschligaus Infanterie-Regiment, von da in das Fränkische Creiss-Regiment von Erffa und verrichtete als Capitain die Campagne am Rhein. Anno 1712 ward er dänischer Oberst - Lieutenant unter Graf Calenberg. Als solcher besuchte er wieder seine Frau Mutter und söhnte sich mit derselben aus. Aber die Eintracht währte nicht lange. Denn anstatt eine vermögliche und den lustre der Famille verstärkende Mariage aus einem adelichen Hause zu suchen, verliebte sich der junge Officier in die am 10. Oktober 1694 geborene schöne Tochter des Brandenburgischen Rates und Pflegers, Herrn Faber von Allerheim, Rosina Magdalena, die er auch allen Widerspruches ohngeachtet am 13. März 1713, da sie also erst $18^1/_2$ Jahre zählte, zu Noerdlingen heiratete. Wenige Jahre nur dauerte das begonnene Eheglück. Als ihm im Jahre 1715 ein Sohn (eben der Verfasser der Familiengeschichte, mein Urgrossvater) geboren war, litt es den unsteten und an kriegerische Abentheuer Gewohnten nicht mehr in der Heimat. Er trat als Brigadier in die Dienste der Durchlauchtigen Republique Venedig, als welcher er nach Corfu geschickt ward, und mit grosser Bravour gegen die Türken kämpfte."

Nach beendigtem Feldzug ging er nach Wien, von wo aus er „zum beträchtlichen Schaden von Frau und Kind widerrechtlich" — so sagt die Familienaufzeichnung — seine Fränkischen Güter verkaufte und die Separation von der lutherischen Beamtentochter betrieb, die er auch 1722 durchsetzte. Nun trat er zum Katholicismus über — man verspürt da deutlich den Einfluss der schönen Hofdame, seiner Tante — und ging in die Dienste des Fürstbischofs von Würzburg, der ihn zum Major ernannte und bald zum Oberstlieutenant beförderte.

*) Derselbe war General und Commandant der Festung Sigeth in Ungarn, woselbst beide Ehegatten an der Pest starben.

Aber seine unbändige Wildheit brachte ihm neues Verderben. Bei einem scharfen Ritte wich ihm ein daherfahrender Fuldaischer Bauer nicht schnell genug aus, wesshalb er nach dem störrischen Landmann einen Hieb mit der Reitpeitsche führte. Hierbei entfiel ihm diese, der Bauer hob sie auf, und da er sie auf Anfordern nicht sofort zurück gab, sprang der Erzürnte vom Pferde; der Bauer ergriff die Flucht, der Offizier rannte ihm mit gezogenem Degen nach, und als der Flüchtende, an seiner Scheune angelangt, das Thor zuschlagen wollte, führte der Verfolger in blinder Wuth einen Degenstoss nach den zufallenden Thürflügeln, der unglücklicherweise durch die noch offene „Spalt“ eindrang und den Bauer mitten durch das Herz traf. Freiherr von Voelderndorff wurde verhaftet, entrann aber aus der Feste Marienburg und ging nach Bayern, wo er in der Hartschiergarde Aufnahme fand. In München endete er dann „sein krebsgängiges Leben“ — wie die Familienchronik sagt — „am 3. November 1734, erst dreiundfünfzig Jahre alt“ an einem Schlagfluss und ward bei Unserer Lieben Frauen begraben.“ Dessen Sohn Johann Martin versuchte durch eine grosse Heirath — er vermählte sich am 24. November 1757 mit Fräulein Maria Christine Sophie von Zettwitz aus dem Hause Sorg, den Glanz der Familie wieder herzustellen, was ihm auch theilweise gelang. Seinen Lebenslauf, mit welchem unsere Chronik endet, schildert der Verfasser folgendermaassen:

> „Der Studien halber befand ich mich zu Nürnberg sieben Jahre lang bis 1732 und zu Bayreuth bis 1735. Zu Jena absolvirte binnen drei Jahren das Studium juridicum und ging sodann drei Jahre auf Reisen. Anno 1742 wurde Unterlieutenant unter dem Kayserlich Bayrischen Graf Seckendorffischen Infanterie-Regiment, diente in sechs Campagnen in Bayern, am Rhein und drei Jahre in Holland, wurde aber 1749 nach geendigtem Krieg und Aachener Frieden „als ein Protestant und Ausländer“ — so steht im Abschiedsdekret — als Haubtmann entlassen. Zu Anfang des 1752 Jahres wurde von Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht dem regierenden Herrn Marggrafen Friedrich zu Bayreuth mediante Decreto als Haubtmann und Kriegscommissarius über die sechs Aembter in Dienst genommen. 1766 wurde Obristlieutenant und Commandant des sechs Aemter-Landregiments.“

Johann Martin Freiherr von Voelderndorff löste seine letzten Beziehungen zu Österreich und mit seiner Erzählung hierüber, die in mancher Hinsicht für die damaligen Zustände charakteristisch ist, will ich schliessen:

> „Weilen die zwei Stamm-Unterthanen in Unterösterreich zu Veldendorff und Hötzelforst ohnweit St. Pölten wegen der in Kriegszeiten albzuhoch gesteigerten Abgaben an das Landhauss kaum auf vierthalb oder vier p. Ct. zu nutzen und benebstdem nur allzuviel entlegen waren, auch über dieses nicht ohne Grund zu besorgen war, dass ein solcher aus bigotterie nach erfolgendem Frieden die possession nur dürfte erschwert oder gar entzogen werden, so habe solche beide Unterthanen nach beigebrachtem Consens des Troppauischen Herrn Vetters als nächste Agnaten mit Kauffbrief dd. Wunsiedel den 6. November A. 1758 an das Hochfürstlich Trautsohn'sche Haus zu Goldegg um 120 Cremnitzer Dukaten verkaufet, den Kaufschilling aber in hiesigem Fürstentum zu 6 p. Cto. ausgeliehen.“

Johann Martin Freiherr von Voelderndorff hinterliess nur einen Sohn, dessen Lebenslauf eine besondere Schilderung verdient, da er unter Hardenberg Präsident der damals hinsichtlich der Verwaltung mustergiltig regierten Fränkischen Provinzen gewesen ist. Dieser Friedrich Wilhelm Freiherr von Voelderndorff hatte vier Söhne, und jeder Dieser wieder Söhne, einer davon fünf, von welchen der älteste sechzehn Kinder erzeugte. Und doch stirbt jetzt die Familie aus! —

Aus den Erinnerungen eines Künstlers.

Von
RUDOLF LEHMANN (London).

II.

Rom 1845 — 46. Papstwahl. Pio IX.

Während des Winters 1845/46 beschäftigte mich fast ausschliesslich die Förderung meines grossen Bildes: „Die Segnung der Pontinischen Sümpfe durch Sixtus V.“*). Aber ich fand es schwer, mich gegen den Zufluss von Fremden, deren viele an mich brieflich empfohlen waren, hinlänglich abzuschliessen, um für die mir so neue, schwierige Aufgabe die nöthige Sammlung zu bewahren. Auch entsprach das Resultat nicht meinen Erwartungen. Ich beschloss, in der Hoffnung das Versäumte nachzuholen, desshalb die Ruhe des Sommers zu benutzen. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der ewig wolkenlose, tiefblaue Himmel, die monatelang von keinem Tropfen Regen unterbrochene Dürre, der häufige Scirocco, das grellblendende Sonnenlicht während des grössten Theils der 24 Stunden, und die dumpfe, brütende Hitze brachten mich fast zur Verzweiflung. Indessen ward ich einigermaassen entschädigt durch die seltene Gelegenheit, den interessanten Ceremonien beizuwohnen, die den Tod und die Wahl eines Papstes begleiten.

Gregor XVI. und sein Staatssekretair Kardinal Lambruschini hatten sich durch ihre Strenge gegen politische Verbrecher gründlich verhasst gemacht. Mit schlecht unterdrücktem Lächeln theilten sich in den Cafés die jungen Römer die Nachricht von des Papstes Tode mit. Nichtsdestoweniger strömten Tausende seiner Unterthanen andächtig herbei, die Leiche erst in der Sixtinischen Kapelle, mit dem bedeutungsvollen Hintergrunde von Michel Angelo's jüngstem Gericht, von Guardianobili mit entblössten Schwertern bewacht, zu sehen. Dann wurde sie in einer der Seitenkapellen der Peterskirche hinter dem sie schliessenden Gitter so ausgestellt, dass nur die Füsse, deren Sohlen bald schwarz geküsst waren, zwischen den Eisenstäben hervorsahen. Schliesslich wurde sie in Pontificalibus auf einem kolossalen Katafalk im Mittelschiff ausgelegt. Unzählige Kerzen versuchten vergebens den schwarz verhängten Riesenbau zu erhellen. Betende Priester und Guardianobili hielten Wache. Andächtige Gläubige füllten, auf ihren

*) Die Beschaffung der mannigfachen reichen Kostüme der bei diesem feierlichen Akt Fungirenden war so schwierig wie zeitraubend. Für die päpstlichen Gewänder erlangte ich durch besondere Vergünstigung den Zutritt in die „Floreria“, wo sie im Vatikan aufbewahrt werden. Die dreifache päpstliche Krone lieh mir Dr. Alertz, dem sie sein Freund und Gönner Gregor XVI. zum Dank für geleistete ärztliche Dienste geschenkt hatte. Sie war mit unechten Edelsteinen besetzt, und während der französischen Occupation unter Napoleon I. anstatt der in Sicherheit gebrachten echten Tiara von Pius VII. bei den Kirchenfeierlichkeiten getragen worden.

Knieen betend, den weiten Raum. Plötzlich fiel von den den Katafalk umstehenden, die Tugenden des verstorbenen Pontifex darstellenden improvisirten, allegorischen Gypsfiguren die „Religion“ mit lautem Krachen von ihrem Piedestal und zerbrach in tausend Scherben — dem abergläubischen Volk ein böses Omen.

Dann begann das Interregnum, und ich sah erst die alten Kardinäle, deren Einer als Statthalter Christi auf Erden wieder herauskommen musste, zu Fuss paarweise ins Conclave in den Quirinal-Palast ziehen — dann ihre Diener in altfränkischen Livreen (die Heilbuth in seinen geistreichen Bildern verewigt hat), je zwei in einem Korbe ihnen ihr Mittagessen bringen. Ein dritter mit einem langen Stabe ging ihnen voran. Die Schüsseln werden am Eingang in den Palast streng untersucht, aus Furcht, eine in ihnen versteckte Kommunikation mit der Aussenwelt möchte den Einfluss des heiligen Geistes auf die Papstwahl beeinträchtigen.

Eine kurze eiserne Röhre, die aus einer Seitenmauer des Quirinals im Erdgeschosse unscheinbar genug hervorragte, war allmorgendlich für die Römer ein Gegenstand gespanntesten Interesses. Aus ihr zieht der Rauch der im Conclave verbrannten Stimmzettel, bis einer der Kardinäle die zur Papstwahl nöthige Stimmeneinheit erlangt hat. Erscheint kein Rauch zur gewohnten Stunde, so ist ein Papst gewählt.

An einem tropischen Julimorgen stürzte meine dicke Padrona di casa athemlos in mein Studio mit den Worten: „E fatto il Papa!“, und augenblicklich Pinsel und Palette niederlegend, eilte ich nach Piazza Montecavallo, den ich schon mit ungeduldig harrenden Neugierigen gefüllt fand. Die über dem Eingangsportal auf den Balkon führende Fensterthür wird während des Conclave zu grösserer Sicherheit vermauert. Mit Spannung hörte man die Hammerschläge der Arbeiter, die ein Loch in diese Mauer brachen, kaum gross genug, das ein Mann durchkriechen kann. Sobald das geschehen, trat ein Kardinal heraus und las: „Annuncio vobis gaudium quod habemus Papam. Eminentissimum Cardinalem Mastai-Ferretti, qui sibi nomen elegit Pius IX.“. Grosser Jubel begrüsste die Nachricht. Dann füllte sich der Balkon mit Kardinälen, die ihre Taschentücher und, komisch genug auch ihre Kappen schwenkten, das Volk zu erhöhten Zeichen seines Enthusiasmus zu reizen. Endlich erschien, sein Crocifero voran, der neue Papst zum ersten Male in päpstlichen Gewändern, und weinend, so dass er unablässig die Augen mit dem Taschentuch trocknen musste, ertheilte er den Segen, erst schüchtern, dann mit mächtiger, freier Bewegung.

Er erschien gross, stattlich, und sein Ausdruck wohlwollend. Dann zerstreute sich das Volk. Schon füllte eine lange Reihe von reich vergoldeten und bunt bemalten Kardinalskutschen die Via del Quirinale, um die endlich erlösten alten Herren heimzuholen. Der dicke alte Kutscher des neuerwählten Papstes, der durch die Erhebung seines Herrn eo ipso zu hohen Würden in seiner Sphäre promovirt wird, war der Gegenstand

vielfacher neidischer Neckereien seitens seiner Kollegen auf ihren breiten Prunksitzen.

Kurz darauf wohnte ich der Krönung in St. Peter bei. Unter den endlosen damit verknüpften Ceremonien erinnere ich mich nur einer, da eine Portion Werg am Ende einer langen Stange angezündet ward. Während der kurzen Augenblicke des Verbrennens ruft eine Stimme dem dreifach Gekrönten bedeutungsvoll zu: „Sic transit gloria mundi!“ Dann erfolgte der Segen von der Loggia — zuerst war der Papst ängstlich, weil in Folge des ungewohnten Getragenwerdens, schwindlig, schliesslich aber bewegte er sich freier und gab den Segen mit dem bekannten grossartigen Gestus beider zum Himmel erhobenen Arme.

Obgleich die Römer die schönsten Hoffnungen von der neuen Ordnung der Dinge nährten, schien ihnen der Papst anfänglich zu bedächtig, und auf seinen Familiennamen Mastai anspielend sagten sie; „Sei bello!“ (Du bist schön) „sei buono!„ (Du bist gut!) „Ma stai!“ (Du stehst still).

Indessen können keine noch so beredten Worte von dem Enthusiasmus einen Begriff geben, den die ersten liberalen Dekrete des Papstes erweckten.

Von dem weittragendsten derselben, der Amnestie für politische Verbrecher, möge mir erlaubt sein, den Eingang hier in der Übersetzung folgen zu lassen.

Pius IX. seinen treusten Unterthanen
Gruss und apostolischen Segen

Gegeben zu Rom bei Sancta Maria Maggiore den 16. Juli 1846, dem ersten Jahre unseres Pontificats.

„In den Tagen, wo wir im tiefsten Herzen von den öffentlichen Freudenbezeugungen, auf Anlass Unsrer Erhebung zum Pontificate, gerührt waren, konnten wir uns eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, in dem Gedanken, dass nicht wenige unter den Familien unsrer Unterthanen verhindert waren an der allgemeinen Freude theilzunehmen, weil sie durch Entbehrungen einen Theil der Strafe zu tragen hatten, die eines ihrer Mitglieder sich durch Vergehen gegen die Gesellschaft und die heiligen Rechte des legitimen Herrschers zugezogen hatte. Anderseits wendeten wir unsre Blicke voll Mitleid auf so viele unerfahrene Jünglinge, die, obgleich in Mitten politischer Aufregung von täuschenden Hoffnungen missleitet, uns mehr verführt als Verführer erschienen. Aus diesem Grunde gedachten wir schon damals denjenigen unter den verirrten Jünglingen eine versöhnende Hand zu bieten, die aufrichtige Reue bezeigen wollten. Jetzo haben die Liebe, von der unsre treuen Unterthanen uns täglich Beweise geben, und die Verehrung, die der Heilige Stuhl fortwährend in unsrer Person von ihnen empfängt, uns überzeugt, dass wir ohne Gefahr für das Gemeinwesen verzeihen können. Desshalb

verordnen und befehlen wir, dass der Beginn Unsres Pontifikats durch folgendes Dekret fürstlicher Gnade bezeichnet werde.“ — etc. (Folgt die Amnestie).

Allnächtlich zogen helle Haufen mit Musik, Fackeln und fliegenden Bannern vor den Quirinal und ruhten nicht mit Rufen von: „Evviva il Santo Padre!“, bis der Papst zwischen zwei Fackelträgern von Kardinälen begleitet auf dem Balkon erschien, den erflehten Segen zu ertheilen.

Der König von Sardinien, damals noch ein getreuer Sohn der Kirche, beauftragte einen piemontesischen Bildhauer, eine Büste des neuen Papstes für ihn zu modelliren, und ich war hocherfreut, von einem mir befreundeten höheren Hofbeamten die Weisung zu erhalten, dass mir erlaubt sein würde, während einer der Sitzungen zu diesem Behufe eine Zeichnung für mein Album zu machen. In einem der weiten Säle des Quirinal-Palastes fand ich auf einer mit grünem Tuch bedeckten Estrade einen vergoldeten Lehnstuhl zurechtgestellt. Kaum hatte ich Zeit, mit Hülfe eines gefälligen Dieners den besten Platz dafür auszuprobiren, als seine Heiligkeit erschien, ganz in Weiss gekleidet mit Ausnahme der rothen Pantoffeln, deren goldgesticktes Kreuz Gläubigen mit Andacht zu küssen erlaubt ist. Ihm folgten zwei violette Monsignori, deren einer das Breviarium hielt, das täglich einmal zu recitiren jedem Geistlichen, mit Ausnahme des Papstes, Pflicht ist. Der andere hielt eine geräumige Schnupftabaksdose, und nachdem seine Heiligkeit Platz genommen, stellten sie sich rückwärts zu beiden Seiten seines Stuhles auf. In Abwesenheit des noch nicht erschienenen Bildhauers machte ich mich, nach eingeholter Erlaubniss mich zu setzen, an die Arbeit. Alsbald fragte der Papst nach meinem Geburtsorte, und auf meine Antwort: „Hamburg“ meinte er gehört zu haben, dass dort nicht das rechte Deutsch gesprochen werde. Als ich dagegen bescheiden zu protestiren wagte — wenn auch der Hamburger Dialekt nicht der wohlklingendste sein mag —, korrigirte sich Seine Heiligkeit: „er habe an Ungarn gedacht“. Der Bildhauer war immer noch nicht erschienen. „Sara morto“ — meinte im Vorübergehen der Papst. („Er wird gestorben sein“.) — Indessen sprach er häufig der Schnupftabaksdose zu und liess sich schliesslich das Breviarium reichen, das er anfing mit ab und zu geschlossenen Augen halblaut, für meinen Zweck nicht eben förderlich, zu recitiren. Wie er damit fertig war, liess er sich eines Breiten über seine guten Absichten der Förderung der Künste, speciell der vatikanischen Mosaikfabrik aus, als plötzlich der junge Bildhauer an der offenen Thür erschien und, sich schweissgebadet an der Schwelle niederwerfend, mit erhobenen Armen die Verzeihung des heiligen Vaters erflehte, dessen Befehl ihn in Folge eines Missverständnisses nicht rechtzeitig erreicht hatte, und mit fieberhafter Eile machte er sich daran, einem auf einem Modellirstuhl bereitstehenden Klumpen von Thonerde die Züge des Papstes einzudrücken. Der aber sagte „A me non mi fa niente“ und erhob sich lächelnd nach etwa fünf Minuten, mit dem Bedeuten, er erwarte I. K. H. die Prinzessin Albrecht von Preussen, der er im Pavillon im Garten eine

Audienz versprochen (diese Prinzessin hat später ihren Kourier geheirathet). Er trat von der Estrade herunter, sah sich meine Zeichnung an und bemerkte, wie gut ich beobachtet hätte, dass in Folge eines Schlaganfalls die eine Seite seines Gesichts auf der Reise nach Chili gelähmt gewesen sei, ein zweifelhaftes Kompliment. Auf meine, wie ich später erfuhr, indiskrete Bitte, schrieb er seinen Namen darunter, gab uns seinen Segen und verliess uns.

Ehe ich ging, sammelte ich den Schnupftabak, der das grüne Tuch um den Stuhl herum reichlich bedeckte, um diese kostbare Reliquie einem allerliebsten jungen Fräulein, einer enthusiastischen Verehrerin des neuen, liberalen Papstes, zu bringen. Sie ward dankbarst angenommen und in ein Medaillon gethan, das sie lange Zeit an einer Kette am Halse trug, vielleicht noch trägt!

Der alljährliche Besuch des Papstes, um in der Kirche Santa Maria del Popolo (die unter vielem Interessanten auch Raphaels Jonas-Statue, seine einzige, enthält) die Messe zu lesen, bot den enthusiastischen Römern eine erwünschte Gelegenheit, von Neuem ihre dankbaren Gefühle zu bethätigen. Durch den, wie zum Karneval festlich geschmückten Korso, über den mit brauner Puzzolanerde bestreuten Boden bewegte sich langsam der feierliche Zug. Von allen, mit den reichsten Teppichen geschmückten Balkonen wehten von schönen Händen Taschentücher, wurden Blumen geworfen, deren Masse die reichvergoldete, von sechs schwarzen Rappen gezogene Staatskarosse fast bedeckte. Weither erschollen die begeisterten Zurufe wie fernes Meeresbrausen. Auf der Piazza del Popolo war ein kolossaler Triumphbogen mit zahlreichen Statuen meisterhaft improvisirt worden. Der Papst war sichtlich ergriffen und die Rührung eine allgemeine. Der Süden ist leicht erregbar; in den „Cercoli“ der jungen Römer wurde feierlich beschlossen, in der kommenden „Stagione di Carnevale“ keiner Primadonna Blumen zuzuwerfen, nachdem oder weil sie die päpstliche Karosse geziert: für die bühnenbegeisterte Jugend ein Opfer der Entsagung.

Wie oft habe ich dieses rührenden Triumphzugs gedenken müssen, als derselbe Papst nach Verlauf von wenig Jahren, als der bekannte deutsche Arzt Dr. Alertz verkleidet, im Wagen des bayerischen Gesandten Graf Spaur aus Rom flüchten musste! Man warf ihm vor, die Fahnen der Freiwilligen, die den aufständischen Mailändern gegen die Österreicher zu Hülfe geeilt waren, erst gesegnet, dann die Heimkehrenden in den Kerker geworfen zu haben. Man hatte ihm den als Patrioten verbannten, dann von der französischen Republik als Gesandten am päpstlichen Hof accreditirten, schliesslich zum Chef des ersten päpstlichen liberalen Ministeriums ernannten Grafen Rossi, auf den zum Parlament führenden Stufen auf Monte Citorio meuchlings erdolcht. Er fühlte den Boden unter seinen Füssen wanken, ward irre an sich und der Welt und floh nach der neapolitanischen Festung Gaeta, von wo ihn nach Jahr und Tag die Bajonette der französischen Republik nach Rom auf seinen Thron zurückbrachten.

Robert Browning.

Brownings Verdienst als Dichter uud Philosoph ist von kompetenten Richtern so erschöpfend erwogen und festgestellt worden, dass es nicht nur anmaassend von mir, sondern ohne Zweifel auch langweilig sein würde, wollte ich versuchen diesem Urtheil, das wohl als ein endgültiges anzusehen ist, etwas hinzuzufügen. Aber ich habe zweimal sein Portrait gemalt und zweimal gezeichnet, habe viele Jahre hindurch freundschaftlich mit ihm verkehrt, bin bei gemeinsamen Freunden sowohl, als bei meinen Geschwistern, mit denen er intim war, allwöchentlich mehrfach mit ihm zusammengetroffen, und so mag ich vielleicht im Stande sein, seinen fast typisch gewordenen Zügen einige von jenen Details hinzuzufügen, die wie die Warzen, die Cromwell, als er einem Maler sass, mitgemalt haben wollte — einem Bildniss Leben und Individualität verleihen. In seiner persönlichen Erscheinung war wohl das Gegentheil von Affektation, die ungezwungene Einfachheit, die hervorragende, wenn auch negative Eigenschaft. Nichts in seiner Ausdrucksweise, seinen Bewegungen oder seiner Kleidung, konnte einen Fremden vermuthen lassen, dass der Mann vor ihm, so weit die englische Sprache reichte, als einer der grössten lebenden Dichter anerkannt worden war. Urbanität, Herzensgüte und Wohlwollen, sowie völliges Beherrschen des Gegenstandes charakterisirten seine Unterhaltung, gleichviel ob mit Fürsten oder mit Kindern. Mit seinen mannigfachen, von einem fabelhaften Gedächtniss unterstützten Kenntnissen, war er in bescheidener, anspruchsloser Weise jedem zu dienen bereit. Die Universalität seiner Studien war ein Gegenstand immer erneuter Bewunderung. In Florenz hatte er Anatomie studirt, in Rom in Story's Studio modellirt, er spielte Klavier und pflegte in Konzerten, die Partitur in der Hand, der Aufführung Beethovenscher Symphonieen zu folgen. Cambridge's gelehrtestes Kollegium Balliol ernannte ihn zu seinem Ehrenmitgliede (Honorary Fellow) und die Universität zum L. L. D., was wohl am besten durch „Juris utriusque doctor" übersetzt wird.

Er sprach nicht ungern über seine veröffentlichten Werke. Es ist bekannt, dass das vielleicht bedeutendste unter ihnen: „The Ring and the Book" seine Entstehung einem alten Pamphlet verdankte, das er zufällig auf dem Trödel in Florenz gefunden. „Nachdem ich es gelesen", so erzählte er mir, „stand mein Plan fest. Ich ging vor's Thor, sammelte spazierend zwölf Steinchen und legte sie in gleichen Zwischenräumen auf die Mauerbrüstung längs der Strasse. Das waren die 12 Kapitel, in die das Buch eingetheilt ist, und davon bin ich in der Ausführung nicht abgegangen."

Obgleich er eine unüberwindliche Abneigung gegen öffentliches Reden hatte, so zwar, dass er Einladungen ablehnte, wo er die Möglichkeit eines derartigen Ansinnens witterte, war er äusserst redselig und nicht im geringsten wählerisch in seinem zufälligen Auditorium. Unzählige Male habe ich ihn in längerer Unterhaltung mit kleinen Mädchen in kurzen

Kleidern vertieft gesehen, und ich kann dem Wunsche nicht widerstehen, hier einen Brief herzusetzen, der ihn in diesem Bezuge charakterisirt. Er ist an meine jüngste Tochter gerichtet, die, damals noch ein halbes Kind, sein besonderer Liebling war:

6. Juli 1889.

Meine geliebte Alma!

Gestern hatte ich die Ehre, mit dem Shah zu speisen, bei welcher Gelegenheit sich folgende Unterhaltung entspann: „Sie sind Poet?" „Man hat sich manchmal erlaubt, mich so zu nennen." „Und Sie haben Bücher geschrieben?" „Zu viele Bücher." „Wollen Sie mir eines geben, um mich an Sie zu erinnern?" „Mit Vergnügen." — In Folge dessen bin ich heute Morgen zur City gegangen, wo man sich den Artikel verschaffen kann, und als ich ein Buch wählte, dessen Einband das kaiserliche Auge auf sich zu ziehen geeignet wäre, sagte ich mir: Hier schenke ich meine Gedichte einem Manne, an dem mir nicht das geringste gelegen ist; warum sollte ich nicht dasselbe für ein junges Mädchen thun, das ich herzlich lieb habe, und das vielleicht dem Autor zur Liebe in künftigen Jahren mehr Interesse für den Inhalt als für den äusseren Schmuck des Buches haben wird? So nahm ich mir die Freiheit, einen Band zu wählen und Sie zu ersuchen, ihn freundlichst von mir anzunehmen, Sie bittend, sich in späteren Jahren zu erinnern, dass der Autor, mag er nun ein guter oder ein schlechter Poet gewesen sein, immer war, meine liebe Alma,

Ihr aufrichtiger Freund

Robert Browning.

In Geldsachen war Browning in hohem Grade uneigennützig. Er besprach nie das Honorar seiner Bücher mit seinem Verleger, sondern nahm einfach dankend an, was dieser ihm zu zahlen beliebte. Als der Redakteur eines Monatsheftes ihm einen offenen Check schickte mit der Bitte, ihn beliebig auszufüllen und ihm dafür ein wenn auch noch so kurzes Gedicht zu liefern, schickte er denselben ohne Gedicht — dankend zurück, ungeachtet Tennyson in einem ähnlichen Falle 100 Lstr. empfangen hatte.

Im Gegensatz zu eminenten Persönlichkeiten, die, um Effekt zu machen, bei festlichen Gelegenheiten absichtlich verspätet erscheinen, liebte er es, sich vor der bestimmten Zeit einzufinden, um, wie er sagte, Gelegenheit zu haben, sich mit den Wirthen zu unterhalten.

Bei Diners war er der liebenswürdigste Gast. Seine Unterhaltung verbreitete sich, ein nie versiegender Strom, über die verschiedenartigsten Gegenstände, sprudelnd, lehrreich ohne Ostentation, immer wohlwollend. In Folge der Taubheit seines Vaters, von dem er gern, und immer mit Verehrung sprach, war sein Organ laut und barsch. Wenn seine Freunde, seine Vorliebe für Portwein kennend, ihm von Anbeginn des Diners eine Flasche davon vorsetzten, hielt er sich ausschliesslich dazu, während, aber nicht nach dem Essen — wie das sonst in England gebräuchlich. Er

rauchte nicht, war aber liebenswürdig genug zu behaupten, dass er den Geruch von Tabak liebe, um den Rauchenden nach der Mahlzeit Gesellschaft zu leisten.

Kein treuerer Freund lässt sich denken. Seiner Biographin, Frau Sutherland-Orr, die augenleidend war, pflegte er stundenlang vorzulesen, und nach dem Tode meines ihm nahebefreundeten Schwagers war er ein täglicher Besucher im Hause meiner verwittweten Schwester. Mit grösster Regelmässigkeit erklomm er allsonntäglich die fünf Stiegen zu seiner alten Freundin Mrs. Prokter (des Dichters Barry-Cornwall's Wittwe), bis zuletzt den hydraulischen Aufzug verachtend.

Er war von mittlerer Grösse, untersetzt, mit wohl entwickelten Muskeln. Als ich ihn sammt seiner Frau im Jahre 1858 in Rom für mein Album berühmter Zeitgenossen zeichnete, war sein Haar dunkel und sein Gesicht bartlos. Als ich ihn im Jahre 1875 und zum zweiten Male 1883*) in London malte, waren Haar und Bart weiss. Aber er wies mit einigem Stolz auf den neuen Nachwuchs einiger schwarzer Haare mit den Worten: „Ja, wir Poeten haben eigne Köpfe! Hier sehen sie den Anfang einer zweiten Jugend. Er hatte ein kurzsichtiges Auge, mit dem er die kleinste mikroskopische Schrift bequem lesen, während er mit dem anderen Gegenstände in weitester Ferne unterscheiden konnte. Er kleidete sich einfach aber geschmackvoll; besondere Sorgfalt legte er auf seine Wäsche.

Die angeborene Zärtlichkeit seiner Natur gipfelte in der leidenschaftlichen Liebe zu seiner Frau, der berühmten Dichterin Elisabeth Barret Browning, zu seinem einzigen Sohn und seiner Schwester, mit der er als Wittwer zusammen lebte. Als er zufällig in meinem Studio in London die vorerwähnte Zeichnung sah, die ich von seiner Frau in Rom gemacht, füllten seine Augen sich mit Thränen.

Im Jahre 1875 äusserte ein Münchener Verleger den Wunsch, aus meinem Album ein Dutzend der bekannteren englischen Persönlichkeiten, versuchsweise, als Autotypieen zu publiziren. Zu diesem Zweck schlug ich Browning vor, sein vor zwanzig Jahren gezeichnetes, nicht mehr ähnliches Portrait durch ein neues zu ersetzen, und erhielt folgende Antwort:

Lieber Lehmann!

Je mehr ich Ihren Wunsch bedenke, mein Portrait von 1858 durch eines vom heutigen 1875 zu ersetzen, je weniger gefällt mir die Idee. Sie zeichneten das Portrait meiner Frau, das nicht durch ein neueres ersetzt werden kann, zur selbigen Zeit wie dasjenige, welches Sie eliminiren möchten. Warum wollen Sie eine irrige Idee von unsern respektiven Altern geben? und warum kann es für irgend Jemand, der sich für mich interessirt, weniger interessant sein, zu erfahren, wie ich vor sechzehn Jahren aussah, als jetzt, wo Ihr gemaltes Portrait so gut zeigt, wie ich heute bin? Natürlich, wenn es dem Verleger konvenirt, zwei Portraits von mir zu geben,

*) Dieses Bild befindet sich in der „National Portrait-Gallery“ in London.

bin ich gern zu sitzen bereit, aber, bitte, trennen Sie nicht die lange Kameradschaft, wie die bis dato existirende — lieber will ich mir morgen den Bart abschneiden. —

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, ausschliesslich ein Lobgesang zu sein; Licht und Schatten sind nöthig, um die Züge eines Bildnisses deutlich hervortreten zu lassen.

Obgleich es Browning gelungen war, durch strenge Disziplin sein leichterregbares Poeten-Temperament im gewöhnlichen Leben zu kontrolliren, trug es sich doch wohl zu, dass in den langen Stunden des Sitzens oder gar Stehens für sein Portrait, in der Unterhaltung ausnahmsweise Gegenstände berührt wurden, die, seine zartesten Familien-Affektionen betreffend, ihn seine Selbstbeherrschung verlieren machten. Dies geschah zum ersten Mal, als ich zufällig in der Unterhaltung den schliesslich als Betrüger erkannten Geisterklopfer Holme nannte. In einer von Mrs. Browning (deren Ohr der neuen Lehre nicht so verschlossen war, wie das ihres Gemahls) in Florenz veranstalteten Geisterbeschwörungs-Sitzung hatte dieser Gauner erklärt: „Die Geister hätten ihm mitgetheilt, Browning sei eifersüchtig auf den litterarischen Ruhm seiner Frau!“ Er konnte nicht leicht eine empfindlichere Seite in dem vergötternden Gatten berühren. Das blosse Nennen von Holme's verhasstem Namen machte ihn erblassen, gleich wie der einer amerikanischen Bildhauerin, die, eine Schülerin Gibson's, in Rom einen kurzen ephemeren Ruf genoss, aus anderen intimeren Gründen.

Browning's aufopfernde Liebe für seinen einzigen Sohn Pen, seine triumphirende Freude über seine ersten Erfolge, als er, nach einigem Schwanken, sich schliesslich für die Künstler-Laufbahn entschieden hatte, war rührend. Er hat es einem seiner ältesten, erprobtesten Freunde nie verziehen, an Pen's Befähigung zu ernster, anhaltender Arbeit leise Zweifel geäussert zu haben. Er konnte tagelang in den unwirthlichen teppichlosen Räumen eines unmöblirten Hauses zubringen, das ein Freund ihm geliehen, um seines abwesenden Sohnes Bilder vor ihrer Ausstellung (die sogenannte „private view“) Freunden und Bekannten zu zeigen und zu erklären. Sein Zorn war grenzenlos, als die Akademie einer nackten weiblichen Bronze-Statue seines Sohnes die Aufnahme verweigerte, wofür er, wohl nicht mit Unrecht, einen Akademiker im Verdacht hatte, der wegen seiner prinzipiellen Abneigung gegen nackte Weiblichkeit die allgemeine Zielscheibe wohlverdienten Spottes war. — Als einer Anomalie, im Widerspruch mit seinen liberalen Prinzipien, mag der hohen Wichtigkeit gedacht werden, die er der sogenannten Familienehre, der Reinheit des Stammbaums, beizulegen schien. Als in einer allgemeinen Unterhaltung von Ehen zwischen Leuten von ungleicher gesellschaftlicher Stellung die Rede war, rief er aus: „Wenn ein Sohn von mir sich dergleichen zu Schulden kommen liesse, würde ich ihn ohne Weiteres enterben!“

Ich schliesse diese flüchtigen Notizen mit einem edlen Glaubensbekenntnisse:

„Ich habe“, so sagte er, „meiner Zeit an einer Existenz nach dem Tode gezweifelt, ja, es leider öffentlich in meinen Schriften ausgesprochen. Aber heute bin ich ebenso fest von dem Gegentheil überzeugt! Wenn Sie mich über das „wie?“ befragen, so antworte ich Ihnen, dass ich nicht mehr davon weiss, als mein Hund von mir. Er weiss, dass ich da bin, und das genügt ihm.

Aus dem Briefwechsel von Hermann Orges.

Von
OTTOKAR LORENZ.

Einer von den vielen, welchen die Konversationslexika eine Zeitlang Artikel widmen, die in späteren Auflagen dann weggelassen werden! Ihre Namen werden aber doch zuweilen in das Hauptbuch der Geschichte übertragen und eine späte Gerechtigkeit entdeckt. dass dieser oder jener unter den Vergessenen eigentlich keine unbedeutende Rolle im Hintergrunde der politischen Ereignisse gespielt habe. Hermann Orges ist zwar durch die Augsburger Allgemeine Zeitung, an deren Redaktion er von 1854—64 betheiligt war, gegen gänzliches Verschwinden seines Andenkens gesichert, doch mögen schon heute nur noch wenige Leute wissen. dass er zu den Publizisten gehörte, die nicht bloss in den dumpfigen Redaktionsräumen des Augsburger Hauses, sondern auch in den Salons der verschiedensten europäischen Ministerhotels aus und eingingen.

In der bewegten Geschichte des 19. Jahrhunderts darf ohne Frage 1860 als dasjenige Jahr bezeichnet werden, in welchem die innere Spannung der äusserlich noch friedlich scheinenden alten Mächte von Europa, der einstigen Verbündeten der Kongresse, den höchsten Grad erreicht hatte. Nachdem es dem Kaiser Napoleon III. gelungen war, den Erisapfel von Villafranca unter die deutschen Bundesfürsten zu werfen, und den Beweis zu liefern, dass die Verträge von 1815 wirklich nicht mehr haltbar seien, begann persönliches und politisches Misstrauen unter den gekrönten Häuptern einen Verheerungs- und Zerstörungszug anzutreten; und wenn früher, in Metternich-Hardenbergscher Zeit, die Diplomaten das Schauspiel feindseliger Brüder vor den Augen der Unterthanen darboten, während die höchsten Herren ihrer in der gemeinsamen Gefahr erworbenen Liebe und Freundschaft sicher waren, so hatte sich in jenen Jahren das ganze Spiel gewendet: die gekrönten Häupter trauten einander nicht mehr und die Diplomaten hatten nur noch die Aufgabe mit Geschick und öfter mit Ungeschick klaffende Wunden zu heilen. Dies war die Zeit, wo sich — wir wollen uns mythologisch ausdrücken — die Walküren rüsteten, um für Tausende und Tausende ihrer Helden im Himmel Platz zu machen. Delirant reges — heisst es im Virgil, da war der Krieg nur eine Frage der Zeit.

In den Kabinetten war man nur besorgt zu erfahren und zu wissen, was in den feindlichen Lagern gedacht oder geschmiedet wird. Der regelrechte Gesandtschaftsdienst wurde durch ganze Kompagnien von freiwilligen und halboffiziellen, heimlichen und oft auch unheimlichen Diplomaten ersetzt. oder ergänzt. Was man zu lesen wünschte, wurde nicht in den Staatsarchiven gesucht und nicht aus den Korrespondenzen der Minister geholt; auf hunderterlei Umwegen gingen die

Botschaften zu den Personen, für die sie bestimmt waren; — es ist wohl einer der haarsträubendsten Irrthümer heutiger beamtenfrommer Archivare und Geschichtschreiber, wenn sie versichern, die Geschichte der grossen deutschen und französischen Kriege des siebenten Jahrzehnts liesse sich nach den „Akten“, die sie in Verwahrung haben, in der Tiefe der Sache erkennen!

Unter den Männern, die man im Jahre 1859/60 für geschickt und geeignet gehalten hat, im freiwilligen Diplomatendienst gebraucht zu werden, befand sich auch Hermann Orges. Gerade deshalb wol, weil gewisse kindliche Politiker in München soeben mit dem Redakteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen ethisch gehaltenen Zank geführt hatten, worin sie auseinandersetzten, dass kein guter Preusse mit H. Orges ferner verkehren könnte, vielleicht gerade deshalb wird es dem Ministerpräsidenten in Berlin, dem Fürsten Anton von Hohenzollern zweckmässig erschienen sein, sich des Mannes, der durch seinen gegen den französischen Imperator im Jahre 1859 glänzend geführten Zeitungskrieg sich ungemein grosse Verdienste um Oesterreich erworben, zu bedienen, um abgebrochene Brücken wieder herzustellen, oder über dunkle Gänge Licht zu gewinnen.

Im Beginne des Jahres 1860 ging Orges nach Berlin und war, wie er bald darauf einem Landsmann (Orges war ein Braunschweiger) schrieb, nicht nur vom Fürsten von Hohenzollern, sondern auch vom Prinz Regenten sehr freundlich aufgenommen worden, obwohl er im Jahre 1848 als preussischer Offizier „aus den Listen gestrichen“ worden war. Ohne Zweifel hatte er sich durch seine glänzenden militärischen Artikel über Frankreich in den Augen auch preussischer Offiziere wieder einigermaassen rehabilitirt — genug, Orges erhielt mancherlei Aufträge, über welche indessen seine Briefe an seinen Braunschweiger Landsmann keineswegs die volle und ganze Wahrheit enthalten dürften, weil dieser Landsmann wiederum im Dienste eines anderen deutschen Fürsten stand, von dem es ganz bekannt war, dass er auch seinerseits wieder eine besondere Auffassung von den Dingen besass, wenigstens nicht in allen Stücken mit der Berliner Politik übereinstimmte und ebensowenig als oesterreichisch gesinnt galt.

Wie dem aber auch sei, der Inhalt der Berichte, welche Orges über seine Fahrten nach Preussen, Russland und Oesterreich im Winter 1860 verfasste, bieten eine Reihe von so interessanten Gesichtspunkten dar, dass sie ihre Veröffentlichung verdienen.

Der erste dieser vorliegenden Berichte ist nach einem Aufenthalte von einigen Wochen in der preussischen Hauptstadt in Warschau, 23. Januar 1860 niedergeschrieben und enthält nicht lauter streng politische Mittheilungen, sondern auch Darstellung von Eindrücken, die das Berlin der „neuen Aera“ dem Briefschreiber überhaupt gemacht hat; der Aufschwung der Industrie und des Handels, den er gegen 1848 in der preussischen Hauptstadt wahrnahm und die unverhältnissmässige Zunahme der jüdischen Bevölkerung gaben ihm zunächst Anlass zu allerlei allgemeinen Bemerkungen, auf welche hier kaum näher eingegangen zu werden braucht, zumal sich Herr Orges dabei als schlechter Prophet in Bezug auf Berlins heranwachsende politische Bedeutung erwies. In Bezug auf die politische Lage versicherte er, dass er mit allen Parteien Fühlung gewonnen und dass der Fürst von Hohenzollern ihm ein sehr ausführliches Bild seines Strebens gegeben hätte. Die demokratische Partei sei aber in Berlin die bei weitem überwiegendste, und habe sich bei den Wahlen und gegenüber dem Ministerium Hohenzollern zurückgehalten, weil sie sich augenblicklich zu schwach fand und überzeugt war, dass S. königl. Hoheit der Prinz Regent doch nach rechts gehen werde, wo dann ihre Opposition zur Blüthe kommen könne. „Die Konstitutionellen haben wenigstens die Absicht, nach Kräften dem Prinzen jede Verlegenheit zu

ersparen, doch fand ich Keinen, der glaubte, Se. königl. Hoheit erkenne die ungeheueren Schwierigkeiten der Lage . . . Die Hauptzeitung in Berlin ist noch immer die Vossische Weissbierzeitung, 16—17000 Exemplare, die einflussreichste die Volkszeitung; die Nationalzeitung hat nur 6—7000 Abonnenten".

Alsdann theilt Orges mit, der Fürst von Hohenzollern habe ihm in Bezug auf Wien spezielle Aufträge gegeben:

„Der Fürst gab mir als Grundprinzipien seiner und des Prinz Regenten äusseren Politik mit dem Auftrage weitläufig darüber in Wien betreffenden Orts zu berichten:

1. Keinerlei ehrgeizige auf Vergrösserung herauslaufende Pläne. Die Nationalpartei sei ja Preussen feindlich.
2. Zusammengehen mit Oesterreich in allen grösseren entscheidenden Fragen, da die Interessen gemeinsam. (Streit sei über untergeordnete Fragen.)
3. Bekämpfung der Uebergriffe und der Präponderanz Louis Napoleons und deswegen:
   a) bessere militärische Organisation im Innern Preussens,
   b) bessere militärische Organisation des deutschen Bundesheeres,
   c) Vertrag mit Russland (Rückendeckung) oder vielmehr Verständigung mit demselben. Dieses sei der alleinige Zweck der Breslauer Zusammenkunft gewesen. Diese Rückendeckung sei erreicht worden."

„S. Hoheit*) äusserte sich sehr grossdeutsch und sehr patriotisch und auch die Frau Prinzessin von Preussen liess mir den Auftrag zukommen, doch möglichst auf Versöhnung hinzuarbeiten. Da Diskretion nicht verlangt wurde, sondern nur die Weitermittheilung aufgetragen ward, glaube ich Obiges mittheilen zu dürfen. Weiteres später. Im Allgemeinen empfing ich den Eindruck ausserordentlicher Unklarheit, Unsicherheit, Unbestimmtheit in den konkreten Zielen, aber reichlich guten Willen. Da ich noch mehrere Staatsmänner gesprochen habe, so muss ich sagen, entweder ist die preussische Politik sehr versteckt, oder — sie ist rein abwartend. Uebereinstimmende positive Ansichten sind nirgend zu finden und daher sicher keine Disciplin, kein Zusammenwirken unter den eigentlichen Diplomaten, jeder scheint sein eigenes Programm zu haben."

„Ueber Polen aus Wien".

Von Berlin war Orges inzwischen nach Warschau gegangen, um aus eigener Anschauung sich über die dort sich vorbereitenden Dinge zu belehren und gleichzeitig Näheres über Russland zu erfahren. In wessen Auftrag diese Fahrt unternommen wurde, wird in den vorliegenden Berichten nicht mitgetheilt. Die Beobachtungen sind indessen werthvoll genug; die Augsburger Zeitung brachte dem entsprechende Korrespondenzen, welche viel bemerkt worden sind, und in der preussischen Presse einen gewissen Widerspruch hervorriefen. Man hatte ja Verständigung mit Russland auf das Programm gesetzt! — doch mag Orges selbst sprechen:

Warschau, 27. Januar 1860.

Übereinstimmend schildert man mir den Kaiser Alexander als gutmüthig und gutwillig, doch ohne die höhere Begabung, welche die ungeheure Aufgabe, die ihm überkommen zu ihrer Lösung erfordert: dazu kommt, dass Seine Majestät leidenschaftlich jagen und nach dieser Anstrengung etwas sehr stark geistigen Getränken zusprechen soll. Die dadurch bedingte Kraftbindung soll so gross sein, dass dem Czaren laut eignen Befehls nach der Jagd keine Dekrete vorgelegt werden dürfen, da er z. B. einem ihm besonders lieben Offizier,

*) soll heissen S. Durchlaucht. Orges ist hier und an mehreren Stellen der folgenden Briefe ungenau in Bezeichnung der Titel. Er meint den Fürsten von Hohenzollern.

dem General Mingrot von den Garde-Ulanen, in einem solchen Augenblick den Abschied ertheilt hätte. Wenn meine Gewährsleute, vornehme russische Adelige aus den Provinzen, Recht haben, so sind es besonders die Grafen Adlerberg, Vater und Sohn, welche den Kaiser in der Richtung der Debauche treiben. Seine Kaiserl. Majestät soll verschiedentlich versucht haben, doch ohne Erfolg, Wandel zu schaffen und ihre Einmischung in die Staatsgeschäfte sogar ernste Konflikte hervorgerufen haben, da der Czar dieses Einmischen nicht liebt. Die ganzen ungeheueren Irrthümer des Nikolaischen Regierungssystems kommen jetzt in der grellsten Weise zum Vorschein. Trotz aller formalen Bildung, die in militärischen Erziehungsanstalten angeblich erzielt worden, fehlt es selbst daran vollständig. Eine Menge vornehmer Männer, unter denen ein Mitglied des Senats, kannte nicht eine Kapazität, die einigermaassen für die grosse Aufgabe der Gegenwart genügte. Diese absolute Unfähigkeit, Trägheit, Unzuverlässigkeit geht bis in die untersten Kreise hinab. Die begüterten Klassen kennen alle diese Zustände und dadurch wird ihre Angst vor der Zukunft unendlich vermehrt, weil sie die Überzeugung hegen, dass wenn einmal ein Bruch erfolgt, keine Hand vorhanden, die dem Sturme Halt gebieten kann. Desshalb, weil der Kaiser will, dass wir in eine neue Zeit hineinspringen sollen — zweifelt keiner, dass eine Volksbewegung im Innern über kurz oder lang erfolgen muss. Weil der Güteradel dies voraussieht und den Umschwung für unvermeidlich hält, beutet er nun wieder zum Theil seine Leibeigenen noch zu guter letzt auf das Schonungsloseste aus und steigert so wieder die Grösse der drohenden Gefahr.

Diese Zustände haben als Folge einen völligen Gegensatz zwischen der Regierung und dem Beamtenadel einerseits und dem Güteradel andererseits, zwischen dem ausländischen Ideen und Formen huldigenden Petersburg und dem russisch-nationalen Moskau zur Folge gehabt. Ich wäre zu den „Kontrakten" nach Kiew gereist, wenn nicht die hiesige deutsche Zeitung unglücklicher Weise meinen Aufenthalt hier verrathen und den Zweck desselben genannt hätte, so hat man mir überall abgerathen. Schon bei den vorjährigen „Kontrakten" (jährliche Abwickelung aller Geschäfte) zeigte sich die vollständigste Geldebbe: dieses Jahr fürchtet man den absoluten Stillstand der Geschäfte. Aller Kredit ist dahin; alle Vermögen der Grundbesitzer gefährdet, nirgend Vertrauen. In ganz Russland sieht man nur noch Papier und schlechte werthlose Scheidemünze. Alle Beamten, Güterbesitzer, Geschäftsleute, die ich gesprochen, stimmten in dem Einen überein: Auf Jahre hinaus ist jeder Krieg für Russland fast unmöglich, wenigstens so unpopulär, dass an denselben kaum gedacht, jedenfalls derselbe nur sehr schwach geführt werden kann, die Armee ist ganz gelockert . . . .

Wien, 31. Januar.

Die russische Armee ist nicht wieder zu erkennen. Kaiser Alexander hat die äussere straffe Form fahrenlassen und jetzt kommt überall der rohe Barbar zum Vorschein. Seit 1854 hat keine Rekrutirung stattgefunden; ich sah fast keinen Soldaten ohne die Krimmedaille. Exerzirt wurde schauderhaft, selbst der innere Dienst ist ganz gelockert, Bewaffnung herzlich schlecht. Pferdebestand gut, Befestigungen gut im Stande, Vorräthe gering, Armeebestand sehr schwach. Die Stimmung der Polen nationalaufgeregt doch ungefährlich, da der vornehme Adel zum grossen Theil sich Russland in die Arme geworfen hat. Graf Zamoyskis Bestrebungen auf ökonomischer Grundlage den Adel zu regeneriren, werden bewundert, bejubelt, sein „landwirthschaftlicher Verein" umfasst den polnisch gebliebenen Adel Russlands, aber das ist auch Alles. Arbeiten und Sparen lernt der Adel darinnen doch nicht. Die politische Bewegung kräuselt nur die Oberfläche, bringt es höchstens zu kleinen Demonstrationen bei polnischen Künstlern, polnischen Gelehrten etc.

Über Wien werde ich mir erlauben, aus Dresden zu berichten. Nur so viel, dass ich den mir von Seiner Hoheit dem Fürsten von Hohenzollern gegebenen Auftrag, die Gesinnungen des Prinz Regenten, des Fürsten, der Frau Prinzess als zur Versöhnung und Zusammengehen in allen grossen äusseren Fragen geneigt darzulegen und manchen Irrthum in der Anschauung zu berichtigen, nach besten Kräften entsprochen habe. Bei dieser Ge-

legenheit konnte ich auch die durchaus falsche Ansicht widerlegen, die man hier zum Theil über Seine Hoheit den Herzog gehegt. *)

Ich habe wenigstens Herrn Grafen Rechberg und heute Seiner Majestät selbst ausführlich darüber berichtet, in wie hochpatriotischer rein deutscher Weise Seine Hoheit alle Zeit die deutschen Interessen gefeiert und getragen hat. Dass Seine Hoheit über den Parteien stehe und also der kleindeutschen Bewegung, als einer gesetzlich berechtigten, den Schutz nicht habe verweigern können und wollen. Es sei dies auch das einzige Richtige und Wahre. Seine Majestät schien sichtlich erfreut darüber, dass ich von diesem Standpunkt aus über jene Vorgänge berichtete. Hier ist alles voller Versöhnung und vom besten Geist beseelt.

Freiberg an der Mulde, 9. Februar.

Hochgeschätzter Herr Kabinetsrath!

Morgen werde ich nach Augsburg abreisen. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren, mich gefälligst wissen zu lassen, ob alle meine Briefe richtig in Ihre Hände gelangt. Der Auftrag des Herrn Fürsten von Hohenzollern betraf vor Allem Aufklärung über die Politik der preussischen Regierung, über ihre Neigung zur Versöhnung mit Österreich, die Absicht, jedem ferneren Übergriffe L. Napoleon ein Ziel zu setzen, die Zwecke, welche sie in Betreff der inneren Reorganisation Deutschlands verfolge. Ihre Anträge etc. hätten in dieser Beziehung keine ehrgeizigen Zwecke, sondern nur die Wehrkraft Deutschlands zu stärken. Leider widerspricht diesem Programme vielfach die Handlungsweise der preussischen Diplomatie. Ich bezweifle nicht, dass sie ohne oder vielmehr gegen den Geist ihrer Instruktion gehandelt haben, aber was ich in Wien erfahren, beweist, dass die österreichische Regierung den Thatsachen nach an eine feindselige Absicht der preussischen Regierung glauben musste. Es liegt durchaus in der Macht des Grafen Rechberg, den Friedensschluss von Villafranca vollständig zu rechtfertigen, es geschieht nicht — aus Stolz und vielleicht, weil man ansteht, die öffentliche Meinung zum Schiedsrichter zwischen den Grossmächten zu machen. — Noch mehr, die Fortsetzung des Kampfes gegen Österreich habe keinen anderen Zweck als das zu erzielen, was L. Napoleon nach dem Frieden von Villafranca erzielt glaubte: die Trennung Österreichs von Deutschland und Preussen. Es handelt sich jetzt wirklich um die Rheingrenze. L. Napoleon glaubte Österreich soweit gewonnen und gegen Preussen erbittert zu haben, um dieses zu vermögen, einem Rheinangriff zuzuschauen. Er hat sich geirrt und daher seine Wuth.

Ew. Hochwohlgeboren können sich darauf verlassen, dass dies der Kern der französischen Politik ist und daher die Intriguen aus Ungarn und Italien stammen. Ich darf auf diesen Punkt nicht weiter eingehen, aber so ist's!

Kräftigung der Wehrverfassung und Versöhnung des inneren Haders ist daher erste Aufgabe einer vernünftigen patriotischen Politik. Ich habe Seine Majestät den Kaiser, den Herrn Grafen Rechberg, die Generaladjutanten, Herrn von Meysenbug viel zugänglicher und klarer in ihrer Weltanschauung gefunden, als ich zu hoffen gewagt. Seine Majestät liest jetzt alle Tage eine nach napoleonischem Muster formirte Zeitungsrevue, kannte eine Menge Details der politischen Bewegung in Deutschland, die Verluste, die seine Regierung in der öffentlichen Meinung erlitten hatte, sprach von der Nothwendigkeit, sie wiederzugewinnen, äusserte sich in feierlichster Weise über seine Pflicht, nie in einem Kampfe gegen L. Napoleon Preussen und Deutschland im Stich zu lassen, erkannte die Nothwendigkeit des politischen Parteilebens an, kurz, er zeigte eine ungewöhnliche Kenntniss der Lage, der Bedingungen, sie zu bessern und einen sehr bestimmten Willen und Eifer, mit Ausdauer zu arbeiten. Seine Hoheit würden wahrscheinlich den Kaiser nicht wieder erkennen, wenn er früher so gewesen, wie man behauptet. Der italienische Feldzug hat Wunder gewirkt: es ist offenbar in den höchsten Kreisen der beste und deutscheste Wille

*) Es ist der Herzog Ernst II. von Coburg gemeint.

vorhanden, nur fehlt es in den übrigen Kreisen. Fünfzigjährige Übelstände lassen sich nicht über Nacht abstellen und tüchtige Kräfte nicht aus dem Boden stampfen. Man muss aber Geduld haben, nie müde werden anzuregen, die Ereignisse werden das Übrige thun. — War bei der früheren Weltlage ein Fürst, wie Seine Hoheit, für Deutschland ein Kleinod, so ist er heute gar nicht mehr zu entbehren. Nur Seine Hoheit steht über den Parteien und kann frei von allem Egoismus und jeder Eifersüchtelei das schwarz-roth-goldene Panier tragen, der Ausdruck der möglichen konkreten Entwickelung Deutschlands in der Zeit sein. Es heisst, sich ein Zeugniss höchster politischer Unreife ausstellen, wenn man darüber streitet, was einst aus Deutschland werden wird, ob ein Staatenbund, ein Bundesstaat, ob die Hohenzollern oder Habsburger mehr Anrecht auf die Führung haben. In unserem Leben wird diese Frage nicht reifen; befassen wir uns zunächst mit den Bedürfnissen der Gegenwart, des kommenden Tages. Zunächst gilt es da offenbar den Kampf gegen L. Napoleon vorbereiten, damit er uns nicht überrasche, und den Erfolg in demselben möglichst zu sichern. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren, mich gütigst wissen zu lassen, wie ich am besten und nachhaltigsten dazu beizutragen vermag. Soweit mein Wille frei, stehe ich ganz zur Disposition Seiner Hoheit.

Morgen Abend reise ich nach Augsburg ab, wo ich also am 11ten eintreffe.

Augsburg, 16. Februar 1860.

Wenn ich Ew. Hochwohlgeboren Aufforderung nicht umgehend nachgekommen, so bitte ich das gütigst bei Seiner Hoheit entschuldigen zu wollen. Ich muss selbst diese Minuten künstlich erübrigen. Wenn es in allen Redaktionen so aussieht, wie bei der Allgemeinen Zeitung, braucht man das Fegefeuer nicht mehr im Himmel zu suchen. Es ist Deutschland, d. h. das politische Deutschland im Kleinen. Übelwollen, Misstrauen, Fanatismus, Beschränktheit aller Orten. Ich bitte Sie dringend, hochgeehrter Herr, zu glauben, dass Alles, was Sie in der Allgemeinen Zeitung Persönliches und Widriges finden, nicht von mir und gegen meinen Willen geschieht. Je ne suis pas le maître und muss froh sein, wenn ich nur einigermaassen harmonische Thätigkeit zu Stande bringe. — Täglich wächst die Bedeutung der öffentlichen Meinung, aber diejenigen, welche wesentlich dazu beitragen, sie zu bestimmen, sind Leute, welche keineswegs Anspruch haben, sie zu leiten.

Ich weiss nicht, wie weit ich Ew. Hochwohlgeboren Nachricht von dem Auftrage gegeben, den ich in Berlin erhielt. Ich bemerke nur, dass ich ohne mein Zuthun von Seiner Hoheit dem Fürsten empfangen wurde, und dass darin wohl der sicherste Beweis liegt, dass ich nicht jener subversiven Partei angehöre, welche den Fortschritt nicht in organischer Ausbildung, sondern im Umsturz sieht, und die nirgends fähig, sich dem Zwecke unterzuordnen, nach Kraft und Stellung dazu beitragen, sondern ihren Beruf darin findet, Alles zu negieren, was an irdischer Unvollkommenheit leidet. Ich hoffe, ein Exemplar meiner Broschüre über meinen Austritt aus der preussischen Armee Ew. Hochwohlgeboren demnächst übersenden zu können, woraus Sie sehen werden, dass ich mich nur der patriotischen Übereilung des Friedensstifters schuldig gemacht.

Wenn ein leidenschaftlicher Soldat, wie ich es noch heute bin, sein Leben und seine Karriere an seine Überzeugung setzt, so ist das jedenfalls ein Beweis, dass diese Überzeugung eine warme und aufrichtige, dass meine fast meine Kräfte übersteigende und schlecht belohnte Arbeit lediglich positive Ziele befolgt, dafür liefert jeder Tag den Beweis. Ich bitte, diese Auslassungen gütigst zu entschuldigen, denn mir liegt daran, dass die Verleumdungen der Tagespresse mir nicht das Vertrauen Seiner Hoheit und das Ihre rauben.

Was die Verhältnisse in Wien betrifft, so will ich mit dem beginnen, was ich von Seiner Majestät gesehen und erfahren habe. Seine Majestät machte auf mich einen ausserordentlich vortheilhaften Eindruck. Ich wurde zu besonderer Audienz nach Ein Uhr befohlen. Ich begann sofort damit, eine scharf gezeichnete, aber die Hauptsachen richtig wiedergebende Skizze der öffentlichen Meinung und der ganzen Lage Preussens zu geben, ging dann zum Auftrage des Fürsten über, den Gründen der Nichtaktion Preussens während

des Krieges, dem Willen der Regierung, den Zusagen für die Zukunft. Seine Majestät unterbrach mich gelegentlich durch äusserst korrekte Zwischenfragen, namentlich als ich das eigenthümliche, aus den Befreiungskriegen herstammende preussische Selbstgefühl und das tief protestantische Wesen des östlichen Theiles der Monarchie schilderte. Als ich erwähnte, wie dieses aus dem Verlauf der Ereignisse hervorgegangene Misstrauen in Preussen bis in die höchsten Kreise und so weit ging, dass man im Falle eines Angriffes am Rhein im günstigsten Falle an die Neutralität Österreichs, wahrscheinlich aber an einen Angriff auf Schlesien glaube (so gross habe ich das Misstrauen in Berlin wirklich gefunden), flammte das Gesicht Seiner Majestät auf und er sagte mit dem Ausdrucke lebhafter innerer Bewegung: „Wie kann man solche Schändlichkeiten von mir glauben. Deutschlands Grenze zu vertheidigen, ist ja nicht bloss meine Pflicht, sondern Österreichs eigenes Interesse“. Ich bemerkte, dass ich in Berlin dieser unsinnigen Annahme auch lebhaft widersprochen und die Überzeugung zu schaffen gesucht, dass die Österreicher im Falle der Gefahr noch eher am Rhein als die Preussen stehen würden, sagte Seine Majestät mit lebhafter Betonung „Ja, ja“ und drückte wiederholt und in wärmster Weise aus, dass Versöhnung mit Preussen sein innigster Wunsch sei und, wie er stets gehofft, dass man endlich die Lage in Berlin richtig ansehen würde. Ich berührte ausführlich den Punkt, dass die guten Absichten durch den Friedensschluss nicht hätten zur Verwirklichung kommen können. Seine Majestät deutete dabei an, dass das gerade gefehlt, man habe aber von den guten Absichten Preussens nichts bemerken können, sonst würde man ausgehalten haben.

Ich erlaube mir hier folgenden Satz einzuschalten: Ich habe mich selbst überzeugt, dass die Noten des Herrn von Schleinitz und das Benehmen der Herrn von Usedom und Graf Pourtalès so zweifelhaft waren, dass man in Österreich eigentlich gar keine andere Ansicht gewinnen konnte als die, Preussen habe sehr gefährliche Hintergedanken und beabsichtige jedes Unglück Österreichs auf die egoistischste Weise auszunützen.

Ich gab dann die Erklärung, welche Seine Hoheit mir von der Breslauer Konferenz gegeben und knüpfte dann daran eine Darlegung der inneren Zustände Polens und Russlands. Die Breslauer Konferenz hatte nämlich, und ich glaube das, keinen anderen Zweck, als Preussen über den Rückenangriff zu beruhigen, obgleich dieses selbe Preussen sich geweigert, Österreich darüber zu beruhigen, dass sich die „bewaffnete Vermittelung“ nicht auch möglicherweise gegen Österreich kehren könne. Seine Majestät schien jedes Wort zu beachten und fragte mich ausdrücklich nach allen Quellen und Gründen, hinzufügend: Glauben Sie, dass man in Berlin die Lage Russlands kennt und richtig beurtheilt? Ich ging dann auf die Stellung des südlichen Deutschlands während des Krieges über, auf das Vertrauen, das allgemein Seine Hoheit der Herzog gerade in den reindeutschen Staaten genösse, dass ich selbst jede wichtige Nachricht Ihnen, Herr Kabinetsrath einsende, in der festen Überzeugung, dass sie dort in den besten Händen sei. Ich entwickelte darauf, wie emsig und ausdauernd gerade Seine Hoheit während des Krieges für den Anschluss an Österreich thätig gewesen, wie ich namentlich immer von dem Herzoge durch Ew. Hochwohlgeboren angespornt worden bin, nicht in der Agitation nachzulassen. Ich legte darauf einen weitläufigen Bericht über die kleindeutsche Bewegung ab und namentlich über die Nothwendigkeit, der Bewegung der Geister nicht gewaltsam entgegen zu treten. Seine Hoheit hätten deshalb der Bewegung in Gotha eine Stelle eröffnet, so gut wie sie jede andere gesetzlich berechtigte Konföderation dort gefunden haben würde. Der Kaiser unterbrach mich hier mehrfach und stets korrekt den Faden auffassend, sich erkundigend, was die Sympathieen in Süddeutschland für Österreich hervorgerufen und wodurch sie verloren gegangen wären. Ich musste dann antworten, welche Mittel es gäbe, diese Sympathieen wieder zu gewinnen. Seine Majestät sagte dann: Es ist sehr Vieles und Grosses nachzuholen, der beste Wille dazu ist vorhanden, aber bei allem Eifer ist es unmöglich, rascher damit vorzugehen, die Hindernisse sind ungeheuer und die Arbeit sehr schwer. Dann wurde ich entlassen. — Meine Audienz dauerte volle fünfviertel Stunden und ich habe keine Sekunde mit über-

mitgetheilt, dargelegt, liess er mich weitläufig über die Parteien in Deutschland, über die Bewegung der Geister, die Ursache der Antipathie gegen Österreich, berichten. Er ging auf alle diese Sachen tief ein und wie gesagt, stets wie ein Mann, der den wahren Kern der Sache doch nicht erfasst. Es war etwas Fremdes in seinen Anschauungen. Ich muss es in die Worte fassen: er ist offenbar kein Kind der Zeit, in der wir leben, sondern ein abgeschlossener Charakter, der seine Bildung, seine ganze Anschauung einer anderen Periode verdankt. Er hasst offenbar das Parteileben. -- Ganz das Gegentheil von diesem Allen ist Herr Baron von Bruck, der steht nicht blos in, er steht über seiner Zeit, erkennt das Spiel der Kräfte, die Natur derselben, will nicht gegen sie, sondern durch sie und mit ihnen die Welt vorwärts schieben. Dass grosse Fehler gemacht, erkennt nicht bloss er, sondern auch Graf Rechberg und selbst Seine Majestät an, aber Keiner führt die Fehler so klar und bestimmt auf die wahren Grundursachen zurück. Da ist nirgends ein Sprung in den Gedanken, daher auch nirgend Unruhe, nirgend falsche Zuversicht, und doch Vertrauen in den Weltgang. Der beste Wille ist da, sagte er mir wiederholt, aber hundertjährige Fehler lassen sich nicht plötzlich ändern, dazu gehört eine Generation. Vielleicht wissen Herr Kabinetsrath, dass das ganze Geschrei von den 111 Millionen eine Absurdität. Die 111 Millionen fanden sich als Defizit in den Staatskassen, da Reichsschatzscheine nicht mehr giltig, so wurden als Dokument die Obligationen hineingelegt. In den Handel sind sie nie gekommen.

Montag, den 20.

Ich kann wohl heute die Zeit abmüssigen, um weiter zu schreiben. Sie werden nachfragen, woher das Defizit? Euer Hochwohlgeboren wissen, dass Seine Majestät sich selbst die Armeeverwaltung vorbehalten. In dem projektirten Budget stand sie mit 100 Millionen ausgeworfen, ich selbst habe ein Budget von 1857 gesehen, wonach sie 127 Millionen gekostet. Das Defizit ist also leicht erklärbar, und wenn es dieser Quelle entstammte, entzog es sich der Kontrolle des Finanzministers. Freiherr von Bruck kennt alle Kräfte des heutigen Volkslebens, unterschätzt weder die grossen Schwierigkeiten, die sich der Entwickelung entgegenstellen, noch überschätzt er die Kräfte, über welche die Regierung disponiert, trotzdem ist er vollständig ruhig und über den Gang der Dinge ganz im Klaren. Ich bemerke nur das eine, was für die Genialität dieses grossen Staatsmannes spricht, dass er sich schon jetzt mit der Abschaffung der Tabaksteuer beschäftigt, die Ermässigung der Zölle stetig im Auge hat und von der Entwickelung der freien Thätigkeit der Kräfte das Ziel der Zukunft erwartet. Er ist der Hort Österreichs und vor allem des Deutschthums in ihm. Seine Thätigkeit wahrhaft ausserordentlich, denn ich habe um 10 Uhr Morgens das Vorzimmer gefüllt gefunden und habe selbst nach 10 Uhr Nachts noch ihn an der Arbeit gefunden. Er hat mich immer spät in der Nacht empfangen, um sich weiter auslassen zu können.

Weniger Hoffnungen durfte ich auf den Minister Goluchowski setzen: er ist Pole in der ganzen Bedeutung des Wortes. Er wird sich nicht halten können. Er soll weder das staatsmännische Geschick haben, was seine Stellung erfordert, noch auch nur den nöthigen Fleiss; auch wird ihm vorgeworfen, ich weiss nicht mit welchem Recht, des deutschen Rechts- und Billigkeits-Gefühls vollständig zu ermangeln. Die allgemeine Stimme wünscht Herrn von Schmerling an die Spitze der inneren Verwaltung. Er geniesst das allgemeine Vertrauen in den maassgebenden Kreisen. Der Polizei-Minister Herr Baron von Thierry soll ebenfalls seiner Aufgabe nicht gewachsen sein, weil er der Staatsverwaltung fern geblieben. Der Wille ist gut, das ist gewiss, und er ist ein wohlwollender, deutsch fühlender Mann. Sein Vorgehen gegen die Presse, die durchaus in jüdischen Händen liegt, ist nicht zu verwundern. Diese Leute sind ohne jeden Verlass und das werthloseste, haltloseste Volk, was sich denken lässt.

Über die Armee ist wenig zu sagen. Die Missstimmung war gross: es wird allmälig besser. Feldzeugmeister Benedek hat nur provisorisch den Generalstab. Feldmarschall-Lieutenant Raming wird ihn erhalten. Benedek ist für jetzt für Italien nicht zu brauchen, weil

er zu scharf ist und Alles niederschlagen würde. Es bedarf dort eines ruhigen systematischen pedantischen Kommandeurs, der nicht leicht sich reizen lässt. Feldmarschall-Lieutenant Hauslab sagte mir, dass binnen einem Jahr das ganze österreichische Feldartillerie-Material umgeändert sein würde, soweit es nöthig. Er legte keinen grossen Werth auf die gezogenen Geschütze, sie hätten gar kein Übergewicht gegeben, es würde nur Alles darauf geschoben, um andere Fehler zuzudecken.

Feldmarschall Lieutenant Ramming ist Generalstäbler von Fach, kennt das ganze Personal, seine Übernahme des Stabs kann also ohne Nachtheil im letzten Augenblicke erfolgen, wo Benedek zur Armee abgeht.

Was die äussere Politik betrifft, so ist der Kaiser und mit ihm das ganze Ministerium fest entschlossen, unter keinen Umständen sich von Deutschland zu trennen und auf französische Anerbietungen einzugehen. Es ist gewiss, dass Louis Napoleon gehofft hatte, nach dem Frieden von Villafranca Österreich gewonnen zu haben und es bewegen zu können. im Falle eines Angriffs gegen den Rhein neutral zu bleiben. Ja es scheint mir, dass man noch weiter gegangen und grosse Anerbietungen, namentlich Zustimmung zur Annexion der Walachai und Moldau gemacht, aber man hat in Wien Alles scharf und bestimmt abgewiesen. Man wird, hörte ich von den höchsten Militärs sagen, seine Ehre darin setzen, nicht der Letzte. sondern der Erste auf dem Kampfplatz zu sein. Ausserdem will man sich aber ganz auf der Defensive halten. Was Ew. Hochwohlgeboren mir über den Vertrag mit dem Papst gesagt, dürfte wohl zu modifiziren sein, sicher hat man sich nur über die mögliche Organisation ausgetauscht, nicht mehr, nicht weniger. Bestimmt und entschieden ist darüber Nichts.

Ich glaube nicht, dass man irgend eine Anbahnung ernstlich sucht, als die an Preussen und Deutschland, in der Überzeugung, dass nur dort eine Basis zu finden, die eine dauernde Allianz sichere, während man weiss, dass Russland machtlos ist und England Sonderzwecke verfolgt. Man erwartet die Allianz mit Deutschland aber weniger von der äusseren Noth. sondern, wie ich bestimmt versichern kann, von der inneren Entwicklung Österreichs. Es führt mich dies auf die innere Politik. Die leitenden Grundsätze des Ministeriums finden sich in den * * * Wien „zur Verfassungsfrage in Österreich“. Im Allgemeinen kann ich darüber Folgendes sagen. So klar die höchsten Persönlichkeiten im Allgemeinen über die Bedürfnisse des Landes sind, ebenso gewiss ist es, dass die Werkzeuge zur Ausführung der Reformen ausserordentlich viel zu wünschen übrig lassen. Was nützen alle Bestimmungen. wenn die Ausführung überaus mangelhaft. Das jetzige Verwaltungssystem Österreichs war auf schlechte Beamte berechnet: unendliche Kontrole; jedes bessere Verwaltungssystem setzt auch bessere Beamte voraus und sie fehlen. Jede Besserung muss mit grösserer Freiheit und Selbstständigkeit der Verwaltung beginnen, aber wenn dann die Beamten nicht tüchtig. werden die Fehler noch grösser werden als bisher, weil Willkür leichter. Trotzdem ist man wirklich emsig bemüht, Wandel zu schaffen, aber man ist erklärlich gezwungen zu flicken. weil zum Neubau das Material fehlt, es muss erst heranwachsen. Dazu kommt, dass der neue Verkehr mit seinen ungeheueren Anforderungen an erhöhte Thätigkeit, die neue Politik mit den ungeheueren Anforderungen an erhöhte Energie und Aktion des Volkes fast über Nacht eingetreten. — Das sind die Österreicher nicht gewöhnt. Sie klagen und schimpfen, aber Hand anlegen will Keiner. Der Adel war mit der Ablösung sehr zufrieden, er hat dadurch grosse Mobiliarwerthe in die Hand bekommen, zugleich ist das Eigenthum so gestiegen, dass trotzdem der Werthverlust sich fast ausgleicht. Aber die Obligationen sind versilbert, verjubelt, verspielt. Die Selbstverwaltung wird alle Tage schwerer, mühsamer. Das Heranziehen der Arbeitskräfte ist eine Sorge, die man früher nicht kannte. Bessere Bewirthschaftung verlangt Kapital, das nicht mehr vorhanden, weil vergeudet. Tiefe Missstimmung daher überall, man sehnt sich nach den früheren Zuständen zurück, ohne zu bedenken, dass man gerade nur durch die damaligen Fehler die heutigen Übel herbeiführte. Jene früheren Zustände, die der haute aristocratie eine so besonders günstige abnorme Stellung

gaben, knüpfte an die nationale Selbstständigkeit an, daher ist die haute aristocratie überall Träger der nationalen Opposition gegen den Einheitsstaat.

Für den freisinnigen Fortschritt, den Fortschritt im materiellen und geistigen Güterleben, fehlt die erste Grundbedingung: der Bürgerstand. Seine Hebung und Vermehrung ist daher die erste Bedingung für den Fortschritt und der Kern des Programms des neuen Ministeriums. Ausserdem fehlt noch jede Organisation und Konsolidirung der Parteien und Interessen: die Forderungen sind zum Theil ganz widersprechender Natur, weil Alles nur sich und nirgend dem Übrigen und Ganzen Rechnung trägt. So schimpfen alle Tiroler über die Entwerthung des Eigenthums, Zurückgehen der Industrie, aber keine Protestanten, keine Juden! schreit gleichzeitig die ganze Provinz. Bei den Gefahren, die drohen, hat man die Parteien nöthig, man muss sie also nach der Kraft, die sie gewähren, berücksichtigen. Wäre Gleichgewicht unter ihnen vorhanden, so wäre der Fortschritt leichter, so kann man nicht zu Gunsten abstrakter Gerechtigkeit, in Betracht der drohenden Gefahr, sich entfremden, was man morgen braucht. Parteien vor den Kopf stossen, von denen man vielleicht morgen grosse Opfer beanspruchen muss, während die, für welche man die Konzession verlangt hat, ganz unfähig sind — diese ungeheure Schwierigkeit der Aufgabe ist nicht zu verkennen. Und ferner werden Reformen verlangt, die theilweise die vorhandenen Kräfte todt legen, statt sie neu zu gruppiren.

Eins ist gewiss, dass die Regierung nie Deutschland aufgeben wird. Emsig und stetig voran arbeitet Österreich auf ein den deutschen Zuständen sich näherndes Niveau hin um die Nationalitäten in ihrer Abgeschlossenheit durch die Macht des Verkehrs und die Macht der Bildung zu besiegen.

Wo sie Widerstand findet, wird sie jede thunliche Konzession machen, nirgend schroff und gewaltsam auftreten, es sei denn, dass das Ganze dadurch gefährdet wird. In Italien will man möglichst verhindern, dass Märtyrer entstehen, man will die äusserste Langmuth üben. Übrigens bereitet man sich andererseits zum Äussersten vor, da man überzeugt ist, dass Louis Napoleon keinen Augenblick verlieren wird, um seine Pläne in Ausführung zu bringen, doch hofft man, dass die gewaltsame Entwickelung sich bis zum nächsten Jahre verzögern lässt. Ich weiss nicht, hochverehrtester Herr, ob es mir gelungen, Einiges zu Ihrer Kenntniss der österreichischen Zustände hinzuzufügen, ich gebe den Eindruck wieder, den das Ganze auf mich gemacht. Es ist offenbar eine Werdeperiode. Vieles natürlich in der Auflösung begriffen, Anderes chaotisch durcheinandergeworfen, Drittes noch fremd, unbehaglich, unfähig in seiner neuen Form. Mangel an Selbstvertrauen und Misstrauen natürlich häufiger wie klares selbstbewusstes Walten, aber doch wieder manch volles kräftiges Können und eine anwachsende Generation, deren Geist unter dem Anstoss von innerer und äusserer Gefahr erzogen wird, die sich beginnt durchzuringen und dem Schlimmsten ins Auge, und zwar trotzig ins Auge zu sehen lernt. Eins ist unendlicher werth, Seine Majestät gehört selbst dieser Generation an.

An diese Schilderungen aus dem Jahre 1860 über die Lage Oesterreichs sei noch aus gleicher Zeit ein Bericht über die Verhältnisse in Bayern und über eine Unterredung mit dem Könige Max II. aus der Correspondenz von Orges angeschlossen.

9. März 1860.

. . . Am 7. liess mich S. Maj.*) vor sich bescheiden, offenbar um meine Ansicht über die innere und äussere politische Lage zu hören. Ich habe dieselbe im Sinne der inneren Einheit und des Friedens und des Kampfes gegen Aussen entwickelt. Der König ging auf Alles tief ein und schien von der Nothwendigkeit des Kampfes tief durchdrungen. Darauf musste ich zum Kriegsminister, der die Lage mit offenbarem Vergnügen als möglichst gefährlich sich beschreiben liess. General Lüder ist ein Mann zum Dreinschlagen. Er sagte mir wörtlich: „Der Himmel hat mich zweimal nach Paris geführt, ich hoffe er wird so

*) König Max II. v. Bayern.

gnädig sein, mich es noch einmal sehen zu lassen". Er ist nach Amberg, wo binnen 8 Wochen 24000 Musketen gezogen werden sollten, als momentaner Ersatz für die noch fehlende Anzahl von Podewils Gewehren. Von dem Podewils Massengewehre sind 5000 fertig, und 10000 werden noch bis Ende 1860 fertig, mit Podewils Gewehren etc.

. . . Sowie die Sachen liegen, können binnen 4 Wochen nach erfolgtem Befehl 70000 Mann schlagfertig sein und zwar 50000 Mann für das freie Feld, 40000 Mann Infanterie und 15000 für die Festungen, 5000 Mann für die Depots und Garnison. Wenn man die Chargen aus den vorhandenen Bataillonen für die Errichtung 4. Bataillons nimmt, so können nach 3 Monaten abermals 20000 Mann aus allen Waffen durch Einberufung der unmontirten Assortirten — entsprechend schlagfertig sein: die Ausrüstung ist dazu vorhanden. Die Bataillone werden mit 5 Kompagnien ins Feld rücken, weil die 6. als Stamm für die 4. Bataillone zurückbleiben soll. Ausserdem werden dann noch je 3 Kompagnien pro Regiment als Ersatzbataillone errichtet. Auch werden 2 neue Jägerbataillone errichtet . . . Unter der Generalität ist kein einziger Divisionär diensttüchtig und kein einziger Generalmajor befähigt, ein Kommando aus allen drei Waffen zu führen, mit Ausnahme des Gen.-Maj. v. d. Tann, Gen.-Maj. Zeller und Gen.-Maj. Feder. Der Geist in der Armee ist vortrefflich, die Ausbildung nicht schlecht.

Gestern war Baron Lerchenfeld, der Führer der Kammermajorität, bei mir. An Geld soll es nicht fehlen, wenn man nur es für die richtigen Zwecke ausgeben will: die sittliche Entrüstung des genannten Herrn über die Pariser Wirthschaft und die Gefahren, die bloss durch die Korruption allein dem deutschen Volke von dort drohen, ist bis zum leidenschaftlichen Zorn gestiegen. — Soviel ich höre, geht S. Maj. über Brüssel nach England, um einen vollständigen Blick in die politische Lage thun zu können, auch ist wohl Montreux nicht ohne Absicht gewählt.

Die preussische Presse ist nicht müde geworden mich in dem Vogtschen Prozess anzugreifen und zu begeifern und nun? Glaubt man wirklich, das Professor Vogt naturwissenschaftliche Unterhaltung im Palais royal führt? In der That eine Politik, die ich nicht begreife; Vogt disponirt über Hunderttausende, er hat ein vollständiges Korrespondenzbureau. Seiner Hoheit wird die Einlage interessant sein und daraus erkennen, dass Louis Napoleon wirklich mit der deutschen Demokratie angebändelt hat, und dass Prof. Vogt einer seiner Agenten. Die Leute dienen ihm natürlich um das altbegründete Bestehende zu stürzen; mit seiner ephemeren lästig aufgebauten Macht glauben sie leichteres Spiel zu haben. Sie sehen, Herr Kabinetsrath, diese Demokraten vertrauen mir, d. h. meiner patriotischen Gesinnung, obgleich ich doch wahrlich nicht mit ihnen gehe, auch die Augsburger Zeitung noch nicht in dem Rufe steht, ein demokratisches Blatt zu sein. Es war die Aufgabe der preussischen Presse, dies darzuthun — als ich durch den Konflikt mit Vogt diese Intriguen im Keim zu ersticken suchte. Diese Art an der Bekämpfung eines gemeinsamen Feindes zu arbeiten ist mir neu.

Aus einem Briefe s. d.

Man sollte mir dankbar sein nicht für das, was ich schrieb, sondern für das, was ich verschwieg. Ich weiss sehr wohl, dass Graf Pourtalès, Herr von Usedom u. s. w. nicht im Auftrag handelten und Vieles als persönliche Politik trieben, wofür die Regierung nur insofern verantwortlich, als sie sie in ihren Aemtern liess. Aber wenn ich veröffentlichte, was ich darüber weiss und belegen kann, würde die öffentliche Meinung auch diesen Unterschied machen? Wird sie einen Augenblick zweifeln, dass wirklich Preussen doppeltes Spiel getrieben und die Befürchtungen, die zum Frieden von Villafranca trieben, leider nur zu begründet waren. Wenn man in Wien jetzt einen Unterschied macht zwischen dem, was der Prinz Regent gewollt und dem, was seine politischen Agenten gethan, so ist das zum Theil wenigstens mein Verdienst und dafür muss mich zum Dank die Preussische Zeitung mit Schmutz bewerfen und die königliche Regierung leiht ihr dazu die Manualacten, denn der Vorname Henry, den ich auch führe, steht lediglich in meinem Curriculum vitae

von der Artillerieschule. Hab ich je in den 10 Jahren meiner Dienstzeit (ausser den Dummheiten auf der Schule) mich auch nur des mindesten Vergehens schuldig gemacht, ja auch nur einen Verweis, geschweige eine Strafe erhalten? Ich will den Schleier über den 18. März nicht heben, aber wahrlich, wer dem ruhig zuschauen konnte, der musste kein Gefühl haben. Und man macht sich noch breit, als wäre die Streichung aus den Listen — eine Strafe! Wer hat mich angeklagt? Wer hat mich verhört? Wer gerichtet? Mir ist von alledem nichts bekannt.

Der letzte in das persönliche Gebiet übergehende Brief von Hermann Orges ist für die Wandlung bezeichnend, die in den deutschen Verhältnissen nach 1860 mehr und mehr eintrat, und nun auch die Gegensätze mehr und mehr verbittert erscheinen lässt. Die Versuche zwischen Österreich und Preussen Brücken zu bauen, woran Orges, wie man gesehen haben wird, mitzuwirken berufen wurde, scheiterten, und auch die Augsburger Allg. Ztg. hat im Laufe der nächsten Jahre ihre Feindseligkeit gegen Louis Napoleon mit einer nicht minder heftigen Sprache gegen die preussische Regierung, gegen Bernstorff, Bismarck u. s. w. zu vertauschen begonnen.

Es ist nicht die Absicht hier ein ganzes Lebensbild zu zeichnen; die Episode, von der die voranstehenden Briefe Zeugniss geben, ist nur deshalb herausgehoben worden, weil wichtige historische Persönlichkeiten hier in einer zum Theil unerwarteten Beleuchtung erscheinen. Was dagegen die politische Entwicklung des ehemaligen preussischen Artillerie - Offiziers und Redakteurs der Augsburger Allg. Ztg. in persönlicher Beziehung betrifft, so könnte sie fast ebenso tragisch genannt werden, wie das Lebensende desselben, in Folge eines unglücklichen Zufalls, wahrhaft beklagenswerth war.

Orges, der noch im Jahre 1860 das österreichische Beamtenwesen und besonders den Chef der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Rechberg, ganz trefflich zu charakterisiren wusste, verfiel seit 1863 fast ganz den Irrwegen der am Wiener Ballplatze herrschenden Parteipolitik, von denen zwar das vielbelobte Werk des Herrn von Sybel nicht die leiseste Ahnung aus den „Akten des preussischen Archivs“ zu ziehen vermochte, von denen aber der treffliche „Lebenslauf“ Julius Fröbels eben genug enthüllt hat, um zu erkennen, um was es sich eigentlich handelte. Orges vertauschte schliesslich seine Stellung bei der Redaktion der Augsburger Allg. Ztg. mit einem offiziellen Posten in Wien, der ihm zwar viel Beschäftigung, aber wie man ihn klagen hören konnte, keine volle Befriedigung gab. Die Zeiten, wo man zu träumen vermochte ein neuer österreichischer Gentz zu werden, waren längst vorüber, und die halb oder ganz konstitutionell gewordenen Gentze waren jetzt dutzendweise vorhanden. Als die Gegensätze zwischen Österreich und Preussen einen auch militärisch immer bedrohlicheren Charakter annahmen, hatte man im Verkehr mit H. Orges den Eindruck, dass sich der ehemalige preussische Offizier innerlich eigentlich sehr unbehaglich fühlte, ohne es an entscheidenden Stellen merken lassen zu können. Es war deutlich, dass er, wie so viele andere deutsche Männer, in dem damaligen Wien eine Sache vertheidigte, an die er nicht glaubte. Dem Biographen von Orges, wenn er sich finden sollte, der ich aber nicht sein will, muss es als eine wahrscheinlich nicht erquickliche Aufgabe vorbehalten bleiben, die psychologische Begründung für dieses Schicksal zu suchen. Ohne Anspruch auf Gewissheit zu erheben, möchte ich immerhin die Vermuthung auszusprechen mir erlauben, dass Orges, sowie mancher andere im Jahre 1848 verunglückte Offizier, auf die neue Aera in Preussen Hoffnungen einer Rehabilitation gesetzt hatte, die sich nicht erfüllten. Der Prinz Regent blieb bekanntlich gegenüber kompromittirten Militärs unerbittlich — wer möchte wohl wissen, wie viel verlorene Hoffnungen in den Kämpfen von 1862—1870 gegenüber von Preussen

eine ethisch zwar nicht zu rechtfertigende, aber jedenfalls in allen Jahrhunderten der Weltgeschichte nicht mangelnde Rolle gespielt haben.

Dass unter der mit Orden schwerbehangenen Brust des ruhelosen, jetzt zwar geritterten Redakteurs der Augsburger Allg. Ztg., der es, wenn ich nicht irre, doch nicht weiter als zu einem einfachen Regierungsrath brachte, ein befriedigtes Herz geschlagen hätte, möchte ich mit Sicherheit zu läugnen aus meinen eigenen Erinnerungen mich erdreisten.

Im Sommer 1874 traf den 53jährigen Mann ein ausserordentlich trauriges Geschick. Er war in einem überfüllten Tramwaywagen von Dornbach nach Wien gefahren und verlor, auf einer Stufe der vorderen Plattform stehend, seinen Stock, den er nicht missen wollte. Rasch entschlossen, wie er war, sprang er herab, gerieth unter die Räder und starb nach 24 qualvollen Stunden im Allgemeinen Krankenhause, wohin man ihn sofort gebracht hatte, ohne dass er gerettet werden konnte.

ANZEIGEN.

Schillers Briefe.*)

Briefpublikationen können aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten unternommen werden. Je nach dem Gesichtspunkt soll auch die Methode eine verschiedene sein.

Briefe sind zuvörderst die unmittelbarste und unwillkürlichste Form der schriftstellerischen Thätigkeit. Insoweit er Briefe schreibt, ist jeder Mensch Schriftsteller. Und nicht blos unbewusst, sondern sehr oft auch bewusst; die einzige litterarische Ambition, auf welche Millionen gebildeter Menschen Anspruch machen, besteht darin, hübsche Briefe zu schreiben und sich als Korrespondenten in ihrem Freundeskreise angenehm zu machen. Man darf im Allgemeinen behaupten, dass der briefliche Ausdruck der nicht schriftstellernden Menschen gewählter und gesuchter ist als ihr mündlicher Ausdruck selbst in der feinsten Causerie; man hält etwas auf seinen Stil, wenn man sich an den Schreibtisch setzt und etwas Schriftliches von sich giebt. Ganz ungekünstelte Briefe werden, kraft Wirkung des Gegensatzes, fast nur von Schriftstellern geschrieben. Sogar die Frau Rath ist feierlicher und umständlicher, wenn sie schreibt, als wenn sie redet.

Briefe sind also in erster Linie litterarische Produktionen, selbst bei Nichtschriftstellern. Sie sind es um so mehr, je mehr Werth einer darauf legt, sich mitzutheilen und auszusprechen. Sie sind geschriebene Monologe, wobei man immer einen Zuhörer, also ein Publikum, vor Augen hat. Ist ein Schriftsteller der Briefschreiber, dann stellen uns seine Briefe gleichsam die Urform seiner schriftstellerischen Thätigkeit vor, sie führen uns in die Urzelle seines Talentes. Nämlich: wenn er Werth darauf legt, sich mitzutheilen und auszusprechen.

Denn es kann auch das Gegentheil stattfinden. Es kann ein Mensch niemals Werth darauf gelegt haben, sondern es bloss als eine Last empfunden haben, Briefe schreiben zu müssen. Künstler und Gelehrte, denen es vergönnt ist ihr Inneres in grossen und unsterblichen Werken auszusprechen, verstummen oft im

*) Kritische Gesammtausgabe, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, 1892 ff.

brieflichen Verkehr. Auch äussere Gründe können maassgebend werden: wer eine schwer leserliche Handschrift schreibt oder wessen Hand leicht ermüdet, der wird keine ausgebreitete Korrespondenz führen. Hier fehlt überall die Musse und das Behagen an dem brieflichen Ausdruck. Hier herrschen nicht freie Heiterkeit und Kunst, sondern die blosse Nothdurft. Solche Briefe haben keine litterarische Ambition und auch gar keinen litterarischen Werth.

Aber auch der eifrigste Briefschriftsteller und Briefliebhaber wird einen grossen Theil seiner Korrespondenz ohne Weihe und ohne Liebe geschäftsmässig abfertigen. Die äusseren Umstände werden ihn nöthigen, auf eine plötzliche Anfrage mit müdem Kopf postwendend zu antworten oder der dreisten Zumuthung eines Fremden mit lästigen Wendungen auszuweichen oder mit einem Geschäftsmanne in herkömmlichen Formeln zu verkehren. Goethe hat sich in seinem Alter bekanntlich für alle diese Fälle einen typischen Stil zurechtgelegt. Es wird aber selbst bei Goethe schwerlich Jemand behaupten wollen, dass alle seine Briefe aus späterem Alter litterarischen Werth besitzen. Wer ein paar aus jeder Rubrik gelesen hat, kennt sie eigentlich alle; ein einziger, gut ausgewählt, kann den Typus der ganzen Gattung vorstellen. Man wird nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, dass in unserem heutigen Briefverkehr zwei Drittel aller von einer Person geschriebenen Briefe ohne litterarische Ambition und ohne litterarischen Werth sind. Wir haben freilich kein Recht, dieses Verhältniss auch auf die Vergangenheit zu übertragen, in der man weniger hastig und mehr con amore korrespondirte. Auch darf nicht übersehen werden, dass hier die Zeit bereits ihre Schuldigkeit gethan und von den werth- und inhaltlosen Briefen selbst der hervorragendsten Männer, Gott sei Dank, eine gehörige Masse ausgeschieden hat.

Aber so viel ist klar: nicht alle Briefe, selbst des hervorragendsten Autors, dürfen Anspruch auf litterarischen Werth erheben. Darum halte ich es für Unrecht, wenn man heutzutage alle Briefe, die sich irgendwo von einem Schriftsteller erhalten haben, ungesichtet und ohne Auswahl einfach in die Zahl der Schriften aufnimmt, deren Werth sie oft durch den Wust des Unbedeutenden entstellen oder herabdrücken. Ältere Herausgeber sind hier mit weit mehr Takt und Feingefühl zu Werke gegangen; sie haben zwischen litterarisch bedeutenden und zwischen litterarisch werthlosen Briefen wohl zu unterscheiden verstanden.

Aber noch aus einem andern Gesichtspunkt können Briefe der Öffentlichkeit übergeben werden. Insofern sie nämlich autobiographische Dokumente sind, die nicht blos werthvolles biographisches Material enthalten, sondern auch immer, direkt oder indirekt, als die unwillkürlichsten und naivsten Offenbarungen der Menschenseele gelten müssen. Von dieser Seite haben sie gerade um so viel mehr Werth und Interesse, je weniger sie litterarische Ansprüche machen, je unabsichtlicher sie sind. Für den Biographen, aber auch nur für ihn, sind alle Briefe von Werth und Wichtigkeit. Enthalten sie keine direkten Mittheilungen, so können sie indirekt für ihn von Belang sein. Der Biograph, der rechte nämlich, wird weit öfter in die Lage gesetzt sein, zwischen den Zeilen zu lesen, als faktische Angaben in den Briefen wörtlich zu zitiren. Darin besteht seine hauptsächliche Aufgabe als Psychologen. Dazu muss ihm aber auch die Situation, die Absicht, der Zweck des Schreibenden völlig klar sein. Aus dem biographischen Gesichtspunkte haben die Anworten oder Anfragen der Adressaten denselben Werth wie die Briefe des Autors; als biographische Quellen setzen die Briefe an die Briefe von nothwendig voraus.

Das moderne Prinzip, die Briefe der Schriftsteller ohne die Briefe der Adressaten in die Werke aufzunehmen, entspricht also auch nicht den biographischen Anforderungen. Für diesen Zweck wird wieder zu wenig geboten, denn

die Antworten können nicht entbehrt werden. Ich verlange desshalb noch nicht, dass sie mit Haut und Haaren abgedruckt werden, wohl aber, dass aus ihnen alles mitgetheilt werde, was zum Verständniss der Briefe von nöthig ist.

Diese Gedanken auf die Schillerischen Briefe angewendet, so ist zunächst anzuerkennen, dass das Corpus der Schillerischen Briefe als ein selbstständiges Werk erschienen und nicht der Gesammtausgabe der Werke einverleibt worden ist, obwohl der litterarische Werth und Anspruch der Schillerischen Briefe grösser ist als bei sonst einem von unseren Klassikern: denn wie sonst Keiner hat Schiller zeitlebens das Bedürfniss empfunden und Werth darauf gelegt, sich in Briefen voll und rückhaltlos auszusprechen. Sogar neben seinen grossen Dramen laufen lang ausgedehnte Briefe einher, in denen sich der Dichter gegen Freunde über die Absichten und über die Methode seiner dichterischen Arbeiten ausspricht und die auch als schriftstellerische Leistungen gelten wollen. Wir besitzen von Schiller nur eine ganz verschwindend kleine Anzahl von Schreiben, die litterarisch werthlos sind. Ganz unschätzbar aber ist der biographische Werth der Briefe: als direkte und indirekte Quellen sind sie gleich inhaltreich und sie gestatten einen so tiefen Einblick in die offene Seele des Dichters, wie er uns im gleichem Grade kaum bei einem anderen Geistesheros gegönnt ist.

Gerade indessen von der biographischen Seite lässt uns das Corpus von Jonas die Hälfte zu wünschen übrig. Es fehlen nämlich auch hier die Briefe an, ohne welche die Briefe von doch nur durchlöcherte Brunnen sind. Gerade mit Briefen an Schiller ist das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar reich gesegnet; ich habe einen ganzen Folianten von Abschriften liegen, die ich seinerzeit von den Originalen habe anfertigen lassen. Auch im praktischen Sinne muss man es bedauern, dass die Briefe an Schiller ausgeschlossen worden sind. Denn die Sammlung von Jonas erspart dem wissenschaftlichen Arbeiter nur selten einen Weg in die Bibliothek oder eine langwierige Postsendung; er muss sich in den meisten Fällen, um die Briefe an Schiller zur Hand zu haben, dieselben Drucke oder Zeitschriften kommen lassen oder holen, in denen er auch die Briefe von Schiller findet. Wir sehen also, vom Standpunkt des Gelehrten und des Biographen, in dem Unternehmen nur die eine Hälfte der eigentlichen Aufgabe, und erwarten als nothwendige Ergänzung der Sammlung die Briefe an Schiller.

Vielleicht wäre es von vornherein räthlicher gewesen, das Unternehmen anders zu umgrenzen. Die Briefwechsel zwischen Schiller und den Körner, Humboldt, Goethe u. s. w., welche die Hauptmasse des Corpus bilden, liegen in wiederholten und leicht zugänglichen Ausgaben vor. Der Text bei Jonas beweist freilich, dass die älteren Herausgeber nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt zu Werke gegangen sind; aber solche vereinzelte Varianten und Korrekturen rechtfertigen doch noch immer nicht den Wiederabdruck ganzer ungeheurer Briefmassen. Das nächste und dringendste Bedürfniss für die Wissenschaft wie für das grosse Publikum scheint mir eine Sammlung der zerstreut gedruckten Briefe von und an Schiller gewesen zu sein. Kleinere oder seltenere Einzeldrucke, wie die Briefe an Fichte, an die Schlegel, an Fischenich u. a., hätten dabei immer in dem Corpus aufgehen können. Nur die oft gedruckten und bequem zugänglichen Sammlungen hätten als bekannt vorausgesetzt werden sollen; auf dem halben Raum hätten dann auch die zerstreuten Briefe an Schiller Platz gefunden und es wäre ein Ganzes geleistet worden, während jetzt auf dem doppelten Raum nur die Hälfte der Aufgabe erfüllt ist. Ein vollständiges Corpus der Briefe von Schiller verlangt auch wieder ein vollständiges Corpus der Briefe an Schiller: aber auch wenn diese letzteren theilweise nur in Auszügen mitgetheilt werden sollten, wird sich schwerlich für eine so umfangreiche Masse ein Verleger finden

lassen. Man wird hier zuletzt doch bloss das Nothwendige thun und einen Ergänzungsband zu den vorhandenen Sammlungen liefern können. Dann aber ist wiederum der linke Fuss des ganzen Körpers um ein paar Schuh kürzer und die Figur lahm.

Das, was sich der Herausgeber zur Aufgabe gesetzt hat, hat er freilich in ausgezeichneter Weise erfüllt. Als er mir vor etwa sieben Jahren brieflich von seiner Absicht Kenntniss gab, stützte er sich fast ganz noch auf fremde Vorarbeiten, unter denen Boxbergers handschriftliches Verzeichniss der Briefe die wichtigste war. Ich gestehe aufrichtig, dass ich damals im Stillen wenig günstige Hoffnungen für seine Sache hegte. Mit einer unermüdlichen Arbeitskraft hat er in diesen wenigen Jahren während der kärglichen Nebenstunden, die ihm ein verantwortungsvoller und zeitraubender Beruf gönnte, eine ungeahnte Fülle von Handschriften Schillerischer Briefe zum grossen Theil neu entdeckt, schwer zugängliche Drucke herbei citirt und sorgfältig verglichen, und den Text der Schillerischen Briefe zum ersten Mal auf eine gesicherte Grundlage gestellt. Diesem hervorragenden Verdienst gegenüber fallen kleine Schrullen in der Wiedergabe des Originals, wie die pedantische Beibehaltung der von Schiller oft auch innerhalb desselben Wortes beliebten Vermischung der Kurrent- und der Antiquaschrift, die in der Handschrift natürlich viel weniger stört als im Druck, nicht ins Gewicht. Eher wäre die geringe Übersichtlichkeit der Druckeinrichtung zu tadeln, bei welcher doch Redlichs in dieser Hinsicht unübertreffliche Ausgabe der Briefe Lessings ein bequemes Muster hätte abgeben können; nicht einmal Kolumnentitel erleichtern die Benutzung. Leider sind auch hier wieder die Anmerkungen und die Lesarten an den Schluss der einzelnen Bände verwiesen, anstatt der bequemen Fussnoten. Auch dieses Buch zwingt uns also zu dem nervös machenden Hin- und Herspringen von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, und zu dem beständigen Hinüber- und Herüberschlagen mit wehenden Blättern. Will man die erkünstelte Bescheidenheit der Herausgeber durchaus nicht aufgeben und sich mit seinen Anmerkungen durchaus nur im Hintergrund blicken lassen, dann verweise man den Apparat wenigstens in einen selbstständigen Band, damit aufmerksame Leser die Varianten und Anmerkungen neben den Text legen und ohne das widerwärtige Herumfuchteln mit dem ganzen Inhalt des Buches ruhig und gesammelt benutzen können; oder man lasse mit dem Apparat jedesmal einen neuen Bogen beginnen, damit man die Lesarten von dem Text abtrennen kann, ohne den ganzen Band zu zerschneiden.

Die Anzahl der zum ersten Mal publizirten Schillerschen Briefe ist zwar nicht besonders gross, doch sind einige sehr interessante und wichtige Schriftstücke darunter.

Jonas schreitet sehr rüstig fort und wird die Briefe Schillers bald gesammelt vorlegen können. Die zuletzt erschienene 64. Lieferung reicht mit sechs Bänden und 1703 Nummern bis in den Juni 1801. In sieben Bänden und ca. 80 Lieferungen wird das Werk vollständig abgeschlossen sein und sich den Dank aller Schillerfreunde erwerben.

Wir betrachten die Aufgabe auch dann nur als halb erfüllt, und wissen auch für die Briefe an Schiller keinen willkommeneren Bearbeiter als Fritz Jonas.

Jac. Minor.

Rich. M. Meyers „Goethe".*)

Von
MAX VON WALDBERG.

Wilhelm Scherer, dessen Schatten noch heute mahnend und aufmunternd bei den grossen Problemen litterargeschichtlicher Forschung steht, hat das grosse Ziel, das er seinem schaffensreichen Leben gesetzt hat, eine monumentale Gesammtdarstellung von Goethes Schaffen, von Jahr zu Jahr verschoben. Aber während er früher einen solchen Versuch nicht wagen wollte, weil das Detail nicht erschöpfend durchforscht war, hat er später die Besorgniss nicht unterdrücken können, dass er vom schweren Gepäck, das ihm die rasch wachsende „Goethephilologie" auflud, im leichten Aufstieg zu künstlerischer Darstellung gehemmt werden könnte. Wenn nun jetzt ein jüngerer Forscher an ein ähnliches Unternehmen seine Kräfte setzt, so darf er im Voraus auf jene nachsichtige Sympathie rechnen, die jedem Kühnen, unabhängig vom Ausgang des Wagnisses, schon für die Bekundung des Muthes sicher ist. Dieses günstige Vorurtheil wird aber noch erhöht, wenn wir sehen, wie der Verfasser mit weiser Ökonomie seiner Kräfte sich das Ziel etwas näher streckt, als es dem weitausgreifenden Geiste Scherers vorschwebte.

Goethe hat bei seiner Neigung zu schematisiren, die Biographieen in solche für „Wissende" und andere für „Nichtwissende" geschieden. Wenn er dann weiter ausführt, dass die erste Gruppe von der Voraussetzung ausgehe, dass dem Leser alles bekannt sei, und der Autor nur daran denken müsse, auf geistreiche Weise durch Zusammenstellung und Andeutung an das zu erinnern, was jener weiss, und ihm für das Bekannte, Zerstreute eine grosse Einheit zu überliefern und einzuprägen, so ist es, als ob Goethe selbst die Formel für die Beurtheilung von Meyers Goethebiographie an die Hand gegeben hätte.

Es ist eine edle aber unberechtigte Bescheidenheit, wenn der Verfasser sein Werk nur als „ärmlichen Nothbehelf" ansehen will „neben dem einzig wahren Mittel, Goethes Leben und Schriften wahrhaft kennen zu lernen, neben der Lektüre der Goetheschen Werke in chronologischer Folge". Die Filiation der unendlichen Mannigfaltigkeiten von Goethes Leben und Schaffen zu einer künstlerischen Einheit, wie sie Meyer in seinem Buche anstrebt, ist selbst für den „Wissenden" ohne tüchtige Anleitung nicht leicht. Und auf dieses Ziel steuert er mit fast rücksichtsloser Energie hin, es zu erreichen, setzt er alle seine Kräfte an.

Wenn er aber zu beweisen sucht, dass Goethe in Dichtung und Wahrheit seine Erlebnisse „poetisch" mache, so lässt sich mit noch grösserer Berechtigung nachweisen, dass Meyer Goethes Leben „ästhetisch" gestalte. Er strebt dahin, ein einheitliches „realistisch-idealistisches Kunstwerk" daraus zu formen, und mit den Hülfsmitteln der romanhaften Technik, die er an den Wahlverwandtschaften so meisterhaft analysirt, ist er ununterbrochen bemüht, die goethische Entwicklung zu einem ästhetisch erfreulichen Bilde zu gestalten. Mit einer Gewandtheit, die fast auf eine produktive Begabung schliessen lässt, wird nun in kunstvoller Steigerung die Vertiefung und Verinnerlichung der gewaltigen Persönlichkeit Goethes, die allmähliche harmonische Ausbildung seiner Geisteskräfte vor Augen geführt. Mit einem Eifer, dem man das freudige Mitgeniessen anmerkt, ist er bemüht, die Anschauung seiner Leser von Goethe als Menschen und Dichter auf die apollinische

*) Geisteshelden (Führende Geister), herausgegeben von Anton Bettelheim. 13.—15. Bd. Goethe von Richard M. Meyer. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Idealgestalt zu lenken, die in Trippels Verkörperung gegen die übliche Vorstellung vom ältlichen steifen Geheimrath sonst schwer zu kämpfen hät. Und selbst wenn Meyer zur Schilderung des Alters gelangt, wo mannigfaches Leid und die Last der Jahre Furchen in das herrliche Antlitz gräbt, leise aber unaufhörlich der gewaltige Geist zu ermatten beginnt, weiss er seiner wohltemperirten Darstellung einen Zusatz tragischen Empfindens zu geben, und selbst das allmähliche Absterben und Erstarren ästhetisch wirksam zu machen.

Goethes Leben als eine Art prästabilirte Harmonie darzustellen, ist das eifrigste Bemühen des Verfassers. Mit einem stark entwickelten Sinn für das Ebenmässige — wie klug weiss er allerdings diese Symmetrie an anderer Stelle zu rügen — wird ganz geschickt jeder bedeutungsvolle Abschnitt in Goethes Entwicklung mit einer neuen Ausgabe der Werke kombinirt, das Leben in seiner Ausgestaltung so geistreich als Mittel der Erkenntniss der Dichtungen, und diese wieder für's Leben benutzt und gedeutet, alles so folgerichtig entwickelt, jeder Zug so fein vorbereitet, dass einem ungesucht der Vers aus Novalis' Ofterdingen einfällt:

Was man glaubt es sei geschehen,
Kann man von weitem kommen sehen!

Man thäte aber Meyers Leistung bitteres Unrecht, wenn man sie nur als den gelungenen Versuch eines Eklektikers, harmonische Ordnung in die wirre Masse der von der Goetheforschung herbeigeschafften Materialien zu bringen, ansehen wollte. Schritt für Schritt können wir vielmehr eine eigenartige selbständige Durchdringung des Stoffes bemerken, sein Sinn für die Erkenntniss künstlerischer Technik ist so geschärft, seine Kunst der Analyse geistiger Vorgänge so entwickelt, dass er uns immer wieder neue oft überraschende Einblicke in Goethes Schaffensweise bietet. Aber das Bestreben, Leben und Wirken seines Helden als ein einheitliches organisch in sich abgeschlossenes Kunstwerk zu zeigen, ist so vorherrschend, dass es zur Tendenz wird, die er dann auf methodisch sehr anfechtbare Weise zu stützen sucht.

Zunächst wird Goethe so scharf, fast wie mit einem Reflektor, beleuchtet, dass auf seine Umgebung um so tiefere Schatten fallen. Er wird isolirt, zu einer „prachtvoll königlichen Einsiedlerfigur“ gemacht, um einen Ausdruck Nietzsches zu gebrauchen, während die Umwelt, ich erinnere nur an die so dürftig skizzirte Figur der Marianne Willemer, undeutlich und in oft zu stark verjüngtem Maassstab wiedergegeben wird. Sodann werden alle Unebenheiten in Goethes Leben ausgeglichen, alles ästhetisch Störende kaum angedeutet. Meyer vergisst zwar nicht, zu registriren, wenn manchmal ein homerischer Schlummer das grosse Auge schliesst. Der Tribut des Olympiers an das Irdische, sei es in Form von Zahnschmerzen oder eines gut ausgestatteten Menus, werden getreulich verzeichnet, aber sonst wird von allem Widrigen im Leben Goethes nur behutsam die Hülle gelüftet. Die grämlichen Begleiterscheinungen des Alters, die Schopenhauer zum ergrimmten Ausspruche veranlassten, Goethe lobe nur das Unbedeutende, die zu Zeiten recht schiefen und wirren Verhältnisse in Weimar, die Vergessenheit, in die er zu Anfang des Jahrhunderts gerathen, alles ist nur durch einen dichten Schleier zu erkennen. Wir hören nicht, dass Sudelschreiber, wie der biedere August Lafontaine, auf den die Sonne königlicher Gunst herabschien, die weitesten Kreise der Gebildeten eine lange Zeit mächtiger ergriffen und mit lebhafterem Antheil an ihrem Schaffen erfüllten als Goethe; der Bruch mit der Universität Jena, die Verirrungen seines Sohnes und all' das Störende und Unerfreuliche, das Tieck zur Meinung veranlasste, es sei ein Unglück für Goethe, dass er in Weimar geblieben, wird gar nicht oder nur schüchtern angedeutet, und uns die Kenntniss einer

Summe von Faktoren, die bildend und formend auf Goethes innere Persönlichkeit gewirkt haben, entzogen.

Meyer sucht ja seine Methode, Goethe ohne Rücksicht auf die Umgebung nur aus sich selbst heraus zu erklären, durch Goethe selbst zu stützen, der die Entstehung der Individualität auf den „inneren Formtrieb“ zurückführt, „eine Seele gleichsam, die die äusseren Umstände der Vererbung nnd Erfassung sich eigentlich nur aneignet“. Im Gegensatz zur modernen Anschauung, welche diese „Seele“ als Resultat der Umstände betrachtet, wird sie von Goethe als deren Herr angesehen. Und aus dieser Ansicht heraus, welche die Kräfte der Evolution bei geistigen Vorgängen ausschliesslich in das Innere des Menschen verlegt, wird die Bedeutung des „Milieus“ mit der etwas oberflächlichen Bemerkung abgethan, dass „eine völlig gleichartige Mitwelt doch verschiedene Arten und verschiedene Charaktere hervortreibe“. Als ob es bei zwei Individuen überhaupt je ein völlig kongruentes Milieu geben könnte!

Aber es wäre nicht schwer, Goethe selbst zum Zeugen contra Meyer aufzuführen. In der „Flüchtigen Schilderung Florentischer Zustände“, die im Anhang zum Benvenuto Cellini veröffentlicht werden, äussert er sich: „Indem man einen merkwürdigen Menschen als einen Theil eines Ganzen, seiner Zeit oder seines Gebiets- und Wohnortes betrachtet, lassen sich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche sonst ewig ein Räthsel bleiben würden.“ Und Meyer ist in der That im Einzelnen dieser Forschungsweise nicht abhold, nur dass er sie etwas äusserlich anwendet und so gezwungene Beziehungen zwischen Jugendeindrücken und dem späteren Schaffen herstellen will, dass sie fast wie eine Parodie der Taineschen Methode anmuthen. So hat nach ihm Goethe nie grosse Regenten wie Saladin und Philipp von Spanien gezeichnet, so hat er seine Menschen als schwache Charaktere geschildert, weil seine Geburtsstadt Frankfurt eine Krönungstadt war und er den Kaiser hier blos als Mittelpunkt einer prunkvollen Scene, nie aber als Fürsten in ernster Regierungsthätigkeit gesehen hat. Und nachdem Meyer nach dem obenerwähnten Goethischen Rezept in flüchtigsten Umrissen Eltern, Vaterstadt und Zeit gezeichnet, ruft er, den „inneren Formtrieb“ vergessend, ganz im Sinne der materialistischen Lebensauffassung aus: „Dies ungefähr waren die Kräfte, welche jenem geheimnissvollen Gast, den wir des Menschen Seele nennen, die erste Form und Richtung gaben.“ Aber für die Erkenntniss von Goethes „*Faculté maîtresse*“ ist mit vereinzelten Hinweisen nicht gedient. Sie muss aus der Gesammtheit der Einflüsse erschlossen werden. Und so durfte z. B. die Schilderung der religiösen Verhältnisse Frankfurts im Anschlusse an die Bemerkungen über die Klettenberg und die Höllenfahrt Christi nicht fehlen. Meines Erachtens hat die wunderbare Ausdrucksfähigkeit der Goethischen Sprache, der tiefe Empfindungsgehalt seiner Lyrik, die fast weibliche Empfänglichkeit seiner Sinne eine ihrer Quellen im Pietismus, der wie kaum eine zweite geistige Bewegung die deutsche Volksseele umgestaltet hat.

Nun lassen sich allerdings bei der Unmerklichkeit allmählicher historischer und innerer Entwicklung derartige Einflüsse und ihre Wirkungen nicht durch einige Sätze klar darstellen, aber dennoch waren wenigstens einige Hinweise nöthig, um mit erklären zu helfen, wie sich in Goethe die deutsche Sprache zu diesem biegsamen und schmiegsamen Instrumente umgestalten konnte, mit dem er alle Heimlichkeiten des Empfindens so zart wiederzugeben vermochte. Und so hätten sich noch die Quellen mancher „Eigenheiten“, die, wie Goethe sagt, das Individuum konstituiren, durch sorgfältiges Beobachten der „Sphäre“ finden lassen, wenn nicht Meyer das Goethesche Dogma von der Einheit der Natur, etwas starr, ja fast mechanisch auf die Persönlichkeit übertragen hätte. Goethe ist ihm der ***Roi soleil***

der Litteratur, er darf also nicht nach Planetenart Licht und Wärme von anderen Sternen erhalten. Und es ist ein ganz unbeabsichtigter Kalauer, wenn ich mich dabei an Lorenz Sterne erinnere, dessen Name man im ganzen Buche vergebens suchen würde. Und doch hat Goethe ihn in den „Sprüchen in Prosa“ so liebevoll gewürdigt, ihn bei anderer Gelegenheit einen Mann genannt dem er so viel verdanke und Zelter gegenüber das Geständniss abgelegt, es wäre nicht nachzukommen, was neben Goldsmith gerade Sterne im Hauptpunkte der Entwicklung auf ihn gewirkt habe. „Diese hohe wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Übersicht, diese Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel und wie alle verwandten Tugenden heissen mögen, erzogen mich aufs Löblichste, und am Ende sind es doch diese Gesinnungen, die uns von allen Irrschritten des Lebens wieder zurückführen.“ Und wie konnte Meyer das herrliche Schlusskapitelchen aus dem ersten Abschnitt der „Briefe aus der Schweiz“ übersehen, das zugleich eines der lehrreichsten Speciminá ist, wie Goethe fremde Vorbilder — hier Sternes *„Sentimental journey“* — zu selbstständigen Kunstwerken zu verarbeiten verstand. Aber auch sonst fehlt noch mancher Zug, den wir im Bilde Goethes ungern vermissen. Wie kommt es dass ein so reiches Gebiet Goethischer Thätigkeit, wie sein Wirken als Staatsmann, das man nach seinem Briefwechsel mit Christ. Gottl. von Voigt, nach den Arbeiten Vogels, Schölls und Lorenz so klar übersehen kann, nicht berührt wird? Warum sind Goethes „Sprüche in Prosa“, an denen sich kein gebildeter Deutscher je satt lesen kann, nur ganz gelegentlich erwähnt? Dass mit keinem Worte der Beziehungen des Scarron'schen *„Roman comique“* zu Wilhelm Meister gedacht wird, darf wohl durch die nicht freiwillige Kürzung dieses Kapitels erklärt werden, aber dafür und manches Andere hätte sich reichlich Platz gewinnen lassen, wenn Meyer in seiner Polemik gegen die modernen Kunsttheorieen sparsamer gewesen wäre. Mit einzelnen ausgewählten Citaten aus Goethe werden so fundamentale Fragen des Kunstschaffens doch nicht gelöst, und die Häufigkeit, mit der gegen die modernen Anschauungen geeifert wird, könnte den Leser gegen die Objektivität des Verfassers, die sonst, ohne die Darstellung farblos zu machen, so wohlthuend im ganzen Buche bemerkbar ist, etwas misstrauisch stimmen. Aber mitten im Gesange springt ihm ein rothes Mäuslein aus dem Munde. Weder fühle ich den Beruf, noch ist hier der Platz, gegen die oft falsche Deutung der neuesten Theorieen der Subjektivisten Stellung zu nehmen. Es wäre übrigens ein Leichtes, durch Anführung anderer Goethischer Äusserungen auch Zeugnisse gegen Meyer herbeizüschaffen. Doch Citate sind im gewissen Sinne variable Elemente, die wie die Zahlen des Statistikers bei verschiedener Gruppierung auch verschiedene Ergebnisse liefern. In der Regel verletzt ja Meyer auch bei ihrer Auswahl nicht den wissenschaftlichen Takt, der bis nun der einzige Regulator bei der Verwendung von Citaten ist. Weniger glücklich ist er bei denen, die er aus der wissenschaftlichen Goethelitteratur holt, wo mancher Name nur zu dem Zwecke im Register zu figurieren, genannt zu sein scheint. Oder geht die Gewissenhaftigkeit nicht zu weit, wenn er zur banalen Wendung „ein spärlicher freundlicher Verkehr“ den genauen Quellennachweis „wie Adolf Schöll der verdienstvolle Herausgeber von Goethes Briefen an Frau von Stein sich ausdrückt“, hinzufügt? Solche Fleckchen, oder gezierte Wendungen wie „Mineralogie und Geselligkeit erneuern sich“ und Ähnliches liessen sich noch öfter finden. Aber ich will nicht ein schönes Ährenfeld zertreten, um einige Disteln zu einem stachligen Kranze zu winden. Bereitet doch sonst die Lektüre des Buches eine rechte Freude. Nirgends die ängstliche Hast der von Stofffülle bedrängten Autoren, alles abzuthun und fertig zu kriegen. Die treffliche Diktion, die selten, aber dann mit Geschmack

von der naheliegenden Gelegenheit Gebrauch macht, mit Goethes sprachlicher Münze zu wirthschaften, die Fähigkeit, die schwierigsten Gedankengänge in durchsichtiger ungezwungener Weise wiederzugeben, die Gewandtheit, durch einige bezeichnende Worte eine Persönlichkeit lebendig zu charakterisieren, erheben die Goethebiographie auch zu einer erfreulichen schriftstellerischen Leistung. Eine grosse Fertigkeit entwickelt Meyer, wo es gilt die Hauptwerke Goethes kritisch zu analysieren, und den Geheimnissen Goethischer Technik auf den Grund zu kommen. Beim kühnen Eindringen in das Labyrinth des Faust und alle Seitenwege und Irrgänge der Kommentatoren wird er stets vom Goldfaden feinsten Verständnisses geleitet. Wie viel Neues weiss er nicht über Werther und Tasso zu sagen und wo er Bekanntes oder Fremdes verwendet, wird es wie beim Kapitel „Goethe als Naturforscher“ so in seinem Geiste umgedacht, dass es wie eine originale Schöpfung anmutet. Von Abschnitt zu Abschnitt wird er in der Beherrschung des gewaltigen Stoffes sicherer, und während er am Beginne seines Buches noch tastend nach einem Stil sucht, ringt er sich bei fortschreitender Arbeit zu einer bestimmten Darstellungsform durch, die durch die Lust am Schematisieren, durch die Neigung alle Erscheinungen typisch zu deuten, die Absicht merken lässt, sich der Goethischen Auffassungs- und Ausdruckweise anzugleichen. Und so darf man mit Dank an den Autor das Werk aus der Hand legen. Ich habe, schon weil die „B. B.“ nicht der geeignete Raum dafür sind, nicht den Versuch gemacht, kleine Versehen litterarhistorischer Art, falsche Daten und ungenaue Citate als zünftiger Raisonneur zu bemängeln, wenn ich auch das Kuriosum nicht unterdrücken will, dass wir aus Meyers Goethebiographie weder Geburtsjahr noch Geburtstag Goethes erfahren können. Ich habe es auch unterlassen in einer schrittweisen Analyse des Buches mich jedesmal mit dem Verfasser über abweichende Anschauungen auseinander zu setzen. Schwerer war es schon der von Goethe bespöttelten Lust zu widerstehen, das Abbild mit dem Urbild zu vergleichen. Meyer hat eben, um am Schlusse den wesentlichsten Einwand gegen seinen „Goethe“ zu wiederholen, ein Stück gewaltiger Natur nicht durch das Temperament, sondern durch die Brille eines Classicisten gesehen, der aesthetisch stilisiert. Und so erscheint uns die gebietende Gestalt des Dichters nicht ganz der Wirklichkeit entsprechend, erstrahlt aber dafür in herrlicher unbefleckter Schönheit. Meyer ist ein Wegweiser, der, wie der Begründer des französischen *„stile académique“* J. L. Guez de Balzac über Montaigne einmal äussert, uns manchmal irre führt, aber dann in schönere Gegenden, als er uns versprochen hat.

Briefe von der Wanderung und aus Paris von **Carl Benedict Hase.** Herausgegeben von **O. Heine.** Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1894. 8⁰ XII und 115 Seiten.

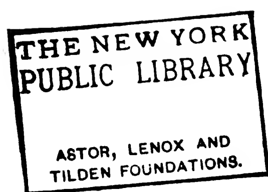
Carl Benedict Hase, geboren 1780 als Thüringer Pastorsohn, wanderte 1801, kaum ausstudirt, keck, wenige Thaler in der Tasche, zu Fuss nach Paris, überstand dort mit frischem Leichtsinn eine kurze Zeit der Noth, fand alsdann durch Sprachtalent Beschäftigung, durch seine einnehmende Persönlichkeit Gönner, bürgerte sich für immer ein, ward Vorstand der Handschriften an der Bibliothek, Mitglied des Instituts, philologischer Docent und starb 1864 angesehen als Kenner des Griechischen, besonders der Byzantiner, auch von deutschen Gelehrten als Förderer ihrer Studien dankbar verehrt. Über die Erlebnisse auf seiner Wanderschaft und während der ersten Jahre seines Pariser Aufenthalts hat er 1801—1803 einem Jugendfreund in der Heimath in überaus munter und anschaulich geschriebenen Briefen ausführlich berichtet. Stellen daraus wurden schon 1864 zu einem Nekrolog auf Hase in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ benutzt und daher auch von Halm im betreffenden Artikel der „Allg. Deutschen Biographie“ verwerthet; die Mehrzahl der Briefe selbst veröffentlichte dann Dr. O. Heine, Gymnasialdirektor und Domherr in Brandenburg, 1880—1881 in der „Deutschen Rundschau“, wo sie mit lebhaftem Antheil gelesen wurden.

Jetzt bietet sie uns derselbe Herausgeber vollständig dar, ergänzt durch einige spätere, ebenfalls charakteristische Stücke von Hase's Hand und eingeleitet durch ein hübsches, biographisch genauer orientirendes Vorwort. Auch so bleibt das Ganze freilich Bruchstück wie Yorick's empfindsame Reise durch Frankreich, an die Hase's übrigens durchaus wahrhafte Erzählung in der That durch die Kunst der Beseelung kleinster Züge erinnert. Selbst der historische Hintergrund — die Periode des zum Kaiserthum hinstrebenden Konsulats — wird auf solche Weise kräftig beleuchtet. Vor allem aber erfreut man sich an Charakter und Schicksal des Schreibers: Talent zu leben und Talent lebendig darzustellen halten einander die Wage bei diesem in seltenem Maasse graziösen Deutschen, dem man wohl zugeben muss, dass er besser für Frankreich taugte. Selbst die Räthsel, die ungelöst bleiben — novellistisch anhebende Begegnungen und Verhältnisse ohne Ziel und Schluss — erhöhen, indem sie die Phantasie herausfordern, den pikanten Reiz dieser ohne jede Absicht auf Öffentlichkeit naiv hingeplauderten autobiographischen Skizze. *a/D.*

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von **Carl Glossy.** V. Jahrgang. Wien, Carl Konegen. 1895.

bm. Immer mehr bildet sich dieses Sammelwerk unter Glossys emsiger, einsichtiger Leitung zu einem Archiv der neueren österreichischen Litteraturgeschichte um. Der jüngste Band bringt durchaus Biographica. Glossy giebt Proben aus Bauernfelds Tagebüchern (1819–1848); der Vormärz, Alt-Wien, Bauernfelds Lehrer und Jugendfreunde, Moriz v. Schwind, Franz Schubert, Feuchtersleben, Schreyvogel und Grillparzer, die Zensur- und Theaterzustände, Bauernfelds Ausflüge nach Tirol und Kärnthen, seine Reisen nach Deutschland, Paris und London, politische Strömungen und religiöse Regungen: das und manches mehr wird anspruchslos in der Form, mehr in Schlagworten und Andeutungen, als in tiefer gründenden Erörterungen beredet. Dem Kenner von Bauernfelds „Skizzen aus Alt- und Neu-Wien", dem Leser seiner einstweilen noch nicht in Buchform gesammelten „Erinnerungen" wird in den Tagebuch-Blättchen sachlich nichts wesentlich neues auffallen (am erstaunlichsten, wenn auch nicht gerade rühmlichsten für Bauernfeld und Feuchtersleben ist ihre Verurtheilung von „Weh dem, der lügt", als ihnen Grillparzer die Komödie in Heiligenstadt am 25. Juni 1837 vorliest): gleichwohl sind die Mittheilungen so unmittelbar, für die Zeit und die Persönlichkeit so bezeichnend, dass sie Dank und sorgsame Ausschöpfung verdienen. Der nächste Band des Grillparzer-Jahrbuches bringt voraussichtlich Tagebuchblätter aus Bauernfelds späteren Lebensjahren (1848—1890). Dem von Emil Kuh, Laube, Gräfin Wickenburg, Betty Paoli und vielen anderen Berufenen und noch mehreren Unberufenen behandelten Thema Grillparzer und Katharina Fröhlich widmet August Sauer gescheite, auch stofflich, Dank Karajans Aufzeichnungen, neues bietende Untersuchungen; am treffendsten scheint die Parallele zwischen der Barbara im „Armen Spielmann" und dem Naturell von Grillparzers „ewiger Braut": geschmackvoll auch der Hinweis auf die Herzenskämpfe von Primislaus und Libussa. Nirgends freilich kommen wir in der Hauptsache über Grillparzers poetisches Selbstbekenntniss: „Jugenderinnerungen im Grünen" und die in Laubes Schrift: Franz Grillparzer (Cotta, 1884) gedruckten Tagebuchblätter hinaus. Vor der Eröffnung von Grillparzers Geheimpapieren, die nicht vor dem Jahre 1920 aus dem Verschluss der Wiener Stadtbibliothek hervorgeholt werden dürfen, wird kaum Abschliessendes zu erfahren sein. Und wer weiss, ob dann nicht erst recht neue Zweifel und Räthsel aufsteigen werden? — Ziemlich belanglos sind Payers Angaben über Hamerlings Gymnasiallehrer-Zeit, gehaltvoll, spitz, markig und witzig dagegen die von Fritz Lemmermayer aus dem Tagebuch der Baronin Knorr gebrachten Äusserungen Grillparzers über Politik und Litteratur. Wie in andern Gesprächen, mit Frau v. Littrow-Bischoff, mit Prechtler, Foglar, Kuh, Hopfen, Bauernfeld, Holtei etc. überrascht Grillparzer auch hier durch Schärfe, Treff, Eigensinn und Eigenrichtigkeit: kurzum als echtes Original.

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Feigentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.



Adolf Menzel.

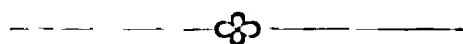
Von

HERMAN HELFERICH.

Die Beurtheilung bei Lebzeiten, die so prekär ist, scheint bei dem, der jetzt „Ehrenbürger Berlins“ wurde, nicht ganz so schwer zu werden, wie bei anderen grossen Männern. Denn wir sind jetzt schon Nachwelt ihm gegenüber, ein neuer Pharao, der den alten Joseph nicht kennt. Die Gefahr ist nur, dass wir ihn jetzt wirklich nicht kennen. Menzel hat seltsame Phasen in seinem Verhältniss zur Mitwelt durchgemacht, eine Zeit lang nur den Vorgerücktesten theuer, ist er es jetzt den Kennern geworden und die Ersteren streben anderen Idealen zu. Er reicht in die Zeit von Peter Cornelius zurück: es giebt Konturzeichnungen von ihm, diese — man möchte kindischen sagen, wagt es aber nicht, denn sie sind gewaltig, kolossal, titanisch — Illustrationen zu „Künstlers Erdenwallen“, die ihn berühmt gemacht hatten, als er achtzehn Jahre alt war; und danach den „Schützenbrief“, diese Zeichnung, die arabeskenhaft Cornelianisches und Menzelsches ineinander verschlungen zeigt; sie ist zeichnerisch wie ein Cornelius und redet und lacht sogar Berlinisch wie ein Menzel. Von dieser interessanten Zeichnung führen Spuren zu dem uninteressanten Anton von Werner, zu dem Anton von Werner, der Scheffel illustrirte. — Dann kommt die Periode von Menzels Classicität, die der Holzschnitte zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Grossen; wir sehen sie historisch an, wir wissen, wie sie die Buchillustration befruchtet haben, wie sie in der modernen Buchillustration das Beste geblieben sind, obwohl sie das Erste waren. In Parenthese, immer bleiben die ersten Sachen die besten in der Kunst, die, die als Anfänger der Epochen dastehen, sind ihre Gipfel, und an Stelle der Kurven, an die die Kunstgelehrsamkeit jetzt denkt, — nachdem die Theorie von den einsamen beiden Hochplateaus allein gültiger, alles überragender Emanationen der Kunst abgewirthschaftet hat, — würde man besser thun, bei jeder neuen Bewegung an das Symbol von mehr oder weniger steil nur abwärts führenden Linien zu denken, die van Eycks waren immer am Anfange von Epochen. Aber, um auf Menzels Buch zurückzukommen, wir rühmen es, verehren es, wir finden es indessen mager, wir neuer Pharao. Eine hochschätzende Begeisterung, keine überzeugte, erfüllt uns. Uns stehen die Menzelschen Arbeiten der nachklassischen Zeit näher. Die Illustrationen zum „zerbrochenen Krug“ und die Bilder aus dem modernen Leben, — „Ballsouper“, „Laurahütte“. Und darum könnten wir wenigstens für die ersten zwei Drittel von Menzels Carrière uns als prachtvoll objektive Nachwelt fühlen. Der Ausdruck „die ersten zwei Drittel“ ist allerdings nicht geometrisch gemeint; das erste Drittel umfasste

einen ausserordentlich kurzen, und das letzte Drittel begreift einen weit grösseren Raum, als man rechnerisch erwarten möchte: es begreift die Zeit, in der er die malerische Anschauung, die malerische allein, vorwalten lässt. Die Bewunderung, die uns für diese Zeit durchdringt, hat trotz Menzels Schrot und Korn zum Theil französische Stützen; die Pariser mit ihrer Kennerschaft, die entwickelter als die unsere war, haben uns mit ihrem Erstaunen auf ihren Weltausstellungen, als sie Menzel kennen lernten und sofort begriffen, dass er ein gewaltiges Genie ist, die Augen öffnen helfen, ähnlich wie für Leibl — was aber die betrifft, die jetzt Menzel zum Ehrenbürger Berlins gemacht haben, so ist ihnen, wenigstens in ihrer Kollektivität, Menzel weder in den vergangenen zwei Dritteln seiner Laufbahn (wenn auch vielleicht etwas als Illustrator, jedenfalls garnicht als Maler) noch in diesem letzten Drittel, das uns nahe steht, vertraut geworden, das, was sie trieb, ist vielmehr nur die Gewohnheit. Wie die Goncourts sagen, man wird durch die Gewalt des Lebens berühmt, wenn man es lange aushält, ist Menzel bei ihnen berühmt geworden, weil er seit sehr langer Zeit zunächst verhöhnt wurde, dann zitirt wurde und endlich seine Notorietät durchgesickert ist: Menzel ist durch die Kraft seines Namens populär bei ihnen geworden, seine Bilder lieben sie nach wie vor nicht, für das Historische schätzen sie Schrader eher, für Pferde Steffeck und für Schönheit Thumann.

Die Schönheit der Arbeiten des letzten Drittels von Menzels Laufbahn zu geniessen, ist nur denen zu Theil geworden, die auf der Höhe der Kunstbildung stehen. Seltsam pittoresk, kraftvoll bis zum Excess, koloristisch tausendmal mehr als ein Fortuny, geistreich mehr als französischer Boulevardesprit und fast so geistreich wie ein Japaner — ist Menzel ein Phänomen auf deutscher Erde, mit dem Herzen eines Preussen und mit dem Sarkasmus eines Berliners. Je mehr man an alle seine Eigenschaften denkt, um so weniger begreift man ihn und fühlt, dass doch die ersten zwei Drittel seiner Laufbahn noch nicht lange genug vorüber sind, um über sie definitiv zu urtheilen, und dass uns das letzte Drittel zu lebhaft angeht, um es ohne der Parteien Gunst und Hass zu sehen. Denn dieses letzte Drittel reizt in uns Gefühle der Gegnerschaft, weil wir jetzt grosse, friedsame Anschauung der Natur wollen und zwischen den sogenannten Naturalisten von heute und dem sogenannten Naturalisten Menzel — ach, ja — nur für die eine Verbindung besteht, die weder Menzel noch die Naturalisten von heute begreifen.



Rudolf von Gneist.

Geboren 13. August 1816; gestorben 22. Juli 1895.

Von

JOSEF REDLICH.

Mehr als ein Menschenalter ist verflossen seit jener Zeit, die man mit einiger Übertreibung die epische Zeit des preussischen Bürgerthums nennen könnte: und schon deckt der Rasen die meisten von den kampfesfrohen Helden der denkwürdigen Konfliktsperiode. Noch lebt zwar, in die Einsamkeit seines Sachsenwaldes vergraben, der damals unerschütterlich Stand gehalten all' den heftigen Angriffen der preussischen Demokratie jener Tage, Otto von Bismarck: auch in seiner Lebenskraft grösser und glücklicher als die Mehrzahl seiner alten Gegner, sieht er einen nach dem anderen von jenen Männern, denen schon seine Gegnerschaft allein historisches Andenken sichert, dahin sinken. Allerdings: die beiden Männer, die der Sommer dieses Jahres der spärlich gewordenen Schaar der alten Konfliktskämpfer entrissen hat, H. v. Sybel und Rudolf v. Gneist, haben, weit über jene geschichtliche Beziehung hinaus, selbstständige grosse Bedeutung erlangt. Nur eine, wenn auch entscheidende Etappe auf ihrer Lebensbahn, bildet jener historische Gegensatz, dessen innere Überwindung für sie zur Quelle grossen, das nationale Leben tief befruchtenden Schaffens geworden ist.

Das gilt vor Allem von jenem Mann, dessen Gedenken diese Zeilen gewidmet sind, von dem grossen Rechtslehrer und Rechtsschöpfer des geeinten Deutschland, Rudolf v. Gneist.

Wenn ich bei der Würdigung seines Lebenswerkes von jenen Jahren, da Gneist als einer der Führer der bürgerlichen Opposition seinen Namen in die weitesten Kreise des deutschen Volkes trug, meinen Ausgang nehme, so scheint mir dies wohlbegründet durch die grosse Bedeutung, welche der Verlauf jener äusseren Ereignisse für die innere Entwickelung des Mannes zur Folge gehabt hat. Die Jahre 1862—1866 bilden nicht so sehr die Grenzscheide als vielmehr die Brücke, die hinüberführt von der ersten grossen Lebensepoche Gneists, der Zeit des Lernens und Lehrens, zur zweiten Epoche, der Zeit der praktischen Erfüllung des Meisten von dem, was sich ihm als höchste Aufgabe zunächst theoretisch ergeben hatte. Nicht als unfertiger Kopf, sondern als ein vielerfahrener, vielbelehrter und gelehrter Mann ist Gneist zur Zeit der inneren politischen Krisis Preussens in die parlamentarische Opposition gegen die Regierung eingetreten: als aber die überraschende Gestaltung der Dinge der eisernen Beharrlichkeit, dem autoritären Selbstbewusstsein Bismarcks Recht gegeben hatte, da konnte Gneist um so entschiedener auf die Seite des Siegers treten, als er frühe den Widerspruch erkannt hatte, der die unhaltbaren Positionen des doktrinären Liberalismus von den Ergebnissen seiner eigenen wissenschaftlichen Forschung

längst schon schied. Als ein nothwendiges Resultat der ganzen inneren Entwickelung Gneists muss seine äussere politische Wandlung, die eine unbillige, kleinliche und kurzsichtige Kritik so oft und so bitter an ihm beurtheilt hat, von dem objektiven Betrachter seines Lebens erfasst werden. Es wird aber mehr als sonst hier darauf ankommen, den wissenschaftlichen Bildungsgang des Rechtsgelehrten Gneist in den Hauptzügen zu erfassen: der Politiker Gneist wird daraus erst verständlich und — für so manchen doktrinären Parteimann — auch entschuldigt sein.

Rudolf Gneist wurde geboren am 13. August 1816 zu Berlin. Aus einer preussischen Familie stammend, in welcher der militärische Beruf oder staatliche Beamtenstellung die Tradition bildete, war es nur natürlich, dass der junge Gneist, nach einer grossentheils auf dem Lande verlebten Kindheit, das Rechtsstudium ergriff, als er siebzehnjährig die Universität in Berlin bezog. Von allem Anfang betrieb er die Studien mit Eifer und durchlief rasch die Stadien der gewöhnlichen akademischen Ausbildung: 1836 zum Auskultator ernannt, habilitirte er sich bereits im Jahre 1839 als Privatdozent an der Universität. Schon seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten zeigen übrigens den aussergewöhnlich weiten Umfang seiner Bestrebungen und deuten auf den encyklopädischen Charakter, der ihm eigen war. Seine Doktordissertation (de recentiore literarum obligatione) betrifft eine sehr umstrittene Frage des römischen Schuldrechtes, seine zweite akademische Preisarbeit ist eine Abhandlung über „das Strafrecht des Sachsen- und Schwabenspiegels“ gewesen. Als Dozent las er zunächst über Kriminalrecht- und Strafverfahren, Civilprozess, dann aber auch über Römisches Recht; zugleich aber vertiefte der junge Gelehrte seine juristische Bildung durch ununterbrochene Praxis als Assessor, später als Hilfsrichter beim Kammergericht und Obertribunal. Obgleich nun Gneist in seinen ersten Vorlesungen sich am meisten mit dem täglichen Brote der deutschen Juristen, dem Pandektenrechte, beschäftigte, trieb ihn doch schon früh die Neigung dahin, wo das Grösste zu erreichen ihm beschieden sein sollte: zum Studium des öffentlichen Rechtes überhaupt, des Staats- und Verwaltungsrechtes im Besonderen. Äussere Anregungen mochten da viel beigetragen haben: seit 1841 benutzte er nämlich seine Ferien regelmässig zu Studienreisen nach England, Frankreich und Belgien. So erschloss sich frühe das reiche öffentliche Leben der Kulturländer des Westens dem empfänglichen Geiste des jungen preussischen Gelehrten und Richters; er lernte aus eigener Anschauung die grossen Verschiedenheiten der Rechtszustände Frankreichs und Englands kennen, gewann noch in seiner Jugend, was damals wenigen Landsleuten möglich war, ein eigenes selbstständiges Urtheil über die seit langem als Muster politischer Freiheit angepriesenen Staaten mit parlamentarischer Regierung. Und da ist nun für die weitere Entwickelung Gneists besonders günstig gewesen, dass er in der Schule Savignys, als Jünger der historischen Richtung, welche damals triumphirend

die deutsche Rechtsgelehrsamkeit beherrschte, ausgebildet worden war. So begann er sehr bald in der Vergleichung der heimischen Zustände mit denen Frankreichs und Englands die grossen Verschiedenheiten als Produkte der so verschieden gearteten geschichtlichen Entwickelung der drei Nationen zu erfassen. Daneben aber wirkte, wie Gneist später selbst erzählt hat, ein anderer rein praktischer Faktor mit, ihn vor allem zum Studium des englischen Staatswesens zu treiben. „Es waren Reformbestrebungen im deutschen Gerichtswesen," sagt er in der Vorrede zu seiner englischen Verfassungsgeschichte, „welche die Anknüpfung dafür gegeben haben. Aufgewachsen in der mühevollen, strengen Schule der preussischen Juristen, in einer Zeit, in welcher dem Richter die ganze Arbeit der Gestaltung des Prozesstoffes in persönlicher Verhandlung mit den Parteien oblag, gleichzeitig in mannigfaltigem Verkehr mit Land und Leuten im östlichen und westlichen Deutschland, in England und Frankreich, hatte ich die Vorzüge unseres Beamtenstaates und zugleich die Schwerfälligkeit und die Gebrechen unseres Geschäftsganges in Gericht und Verwaltung kennen gelernt." So ist Gneist von Anbeginn seiner Arbeit durch die praktische Thätigkeit auf neue wissenschaftliche Bahnen gelenkt worden: und das ist das Kennzeichen seiner ganzen Laufbahn gewesen, dass er, mehr wie jeder andere von den grossen deutschen Lehrern des Rechtes, Theorie und Praxis in bewundernswürdiger Weise in sich zu einem lebendigen Ganzen zu vereinigen wusste. Langsam allerdings reiften die Früchte seiner weitgedehnten Studien; erst im Jahre 1853 erschien als die erste derselben, seine Schrift über „Adel und Ritterschaft in England", die bei den Fachgenossen, so besonders bei R. v. Mohl, sogleich sehr beifällige Aufnahme fand.

Inzwischen hatten aber die bewegten Zeitläufe Rudolf Gneist zum ersten Mal aus dem Hörsaal auf den Markt des öffentlichen Lebens geführt: die Art und Weise, wie aber der junge Professor — seit 1844 war er Extraordinarius an der Berliner Universität — an den stürmischen Tagen des Jahres 1848 Antheil genommen, ist bezeichnend für seine Sonderart. Er hat sich nämlich nur nach einer Richtung aktiv zu betheiligen gesucht: im engsten Kreise des kommunalen Lebens wollte er zum Neuaufbau des preussischen Staatswesens behilflich sein, und so liess er sich denn zum Stadtverordneten in Berlin wählen, während er das ihm angebotene Mandat zur Nationalversammlung ablehnte. Überdies hatten ihn die märkischen Stände in das Frankfurter Parlament gewählt. In dem neuen Berliner Gemeinderathe, der mit der „Anerkennung der Revolution" sehr radikal einsetzte, um dann, nachdem die Reaktion eingetreten, desto zahmer zu werden, hat Gneist eine vielseitige, dem Detail der kommunalen Verwaltung zugewendete Thätigkeit entwickelt. Und obgleich die sehr originellen, von den herrschenden Schlagworten des Tages nur allzu abweichenden Ansichten Gneists ihm gerade damals mehr Feinde als Freunde verschafften, spielte er dennoch bald eine einflussreiche Rolle in der Versammlung. Über den Antheil, den er an all,

den Ereignissen im Sturmjahre genommen, hat Gneist schon im Jahre 1849 ein sehr fesselnd geschriebenes Memoire, „Berliner Zustände, Politische Skizzen vom 18. März 1848 bis zum 18. März 1849“ veröffentlicht, in welchem er seine Haltung nach beiden Seiten hin rechtfertigte, damit aber auch eine sehr anschauliche, noch heute als Geschichtsquelle wichtige Darstellung der öffentlichen Vorgänge verband. Schon in dieser Schrift werden aber auch die ersten Linien seines künftigen Lebenswerkes im allgemeinen Umriss erkennbar: anknüpfend an die übertriebenen Hoffnungen, welche die damalige Demokratie auf die Einrichtung einer sehr unklar gedachten Selbstverwaltung nach englischem Muster setzte, weist Gneist hier zum ersten Mal darauf hin, dass das englische Selfgovernement in Wirklichkeit etwas ganz Anderes sei, als das Bild, welches sich die populäre Auffassung davon gemacht habe. Das ganze 4. Kapitel der Schrift ist der „Selbstregierung“ gewidmet; und da setzt denn Gneist zum ersten Mal den Grundgedanken seiner Staatsauffassung auseinander, dass die freie kommunale Organisation der Gemeinden und Kreise die unerlässliche Vorbedingung sei für das Lebendigwerden der geschriebenen Verfassung, für die Existenz des modernen Rechtsstaates. „Die Ausbildung der Gemeinde-Verfassung, welche noch fehlt, ist die eine Hälfte des Verfassungswerkes“, ruft er warnend den Ideologen der konstitutionellen Lehre zu. Wer einige Kenntniss von den herrschenden Männern und Ansichten jener aufgeregten Tage hat, wird sich darüber nicht wundern, dass Gneist für seine Anschauung damals nur wenig Verständniss finden konnte. Ihn selbst aber mussten die Erfahrungen, die er als Stadtverordneter machte, die Ausbreitung seiner Kenntnisse von praktischer Kommunalverwaltung nur bestärken, auf dem betretenen Wege fortzufahren. Daneben tritt aber auch die allgemeine historische Auffassung des Staatsrechtes, die Gneist später zu so grossen Erfolgen führen sollte, bereits in dieser kleinen Schrift des Jahres 1849 sehr merkwürdig hervor. In scharfen Worten verurtheilt er die sozialen und Verwaltungszustände der Zeit vor dem Ausbruche der Revolution, charakterisirt in beissenden Worten den Geist, welcher die damalige altpreussische Beamtenschaft erfüllte, und deckt schonungslos die schweren Charakterschäden auf, welche das System der bisher absolut herrschenden Bureaukratie nothwendig mit sich bringen musste. „Wir haben“, sagt er nachdrücklich, „bisher keine Verfassung, sondern einen Administrationskunstbau“.

So ist die Revolutionsperiode zu einer für Gneists Ideenentwicklung sehr fruchtbaren Zeit geworden: das darauffolgende Dezennium lebte er neben der Thätigkeit als Stadtverordneter hauptsächlich seinen staatswissenschaftlichen Studien, deren erste grosse Frucht mit dem Erscheinen des „Englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechtes I. Theil“ im Jahre 1857 hervortrat. Im Jahre 1860 folgte der II. Theil, die Kommunalverwaltung betreffend. In wiederholten Umarbeitungen erweiterte und vertiefte Gneist sodann seine englischen Forschungen, bis sie endlich im Jahre 1862

abgeschlossen und nach deutscher Systematik eingetheilt, der Nachwelt in den drei grossen Werken vorlagen, die den Ruhm Gneists und der deutschen Wissenschaft auf diesem Felde unvergänglich machen: dem „Englischen Verwaltungsrecht“ in zwei Bänden, „Selfgovernement, Kommunalverfassung und Verwaltungsgerichte in England“, endlich der „Englischen Verfassungsgeschichte“ in einem Bande, als der Summe des ganzen, riesigen Rechtsstoffes. Ich habe schon vorhin das eigene Geständniss Gneists angeführt, das uns die Wurzel dieses völlig neuen, die deutsche Staatswissenschaft so ausserordentlich bereichernden Studiums blosslegt: aber jene praktischen Anregungen, die Gneist in seiner Thätigkeit als junger Richter erfahren hatte, und die ihn zu vollkommen neuer Auffassung des öffentlichen Rechtes drängten, hatten durch die Erfahrungen des Stadtverordneten Gneist weitere nachhaltige Förderung erlangt. In dem längst schon latent gewesenen, durch die Märzrevolution zum offenen Ausbruch gelangten Widerstreben der Bevölkerung wider die einförmig starre Herrschaft der absoluten, unverantwortlichen Bureaukratie war das populäre Schlagwort der Nothwendigkeit der „Selbstverwaltung“ zur herrschenden Phrase geworden. Man war aber, wie Gneist gerade in der Geschichte der Berliner Stadtverordneten-Versammlung drastisch zeigt, weit entfernt von einer klaren Vorstellung, was man an Stelle der bisherigen Einrichtung setzen wollte, indem man jenes Wort gebrauchte: im Grunde genommen zeigte sich nach dem wirklichen Verlauf der Dinge niemand unfähiger zur Selbstverwaltung und Selbstregierung als die preussische Demokratie des Jahres 1848, vielleicht desshalb, weil es ihr am allermeisten an der Selbstbeherrschung gebrach. In der That schien man unter dem ominösen Worte des Selfgovernement ein „möglichst wenig Regiertwerden“ zu verstehen. Aber es ist nur selbstverständlich, dass man mit solch' einem negativen Programm nicht im Stande war, nach dem Zusammenbruch des alten Preussen das neue Preussen aufzubauen. Gneist nun, durch seine bisherigen englischen Studien am besten befähigt, die Hohlheit dieser populär-demokratischen Verfassungsdoktrin zu erkennen, wurde sich gerade unter dem Eindrucke des Versagens der alten bureaukratischen Maschine in den Tagen der Revolution dessen bewusst, dass nicht in der möglichsten S c h w ä c h u n g der vollziehenden Gewalt, sondern in der besonderen Organisation derselben das Wesen des Selfgovernement, das Geheimniss der Freiheit des englischen Staatslebens, welche die Demokraten ohne wahre Kenntniss der englischen Zustände allezeit im Munde führen, verborgen liegen müsse. Dies Geheimniss zu lösen, war die grosse Aufgabe, der er sich nunmehr unterzogen, und die er in meisterhafter Weise gelöst hat.

Es ist unmöglich den ausserordentlichen Gewinn an staatswissenschaftlicher Erkenntniss, den Gneist's klassische Werke für uns bedeuten, hier in dem engen Rahmen eines Nachrufes mit wenigen Worten erschöpfend zu bezeichnen. Nach zwei Richtungen hat Gneist bahnbrechend gewirkt: ein-

mal, was die allgemeine theoretische Auffassung vom Wesen des Staates betrifft, sodann in Bezug auf das richtige Verständniss der englischen Rechtsinstitutionen auf dem Festlande. In erster Hinsicht muss man sich dessen bewusst sein, dass die grossen politischen Bewegungen des Jahres 1848 nicht nur äusserlich eine Fortpflanzung der Erschütterung im Inneren Frankreichs, sondern auch ihrem theoretischen Wesen nach Wirkungen der zuletzt in Frankreich ausgebildeten Naturrechtslehre vom Staate gewesen sind. Dieser trat nun in Deutschland die historische Richtung zuvörderst in der Rechtswissenschaft, sodann auch in der Volkswirthschaftslehre entgegen, bemüht an die Stelle eines unfruchtbaren, der wirklichen Gestaltung der Dinge entrückten Radikalismus den organischen, an das Bestehende anknüpfenden Fortschritt zu setzen. Zur wissenschaftlichen Erfassung des Staates und seines Rechtes hatte da gerade um die Mitte dieses Jahrhunderts Lorenz von Stein das Grösste gethan: in origineller Fortbildung Hegelscher Gedanken hatte er in der Geschichte der sozialen Bewegungen Frankreichs zum ersten Mal den Begriff der realen Gesellschaft und die naturnothwendige Abhängigkeit des jeweiligen Staatsrechtes von der Struktur derselben aufgezeigt. Diesen Gedanken ergriff nun Gneist mit all' der Lebhaftigkeit seines Geistes und machte ihn erst recht fruchtbar, da er daran ging, auf Grund der historischen Methode die Richtigkeit jener Auffassung an dem englischen Beispiel zu erläutern. So erwuchs ihm aus der tief eindringenden, das Ganze und das Einzelne, die Vergangenheit und die Gegenwart erfassenden Darstellung der englischen Verfassung jene Lehre vom Rechtsstaat, die seither mit seinem Namen dauernd verknüpft bleibt: dass der Staat jene Rechtsanstalt sei, die den vielen divergirenden Interessen der einzelnen Gesellschaftsschichten gegenüber, das Wohl und die friedliche Coexistenz der Gesammtheit zu sichern berufen sei. Alle inneren Kämpfe eines Staatswesens erscheinen ihm als „Versuche einer gesellschaftlichen Überfluthung über die vom Staatsrechte gezogenen Dämme.“ Die Grundlage der gesellschaftlichen Schichtung und demgemäss die Abgrenzung der gesellschaftlichen Machtsphären sind nicht durch das Recht, sondern durch die Vertheilung des Besitzes gegeben: das Güterleben regelt die Beziehungen der einzelnen sozialen Gruppen innerhalb des Staates. Daraus folgt nun evident die Abhängigkeit der grundlegenden Rechtseinrichtungen des Staates, seiner Verfassung und Verwaltung von der in bestimmten Besitzverhältnissen konstituirten Gesellschaft. Daraus folgt weiter, dass der Schwerpunkt des jeweiligen Staatsrechtes stets innerhalb jener Gesellschaftsschichte liegen muss, die nach der Vertheilung des Besitzes die herrschende ist. Endlich aber ergiebt sich gerade aus diesem Verhältniss von Staat und Gesellschaft für Gneist die wichtige Konsequenz, dass ein starkes Königthum und der von diesem berufene Staatsrath der unverrückbar feste Punkt sein müssen, an den alle organische Rechtsbildung allein mit Erfolg anknüpfen kann gegenüber den stets übermächtig hervortretenden gesellschaftlichen Sonderbestrebungen.

Das eigentliche Beweismaterial für diese Staatsphilosophie hat Gneist, wie schon bemerkt, die englische Verfassungsgeschichte geboten, wenn er auch, insbesondere in den späteren Umarbeitungen seiner Werke, immer mehr die preussische und französische Entwickelung herangezogen hat. Hier, in England, fand er verwirklicht, was anderswo nirgends so rein ausgebildet worden: die Überwindung und Einigung der gesellschaftlichen Gegensätze in den grossen Institutionen des öffentlichen Rechtes zur gemeinsamen staatlichen Arbeit. Das Selfgovernment ist ihm der bewunderswerthe „Zwischenbau zwischen Staat und Gesellschaft", der das vollbringt. „Zwischen dem Gesammtorganismus der Gesellschaft und dem Organismus des Staates erscheint," sagt er, „ein dauernder Gegensatz. Alle Einrichtungen des Staates mit ihrem Zwangscharakter und ihren fernliegenden Zielen stehen unabänderlich den nächsten Interessen der Gesellschaft entgegen. Bildet die Gesellschaft in dieser Richtung einen zusammenhängenden Organismus, so bedarf es eines staatlichen Gegenorganismus, welcher die gesellschaftlichen Interessen sich unterordnet, vereinigt und in steter Übung den Menschen zur Erfüllung seiner staatlichen Pflichten zwingt und gewöhnt. Dieser staatliche Gegenorganismus ist das Selfgovernement."

In diesen Sätzen ist der Kern der Gneist'schen Staatsauffassung gegeben. So wie Lorenz von Stein in seiner geistreich-dunkeln Manier aus dem „Begriff des Staates" und dem „Begriff der Arbeit" die unlösliche Verbindung der Staatsverfassung mit der Verwaltung, der Ordnung des „arbeitenden Staates" deduzirt, so gelangt Gneist auf dem historisch-induktiven Wege zu dem gleichen Ergebniss. Er geht aber darin um einen sehr bedeutenden Schritt weiter, dass er aus dem immanenten Verhältniss von Staat und Gesellschaft die Art dieser Verbindung beider genau bezeichnet; von den englischen Erfahrungen ausgehend, zeigt er, wie mit der Aufstellung des Zwischenbaues des Selfgovernement zwischen Staat und Gesellschaft dauernde Harmonie erreicht werden könne. Das ist die grosse Lehre gewesen, die er aus seinen Studien der westeuropäischen Rechtsgeschichte zog. Aus der geschichtlich entwickelten Natur der englischen Institutionen heraus gelangte Gneist jedoch auch zu einer positiven Definition des Selfgovernement: dieses ist nach ihm „die Verwaltung eines Landes, nach dessen Gesetzen durch persönliche Ehrenämter der höheren und Mittelstände mittelst Kommunal-Grundsteuern". In meisterhafter Weise hat Gneist bis in's letzte Detail aus dem schier unermesslichen englischen Rechtstoffe, dem Resultat einer 800 jährigen Entwickelung, diesen Satz als das Grundprinzip des englischen Staatswesens herausgearbeitet: er wies hier unwiderleglich nach, was er schon in seiner Schrift „über Adel und Ritterschaft in England" dargelegt, dass die ökonomisch herrschende Klasse Englands, die Gentry, seit dem 16. Jahrhundert die Trägerin der politischen Macht, der Pfeiler der Staatsverfassung durch die auf ihren Leib sich anpassende Ausbildung der Selbstverwaltung geworden ist. Darum sah er in dem Zustande des Landes am

Ende des 18. Jahrhunderts, zu welcher Zeit das klassische Selfgovernement seine höchste Vollendung erlangt hatte, auch den Höhepunkt der englischen Staatsentwickelung.

Hält man nun diese Auffassung von Staats- und Verwaltungsrecht, wie sie in Gneist zu Beginn der 60er Jahre bereits gereift war, zusammen mit der Staatslehre jener Partei, der sich Gneist, seitdem er im Jahr 1859 in den preussischen Landtag eingetreten, angeschlossen hatte, so wird man eher der Meinung sein, es müsse Gneist der Eintritt in das politische Treiben der liberalen Majorität weit schwerer geworden sein als später sein Übertritt zur Regierung nach dem überwältigenden Siege der Bismarckschen Staatskunst im Jahre 1866. Es ist schwer, hier die Gründe auseinanderzusetzen, die Gneist doch solange in der Opposition festgehalten haben: es mögen persönliche Momente reichlich mitgewirkt haben. Aber nochmals möchte ich in Anknüpfung an das zu Eingang Gesagte wiederholen: die innere Krisis, die mit dem Siege Bismarcks in dem Gefüge der liberalen preussischen Opposition eintrat, musste für Gneist auch eine innere Befreiung aus einer für ihn immermehr unhaltbar gewordenen Position bedeuten. Das lässt sich z. B. deutlich an seiner Behandlung der berühmten Frage nach dem Rechtsbegriff des Budgets erkennen. Man erinnert sich, dass die Verweigerung zunächst des Heeresbudgets, sodann des ganzen Etats den eigentlichen Kern des Konfliktes der Bismarckschen Regierung mit der Opposition bildete. Obgleich nun Gneist damals ein Wortführer der Linken war, musste er sich doch längst ganz andere Anschauungen als diejenigen seiner Partei gebildet haben. Denn schon im Jahre 1867 setzt er in seiner Schrift über „Budget und Gesetz“ auseinander, dass die englische Verfassung, weit entfernt von der konstitutionellen Doktrin, keineswegs die jährliche Annahme aller Einnahmeposten des Budgets zur Bedingung mache, dass vielmehr der überwiegende Theil der Einnahmen, der auf bestehenden Gesetzen beruht, wieder nur durch ein Gesetz, nicht aber durch einseitigen Beschluss des Unterhauses der Regierung entzogen werden könne. Schliesslich wies er nach, dass ein Gleiches auch aus der preussischen Verfassung von 1850 sich nothwendig ergebe.

Nunmehr, seit der Begründung des Norddeutschen Bundes, noch mehr, seitdem das Reich erstanden, begann für Gneist eine Zeit der fruchtbarsten Arbeit. Die Hoffnungen, im positiven Sinne rechtsbildend wirken zu können, die ihn nach seinem eigenen Geständniss bereits beim Eintritt in den Landtag erfüllt haben, sie konnten sich jetzt in ungeahnt weitem Gebiete erfüllen. Schon in seinen grossen Werken über die englische Verfassung hatte Gneist immer wieder mit Nachdruck hervorgehoben, dass der Ausbau des deutschen Rechtsstaates in origineller Weise die Gedanken des Selfgovernement als einer Verwaltung nach Gesetzen verwirklichen müsse. Und immer von neuem wies er auf die vorhandenen Formen echt deutscher Selbstverwaltung, besonders in der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung, als die Anknüpfungspunkte der Reform. So ist denn sein ganzes parlamentarisches Wirken als

Mitglied des Reichstages bis zum Jahre 1892, seine ganze publizistische und akademische Thätigkeit von nun an der Reform des öffentlichen Rechtes in Preussen, der Mithilfe bei den grossen Kodifikationen für das Reich unermüdlich gewidmet. Fast unübersehbar ist die Reihe der Schriften Gneists in dieser Periode: jede einzelne grosse Frage der Gesetzgebung findet in derselben ihre Vertretung. So, um nur einige zu nennen: Die preussische Kreisordnung 1870, ein Reformwerk betreffend, in welchem Gneist als Hauptberather der Regierung einige seiner Grundideen zur Durchführung bringen konnte, die Schrift über „Freie Advokatur“ 1867; Vier Fragen zur deutschen Strafprozessordnung, 1874, Die bürgerliche Eheschliessung 1869; Die konfessionelle Schule 1869, Zur Steuerreform in Preussen 1878, u. a. m. Aus den Debatten im Reichstage, an die sich die preussische Ministerkrise des Jahres 1878 anschloss, ging auch die bedeutende Schrift über „Gesetz und Budget“ im Jahre 1879 hervor: sie griff das schon vor 12 Jahren behandelte Thema nochmals auf und knüpfte daran die erste eingehende Behandlung eines Grundproblems des Staatsrechtes, nämlich des Verhältnisses von Gesetz und Verordnung im konstitutionellen Rechtsstaate. Daneben erchien das Werk, in welchem Gneist seine Lehre vom Wesen des Staates zusammenfasste: der vielangegriffene „Rechtsstaat“ 1872. Seinen englischen Studien entsprang als Spätling eine kürzere und populär gehaltene „Geschichte des englischen Parlamentes in 1000 jährigen Wandlungen“, 1886: endlich ist die grundlegende Arbeit Gneists für die Reform des deutschen Verwaltungsrechtes zu nennen, die bereits im Jahre 1869 erschienen ist unter dem Titel „Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nach englischen und deutschen Verhältnissen mit besonderer Rücksicht auf Verwaltungsformen und Kreisordnungen in Preussen“. Eine besonders fruchtbringende Thätigkeit hat Gneist auch als Begründer, Ausschussmitglied und seit 1871 als ständiger Vorsitzender des deutschen Juristentages entwickelt. Diese Stellung entsprach seiner der Theorie wie der Praxis des Rechtslebens gleich nahestehenden Geistesart in ganz besonderem Maasse. Eine grosse Anzahl seiner Broschüren, Gelegenheitsschriften, Reden und Vorträge hat hier ihren äusseren Anlass gefunden. Weniger erfolgreich, aber immerhin beachtenswerth ist seine Thätigkeit im Vereine mit dem Sozialpolitiker Böhmert gewesen: mit diesem zusammen gab er die Zeitschrift „Der Arbeiterfreund“ als das Organ des Berliner „Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen“ heraus. Auch an der Gründung des „Vereins für Sozialpolitik“ auf dem Eisenacher Tage von 1872 hat Gneist theilgenommen.

Schon die blossen Titel der verschiedenen Schriften, welche im Zusammenhange mit der vielseitigen praktischen Wirksamkeit Gneists entstanden sind, geben ein Bild von dem reichen, alle Zweige des staatlichen Lebens berührenden Interesse des Gelehrten und Politikers Gneist. Überall wirkte er anregend und belehrend, in den Fragen des Verwaltungsrechtes und

seiner Fortbildung entscheidend. Sein grosses Grundprinzip, dass nur in der Entwickelung der Selbstverwaltung als einer Pflicht der Einzelnen, nur in der konstanten Thätigkeit der Individuen als Träger und Vollstrecker des staatlichen Willens ein gesundes Staatsleben auf deutschem Boden erwachsen, diese aus der Tiefe der Erkenntniss germanisch-englischer Rechtsanschauung herausgehobene Idee hat er im weitesten Ausmaasse in seinem Vaterlande zur Durchführung bringen können. Und ebenso den zweiten Hauptgedanken seiner Lehre vom öffentlichen Recht, dass alle Verwaltung nach Gesetzen vollzogen werden müsse: die Schöpfung der heute in jedem Staate als unerlässlich angesehenen Verwaltungsjustiz ist durchaus ureigenes Werk Rudolf Gneists. In dieser Hinsicht hat er auch auf die Gesetzgebung ausserhalb des deutschen Reiches höchst befruchtend gewirkt.

Goethes tröstender Spruch: „Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter die Fülle“ hat Rudolf von Gneist bewährt gefunden wie selten einer. Es ist ihm vergönnt gewesen, nicht nur die Blüthe, sondern auch die Früchte aus den Keimen, die er gesäet, zu schauen und sich daran zu erfreuen.

Noch im Jahre 1891 konnte er mit Genugthuung erleben, dass der Schlussstein der preussischen Verwaltungsreform in dem Gesetze einer Landgemeindeordnung für die östlichen Provinzen des Königreiches gelegt ward. Ein ganzes Netz obrigkeitlicher Selbstverwaltung spannte sich über das Reich aus. Das blühende Kommunalleben der kleinen Städte sowohl als der neuen Riesenstädte des Reiches in den Formen der munizipalen Autonomie, die zahlreichen neugeschaffenen Formen der Mitwirkung der bürgerlichen Klassen an der staatlichen Verwaltung durch Ehrenämter, all' diese Errungenschaften der letzten Dezennien konnte Gneist mit berechtigtem Stolze als Resultat seiner Lehre, seines unermüdlichen Wirkens betrachten. Und dies mochte ihn auch darüber trösten, dass während des letzten Jahrzehnts mit der Abnahme seiner Kräfte auch seine Schaffenskraft, sein Einfluss im Reichstage nothwendigerweise nachliess.

Politisch trat Gneist in höherem Alter noch einmal bemerkenswerth hervor: als er im Jahre 1878 das Sozialistengesetz in einer besonderen Brochüre vertheidigte und so das Odium dieser dann mit solcher Härte ausgeführten Polizeigesetzgebung auch auf sich zog. Gneist ist von Anfang an eine konservative Natur gewesen: aufgewachsen in Traditionen einer ganz anderen Zeit als der Epoche des industriellen Kapitalismus, der in steigendem Maasse seit den sechziger Jahren Deutschland beherrschte, ist sein Blick eigentlich über jene Grenze nie hinausgegangen, die er selbst mit dem Wort: „besitzende Klassen“ bezeichnet. So ist ihm auch die gewaltige Entwickelung des Proletariats eine räthselhafte, ja feindselig berührende Erscheinung gewesen.

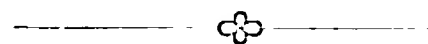
Dies ist ja nun überhaupt der Punkt, an dem eine Kritik der Gneistschen Lehre einzusetzen hätte: dass sie in ihrer induktiv-historischen Methode

an einem gewissen Punkte stehen bleibt, um dann wieder ebenso dogmatisch zu werden, als dies die Naturrechtsphilosophen gewesen sind. Sehr klar hat Gneist den gesellschaftlichen Untergrund aller Entwickelung des Staatsrechtes, der Verfassung, und Verwaltung herausgehoben: aber die eigentliche Natur dieser gesellschaftlichen Vorgänge hat er doch nur bis zu einem gewissen Punkte verfolgt, und gemeint, dass sie darüber nicht hinausgehen könnten. So ist denn auch seine praktische Auffassung des Selfgovernement — wenn auch historisch völlig richtig gesehen und erklärt — als Grundprinzip für die weitere Reform des öffentlichen Rechtes heute schon zum grossen Theil antiquirt: denn nur die alten auf den Grundbesitz aufgebauten Besitzeskategorien erschienen ihm als die wahren Träger der sozialen Macht und darum auch der Staatsverwaltung. Aus diesem Grunde sah er auch die englische Reformgesetzgebung dieses Jahrhundertes, die nothwendig der neuen industriellen Gesellschaft ihr Recht schuf, mit Trauer und Besorgniss als den beginnenden Ruin der wahren „Selbstverwaltung“. Aber gerade die Annahme der Gneist'schen Theorie vom Selfgovernement, der die tiefe sittliche Wahrheit zu Grunde liegt, dass nur in der Mitarbeit der Einzelnen für die Gesammtheit die wahre staatliche Freiheit gesichert sei, erfordert es, dass man mit der ökonomischen Entwickelung, mit dem Emporsteigen neuer gesellschaftlicher Schichten diese Theorie des Selfgovernement auch auf diese neuaufkommenden Massen ausdehne. Sonst gelangt man auch in der praktischen Rechtsentwicklung rasch dahin, wo die historische Schule der Jurisprudenz längst angekommen ist: nämlich beim historischen Doktrinarismus, der wohl für die Vergangenheit, nicht mehr aber für die Zukunft das Werden aller Dinge zugiebt. Doch es ist hier nicht der Ort, in eine Kritik der Gneist'schen Theorie einzugehen. Nur noch auf das eine soll hingewiesen sein: dass gerade die jüngste von Gneist so besorglich beurtheilte Entwickelung des öffentlichen Rechtes in England zeigt, wie tief der von Gneist zum ersten Mal erkannte Trieb des Briten zur freien Selbstverwaltung in der Nation eingewurzelt ist: auf dem neuen gesellschaftlichen Boden des England von heute sind wieder neue Formen eines demokratischen Selfgovernement im Emporblühen begriffen, die in der Zukunft eine eben so grosse Bedeutung für die nationale Entwickelung zu gewinnen bestimmt sind, als das im Niedergang befindliche obrigkeitliche Selfgovernement der alten Zeit bisher besessen hat.

Goethe sagt einmal in seinen Weisheitssprüchen: „Der ist der glücklichste Mann, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann“. In diesem Sinne ist Gneist gewiss einer von den Glücklichen gewesen. Und auch sonst verlief sein äusseres Leben ohne wesentliche Störungen: er hat so recht das Dasein eines modernen Gelehrten geführt, der über den Hörsaal hinaus in die Weite zu wirken strebt. An äusseren Ehren und Würden fiel ihm reichlich zu, was ihm vollauf gebührte: längst schon galt er als eine Zierde der nationalen Wissenschaft und stand als

solcher an grossen Gedenktagen des Vaterlandes in erster Reihe. So als er im Jahre 1875 die Festrede zur Enthüllung des Denkmals jenes Mannes hielt, dessen Werk fortzusetzen er seit jeher bemüht gewesen: des grossen Freiherrn vom Stein. In ähnlicher Weise vertrat er die Deutschen als Ehrengast der Vereinigten Staaten bei der Eröffnung der Pacificbahn im Jahre 1883. Im Jahre 1886 wurde er zum Ehrendoktor der Philosophie von der Universität Berlin und der Universität Edinburg, im Jahre 1888 als solcher von der Universität Bologna ernannt. Wenn auch die herrschenden Anschauungen unserer Zeit vielfach über seine Lehre hinausgingen, so hörte man doch stets aufmerksam auf seine Stimme und sein Urtheil. Sein letztes Werk (Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preussische Dreiklassen-Wahlsystem, 1894) hat allerdings wenig Beifall gefunden, obgleich es im Wesentlichen nur die Summe seiner wissenschaftlichen Lehren zog: mit Befremden nahm man da wahr, dass Gneist, der selbst schon im Jahre 1849 das Censuswahlrecht auf's Schärfste bekämpft und als völlig undeutsch verworfen hatte, nunmehr zu einem lebhaften Fürsprecher des preussischen Klassenwahlsystems — des elendesten aller Wahlrechte, wie Bismarck es im preussischen Landtag während der Konfliktsdebatten genannt — sich rückentwickelt hatte. Und weiter erscheint es gar seltsam, dass Gneist noch immer die moderne Gesellschaft in ständischen Formen gegliedert sich vorstellt. So wird also dieses letzte Buch Gneists dem Bilde seines wissenschaftlichen Charakters keinen bemerkenswerthen neuen Strich hinzufügen: es wird aber gewiss auch seinem Ruhm als Begründer des geschichtlich erforschten Staats- und Verwaltungsrechtes auf die Dauer keinen Eintrag thun.

Jedenfalls ist aber gerade dies letzte Buch ein Zeugniss für die bewunderungswürdige Rüstigkeit und Frische, deren sich der 78 jährige Verfasser bis zu den letzten Erdentagen erfreuen durfte. Ein reiches, um die deutsche Nation und die Wissenschaft hochverdientes Leben war zum Abschluss gebracht, als Rudolf von Gneist am 22. Juli dieses Jahres die Augen schloss. Sein Andenken wird dauernd fortleben als das eines Fürsten der deutschen Wissenschaft dieses Jahrhunderts, eines der schaffenskräftigsten Mitarbeiter an dem grossen Rechtsbau des neugegründeten Reiches, als das eines Forschers und Politikers, der ewig lebendige, seit langem verschüttete Quellen des deutschen Rechtslebens aufgegraben und so die staatliche Entwicklung seines Volkes, vor allem seines engeren preussischen Vaterlandes, nachhaltig und segensreich befruchtet hat.



Heinrich von Sybel.

Von
CONRAD VARRENTRAPP.

Auch in den Biographischen Blättern darf ein Wort der Erinnerung an Heinrich von Sybel nicht fehlen, an den Historiker der Begründung des neuen deutschen Reichs, der uns in diesem Sommer entrissen wurde, da wir eben das Gedächtniss an die Ereignisse von 1870 begingen. Wie sein grosser Lehrer, wie Ranke, ist auch Sybel bei seinen historischen Arbeiten nicht durch biographische Gesichtspunkte bestimmt; aber wie dieser hat auch er sie durch biographische Momente belebt und nachdrücklich hat er stets die Bedeutung der Persönlichkeiten in der Geschichte auch dem Meister gegenüber betont. Als in Rankes letzten Werken immer mehr die Menschen zurücktraten vor den Ideen, deren Träger sie sind, hob in ausgesprochenem Gegensatze zu ihm Sybel hervor, er sähe „in aller Geschichte die Menschen, die sich das Gedankenbild erschaffen, danach handeln und dafür einzustehen haben". Eingehend zu schildern, wie er selbst berufen und thätig war für die Ausgestaltung und Durchführung der Ideen, die in seiner Zeit das wissenschaftliche und politische Leben seiner Nation bewegten, kann nicht in den nachfolgenden Zeilen unternommen werden; in ihnen möchte ich nur versuchen, kurz an die Hauptpunkte seiner Thätigkeit zu erinnern, den Zusammenhang anzudeuten, in dem sie mit Sybels individueller und der Entwickelung seiner Zeit steht.

Eine Persönlichkeit wie die Sybels ist nicht durch die Landschaft zu erklären, in der sie das Licht der Welt erblickte; doch darf, wer ihn, wer seinen Unterschied von seinen Alters- und Arbeitsgenossen genauer verstehen will, nicht unbeachtet lassen, dass er im preussischen Rheinland aufgewachsen ist. In Düsseldorf ist er am 2. Dezember 1817 geboren, und nie hat er seine Anhänglichkeit an die rheinische Heimath, nie den Zusammenhang mit seinen rheinischen Freunden verleugnet. „Ich bin", sagte er 1875, als er von Bonn schied, „Rheinländer und bin es mit Stolz, nicht blos im Hinblick auf den Strom und die Berge und die herrlichen Reize der Natur; ich bin es mit Stolz auch im Hinblick auf die Landesgenossen, auf dies leicht erregbare, zu allem Guten rasch zu entflammende, von der Natur mit reicher Begabung ausgestattete rheinische Volk". Wer Sybel sah und sprach, dem trat aus seinen klugen Augen und Worten sofort entgegen, wie reich diesen Rheinländer die Natur mit den Gaben ausgerüstet hatte. die man als beste Eigenschaften rheinischen Wesens rühmt; aber mit seinem scharfen Blick erkannte er klar auch die Mängel und Schäden in seiner Heimath; sie aufzudecken und zu ihrer Abstellung, zur Besserung die Landesgenossen anzutreiben, hielt er sich verpflichtet, wie er selbst immer eifrig an der eigenen Bildung arbeitete. Auch von diesem Gesichtspunkte

aus legte er besonderen Werth auf die Verbindung des Rheinlands mit dem preussischen Staat, dem seine Vaterstadt kurz vor seiner Geburt eingefügt, in dessen Verwaltungsdienst sein Vater eingetreten war. Dieser stammte aus einem Geschlecht, aus dem viele Mitglieder als evangelische Pfarrer in der Grafschaft Mark gewirkt hatten[1]; als Sohn eines Subrektors in Soest und Pfarrers in Sassendorf ist auch er in Westfalen geboren, aber ganz ist er im Rheinlande heimisch geworden, vor allem durch seine Frau, die der alten rheinischen Familie Brügelmann angehörte. Glückliche Jugendjahre waren unter der liebenden Obhut dieser Eltern ihrem frühreifen ältesten Sohne beschieden; besonders bedeutsam war auch für ihn, dass in nahem freundschaftlichen Verkehr mit ihnen die Männer standen, die damals Düsseldorf zu einem wichtigen Mittelpunkt litterarischer und künstlerischer Bestrebungen erhoben, Immermann, Schnaase und Üchtritz, Felix Mendelssohn und die Meister der neu begründeten Düsseldorfer Akademie. Sybel erfuhr hier, wie er später sagte[2], „welch ein Segen es ist, in jugendlich empfänglicher Zeit zu richtiger Ausbildung des Schönheitssinns angeregt zu werden“. Förderung seiner ästhetischen Bildung, musikalische Genüsse besonders, brachte ihm dann auch seine Studienzeit an der Berliner Universität, die er schon 1834, noch nicht ganz 17 Jahre alt, bezog und bis 1838 besuchte; hier hat er die bestimmende Anregung für seine Zukunft durch Leopold Ranke empfangen.

Wie er dessen geniale Kraft bewunderte, wie viel er ihm dankte, hat Sybel selbst in warmen Worten in seinem Nachruf auf Ranke hervorgehoben; er war ihm besonders auch dafür dankbar, dass er nie ihr nahes Verhältniss trüben liess durch die offen ausgesprochene Verschiedenheit ihrer Naturen und ihrer Ansichten. Sie zeigt sich in ihren litterarischen Arbeiten, noch mehr in ihrer Stellung zum öffentlichen Leben. Von Ranke'schen Anregungen ausgehend, hat Sybel in seinem ersten bedeutsamen historischen Buch, seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges, die er, noch nicht 24 Jahre alt, 1841 veröffentlichte, die Unhaltbarkeit der legendarischen Erzählungen über Peter von Amiens und Gottfried von Bouillon dargethan; aber schon hier und noch mehr in seinem drei Jahre später erschienenen Werke über die Entstehung des deutschen Königthums ist deutlich seine selbstständige, seine von des Meisters abweichende Art zu bemerken. Die Schärfe, mit der er seine Urtheile formulirte, wurde wohl durch die in diesem Buche bezeugten juristischen Studien gefördert, die Sybel unter Savignys Leitung begonnen hatte. Grossen Eindruck hatte dessen Pan-

---

[1]) Vgl. über sie und namentlich über Sybels Vater die 1890 von Sybels ältestem Sohn, dem Regierungsrathe F. von Sybel veröffentlichten Nachrichten über die Soester Familie Sybel, über Sybels Mutter besonders Putlitz, Immermann I. 206 ff.

[2]) In seinem Vorwort zu den 1884 veröffentlichten Erinnerungen an Friedrich von Üchtritz; vgl. auch seine an den Vertreter der Düsseldorfer Akademie bei dem Bonner Jubiläum 1868 gerichteten Worte in dem offiziellen Festbericht S. 28 ff.

dektenvorlesung auf ihn gemacht; Ranke und Savigny dankte er nicht nur die wissenschaftliche Schulung seines Geistes: von ihnen überkam er auch den Gegensatz gegen die naturrechtlichen Anschauungen, die das vorige Jahrhundert und noch in unserem weite Kreise des deutschen Bürgerthums beherrschten. Andererseits war auch Rankes freier und tiefer historischer Blick nicht getrübt durch die romantische Verherrlichung des Mittelalters; aber wohl hatte der konservative Freund und Verehrer Friedrich Wilhelms IV. lebhafte Sympathien für die Träger dieser Ideen. Seinem stets besonders nach Klarheit strebenden, aus dem rheinischen Bürgerthum hervorgegangenen Schüler waren sie dagegen von Grund aus antipathisch; ihren schädlichen Einfluss in Wissenschaft und Leben zu bekämpfen, fühlte er sich wie die Mehrzahl seiner geistig regsamen Altersgenossen getrieben. So hoch er die ästhetische Bildung schätzte, doch betrachtete er von vornherein nicht mit den Augen des Ästhetikers, sondern mit dem Blick des Politikers die historischen Dinge, und nicht auf Schauen und Erkennen glaubte er sich beschränken zu dürfen. Ihm erschien es als der natürliche Beruf des „Gelehrten, aus seiner Wissenschaft die Quelle abzuleiten zur Befruchtung des öffentlichen Bodens und umgekehrt in dem Boden des öffentlichen Lebens wieder die Quelle reicher wissenschaftlicher Belehrung aufzusuchen“.

Früh hat gerade nach dieser Richtung Niebuhr mächtig auf ihn gewirkt; in ihr wurde er bestärkt durch die Bedürfnisse und Forderungen seiner Zeit, durch die Eindrücke, die er in den Jahren steigender Gährung im Vaterland, die er in der rheinischen Heimath empfing, an deren Universität er sich schon 1840 habilitirt hatte und 1844 zum ausserordentlichen Professor ernannt wurde. Um den geschichtlichen Standpunkt zur rechten Würdigung seiner heimathlichen Umgebung zu gewinnen, durchforschte er die ältere rheinische Geschichte; umgekehrt verwerthete er zur Aufklärung der öffentlichen Meinung seine gelehrten Kenntnisse und seine wissenschaftliche Methode in der kritischen historischen Untersuchung, die er 1844 zusammen mit seinem Freunde Gildemeister veröffentlichte, als die Ausstellung des heiligen Rocks in Trier die weitesten Kreise erregte.

Ein Jahr darauf begann er seine Wirksamkeit als ordentlicher Professor der Geschichte in Marburg. Auch hier hat er zunächst mit entlegenen Jahrhunderten sich beschäftigt, eingehend namentlich die ökonomischen, politischen und geistigen Zustände in der Zeit des römischen Kaiserreichs studirt; daneben aber hielt er Vorlesungen über neue und neueste Geschichte und vertiefte sich eifrig in Burkes Schriften, Briefe und Reden. Welch grossen Einfluss dieser auf seine historisch-politischen Anschauungen geübt hat, mit welch lebhaftem Interesse Sybel, wie der grosse englische Redner, die politischen Bewegungen seiner Zeit verfolgte, das beweisen, wie andere 1846 und 1847 von ihm veröffentlichte Abhandlungen, so namentlich seine Beleuchtung der „politischen Parteien im Rheinlande“. Wer von Sybels politischen Ansichten und ihrer Entwickelung eine deut-

liche Vorstellung gewinnen will, wird diese Schrift besonders beachten müssen; klar ist hier bereits von ihm begründet, warum er zugleich die ultramontanen und feudalistischen und die radikalen Tendenzen bekämpfte und den konstitutionellen Rechtsstaat forderte. Gegen die gleichen Gegner, für konstitutionelle Reformen und für Deutschlands Einigung unter Preussens Führung suchte er dann, als 1848 die Revolution zum Ausbruch gekommen war, auch in parlamentarischer Thätigkeit in Kassel und Erfurt zu wirken. Dass er und seine Gesinnungsgenossen das erstrebte Ziel nicht erreichten, machte auch ihn nicht irre an ihren Grundanschauungen; dadurch, dass er wie früher die rheinischen Ultramontanen, so jetzt das Walten des Kurfürsten von Hessen und des Ministeriums Hassenpflug und die sie stützende österreichische Politik aus nächster persönlicher Anschauung kennen lernte, wurde sein Gegensatz zu ihnen nur verschärft; aber wohl erkannte er, dass mit anderen Mitteln gegen sie zu kämpfen und für seine politischen Ideale zu arbeiten sei. Auf das Wirksamste hat er diesen gedient, indem er nach den Stürmen der Revolution seine gesammelte Kraft der Thätigkeit zuwandte, für die er besonders befähigt und geschult war, wissenschaftlicher historischer Arbeit, sie aber jetzt ganz vornehmlich auf die neue Geschichte richtete.

Mannigfach hat das Regiment des letzten Kurfürsten von Hessen auch die Marburger Hochschule geschädigt; viel Erfreuliches bot das Leben an ihr doch dem Menschen und dem Gelehrten. Wer einmal aus den Fenstern des Hauses geblickt hat, das Sybel hier sich erwarb, der versteht, wie ihn die Natur entzückte und erfrischte, die ihn hier umgab; wie in Bonn fand er auch hier Erquickung des Gemüths in seiner Familie, die er schon in seinem 24. Jahr durch die Verbindung mit der Tochter des Darmstädter Ministerialraths Eckhardt begründet hatte, und in nahem freundschaftlichem Verkehr mit gleichstrebenden Altersgenossen. Die gemeinsamen politischen Kämpfe führten ihn mit manchen trefflichen Söhnen des hessischen Volks zusammen, das eben in diesen leidensvollen Tagen seine besten Eigenschaften, seinen Rechtssinn und seine Charakterstärke bewährte: gleichzeitig mit ihm war Gildemeister von Bonn nach Marburg berufen und neben diesem wirkten auch andere Kollegen, so besonders Zeller und Bruno Hildebrand anregend auf Sybels Studien. Hildebrand widmete ihm seine 1848 erschienene „National-Ökonomie der Gegenwart und Zukunft“; die in ihr erörterten sozialen Wirthschaftstheorien und ihre Folgen genauer zu studieren, wurde dann Sybel durch die Revolution dieses Jahres veranlasst. Die damaligen kommunistischen Bestrebungen legten ihm den Gedanken nahe, zu schildern, welches Elend durch ähnliche Bestrebungen zur Zeit der französischen Revolution herbeigeführt sei, und da er in den Bearbeitungen ihrer Geschichte genügende Aufklärung nicht fand, begann er zunächst zu diesem Zweck die Quellen über die französische Geschichte dieser Zeit zu studiren. Wie ihm Ranke voraus sagte, fesselten diese Studien

ihn länger, als er zuerst angenommen hatte, zwangen sie ihn auf seine Forschungen über die Geschichte des römischen Kaiserreichs zu verzichten. Denn bald fand er, „dass von den ökonomischen Katastrophen der grossen Revolution ein deutliches und haltbares Bild nicht zu gewinnen sei ohne eine allseitige Kenntniss jener bewegten Jahre, ihrer politischen Ideale, ihrer wilden Parteikämpfe, und vor Allem ihrer Kriegspolitik nach aussen, die in jedem wichtigen Moment den Ausschlag gegeben hatte“[1]; auch über die Politik der mit dem revolutionären Frankreich kämpfenden Mächte bestrebte er sich in das Klare zu kommen und auch da überzeugte er sich, dass dies nur möglich sei durch archivalische Studien. Was er aus den erst allmählich ihm eröffneten mehrfach noch mit dem „Staub des vorigen Jahrhunderts“ bedeckten Akten erforschte und mittheilte, bot nicht nur viele Aufklärungen über einzelne Punkte: wie einst die von Romantikern über mittelalterliche Ereignisse, so zerstörte Sybel hier die von den Anhängern der französischen Revolution verbreiteten Legenden, indem er ihnen ein mit scharfem politischen Blick gezeichnetes Bild des aus zuverlässigen Quellen kritisch erforschten Thatbestandes entgegensetzte. Deutlich wurde hier zuerst nachgewiesen, in wie engem Zusammenhang die soziale und die politische Entwicklung Frankreichs, seine revolutionäre Politik im Innern und sein kriegerisches Vorgehen nach Aussen, die aggressiven Bestrebungen der französischen Demokratie und des russischen Czarenthums, der Krieg im Westen und die polnischen Theilungen standen; scharf beleuchtet wurde hier wie die französische und russische auch die österreichische und preussische Politik, klar gezeigt, wie gerade durch ihre europäischen und französischen Gegner die französischen Republikaner und noch mehr Napoleon gefördert wurden.

Dass Sybel die verschiedenartigen Fähigkeiten in sich vereinte, deren Besitz er vom Historiker forderte, dass er zugleich kritischer Forscher, politischer Sachverständiger und darstellender Künstler war, dafür liefert diese wissenschaftliche Hauptarbeit seines Lebens den besten Beweis; ihre epochemachende Bedeutung ist auch durch die spätere deutsche und französische Litteratur bezeugt. In wichtigsten, zum Theil lebhaft angefochtenen Punkten ist durch sie Sybels Auffassung bestätigt; anregend hat sein Buch

[1] So Sybel selbst in seinen 1886 in der Deutschen Revue veröffentlichten „Pariser Studien“, den einzigen autobiographischen Aufzeichnungen, die bei seinen Lebzeiten gedruckt sind. Beachtenswerth für seine Auffassung der politischen Verhältnisse in Hessen ist seine kurze Vorbemerkung zu den Mittheilungen aus den Memoiren des Minister Koch, die Otto Hartwig über die „Schwerenothskommission“ 1881 publizirte, für seine Münchener Zeit der 1883 herausgegebene, unten benutzte Bericht über die historische Kommission. Interessante Sätze aus handschriftlichen autobiographischen Aufzeichnungen Sybels, die sich im Besitz seines ältesten Sohnes befinden, theilte ganz neuerdings Bailleu in seinem auch sonst sehr beachtenswerthen ausführlichen Aufsatz über Sybel im Oktoberheft der Deutschen Rundschau mit; ebenso freut es mich, noch bei der Korrektur dieser Seiten einen Hinweis auf die Nachrufe hinzufügen zu können, die dem Begründer der Historischen Zeitschrift in ihrem neuesten Hefte von Meinecke und Oldenbourg gewidmet sind.

auch auf solche Arbeiten gewirkt, durch die unter Heranziehung neuer Quellen über den selbstverständlich von ihm nicht erschöpften gewaltigen Stoff uns neue Aufklärung gebracht ist. Sind dadurch von ihm abweichende Ergebnisse gewonnen und neue Fragen angeregt, so hängt dies zu nicht geringem Theil gerade mit der Stärke zusammen, in der er hier seine und seiner Zeit Eigenthümlichkeiten ausgeprägt hat. Treffend bezeichnete er, indem er Angriffe auf Ranke zurückwies, als dessen charakteristische Vorzüge seine „reine und weite Auffassung für die Mannigfaltigkeit der Dinge und die individuelle Eigenthümlichkeit der Zeiten, Völker und Personen"[1]) und seine Meisterschaft in der Würdigung der Mittel des handelnden Staatsmanns; aber „wie alles Menschliche seine Kehrseite" habe, so erörtert Sybel, erkläre sich daraus auch, dass bei Ranke ein scharfes ethisches Urtheil zuweilen sich vermissen lasse, das allgemein Menschliche zu sehr hinter den Erwägungen des Politikers zurücktrete. Demgegenüber sah er einen Fortschritt der deutschen Geschichtschreibung sich entwickeln aus der veränderten Stellung seiner Altersgenossen zum Staat, daraus, dass sie zugleich „grössere Klarheit und intensivere Kraft des nationalen Gefühls, praktische Mässigung und eingehende Sicherheit des politischen Urtheils, positive Wärme und freien Blick in der sittlichen Auffassung" in ihren historischen Arbeiten bewährten. Es ist nicht unbegreiflich, dass heute umgekehrt die Gefahren und Einseitigkeiten der von politischen Gesichtspunkten durchdrungenen Geschichtschreibung besonders stark betont werden, auf die schon Ranke hinwies; nachdrücklich hat aber auch er die Berechtigung dieser Gattung der Historiographie anerkannt, in seinem „historischen Testament" seine Freude über den Fleiss und die Kraft ausgesprochen, mit denen „jüngere Generationen den Moment zu erfassen suchten". Und wohl wird, auch wer mit Sybels Formulirung der hier berührten prinzipiellen Fragen und mit seinem Urtheil über Ranke nicht übereinstimmt, anerkennen müssen, welche Förderung durch die von Sybel bezeichnete Richtung, wie einst durch die nationalen Bewegungen im 16. und im Beginn unseres Jahrhunderts, die deutsche Geschichtschreibung empfing, wie unter seinen Altersgenossen, deren Programm er 1856 entwickelte, besonders er selbst bahnbrechende Verdienste um die Wissenschaft und zugleich um die politische Erziehung unseres Volks und damit um die Vorbereitung des nationalen Staats sich erwarb. Er war durchaus einverstanden mit dem in seiner historischen Zeitschrift zuerst gedruckten, treffenden Satze Rankes, dass wenn die Wissenschaft auf das Leben wirken solle, sie vor Allem Wissenschaft sein müsse; mit ernstem Eifer strebte er daher unabhängig von den Schlagworten des

---

[1]) Siehe diese Worte Sybels in seiner auch für seine Beurtheilung anderer deutscher Historiker interessanten Besprechung von Kurz' Litteraturgeschichte in der Hist. Zeitschrift III 251 ff. und vgl. seine Rede über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung in seinen kleinen Historischen Schriften I 343 ff. und seinen Nachruf auf Ranke in der Hist. Zeitschrift LVI, 463 ff.

Tags und den Meinungen der Autoritäten den historischen Thatbestand aus den kritisch durchforschten Quellen nach den Prinzipien historischer Methode zu ermitteln; auch Ranke erkannte es an, wie er sie auch in der neuen Geschichte zur Geltung zu bringen wusste. Und einer Annäherung an das auch von Ranke erstrebte Ziel, einer klareren Erfassung der Hauptzüge der von Sybel geschilderten historischen Verhältnisse und Persönlichkeiten diente die Energie, mit der er ihre reale politische Bedeutung für ihre Zeit und für die Gegenwart zu beleuchten, mit der er scharf seine Urtheile zu formuliren strebte; sind dabei auch die Kehrseite seiner Vorzüge und die Schranken der Auffassung seiner Zeit zu erkennen, so hat er doch dadurch nur um so wirksamer zur Lösung der dieser Zeit vornehmlich gestellten Aufgaben beigetragen. Da er jetzt vorwiegend historische Stoffe behandelte, die „mit dem Leben der Gegenwart lebenden Zusammenhang hatten“, fühlte er sich begreiflicher Weise noch mehr denn früher getrieben auch für dies die Ergebnisse seiner Forschungen zu verwerthen, sie „als fruchtbringendes Kapital in den Verkehr des Vaterlandes zu werfen“. Und solches Streben zu bethätigen, gab die weitere deutsche Entwicklung ihm besonderen Anlass, zumal an den Orten, an denen er die Geschichte der Revolutionszeit, die er in Marburg nur bis zum Frühjahr 1794 behandelt hatte, zuerst bis 1795 und dann bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fortsetzte und ihre älteren Abschnitte neu bearbeitete.

Eine von der Marburger wesentlich abweichende Umgebung und Wirksamkeit fand Sybel zunächst in München, wohin er 1856 von König Max II. von Bayern berufen wurde. Wie ernst der feinsinnige Fürst für die Förderung wissenschaftlicher und insonderheit historischer Studien sich bemühte, welche Fülle von Anregungen der Kreis der damals in München vereinten hervorragenden Gelehrten und Künstler jedem seiner Mitglieder bot, hat Sybel selbst in seinem Bericht über die historische Kommission bei der Münchener Akademie hervorgehoben, die der König nach Rankes und Sybels Vorschlägen ins Leben rief. Als ihr Sekretair für ihre grossen wissenschaftlichen Unternehmungen entfaltete Sybel zuerst sein organisatorisches Talent, das er auch bei der damals von ihm begründeten historischen Zeitschrift bewährte; jüngere geeignete Mitarbeiter wurden von ihm durch das erste staatlich unterstützte historische Seminar herangebildet, das jetzt hier gestiftet wurde. Ganz andere Bedeutung als in Bonn, wo der junge Dozent neben sechs älteren Vertretern seines Fachs gestanden hatte, und in Marburg, dessen Universität damals nur etwas über 200 Studenten zählte, gewannen in München auch Sybels Vorlesungen, und auf noch viel weitere Kreise wirkte er durch die öffentlichen Vorträge, in denen er unter Anderem die Kreuzzüge, Eugen von Savoyen und Katharina II., die Erhebung Europas gegen Napoleon schilderte. Dass er dabei das nationale Gefühl seiner Hörer belebte und sie über wichtige Punkte der neuen deutschen Entwicklung aufzuklären suchte, war auf diesem Boden zu dieser Zeit von besonderer Bedeutung. Unmittelbar nachdem

durch die Krankheit Friedrich Wilhelms IV. und den Eintritt der Regentschaft in Preussen eine neue Ära herbeigeführt war, wurde ja eine solche auch für die deutsche Frage durch den Krieg von 1859 eröffnet; mit Kummer sah Sybel, wie in seiner Umgebung das nationale Gefühl missleitet, wie die öffentliche Meinung Süddeutschlands gegen den Staat aufgeregt wurde, der allein nach seiner schon 1848 vertretenen und durch alle Erfahrungen und Studien der folgenden Jahre befestigten Überzeugung den Deutschland drohenden Gefahren wirksam begegnen, durch den allein die nationalen Wünsche erfüllt werden konnten. Um so mehr hielt er sich verpflichtet, die wahren Motive der Leiter und Gegner der preussischen Politik und vor allem Preussens Bedeutung für Deutschlands Zukunft nachdrücklich zu betonen. Desshalb beleuchtete er „die Fälschung der guten Sache durch die Augsburger Allgemeine Zeitung", desshalb wirkte er eifrig dazu mit, ihr gegenüber in dem Hauptquartier der Gegner selbst ein Organ für die Vertretung der kleindeutschen Ansichten in der Süddeutschen Zeitung zu schaffen. Und in Zusammenhang damit stand, dass er jetzt vom nationalen Standpunkt aus auch die Politik unserer mittelalterlichen Kaiser kritisirte und von den Gegnern herausgefordert mit Freuden seine Erörterungen über sie bis zur Gegenwart fortsetzte. Indem er Österreichs Stellung zu Deutschland in den letzten Jahrhunderten schilderte, begründete er dadurch seine Ansicht, dass „keine andere Verfassungsform historische Berechtigung habe als jene des engeren Bundes neben Österreich und des weiteren Bundes mit Österreich", und sprach seine Überzeugung aus, „dass es, so sicher wie die Ströme seewärts fliessen, zu einem solchen Bunde unter Leitung seines stärksten Mitglieds kommen wird."

Als er diese Sätze schrieb, konnte er nicht voraussehen, dass so bald, wie es geschah, das hier bezeichnete Ziel erreicht, aber auch nicht, dass zuvor ihm selbst noch heftige Kämpfe mit dem Staatsmanne beschieden sein würden, der auch seinen Wünschen und Hoffnungen die Erfüllung bringen sollte. Nicht mehr in München ist seine historisch-politische Abhandlung über die „Deutsche Nation und das Kaiserreich" veröffentlicht; bei den Schwierigkeiten, auf die seine Stellung in Bayern stiess, folgte er 1861 einem Rufe nach Bonn als Nachfolger Dahlmanns. Freudig wurde er in der rheinischen Heimath empfangen, man glaubte seine Kraft auch für die politischen Kämpfe verwerthen zu müssen, von Crefeld wurde er als Abgeordneter in den preussischen Landtag entsandt. Als er nach Berlin kam, fand er hier bereits den Streit über die Reorganisation der Armee entbrannt. Er war von dem Wunsch nach einer Kräftigung des Heeres erfüllt, gern hätte er gesehen, dass über sie seine liberalen Freunde mit der Regierung sich verständigten; so suchte er zunächst auch als Abgeordneter für vermittelnde Vorschläge zu wirken; ihre Annahme aber konnte er nicht erreichen. Dagegen sah er in dem weiteren Vorgehen der Regierung eine Verletzung der Verfassung. Ihr gegenüber hielt er, der nach seinen histo-

rischen Studien in dem Verfassungsstaat die Blüthe der preussischen Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte erblickte, entschiedene Opposition für geboten. In scharfen Reden bekämpfte er Bismarck, dessen geniale Persönlichkeit und dessen politische Pläne auch er damals nicht richtig zu würdigen vermochte. Aber nicht blos ein Augenleiden zwang ihn dann den parlamentarischen Kampf aufzugeben: früher als die meisten seiner Gesinnungsgenossen, noch während der Wirren über Schleswig-Holstein, überzeugte er sich davon, wie energisch und geschickt der von so verschiedenen Seiten bekämpfte Minister das Interesse des preussischen Staats zu vertreten wusste, dessen Förderung auch ihm stets vor allem am Herzen lag. Noch mitten in den Tagen des Konflikts, im Mai 1865, pries er die Vorzüge dieses Staats, schilderte er den Segen, den seinem rheinischen Heimathland die Verbindung mit Preussen brachte, erklärte er: „Wie dieses Preussen einmal ist, mit seinen Schroffheiten und Schwächen, mit seiner Tüchtigkeit und Kraft, mit seiner grossen Geschichte und seiner gewaltigen Zukunft: wir gehören zu ihm, wir wollen zu ihm gehören und zu keinem anderen.“ Man versteht danach, wie freudig er die Erfolge des Krieges von 1866 begrüsste; eifrig half er 1867 im konstituirenden Reichstag des norddeutschen Bundes mit die Verfassung für ihn zum Abschluss zu bringen; in publizistischen Erörterungen suchte er über die Berechtigung und die für Europa heilvollen Folgen der preussischen Politik auch Franzosen und Engländer aufzuklären. Und nach den Siegen von 1870 pries er[1]) dankbar bewegt die „Gnade Gottes, durch die auch ihm in so unendlich herrlicher Weise der Inhalt alles Wünschens und Strebens erfüllt war“. Aber, wie er schon 1872 es aussprach, „steigen ist schwer; sich auf der Höhe behaupten ist schwerer“; so mahnte er am Denkmal Steins, in doppeltem Maass den Pflichten zu dienen, deren Erfüllung in und seit Steins Tagen Deutschland emporhob, festzuhalten an seiner Gesinnung, an seiner Auffassung des Staats.

Die grossen Kämpfe der letzten Jahre hatten Sybel in den politischen Gedanken bestärkt, die er schon vor 1848 vertreten, die er dann durch seine thätige Theilnahme am politischen Leben und seine grösste historische Arbeit weiter in sich ausgebildet, für die er gerade durch diese bedeutsam gewirkt hatte; bestimmter entwickelte er sie jetzt in klaren und warmen volksthümlichen Erörterungen vor weiteren Kreisen. Indem er zeigte, „was wir von Frankreich lernen können“, und nachdrücklich „die starken Seiten der Franzosen im menschlichen Verkehr, in Ackerbau und Industrie, in Wissenschaft und Kunst“ betonte, warnte er davor, in Politik und Religion in ihre Schwächen zu verfallen. Die von Frankreich aus weit verbreiteten politischen Schlagworte von der Freiheit waren ja in Deutschland nicht nur durch die konservativen Meister der historischen Schule bekämpft worden;

[1]) In einem Brief an Hermann Baumgarten, aus dem die oben angeführten Worte Marcks in seiner Einleitung zu dessen Aufsätzen Seite LXXI mittheilte, die auch sonst manche interessante Beiträge zu Sybels Kentniss liefert.

ihnen gegenüber hatte namentlich Dahlmann auf das englische Vorbild hingewiesen, hatte er in der Politik Berücksichtigung der gegebenen Zustände verlangt. Aber wie in Wahrheit die Zustände in Frankreich und England beschaffen waren, wie eng die von Dahlmann fast ausschliesslich beachteten Verfassungsfragen mit den sozialen Verhältnissen zusammenhingen, darüber gaben erst Sybels Forschungen und die tiefgreifenden Untersuchungen von Rudolf Gneist über die englische Selbstverwaltung die nöthige Aufklärung: eben weil Beide klarer die realen Verhältnisse, den Unterschied der preussischen und deutschen von der französischen und englischen Entwicklung würdigten, wirkten sie erfolgreich für die Verbreitung, Weiterbildung und Durchführung der ethisch-politischen Gedanken, die in Steins Reformen ausgeprägt waren. Wie Stein, wie Gneist betonte auch Sybel den engen Zusammenhang politischer Rechte und Pflichten, wollte auch er, dass die Verfassung, die „nicht nach allgemeinen Lehrsätzen zu erfinden, sondern überall aus den vorhandenen Zuständen herauszubilden“ sei, „geordnete Freiheit fördere zu freudiger Hingabe an das Ganze“, betrachtete auch er den Staat als eine „Schule für den Charakter der Menschen“. Von diesem Standpunkt aus bekämpfte auch er zugleich den „selbstsüchtigen Individualismus“ und die „radikale Gleichmacherei“; er erklärte, dass der Staat berechtigt und verpflichtet sei, das Privateigenthum zu „nöthigen, die für das Gesammtwohl erforderlichen Schranken, Formen und Leistungen auf sich zu nehmen“; aber noch bestimmter trat er für den Schutz des Eigenthums und der bestehenden Ordnung gegenüber den Lehren und Forderungen der Sozialdemokratie ein. und zwar um so entschiedener, je mehr er diese durch die von ihm bekämpfte Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechts gefördert und auch bei seinen Schülern und Gesinnungsgenossen sozialistische Stimmungen sich verbreiten sah. Vor Allem aber hielt er für geboten,die Rechte des nationalen Staates gegenüber den Ultramontanen zu wahren, zu denen sein alter Gegensatz durch die im politischen und kirchlichen Leben eingetretenen Wendungen verschärft war. Er beschränkte sich nicht darauf, historisch die klerikale Politik zu beleuchten; das Interesse für diese Fragen veranlasste ihn in den siebziger Jahren zu neuem Eingreifen in die politischen Parteikämpfe. Als Abgeordneter Magdeburgs nahm er wieder Theil am preussischen Landtag; in der Rheinprovinz sammelte er seine Gesinnungsgenossen im deutschen Verein.

Sybel hat sich nicht gescheut, Fehler und Irrthümer einzugestehen, die er in seinem politischen Leben beging; im norddeutschen Reichstag erklärte er, durch die Leistungen der reorganisirten Armee seien seine in der Konfliktszeit geäusserten Bedenken gegen die Reform widerlegt, und ebenso, er habe damals mit Unrecht gegen Bismarcks Politik in der polnisch-russischen Frage polemisirt. Wie hoch aber auch Bismarck Sybels Wirken für die Erfüllung der national-politischen Ideale des deutschen Volkes schätzte, das sprach er selbst ihm aus, indem er bei seinem Jubiläum 1888

ihm persönlich dankte „für seine langjährige Mitarbeit an dem gemeinsamen vaterländischen Werke". Freilich, auch Sybels Wünschen entsprach Vieles nicht in der neuen deutschen Entwicklung; mit Kummer und Sorge erfüllten ihn besonders die Zugeständnisse, die den Ultramontanen gemacht wurden, und die wachsende Macht der demokratischen Tendenzen. Auch in seinen persönlichen Verhältnissen fehlte es nicht an schmerzlichen Eindrücken: 1884 entriss ihm der Tod auch die treue Gefährtin seines Lebens, mit der er 43 Jahre lang innig verbunden war. Aber mit ruhiger Ergebung wusste er das Schwere zu tragen, das auch ihm nicht erspart blieb, und dankbar sich jeder guten Stunde zu freuen; auch im Alter bewahrte er die Heiterkeit des Gemüths, die er auch in kampferfüllten Tagen nie verleugnet hatte. So lebhaften innerlichen Antheil er stets an allen wichtigen Fragen des politischen und wissenschaftlichen Lebens nahm, mit so scharfen Waffen er die Gegner seiner Ansichten bekämpfte, nie vermochten sie ihn dauernd zu verstimmen; fest in seinen eigenen Überzeugungen betrachtete er zumeist mit souveränem Humor die Verschiedenartigkeit der Menschen und ihre daraus entspringenden Streitigkeiten; bei aller Entschiedenheit seines sittlichen Urtheils war er weit entfernt von rigoristischer Auffassung, und besonders widerstrebte es ihm, wegen abweichender Ansichten über wissenschaftliche Fragen die Persönlichkeit des wissenschaftlichen Gegners zu verurtheilen. Ihm machte es vielmehr Freude, mit Fachgenossen, die er schätzte und liebte, „über die Argumente zu streiten und treu in Gesinnung und Wirken zusammenzuhalten". So klar er die Schwächen der Menschen erkannte, grösser war seine Fähigkeit und Neigung, ihre guten Seiten hervorzuheben. Was diese Eigenschaften für alle, die mit ihm verkehrten, was sie vor Allem für seine Freunde, was sie auch für ihn selbst bedeuteten, wurde in warmen Worten bezeugt, als der Siebzigjährige in seltener Frische sein 50jähriges Doktorjubiläum feierte; mit Recht durfte von ihm gerühmt werden, dass er mit der Freiheit des Geistes und der Ruhe des Gemüths sich auch die Kraft zum Schaffen bewahrt habe. Es entsprach der Wendung der Politik, es entsprach auch seiner persönlichen Entwicklung, dass er im Alter wieder seine gesammelte Kraft rein wissenschaftlicher Arbeit widmete. Auch in den Tagen seiner lebhaftesten Theilnahme an den politischen Kämpfen war er stets gern zu ihr zurückgekehrt; er sprach es gerade damals aus, dass der Professor in ihm stärker sei als der Politiker. Eben in dieser Zeit hat er 14 Jahre lang die bedeutendste Wirksamkeit als Professor in Bonn geübt.

Das Ansehen, das er an der Universität genoss, zeigte sich, als er zu ihrem Rektor für das Jahr 1868 gewählt wurde, in dem sie das 50 jährige Jubiläum ihrer Stiftung feierte. Warm ist von Theilnehmern an diesem Feste[1]) anerkannt, mit welcher geistigen Gewandtheit er bei seiner Erwiderung

---

[1]) Siehe namentlich den Bericht im 22. Band der Preussischen Jahrbücher S. 391 ff.

müsse, die „individuelle Natur der historischen Berichterstatter in ihrem innersten Wesen zu erkennen“, ihren persönlichen Werth mit Rücksicht auf ihre Zeit zu bemessen, aber auch nicht zu vergessen, „den Werth dieser Zeit nach allgemein geschichtlichem Maassstab zu beurtheilen“. Nicht minder aber als die Eigenart der von ihm behandelten Quellenschriftsteller beachtete er die seiner Schüler; wie er von Ranke es rühmt, war auch er „eingedenk der höchsten pädagogischen Regel, dass die Schule nicht die Abrichtung, sondern die Entfaltung der persönlichen Kräfte zur Aufgabe hat“. Er sah es gern, wenn solche auch in der Debatte mit ihm zu Tage traten; seine geistige Beweglichkeit zeigte sich nicht nur in der Gewandtheit, mit der er die eigenen Ansichten vertrat, auch in der Schnelligkeit, mit der er die des anderen verstand; mit überlegener Klarheit wusste er dann Richtiges und Falsches, Sicheres und Unsicheres zu sondern. Trugen seine Bemerkungen dabei nicht selten einen leisen ironischen Anflug, so sprach auch aus ihnen sein freundliches Wohlwollen — und wie vielen seiner Schüler hat er dies, hat er sein warmes herzliches Interesse an ihren Arbeiten und ihren Personen im späteren Leben erhalten und bethätigt! Seine Fähigkeit, Menschen zu erkennen und zu behandeln, aber hat er nicht nur im Verkehr mit ihnen bewährt: sie kam der Wissenschaft zu statten, auch nachdem er 1875 seine Lehrthätigkeit in Bonn aufgegeben und als Direktor der preussischen Staatsarchive nach Berlin übergesiedelt war.

Dass auch zur Annahme dieses Rufs ein nationalpolitischer Gesichtspunkt ihn mitbestimmt hatte, das sprach er seinen rheinischen politischen Freunden aus, als er von ihnen Abschied nahm. Er wollte der Aufgabe sich nicht entziehen, „unsere Archive, die in früherer Zeit mit pedantischer Ängstlichkeit gesperrt waren, in immer breiterem Maasse der wissenschaftlichen Forschung zu eröffnen und dadurch für die fortschreitende Entwicklung unseres Staats die feste geschichtliche Grundlage auch im Bewusstsein unseres Volks zu gewinnen. Denn ein Volk, welches nicht weiss, woher es kommt, weiss auch nicht, wohin es geht. Wir wollen zu lernen suchen von den grossen Thaten wie von den Irrthümern und Schwächen unserer Vorfahren“. Zu diesem Zweck wurden von Sybel nicht blos für die Archive mannigfache Verbesserungen durchgesetzt und sie in weiterem Umfang wissenschaftlichen Forschern zugänglich gemacht: wichtigste Aufklärungen über sehr verschiedene historische Fragen aus verschiedenen Perioden sind in den von ihm veranlassten und geleiteten 62 Bänden der Publikationen aus den preussischen Staatsarchiven veröffentlicht. Auch als Mitglied der Berliner Akademie und der Münchener historischen Kommission, die ihn nach Rankes Tod zu ihrem Vorsitzenden wählte, und durch das historische Institut in Rom, dessen Begründung ebenfalls ihm vor allem verdankt wird, förderte er den Druck bedeutsamer historischer Quellen. Aber er beschränkte sich nicht auf die Leitung dieser wissenschaftlichen Unternehmungen, auf die neue Bearbeitung alter und die Vollendung neuer kleinerer Arbeiten: an der Schwelle des Greisen-

alters rüstete er sich zu seinem zweiten historischen Hauptwerke. Unter den Publikationen aus den preussischen Staatsarchiven hatten in weitesten Kreisen das grösste Interesse die Berichte Bismarcks vom Bundestage erregt; hatte Bismarck auf Sybels Antrag kein Bedenken getragen, ihre Veröffentlichung zu gestatten, so genehmigte er nun auch, dass Sybel die preussischen Staatsakten zu einer Darstellung der Begründung des deutschen Reichs benutzte. Aus eigener Anschauung wissen die Leser dieser Blätter, wie Sybel sich seine Aufgabe gestellt und wie er sie gelöst hat, zu welcher er nach seiner gesammten bisherigen Entwickelung und Thätigkeit so besonders berufen war: nicht alle die verschiedenartigen Seiten des deutschen Lebens in der Zeit, da die Begründung des nationalen Staats versucht und schliesslich vollendet wurde, die preussischen Bestrebungen zu diesem Zweck will er schildern; von ihnen hat er aus den authentischen Quellen uns zuerst eine treue, umfassende, lichtvolle Darstellung gegeben. Nicht nur viele einzelne wichtige Momente sind durch sie zuerst bekannt geworden oder richtig beleuchtet; erst durch sie wurde uns ein Verständniss des Zusammenhangs aller der mit unübertroffener Klarheit geschilderten Verhandlungen der preussischen Diplomatie, der Schwierigkeiten, mit denen sie in Deutschland und Europa zu kämpfen hatte, der Schwächen und Verdienste der so verschiedenartigen Persönlichkeiten ermöglicht, die in dieser Zeit einen bestimmenden Einfluss übten. Mit Recht ist betont, dass gerade auch durch den Einblick, der uns hier in die Motive und Leistungen der einzelnen maassgebenden Staatsmänner gewährt wird, wie durch die universalhistorische Weite seines Stoffes und seines Gesichtskreises Sybels Buch grösseres Interesse gewinnt, als das Werk seines grossen Vorgängers aus dem 17. Jahrhundert, als Samuel Pufendorfs Kommentare über den Grossen Kurfürsten, welcher zuerst die archivalischen Quellen seines Staats zu umfassender zeitgeschichtlicher Darstellung einem hervorragenden Gelehrten eröffnete. Erinnert Sybels Unternehmen an das grosse damals gegebene Beispiel, so hat freier, als es in dem lateinischen Werke des amtlich bestellten Historiographen des 17. Jahrhunderts möglich war, die politische und schriftstellerische Individualität des deutschen Geschichtschreibers des 19. Jahrhunderts in seiner Arbeit sich entfaltet. Er verleugnet auch in ihr seine preussischen und national-liberalen Überzeugungen nicht, doch er strebt, die im eigenen Lager vorgekommenen Fehler und Missgriffe ohne Beschönigung einzugestehen, das Verhalten der Gegner aber nach den historischen Voraussetzungen ihrer ganzen Stellung zu begreifen. Nach den grossen Siegen von 1866 und 1870 konnte und musste Sybel in anderer Stimmung, mit anderem Ton über die Gegner reden, als da er noch in politischem Kampf ihnen gegenüber stand; dass hier sein Urtheil und seine Sprache ruhiger sind als in seinen früheren Werken, das erklärt sich gewiss mit auch aus der Milde, die das höhere Alter in ihm gereift hatte. Dass aber darunter keineswegs sein Talent der Komposition und seine Fähigkeit gelitten hatten, verwickelte Fragen lichtvoll darzustellen, das beweist

namentlich seine Schilderung derjenigen diplomatischen Leistung Bismarcks, die dieser selbst als seine schwierigste und glücklichste bezeichnete, die Erzählung, die der 3. Band von den schleswig-holsteinischen Wirren lieferte. Der Anerkennung, die diese Vorzüge in den weitesten Kreisen fanden, wurde das Siegel aufgedrückt, als eine berufene Kommission hervorragender Historiker nach dem Erscheinen der fünf ersten Bände vorschlug, ihrem Verfasser den Preis zu verleihen, der bei der Erinnerungsfeier an den Vertrag von Verdun für die beste Leistung über vaterländische Geschichte gestiftet war: dass trotzdem dieser Preis ihm nicht zuerkannt wurde, dadurch ist sicherlich Sybels Ansehen nicht geschädigt. Er liess an der Fortsetzung seines Buches sich auch dadurch nicht hindern, dass bald nach dem Sturz Bismarcks die Benutzung der preussischen Staatsakten ihm entzogen wurde; noch ist in frischester Erinnerung, welche Fülle wichtiger Aufklärungen trotzdem die beiden am Ende des vorigen Jahres erschienenen Bände seines grossen Werkes brachten, welches Interesse namentlich seine Darstellung des Ursprungs des Krieges von 1870 erregte, mit welcher Gewandtheit und Kraft er die Einwendungen abzuwehren suchte, die gegen seine Auffassung erhoben wurden. Wer seine „neuen Mittheilungen und Erläuterungen" las, wurde in der Hoffnung bestärkt, dass er sein Buch vollenden, seine Darstellung bis zum Frieden von 1871 herabführen werde; ihm und uns sollte dies nicht mehr vergönnt sein. Auch in diesem Sommer hatte er Marburg aufgesucht, wo er gern seine Erholungszeit bei seinem zweiten Sohn verlebte; hier, wo er einst in frischer Jugendkraft elf arbeits- und freudenreiche Jahre verbracht hatte, wo ihm jetzt die Liebe seiner Kinder und Enkel das Leben verschönte, in der Nähe des alten Schlosses, in dem er zweckmässige Einrichtungen für das in mancher Beziehung reichste der ihm unterstellten Archive getroffen hatte, in der Strasse, welche mit seinem Namen geziert war, ist er am 1. August nach kurzem Leiden sanft entschlafen. Es war der friedlich schöne Abschluss eines reichen Lebens.

Als zwei Tage darauf ihm auf dem Matthäi-Kirchhof in Berlin an der Seite seiner Gattin die letzte Ruhestätte bereitet wurde, da dachte wohl Mancher der Reden, die Sybel einst gerade am 3. August zur Feier des Stifters der Bonner und Berliner Hochschule gehalten hatte. Vor 31 Jahren hatte er an diesem Tag seine Erörterungen über die Gesetze des historischen Wissens mit einer Erinnerung an den Mann geschlossen, durch dessen Thätigkeit in den Anfängen beider Universitäten „der Gang der geschichtlichen Wissenschaft geweiht" ist, an „G. B. Niebuhr, der, wie kein Anderer dieses Jahrhunderts für die Bethätigung der kritischen Grundsätze, für die Entwicklung echten Wissens schöpferisch gewirkt hat". „Mögen", so mahnte Sybel, „auf unseren Hochschulen die kommenden Geschlechter des Geistes eingedenk bleiben, der bei ihrer Gründung gewaltet hat". Alle, denen die Bewahrung und Fortbildung dieses Geistes am Herzen liegt, werden dankbar

auch des in Niebuhrschem Geiste wirkenden Historikers gedenken müssen, der für Wissenschaft und Vaterland mit solchem Eifer und solcher Kraft gearbeitet hat, des echten Repräsentanten einer grossen Epoche deutscher Geschichte und deutscher Geschichtschreibung.

Der Dichter und Humorist Franz Bonn („v. Miris“).

Von

H. HOLLAND.

Franz Bonn wurde am 18. Juli 1830 zu München geboren als der jüngste Sohn eines Domänenverwalters und Oberrechnungsrathes. Da alle seine hochbegabten und talentirten Brüder im besten Alter starben, so wurde die letzte Hoffnung des Hauses mit sorgsamster Pflege erzogen. Der mit graziöser Liebenswürdigkeit ausgestattete Junge durchlief, meist unter den Preisträgern, das Gymnasium, wo er schon als Mittelpunkt eines eigenen poetisch angehauchten Kreises erschien, durch dramatische Künste und Taschenspieler-Produktionen glänzte und mit dem witzfunkensprühenden Martin Schleich († 12. Oktober 1881) kongeniale Freundschaft schloss. Nach kurzem Studium der Philosophie (1847) an der Universität, wo namentlich der ideensprühende streng logische Redefluss Dr. Martin Deutingers († 9. September 1864) und der intime Verkehr mit dem fröhlichen Oskar von Redwitz begeisternd und zu wetteifernden Bestrebungen reizend wirkten, wendete sich Franz Bonn zur Jurisprudenz. Seine angeborene musikalische Begabung und sein unversiegbarer Humor, verbunden mit einer überraschenden Improvisation — welche es ihm z. B. ermöglichte, einer Dame während der Übergabe ihres Mantels ein formvollendetes, regelrechtes Sonett zu extemporisiren — und einem ebenso packenden Zeichner- und Malertalent, verliehen ihm bald in jeder Gesellschaft eine dominirende Stellung. Dazu verstand Bonn die neidenswerthe Kunst, trotz aller zeitsplitternden Thätigkeit, sein Fachstudium gleichmässig zu kultiviren, so dass er das Absolutorium und den Staatskonkurs mit Auszeichnung bestand. 1857 als Staatsanwaltschafts-Substitut in den Dienst der reinen Justiz trat und dann in richtiger Folge und ohne besondere Affektion bis zum Staatsanwalt am Oberlandesgericht zu München vorrückte, nachdem er in einer vierzehnjärigen Beamtenthätigkeit zu Donauwörth, Ansbach und Bayreuth die Süssigkeiten des Lebens und Waltens in der Provinz sattsam durchkostet hatte. Das weitere Avancement im Staatsdienst durchschnitt dann plötzlich 1880 als besonderer Glücksfall die überraschende und ehrenvolle Berufung in den Dienst des Fürstenhauses Thurn und Taxis als Präsident der Domänenkammer und Direktor des fürstlichen Civilkollegialgerichtes zu Regensburg. Bei der ihm eigenen Agilität des Geschäftssinnes befestigte Bonn in kurzer Zeit seine Stellung und errang in huldvoller Würdigung seiner Leistungen weitere Anerkennung, hohe Auszeichnungen und Ehren.

Mit einer in der süssen Tonart der „Amaranth“ erklingenden episch-lyrischen Dichtung „Wolfram“ (1854) wagte Bonn seine erste Exkursion nach dem deutschen Parnass; es war eine moderne Maler-Novelle mit hübschen Liedern. Zu der nachfolgenden Rheinsage „Schott von Grünstein“ (Stuttgart 1855) diente Kinkels „Otto der Schütz“ als unverkennbares Vorbild. Inzwischen hatte Bonn auch mit dem zartsinnig-besaiteten Georg Scherer, mit August Becker († 23. März 1891 zu Eisenach), mit dem mannhaften Johannes Schrott, dem fröhlichen Eduard Ille neue Fühlung gefunden; desto widerwilliger blickte er auf die Unnatur und

die schwülstige Bilderjagd der sogenannten Jungdeutschen, wie Karl Beck, Alfred Meissner, Lenau und Freiligrath u. A., welche er nun als „Freiherr von Rachwitz“ mit seinen „Lavagluthen“ zuerst in den „Fliegenden Blättern“ und in der „Aurora“ (Freiburg 1854) in lachlustiger Ironie verspottete. Wenn Karl Beck von seinem „wildgebäumten“ Lockenhaar fabelte oder die „schwarz gebrannte Bohne“ als der „Dichternachtwacht schmerzliches Symbol“ feierte oder Lenau die Lerche „an ihren bunten Liedern selig in die Luft klettern“ liess und bei Julius Mosen gar die „Gedankenhunde im Haupte bellen“ — so kühlte unser „Freiherr von Rachwitz“ seinen Unmuth, dass „sein Lied wie rothe Lava aus seiner Brust Vesuv ströme, um alle Leser zu einem Herkulanum einzuäschern!“ „Meine Lavagluthen, mit denen ich auf den Schultern jener Heroen stehe, sind die höchste Vollendung des Inhaltes in der Form, sie sind das Ende aller Poesie! Und in dieser bescheidenen Rücksicht möchte ich sagen: Ich bin der grösste deutsche Dichter!“ Ein Paar weise Kritiker gingen wirklich auf den Leim und kanzelten den vermeinten Freiherrn ob seiner aristokratischen Selbstüberhebung wacker ab! — Manches aus den „Lavagluthen“ wurde damals ein geflügeltes Wort, z. B. sein Geist „schraubt in seinem Hirne Begriffe, die sich selber übersteigen“, sein Weltschmerz „brüllt wie der Wüstenleu“ indess, „die dunkle Karawane, der Träume Zug, an ihm vorübergeht“ . .

„Und eine Schaar von Beduinen,
Mit bleichen Mänteln angethan,
Folgt wild der Schwarm der Zweifel ihnen,
Mit geistgeschliffenem Yatagan . .“

Wie fröhlich der ernste Ludwig Steub und der grämliche Fallmerayer auf den „geistgeschliffenen Yatagan“ mit dem Pseudo-Freiherrn zusammen stiessen in hellstimmigem Beifall! — In diesem durch „Reding von Biberegg“ redigirten vorgenannten poetischen Taschenbuch (welche „Aurora“ aber nur einmal und dann nimmer mit rosigen Hoffnungen am damaligen poetischen Horizonte heraufdämmerte). brachte Bonn auch seine originelle „Weh-Moll-Symphonie“ und allerlei andere Sachen als „Franz von Münchberg“, welche indessen nebst dem gewählten Pseudonym unbemerkt wieder verdufteten.

Nach so grimmen Schwertschlägen, solchem Speergekrach und Schilderklang hätte man ganz andere, weltumkehrende Riesenarbeit erwarten können. Bonn aber, welcher damals als Vertheidiger manch tief gekränktem Recht zum Siege verhalf oder als Staatsankläger manchen politischen Schwerenöther mit ironischer Bitterkeit lächerlich machte, schlug sich plötzlich auf das harmloseste Gebiet der Jugendlitteratur und zwar mit glückhaftem Erfolge. Die damals (1855) von Isabella Braun begründeten, heute noch im Verlag von Braun & Schneider neu florirenden „Jugendblätter“, ebenso die „Deutsche Jugend“ (Leipzig bei Alphons Dürr) brachten eine ganze Serie von Gedichten, Erzählungen und kleineren Dramen von Franz Bonn, welche dann später als „Jugend-Lust- und Leid“ (Stuttgart 1874) und „Theaterstücke für die Jugend“ (München 1880 bei Braun & Schneider) in gesichteter Auswahl erschienen, darunter das Märchen-Lustspiel „Der verzauberte Frosch“ und das niedliche Singspiel „Der arme Heinrich“, welche von Karl Greith († 17. November 1887) und J. Rheinberger mit geistreicher Musik ausgestattet, ihre Zugkraft auf vielen Instituts- und Familien-Theatern bewährten. Etliche kleine Novellen erschienen in der „Universal-Bibliothek“ (Stuttgart bei Kröner). Auch dichtete Bonn einige gut gebaute Textbücher, z. B. zu der komischen Operette „Der Hans ist da“ (komponirt von Franz Förg), die durch Moriz von Schwinds berühmten Cyklus angeregte romantische Oper „Die sieben Raben“ (komponirt von Rheinberger)

und die beiden Märchen „Undine“ und „Dornröschen“ (komponirt von Frhr. v. Perfall). Einen glücklichen Griff machte Franz Bonn, indem er Julius Grosses reizende Idylle „Gundel vom Königssee“ dramatisch inscenirte und zu einem effektreichen Zugstück in altbayerischer Sprache umarbeitete, welches mit ungeheuerem Erfolge etliche Jahre über alle grösseren Volkstheater lief (München 1879. bei Braun & Schneider). Darauf folgte das mit Julius Grosse ausgearbeitete „Haus Turnhill“, ferner die „Kräuterliesel“, „Tante Blaubart“ und das Weihnachtsmärchen „Die Wunderglocke“. Das alles entstand mit derselben nonchalanten Leichtigkeit, womit er auch den verwickeltsten Schwurgerichtssitzungen präsidirte und die glänzendsten Plaidoyers lieferte.

Bonns immer gefüllte Brunnenstube des Humors speiste auch die weltbekannten „Fliegenden Blätter“ und die „Münchener Bilderbogen“. Daraus erblühten dann wieder eigene Opera, z. B. die in mehr als 120 000 Exemplaren weitverbreitete „Lustige Naturgeschichte oder Zoologia comica; das ist eine genaue Beschreibung aller in diesem Buche vorkommenden lebendigen Thiere der Welt mit 86 naturgetreuen Abbildungen, wissenschaftlich bearbeitet von von Miris“ (München, bei Braun & Schneider), worauf alsbald eine mit gleicher Jovialität illustrirte „Botanik“ und „Mineralogie“ folgten. In der Vorrede versicherte der Autor, „hier und da sogar mehr als wörtlich“ aus gediegenen Abhandlungen geschöpft zu haben! Alles ist neu und originell. So heisst es z. B. von der Fledermaus, dass sich dieselbe „in neuerer Zeit als Straussische Operette auf den meisten Bühnen hält und vielen Beifall findet“. Unter den Bären-Arten wird auch der sehr häufig in Familien umgehende „Brummbär“ aufgezählt: „am zahlreichsten sind jene Bären, welche von den Tageblättern und anderen wissenschaftlichen Autoritäten den Lesern und Zuhörern aufgebunden werden. Diese nennt man jedoch auch Enten“! Der Fuchs wird ganz darwinistisch geschildert, „er kommt auf allen deutschen Universitäten vor; seine Wandlungen sind sehr interessant; indem er gewöhnlich zuerst ein Frosch ist, dann ein Maulesel wird und sich dann erst in einen Fuchsen verwandelt. Als solcher wird er gebrannt und heisst dann Brandfuchs. Die gesuchteste Familie der Füchse sind die Goldfüchse, auf welche die meisten Menschen Jagd machen. Eine sehr bekannte Spezies ist der Reinecke Fuchs, welchen Kaulbach mit Illustrationen versehen hat“. Von den Katzen lesen wir, sie seien „so falsch, dass keine der anderen traut. Ihr Jammer wird den Menschen hier und da sehr lästig, besonders immer am andern Morgen. Der gestiefelte Kater ist ein Märchen, welches die Naturwissenschaft schon längst als solches anerkannt hat“. Die unlogische Schlumperei, welcher man in der kleinen Tagespresse stündlich begegnet, wird brillant verspottet, wenn z. B. dem Elephanten nachgerühmt ist, dass man „wegen seines graziösen Ganges sein Gebein das Elfenbein heisst“. Unter den Beutelthieren sind die Privatthiere (Homines capitales) einregistrirt: „Dieselben leihen gegen 100 Prozent Geld aus und fressen gewöhnlich mehr als sie verzehren können. Die feinere Gattung heisst Bankbandit (Latro comercialis), fährt mehrspännig, kommt auch in Bädern vor und lebt eigentlich nur vom Geld. Beide gehören häufig in die Ordnung der Vampyre“. Dazu gesellt unser Forscher das Faulthier, „welches auf Gymnasien und Hochschulen vorzukommen pflegt, für nichts auf der Welt ist und einen sehr üblen Geruch verbreitet. Dasselbe schläft sehr lange, schaut stundenlang zum Fenster hinaus und lebt meist in Kaffeehäusern oder Kneipen“. Als brillante Stilprobe kann auch die Definition des Nashorn gelten, „welches wegen seiner Dummheit in der Gelehrtensprache Rhinoceros genannt wird. Es dient zu Spazierstöcken, Reitpeitschen, Schildern und Cigarrenetuis, hat ein sehr leises Gehör und einen sehr scharfen Geruch.

wesshalb es Bäume ausreisst und Alles niederrennt, was ihm in den Weg kommt. Bildung hat es sehr wenig, aber eine starke Haut, darob es mehr ertragen kann, als ein anderer, gewöhnlicher Mensch!“ Um gründliche Definition ist unser Fachmann so wenig verlegen, wie ein geübter Parlamentarier: „Die Eidechse ist das Krokodil in Miniaturausgabe, wie solche von den meisten bedeutenden Dichtern veranstaltet werden. Die Eidechse verhält sich zum Krokodil wie die Violine zur Bassgeige, nur dass diese (!) meist giftig sind, was bei den Eidechsen sehr selten und da nur, wenn sie zornig oder giftig gemacht werden, der Fall ist“. — Wo möglich noch muthwilliger bewegt sich unser Autor auf dem Gebiete der „Botanik“. Er beginnt mit der Anatomie und Organographie der Pflanzen; ihr Elementar- und Grund-Organ ist die Zelle: „Die bekanntesten Zellenarten sind die Klosterzelle, die Gefängnisszelle, richtiger Zellengefängniss oder Bruchsal genannt, die Honigzelle und die Parzelle, letztere häufig im Grundsteuerkataster vorkommend. Die Gazelle gehört dagegen ins Thierreich.“ Unter den Gefässen wird nur ein steinernes, in süddeutscher, allgemein verbreiteter Stein-Formation (Maasskrug) abgebildet; die Wurzel nur oberflächlich berührt, desto mehr Betrachtung aber den „Blättern“ zugewendet. Nächst der Wurzel sind „die wichtigsten Organe der Pflanze die Blätter, wesshalb man dieselben auch schlechtweg Organe nennt“. Der Forscher unterscheidet verschiedene „grosse und kleine, gute und schlechte, Tag- und Wochen-Blätter, Fach- und Witz-Blätter; diese letzteren werden im Süden vorzüglich „Fliegende“, im Norden „Kladderadatsch“ genannt. Eine besondere Art von Blättern sind die Schmier- und Schmutz-Blätter. Diese nähren sich von den schlechtesten Eigenschaften der Menschheit und sind desshalb leider sehr verbreitet. Die Form der Blätter ist verschieden, doch hat jedes Blatt seinen eigenen Stil, welcher mitunter sehr bedenklich ist. So schreibt der Redakteur eines Tageblattes: „Zum Schützenfeste brachte schon gestern jeder Eisenbahnzug Fremde von unabsehbarer Länge“ und ein anderes Mal berichtete es: „In das morgig beginnende Gastspiel der Sängerin Stanioli wird jeder Kunstfreund mit Vergnügen strömen.“ Ist das, was ein Blatt mittheilt, zum grössten Theile erlogen, so nennt man das Blatt inspirirt; sind die Nachrichten verfrüht, so heisst das Blatt offiziös, kommen sie zu spät, offiziell. Die Hauptnahrung beziehen die Blätter durch die Inserate, worunter man jene Gebilde versteht, in welcher sich der Krankheitsstoff der Zeit vorzüglich ablagert“ u. s. w.

Einen ähnlichen Impromptü-Ton schlug Herr von Miris an mit seinem „Nibelungenringerl“,*) wozu die altbaierische Schnaderhüpfelform am besten passte. In der Farce „Ein wichtiger litterarischer Fund“ (ebendaselbst) ging er wieder auf die Imitationsmanier der „Lavagluthen“ zurück, indem er den Nachweis lieferte, dass alle neueren Dichter, von Goethe und Schiller bis Hermann Lingg und E. Geibel, das alte Volkslied „jetzt gang i' an's Brünnele, trink' aber nit“, jeder in seiner Manier varürten — er eskamotirte dieses mit einer so virtuosen Anempfindung, dass einzelne dieser Poemata wirklich für Originalgedichte der Genannten gehalten wurden. Dann schwang er die Geissel der bittersten Satire in seinem „Pädagogisch-verbesserten Struwwelpeter**) über die altkluge Verziehung und Missbildung der Jugend. Das Heftchen, welches zürnend den „Herren Eltern“ (irre ich nicht, so war Franz Bonn auch der Urheber des

*) „'s Nibelungenringerl. Harmlose Schnadahüpfeln für drei Tage und einen Vorabend.“ München (1879) bei Braun und Schneider.

**) Ein lustiges Bilderbuch für Kinder von 30—60 Jahren. Mit Illustrationen von A. Oberländer. München, bei Braun und Schneider.

heute überall als geflügeltes Wort verbreiteten Satzes, dass man in der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig genug sein könne!) einen lehrreichen Spiegel vorhält, wurde trotz der ausdrücklichen Verwarnung des Dichters, wonach er sein Buch nur für die „grossen Kinder von 30—60 Jahren“ bestimmt habe, von gewissenlosen Kritikern und oberflächlichen Zeitungsschreibern, die gleich einer Landplage raupenhaft überall sitzen, doch als eine „echte Jugendschrift für unsere lieben Kleinen“ empfohlen! Ebenso wenig ist „Franz der Streber“ ein Jugendbuch, sondern eine bitterböse Satire auf die in allen Sätteln gerechte Gesinnungslosigkeit, welche sich windfahnenartig nach jedem neuen Zuglüftchen „umzudenken“ vermag; Alles darinnen ist mit photographischer Wahrheit der Wirklichkeit entnommen.

Eine Unzahl von Meggendorfers vielgerühmten „Bilderbüchern“ — es giebt aber auch viele und sehr ehrenwerthe Leute, welche gar nicht dafür schwärmen — hat Bonn mit putzigen Reimen ausgestattet, so das „Fräulein Nimmersatt“, der „lange Heinrich“, die lustigen „Wichtelmännchen“, der „Korb mit Allerlei“, die „Historien vom eigensinnigen Schwein“ und wie die Spasshaftigkeiten alle heissen. Auch den nun schon im zwölften Jahrgang laufenden „Fliegenden-Blätter-Kalender“ inaugurirte Herr von Miris jedesmal mit einem launigen Vorwort, mit Monat- und Wochen-Sprüchen, moralischen Wetterregeln, Gedankensplittern und poetischen Rathschlägen. — Ein Theil seiner Gedichte erschien unter dem Titel „Von mir is“ (München bei Braun und Schneider) in feiner, vornehmer Ausstattung, mit dem äusserst sympathischen Bildnisse des Dichters. Neben allerlei Dichtungen in verschiedenen Mundarten und neben den drolligsten Einfällen z. B.

„Wie wäre das doch schön und nett,
Wenn der Laubfrosch einen Schnurrbart hätt'!
Und könnte die Wildsau Pauken schlagen,
Das wäre lustig nicht zum sagen!
Könnt' erst die Gans auf Stelzen gehen,
Das wäre possirlich anzusehen.
Doch mehr als dies noch wär' fidel,
Könnt' Schlittschuhlaufen das Kameel . . .“

werden auch tief ernste Klänge angeschlagen, z. B. zum eigenen „Sechzigsten Geburtstag“ und jene, das volle Familienglück eines Vaters verkündenden Strophen:

Hundertachtzig Zähne haben
Meine sechs geliebten Kinder —
Was der Zahnarzt jährlich kostet,
Sehen kann es selbst ein Blinder.

Sind sie krank, gleich zum Spitale
Wird von selbst die ganze Wohnung,
Und sechs Silbergroschen kostet
Auch die kleinste Geldbelohnung.

Welche Fülle von Ermahnung,
Welche Unzahl banger Sorgen,
Bis sie Alle aufgezogen,
Bis sie Alle wohl geborgen!

Sechs Paar Stiefel bringt der Schuster
Und sechs Mäntel bringt der Schneider.
Alles geht halbdutzendweise,
Strümpfe, Schulgeld, Brod und Kleider.

Geh'n wir aus, giebt's auf der Strasse
Ohne Weiters ein Gedränge,
Und von selber mit den Meinen
Bild' ich eine Menschenmenge.

Welch' ein Leben in dem Hause,
Welch' ein Wogen, welch' ein Rauschen —
Und doch möcht' ich um Millionen
Nicht mit einem Ander'n tauschen;

Denn das schönste Glück von Allen,
Ist ja doch der Liebe Segen,
Der mir aus zwölf Kinderaugen
Leuchtet jeden Tag entgegen!

Das vorstehende Gedicht datirt gerade nicht aus der letzten Epoche des Herrn von Miris; so wäre es immerhin möglich, dass die vorgenannte Zahl seiner Familie noch neuen Zuwachs erhalten hätte. Sein ältester, gleichfalls mit einer stark poetischen Ader veranlagter Sohn Ferdinand Bonn widmete sich erst der Themis, trat dann 1884 zur Bühne über und errang als Künstler (und neuestens auch als dramatischer Dichter) einen geehrten und gefeierten Ruf.

Es übrigt indessen auch der ernsten Muse unseres Dichters zu erwähnen, welcher dabei immer seines Familiennamens sich gebrauchte. Im Jahre 1880 betrat Franz Bonn mit seinem „König Mammon“ (Köln, bei Bachem, VIII, 364 S.) das Gebiet des Romans. Das Buch fand trotz freundlicher Aufnahme doch nicht die gebührliche Beachtung. Fast alle sozialen Fragen streifend, mag „König Mammon“ als ein Miniaturbild der modernen Gesellschaft und als eine wahre Zeitstudie gelten. Alle Fragen der neuen Zeit laufen hier in ihren Radien zusammen. Sein Werk ist, wie Franz Bonn mit gutem Bewusstsein in dem Vorwort (welches zugleich ein schönes Ehrengedächtniss auf seinen längst verstorbenen Vater enthält) erklärt, „kein farbenprächtiges Bild in stolzem, breitem Goldrahmen, kein buntgeschmücktes Kind der Zeit, das mit frivolem Witz zu unterhalten oder mit verhüllter Lüsternheit zu reizen versteht. Auch der tönenden Phrase des Tages gab ich keinen Raum. Mir lag nur daran, dass das, was ich schrieb, wahr sei, wahr in der Empfindung und wahr in der Darstellung, so dass, wenn auch wenig wirklich Geschehenes meiner Erzählung zu Grunde liegt, dieselbe doch überall das faktisch Mögliche trifft. Nicht den Beifall der Menge: das Mitgefühl der Guten nur möchte ich erringen!“ Alle die auftretenden Personen sind mit der gleichen Sorgfalt und Liebe gezeichnet, behandelt und systematisch durchgeführt. Da ist der reiche Grosshändler Gottlieb Cornero, der herzlose, mammonstolze Mann, und seine angeblich nervenkranke, eingebildete Frau, zwei so sicher aus dem Leben geschnittene Persönlichkeiten, dass man in jeder Stadt ihrem Ur- und Ebenbild begegnen könnte; nur ihr edler Sohn Edgar bildet eine Anomalie der elterlichen Race; ihr Hausarzt Dr. Pillensteiner ist ein gewöhnlicher Materialist, der seine ordinäre Denkweise durch feinere Formen kaum überkleidet. Den schäbigen Geldadel repräsentirt der Baron Spornschild, „Gründer“ der Aktien-Gesellschaft „Concordia“ und Schwiegervater des Baron Maier; das Kleeblatt bringt der Prokurist und Roué Fritz Welker mit seinem lustigen Anhang zum Abschluss. Zwischendurch spielt eine beinahe heitere Gesellschaft: der alte „Schmiertiegel“, erst Chemiker und Bierbrauer, der so kunstreichen Stoff versott, dass er verarmte und nun als Schnapsbruder elendiglich vegetirt; dann die Gauner und Spitzbuben „Storch, Steigerhanns und Rosswürger“, ein Trio, wie sie nur ein Staats- oder Rechts-Anwalt mit so photographischer Wahrheit zu zeichnen vermag. Dazu gehört auch der „blinde Krüppel und Bettler“ Pachonius, welcher in den Kirchen aus den Gaben gutherziger Menschen die Mittel zum behaglichsten Lebensgenusse sammelt. In der sauberen Sippschaft zählt der muffige Rechtskonsulent Dr. Stürmer, der mit der Vereinskasse durchgehende Volksfreund- und -Redner Dr. Stürzer, der Redakteur der „Freien Stimme“ mit allem möglichen Apparat und Zubehör. Als wirklich reine Seelen und erquickliche Charakterfiguren erscheinen der alte, arme, durch Abschreiben fremder Arbeiten sein kümmerliches Leben fristende Poet Hieronymus Krümmler und seine treubewährte Tochter Cornelia, nebst dem wackern Lehrling Demetrius, welche den Kreislauf der Handlung in glücklicher Weise abschliessen. Die Ausführung scheint bisweilen etwas skizzenhaft angelegt, dann wieder in einzelnen Partien im vollen Fluss mit grosser Sicherheit durchgeführt.

Im Jahre 1884 brachte Franz Bonn ein schon während seiner Studenten-

zeit begonnenes Epos „Jacopone“ (Regensburg 1884) zum Abschluss. Die klangreichen Terzinen lassen keinen Unterschied zwischen den ersten Fragmenten und den späteren Nachträgen erkennen. In sieben Gesängen wird der äussere und innere stürmische Lebensgang des schwergeprüften italischen Rechtsgelehrten vorgeführt, welcher durch den plötzlichen Tod seiner liebreizenden Gattin (1268) bis an die Grenze des Wahnsinns getrieben, der Welt entsagte, das Kleid freiwilliger Armuth anlegte und auf weiten Wegen endlich in der Dichtung die ersehnte, schwerverdiente Ruhe fand. Seine Lieder, darunter das berühmte „Stabat mater“, sichern ihm für alle Zeit ein unlöschbares Gedächtniss. Dass Franz Bonn die historischen Thatsachen in etwas gerundeter Erzählung sich zurecht legte, gereicht wohl dem Ganzen nicht zum Schaden. Der furchtbare, theilweise schon im „König Mammon“ waltende Ernst überrascht uns in seinem Munde doppelt und lässt mit Staunen erkennen, welche Gegensätze auch hier oftmals in einer Person einander gegenübertreten. Vorwiegend ernsten Inhalts sind auch seine „Für Herz und Haus“ betitelten Gedichte, welche 1892 zuerst erschienen (Regensburg, bei Habbel) und nun schon in dritter Auflage vorliegen. Lenz und Liebe, Balladen und Bilder, Lieder und Stimmungen aus allen Lebenslagen ziehen vorüber — der Grundton bleibt sinnig und ernst. Die weiche Musik der Sprache erinnert bisweilen an Eichendorffs Vorbild, z. B. in den schönen Strophen „Am Bodensee“:

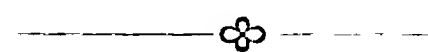
Weit über die dämmernden Lande
Fliesst silbernes Mondenlicht.
Sacht am tiefschweigenden Strande
Die sehnende Woge sich bricht.
Im holden Geflüster säumen
Die Winde da um ein Haus;
Die Blumen am Fenster träumen
In die weite Nacht hinaus.

Liebselige Grüsse schicken
Die Sterne hell und rein
Mit leuchtenden Liebesblicken
In's schweigende Kämmerlein.
Und röthet der Tag die Lädchen
Im dämmerstillen Haus —
Da schauet das schönste Mädchen
In den hellen Morgen hinaus!

Zur Vollendung des ganzen Portraits noch einige Striche aus der, wenn auch nur vorübergehenden politischen Thätigkeit des Dichters. Im Jahre 1881 als Abgeordneter in den bayerischen Landtag gewählt, nahm Franz Bonn seinen Sitz im Lager der Patrioten, betheiligte sich als Hauptredner beim Sturmanlauf gegen das Ministerium von Lutz, plädirte aber auch in der denkwürdigen Plenarsitzung vom 26. Juni 1886 für die Regentschafts-Vorlage und zwar in einer Weise, dass er die Zustimmung und Anerkennung des ganzen Hohen Hauses errang. Dann legte er sein Mandat nieder.

Zu den poetischen Lorbeern gesellten sich auch andere Auszeichnungen und Ehren, darunter z. B. 1890 aus Anlass der Negozirung der Hochzeit des Prinzen Albert von Thurn und Taxis das Komthurkreuz des K. K. Franz-Joseph- und des Hohenzollerischen Hausordens und das Ritterkreuz I. Klasse des Verdienst-Ordens vom heiligen Michael.

Im glücklichen Kreise seiner Familie schien dem jovialen Dichter, dem pflichttreuen Beamten und vielseitigen Geschäftsmann ein hohes, glückhaftes Alter gesichert. Sein fröhlicher Humor blieb unversiegbar. Eine böswillige Influenza bestand seine gute Natur. Der nachträgliche Gebrauch des Marienbades brachte aber nicht den gewünschten Erfolg. Wenige Tage nach seiner Rückkehr erlosch zu Regensburg am 7. Juli 1894 sein Leben.



Josef Böhm.

Von
JULIUS WIESNER.*)

Hochansehnliche Versammlung! Bald wird die Hülle von einem kunstvoll ausgeführten Steinbild fallen, welches bestimmt ist, die Arkaden unserer Universität zu schmücken und die Züge des weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus bekannten Pflanzenphysiologen, Josef Böhm, der Nachwelt zu überliefern.

Josef Böhm gehörte unserer Universität durch 36 Jahre als Lehrer an, zuerst als Privatdozent, dann als ausserordentlicher, zuletzt als ordentlicher Professor der Botanik. In diesem langen Zeitraume hat er mit grosser Hingabe, aus tiefem inneren Antrieb, und man darf sagen, aus angeborenem Enthusiasmus sein Fach gelehrt, und mit einem nie ermüdenden Eifer bis an sein Lebensende wissenschaftlich geforscht. Er hat sowohl als Lehrer wie als Forscher nicht umsonst gewirkt; im Gegentheile: er hat Tausende von lernbegierigen Studenten in seine Wissenschaft eingeführt, und durch eine Reihe wichtiger Entdeckungen in der Geschichte der Pflanzenphysiologie sich ein dauerndes Gedächtniss gesichert.

Es sei mir erlaubt, in Kürze den Lebenslauf Josef Böhm's vor Ihren Augen zu entrollen, und seine wissenschaftlichen Leistungen zu skizziren. Josef Böhm wurde am 13. März 1831 zu Gross-Gerungs in Niederösterreich geboren. Die Gymnasialstudien absolvirte er in Melk. Er sollte sich dem geistlichen Stande widmen. Aber er fühlte hierzu nicht den inneren Beruf, vielmehr drängte ihn eine frühzeitig erwachte Neigung für Naturwissenschaften, speciell für Botanik, bald auf andere Bahnen. Als die Botanik noch mit dem Kosenamen *„scientia amabilis"* belegt wurde — inzwischen ist sie durch Verschwisterung mit den ernstesten Zweigen der Naturwissenschaft selbst zu ernst geworden, um noch ein Recht auf diesen Namen zu haben — war es üblich, durch das Studium der Medizin sich auf den Beruf des Botanikers vorzubereiten. Mehr dieser Gewohnheit folgend, als in der Absicht, der Heilkunde sich zu widmen, trat er im Jahre 1851 in Wien in die medizinischen Studien ein. Noch vor Erwerbung des medizinischen Doktorgrades errang er an der Grazer Universität das Doktorat der Philosophie. Es führte ihn also schon während seiner medizinischen Studien der Drang nach reinem Wissen in die Bahnen der theoretischen Naturwissenschaften und speziell auf das Gebiet der Anatomie und Physiologie der Pflanzen, welche Disziplinen damals an unserer Universität in Franz Unger einen grossen, begeisterten und begeisternden Vertreter besassen, und bald sehen wir Böhm bestrebt, die Grenzen des damaligen Wissens zu durchbrechen und mit den Resultaten eigner Forschung hervorzutreten. Die betreffenden Veröffentlichungen des jungen Böhm fanden in den Augen des Meisters so viel Anwerth, dass schon diese Erstlingsfrüchte seiner Untersuchungen ihm den Weg zur Erreichung der *venia legendi* für Botanik bahnten. Denn seine

[1]) Gedächtnissrede auf Dr. Jos. Böhm, o. ö. Professor der Botanik an der k. k. Hochschule für Bodenkultur und an der Universität in Wien, gelegentlich der Enthüllung des von Benk ausgeführten, im Arkadenhofe der Universität aufgestellten Reliefbildes, gehalten von Dr. Julius Wiesner, k. k. Hofrath, o. ö. Univ.-Prof. und Vorstand des pflanzenphysiol. Institutes, am 10. März 1895 im kleinen Festsaale der Universität.

Habilitation als Privatdozent der Botanik an unserer philosophischen Fakultät erfolgte schon im Jahre 1857. Ein Jahr später erwarb er an unserer Universität den Grad eines Doktors der Medicin. Dem ärztlichen Beruf hat sich Böhm nie gewidmet. Denn gleich nach Erlangung des Doktorgrades der Medizin trat er in's Lehramt ein und blieb demselben, den Lockungen der *praxis aurea* widerstehend, bis an's Lebensende treu. Im Jahre 1858 wurde er an der kurz vorher gegründeten Handelsakademie, an der damals als Professoren eine Anzahl hervorragender junger Männer wirkten, wie der Historiker Adolf Beer, der Mathematiker Simon Spitzer, der Nationalökonom Adolf Wagner u. a., zuerst als provisorischer, später als wirklicher Lehrer der Naturgeschichte und der organischen Waarenkunde angestellt, wo er, von seinen Kollegen hochgeachtet, von der Jugend geliebt, durch 16 Jahre wirkte. Anfangs standen ihm keine Mittel für experimentelle Untersuchungen zu Gebote. Einigen Ersatz fand er hierfür dadurch, dass er sich als unbesoldeter Privatassistent in den Dienst seines berühmten Lehrers, Franz Unger, stellte. Später wurde es ihm möglich gemacht, sich in den Räumen der Handelsakademie ein für seine speziellen Forschungen bestimmtes Laboratorium einzurichten, in welchem er, allerdings mit bescheidenen Mitteln, viele seiner mühevollen, physiologischen Arbeiten, namentlich unter Zuhilfenahme gasanalytischer Methoden ausführte. Seine verdienstvollen Arbeiten auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Botanik, insbesondere im Bereiche der Anatomie und der Physiologie der Pflanzen, wurden im Jahre 1869 durch seine Ernennung zum ausserordentlichen Universitätsprofessor der Botanik anerkannt. Seine Lehrthätigkeit an der Handelsakademie fand dadurch aber keine Unterbrechung.

Gerne erinnerte sich Böhm des Winters 1870/71. Es wurde ihm damals von dem Verwaltungsrath der Handelsakademie in liberaler Weise ein Urlaub zum Zwecke wissenschaftlicher Studien im Auslande gewährt und er zog nach Heidelberg, wo damals als Botaniker der unsterbliche Entdecker des Generationswechsels der Pflanzen, Wilhelm Hofmeister, wirkte. Böhm hatte das Glück, mit diesem bisher grössten Meister der botanisch-morphologischen Forschung in nähere wissenschaftliche und auch in intime persönliche Beziehungen treten zu können. Hofmeister erzählte später dem Redner mit Wärme, welche Wohlthat der Umgang mit dem von heiterer Laune stets übersprudelnden Kollegen Böhm ihm damals gewesen ist, zu einer Zeit, in welcher der grosse Forscher durch einen schweren Schicksalsschlag gebeugt war. Da die wissenschaftliche Richtung Hofmeisters im Grunde genommen gänzlich verschieden von jener Böhms war, so scheint er hauptsächlich deshalb Heidelberg aufgesucht zu haben, um Bunsen näher treten zu können. Auf die Forschungsrichtung Böhms hat Hofmeister keinen Einfluss ausgeübt, hingegen vervollkommnete sich Böhm, offenbar unter dem Einflusse Bunsens, so sehr in den gasanalytischen Methoden und in deren Anwendung auf die Fragen der Pflanzenphysiologie, dass man sagen darf, es habe, nach Saussure und Boussingault, kaum Jemand mit grösserem Eifer und grösserem Erfolge diese Methoden im Bereiche der Lehre vom Leben der Pflanze angewendet als Böhm.

Ein Jahr nach Berufung des Redners an seine jetzige Stelle, im Jahre 1874, wurde Böhm zu dessen Nachfolger als Professor der Pflanzenphysiologie und Naturgeschichte an der Forstakademie in Mariabrunn ernannt. Er fand dort ein von seinem Amtsvorgänger ins Leben gerufenes pflanzenphysiologisches Laboratorium vor, eine der ältesten Werkstätten dieser Art, und ein ausgedehnter und reich-

haltiger botanischer Garten, welcher seiner Leitung unterstand, bot ihm reiches Untersuchungsmaterial und eine treffliche und behagliche Stätte der Arbeit. Böhm führte dort ein emsiges, glückliches und ergebnissreiches Forscherleben. Bald aber fand diese reizende wissenschaftliche Idylle, die ja auch der Redner in jungen Jahren zu durchleben das Glück hatte, ihr Ende, indem der höhere forstliche Unterricht an die kurz vorher in Wien gegründete Hochschule für Bodenkultur verlegt wurde, in welche Böhm im Jahre 1875 als ordentlicher Professor der Botanik eintrat. Durch seine Berufung nach Mariabrunn löste sich sein Verhältniss zur Handelsakademie von selbst, hingegen blieb er nach wie vor als ausserordentlicher Professor der Botanik an der Universität thätig, auch nach seiner Ernennung als ordentlicher Professor an der Hochschule für Bodenkultur. Aber der Schwerpunkt seiner lehramtlichen Thätigkeit lag vom Jahre 1874 an nicht mehr an der Universität, sondern an der Forstakademie und später an der Hochschule für Bodenkultur, wo er angehenden Land- und Forstwirthen gegenüber eine der wichtigsten theoretischen Disziplinen zu vertreten und somit eine grosse und wichtige Aufgabe zu erfüllen hatte. Dennoch hörten die Studirenden der Universität, besonders die Lehramtskandidaten der Naturgeschichte und Hörer, welche die Botanik zur Lebensaufgabe gewählt hatten, gerne seine gründlichen, häufig humorvoll belebten und durchaus originellen Vorträge. Seine lehramtlichen Verdienste und seine wissenschaftlichen Leistungen fanden im Jahre 1878 wohlbegründete Anerkennung, indem ihm der Titel und Charakter eines ordentlichen, öffentlichen Universitätsprofessors verliehen wurde. — Dies ist der Umriss seiner äusseren Carrière. Ein bald erzählter Lebenslauf, einfach, wie der so vieler bedeutender Männer der Wissenschaft.

Diesem einfachen äusseren Leben steht ein reiches inneres Geistesleben gegenüber, welches, selbst nur in seinen Hauptzügen zu schildern, eine weit schwierigere Aufgabe bildet. Als Grundzug dieses geistigen Lebens und Schaffens, welches ununterbrochen fast den Zeitraum von vier Dezennien umspannt, tritt uns eine beispiellose Hingabe an seine Fachwissenschaft und eine trotz mancherlei Hindernisse unbesiegbare Vertiefung in einige grosse Probleme der physiologischen Forschung entgegen.

Der Boden, in welchem Böhms wissenschaftliches Wirken wurzelte, Wien, — sagen wir es frei heraus — war ein klassischer; denn ohne Selbstüberhebung dürfen wir es aussprechen: keine Pflegestätte der Wissenschaft hat zur Entstehung und Ausbreitung und für das Ansehen der Pflanzenphysiologie als Wissenszweig und als Lehrgegenstand mehr beigetragen, als Wien. Es ist so wenig bekannt, dass der grosse von der Kaiserin Maria Theresia als Leibarzt nach Wien berufene Ingenhouss, der Begründer der chemischen Pflanzenphysiologie, durch mehr als anderthalb Dezennien in Wien wirkte und viele seiner bedeutungsvollen Arbeiten, auch einige wichtige, das pflanzenphysiologische Gebiet betreffende, auf Wiener Boden ausführte.

Ebensolange als Ingenhouss wirkte Franz Unger in Wien. Er steht uns der Zeit nach näher, und auch dadurch, dass er, dieser grosse Meister der pflanzenphysiologischen Forschung, als Lehrer unserer Universität angehörte. Obwohl nominell Professor der Botanik, fühlte er sich doch stets als Professor der Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Auf sein Wirken ist es zurückzuführen, dass die ältesten Lehrstühle für Anatomie und Physiologie der Pflanzen — und zwar Ordinariate — auf österreichischem Boden stehen, und dass, allerdings erst nach seinem Tode, das erste in grossem Stile angelegte pflanzenphysiologische Institut an der Wiener Universität ins Leben gerufen wurde. Diese Schöpfungen wären

zur Zeit ihres Entstehens nicht möglich gewesen, wenn nicht Ungers grosse, weit hin sichtbare Leistungen die Pflanzenphysiologie zu Ansehen gebracht hätten. Man wird es nunmehr verstehen, dass Österreich frühzeitig ein relativ grosses Kontingent an Pflanzenphysiologen gestellt hat.

Ungers Schüler: Böhm, Leitgeb, Adolf Weiss und der Redner, folgten im Wesentlichen den Richtungen des Meisters, in dessen Forschungen Anatomie und Physiologie sich die Waage hielten. Während Leitgeb, durch Nägelis Forschungsrichtung vielleicht noch mächtiger als durch Unger angezogen, später hauptsächlich in die Bahnen der Entwicklungsgeschichte einlenkte, Adolf Weiss sich ausschliesslich der Anatomie widmete, übte sich Böhm anfangs sowohl auf anatomischem als auf physiologischem Gebiete; aber bald erkannte er, dass seine ganze Anlage ihn zur Physiologie trieb und seine unbezwingliche Neigung zum Experiment führte ihn später ganz und gar auf das Gebiet der experimentellen Pflanzenphysiologie. Im ersten Dezennium seiner selbstständigen wissenschaftlichen Thätigkeit wechseln anatomische mit physiologischen Arbeiten ab. Seine letzte anatomische Untersuchung betrifft die Prüfung der Frage: „Sind die Bastfasern Zellen oder Fusionen?" Die betreffende Abhandlung wurde in den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1866 veröffentlicht. Von da an finden wir Böhm ausschliesslich der experimentellen Forschung ergeben. Die Hauptfrage, welche ihn beschäftigte, betrifft das sog. Saftsteigen, die Bewegung des Wassers in der Pflanze. Schon im Jahre 1863 publizirte er in den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften die erste auf diesen wichtigen Gegenstand bezügliche Arbeit: „Über die Ursachen des Saftsteigens in den Pflanzen". Die letzte Arbeit, die Böhm veröffentlichte, betraf dasselbe Thema. Sie führte den Titel „Capillarität und Saftsteigen". Ihre Veröffentlichung erfolgte in seinem Todesjahre — 1893 — in den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft. Durch Versuche gelangte Böhm zu der lange unbeachtet gebliebenen Beobachtung, dass der Luftdruck beim Saftsteigen betheiligt sein müsse. Die Sache wurde später häufig so dargestellt, dass Böhm durch diese Auffassung sich in Gegensatz zu der Ansicht des grossen Würzburger Pflanzenphysiologen, Sachs, gestellt habe. Thatsächlich trat aber Böhm in seiner ersten dem Saftsteigen gewidmeten Arbeit Niemandem, in seiner zweiten hingegen seinem Lehrer Unger entgegen, welcher, angeregt durch ein Experiment Jamins, mehrere Jahre vor Sachs die Imbibitionshypothese aufstellte, bei deren Begründung er sich, wie später Sachs, auf die vermeintliche Saftlosigkeit der Gefässe stützt. Aber auch Unger ist nicht der erste, welcher die Imbibitionshypothese aufstellte; dieselbe lässt sich vielmehr bis auf Meyen zurückverfolgen, der in seinem im Jahre 1838 veröffentlichen Werke: „Neues System der Pflanzenphysiologie" den Gedanken zu begründen suchte, dass das im Holzkörper aufsteigende Wasser nicht in den Hohlräumen der Zellen und Gefässe, sondern in deren Wänden sich nach oben bewegt.

Wenn nun auch die Imbibitionsbewegung des Wassers nicht, wie viele Botaniker heutzutage meinen, als blosse Fabel zu betrachten ist, es vielmehr noch unwiderlegt erscheint, dass dieselbe — freilich innerhalb enger Grenzen — in den grossen Komplex jener Faktoren sich einfügt, welche bei der Wasserbewegung im lebenden Holzkörper betheiligt sind, so kann doch die von Sachs ausgearbeitete Theorie, derzufolge das im Holzkörper sich aufwärts bewegende Wasser ausschliesslich in der Wandsubstanz der Zellen und Gefässe zu den Blättern gelange, nicht

mehr aufrecht erhalten werden, und thatsächlich haben, von der engsten Sachs'schen Schule abgesehen, alle anderen Botaniker die sogenannte Sachs'sche Imbibitionstheorie abgelehnt.

Dass diese Ablehnung erfolgte, und dass überhaupt das wichtige Problem der Wasserbewegung in der Pflanze wieder in naturgemässe Bahnen gelenkt wurde, indem man wieder jene sichere Fährte aufsuchte, welche bereits der Begründer der physikalischen Pflanzenphysiologie, Stephan Hales, etwa anderthalb Jahrhundert vorher, mit sicherem Fusse betrat: dies ist das unvergängliche Verdienst Böhms. Langsam, aber beharrlich, von der Tagesmeinung unbeirrt, rang er sich in dieser schwierigen Frage zur Klarheit empor. Manche verzeihliche Irrthümer, denen er, wie wohl jeder auf neuen Bahnen der Physiologie vorwärts dringende Forscher, unterlag, mögen der Grund gewesen sein, weshalb seine trefflichen Beobachtungen und seine zumeist sicher begründeten Anschauungen in der Frage des Saftsteigens sich so lange nicht Bahn brechen konnten. Es trat aber eine Wendung ein, als andere Botaniker, namentlich Robert Hartig, von der Sachs'schen Theorie sich abwendeten, und den guten Kern der Böhm'schen Lehre richtig erfassend, der weiteren Bearbeitung des genannten Problems ihre Kräfte widmeten. Wenn es nunmehr feststeht, dass in den Pflanzen das ganze Wasser oder die Hauptmasse des Wassers in der Regel nicht in den Membranen, sondern im Hohlraume der saftleitenden Zellen und Gefässe emporsteigt, und zwar nicht nur in den aufnehmenden Zellen der Wurzel, sondern auch in der Hauptbahn grosser Pflanzenkörper, nämlich im Holze der Stämme, so ist die Sicherung dieser für das Verständniss des Pflanzenlebens bedeutungsvollen Entdeckung in erster Linie Böhm zu danken.

Gerade wir, die wir all' die Wandlungen in der Frage des Saftsteigens miterlebt haben, können Böhms Verdienste nach dieser Richtung am besten würdigen. Und diese Verdienste sind um so höher anzuschlagen, als es nicht nur galt, durch das Experiment neue Grundlagen für die Lehre vom Saftsteigen zu schaffen, sondern auch, und vor allem Anderen, die durch eine grosse Autorität getragene geradezu herrschend gewordene irrthümliche Auffassung endgültig zu beseitigen.

Was die Kräfte anbelangt, welche die Emporhebung des Wassers in der Pflanze besorgen, so hat Böhm hierüber zu verschiedenen Zeiten verschieden gedacht. Jeder seiner einschlägigen Auffassungen haftet aber eine gewisse Einseitigkeit an. Anfangs glaubte er im Luftdrucke, später in einem Zusammenwirken von Luftdruck und Capillarität, zuletzt ausschliesslich in der Capillarität die Ursachen des Saftsteigens zu finden. Durch die neueren Untersuchungen, an welchen Böhm selbst einen grossen Antheil hat, ist aber erwiesen, dass wir es in der im lebenden Pflanzenkörper stattfindenden Wasserbewegung mit einer komplizirten Erscheinung zu thun haben, in welcher zahlreiche harmonisch zusammenwirkende, zum Theil noch nicht vollkommen erkannte Kräfte zur Geltung kommen. Böhm war der Überzeugung, dass durch seine letzten Untersuchungen das Problem des Saftsteigens endgültig gelöst wurde. Die meisten Physiologen sind aber einer anderen Ansicht, welche ich in sehr allgemeiner Fassung eben angedeutet habe.

Wenn ich sage, dass die Frage des Saftsteigens noch unvollkommen gelöst ist, so soll selbstverständlich damit kein Vorwurf gegen Böhm ausgesprochen sein; es ist vielmehr das Eingeständniss der Unzulänglichkeit unseres derzeitigen Wissens auf pflanzenphysiologischem Gebiete, es liegt eben in dem Problem des Saftsteigens, wie in so vielen anderen, welche das Leben betreffen, noch ein — sagen wir es

kurz — vitalistischer Rest, eine Wirkungsäusserung, welche, an die lebende Substanz gebunden, der mechanischen Analyse sich noch hartnäckig entzieht. —

Griff Böhm durch seine Untersuchungen über das Saftsteigen in die Lehre von der Stoffbewegung ein, so förderte er durch einige wichtige Beiträge zur Kenntniss der Assimilation und Athmung auch die Lehre von dem Stoffumsatz in der Pflanze. Die in der lebenden Pflanze stattfindende chemische Metamorphose ist bisher nur sehr unvollkommen erforscht worden. Denn selbst die Vorarbeit für die Studien über den Stoffumsatz, die Aufsuchung der Nahrungsmittel der Pflanze, ist bisher noch lange nicht vollkommen durchgeführt, wie sich wohl der Thatsache entnehmen lässt, dass erst in allerjüngster Zeit die Bedürfnisse der Pilze in Bezug auf die zu ihrer Ernährung erforderlichen Mineralsubstanzen erkannt wurden und erst in den letzten Jahren der sichere Beweis erbracht werden konnte, dass von gewissen grünen Pflanzen unter Intervention von Mikroorganismen der Stickstoff der Atmosphäre assimilirt werde, während es vordem als sicher galt, dass dieser Bestandtheil der Luft die grüne Pflanze vollkommen indifferent passire. Begreiflicher Weise ist es gegenüber der Aufsuchung der Nahrungsmittel der Pflanze eine weitaus schwierigere Aufgabe, die Umwandlung derselben in die Bestandtheile der Pflanze zu ermitteln, zu zeigen, wie aus den paar Nahrungsmitteln: Kohlensäure, Wasser, Ammoniak bezw. Salpetersäure und aus einigen mineralischen Bodennährstoffen, jene Tausende von organischen Verbindungen entstehen, aus welchen die grüne, chlorophyllbegabte Pflanze sich aufbaut oder die sie für Lebenszwecke erzeugt. Selbst das Nächstliegende ist uns hier noch verschlossen, z. B. die Kenntniss der Umwandlung der Fette in Stärke, ein Prozess, der bei der Keimung jedes fetthaltigen Samens in leicht verfolgbarer Form sich vollzieht.

Nach jeder dieser beiden die Assimilation der Pflanze betreffenden Richtungen hat Böhm unser Wissen bereichert.

Die Kenntniss der vegetabilischen Nahrungsmittel hat Böhm durch folgende interessante Entdeckung gefördert. Es war ganz allgemein die Meinung verbreitet, dass alle zur Keimung mit organischen Reservestoffen ausgerüsteten Samen genügend Mineralstoffe besitzen, um sich in der ersten Periode ihres Daseins normal entwickeln zu können. Auf dieser Meinung beruht ja die gewöhnliche Methode, behufs Prüfung des Keimperzents oder zu Versuchen die Samen auf einem feuchten indifferenten Substrate, z. B. auf feuchtem Fliesspapier zur Keimung zu bringen.

Nun hat aber Böhm gezeigt, dass die bekannte Feuer- oder Stangenbohne (*Phaseolus multiflorus*) zu wenig Kalksalze enthält, um normal keimen zu können. Denn, wenn man die Keimung dieser Samen unter Zufuhr von reinem destillirten Wasser vor sich gehen lässt, so steht sie alsbald stille und die Keimpflanzen gehen zu Grunde. Wenn man aber dem destillirten Wasser, welches dem Samen oder den jungen Keimpflanzen der Schminkbohne dargeboten wird, ein kleines Quantum von löslichen Kalksalzen zusetzt, so geht die Weiterentwicklung normal von Statten. Würde bei den gewöhnlichen Keimversuchen den Samen wirklich nur reines Wasser zugeführt werden, so müssten die Keimlinge alsbald absterben. Da man aber bei solchen Keimversuchen das Substrat nicht kalkfrei macht, auch nicht mit destillirtem, sondern mit Brunnen- oder Quellwasser das Substrat befeuchtet, so gelingen diese Versuche, weil man, freilich ohne Absicht, mit dem Wasser den Kalk stets zuführt.

Gleichfalls sehr interessant ist die von Böhm im Anschluss an die vorgeführten Beobachtungen aufgefundene Thatsache, dass auch die jungen Blätter der

Feuerbohne geeignet sind, die für diese Pflanze erforderliche Menge von Kalksalzen von aussen aufzunehmen.

Die Untersuchungen Böhms über die Bedeutung des Kalkes bei der Keimung der Feuerbohne haben zu mancherlei anderen Untersuchungen Veranlassung gegeben. So hat beispielsweise Prof. von Liebenberg gefunden, dass nicht nur manche Pflanze aus dem Verwandtschaftskreise der Bohne, z. B. die Erbse und Soya, sich bei der Keimung so wie die Feuerbohne verhält, sondern auch Pflanzen, welche eine ganz andere Stellung im System haben, z. B. die Kürbis, hingegen Kohl und Senf ohne jede Zufuhr des Kalkes zu normaler Keimung zu bringen sind.

Von grosser Wichtigkeit ist eine andere, die Assimilation der Pflanze betreffende Entdeckung Böhms. Auf Grund der Sachs'schen Lehre herrschte die Ansicht, dass die in den Chlorophyllkörnern auftretende Stärke stets ein Produkt der Assimilation in dem Sinne sei, dass unter dem Einflusse des Lichtes aus Kohlensäure und Wasser unter Ausscheidung von Sauerstoff Stärke als erstes sichtbares Assimilationsprodukt gebildet werde. Da das hierbei ausgeschiedene Sauerstoffvolum dem Volum der verbrauchten Kohlensäuremenge entspricht, so blieb die von Boussingault aufgestellte Assimilationsgleichung auch für diesen Fall in Geltung, und da die bei diesem Prozesse auftretende Stärke sich mit Bestimmtheit in den Chlorophyllkörnern nachweisen liess, wenn die betreffenden Organe belichtet wurden, so erschien die Sachs'sche Aufstellung in den Augen der meisten Botaniker wohl begründet. Allein die Sachs'schen Beobachtungen waren doch unvollständig. Denn Böhm zeigte, dass in entstärkten Chlorophyllkörnern auch ohne Kohlensäurezutritt Stärke entstehen könne, er lieferte den Beweis, dass bei Anschluss von Licht in Chlorophyll-, ja sogar in Etiolinkörnern Stärke entstehen könne, wenn den betreffenden Organen eine Rohrzuckerlösung von aussen zugeführt wird. Damit war zweierlei bewiesen: erstens, dass die sogenannte autochthone Stärke nicht immer ein Produkt der Kohlensäureassimilation ist, sondern aus Zucker, sogar bei Zufuhr des letzteren von aussen, gebildet werden könne, und zweitens, dass das lebende Chlorophyllkorn die Fähigkeit habe, aus Zucker Stärke zu bilden.

Auch die Lehre von der Athmung der Pflanze hat Böhm beschäftigt, und seine in den siebziger Jahren ausgeführten mühevollen gasanalytischen Untersuchungen haben gute Beiträge zur Kenntniss der Respiration der Landpflanzen geliefert. Noch kurz vor seinem Tode beschäftigten ihn lebhaft Untersuchungen über die Athmung der Kartoffeln, welche einige ganz merkwürdige Thatsachen zu Tage förderten, z. B. dass die Kartoffel durch ihren gefährlichsten Feind, nämlich durch den die Kartoffelkrankheit bedingenden Pilz: *Phytophtora infestans* in einen „fieberhaften Reizzustand“, nämlich in enorm starke Respiration gerathe. Diese interessanten Untersuchungen sind leider nicht mehr zum Abschluss gelangt. Ich muss es mir aus Mangel an Zeit leider versagen, über Böhms anderweitige Arbeiten zu sprechen. Dieselben bewegen sich zumeist in den Richtungen jener Themen, welche ich in Kürze geschildert habe.

Ein besonderes Werk hat Böhm nicht geschrieben; die Resultate seiner unermüdlichen Forschungen hat er in mehr als vierzig Abhandlungen niedergelegt, wobei seine lehrreichen populären Vorträge, die er unter grossem Beifall der Versammlung im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und in der Gartenbaugesellschaft, ferner die Rede, welche er bei Antritt des Rektorates an der Hochschule für Bodenkultur (1878) hielt, nicht mitgerechnet sind. Die erste

Veröffentlichung seiner Forschungen erfolgte im Jahre 1856, die letzte in seinem Todesjahre 1893. Eine sehr vollständige Zusammenstellung seiner Abhandlungen enthält das zuletzt (1894) herausgegebene Jahrbuch unserer Universität. Sieben seiner Schriften sind dem Chlorophyll, acht der Athmung, dreizehn dem Saftsteigen, fünf der Stärkebildung gewidmet. Man sieht, dass, wie ich schon früher bemerkte, Böhm bestrebt war, bei seinen wissenschaftlichen Forschungen sich möglichst zu konzentriren.

Sein Schicksal als Forscher war ein eigenthümliches, im Grunde aber beneidenswerthes. Seine Forschungsergebnisse wurden anfangs vielfach angezweifelt, auch wohl gänzlich ignorirt. Aber es kam eine Zeit, in welcher manche seiner Entdeckungen, trotz anfänglichen Widerspruches, selbst seitens grosser Autoritäten, anerkannt wurden, zu weiteren Forschungen anregten und in dauernden Besitzstand der Pflanzenphysiologie eintraten.

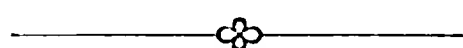
Manchen Schatz aus seinen Schriften wird noch die Zukunft heben, wenn beispielsweise seine schöne, schon früher berührte Untersuchung über die Athmung der Kartoffel fortgesetzt werden wird.

Das Bild, welches ich von Böhm's Leben in flüchtigen Konturen gezeichnet, wäre unvollständig, wenn nicht als Gegenstück zu seinem heiteren, temperamentvollen, wohl auch zu Leidenschaftlichkeit geneigten Wesen der beispiellosen Pflichttreue in Verwaltung seines Lehramtes gedacht werden würde, welche am Ende seiner Laufbahn zu einem wahren Heroismus sich gesteigert hat. Professor Wilhelm, welcher während der schweren Erkrankung und nach Böhm's Tode die Supplirung der Lehrkanzel der Botanik an der Hochschule für Bodenkultur über- nahm, schildert in dem Professor Böhm gewidmeten Nekrologe die letzte Zeit seiner lehramtlichen Thätigkeit an der Hochschule für Bodenkultur mit folgenden ergreifenden Worten:

„Der Kranke eröffnete, aller Vorstellungen seiner Freunde und der ernsten Ermahnungen seines Arztes ungeachtet, im Oktober 1893, wie alljährlich, seine Vorlesungen. Selbst die Bitten seiner besorgten Frau waren nicht im Stande, seinen Entschluss zu ändern. Nur mit der grössten Anstrengung, von Kollegen geführt und gestützt, vermochte Böhm noch in den Hörsaal zu gelangen, nur mit dem Aufgebote aller Kräfte gelang es ihm, sich dem jedesmal tief ergriffenen Auditorium noch verständlich zu machen. Dieser heldenmüthige Kampf eines starken Willens mit einem zusammenbrechenden Körper dauerte bis zum 21. November . . . . Am 2. Dezember 1893 schlossen sich Böhm's Augen für immer."

Da dem hingeschiedenen Kollegen ein heiteres, trotz seiner Anspruchslosigkeit oder vielleicht gerade deshalb glückliches Leben als Mensch, Lehrer und Forscher beschieden war, so sei diese Gedächtnissrede nicht mit dem soeben verklungenen, schwermüthigen Akkord beschlossen.

Vielmehr sei am Schlusse auf den sonnigsten Theil seines Lebens hingedeutet. Durch siebzehn Jahre lebte er in glücklichster Ehe. Seine Lebensgefährtin, die Tochter des langjährigen Reichsrathabgeordneten Wickhoff und Schwester unseres verehrten Kollegen Professor Franz Wickhoff, hat nicht nur sein Haus sorgsam bestellt, sie war ihm nicht nur eine treue Pflegerin; sie hatte Sinn, Verständniss und Theilnahme für seine wissenschaftlichen Bestrebungen, für all' die hohen Ziele, die er sich gesetzt. Der edlen Frau dankt die Universität das Marmorbildniss, zu dessen feierlicher Enthüllung wir uns heute versammelt haben.



Georg von Gizycki.

Geboren 14. April 1851; gestorben 3. März 1895.

Von
WILHELM BOLIN.

Im Geistesleben der Gegenwart ist das wiedererwachte Interesse für die Ethik zweifellos eine bedeutsame Erscheinung, und das nicht nur hinsichtlich der erneuten und mannigfachen Pflege dieses langehin über Gebühr vernachlässigten Gebietes der Philosophie. Von jeher hat man ihr den Beruf zuerkannt, die Lebensideale auf wissenschaftlicher Grundlage zu entfalten; aber entschiedener und vollbewusster denn bisher tritt nun auch das Bestreben hinzu, der idealen Lebensauffassung einen nachhaltigen Einfluss auf die unmittelbare Wirklichkeit zu sichern. Darin besteht die sogenannte ethische Bewegung, wie sie, von Amerika und England ausgegangen, nun auch in Deutschland, obwohl hier noch in den Anfängen ihrer Bethätigung begriffen, zu einer vielverheissenden Geltung sich aufgeschwungen hat. Einer ihrer tüchtigsten und hingebungsvollsten Mitbeförderer war der Mann, dessen verdienstvolles Wirken in einem Überblick seiner kurz bemessenen Lebensbahn gewürdigt werden soll.

Georg von Gizycki entstammte einer schon um 1600 aus Polen nach Preussisch-Schlesien ausgewanderten Protestanten-Familie und wurde in Gross-Glogau geboren, wo sein Vater Land- und Stadtgerichtsrath war. Seinen ersten Unterricht erhielt er, nach zurückgelegtem sechsten Jahr, von seiner Mutter, die er über alles liebte und die durch ihren religiösen Freisinn seine ganze Lebensrichtung wesentlich beeinflusst hat. Später besuchte er eine Privatschule in Görlitz, kam dann in die dortige Realschule erster Ordnung und zuletzt in die gleichartige Anstalt nach Halberstadt, als sein Vater um Michaelis 1869 dorthin versetzt worden war. Schon als Knabe zeigte er eine besondere Vorliebe für die Natur und stellte sowohl im Freien wie auch im Zimmer an zeitweilig gepflegten Thieren vielfältige Beobachtungen an. In Gefässen voll Teichwasser mit Froschlaich und anderem Gethier wurde dem Entwicklungsleben eine ausdauernde Aufmerksamkeit gewidmet; zu gleichem Zweck wurden in geeigneten Behältern, bisweilen auch nur im Doppelfenster, Kreuzottern und andere Schlangen, Eidechsen, Salamander und Molche mit unverdrossener Fürsorge gehalten. Von diesen Lebewesen, bei deren blosser Erwähnung manchem die Haut schaudert, wandte er sich späterhin der Vogelwelt zu, vertiefte sein Interesse durch fleissiges Studium ornithologischer Werke, durfte seine Freude an gefiederten Haus- und Zimmergenossen haben, lernte deren Gestalt auf das Papier übertragen und gewann grosse Übung im Zeichnen dieser lieblichen Geschöpfe. Neben der Freundschaft für Natur und Naturwesen erwachte auch ein reger Sinn für Literatur. An die früh erworbene Vertrautheit mit deutschen Dichterwerken reihte sich bald auch die mit ausländischen, gefördert durch die Kenntniss der betreffenden Sprachen, von denen ihm Englisch, Französisch und Latein von der Schule her geläufig waren. Diese verliess er zu Ostern 1872 und wurde am 6. April als Student in der Universität zu Berlin eingeschrieben, wohin auch sein Vater im folgenden Jahr an das dortige Landgericht übergeführt wurde.

Hier sollte Gizycki fortan seinen dauernden Wohnsitz behalten. Stets gewohnt, seine Zeit gewissenhaft wahrzunehmen, hatte er seine Studien mit solchem Erfolg betrieben, dass er schon Ende Mai 1875 promoviren konnte. Während der drei akademischen Jahre war seine Sprachkenntniss um das Griechische gemehrt, das er ganz auf eigene Hand erlernte; dies sowohl der Literatur wie der Philo-

sophie wegen, die er sich, ausser der Zoologie, als drittes Studienfach ausersehen gehabt. Seiner Liebhaberei für Zimmervögel blieb er immerdar treu. Es finden sich, wohl aus dieser Zeit, handschriftliche Aufzeichnungen über das Seelenleben dieser Thiere, wie er auch schon damals Mitarbeiter an Brehms bekanntem Werk über „Gefangene Vögel“ war. Eine reichhaltige Sammlung vortrefflich nach der Natur von ihm gemalter Vögel zeugt von seiner Anhänglichkeit an diese Lieblinge, von denen er gern zu sagen pflegte, er habe von ihnen mehr gelernt als von seinen Lehrern. Unter diesen hat er jedoch Eugen Dühring besonders hoch gehalten, durch den er in die Philosophie eingeweiht worden.

Bei aller Verehrung für Dühring, dessen freisinnige und positivistische Denkrichtung ihm überaus zusagte, hat Gizycki doch schon früh eine gewisse Selbständigkeit ihm gegenüber behauptet. Muthmaasslich war dies von seiner Vertrautheit mit der Zoologie und seinem Studium der Werke Darwins bedingt, gegen die sein Lehrer bekanntlich eine auf höchst oberflächlicher Kenntniss derselben begründete Animosität zu äussern sich gestattete. Besser in ihnen und in der neuern Biologie überhaupt als der von ihm sonst sehr bewunderte Lehrer bewandert, nahm Gizycki in seinem Erstlingwerk von 1876 Stellung gegen die von jenem und einem grossen Theil der damaligen Zunftphilosophen beliebte Verketzerung des Darwinismus, indem er ihn auf seine Bedeutung für die Philosophie hin untersuchte. Gegen die Entrüstung der Darwingegner über die von ihnen angegriffene Lehre, die einer angeblichen Brutalisirung des Menschen und einer daraus zu folgernden Vernichtung seiner sittlichen Würde beschuldigt ward, machte Gizycki in seinem Versuch „Philosophische Konsequenzen der Lamarck-Darwinschen Entwickelungstheorie“, gerade auf Grund des monistischen Charakters dieser Lehre, deren Verwendbarkeit für eine wahrhafte Erklärung des menschlichen Emporschreitens von einem blos natürlichen zu einem gesitteten Dasein geltend. Besonders beachtenswert bei diesen Auseinandersetzungen ist das Bemühen des Autors, die Tragweite der von Dühring gelehrten kosmischen Teleologie namentlich mit Bezug auf eine moralphilosophische Verwertung des Darwinismus nachzuweisen, obwohl diese Anschauungsweise bei den echten Anhängern Darwins für eine wissenschaftlich durchaus unzulässige gilt.

Mit der Opposition gegen die Widersacher des Darwinismus war Gizyckis Augenmerk auf die Ethik gelenkt worden. Er mochte namentlich eingesehen haben, dass die von jener Seite her gehegte Abneigung gegen die Lehre Darwins mit einer Auffassung der Ethik zusammenhing, wie sie in Deutschland auf der Grundlage Kant'scher Theoreme ruhte. Seine gediegenen Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie dürften ihn veranlasst haben, genauere Umschau unter den vorkantischen Ethikern zu halten. Hier erschloss sich ihm der überreiche Schatz der englischen Moralphilosophie, die noch von den Hauptvertretern der deutschen Aufklärung hoch in Ehren gehalten war. Vereinzelte Stimmen hatten wohl im Laufe unseres Jahrhunderts auf diese werthvollen Untersuchungen hingewiesen, blieben aber unbeachtet, weil die nachkantische Spekulation das philosophische Interesse von den ethischen Fragen nahezu völlig abgelenkt hatte, so gross auch ihre Bedeutung noch bei Fichte gewesen war. Die Leistungen der hervorragendsten englischen Moralisten der eigenen Zeitgenossenschaft zur Beachtung vorzulegen, wurde für Gizycki eine Aufgabe, die er in zweien seiner wissenschaftlich werthvollsten Schriften gelöst hat.

Es sind dies seine beiden Monographien: „Die Philosophie Shaftesbury's“, im Herbst 1876 herausgegeben, und die zwei Jahre darauf erschienene „Ethik David Hume's in ihrer geschichtlichen Stellung“. Die Ansichten beider Denker sind mit eingehendem Verständniss und sorgfältigster Genauigkeit wiedergegeben.

Shaftesbury als der vornehmste Vertreter der englischen Moralphilosophie im vorigen Jahrhundert, Hume als ihr Vollender dargestellt. Begründet wird dies durch kritische Exkurse über die Ethik Kants und seiner Nachfolger, deren Unzulänglichkeit aus ihrer Abweichung von den Ergebnissen der englischen Moralforschung nachgewiesen wird. Die Schrift über Hume enthält, ausser einer einleitenden Übersicht seiner Vorgänger und einem Abschnitt über die späteren Ergänzungen und Fortbildungen seiner Ethik in England, Bentham, Mill und Darwin mit einbegriffen, auch noch einen Anhang „über die universelle Glückseligkeit als oberstes Moralprinzip“. Bekundet schon die sachgemässe Würdigung der englischen Denkerarbeit eine entschiedene Selbständigkeit gegenüber Dühring, der gegen alles Englische bekanntlich einen eben so grossen Widerwillen wie gegen das Judenthum hat, so zeichnet sich das ganze kritische Verhalten gegen die deutschen Ethiker durch gewissenhaftes Fernhalten jener polternden, auftrumpfenden Rechthaberei aus, die sein Lehrer Dühring bei solchen Gelegenheiten herauszukehren liebt. Nur in prinzipieller Hinsicht wird in jenem Anhang noch der Dühringschen Metaphysik im Beibehalten seiner kosmischen Teleologie gehuldigt, wie sie die Erstlingsschrift als Zeichen einer noch dauernden Abhängigkeit von der Denkweise Dührings an der Stirn trug. Deshalb wohl mag er in späteren Jahren auf diese seine frühesten Leistungen keinen grossen Werth mehr gelegt haben, als erweiterte Studien ihn zu der Überzeugung von der Unwissenschaftlichkeit aller Metaphysik brachten.

Immerhin waren seine Schriften, durch die wissenschaftliche Bedeutung ihres Gegenstandes und die umfassende Belesenheit in der herangezogenen Literatur, hervorragend genug, um ihm die Bewerbung um einen akademischen Lehrstuhl zu gestatten. Im Juni 1878 reichte er sein Gesuch um Zulassung zur Habilitation ein. Noch bevor ihm diese bewilligt wurde, hatte er den Schmerz, seinen Vater zu verlieren, der im Laufe des Jahres viel gekränkelt und am 17. Oktober dahingeschieden war. Am 14. November durfte Gizycki seine Probevorlesung vor der philosophischen Fakultät halten, und zu Ende des Monats war ihm das Recht öffentlich zu doziren obrigkeitlich zuerkannt. Seine erste Vorlesung hielt er am 1. Mai folgenden Jahres und gehörte bis 1883 anscheinend ausschliesslich dem Kathederberuf und einer nur beiläufigen Thätigkeit in philosophischen Fachzeitschriften an.

Sein Name sollte bald auch in weitere Kreise dringen. Der Berliner Freidenkerverein „Lessing“ hatte einen Preis ausgeschrieben auf „eine gemeinverständliche Darlegung der sittlichen Gesetze, die, von einheitlichen Grundsätzen geleitet und ausschliesslich auf unzweifelhafte Thatsachen der natürlichen Erkenntniss gestützt, eine Richtschnur des Handelns für die leitenden Verhältnisse des menschlichen Lebens zu geben geeignet sei.“ Unter den Bewerbern hatte sich auch Gizycki eingefunden. Seine Schrift erhielt am 22. Januar 1883 den Preis und erschien Mitte April im Druck unter dem Titel „Grundzüge der Moral“. Als Nachwirkung dieser ehrenvollen Auszeichnung ist wohl die im August des nämlichen Jahres erfolgte Bestallung als ausserordentlicher Professor zu betrachten; das dieser Würde entsprechende etatsmässige Gehalt wurde ihm zwei Jahre später zugetheilt.

Die Krönung der Preisschrift bezeichnet einen merklichen Wendepunkt in den ethischen Anschauungen Deutschlands. Gizycki hatte sich darin selbstverständlich als Anhänger der bisher nicht blos von zünftlerischer Seite arg verpönten „Glückseligkeitslehre“ bekannt, ohne freilich zu ahnen, dass sie ein volles Menschenalter früher einen begeisterten, damals aber überhörten Verkündiger in Ludwig Feuerbach gehabt, der sie ganz selbständig aus seinen eigenen anthropologischen

Prinzipien heraus entwickelt hatte. Bei Gizycki handelte es sich um seine aus der englischen Moralphilosophie gewonnene Überzeugung, dass die grösstmögliche Glückseligkeit für die Gesammtheit das Grundprinzip der Ethik sein müsse, weil das Streben nach Glückseligkeit ein Trieb ist, eben so unmittelbar gegeben wie der Trieb der Selbsterhaltung. Diese Wahrheit, ausführlich in den Monographien über Shaftesbury und Hume dargelegt, hatte nicht nur sein kritisches Verhalten ebenda gegen Kant, Fichte, Schleiermacher und Schopenhauer bestimmt, sondern auch dort schon zu einer scharfen und geistvollen Widerlegung des damals noch hoch in Kurs stehenden Pessimismus geführt. Leicht möglich, dass diese früheren Schriften des Autors bei der Beurtheilung der Preisschrift zu einer unbefangeneren Würdigung der darin ausgesprochenen Lehre mitgewirkt.

An die Preisschrift, die einen überaus günstigen Absatz fand, knüpften sich für Gizycki vielfache Angebote um Mitarbeiterschaft an bedeutenden periodischen Publikationen. Dazu kam noch ein Auftrag, dem er selbst die förderndste Belehrung zu verdanken haben sollte. Es geschah dies durch die ihm anvertraute Herausgabe der Schrift eines kurz zuvor verstorbenen jungen Gelehrten. Wie Gizycki hatte auch Dr. W. H. Rolph*) — so hiess der im August 1883 einem hartnäckigen Lungenleiden erlegene Privatdozent an der Leipziger Universität — den Darwinismus und verwandte Lehren mit Rücksicht auf die Hauptfragen der Ethik untersucht in seinem Werk: „Biologische Probleme, zugleich als Versuch zur Entwicklung einer rationellen Ethik“. In erster Auflage 1882 erschienen und bald vergriffen, war das Werk vom Autor für eine zweite, stark erweiterte Auflage im Manuskript, bis auf ein Kapitel, fertig gestellt worden. Auf Grund der zwischen ihm und Gizycki in dessen Erstlingsschrift bekundeten Affinität der Anschauungen, wurde demselben die schliessliche Durchsicht und Überwachung des Druckes dieser zweiten Auflage übertragen. Die durch Rolph erbrachte wesentliche Berichtigung der Evolutionstheorie, sowie namentlich seine glänzende Zurückweisung jeglicher Teleologie bei rein wissenschaftlichen Erörterungen, wirkte auf Gizycki so überzeugend, dass er dadurch zur völligen Befreiung aus dem Banne Dühringscher Metaphysik gelangte.

Seinen schriftstellerischen Erfolgen und wohl auch seiner Kathederthätigkeit verdankt Gizycki eine freundschaftliche Beziehung, die für sein ganzes ferneres Wirken entscheidend wurde. Seit dem Herbste 1883 weilte nämlich der Amerikaner Stanton Coit in Berlin, um dort den Doctorgrad zu erwerben. Durch ihn wurde Gizycki mit der ethischen Bewegung in Amerika und der darauf bezüglichen Literatur genauer bekannt. Was er in seinen bisherigen Leistungen nur als Forschungsergebnisse aufgestellt, das fand er hier in greifbaren Zusammenhang mit dem wirklichen Leben gebracht, allen denen eine sichere Handhabe zu sittlicher Veredelung bietend, die den theologischen Vorstellungen entwachsen, für sich allein einen genügenden Ersatz dafür nicht zu finden vermocht. Diese ganz eigenartigen Werke beschloss er der deutschen Bildung zuzuführen, wo reichliche Empfänglichkeit vorauszusetzen war. So besorgte er 1885 die Übersetzung von William M. Salter's „Religion der Moral“, der er vier Jahre später dessen „Moralische Reden“ folgen liess. Im Laufe von 1886 bearbeitete er für deutsche Leser die kurz vorher in Amerika erschienene Biographie des um die

*) Er war geborener Berliner, sein Vater ein Engländer, seine Mutter eine Deutsche. Studirt hatte er aber in Leipzig und wurde dort Dozent der Zoologie. Seines Leidens wegen lebte er mehrere Jahre in Madeira, kehrte aber ungeheilt zurück und hatte eben noch Zeit, seine in Madeira nahezu vollendete Arbeit für die Neuauflage dem Verleger W. Engelmann zu übergeben. Diese Auflage, von Gizycki besorgt, erschien 1884.

Aufhebung der Negersklaverei hochverdienten Publizisten William Lloyd Garrison. Ferner sammelte er die Reden und Abhandlungen seines mittlerweile nach der Heimath zurückgekehrten Freundes Stanton Coit, wovon eine Auswahl, deutsch übersetzt, 1890 unter dem Titel „Die ethische Bewegung in der Religion“ herausgegeben wurde. In das nämliche Jahr fällt auch die Veröffentlichung einer vollständigen Übersetzung von Edw. Bellamy's seiner Zeit vielgelesenem „Rückblick aus dem Jahre 2000“, einer Schrift, für die Gizycki eine ganz besondere Vorliebe hatte, weil er in ihr gleichsam eine prophetische Bürgschaft für die Ausführbarkeit gewisser Zukunftserwartungen zu finden glaubte. Von den Schriften Felix Adlers, des Hauptbeförderers der ethischen Bestrebungen in Amerika, hat er erst 1893 eine deutsche Ausgabe seines „Moralunterrichts für Kinder“ veranstaltet.

Bei seiner rastlosen Vermittlerschaft verlor aber Gizycki die selbstständige Arbeit nicht aus den Augen. Die Anregungen seiner amerikanischen Freunde und erweiterte Kenntniss der gleichzeitig immer bedeutender gewordenen ethischen Literatur veranlassten ihn zu einer Neubearbeitung seiner mittlerweile im Buchhandel ausgegangenen Preisschrift. Statt einer zweiten Auflage erschien 1888 die nach einem ganz andern Plan ausgeführte „Moralphilosophie, gemeinverständlich dargestellt“. Es handelt sich darin weder um neue Lehren, noch um ein eigenes „System“. Auf der Grundlage des Wohlfahrts- und Glückseligkeitsprinzips wird eine humane Ethik entwickelt, die blos eine zusammenfassende Wiedergabe bereits gewonnener Einsichten sein will, wie sie in den Aussprüchen der erlesensten Geister über Menschenleben und menschliches Thun und Lassen ihren Ausdruck gefunden. Daher die vielen wörtlichen Mittheilungen aus den Schriften der vornehmsten Ethiker, einheitlich verknüpft durch die evolutionistische Weltanschauung des Verfassers, dem die thatsächliche Entwicklung unseres Geschlechts dessen sittliche und intellektuelle Vervollkommnungsfähigkeit verbürgt. Im Prozess der Gesittung sieht er eine selbständige Schöpfung der Menschheit, erwiesen durch die unverkennbare Übereinstimmung, die in Bezug auf das als recht und gut Anerkannte unter den Menschen wirklich besteht, so sehr sie auch in nationaler, religiöser und überhaupt kultureller Hinsicht von einander abweichen mögen. Indem die fortschreitende Gesittung nur eine konsequente und allseitige Durchführung dessen bewirkt, was an und für sich in seiner Bedeutung für Menschenwohl längst eingesehen ist, müssen die ethischen Forderungen unabhängig von aller konfessionellen und sonstigen Verschiedenheit giltig sein, da sie sich innerhalb der unmittelbaren Wirklichkeit zu bewähren haben, die allen Lebewesen durchaus gemeinsam ist. Auf die praktische Bethätigung der sittlichen Ideale ist es bei diesem Buche lediglich abgesehen. Aller aufdringlichen Bekehrerei und anmaassenden Gewissensrührung fern, bietet es in seiner schlichten warmherzigen Darstellung jedem, dem es um Klärung, Läuterung und Festigung seiner Lebensansichten zu thun ist, die fruchtbarste Belehrung.

In das gleiche Jahr mit diesem seinem Lebenswerk fällt auch ein ebenso auf weitere Kreise berechnetes Büchlein „Kant und Schopenhauer, zwei Aufsätze“, aus gelegentlichen Zeitungsbeiträgen entstanden, der eine auf Anlass der säkularen Geburtsfeier Schopenhauers, der andere zur Erinnerung an die hundertjährige Veröffentlichung von Kants ethischen Werken verfasst. Die Darstellung ist überaus fasslich und in der kritischen Haltung zustimmender als bei den früheren Erörterungen des Autors. Bei der Würdigung Schopenhauers wird auch in rühmlichster Weise auf Ludwig Feuerbach Bezug genommen, dem schon in der Moralphilosophie anlässlich der Unsterblichkeitsfrage gebührende Beachtung gewidmet worden war. Eben dieser und der nächstfolgenden Zeit

gehören auch die Vorbereitungen für ein mit den amerikanischen Gesinnungsgenossen geplantes Organ zur Verbreitung ethischer Bestrebungen, das zugleich englisch und deutsch, unter Mitwirkung der besten Kräfte auf beiden Sprachgebieten, erscheinen sollte. Zur Verwirklichung gelangte es nur in der englischen Form als das seit 1890 bestehende „International Journal of Ethics". Gizycki gehörte zum Redaktionsausschuss und hat von allen deutschen Mitarbeitern die meisten Beiträge geliefert.

Sein rastloser Geist fand aber an allem Bisherigen noch kein Genügen. Worte sollten in Thaten umgesetzt werden, wie es in Amerika und mittlerweile in England geschehen. Alle von Berufspflichten und Schriftstellerei übrige Zeit wurde von nun ab der Gründung einer ethischen Gesellschaft nach dem Vorbilde der dort bestehenden Vereine gewidmet. Im Frühling 1892 konnten die Vorberathungen mit gleichgesinnten Männern und Frauen statthaben, zum Herbst erfolgte eine von ihnen ausgefertigte Einladung zu einer konstituirenden Versammlung, bei der dann die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur am 19. Oktober begründet wurde. Bei der selbstverständlichen Mitwirkung Gleichstrebender ist Gizycki doch als ihr eigentlicher Urheber zu betrachten. Unermüdlich war er in seinen Bemühungen, namentlich bis zur Stiftung der Gesellschaft. Danach überliess er Andern die weitere Sorge, während er selbst, durch sein Befinden an auswärtiger Thätigkeit behindert, seine besten Kräfte der im Interesse der Gesellschaft begründeten Wochenschrift Ethische Kultur zuwandte, die etwas über zwei Jahre unter seiner Leitung gestanden und sich auf einer beachtenswerthen Höhe gehalten hat. Unterstützt durch tüchtige Mitarbeiter, trug er doch selbst die grösste Arbeitslast, da zur redaktionellen Obsorge eine ausgedehnte Korrespondenz hinzukam, die neben dem akademischen Beruf, fortgesetzten Studien und dem Herstellen eigener Beiträge für das Wochenblatt und noch etliche Zeitschriften zu erledigen war.

Für die Stiftung der ethischen Gesellschaft sollte ihm, ausser der Freude, seine besten Hoffnungen gekrönt zu sehen, auch noch ein anderer Lohn werden. Diese vorbereitenden Bemühungen für das Unternehmen hatten ihn im Herbst 1891 mit einer gleichgesinnten Dame zusammengeführt, die auch schon einen literarisch geachteten Namen erworben. Fräulein Lily von Kretschmann trat als Redaktionsmitglied bei der Wochenschrift ein, wurde während der Vorarbeiten mit Gizycki verlobt und im Juni 1893 seine Frau. Dies war für ihn, der seit dem Tode seiner Mutter im September 1890 ganz vereinsamt aber durch eine bald darauf erfolgte Gehaltszulage aller materiellen Sorgen überhoben gelebt, ein unschätzbares Glück. Das tägliche Behagen ward ihm durch völlige Einmüthigkeit im Denken und Fühlen mit der hochherzigen und talentvollen Lebensgefährtin in angenehmster Weise verschönt. Der gemeinsamen Thätigkeit am Journal wusste das Ehepaar noch Zeit zu einer literarischen Leistung abzugewinnen, die in der für erziehliche Zwecke vorgenommenen Auswahl und Bearbeitung der „Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm" 1894 zu Tage trat. Man hat diese Publikation als eine Art Frevel beanstandet, als wäre bei solchem Vorgehen die bisherige Sammlung gleichsam aus der Welt geschafft. Ob das Verfahren empfehlenswerth und überhaupt zulässig, bleibe dahingestellt; eine kurz darauf benöthigte zweite Auflage zeigt wenigstens, dass die Änderungen allen denen willkommen waren, die früher bei manchen Details der Märchen im Original durch kindliche Fragesucht bisweilen einer nicht geringen Verlegenheit ausgesetzt gewesen.

Im Verlaufe ihres Bestehens hat die Wochenschrift eine Änderung ihres Verhältnisses zur Gesellschaft für ethische Kultur erfahren. Anfänglich als „im

Auftrage der Gesellschaft“ herausgegeben bezeichnet, vertauschte sie noch im ersten Jahrgang diese überschriftliche Angabe gegen die allgemeinere — „Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen“ —, bis nun beim dritten Jahrgang als Aufgabe des Blattes ein Wirken „für sozial-ethische Reformen“ bestimmt ward. Es entspricht dies dem wachsenden Einfluss, den die sozialistischen Lehren auf die Überzeugung des Herausgebers gewonnen hatten. Auf's tiefste von den Mühen und Leiden ergriffen, die das Arbeiterloos zu einem so überaus harten machen, hatte er auch die zu deren Abhilfe vom Sozialismus ausgegangenen Reformvorschläge mit voller Zustimmung zu befürworten unternommen, da er in ihnen die endgiltige Lösung der Arbeiterfrage zu finden glaubte. Hierin konnte ihm die Gesellschaft nicht beitreten, ohne ihren eigenen Grundsätzen, die jede Betheiligung am Parteiwesen ausschliessen, untreu zu werden. Alle von hier aus erhobene Bedenken gegen die Richtigkeit und den Segen der sozialistischen Zukunftsplane hielt er für Äusserungen einer mangelhaften Denkweise, die in altüberlieferten Vorurtheilen und unzulänglicher Nächstenliebe ihre Wurzeln habe. Während aber in der Zeitschrift, wo jede redliche Überzeugung unbehindert zu Worte gelangte, die Hinneigung zum Sozialismus zumeist in gelegentlichen Andeutungen und nur ausnahmsweise in offenbarer Parteinahme sich äusserte, hat Gizycki in seinen kürzlich aus dem Nachlass herausgegebenen „Vorlesungen über soziale Ethik“ mit voller Entschiedenheit sich für die vom Sozialismus geforderte absolute Verstaatlichung des ganzen Gemeinwesens erklärte. Er sah darin die einzig konsequente Durchführung der ihm für Menschenwohl erforderlichen allgemeinen Gleichheit; nur dadurch konnte er den ethischen Grundsatz, dass Jeder für Einen aber Keiner für mehr als Einen gelten solle, verwirklicht denken. Seiner eindringlichen und sachgemässen Darstellung all der Leiden und Gefahren, denen die Arbeiter bei den gegenwärtigen Zuständen ohne ihr Verschulden ausgesetzt sind, wird jeder Unbefangene mit aufrichtiger Theilnahme folgen; von den Vorschlägen jedoch, die zur Herstellung einer allgemeinen Glückseligkeit führen sollen, dürfte wohl nur der überzeugt werden, der sich schon im Voraus zu den vom Autor verfochtenen Ansichten bekennt.

Wie sehr man auch hierin von den Ansichten Gizyckis abweichen mag, wird man doch seiner gesammten Thätigkeit und der edlen Gesinnung, von der sie beseelt war, die wärmste Anerkennung zollen, und sie wird zu wahrhafter Bewunderung, wenn man erfährt, dass er sein rastloses Wirken einer schwächlichen Gesundheit bei körperlicher Gebrechlichkeit abzuringen gewusst. Von Kindheit an war er gelähmt, mit einer Schwäche im rechten Bein geboren, die durch den Unverstand der Wärterin gesteigert wurde, als sie das Kind einmal auf thaufeuchtem Rasen schlafen legte. Bis zur Studentenzeit konnte er jedoch gehen, danach musste ein Fahrstuhl benutzt werden und in einem solchen wurde er auch zu seinen Vorlesungen befördert. Bis vor etwa vier Jahren konnte er im Zimmer sich an Stöcken fortbewegen, dann aber war vollständige Lähmung eingetreten. Sein heiteres Temperament liess ihn das alles geduldig ertragen, da keine eigentlichen Schmerzen zu überwinden waren; doch war sein Befinden die letzten Jahre ärztlicher Hilfe häufiger bedürftig. Der Tod, dem er ruhig und gefasst entgegensah, kam ihm durch die Influenza, der sein vom Nervenleiden geschwächter Organismus innerhalb fünf Tagen erlag. Er entschlief sanft und schmerzlos in den Armen seiner Gattin.

Von Gemüth bescheiden, dankbar und wohlwollend, hat er, trotz seiner Leiden, eine nimmer versagende Freude am Leben gehabt. So hat er, vom Geschick gar vielfach auf die Hilfe Anderer hingewiesen, mit voller Überzeugung den Pessimismus bekämpft, dem mancher Andere in seiner Lage verfallen war. Er

hat, derer eingedenk, die weit schwereres Leid als er zu ertragen haben, sich wahrhaft glücklich gefühlt, im redlichen Bemühen an ihrem Glück mitzuwirken, weil er — um mit einem hübschen Wort aus seiner Feder zu schliessen — ein Mensch war, „der in seinem Herzen das Leben der Menschheit mitlebt, an ihrer Freude sich freut und ihre Hoffnung zu seiner Hoffnung macht.“

Oliver Wendell Holmes.

Von

LEON KELLNER.

Ganz abgesehen von der Bedeutung des Mannes, dem man seit einer stattlichen Reihe von Jahren in englischen und amerikanischen Zeitschriften unter dem Namen „America's Grand Old Man“ begegnet, hat Holmes für mich ein ganz besonderes Interesse. Er war mir nämlich der Gegenstand eines litterar-historischen Experimentes, das, nebenbei gesagt, vortrefflich gelungen ist. Ich lade die Leser ein, mit mir einen Theil des Experimentes zu wiederholen. Gegeben sind vier Bände Prosa und Poesie, die man mit äusserlicher Benennung als Miscellanies. vermischte Schriften, zu bezeichnen geneigt wäre.[1])

Jedem Bande liegt die Fiktion eines Privathotels oder, wie man in England und Amerika sagt, eines Boarding House zu Grunde, in welchem eine interessante Tischgesellschaft sich beim Frühstücke in ungezwungener Weise über grosse und kleine Dinge unterhält; es kann natürlich nicht fehlen, dass im Verlaufe der Begebenheiten sich allerlei Wahlverwandschaften ergeben. Die Gespräche und Ereignisse werden nun von einem Mitgliede der Gesellschaft zu Papier gebracht; der Berichterstatter ist das erste Mal der „Autokrat“, das zweite Mal der Professor, im dritten Bande der Dichter, im letzten ist er namenlos. Der Löwenantheil an der Unterhaltung fällt dem Berichterstatter zu, so dass wir über ihn, seine Verhältnisse und Anschauungen das Meiste erfahren.

Es war gleich am Anfang nicht schwer zu errathen, dass der Berichterstatter dem Verfasser nahe steht; im Verlaufe lüftet Holmes mehrmals den Schleier, im letzten Werk tritt er offen mit seiner ganzen Persönlichkeit hervor. Und nun entstand die Frage: Wie viel biographische Wahrheit lässt sich an dem Neben- und Durcheinander von Wahrheit und Dichtung herauslesen? Der Versuch ist natürlich nichts weniger als neu; es sind ja die Biographen der allergrössten Geister aller Zeiten fast ausschliesslich auf solche Künste angewiesen; aber es besteht ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen einer auf Hypothesen beruhenden Biographie Shakespeare's und der eines lebenden weltbekannten Schriftstellers — dort haben haarspaltende Gelehrsamkeit und wahnwitzige Phantasie freies Spiel, denn ach, die Steine wollen nicht reden, hier aber folgt auf die Hypothese mit Blitzesschnelle die Bestätigung oder die Widerlegung, gegen die es keine Berufung giebt, denn es liegen ausführliche biographische Nachrichten aus der un-

---

[1]) The Autocrat at the Breakfast-Table. Zuerst vollständig erschienen 1858.
The Professor at the Breakfast-Table. 1860.
The Poet at the Breakfast-Table. 1872.
Over the Teacups. 1891.
Die zugänglichste, von Holmes selbst durchgesehene Ausgabe ist in der Collection Tauchnitz erschienen.

mittelbaren Nähe des Schriftstellers vor, Nachrichten, auf denen das Auge des Schriftstellers ruhte, bevor sie in der Offizin Flügel erhielten, um als Zeitung oder Buch der grossen, man kann sagen, weltumfassenden Gemeinde der Holmes-Verehrer über Leben und Treiben des „Grand Old Man“ zu berichten.

Hören wir zuerst einige Aussprüche des Autokraten.

„Ein Gespräch ist eine sehr wichtige Angelegenheit. Die Unterhaltung mit manchen Menschen ist anstrengender als ein Fasttag. Merkt euch, was ich euch sage: Es ist besser, einen Liter Blut aus den Adern zu verlieren, als sich einen Nerv beschädigen zu lassen: niemand misst die Nervenkraft, die verloren geht, und niemand verbindet euch Hirn und Mark nach der Operation.“

„Sie finden, dass ich diese Bemerkung schon einmal gemacht habe? Und wenn? Meine Bemerkungen an diesem Frühstückstische sind keine Briefmarken, die man nur einmal brauchen darf. Das müsste ein armer Teufel sein, der sich niemals wiederholt. Die Wahrheiten, die ein Mensch mit sich herumträgt, sind seine Werkzeuge; glauben Sie, dass ein Zimmermann seinen Hobel nur einmal brauchen darf, um ein Brett glatt zu hobeln, oder seinen Hammer aufhängen muss, wenn er einen Nagel eingeschlagen hat? Ich werde niemals ein Gespräch, aber oft einen Gedanken wiederholen. Ein Gedanke kann manchmal originell sein, selbst wenn man ihn hundertmal ausgesprochen hat; er ist auf einem neuen Wege, mittelst eines neuen Eilzuges von Ideenverbindungen angelangt. Manchmal wiederholt einer dieselbe Rede, und man kann ihm doch keinen Vorwurf daraus machen. Da komme ich einmal auf einer meiner Vortragsreisen nach Hartford und werde von einer dort lebenden Schriftstellerin mit mehreren Litteraten zu einer Tasse Thee eingeladen. Die Dame scherzte über meine Vortragsreisen, die mich durch ganz Amerika brächten. „Ja“, sagte ich, „ich bin wie der Vogel Huma; der ist immer im Fluge, ich immer auf der Reise begriffen“. Jahre vergingen, da kam ich wieder nach Hartford und wurde wieder von der genannten Schriftstellerin zum Thee geladen. „Sie reisen jetzt immer von Ort zu Ort“, sagte die Hausfrau. „Ja“, sagte ich, „ich bin wie der Huma“ — und so bis zu Ende wie oben. Man denke sich mein Entsetzen, als ich mich erinnerte, dass ich denselben Satz wortwörtlich zweimal vor derselben Dame gesprochen hatte! Und wie falsch war es, wenn die Schriftstellerin dachte, dass ich jahraus jahrein dieselbe geistreiche Bemerkung wiederholte! Ich hatte nie wieder seit jenem ersten Besuche in Hartford an den fatalen Vogel gedacht, und erst als ich wieder bei der Dame geladen war, riefen dieselben Umstände denselben Gedanken ins Bewusstsein zurück.“

„Wir sind die Römer der modernen Welt — das grosse assimilirende Volk. Kämpfe und Eroberungen sind unsere Sache, wie die unserer Vorbilder. Und so kommen wir auch dazu, dieselbe Waffenart zu gebrauchen. Das Schwert unserer Armee ist der kurze, steife, spitze Gladius der Römer. Ich theile auch hier einen Grundsatz mit, den ihr nicht im Montesquieu finden werdet: das Volk, das seine Waffen verkürzt, verlängert seine Grenzen.

Nachsatz. Es war die polnische Lanze, die Polen aller Grenzen beraubte.“

„Was ich von einem self-made man halte? Nun, Jedermann liebt und achtet einen self-made man. Erinnert ihr jungen Leute euch noch des Hauses in Cambridge-port, das ein Irländer vom Abzugskanal bis zum First mit eigenen Händen erbaute? Er brauchte dazu hübsch viele Jahre und man sah es auf den ersten Blick, dass es etwas windschief, etwas wackelig und im Ganzen etwas komisch war. Ein regelrechter Baumeister hätte ein weit besseres Haus gebaut; aber für das Haus eines „selbstgemachten“ Baumeisters war es ein gutes Haus, und die Leute lobten es und bewunderten den Irländer, während sie acht- und wortlos an allen anderen Häusern vorbeigingen.“

„Ich bin so frei, es gerade heraus zu sagen, dass ich unter sonst gleichen Umständen in fast allen Lebenslagen einem Menschen aus guter Familie vor dem self-made man den Vorzug gebe. Was ich unter einem Menschen aus guter Familie verstehe? Das will ich euch gleich sagen. Ich will ihn prächtig ausstaffiren, denn es kostet uns ja nichts. Also vier oder fünf Geschlechter von gebildeten Männern und Frauen; unter diesen ein Mitglied des Provinzialraths seiner Majestät, ein Gouverneur, ein oder zwei Doktoren der Theologie, ein Kongressmitglied, wenn möglich aus der Zeit der Reiterstiefel mit Quasten. Dann Familienporträts; Bücher mit den Namen der Besitzer unter der Devise Hic liber est meus, Hogarth's Stiche in der Originalausgabe, Pope in 15 Bänden, de dato 1717; etwas Familiensilber etc.

„Ja wohl, meine Freunde, ich bin für den Mann, der die Familienüberlieferungen und die Bildung von wenigstens vier oder fünf Geschlechtern ererbt. Freilich kann einer mit allen diesen Vorbedingungen ein Flegel oder ein schäbiger Kerl sein, und umgekehrt kann einer ohne sie sich trefflich zum Rathsherren und Gesandten eignen; dann sollen sie die Plätze tauschen. Unsere soziale Einrichtung hat eben das Schöne, dass die Schichten nach oben und unten wechseln in dem Maasse, als sich ihr spezifisches Gewicht verschiebt."

„Warum ich meine guten Einfälle auf die Unterhaltung verschwende, statt sie als kostbare Waare auf den Litteraturmarkt zu bringen? Die mündliche Unterhaltung formt die Gedanken, wie die Brandung die Kieselsteine, welche sie ans Ufer rollt. Ich modellire meine Gedanken im Gespräch, wie der Künstler seine Gestalten in Thon modellirt. Die gesprochene Sprache ist so bildsam — man kann so leicht an ihr herumstreicheln und liebkosen, glätten und schaben, man kann wegnehmen, ausfüllen, dazuthun; sie ist das beste Material zum Modelliren. Daraus kommen erst die Marmor- oder Bronzegestalten in den unsterblichen Büchern. Oder, um noch ein anderes Gleichniss zu gebrauchen: Schreiben und Drucken ist ein Schiessen mit dem Gewehr, man trifft das Herz des Lesers oder man verfehlt es; Sprechen ist ein Zielen mit einem Wasserschlauch — wenn der Zielpunkt in unserem Bereiche ist und uns nur die nöthige Zeit bleibt, können wir ihn unmöglich verfehlen."

„Ich habe jetzt ein litterarisches Geständniss abzulegen, das, glaube ich, noch Niemand vor mir abgelegt hat. Sie wissen sehr wohl, dass ich zuweilen Verse schreibe, denn ich habe Ihnen welche vorgelesen. (Die Gesellschaft nickte zustimmend, einige mit stiller Ergebung, offenbar glaubten sie, ich hätte ein Epos im Gewande und wäre im Begriffe, ihnen einige Gesänge daraus vorzulesen.) Natürlich schreibe ich gelegentlich einzelne Verse oder ganze Stellen, die mir besser gefallen als andere; es liegt in der Natur, dass ich solche gelungene Stellen für absolut gut halte; ich bin eben nur ein Mensch. Kaum aber habe ich eine solche „gelungene" Zeile geschrieben, so habe ich auch sofort die Empfindung, dass sie uralt sei, ja gewöhnlich bin ich überzeugt, sie schon anderswo gelesen zu haben. Nun kann ich mir jawohl einmal unbewusst einen Vers angeeignet haben, aber ich erinnere mich nicht, jemals irgend welche Bestätigung meiner plötzlichen Empfindungen von dem Alter meiner guten Verse gefunden zu haben. Und nun kommt die Philosophie dieser Erscheinung. (Bei diesen Worten verflüchtigte sich ein Theil der Gesellschaft.) Jede neue Wortverbindung, die plötzlich in unserem Bewusstsein auftaucht, hat ihre Wurzeln in langen Gedankenketten, so dass sie in Wahrheit schon ganz alt ist, wenn sie zum ersten Male unter den anerkannten Geistesgewächsen erscheint. Jede Krystallgruppe von Worten hat eine lange Periode stillen Wachsthums hinter sich."

„Bildet euch ja nicht ein, dass die Freundschaft euch das Recht giebt.

euren Freunden unangenehme Dinge zu sagen. Im Gegentheil, je intimer ihr mit Einem seid, desto nothwendiger ist es, Takt und Höflichkeit zu bewahren. Abgesehen von seltenen Ausnahmsfällen überlasst es ruhig den Feinden eurer Freunde ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen; sie sind ohnehin mit Vergnügen bereit, es zu thun. Wirkliche Bildung wird niemals vergessen, das die Eigenliebe allgemein ist."

„Warum ist die Verständigung durch Unterhaltung oft so schwer? Sehr einfach. Wenn Hans und Thomas sich mit einander unterhalten, so ist es ganz natürlich, wenn unter den sechs Leuten mehr oder weniger Verwirrung und Missverständniss entsteht. (Unsere Wirthin erbleichte; sie fürchtete ohne Zweifel, dass ich übergeschnappt sei, und sie auf diese Weise um einen Gast kommen werde. Die übrige Gesellschaft sah mich erwartungsvoll an.) Ich denke, ich kann meine Behauptung sehr deutlich begründen. Wenn Hans und Thomas ein Gespräch führen, sind es wirklich sechs Personen, die sich miteinander unterhalten.

3 Hanse:
1. Der wahre Hans, wie ihn nur sein Schöpfer kennt.
2. Hansens idealer Hans, der niemals dem wahren Hans gleicht.
3. Thomasens idealer Hans, der weder dem wahren Hans, noch Hansens idealem Hans gleicht.

3 Thomase:
1. Der wahre Thomas.
2. Thomasens idealer Thomas.
3. Hansens idealer Thomas.

Nur einer der drei Hanse kann annähernd gemessen und gewogen werden, aber die beiden andern sind von ganz gleicher Bedeutung in der Konversation. Nehmen wir an, der wahre Hans sei alt, dumm, hässlich. Da aber die himmlischen Mächte den Menschen die Gabe versagt haben, sich im wahren Lichte zu sehen, so hält sich Hans offenbar für jung, geistreich, bezaubernd und richtet seine Konversation nach diesem Gesichtspunkte ein. Thomas dagegen hält ihn, sagen wir, für einen verschmitzten Hallunken, daher ist er, so gross in Wahrheit seine Dummheit sein möge, für Thomas in dem fraglichen Gespräche ein verschmitzter Hallunke. Daraus folgt, dass an einem Gespräche zwischen zwei Personen eigentlich sechs Personen Theil nehmen. Kein Wunder daher, wenn sich die Leute oft in die Haare fahren. (Mein Tischnachbar, ein junger Mensch Namens Hans, machte von der obigen Bemerkung eine sehr unphilosophische Anwendung. Ein Körbchen Pfirsiche, eine seltene Erscheinung in einem boarding-house, war via Hans auf dem Wege zu mir. Er eignete sich aber die noch vorhandenen drei Pfirsiche an, mit der Bemerkung, dass jedem der drei Hanse ein Pfirsich gebühre. Ich überzeugte ihn, dass sein Schluss unlogisch und übereilt sei, aber mittlerweile waren dle Pfirsiche verschwunden.)"

„Warum ich nicht eine Geschichte, einen Roman oder so was schreibe? Ja, das ist so eine eigene Sache. Dass jeder Mensch das Zeug in sich hat für einen dreibändigen Roman, das ist eine alte Überzeugung von mir. Aber andererseits ist behauptet worden, dass viele Leute nicht mehr als einen Roman schreiben können. Das Leben ist in seinen Höhen und Tiefen um so viel grossartiger, als jemals eine Abschrift davon sein kann, dass sich alle Abschilderung menschlicher Erfahrungen ausnimmt wie ein Herbarium im Vergleich zu den unzähligen, glänzenden, rauschenden, athmenden, duftbeladenen, giftsaugenden, lebenspendenden, todverbreitenden Blättern und Blüthen von Wald und Prairie. Wenn ein Buch menschlicher Erfahrung lebendig sein soll, so müssen wir ihm Etwas von unserem eigenen Leben mittheilen. Ein Buch ist lebendig in dem Maasse, als es in Wesen oder Form an unsere eigene Erfahrung erinnert. Nun ist die erste Erzählung eines Autors grossen Theils aus seinem Leben genommen, das heisst, sie ist eine

Abschrift der Natur in leichter Verstellung. Sobald aber der Schriftsteller aus seiner eigenen Persönlichkeit heraustritt, muss er schöpferische Kraft mit der Kunst des Erzählers verbinden, um ein lebendiges Buch zu schreiben — jene Vereinigung ist aber selten zu finden."

„Je mehr wir uns in das Stadium von Körper und Geist vertiefen, desto mehr finden wir, dass beide zwar nicht von, wohl aber gemäss bestimmten Gesetzen regiert werden, die wir im ganzen Weltall finden."

„Gedanken haben ihren regelmässigen Cyclus. Bestimmte Gedanken kehren in bestimmten Zwischenräumen regelmässig wieder. Zufälligkeiten sind oft daran schuld, dass diese Gedanken nicht klar zum Bewusstsein kommen, aber ein genauer Beobachter wird zugeben, dass es gewiss besondere Gedanken giebt, die wohl nicht einmal am Tage, einmal in der Woche kommen, dass aber kaum ein Jahr vergeht, ohne dass diese Gedanken uns durch den Kopf gegangen sind. Hier ist einer, der in Abständen folgendermaassen erscheint. Jemand spricht davon und ein Lächeln des Verständnisses zeigt sich im Gesichte des Zuhörers oder der Zuhörer, ja, sie haben es in der That oft bemerkt. Auf einmal blitzt in uns die Überzeugung auf, dass wir uns genau in denselben Verhältnissen wie im gegenwärtigen Augenblick ein- oder mehrmals vorher befunden haben. („Ach ja", sagte ein Mitglied der Tischgesellschaft, „jeder hat schon diese Empfindung gehabt". — Die Lehrerin sagte zögernd, sie kenne das Gefühl wohl, aber sie habe es nicht gerne, denn sie komme sich dabei wie ein Gespenst vor. — Der junge Mensch, den alle Hans nennen, und der mein Tischnachbar ist, sagte, dass auch er das Gefühl sehr gut kenne. Er habe sich jüngst eine Zigarre angezündet, und sofort sei wie ein Blitz die Überzeugung in ihm entstanden, dass er dasselbe schon viele Male vorher gethan habe. Ich warf ihm einen strengen Blick zu und die mir zugekehrte Hälfte des Gesichtes wurde ernst; was die andere Hälfte machte, kann ich nicht sagen, denn der junge Mensch lacht mit der einen und weint mit der andern Hälfte)".

Einer meiner angenehmsten Zuhörer ist ein Student der Theologie, und so manche meiner Bemerkungen, wie auch die folgende, ist wesentlich auf ihn berechnet. Manche Leute haben die Neigung, Eigenschaftswörter in Triaden zusammenzustellen: Er war ehrenwerth, höflich und tapfer; sie war anmuthig, gefällig und tugendhaft. Dr. Johnson ist gross in dieser Eigenheit, und ich glaube, Bulwer sagte einmal, dass man jedes Essay des „Rambler" in drei zerlegen könnte. Viele unserer zeitgenössischen Schriftsteller haben dieselbe Neigung, so z. B. mein Freund, der Professor. Manche halten dies für eine Nachahmung Johnsons, andere für ein rhetorisches Kunststück. Ich glaube nicht, dass dies den Kern der Sache trifft. Ich vermuthe, dass es eine unbewusste Bemühung des Geistes ist, einen Gedanken oder ein Bild mit den drei Dimensionen darzustellen, die jedem festen Körper eigen sind — die unbewusste Behandlung einer Vorstellung, als ob sie Länge, Breite und Tiefe hätte. Es ist freilich unvergleichlich leichter, dies zu behaupten als zu beweisen, und ebenso leichter es zu bestreiten als zu widerlegen. Aber merket euch: je mehr wir beobachten und studiren, desto grösser, finden wir, ist das Gebiet des Automatischen und Instinktiven in Körper, Geist, Moral, und desto kleiner der Umfang der selbstbestimmenden bewussten Bewegung".

„Gewisse Dinge sind erst dann etwas werth, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben; andere, wenn sie alt geworden und immer im Gebrauch gewesen sind. Zu den Dingen erster Gattung gehört bekanntlich der Wein, zu den letzteren Meerschaumpfeifen, Violinen und — Gedichte. — — Ja wohl, auch ein Gedicht will alt werden und im Gebrauch sein, wie eine Meerschaumpfeife oder eine Violine. Ein Gedicht ist gerade so porös wie Meerschaum — je poröser, desto besser,

das heisst, ein echtes Gedicht muss eine unendliche Menge von unserem Ich, Liebe, Heldenmuth, Sehnsucht, Streben, in sich aufnehmen können, bis es durch und durch von der Farbe unseres Ich durchdrungen ist. Es braucht eine gute Weile, bis die in einem Gedichte liegende Empfindung mit unserer Natur in Einklang gebracht wird, bis sich unser Wesen mit jedem Gedanken und Bilde desselben identifizirt. Nehmen wir die blosse Musik eines neuen Gedichtes — wer kann von ihr mehr verlangen als von der Musik einer neuen Violine, die frisch aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen ist? Bekanntlich besteht eine Violine aus nicht weniger als 58 verschiedenen Stücken. Diese sind von Haus aus einander fremd, und sie brauchen mehr oder weniger ein Jahrhundert, um miteinander bekannt zu werden. Endlich lernen sie es, harmonisch zu schwingen, und das Instrument wird ein organisches Ganze, als ob es eine Samenkapsel von einem Blumenbeete in Cremona oder anderswo wäre. Ferner ist das Holz ungefähr fünfzig Jahre lang voller Saft, und es braucht fünfzig oder hundert Jahre, um so ziemlich trocken und klangreich zu werden.

Gilt das alles nicht auch von einem Gedichte? Wenn wir jedes Wort als ein Stück für sich zählen, so hat ein Gedicht im Durchschnitt mehr Stücke als eine Violine. Der Dichter hat alle diese Wörter zusammengezwungen und aneinander gelöthet, die Wörter aber wollen das anfangs nicht recht einsehen. Wird aber das Gedicht erst laut und dann im gedämpften Flüstertone des Gemüthes oft genug wiederholt, dann sind die einzelnen Theile in solch absoluter Festigkeit mit einander verbunden, dass man nicht eine Silbe ändern kann, ohne dass sich die ganze Welt gegen die Misshandlung des harmonischen Werkes empört".

Obige Aussprüche sind ausschliesslich dem ersten Werke von Holmes, The Autocrat at the Breakfast-Table, entnommen, und doch dürfte ein scharfer Beobachter in der Lage sein, schon aus den wenigen Proben das litterarische Bild des Mannes zu entwerfen, und er wird sogar den Versuch machen, biographische Momente zu erschliessen.

Dass wir einen Dichter vor uns haben, unterliegt keinem Zweifel, und zwar nicht nur einen, der Verse macht — denn das sagt er ja seinen Tischgenossen selbst — sondern einen wirklichen, gottbegnadeten, an dessen Werken das Gemüth ebensoviel Antheil hat wie die Phantasie, und dem die Gabe verliehen war, seinen Empfindungen den richtigen musikalischen Ausdruck zu geben. Wer sonst als ein solcher Dichter hätte die Bemerkung über Geigen und Gedichte gemacht?

Aber die Natur hat dem seltenen Manne ausser ihren Gaben, Phantasie und Gemüth, auch einen scharfen Verstand, und dazu noch Witz und Humor verliehen. Fast alle seine Tischreden haben eine epigrammatische Spitze, und sein geistreiches Spiel mit Gegensätzen und Oxymoren würde ihn fast zu Paradoxen verleiten, wenn nicht seine Selbstkritik und sein Humor ihn vor jeder Geschmacklosigkeit bewahrten.

Welcher Art ist die sehr reiche Bildung des Autokraten? Der Mann hat offenbar viel mehr mit Büchern als mit dem Leben zu thun. Seine treffenden Gleichnisse, um die ihn der Student der Theologie mit Recht beneidet, sind wohl häufig der Natur und dem Leben entnommen; aber es haftet seiner ganzen Denkweise ein abstrakter Zug an — es fehlt die derbe Gesundheit des praktischen Lebens. Und mit dieser Frage sind wir auch schon an der Grenze angelangt, wo die litterarische Physiognomie und das Lebensbild einander berühren. Der Autokrat ist aus gutem Hause, denn kein Emporkömmling würde so über self-made men sprechen, wie es Holmes thut; eine gewisse litterarische Überlieferung dürfte in dem Hause von einem Geschlechte zum andern vererbt worden sein. Was die Lebensstellung betrifft, so spricht alles dafür, dass wir es mit einem Manne der Wissenschaft zu thun haben, und zwar könnte man wohl an exakte Wissenschaften denken, etwa an Physiologie oder Psycho-Physik.

Je weiter wir in der Lektüre der Tischgespräche vordringen, desto schärfere Züge gewinnt das Antlitz des Schriftstellers, desto deutlicher treten die Umrisse einer vollständigen Biographie hervor. Schon der erste Band bereitet uns darauf vor, dass die Dreifaltigkeit von „Autokrat“, „Professor“ und „Dichter“ eine nichts weniger als mystische Einheit ist. Holmes hält nämlich vom Anfang bis zum Ende die Fiction aufrecht, dass drei Freunde, nämlich der „Selbstherrscher“ des ersten Bandes, dann der Professor und endlich der Dichter der Reihe nach im boarding-house wohnen und dort die Theilnehmer am Frühstückstisch mit ihren Gesprächen unterhalten. Hören wir nun, wie der „Selbstherrscher“ sein Verhältniss zu den beiden Freunden beschreibt.

„Ich schätze mich glücklich, den Professor und den Dichter zu meinen intimen Freunden zu zählen. Wir sind so viel beisammen, dass wir ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade in gleicher Weise denken und sprechen; trotzdem hat jeder von uns vielfach seinen eigenen individuellen Standpunkt.

Der Professor (der Physiologie) hält sich für einen sehr nützlichen und ehrenwerthen Arbeiter. Er hat einen gewissen Stolz auf sein Können. Ich weiss, dass er auf Treue grosse Stücke hält; wenn er daher im Stillen manchmal über die Grossthuerei der Wissenschaft lächelt, die da Schritt hält, aber nicht weiter kommt, während die Fahnen flattern und die grosse Trommel schlägt, so hat er doch grosse Liebe zu seiner Spezialität und Achtung für alle, die sie pflegen.

Hört, was der Professor jüngst zum Dichter sagte. Mein Junge, sagte er, ich kann um Vieles billiger arbeiten als du, weil ich meine Waare in einem niederen Stockwerke halte. Du musst die deinige in die oberen Kammern des Gehirns hinaufziehen und dann erst wieder für deine Kunden hinunterlassen. Ich nehme die meinige vom ebenen Boden auf und schicke sie von der Thürschwelle ab, fast ohne sie zu heben. Ich sage dir, je höher einer das Rohmaterial der Gedanken zu schleppen hat, bevor er es verarbeitet, desto mehr Blut, Nerven und Muskeln wird es ihn kosten. Coleridge wusste sehr wohl, warum er jedem Schriftsteller rieth, sich einem Berufe zu widmen. —

Manchmal unterhalte ich mich gerne mit dem einen, manchmal mit dem andern von ihnen. Nach einer Weile werden mir beide zuwider. Wenn ich einen solchen Anfall von Bildungsekel habe, so greife ich zu meinem — Hobel. Eine mechanische Beschäftigung ist, wenn die geistigen Fähigkeiten abgespannt sind, eine wahre Erlösung.“

An einer anderen Stelle hören wir, dass der Professor nicht nur Vorlesungen halten, sondern auch Gedichte machen konnte; und wir bekommen sogar eine vortreffliche Probe zu hören. Aber statt des Gedichtes will ich hier eine andere und bessere Probe von der dichterischen Begabung des „Professors“ geben, nämlich einen Ausspruch, den der „Autokrat“ in seinem Namen berichtet.

„Die Menschenseele hat eine Reihe von konzentrischen Hüllen um sich, wie der Kern einer Zwiebel oder die innere Schachtel eines Schachtelsystems. Zuerst kommt die natürliche Hülle von Fleisch und Blut; dann kommen die künstlichen Decken mit ihren festen Stoffen, leichten Geweben und bunten Farben; drittens folgt die Wohnung, sei sie ein einziges Zimmer oder ein stattlicher Palast; endlich kommt die ganze sichtbare Welt, mit welcher die Zeit den Menschen wie mit einem losen Mantel umhüllt. Wer scharf beobachtet, wird finden, dass die Kleider oder Hüllen des Menschen sich mit der Zeit seiner individuellen Natur anschmiegen. Jedermann kann dies leicht an seinem Hute bemerken, wenn er einmal versuchen will, ihn verkehrt aufzusetzen; er wird dann sehen, dass der Filz ein Hohlguss des Schädels mit allen unregelmässigen Ausbuchtungen und

Eindrücken ist. So nehmen alle oben genannten Hüllen des Menschen ihre Gestalt von dem Individuum an, das sich darunter befindet, sogar der Himmel, der — allerdings etwas lose — sein Haupt bedeckt. Bauern, Seeleute, Astronomen, Dichter, Liebhaber, verurtheilte Verbrecher — alle sehen ihn verschieden, nach den verschiedenen Augen, mit denen sie ihn betrachten.

Auch unsere Häuser schmiegen sich unserer inneren und äusseren Natur an. Ich hatte keine Ahnung, sagte der Professor, welche ungeheure Menge von Wurzeln ich während der zwanzig Jahre, dass ich in meinem Hause lebte, in demselben gefasst hatte.“

Ich wollte, ich könnte Holmes auf mehreren Bogen das Wort lassen und es dem Leser ruhig anheimstellen, sich ein vollständiges Bild von dem Schriftsteller und Menschen auszumalen. Aber Raum und Zeit legen ihr Veto ein, und ich muss endlich darangehen, die Probe zu machen, oder vielmehr den Beweis zu erbringen, dass der Versuch, den Autor aus seinen Schriften zu erschliessen, in diesem Falle berechtigt und leicht durchzuführen war.

Oliver Wendell Holmes, am 29. August 1809 geboren, stammte in der That aus einer der besten und ältesten Familien von Cambridge in Massachusetts, und alle die Merkmale, welche er zur Charakteristik des man of family angiebt (The Autocrat at the Breakfast-Table), treffen bei ihm zu. Mit grosser Liebe verweilt er öfters bei den Erinnerungen an seine Vorfahren; im hohen Alter wird dieser Familienstolz ein klein wenig zur Schwäche. So ist das Titelblatt seines letzten Werkes „Beim Thee“ (Over the Teacups) mit einer altmodischen Theekanne geschmückt, deren Geschichte uns der greise Schriftsteller nicht vorenthalten kann. Die Kanne war, wie die Inschrift sagt, ein Geschenk der Schüler an ihren Lehrer, im Jahre 1738. Der Empfänger, Henry Flynt, war ein Junggeselle, und die Kanne kam an seine Nichte Dorothy (Quincy) Jackson, von dieser an ihre Tochter Mary (Jackson) Wendell, von dieser an ihre Tochter Sarah (Wendell) Holmes, und von dieser an ihren Sohn, dem wir die reizenden Tischgespräche verdanken. Wir haben somit an Holmes ein Beispiel eines amerikanischen Aristokraten, wie wir sie bei Nathaniel Hawthorne z. B. in dem Romane „The House of the Seven Gables“ mit so viel Kunst und Hingebung geschildert finden.

Von seiner Mutter hat Holmes einen starken Einschlag norddeutschen Blutes, denn Sarah stammte in gerader Linie von Evart Jansen Wendell ab, der im Jahre 1640 seine ostfriesische Heimath mit der neuen Welt vertauschte. Seinem Vater hat Holmes in dem Gedichte „Ein Familiendokument“ ein liebevolles Denkmal gesetzt, abgesehen davon, dass er auch sonst bei mehr als einer Gelegenheit des geistlichen Herrn gedenkt.

Holmes wuchs in einem Reiche der Bücher und der Buchgelehrsamkeit auf; das Haus, in welchem er wohnte, war seit der Erbauung stets der Aufenthalt von Reverends und Universitätswürdenträgern gewesen, und solche Herren waren es auch, an die sich Holmes aus seiner frühesten Kindheit erinnern konnte, so z. B. an den Reverend Eliphalet Pearson, den Professor der hebräischen und anderen orientalischen Sprachen an der Harvard-Universität, dessen vorsündfluthlicher Name und andere Eigenthümlichkeiten ihm in der Phantasie des Kindes übermenschliche Proportionen verliehen. Die ersten Erlebnisse des Dichters sind auf diese Weise mit der Theologie und Gelehrsamkeit verknüpft, deren Verkörperung, die Harvard-Universität, dem väterlichen Hause gegenüberstand. Holmes hat uns dieses Haus und die an demselben haftenden Erinnerungen im ersten Kapitel seines Werkes „The Poet at the Breakfast-Table“ geschildert, und ich kann es mir nicht versagen, wenigstens einige Zeilen daraus zu zitiren.

„Jeder Amerikaner ist wie ein Kukuk — er schlägt sein Heim im Neste eines anderen Vogels auf.“

„Die Art, wie Mutter Erde einen Knaben behandelt, ist bestimmend für seine natürliche Theologie. Mich drängten die schlechten Erfahrungen mit meinem Garten zu der Weltanschauung der Manichäer.“

Holmes absolvirte seine Studien an der Harvard-Universität und sollte dann in die juridische Praxis eintreten; aber schon nach einem Jahre warf er sich auf die Medizin, die er unter dem in den Tischgesprächen viel genannten und viel gerühmten Dr. Jackson, dann in Paris studirte. Der Aufenthalt in Paris hat für mehr als einen Denker und Schriftsteller germanischer Race einen Wendepunkt bedeutet; Holmes wurde in der Metropole der Leichtlebigkeit, des gesunden Menschenverstandes und des Skeptizismus die ererbte puritanische Gesinnung für immer los, die in der altamerikanisch-orthodoxen Umgebung von Cambridge etwas herb gerathene Ausdrucksweise des Pastorsohns wurde in der warmen Sonne der französischen Unterhaltung reif und mild. Ich bin geneigt, die Anmuth unseres Schriftstellers zum grossen Theile auf die in Paris verbrachten Jugendtage zurückzuführen. Holmes spricht nicht gerade oft von Paris; aber wenn es geschieht, trägt die Reminiszenz all die Grazie an sich, die sofort französischen Ursprung verräth. Ich will ein Beispiel zitiren.

„Es war mein Geburtstag,“ erzählt Holmes in dem Bande, welcher „Am Theetisch“ betitelt ist, „und Freunde von nah und fern stellten sich mit allerhand sinnigen Geschenken ein.

Wie alt ich bin? Ich habe voriges Jahr die Achtzig überschritten. Ich komme mir wie ein unberufener Eindringling vor, der in einer Welt umhergeht, die einem anderen Geschlechte gehört. Die Kinder meiner Altersgenossen sind grau und kahl, und ihre Kinder wollen die Welt für sich haben, nicht für ihre Eltern und Grosseltern. Aber andererseits fällt mir eine Behauptung der Wissenschaft ein, dass das menschliche Leben natürlicher mit hundert als mit siebzig Jahren abschliesse. Und da erinnere ich mich einer Erfahrung aus den Pariser Cafés, die mir in meinen jungen Jahren wohl bekannt waren. Ein Gast sitzt an seinem Tischchen. Er hat eben seinen Kaffee getrunken, und der Kellner bringt ihm sein petit verre. „Garçon! et le bain de pieds!“ ruft ihm der Gast nach. Das Gläschen steht auf einer Untertasse, und es ist üblich, es so zu füllen, dass der Cognac über den Rand in die Untertasse fliesst.

Das Leben ist auch so ein petit verre von ganz besonderem Saft. Wenn man die Achtzig erreicht hat, ist das Gläschen voll — aber manchmal gewährt uns das Schicksal noch ein bain de pieds.“

Im Jahre 1836 kehrte Holmes nach Amerika zurück, erwarb in Cambridge den Doktorgrad und wurde wenige Jahre darauf Professor der Anatomie und Physiologie am Darmouth College; 1841 gab er die Professur auf und liess sich in Boston als praktischer Arzt nieder. 1847 wurde er als Professor der Anatomie an die Harvard-Universität berufen, und in dieser Stellung verblieb er, bis ihn im Jahre 1882 hohes Alter zwang, die Lehrthätigkeit aufzugeben.

Dr. Holmes hat ausser den für diese Skizze benützten Prosaschriften und Gedichten eine ganze Reihe von rein wissenschaftlichen Werken veröffentlicht, welche von berufener Seite sehr hoch gestellt werden. Von dem Buche „Mechanism of Thought and Morals“ (1871) sagte ein englischer Physiologe, es habe für das Gebiet der Psychologie Ähnliches geleistet wie Tyndall's Publikationen auf dem Gebiete der Physik — nur in noch besserer Form. „Border Lines of Knowledge“ behandeln verwandte Probleme; dagegen gehören andere Schriften wie „Currents and Counter Currents in Medical Science“ ausschliesslich dem Gebiete der Medizin an.

Aber so schnell die Liste der vom „Professor“ herrührenden Werke erschöpft ist, so zahlreich sind die Gaben, die wir dem „Dichter“ verdanken. Ernste und heitere Gelegenheitsgedichte bilden die weitaus grössere Mehrheit der verschiedenen Sammlungen, von denen die erste schon im Jahre 1836, die letzte erst 1888 erschien. Eine besondere Berühmtheit genoss Holmes wegen der humoristischen Gedichte, welche er bei feierlichen Symposien vortrug. Die „Nux Postcoenatica“, welche gelegentlich des Charles Dickens gegebenen Diners gedichtet wurde, wird von Engländern und Amerikanern als das beste Gedicht dieser Gattung bezeichnet.

Gottfried Keller als Maler.

Von
EDUARD ZETSCHE.

Zwei innerhalb Jahresfrist erschienene Schriften mit dem gleichlautenden Titel: „Gottfried Keller als Maler“ hatten uns, wie natürlich, alsbald wieder zu Gottfried Keller dem Dichter zurückgeführt, zumal zu jenen Theilen seiner Werke, die uns den lebendigsten Kommentar zu seinen malerischen Arbeiten bilden: den Briefen, welche Baechtolds Keller-Biographie mittheilt, den beiden prächtigen Autobiographien des Nachlass-Bandes und vor Allem zum „Grünen Heinrich“, der ja nun mit vollkommener Gewissheit als das getreue Abbild insbesondere der malerischen Lehr- und Wanderjahre Gottfried Kellers selbst betrachtet werden kann. Indem wir uns nun abermals tief in dieses wunderreiche Buch hineinlasen, das wir vor Jahren bereits in seiner ersten Gestalt kennen gelernt hatten, erging es uns insofern seltsam bei dieser erneuerten Lektüre, als wir dabei immer wieder eines anderen Buches gedenken mussten, das wir in der Zwischenzeit mit dem stärksten Eindrucke in uns aufgenommen hatten — eines Buches, das stofflich verwandt, und doch so himmelweit verschieden, ebenfalls die Lebensgeschichte eines unglücklichen Maler-Genies darstellt — wir meinen „l'Oeuvre“ von Emile Zola. Schon die äusseren Schicksale, die äussere Form dieser beiden Malergeschichten trennt ein Abgrund. Der „grüne Heinrich“, die echte Jugendarbeit eines deutschen Dichters, ein „ungeheuerliches und formloses Werk“, wie es Keller selbst nennt, erschien mit seinen vier Bänden im Jahre 1854, und — noch im Winter von 1878 auf 79 konnte der Dichter den nicht unbeträchtlichen Rest der ersten Auflage des Romans (den er umarbeiten wollte), etwa 360 Bände, zum Einheizen verwenden! Und erst in den letzten Jahren, seitdem Kellers Ruhm eine ausgemachte und wohl garantirte Sache ist, hat es dieses sein Werk bis zur 12. Auflage gebracht, was in germanischen Landen schon geradezu einen grossen Erfolg bedeutet. Dagegen verzeichnet Zolas „l'oeuvre“ schon das 88. Tausend — eine an sich gewiss schöne Ziffer, die aber doch fast ein Misserfolg genannt werden muss, angesichts der Auflagen, welche „Nana“, „l'assommoir“, „la terre“ desselben Cyclus aufweisen; Bücher, denen das liebe grosse Publikum, offenbar in seiner sittlichen Entrüstung über die Tiefe des Schlammes, in welcher sie wühlen, schon zur 171. resp. zur 132. und 107. Auflage verholfen hat. Zolas „l'oeuvre“ ist nicht wenig bewunderungswürdig durch die Geschlossenheit seiner Form, die strenge Beschränkung auf das Problem, die erbarmungslose Folgerichtigkeit, mit der es sein Thema entwickelt, aufbaut, steigert bis zu den grausigen Szenen der Schluss-Katastrophe. Claude Lantier, der Held, ist nur Maler und kann nichts

anderes sein, er mag nicht bürgerlich leben und glücklich sein, wie ihm seine Frau vorschlägt, sondern er will malen, er zieht vor „zu malen und daran zu sterben“. Wohl ist er genial begabt, aber er ist ein „genie incomplet“, unfähig der von ihm gefundenen Formel des Heils — dem noch heute so berühmten „plein air“ — auch zu vollendetem künstlerischen Leben zu verhelfen. Der „grüne Heinrich“ dagegen geht, ebenso wie sein Schöpfer, Gottfried Keller selbst, nie völlig im Maler auf. Schon von seinem zwölften Jahre an giebt er sich anhaltendem Bücherlesen und dem „Anfüllen wunderlicher Schreibebücher“ hin, „ohne sich zu besinnen, liefert er bei jedem Anlass den verlangten Stiefel“ — schauerliche Ritterstücke oder possenhafte Reimereien. Als er einige Jahre später eines schönen Märztages die sämmtlichen Werke Goethes entdeckte, „entfernte er sich von selber Stunde an nicht mehr vom Lotterbettchen, wo sie aufgestapelt lagen und las 40 Tage lang, indessen es draussen noch einmal Winter und wieder Frühling wurde“ — ein vierzigtägiges Liegen und Lesen, dem alsbald die wundervollsten eigenen Gedanken über den lieben Gott, den künstlerischen Menschen und das Einfache in der Kunst entspriessten. In seiner Münchner Zeit kommt es vor, dass er als Student aller möglichen Wissenschaften Monate lang die Universität besucht, und am Schlusse derselben, mitten in der ärgsten Bedrängniss, erfasst es ihn plötzlich, dass er sich hinsetzen muss um, gar nicht mehr sorgenerfüllt, sondern völlig wie in freiem Frühlingsbehagen, Tage und Tage hindurch seine eigene Lebensgeschichte niederzuschreiben. Zolas Buch, durchaus nicht ohne Poesie, wirkt doch weit mehr noch durch die Strenge seiner Lebenswahrheit, den fast wissenschaftlichen Ernst, die Objektivität, mit welchen das Problem nach den gewissenhaftesten Studien, den vielberufenen „documents humains“, dargestellt ist. Keller dagegen giebt sich so schrankenlos subjektiv wie nur denkbar, seine Studien zum „grünen Heinrich“ sind die allerbesten, denn es ist ja immer wieder sein eigenstes Wesen und Leben, das er darbietet und zwar darbietet mit einer Lust am Fabuliren und Spintisiren, wie sie eben doch nur einem ganzen Dichter zu eigen ist. Hingerissen von ihr schildert er Alles, mag es auch zuweilen recht weit von seinem eigentlichen Thema hinwegführen: die wundersame Geschichte vom Meretlein und die barocke des Zwiehan-Schädels, die Liebesgeschichten seiner drei Freunde und das grosse Künstlerfest ebenso wie die durch zwei Kapitel ziehenden „Heimaths-Träume“. In beiden Werken liegt eine Fülle von Kraft aber Zola verwendet sie fast nur, um uns niederzudrücken, während Keller, obgleich auch er genugsam melancholische Wege wandelt, uns trotzdem unzählige Male zu erheben und zu erfreuen versteht. In „l'oeuvre“ wie im „grünen Heinrich“ sind es vornehmlich die ernsten, ja die dunklen Seiten des Künstler-Berufes die uns geschildert werden: das ehrgeizige Streben zur Höhe, die unablässige Sorge, den bereits erlangten guten Namen weiter festzuhalten, das was man künstlerischen Katzenjammer (noch kürzer „Kater“) nennt, die Erkenntniss der eigenen Unzulänglichkeit, der Ohnmacht gegenüber dem Ideal. Darin, in diesen allerdings etwas bitter schmeckenden Vorzügen, wüssten wir diesen beiden Büchern auch nicht entfernt ein drittes an die Seite zu stellen, und Zola wirkt in dem seinigen unleugbar noch eindringlicher und modern-realer, mit fast erschütternder Wucht einerseits, weil er sich weit mehr zu konzentriren vermag, und andererseits, weil in seiner Begabung gerade jene mildumschleiernden Eigenschaften fehlen, die Keller in so reichem Maasse verliehen sind. Denn dieser besitzt vor Allem die himmlische Gabe des Humors und eine immer wieder durchleuchtende Welt- nnd Lebensfreudigkeit; er ist, mit einem geläufigen Worte, der Optimist gegenüber dem (wenigstens damals noch) hartnäckigen Pessimismus des französischen Meisters. Und nichts ist nun interessanter, als zu vergleichen, wie diese beiden so grundver-

schiedenen und so starken Temperamente über das künstlerische Produziren überhaupt, sowohl des Malers wie des Schriftstellers, sich aussprechen. Die nationalen Eigenthümlichkeiten scheinen hier geradezu vertauscht, der raschblütige Franzose erscheint tiefgründig, pedantisch und grantig bis zur Verdüsterung,*) der „schwerfällige" Deutsche und „nüchterne" Schweizer vertritt (als Dichter) beinahe leichtsinnig immer wieder die erfreuende Seite des berufenen Schaffens, das er als fast mühelos und wie von selbst kommend hinzustellen liebt.

Zola empfindet das Geschenk eines künstlerischen Talentes durchaus als ein verhängnissvolles, mindestens als eine harte Last, und er wird nicht müde, seine Schriftsteller und Maler, alte und junge, werdende und berühmte — die verunglückenden natürlich erst recht — in immer neue Klagen über ihr schweres Loos ausbrechen zu lassen. Zur Künstlergesellschaft, die sich in „l'oeuvre" bewegt, gehört auch der junge Schriftsteller Sandoz, unverkennbar Zola selbst, und so ziemlich die einzige zugleich gesunde und sympathische Männergestalt im Buche; er entwickelt seine Theorie des naturalistisch-wissenschaftlichen Romans, schreibt schon an seinem grossen Cyclus über die Rougon-Macquart's und hat bereits die ersten Erfolge zu verzeichnen. Wie aber äussert er sich über sein Schaffen: „Ach ja", sagt er, „ich arbeite, ich treibe meine Bücher bis zur letzten Seite . . . aber wenn Du wüsstest unter welchen Verzweiflungen, inmitten von welchen Qualen! Und dabei ist man albern genug, mich auch noch stolz zu nennen! mich, den die Unvollkommenheit seines Werkes bis in den Schlaf verfolgt, mich, der ich niemals das am Tage vorher Geschriebene wieder lese, aus Furcht, es so abscheulich zu finden, dass mir die Kraft zur Fortsetzung versagt! . . . Ich arbeite, ja ohne Zweifel, ich arbeite wie ich lebe, weil ich dafür geboren bin, aber, siehst du, heiterer werde ich nicht dadurch; ich bin nie befriedigt und immer sehe ich den möglichen Sturz vor mir!" „C'est un triste métier" sagt er anderwärts. Neben Sandoz steht der Maler Bongrand, ein grosser Meister, der aber sein bestes Bild bereits gemalt hat, und der nun beständig von der Sorge gequält wird, hinter jener berühmten „Hochzeit auf dem Dorfe" zurückzubleiben. „Welche Tortur!" ruft er aus, „dieses krampfhafte Sichanklammern, um von der erreichten Höhe nicht allzurasch wieder hinabzustürzen!" Mit jedem neuen Bilde hat er das unsichere Gefühl eines ersten Debuts — „es ist um mit dem Kopfe gegen die Mauer zu rennen!" Dass gegenüber dieser düsteren Sprache, die Zola seine Berühmten und Erfolgreichen reden lässt, für den unglücklich Strebenden, seinen Helden Claude, nur wenige und immer seltener werdende Lichtblicke übrig bleiben, ist selbstverständlich. Wohl war er (Claude) derjenige, der zuerst das Fenster aufstiess, durch welches das helle Sonnenlicht in die „verräucherte Asphalt-Küche der Romantiker" fiel, aber ihm gelingen nur erste Anläufe, etliche Naturstudien, ein paar Farbenskizzen; seine gigantischen Bilder gerathen in thörichte und immer gewaltthätigere Übertreibungen. Stets zurückgewiesen, jagt er ruhelos von einer Leinwand, von einer Illusion zur andern — vor sich das „unaufhörlich erneuerte und nie erreichbare Trugbild, das den Muth der Verdammten der Kunst antreibt, eine mitleidige Lüge, ohne welche es kein Schaffen für Jene gäbe, die daran sterben, dass sie kein Leben gestalten können!"

Alle die Schmerzen nun erfolglosen und unzureichenden künstlerischen Strebens hat auch Gottfried Keller als Maler reichlich an sich erfahren. Wollte man nur bei ihm allein anfragen in Bezug auf sein malerisches Talent, so gäbe es ein bald fertiges Urtheil. Die ganze Darstellung im „grünen Heinrich", die

*) Zola ist, obwohl in Paris geboren, bekanntlich seiner Herkunft nach Italiener; seiner ganzen Art und Kunst nach, steht er italienischen oder spanischen Blut- und Gräuelmalern u. E. näher, als den Franzosen. A. d. H.

Stimmen seiner befreundeten Kollegen dort — die allerdings meist wieder Kellers Stimme sind — die späteren Briefe des Dichters, sowie stark betonte Stellen in dessen selbstbiographischen Aufsätzen — sie alle vereinigen sich zu einer nahezu einmüthigen Ablehnung von Kellers malerischen Arbeiten. Dass dieser Fall doch wesentlich günstiger steht, werden wir noch weiterhin zeigen können, aber auch in solchen ablehnenden Worten unseres Dichters bewahrt ihn der ungleich grössere Reichthum seiner Natur vor der trostlosen Einseitigkeit, die Zolas eben gekennzeichnete Äusserungen athmen. Es wird einem förmlich wieder leichter ums Herz, indem man Worte wie die folgenden Kellers liest: „Die Frage des Berufenseins lässt sich nach meiner Meinung mit dem trivial scheinenden Satze beantworten: Dasjenige, was dem Menschen zukommt, kann er bis zu einem gewissen Grade schon im Anfang, ohne es sichtlich gelernt zu haben, oder wenigstens ohne dass ihm das Lernen schwer fällt; dasjenige, dessen Erlernung ihm schon im Anfange Verdruss macht und nicht recht von statten gehen will, kommt ihm nicht zu. Unfähige Lehrer können allerdings manche täuschende Störung und Umdrehung dieses Verhältnisses bewirken, indem sie in einem Falle unverdient einschüchtern, im anderen aufmuntern; der schliessliche Erfolg wird immer der gleiche sein.“ Gott sei Dank! sagt man sich, da bleibt denn doch noch ein Ausblick offen auf leichte, freie, beglückende Stunden, das Schaffen des Künstlers gleicht also nicht durchaus jener freudlosen Lastträger-, ja Strafhaus-Arbeit, als welche es uns soeben der wohl erfolgreichste Romanschriftsteller unseres Planeten dargestellt hat! Und in der That: „Unversehens“ gerieth denn auch Keller in seine Lyrik hinein, das erste Bändchen seiner „Leute von Seldwyla“ entstand „ganz spielend“, wurde in einem glücklichen Zuge niedergeschrieben und auch von seinem „grünen Heinrich“, dessen Vollendung ihm allerdings nicht geringe Qual bereitete, muss er doch gestehen, in welches Fabuliren er bei ihm immer wieder hineingerieth und welche „unbezwingliche Lust“ er darin fand, sich den Lebensmorgen desselben zu erfinden. Köstlich ist der leichtsinnige Humor, mit dem Keller über den Werth derselben „Zeilen und Einfälle vom Tage vorher“ spricht, vor deren Wiederlesung Zola (in unserem früheren Citat) eine so grosse Furcht empfindet: „Was die Einfälle betrifft, so ist es eine eigene Sache mit denselben und es gehört ein Rafael dazu, jeden Strich stehen lassen zu können, wie er ist. Wie manche Blume, die man in aufgeregter Abendstunde glaubt gepflückt zu haben, ist am Morgen ein dürrer Strohwisch! Wie manches schimmernde Goldstück, welches man am Werktage gefunden, verwandelt sich bis an einen stillen heiteren Sonntagmorgen, wo man es wieder besehen will, in eine gelbe Rübenschnitte! Man erwacht in der Nacht und hat einen sublimen Gedanken und freut sich seines Genies, steht auf und schreibt ihn nieder beim Mondschein, im Hemde und erkältet die Füsse; und siehe, am Morgen ist es eine lächerliche Trivialität, wo nicht gar ein krasser Unsinn! Da heisst es aufpassen und jeden Pfennig zweimal umkehren, ehe man ihn ausgiebt!“ (Siehe die jugendlich radikale Studie über „Jeremias Gotthelf“.) Alles das jedoch: der sichere Übermuth, das sonnige Behagen, das ruhige Vertrauen auf die gute Stunde und den goldenen Schatz, es blieb Keller noch für eine gute Weile vorbehalten, denn dieser spätere, so glückliche und beglückende Schriftsteller wurde fürs erste Landschafts-Maler.

In unserer eigenen, wie in den Litteraturen der Fremde, fehlt es durchaus nicht an alten und neueren Beispielen von sehr oder minder berühmten Dichtern, die hierin einen dem Entwicklungsgange Kellers ähnlichen zurückgelegt haben, die oft ihr ganzes Leben hindurch einen mehr oder weniger innigen Zusammenhang mit der bildenden Kunst, zumal der Malerei, aufrecht erhielten. Wir nennen in bunter Reihe die Namen Goethe, Victor Hugo, E. T. A. Hoffmann, die Goncourts,

Victor Scheffel, Adalbert Stifter.*) Sie alle folgten dabei zweifellos einer inneren Nothwendigkeit ihrer Natur, dem noch unklaren Drange nach anschaulicher Darstellung überhaupt. Der romantische Glanz, der seit jeher den Beruf des Malers umgiebt, die unmittelbare farbige Wirkung des Bildes, die Grösse und Unschuld der bereits auf endlosen einsamen Wanderungen genossenen Natur, der Drang in die Ferne — indem sie alle zusammenwirken, ist eines schönen Tages der junge Landschaftsmaler fertig und damit freilich zugleich ein Irrthum, der mehr oder minder schmerzensreich werden soll, aber doch auch fruchtbringend für späterhin. Denn inmitten der nun folgenden Kämpfe um einen Siegespreis, der ihm hier schliesslich versagt bleiben soll, hat doch sein Malerauge nicht umsonst rastlos, scharf und liebevoll das reiche Bild der Welt ringsum in sich gesogen; denn als dann eines noch schöneren Tages, plötzlich, seiner selbst unbewusst, der Poet in ihm ersteht, da bringt er auch schon eine Sprache mit von einer Anschaulichkeit und sinnlichen Fülle, eine Gabe zu Naturschilderungen so innig und von so leuchtender Farbigkeit, wie sie ihm gewiss nicht geworden wären, ohne jene malerische Vorschule. In einem Briefe an Berthold Auerbach feiert Otto Ludwig den Dichter der „Leute von Seldwyla“ denn auch als grossen Koloristen: „Der Teufelskerl, der Keller, hat ein wundervolles Kolorit in seiner Macht; so tiefe, glühende Farben hat nur Giorgione oder Tizian.“ Und in einem Gespräche mit Adolf Frey sagt Keller selbst, bei der Bildung seiner Sätze sei ihm oft „weit weniger das Ohr maassgebend, als das Auge des Malers, das nach einer gewissen Rundung strebt“.

Wie nun Gottfried Keller Maler wurde, oder richtiger, wie er es zu werden versuchte, das ist auf vielen, vielen und doch nicht zu vielen Seiten des „grünen Heinrich“ ausführlich beschrieben und man kann nichts Besseres thun, als sich in die blühenden Bezirke dieser wahrheitsvollen Dichtung zu verlieren — immer wieder erstaunt, gerührt, bezaubert durch die Fülle und die Vielfältigkeit ihrer Offenbarungen.

Der grüne Heinrich, aus der Schule verwiesen, flüchtet zur Mutter Natur, wandert hinüber zu seinen ländlichen Verwandten, und hier, inmitten dieser weitverzweigten Sippschaft mit ihrer frischen Jugend und den weise-bedächtigen Alten, umgeben von einer Natur, in deren Schönheit geheimnissvoll eine grosse geschichtliche Vergangenheit hereindämmert — hier erwacht seine junge, eben noch so gedrückte Seele beglückt zu neuem Leben. Halb tapfer mitgeniessend, halb erfüllt von den unbestimmten Wonnen des kommenden Künstler-Berufes fühlt er sich in der sicheren Hut zweier neu gewonnenen Schutzgeister: des lieben Gottes, als des besonderen Freundes und Patrons der Landschaftsmaler und — Anna's, des Schulmeisters Töchterlein. Es ist die Zeit der ersten Studien und der ersten Küsse. Die schwärmerischen Worte aber, die Keller seinem grünen Jungen dem Schulmeister gegenüber in den Mund legt, sie sind gut modern, weisen jedenfalls alle Malerei von blossen Veduten weit hinweg: „Die Landschaftsmalerei besteht nicht darin, dass man merkwürdige und berühmte Orte aufsucht und nachmacht, sondern darin, dass man die stille Herrlichkeit und Schönheit der Natur betrachtet und abzubilden sucht, manchmal eine ganze Aussicht wie dieser See mit den Wäldern und Bergen, manchmal einen einzigen Baum, ja nur ein Stücklein Wasser und Himmel“. — Das mannigfachste Missgeschick sollte leider die malerischen Lehrjahre unseres Helden begleiten; unzureichende Mittel, schwindelhafte oder

*) In Paris haben vor ein paar Jahren Theophil Gautiers Freunde und Schüler — entsinnen wir uns recht unter dem scherzhaften Titel *Poil et plume* — eine Ausstellung von Gemälden, Federzeichnungen und anderen durchaus von Schriftstellern herrührenden Werken der bildenden Kunst veranstaltet. A. d. H.

kranke Lehrer wie Habersaat (Peter Steiger) und der wahnsinnige Römer (Meyer aus Altdorf), endlich überhaupt eine schlimme und unklare Übergangszeit in malerischen Dingen. Bald schlecht geleitet, bald eigensinnig einer verfrühten Selbstständigkeit ergeben, gerieth Kellers Kunstübung früh in Willkür und naturlose Manier, die er eigentlich nie mehr ganz zu überwinden vermochte. Jedenfalls auch in München noch nicht, das er endlich, der heimathlichen Enge entrinnend, aufsuchen konnte (1840—42), und das er gerade zur unglücklichsten Zeit betrat. v. Berlepsch hat in seinem Büchlein „Gottfried Keller als Maler“ mit vollkommener Sachkenntniss alle Stimmen über jene Münchener Tage gesammelt und kennzeichnet, zumeist mit den Worten R. L. Zimmermann's und Fr. Pecht's, anschaulich, halb ergötzlich, halb betrübend, jene für so vieles Andere doch als glorreich geltenden Kunstverhältnisse unter Ludwig I. Die Zeit der Klassiker und Romantiker war eben daran vorbei zu sein, die Zeit der gedankenreichen Hand-Zeichnungen und grossen Kartons — Alles, zumal die Jugend, drängte nach etwas Anderem, einem Neuen „das noch in der Luft schwebte“, es war die Farbe, die eigentliche Malerei. Einige der sehr berühmten alten Herren sprachen sich allerdings über diese letztere ziemlich verächtlich aus — meist aus leicht zu errathendem Grunde — alle Übrigen aber, Alt und Jung, sassen, jeder für sich, an ihren Staffeleien und trachteten mit heissem Bemühen hinter die Mysterien und Teufeleien der neuen Heilslehre zu kommen. Keller selbst schildert diese Sachlage in seiner unnachahmlich drastischen Weise dahin, dass „just um jene Zeit die gelehrten Landschaften, welche ohne Farbe mehr einen litterarischen Gedanken als ein gutes Stück Natur darstellten — welcher Richtung ich mich eben wegen des Nichtkönnens mit Energie zuwendete — ausser Kurs geriethen und es nicht mehr möglich war, mit dergleichen zu Anerkennung zu gelangen“. Allzugeringe Vorbildung, der Umstand, dass es eine eigene Lehrkanzel für Landschaftsmalerei an der Akademie nicht gab, und wieder sein Unabhängigkeitstrieb bewogen Keller, nicht Schüler der Akademie zu werden. Er bezog, nur dann und wann bei befreundeten Kollegen hospitirend, sein eigenes Atelier, in dem nun nach und nach zahlreiche grosse und kleine Kartons und Bilder in allen Techniken, mit Kohle, Kreide und Schilffeder, in Aquarell wie in Ölfarben, entstanden: Altgermanische Auerochsenjagden und Opferscenen, mittelalterliche Städte, in ganz unmöglicher Weise sich überthürmend, aber voll reizender Einzelnheiten, geologische und ossianische Landschaften, solche, die bald den Einfluss Rottmanns, bald den der alten Niederländer verriethen. Unter all diesen Arbeiten waren nicht wenige beweiskräftig für sein Talent — noch mehr aber für eine bedenkliche Halt- und Ziellosigkeit. Die Freunde Kellers, oder des „grünen Heinrich“, liessen es denn auch nicht an genug aufrichtiger Kritik fehlen und eine Fluth von Sarkasmen gilt diesen wunderlichen Schöpfungen. „Sehen Sie, wie ich mich plagen muss!“ ruft ihm einmal Erikson, der Kleinmaler, zu, „seien Sie froh, dass Sie ein gelehrter Komponist und Kopfmaler sind, der nichts zu können braucht!“ Und Lys sagt ihm: „Da haben wir es also. Sie wollen sich nicht auf die Natur, sondern allein auf den Geist verlassen, weil der Geist Wunder thut und nicht arbeitet. Diese „geologische Landschaft“ haben Sie nie gesehen und werden Sie auch niemals sehen. Die beiden Figuren derselben, mit denen Sie die Schöpfungsgeschichte und den Schöpfer theils feiern, theils ironisiren, vermögen Sie, wenigstens jetzt, gar nicht selbst zu malen — folglich stehen Sie mit ihrem ganzen Handel in der Luft, es ist ein Spiel und keine Arbeit!“ So schlugen denn auch verschiedene Versuche Kellers, der ja immer wieder der „grüne Heinrich“ ist, seine Bilder zu verkaufen, in verschiedener Weise fehl — auch an Pech fehlte es dem guten Jungen durchaus nicht — und er gerieth bald mehr und mehr in arge Be-

drängniss, ja in völlige Armuth. In beiden Sommern konnte er wegen Mangel an Mitteln nicht dazu gelangen auch nur einen Strich vor der Natur zu machen, es gab Zeiten, in denen er oft Tage lang nichts genoss als Brot und ein Glas Bier, „was mir aber im Geringsten nichts macht!“ — wie er tapfer hinzufügt, endlich hatte er gar einmal zwei Tage lang gar nichts zu essen und blieb dafür im Bette liegen. Wie er seine Flöte verkauft und seine ganzen Studien (das Stück zu 24 Kreuzern) und schliesslich Fahnenstangen anstreicht — das ist in den Kapiteln: „Flötenwunder“ und „Geheimnisse der Arbeit“ im „grünen Heinrich“ ergreifend geschildert — sie sind vollkommen getreue Studien nach dem Leben Gottfried Kellers. Muth und Zuversicht desselben, seine unverwüstliche gute Laune — sie waren aber nun endlich gebrochen, Keller verschwand aus München, die Malerei als Beruf war aufgegeben. Rührend steht im Hintergrunde dieser ganzen Zeit die Gestalt der guten alten Mutter, die alles Entbehrliche und Erreichbare aufbietet, um es ihrem Sohne zu schicken, während sie selbst schon beinahe die Kunst übt von Nichts zu leben. Der grüne Heinrich aber vergisst ihrer ganz und kommt, endlich heimkehrend, nur mehr zurecht um ihr die Augen zuzudrücken. Noch einmal berühren sich hier auf's Merkwürdigste, und doch zweifellos einem inneren Erforderniss des tragischen Stoffes entsprechend, die beiden Romane Zola's und Kellers. Indem jeder der beiden Helden mit egoistischer Leidenschaftlichkeit seinem künstlerischen Ideale nachstrebt, opfert er mit fast grausamer Härte ein gutes, selbstlos und hingebungsvoll ihm dienendes weibliches Wesen, Claude seine Frau Christine, der grüne Heinrich seine Mutter. Man weiss, dass sich das Verhältniss Gottfried Kellers zu seiner Mutter in Wirklichkeit wesentlich glücklicher gestaltete; mit stolzer Freude erlebte sie noch seine Ernennung zum Staatsschreiber, und als er von München zu ihr heimgekehrt war, stand sie alsbald wieder unverdrossen an ihrem Herde und kochte ihm sein Süpplein, indessen er, etwas melancholisch allerdings, vor neuen grossen Kartons mit „kühnen Erfindungen“ sass, neben welchen aber bereits seine Lyrik und die ersten Ansätze zu seinem „traurigen kleinen“ Jugendromane mit dem „cypressendunklen Schlusse“ entstanden.

Indem Keller nicht müde wird, immer wieder und in allen Tonarten, satyrisch, elegisch, behaglich spottend, ja in den derbsten Worten — Freiligrath gegenüber nennt er gar einmal seine Malerstudien „verworfene Hallunkereien“ — die malerische Talentlosigkeit des grünen Heinrich, also seine eigene, zu verurtheilen, übertreibt er gewiss; aber man wird ihn darin wohl verstehen. Es war ihm offenbar ein Bedürfniss, den begangenen Irrthum als einen recht gründlichen, aber zugleich auch als gründlich abgethan hinzustellen. Seine Malerzeit glich nun einmal einem im Ganzen unglücklichen Feldzuge, den einzelne glückliche Gefechte und die heroische Haltung des Kämpfers nicht mehr wesentlich zu ändern vermochten. Nur sein Humor, immer wieder die Freude des Lesers, konnte ihm darüber hinweghelfen und durch die künstlerische Darstellung innerlich befreien.

Die Mehrzahl der Biographen und Kritiker Kellers hat das Urtheil des Dichters über den Maler zu dem ihrigen gemacht. So Adolf Frey in seinem sehr zu schätzenden, liebevollen und anschaulichen Büchlein, so Baechtold und Karl Brun. Am entschiedensten wohl der letztere, der im „Neujahrsblatt“, herausgegeben von der Stadt Zürich auf das Jahr 1894, eine Studie über „Gottfried Keller als Maler“ veröffentlicht (begleitet von 7 Wiedergaben Kellerscher Bildwerke) — am entschiedensten, aber im Ganzen doch wohl aus einem allzu nüchternen und spiessbürgerlichen Geiste heraus, der ihm neben vielen verständigen Bemerkungen ebensoviele unberechtigte, schiefe und schwache, eingiebt.

Jacob Baechtold fasst im Wesentlichen sein Urtheil über Kellers malerische Schöpfungen in den Sätzen zusammen: „Der autodidaktische und dilettantische Charakter ist seiner Malerei geblieben“ und: „Die Arbeiten aus der Münchner Zeit sind alle dichterisch empfunden aber nicht ebenbürtig gemalt. Auch ist selten etwas fertig gemacht, da sich ihm sogleich wieder andere Gedanken aufdrängten und ihm die Ausdauer abging“. Am eingehendsten, viel wärmer, ja zuweilen enthusiastisch im Tone, tritt der Kunstschriftsteller und Maler H. E. v. Berlepsch in einem ebenfalls „Gottfried Keller als Maler“ betitelten und mit vielen, höchst lehrreich einführenden Bildproben ausgestatteten Büchlein (Leipzig E. A. Seemann 1895) für Keller auf. Mit journalistischer Lebhaftigkeit und Fehdelust gegeben, enthält es in dankenswerther Vollständigkeit Alles in sich vereinigt, was Gottfried Keller selbst, was damalige und — heutige Kollegen (darunter auch berühmte Namen der Münchner „Secession“) zur Person und zur Sache gesagt haben. Eifrig tritt er, und für eine kleine Zahl der späteren Schöpfungen mit vollem Recht, dem Vorwurfe des Dilettantismus in Kellers malerischen Arbeiten entgegen — schon die Grösse der Auffassung müsste sie vor demselben bewahren — so die „Ossianische Landschaft“, der „Blick auf Richterswyl“, der „Blick vom Zürichberge“. Für die grosse Mehrzahl, auch der Münchner Arbeiten kann freilich auch v. Berlepsch nicht umhin, sich der Meinung aller seiner kritischen Vorgänger anzuschliessen, und wahrscheinlich ist auch er nicht geneigt, über ein weiteres Urtheil Baechtold's noch hinauszugehen, der sagt, dass Keller „durch eine gute Schule ohne Zweifel Tüchtiges erreicht haben würde“, „aber“ — fügt er hinzu — „nicht das, was er selbst von sich verlangte“.

Dürfen wir nun nach Allem, was wir von Gottfried Keller als Maler erfahren und gesehen haben, unsererseits ein zusammenfassendes Wort aussprechen, so meinen wir, dass eben in diesem Falle wieder einmal mit besonderem Rechte das Bessere der Feind des Guten war. Gerne angenommen, ja zugegeben, dass Keller ein guter Maler geworden wäre — gegenüber seinem Dichter-Genie, wollte sein Maler-Talent doch nicht schwer genug wiegen. Zwei so grossen und anspruchsvollen Herren vermochte aber auch er nicht gleich hingebend zu dienen — worüber er sich in seinen Bemerkungen über E. T. A. Hoffmann ebenso schön wie einleuchtend ausgesprochen hat. Überdiess aber ging Keller — das merkwürdigste Schauspiel einer Entwicklungsgeschichte! — nach Beendigung seines ersten Irrthums sofort daran, sich noch dauernder einem zweiten, noch grösseren hinzugeben, als er über Heidelberg nach Berlin ging (1848—1855), um sich dort zum dramatischen Dichter auszubilden. Von all den zahlreichen Bühnen-Entwürfen, die er im Laufe dieser und späterer Jahre „ausheckte“ und „zusammendachte“, sollte jedoch einzig das leidenschaftlich lyrische Fragment „Therese“ bis zur Niederschrift gedeihen. Sofort aber fand Keller für seine erzählenden Dichtungen einen ersten Verleger in Vieweg, einen zweiten in Duncker — beide Männer voll Vornehmheit, Feingefühl und — unendlicher Geduld unserem Dichter gegenüber — denn nie wurden Verleger schlechter behandelt wie sie durch Gottfried Keller. In München, um noch einmal einen hier gewiss bezeichnenden Rückblick dahin zu thun, war es keinem Mäcen oder Kunsthändler eingefallen, sich für die Bilder Kellers zu interessiren.

Dass unser Dichter seinen Malereien nicht viel mehr an materiellen Glücksgütern zu verdanken hatte, wie etwa — seinen Dramen, brauchen wir kaum zu sagen. Seine Studien und Bilder verschleuderte er entweder an alte Trödler, oder verschenkte sie an schöne Frauen. Mehrere dieser gespendeten Blätter aber datiren noch aus weit späterer denn der Münchener Zeit, ja, gehen noch über die Tage seines Staatsschreiberthums hinaus und beweisen mit ihren Jahreszahlen

1849. 1853, 1873 und 1878, dass unser Dichter, all seinen ablehnenden Worten zum Trotz, es doch nicht vermochte, seiner Jugendliebe völlig untreu zu werden. Ja, noch mehr, die letzte dieser Arbeiten, das Aquarell „Blick vom Zürichberg“, ist zugleich seine allerbeste. Ein Blatt von in der That reizender Vollkommenheit, gross zugleich und intim, ebenso poetisch wie malerisch. Es ist uns lieb, sagen zu können, dass sich dasselbe bei uns in Wien befindet, im Besitze einer Wienerin, der Wittwe des Universitäts-Professors Adolf Exner. Indem wir es in der trefflichen Nachbildung des Radirers Alphons, die auch dem Buche v. Berlepsch' beigegeben ist, betrachten, fühlen wir uns — möglicher Weise gegen den Willen des Dichters Keller — gerührt und erfreut darüber, dass wir nun doch auch Gottfried Keller dem Maler, mit dieser schönen Spätblüthe seines Talentes einen aufrichtigen Kunstgenuss zu verdanken haben.

Ein Auswandererbrief aus dem Jahre 1817.

Von
EUGEN VON PHILIPPOVICH.

Der Generationenabstand zwischen dem Beginn und dem Ende eines Jahrhunderts ist immer derselbe, aber der Unterschied der Lebensbedingungen der Menschen, ihrer Bedürfnisse und Gewohnheiten, ihrer Vorstellungen und ihres Könnens, wechselt nicht mit der Regelmässigkeit der Generationen. Der „Fortschritt der Kultur“, wie wir es gerne nennen, nimmt einen unregelmässigen Lauf, und nach langen Perioden der Stetigkeit kommen sprunghafte Bewegungen, durch welche Grosseltern und Enkel in ihren Daseinsbedingungen weit auseinandergerissen werden. Eine solche merkwürdige Periode der Menschheitsentwickelung haben wir hinter uns, es fällt uns Enkeln schwer, das Leben der Grosseltern zu verstehen. Ich will im Folgenden ein kleines Beispiel dafür vorführen und einen Zeugen der Vergangenheit reden lassen. Es berührt das traurige Kapitel der deutschen Auswanderung. Traurig ist es auch heute noch, die Heimath zu verlassen mit der sicheren Aussicht, sie niemals wiederzusehen, ein ungewisses Brot in weiter Ferne zu suchen ohne den Rückhalt, den das allerdings weite Band der Landsmannschaft und Staatszugehörigkeit doch noch gewährt, allen Traditionen der Familie, der Gemeinde, des Volkes und Staates zu entsagen und als Erwachsener das Leben noch einmal zu beginnen. Aber wie leicht wird es dem Auswanderer heute gegenüber der Zeit unserer Grosseltern. Millionenfache Verbindungen sind zwischen hier und drüben geschlagen und es giebt nur Wenige, die hinüberwandern, ohne irgend eine persönliche Beziehung zu haben. Und selbst wo sie fehlt, bewirkt das erstarkte Nationalbewusstsein, dass der Auswanderer in nationalen Hülfsvereinen, die Gemeinsamkeit der Arbeiterinteressen, dass er in Arbeiterorganisationen Rath und Unterstützung findet. Die Reise selbst ist auf wenige Tage reduzirt, Eisenbahnen und Schiffsgesellschaften, deren sich der Auswanderer bedient, sind überall staatlicher Aufsicht unterstellt, und die Bedingungen der Beförderung sind so geregelt, dass Gesundheit und Leben der Auswanderer keinen Schaden leiden können. Ihre Aufnahme und Behandlung im fremden Staate ist daselbst öffentlichen Kontrollen unterworfen und durch die offiziellen Vertretungen

der Staaten, durch die Presse und Schutzvereine überwacht. Wie so ganz anders war dies noch zu Anfang dieses Jahrhunderts! Die Beförderung zur See geschah in der Regel in der Weise, dass ein Schiffseigenthümer das Zwischendeck einem Agenten gegen einen festen Preis vermiethete, wogegen dieser Menschenfracht einladen mochte, so viel ihm beliebte. Da ihm die Auswanderer einzeln ihre Überfahrt bezahlten, hatte er das grösste Interesse an einer möglichst weitgehenden Ausnutzung des ihm vermietheten Raumes. Nach den eindringlichen Schilderungen Friedrich Kapp's war das Zwischendeck bei Auswanderungsschiffen bis zu den ersten Eingriffen der amerikanischen Regierung (1819) um nichts besser, als das der Sklaven- oder Kulischiffe; man packte die Auswanderer gerade so zusammen und kümmerte sich so wenig um sie, wie bei den unglücklichen Wesen, die man aus Afrika oder China auf den Markt brachte. Da die Reise in der Regel Wochen in Anspruch nahm, war die Zusammenpferchung in engsten, ungelüfteten, durch Seekrankheit und Exkremente verpesteten Räumen an sich eine Gefahr für den Auswanderer. Dazu kam die schlechte Ernährung. Jeder Auswanderer erhielt täglich oder pro Woche eine bestimmte karg bemessene Ration von Lebensmitteln: Brod, Mehl, Gemüse, Speck, selten Fleisch und Butter, etwas Wasser. Für die Zubereitung mussten die Leute selbst sorgen, wofür ihnen während bestimmter Tageszeiten Feuerstellen offen standen. Für Kochgeschirr hatte jeder selbst aufzukommen. War das Schiff überfüllt, so war nicht daran zu denken, dass alle Personen sich ihre Mahlzeit bereiten konnten, und das Verzehren der Nahrungsmittel in rohem oder halbgahrem Zustande war die Regel. Die Folge war eine ungeheure Sterblichkeit an „Schiffs"-fieber und Hungertyphus. 10% Todesfälle waren etwas Gewöhnliches, 20% nichts Unerhörtes, es kamen Fälle vor, in welchem unter 1200 Passagieren 400 begraben wurden, bevor das Schiff — das nach Aufnahme der Passagiere noch anderer Fracht wegen liegen geblieben war — den Hafen verlassen hatte. In einem mir vorliegenden typischen Überfahrtsvertrag war denn auch auf den Todesfall Bedacht genommen: „Sollte einer der Passagiere," heisst es „auf der Reise mit dem Tod abgehen, so soll die Familie eines solchen, wenn er von hier aus über die Halbscheid des Weges stirbt, verpflichtet sein, seine Fracht zu bezahlen, stirbt er aber an dieser Seite des Halbweges, soll der Verlust für Rechnung des Kapitäns sein."

Die Überfahrtspreise waren, zumal bei der elenden Verpflegung, hoch, sie betrugen 140—200 holländ. Gulden für die erwachsene Person. Da die grosse Masse der armen Auswanderer solche Beträge nicht aufbringen konnte, war es üblich geworden, von ihnen keine Bezahlung für die Überfahrt zu verlangen, sondern sich nach der Ankunft bezahlt zu machen, indem man sie — in zeitliche Knechtschaft verkaufte. Das hatte den doppelten Vortheil, dass die Auswanderer während der Überfahrt noch willenloser und anspruchsloser dem Kommando des Kapitäns preisgegeben waren, sowie dass man wegen des „Risikos" die Fahrpreise — oft um 100% — zu erhöhen in der Lage war. Junge Leute fanden immer einen guten Markt, alte, kränkliche Personen und Kinder waren schwerer anzubringen. In solchen Fällen, sowie bei Todesfällen während der Überfahrt hatten die kräftigen bezw. überlebenden Familienglieder auch für die Schuld der anderen aufzukommen, ihre Knechtschaft also um so viel Jahre auszudehnen. Erwachsene hatten 3—4 Jahre zu dienen, Kinder von 10—15 Jahren bis zur Volljährigkeit, kleine Kinder mussten mit den Eltern übernommen werden. Summirten sich durch

Todesfälle oder wegen Kränklichkeit einzelner Familienglieder die Jahre für die Übrigen, so konnte eine lange Knechtschaft herauskommen. Einmal verkauft waren sie ihren Herren preisgegeben. Es sind Beispiele überliefert, wonach sie schlimmer behandelt wurden, als das Vieh, und mit Schlägen und Tritten zur Arbeit getrieben wurden, so dass die Kolonialbehörden einschreiten mussten. Aber doch durfte Niemand ohne Entschädigung aus seiner Knechtschaft austreten. Wer in seiner Verzweiflung entlief, wurde eingefangen und hatte für jeden Tag seiner Abwesenheit eine Woche, für jede Woche einen Monat, für jeden Monat ein halbes Jahr länger zu dienen. Konnte der Herr die gebrauchte Arbeitskraft nicht länger gebrauchen, so war er berechtigt, die Person weiter zu veräussern. Es war ein tägliches Vorkommniss, dass auf diese Weise ganze Familien für immer getrennt wurden. Kurz, dies ganze System des Abverdienens der Überfahrtskosten war ein in Vertragsform gebrachtes System der Sklaverei, das den armen Auswanderer als erste Segnung der ersehnten „Freiheit" begrüsste, deretwegen er die gefährliche und entbehrungsreiche Fahrt übers Meer unternahm. Glücklich waren jene, denen es ging, wie dem russischen Hauptmann, von dem D. v. Bülow in seinem Reisebericht 1791 schreibt, dass er über eine Woche unverkäuflich, als schwerer Ballast auf dem Schiffe geblieben war, bis ihn dessen Kapitän ans Land schickte und ihm auftrug, sich mit 50 % Abschlag im Kaufpreise auszubieten. Da er aber ausser der Kunst des Bayonnetfechtens nichts verstand, wollte ihn Niemand, und der Schiffskapitän musste ihn endlich gegen das Versprechen, seine Schuld später zu bezahlen, entlassen. Wenigen mochte es so gut gegangen sein, wie dem Schreiber des folgenden Briefes, der im Winter der harten Noth- und Hungerjahre 1816/17 aus Emmendingen in Baden ausgewandert und in Baltimore — dieses war nebst Philadelphia zur Zeit der Haupteinwanderungsplatz — ausgeschifft worden war. Im Oktober 1817 war dann von ihm ein Brief in die Heimath gelangt, der von den Kümmernissen der Reise, dem Verkauf der Kinder und der eigenen Person, von ihrer Befreiung und von allerlei Beobachtungen und Eindrücken berichtete. Ich habe ihn in den die Auswanderung betreffenden Akten des grossherzoglichen Archivs in Karlsruhe vorgefunden. Er war vom Amt Emmendingen erhoben und dem Ministerium vorgelegt worden, denn man hatte zu jener Zeit sich ernstlich mit den Ursachen der grossen Auswanderung, den Beziehungen der Ausgewanderten zu den Zurückgebliebenen, den im Lande herumreisenden Agenten, den Mängeln der Beförderung u. s. w. zu beschäftigen begonnen und jede direkte Mittheilung war von Wichtigkeit. Es hat aber noch Jahrzehnte gebraucht, bis die deutschen Regierungen aus dem Studium der Beschäftigung mit der Frage in das der Anregung und endlich der Thaten gekommen waren. In den Vereinigten Staaten war, wie erwähnt, 1819 das erste Gesetz, betreffend den Transport auf den Auswandererschiffen, erlassen worden, und aus demselben Jahre werden zum letzten Mal Versteigerungen von Auswanderern an den Meistbietenden berichtet. Nun entfaltete sich erst die grosse Anziehungskraft des mächtigen „Freilandes", das dem badischen Bauer trotz der bitteren Erfahrungen verlockend genug erschienen war, um seinen Bruder zu bereden, ihm nachzufolgen. — Der Brief lautet:

„Mein herzlieber Bruder Schwester Schwager und Gschwey sammt allen meinen Freunden, ich kann es nicht unterlassen, dass ich Euch nicht mein ganzes Schicksal und Lebenslauf schreiben thu, was sich unter der Zeit bey mir ereignet hat wo ich von euch

hier weg bin, liebste Schwester und Bruder merket diesen Brief auf wo ich schreibe, jetzt will ich euch sagen was ich noch Fracht schuldig bin, in Amsterdam wo ich auf das Schiff kommen bin war ich noch schuldig 284 Thaler, jetzt wo wir vor Nephlies kommen sind so werden viele Leut ausgelöst aber mich hat niemand wollen lössen mit meiner grossen Schuld, sammt meinen Kindern, jetzt kamen aber 2 Kaufherren von Baldimor und wollen meine 2 Buben Franz Anton und Georg haben und so weil ich mir nicht mehr hab wissen zu helfen so habe ich sie gelassen, und meine Buben sind aber auch recht gerne gegangen, und sind beide gleich mit ihnen fort nach Baldimor und ist 10 Stund von Nephlies, da ist mir vor sie 112 Thaler bezahlt worden, aber sie müssen bei ihnen bleiben bis sie 21 Jahr alt sind, ich habe aber vorbehalten, das wenn ich unter der Zeit das Geld ihnen wieder kann zurück geben, dass ich meine Kinder wieder kann an mich ziehen. Ja meine liebe Schwester und Bruder da ist mir mein Herzenleid und Beschwehrniss der Reisse erst kommen, da ist mir gewesen als wenn man mir die 2 Kinder aus der Seele raus reissen tu, seit dem 6. Hornung ab dem Schiff kommen und die 2 kleinen Kinder Johann und Sibylla sind auf den Tod krank gewesen, darauf starb den 22. Hornung mein liebes Kind Sibilla, da Schwester befinden ihr meine ganzen Schmerzen der Reiss, da war ich mehr tod als lebendig, da hat mein Kind sollen in das Wasser begraben werden weil man mit keinem Schiff an das Land kommen kann von wegen dem Eis, da hab ich aber mein Kind genommen und bin über eine Meile weit über das Eis geloffen wo ich nicht alle Tritten gewusst habe wann es mit mir untergeht aber Gott sey Dank ich habe es glücklich an das Land gebracht, aber ich hab den Todengräber und Pfarrer selbst müssen machen, bey meinem lieben Kind, wo ich in Amsterdam (so) war als mich Gott erschaffen hat, hätte können 1000 fl. von ihnnes haben von einem reichen Kaufmann der gar kein Kind hat und hätte ihnes aufgenommen vor sein eigen.

Ja meine Lieben da bin ich gewesen wie der ewige Jud ich hab kein Aug voll können schlafen und kein Bissen essen, kurz das Heimweh meiner Kinder hat mich fast umgebracht, jetzt auf ein mal brach das Eis und sind den 12. Merz nach der Stadt Baldimor gefahren, da bin ich gleich ab dem Schiff um zusehen was meine zwey Buben (Söhne) machen, da herzlibste Schwester da hast Du der Willkom sollen sehen bey mir und bey meinen Buben, aber da ist mir mein Herz wider erfreuet worden, den ich befinde sie recht gut, der Franz Anton ist bei einem Wirth als Schenknecht und der Georg ist bei einem Kaufmann als Ladendiner aber die Geschäften wo der Georg treibt in seinem Laden seyn trutz einem den schon 24 Jahr alt ist er spricht alles Englisch als wenn er in Amerika geboren wäre.

Die beyde Buben bekommen nach 2 Jahren schulinüber (?), der Baptist ist den 22. Merz zu einem Metzger kommen und lernt das Handwerk und muss bey ihm bleiben bis er 19 Jahr alt ist und sein Meister muss ihn 4 Jahr in die Schul schicken, und ist mir vor ihnen bezahlt worden 50 Thaler, er hat Essen und Trinken nur was er will.

und jetzt bin ich und meine Frau und Alloys und Johana erst den ersten April ab dem Schiff gelösst worden und bin zu einer Wittfrau kommen welches des Baptist Meister seine Mutter war. und treibt auch das Metzgerhandwerk da ist aber meine Frau in die Kindbett kommen und ist getauft worden den 14. Mai mit namen Katharina da sind wir bei ihnen unwerth worden und haben uns sehr übel behandelt aber Gott der Almächtige hat uns noch niemals verlassen und ist uns allezeit wieder geholfen worden, am heiligen Pfingstag war ich in der Kirche und bath Gott den Almächtigen inständig er solle mir den heiligen Geist auch senden, damit ich von diesem Leiden befreyet werde, wie es auch geschehen ist, den nehmlichen Tag kam ich zu einem Teutschen und halte Gespräch mit ihm und erzähle ihm alles wie ich es habe. Ah! sagte er mein lieber Freund es soll euch geholfen werden, geht ihr nur hin und sie sollen euch dass schriftlich geben, was sie für euch bezahlt haben und bringt es mir so geh ich gleich hin und zähl ihnen das Geld hin wo sie für euch bezahlt haben da könnt gleich morgens ausziehen wie es auch geschehen ist.

Jetzt bin ich frey und kann thun was ich will aber ich bin 132 Thaler schuldig. daran kann ich aber 3 Jahre bezahlen.

Jetzt hab ich aber von der teutschen Kompagnie wo sich um alle Teutschen annehmen wo ihn das Land und in die Stadt Baldimor kommen ein Brief bekommen. das meine Frau in der Stadt rum solle gehen damit ihr ein jedwelcher ein Geschenk solle geben damit wir unser Leben gut machen können; jetzt haben wir schon bei 100 Thaler Geld bekommen und Kleidungsstücke das wir bei unserem Leben keine mehr brauchen zu kaufen und vor Lebensmittel habe ich noch kein Pens ausgegeben sie bringt Fleisch, Brod, Butter, Mehl. Zucker und Kaffe genug, aber das Glück betrüft nicht ein jeder den es sind 200 Haushaltungen auf unserm Schiff gewesen und hat das Glück kein betroffen als mich. sie müssen alle dienen in Amerika heisst das dienen Serwen vor ihre Fracht 2 bis 3 Jahre. Jetzt treibe ich die Bäkerey und ist war wie es im andern Brief steht und bin jetzt Willens den Hansgeorg zu mir zu nehmen und seinem Herren das Geld hinlegen wo er für ihn bezahlt hat.

Liebster Bruder was glaubst Du willst Du kommen ja ich rathe Dir Du sollst kommen wir haben schon 100 mal gewunschen wenn nur unser Bruder und Schwester bei uns wären und ich rathe allen die Willen sind zu kommen sie sollen nur kommen sie machen ihren Leben beser als in Teutschland sonderbar die Kinder und jungen Leute sind sehr glücklich wenn sie in das Land kommen aber wenn unser Herrgott euch sollte heimsuchen auf der Reiss mit Krankheit oder gar mit Sterbfall so messet mir keine Schuld zu, denn werdet finden, dass die Reise hart ist, und ich sage euch auch wenn man serwen muss vor sein Fracht wo man schuldig bleibt so ist es auch hart aber einige können es auch gut bekommen und und einige auch recht bös.

Lieber Bruder wenn Du kommst so lass Dich nicht verserwen auf dem Schiff und auch kein Kind bis Du bei mir gewesen bist, solltest aber Du nach Philadelphia kommen das ist 112 Meil von der Stadt Baldimor und 3 Meil ist eine Stund so sage Du dem Kapetain er solle Dich gehen lassen Du wolst ihn bezahlen nach Deinem Verdienst. Du wollst ihm alle Monat Geld geben bis er bezahlt ist, und geh es nicht anders ein er muss Dich auf diese Art laufen lassen und wenn Du auch der Letzte sollst seyn auf dem Schiff so thue es nicht anderst er muss Dich gehen lassen und behalte Deine Kinder alle bei Dir, darnach wenn Du los bist so kannst Du Deine Kinder selbst in Diensten thun wenn Du willst darnach bekommst Du für Deine grosse Mädel acht bis zehn Thaler in einem Monat, jetzt lieber Bruder weis ich Dir nicht besser zu schreiben jetzt folge meinem rath Du machst Deine Kinder glücklich.

Ich habe auch schon die Reiss gemacht nach Philadelphia und nach Neisdon (?) um meinen Vetter Fidel aufzusuchen und habe ihn richtig gefunden als ein lustigen Spielmann und als ein armer Korbmacher und rechter Trinker diese Reiss hat mich 12 Thaler gekostet.

Ich habe euch auch geschrieben das alles sehr theuer ist ja es wohl alles recht theuer, aber ich kann auch sagen, dass es in dem Land mehr Thaler gibt als bey euch Sechser aber das meiste Geld ist Bapieren gelt, jetzt will ich euch auch sagen wie das Land beschaffen ist. in Witterung find ich noch kein unterschied aber Tag und Nacht ist 4 bis 5 Stund unterschied, won ihr Mittag 12 Uhr haben so haben wir Morgen 7 Uhr, und der Komet Stern ist in diesem Land auch gesehen worden in der nämlichen Zeit wie bei euch, und haben auch in dem Land schon 4 fehl Jahr gehabt, es ist im Frühjahr auch alles verfroren als wie bei euch, wegen dem ist alles so theuer es kann wieder alles um die Hälfte wolfeiler werden. Das Land ligt gegen Sonnenabgang und ist ein Freyland, es steht unter keinem Bodenda es wird alle 4 Jahre ein Kardinal erwählt über das ganze Land. da ist das Land Kandon weis getheilt und eine jede Kandon hat ein President da darf man kein Zins Zehnten und nichts geben.

Ich sage euch noch eines wer in das Land kommen will, soll sich gut mit Better versehen, das er keines darf zu kaufen, den sie sind theuer zu kaufen und nemen auch Axt,

Sefli Beyel Handfegen Eisengeschir zum kochen mit, das komt euch alles sehr wohl ich sage noch eines lieber Bruder Du magst schreibes hören aus Amerika wo Du willst so glaube keinem als meinem den ich schreibe Dir Wahrheit, so gewiss als wir leibliche Brüder sind.

Jetz mein Herz allerlibster Bruder und Schwester schliesse ich mein schreiben und wir grüssen euch alle noch einmal und befohlen euch in den Schutz des Allerhöchsten, und wollte euch allen von Herzen wünschen ihr werden alle bey mir und hatten zu leben als wie ich so werden ihr gewiss alle sorgen frei, auch ein Gruss an mein Nachbar Georg Gerber und an seine Frau Ana Marie und alle im Haus auch ein Gruss an Johann Zoller und an seine Frau und wenn Du in diesem Land wärest und dort arbeiten als wie in Teutschland so thätest Deinen Kindern Gute Zeiten machen. Jetzt glaube ich in einer kurzen Zeit etliche von Forchheim zu suchen, sollte aber dieses nicht geschehen so bitte ich doch ein Brief von euch zu erhalten so bald es möglich ist lebet wohl und gesund.

Ich verbleibe euer aufrichtiger Bruder wie allezeit Chresostimus Weis in Baldimor.

Die Weibsbilder sollen sich nicht mit kostbaren Kleider versehen, den sie derfen ihre Kleider nicht in diesem Land tragen, den sie bekommen gleich Kleider über nach der Amerikanischen Tracht.

Die Atress ist zu machen an Herrn Johann Gross in der Altstadt in Baldimor abzugeben oder dem Chrysostimus Weis.

Libste Schwester und Schwager, ich schreiben dort von wegen dem Balbieren und wegen meinem Kind zu shöpfen nicht das ihr glauben es sey von mir ein Lug, wenn es nicht die Wahrheit ist so soll ich ewig verlohren seyn ich als ein armer badischer hab der Hebam müssen 4 Thaler geben.

Noch eins an die Weibsbilder welche nicht gern im Feld arbeiten sollen in Amerika kommen da darf keine im Feld arbeiten sondern nur im Haus waschen begeln und kochen sey es jung oder alt es ist alles eins.

Briefe Leopold von Ranke's an Varnhagen von Ense und Rahel aus der Zeit seines Aufenthaltes in Italien.*)

Zur Säcularfeier von Rankes Geburt — 21. Dezember 1795 — mitgetheilt von THEODOR WIEDEMANN.

Venedig, den 18. Oktober 1828.

Sie werden vielleicht bereits einige Pack Papiere von meiner Hand adressirt erhalten und hoffentlich nicht zurückgegeben haben. Es sind Excerpte, die ich in Wien gemacht, und die sich nicht gerade auf die nächste Arbeit, die ich vorhabe, beziehen. Ich habe mir er-

*) Die folgenden Briefe Ranke's sind fast sämmtlich an Varnhagen gerichtet, an dessen Gemahlin Rahel besonders nur die Beilage zu dem Brief aus Venedig vom Dezember 1828 und das Schreiben aus Rom vom 28. März 1829. — Die Personen, welche in den Briefen namhaft gemacht werden, sind meist sehr bekannt. Es genügt wohl, wenn ich angebe, dass die „Karoline", nach welcher sich Ranke in seinem Brief vom 29. März 1830 erkundigt, die Frau Majorin Fiedler ist (Varnhagen, Blätter aus der preussischen Geschichte Bd. V. S. 281, 5. April 1830. vergl. Stägemann an Cramer, 17. April 1834 in „Aus dem Nachlass Varnhagens von Ense. Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz" Bd. II S. 213); und dass bei der in demselben Brief erwähnten Anwesenheit einer Gräfin Egloffstein in Rom, was bei der Herausgabe des Briefes Varnhagen's an Goethe vom 16. April 1830, in welchem eine Stelle aus dem Schreiben

laubt, sie an Sie zu adressiren, weil ich hoffe, dass eine solche Adresse sie besonders sicher stellen werde. Sie sind das doch zufrieden? Ich schreibe dies in Venedig; ungefähr 14 Tage bin ich bereits hier. Es ist doch wahrhaft gut, dass ich gereist bin; Reisen ist eine Mühe, die sich selber belohnt. Ich glaube nicht, dass ich einen schöneren Weg gemacht habe, als zwischen Wien und Venedig. Man kommt zwar nur durch ein ungeheures Thal zwischen zwei Bergwänden, und dies könnte sehr einförmig erscheinen, allein diese Bergwände reichen einmal ganz nahe heran und entfernen sich weit, das Thal senkt und erhebt sich, und so hat es doch die grösste Mannigfaltigkeit. Der Beiwagen war durch das Interesse, das eine mitfahrende Römerin uns drei Begleitern abzugewinnen wusste, vor aller Langweil befreit.

Hier geht es so gut, dass man bei mässigen Ansprüchen zufrieden sein kann. Die Bibliothek ist reich ausgestattet, zugänglich, ergiebig; der Bibliothekar die Güte und Gefälligkeit selbst. Die Einwohner erscheinen ungemein gutmüthig. Der Barcaruolo selbst ist vielleicht anfangs ein wenig unverschämt, aber darauf freundlich, behilflich, gefällig, zufrieden. Buon populaccio. Die Stadt ist erfüllt mit trefflichen Kunstwerken. Jede Kirche ist eine Gallerie. Ist das nicht genug? Und doch bleibt Einiges zu wünschen und zu hoffen. Da möchte ich zuerst auch in dem Archiv arbeiten dürfen. Es ist der einzige Ort der Welt, wo man mit den Finalrelationen zu einiger Vollständigkeit gelangen kann. Glauben Sie mir, dies giebt allein eine neue Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. In Wien war, um vieler Umstände willen, nichts Entscheidendes auszurichten. Doch habe ich Hoffnung, das hiesige Archiv benutzen zu können, und auf Veranlassung des Hofrath Gentz an diesen und an den Fürsten geschrieben. Wird dies gewährt, so werde ich wohl den Winter nicht viel wegkommen. Ferner fehlt es in der Stadt an dem nöthigen Umgang. Da ich schon des deutschen Ausdrucks im Gespräch nicht völlig Meister bin, so können Sie sich denken, wie Kauderwelsch mein Italienisch herauskommt, zumal wenn ich wirklich einen Gedanken sagen will. Die Gräfin Albrizzi, die ich sah, und die hier die Hauptkonversation hat, sagt mir, dass sie Herrn Alexander von Humboldt kennt. Jede Empfehlung von einem bedeutenden Mann durch ganz Italien würde mir sehr erwünscht sein. Hier ist es sogar nothwendig, dass ich einige Deszendenten der alten Nobili kennen lerne. Längeren Aufenthalt wird es, hoffe ich, geben. Endlich mit der Kunst. O wer so ganz von Herzen sprechen dürfte. Mit dem Anschauen ist es nicht gethan. Der Genuss liegt allein im Verständniss, das Verständniss aber, indem es die Mängel erblicken lässt, hebt den Genuss auf. Ich arbeite indessen in den Ueberstunden viel in diesen Sachen. — Wie selten aber auf dieser Welt ist Gedanke, Geist, Licht, Wahrheit, Leben.

Es ist in Wien von mir eine kleine Schrift ausgearbeitet, vor deren Erscheinen mir jetzt fast bange ist.[1]) Doch ist es nicht mehr zu verhindern. Ich sage bange, nicht um eines Rezensenten willen, man muss sich versuchen und die Leute reden lassen, sondern weil sie wieder so weit von dem entfernt ist, was sie sein sollte. Himmel, oft habe ich

Ranke's wiederholt wird, im Goethe-Jahrbuch Bd. XIV (1893) S. 83 ff. in den zugehörigen Anmerkungen übersehen und auch von Michael Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. I. Bd. (1895), 1, 2 S. 19 nicht nachgetragen worden ist, von den drei Schwestern Julie, Auguste, Lina nur die erste gemeint sein kann, wie aus dem versifizirten Briefwechsel zwischen ihr und Gneisenau (Briefe von Chamisso, Gneisenau II S. 277 ff.) erhellt. (vergl. Platen an Bunsen, 28. Dezember 1830, Deutsche Revue IV. Jahrgang, III. Bd., 1880, S. 31). — Die Beziehungen auf Zeitereignisse, welche sich in den Briefen finden, bedürfen kaum einer Erläuterung; sie sind leicht zu erkennen, wie sich denn z. B. bei den „hallischen Tumulten", von denen Ranke in dem Brief vom 25. Mai 1830 spricht, Jedermann der Angelegenheit der Professoren Gesenius und Wegscheider erinnern wird.

[1]) Die Serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen. (Hamburg 1829.) S. W. Bd. XLIII/XLIV.

Mitleid mit mir selber. Ich will heute auf einige Tage noch mit ein paar Deutschen, welche ich hier gefunden, auf der terra ferma nach den sette comuni, nach Verona verreisen. Von da kehr' ich wieder zurück und bleibe, wenn ich keine Erlaubniss von Wien bekomme, hier nicht länger als einen Monat; dann gehe ich nach Florenz und zum Carneval nach Rom. So sehr mich das reizt, wünsche ich doch hier bleiben zu müssen.

Sie wissen, dass mir eine Unterstützung bewilligt worden ist, wie ich sie wünschte. Ich wäre wohl schuldig, Herrn von Humboldt besonders zu schreiben. Auch will ich dies thun. Indess haben Sie die Güte, ihn von seinem dankbaren Verehrer zu grüssen.

Ich hoffe in der Kürze wieder zu schreiben, wenn ich in Verona gewesen bin, auch ausser Savigny an Frau von Arnim; von Ihnen aber zu hören, wie es Ihnen ergangen und ergeht. Ihnen Beiden bleibt oft meine Erinnerung gewidmet, gehe es Ihnen wohl.

L. Ranke.

Adr.: Campietto Pignoli 785. (Casa della Sra Marianna Gallerani.)

Venedig, Dezember 1828.

Mit einer so raschen Erfüllung meiner bloss angedeuteten Bitte, wie Sie mir haben zu Theil werden lassen, mein verehrter Freund, haben Sie die Erinnerung an all die freiwillige Güte, die Sie mir jemals erwiesen haben, frisch erneut.

Von allen diesen Empfehlungen habe ich indess noch keinen Gebrauch gemacht, noch immer befinde ich mich zu Venedig. In den letzten Tagen der guten Jahreszeit machte ich einen Ausflug nach dem festen Lande. Ich nahm den Weg gleichsam nach Deutschland zurück. Mit Freuden denke ich an die reine Luft, die ich an den Bergen und darauf genoss: nicht allein, indem ich sie in mich sog, sondern in der Betrachtung der lebhaften Farbe, der schärferen Umrisse, welche Zäune, Bäume, Glockenthürme und Berge gleichsam persönlicher mir vor Augen brachten. Es giebt viel zu denken, wenn man den Hintergrund der Landschaften von Bassano in den Bildern der da Ponte aus Bassano wiederfindet. In dem Geburtsort des Haupterfinders der venezianischen Malerei (Castelfranco, Vaterstadt von Giorgione) fand ich mich schön belehrt. Sie sehen, ich streife auch etwas in das Gebiet aller durch Italien Reisender, und schwatze schon ein wenig von der Kunst, doch ging ich hauptsächlich anderen Studien nach. Auf den sieben Gemeinden verehrte man mir ein Exemplar ihrer alten Privilegien und ich sah einige Reste ihrer republikanischen Buchhaltung. Welche Verwunderung, wenn ich etwa mit dem Hausvater in seine einsame Hütte trat, sie oben und unten durchkroch, die Kinder beschenkte, und alsdann dem vorwärts gegangenen Boten in den dunkeln Abend hinaus nacheilte. Einen Katechismus in ihrer Sprache, die ein etwas verwildertes Deutsch ist, wohlgemerkt: Norddeutsch bringe ich mit. In Vicenza Natur und Palladio, ein vorzügliches Stadt-Archiv, von dem ich auf der Stelle Nutzen zog; gute, dienstbeflissene Menschen. In Verona förderte mich eine Empfehlung Savigny's ausserordentlich. Mantua enthält einen ganz unbekannten höchst wichtigen Schatz an dem Archiv der Gonzaga's, für das südliche Europa, auch für die grossen Höfe von vieler Bedeutung. Ich hoffe noch einmal eine Weile da arbeiten zu können. Es ist freilich nicht die venetianische Weise, doch finden sich allgemeinere Darstellungen von Zuständen und Persönlichkeiten, so dass man nicht das ganze Detail zu durchsuchen haben würde. Wer weiss indess! Es ist schon ein Gewinn diese Städte gesehen zu haben. Jede mit ihrer ganz eigenen Physiognomie, ihrer eigenen Geschichte (selbst ihrem Fürsten- und zuweilen Tyrannengeschlecht), ihren alten Denkmalen: fast einem besonderen Dialekt und einer heimischen Kunst. Wer das so ganz fassen könnte. Jetzt freilich kommt mir das Land sehr revolutionirt vor. Mir nicht ganz zu seinem Vortheil. Der Zustand der Bauern, das Hauptübel in Italien, ist der nämliche geblieben.

Ich bin seitdem unausgesetzt in Venedig gewesen. Die Ankunft des Professor Reisig aus Halle ist für mich dadurch eine Begebenheit geworden, dass derselbe hier in eine in der That schwere Krankheit gefallen ist, die alle Aufmerksamkeit eines Landsmannes in Anspruch nimmt. Sie hat sich erst in der dritten Woche als ein Nervenfieber ausgewiesen, und der

Arzt hat einige Tage lang sehr bedenkliche Reden geführt. Ich hoffe wohl, dass ihn seine gute Natur noch durchbringen wird. Sein Zustand geht mir mehr nahe, als ich selbst gedacht hätte. Er ist in seinem Herzen ein nobler Mensch. Heine war hier und hat mir die schönsten Grüsse aufgetragen. Eine sonderbare Begierde, Jemand, von dem ihm Nachrichten fehlten, in München zu suchen (ich glaube einen Bruder) hat ihn aus seiner florentinischen Freude gerissen. Er ist Ihnen Beiden ungemein ergeben. Ein Mensch, mit dem ich wohl glaubte, angenehm leben zu können: gewiss, ich wünschte mir seine Gesellschaft öfter und länger: er hat Geist, ist ohne Anspruch und hat doch eigenes Wesen. Arnim lässt er zu meiner Genugthuung Gerechtigkeit widerfahren. Mit einem Worte, ich habe mich an ihm gefreut.

Noch ein anderer junger Mann war hier, dessen Bild seitdem meine Seele sehr erfüllt hat. So hochgestellt, grossgesinnt, freien Muthes: und wenn ich es sagen kann, höchst liebenswürdig. Ich habe gute Anlage, ein Anbeter von ihm zu werden. Er hat glückliche Bemerkungen gemacht, z. B. wenn man in eine Basilika oder in eine gothische Kirche kommt, das sei, als gehe man zu dem Heiligthum hin, als suche man es auf; komme man aber in eine grichische, wie St. Markus, so sei man gleich mitten darin etc. Mich hat er dann freilich so aufgenommen, das ich parteiisch sein muss.

Wegen des hiesigen Archivs hat mir Hofrath von Gentz gar bald eine günstige mündliche Erklärung des Fürsten Metternich zu wissen gethan. Doch hat der Geschäftsgang solche Weitläufigkeiten, dass ich wohl erst weggehen werde, um später einmal, wenn es mit der Erlaubniss ganz entschieden ist, zurückzukehren.

Ich habe Ihnen immer soviel zu schreiben, dass ich wahrhaftig nicht weiss, ob ich Ihnen von meiner Arbeit Nachricht gegeben habe, die ich zuletzt in Wien ausführte. Sie betrifft die serbischen Angelegenheiten, ist schlechterdings neu, wird, wie mich dünkt, gelesen werden, und vielleicht mir gar zu schaffen machen. Gott gebe das Beste. Sie werden sehen, dass der Stoff schlechthin einen Menschen wie mich hinreissen musste. Allein! allein! Übrigens habe ich die Thorheit von jedem Buche zu denken, es sei ein Übergang über den Rubicon: eine alea jacta. Auch ist wohl so, dass ich, um irgend etwas zu gelten, nach der höchsten Reputation streben muss. Jedoch man ist nicht mehr, als man ist, und soll nicht mehr scheinen.

Es ist kein Platz mehr zu den Grüssen an Sie Beide, von denen ich viele auf dem Herzen habe. Ich kann mir nicht anders denken, als dass sie im Ganzen glücklich sind.

Ihr getreuer

L. Ranke.

Noch vier Wochen wird mich ein Brief hier antreffen. Beilage auf Ihren eigenen Befehl.

Über Tieck's Novelle: „Dichterleben."

Der alte Tadler setzt aus:

1. Dass die guten Poeten nicht aus dem sechszehnten Jahrhundert in das neunzehnte verpflanzt sind, sondern aus dem neunzehnten in das sechszehnte; dass Shakespeare redet, als wenn er Tieck wäre.

2. Dass in das „Dichterleben" gar zu viel Anderes gemischt ist, vorzüglich das Leben der finsteren Schwärmer. Indem die Einheit nur durch den Squire festgehalten werden soll, tritt dieser stärker in den Vordergrund, als Marlowe und Green und der Schreiber; und es wird halb eine Novelle vom edlen Edelmann.

3. Dass die guten Poeten Nichts erleben, als ihre Aventuren mit öffentlichen Mädchen; übrigens sind ihre Gespräche ihre Erlebnisse. Von den Gesprächen sind nicht alle vollkommen wahr, aber eine Rede Marlowe's ist es.

Nun möchte der alte Tadler noch weiter tadeln, doch er sieht, dass er bereits in Lob verfällt. Ein Hauptlob ist, dass diese Novelle keine eigentliche Liebesgeschichte vermeldet: ein anderes hält sie sich, wo man sie nur aufschlägt, selbst durch den treffenden Fall ihrer Rede.

Venedig, den 26. Januar 1829.

Ich komme, mein verehrtester Freund, heute mit vielen und beschwerlich Bitten, und Sie wissen wohl, wie es kommt, dass ich gar kein Bedenken trage, Sie Ihnen vorzulegen. Ich wüsste nicht, welche Bitte nicht. Sie werden, da ist nun kein Mittel, denn ich habe schon an Perthes geschrieben acht Exemplare meines Buches über die Serben zugesendet erhalten. Für diese armen Waisen sollen Sie, das ist meine Bitte, Sorge tragen, als wenn Sie der Vater wären. Ich habe eines für Alexander von Humboldt bestimmt, und schreibe dazu keinen Brief, da ich desselben schon im letzten Erwähnung gethan: eines an Geheimrath Ancillon: hierzu beiliegender Brief in 8. Nun aber kommen noch die Schwierigkeiten. Meiner Meinung nach kann dies Buch Sr. K. H. und Sr. Majestät (auf deren Kosten ich reise) füglich übergeben werden. An S. K. H. liegt ein besonderes Schreiben bei. Für S. Majestät fordert es wohl andere Formalitäten, die einen eingeschlossenen Brief nicht vertragen. Für den Fall, dass Sie es für räthlich halten, ein Exemplar zu überreichen, liesse sich dann nicht ein Schreiben folgenden Inhalts von Schreibers Hand hinzufügen: „Ew. Majestät haben unter der grossen Zahl Ihrer Unterthanen, welche Ihre Huld geniessen, auch mich mit einer besonderen Gnade zu bedenken geruht. Indem ich wünschte, Ew. Majestät ein Zeichen meiner tiefen Dankbarkeit zu geben, weiss ich kein anderes Mittel, als Ew. Majestät gegenwärtige kleine Schrift zu überreichen. Möchte sie der höchsten Aufmerksamkeit nicht unwürdig sein. Ew. Majestät unterthänigster etc. Venedig 26. Januar 29". Wäre nun dies geschehen, so bliebe noch übrig, diese Schrift an den russischen Hof zu bringen. Hierzu aber weiss ich weder Mittel noch Weg, obwohl ich es um der Sache selbst willen sehr wünschte. Ich verursache Ihnen freilich eine gewisse Pein —, indem ich Ihnen auch dies überlasse, sowie Herrn G. R. Ancillon und Herrn von Humboldt. Vielleicht möchten zwei Exemplare dahin gehen können. Wo nicht, so wollen wir sie doch verschenken. Eines der übrigen Exemplare auf Velin oder Seide haben Sie die Güte unter Ihre Bücher aufzunehmen. Eines wünschte ich nach Paris als den Mittelpunkt allgemeiner Litteratur gebracht zu sehen. An Goethe ist ein Exemplar durch Herrn Perthes gesandt worden, sammt einem Briefe. An unseren geistlichen Minister wird Herr Professor Ritter die nöthigen Exemplare übergeben. Gebe Gott seinen Segen zu diesem Buch, das gewiss aus reiner Theilnahme hervorgegangen ist, und lediglich aus ihr. Persönlich, die Wahrheit zu sagen, hätte ich mehr davon zu fürchten als zu hoffen, dass ich mich in diese Dinge menge. Schreiben Sie mir francamente, was Sie denken und sagen. Ich werde in wenig Tagen nach Rom abreisen, wo mich Ihr Brief durch Vermittelung der Gesandtschaft leicht treffen kann. — Sie werden nunmehr wissen, dass der arme Professor Reisig hier gestorben. Wie sehr mich dies Unglück beschäftigt und angegriffen hat, kann ich Ihnen nicht beschreiben. In der That war dieser Winter (noch ist er nicht vorüber) für Einheimische und Auswärtige gleich gefährlich. Auch auf anderer Seite ist mir der Tod nahe gekommen. Mein Vater ist kaum am Leben erhalten worden. Sie werden wissen, welcher Verlust uns in Frankfurt a. O. bedroht hat. Wird aus der russischen Sendung nichts, so wünsche ich eines von jenen Exemplaren in das Haus Savigny's gesendet zu wissen. Meine Studien gehen glücklich fort. Obwohl das Archiv noch nimmer verschlossen geblieben, nimmt doch meine Sammlung venezianischer Relationen täglich zu. Es ist hier eine Bibliothek von 900 Manuskripten zu verkaufen, über die ich an das Ministerium berichtet habe. Wenn davon die Rede ist, so würde sehr gut sein, wenn Sie und vielleicht Herr Alexander von Humboldt darauf aufmerksam machten, dass das darin befindliche Exemplar des Sanudo (L. secr. fid. etc.) eben das ist, worauf Cardinal Zurla (Viaggi etc. T. II.) so grossen Werth legt. Dem Staat muss mehr an den 900 Manuskripten liegen als an den 600 Louisdor's, die sie kosten sollen. Ich grüsse Sie Beide von ganzem Herzen, und weiss, dass Sie fortfahren werden, mir wohlzuwollen. Es ist hübsch, wenn man so sicher ist.

Ihr L. Ranke.

Rom, 28. März 1829.

Gnädige Frau!

Es ist das erste Mal, dass ich höre, dass Sie unzufrieden über mich sind. Sehe ich nun, dass die, welche mir übel wollen, mich ernstlich hassen, und dass ich auch die verletzte, welche mir wohlwollen, so bin ich nicht wenig unglücklich. — Bei meinem letzten Brief war mein Sinn, dass ich Herrn von Varnhagen und Ihnen Alles überlasse. — Ich war weit entfernt, mich dabei vornehm zu fühlen; vielmehr mit einem ganz unbedingten Vertrauen (was doch ohne Unterordnung nicht sein kann) habe ich meine Bitten Ihrem Ermessen anheimgestellt. — Glauben Sie, dass ein einziges Wort „so geht es nicht" mir ganz genug ist. Mit alledem, was Sie in meiner Sache gethan oder nicht gethan haben, thun oder nicht thun werden, bin ich vollkommen zufrieden. — Ich weiss nicht, wo Herr von Varnhagen ist, ich würde ihm sonst gewiss schreiben. Ich hoffe, seine Laufbahn beginnt aufs Neue. — Er hatte die Güte mich an Herrn v. Martens zu empfehlen. Herr von Martens schien sich viel daraus zu machen: er hat mich nicht allein in seinem Hause gut aufgenommen, sondern durch seine Verwendung bei der Regierung mir die wesentlichsten Dienste geleistet. — Herrn Kestner und die Brüder Riepenhausen, an die ich durch Ihre Vermittelung Briefe empfangen hatte, habe ich sehr freundlich und gütig gefunden. — Im Ganzen geht es mir denn in Italien wohl; ich sollte Ihnen billig ausführlich davon schreiben, aber ich muss erst ein freundliches Wort von Ihnen haben. — Indessen wird mein neues Buch in Deutschland am Ende einen der Wirkung, die ich beabsichtigte, entgegengesetzten Erfolg hervorbringen. Haben Sie denn einen Blick hineingethan? — Wenn Jedermann unzufrieden ist, fange ich an, an mir selber stark zu zweifeln.

Sind Sie gesund? Haben Sie gutes Wetter und reine Luft? Abends immer gute Gesellschaft? — Seien Ihnen heitere Tage gewährt.

L. Ranke.

Ranke an Varnhagen.

Rom, den 9. Juni 1829.

Sie haben mir, mein verehrter und theurer Freund neuerdings soviel Güte erwiesen, dass ich Ihnen, wenn es möglich ist, noch mehr verpflichtet sein muss, als zuvor. Lassen Sie mich darüber keine Worte machen. Wollte Gott, dass ich einmal in irgend etwas Ihre Stelle vertreten könnte, wie Sie die meine.

Ihre Erinnerungen sind mir nicht im mindesten unbequem. Ich sehe wohl, dass mir das Buch, das ich mit dem bestimmten Gefühle, es werde mir für meine persönlichen Verhältnisse eher hinderlich als vortheilhaft sein, geschrieben habe, deren bald in einer, bald in anderer Art gar viele zuziehen wird. Die Ihren aber sind so freundlich gesagt, als wahrscheinlich gut begründet. Ich mache an mir die Bemerkung, dass die Eigenschaften, die man übrigens hat, die uns in Haus und Stube vielleicht selbst lästig fallen, wie man sich auch anstellen mag, in litterarischen Dingen immer hervortreten. Um hier zu eigentlicher Eleganz zu gelangen, müsste ich eine Radikalkur mit mir vornehmen. Ich bilde mir zwar ein, dass ich mich ein wenig gebessert habe — und eben jetzt bin ich in guter Schule —, allein ich fühle doch, dass ich nur zu einer Unterhaltung tauge, wo man sich etwas gefallen lässt; dass ich den Anspruch nicht machen kann, mich nur einen Abend lang im Salon, mich nur bei einem eleganten Gastmahl mit Freiheit und Genugthuung zu bewegen. Wie sollte sich das nicht in dem zeigen, was ich schreibe? —

Wie sehr mich Krankheit und Genesung Ihrer Frau Gemahlin bewegt, ist unmöglich zu sagen. Welche Verluste sind in diesem schweren Winter an mir vorübergegangen. Ob ich gleich Beides in dem nämlichen Moment erfahren habe, so denke ich mir die lange Gefahr, die es auch für mich so sehr gewesen ist, redlich aus. Jetzt, hoffe ich, ist Alles vorüber. Diesem Leben wird die ihm eigenthümliche Munterkeit nie fehlen: und wie ich sie verlassen, werde ich sie wiederfinden. Glückliches Wiederfinden! Wie sehr gefalle ich mir in dem Gedanken, dass ich wieder einmal an Ihrer Glocke ziehen, eintreten und Ihres

Gespräches geniessen werde, nach solcher Peregrination! Dort, dort bin ich doch zu Hause. Aber wann?

Rom, in das ich mich zu finden Anfangs wenig Hoffnung hatte (Florenz und Venedig lagen mir zu sehr im Sinn) hält mich jetzt immerdar als einen Fremden, doch mit mannichfaltiger Bande gefesselt.

Zuerst meine eigentlichen Studien. Die Bibliotheken sind zahlreich, und in meiner Gattung der Litteratur fast alle trefflich ausgestattet. Es hat zwar seine Schwierigkeit, sie zu benutzen: jedoch, wenn man in seiner Aufführung nicht offenbare Fehler begeht, wie mir einmal, als ich den jüngeren Bibliothekar anstatt des älteren anging, und den letzteren dadurch in Zorn setzte, begegnet ist, sind diese Schwierigkeiten zu überwinden. Es geht mir sogar besser als anderswo. Der Fürst Altieri hat mir einen grossen Saal eingeräumt, dahin die Handschriften aus der Bibliothek gebracht werden, wo ich zu jeder Stunde des Tages arbeiten kann. Der Bibliothekar der Barberina hat mir und zwei anderen Deutschen, ein kleines Zimmer zu ähnlichem Gebrauch überlassen. Die Sachen sind römisch und fremd. Es ist freilich das wichtigste Ding von der Welt, den Gang des römischen Governo zu verfolgen: warum sollte man nicht unter Andern einmal nachfragen, wie dieses heutige Rom, das alle Welt zu besuchen reist, zu Stande gekommen ist? Die Stellung des Papstthums ist grossartig, auch in neuerer Zeit. Die merkwürdigsten Dinge kommen zum Vorschein und ich muss doch eben einmal einen zweiten Theil schreiben. Die fremden Monumente sind aber beinahe noch wichtiger. Über die Verhältnisse der katholischen Sache in aller Welt, womit so viel zusammenhängt, finden sich schöne und neue Aufklärungen. Die Sache der englischen Katholiken in Rücksicht der ganzen englischen Geschichte, wird man selbst in England nicht so gut studiren können wie hier, wohin man berichtete, wo die Familien der Cardinalnepoten die Monumente ihrer Regierung, als einen Schatz ihres Hauses aufbewahrten. Nicht wenig merkwürdige deutsche Sachen finden sich. Es vergeht fast keiner Tag, ohne irgend eine wichtige, alte Ideen entweder befestigende oder limitirende Auffassung. Nur ist es wahr, dass man auf zweierlei Acht haben muss, sich in der Arbeit weder zu übernehmen, noch auch zu zerstreuen. An das neue Rom stossen die Rudera des alten. Mitten hindurch, einen Baumgang entlang, unter dem Bogen des Titus weg, unter dem Coliseum hin, in einem öffentlichen Garten, und von da über den Circus Maximus zwischen Vignenzäunen weiter, führt mein täglicher Abendspaziergang. Es ist überdies ein sehr belebter Theil der Stadt. Vierhundert Arbeiter, an verschiedenen Theilen der Stadt vertheilt, sind mit Aufgrabung und Herstellung unausgesetzt beschäftigt: sie fördern das alte Pflaster zu Tage, bringen die eigentlichen, von dem ungeheuren Schutt verdeckten Basen der Denkmale zum Vorschein, um ihnen die Anschauung ihrer eigentlichen Dimensionen wiederzugeben und machen den Antiquaren oft zu schaffen. Leider ist es das kaiserliche Rom, das man wahrnimmt. Aus der Zeit der Republik ist nur ein winziger unscheinbarer Tempel übrig. Es ist leichter sich in die ganz alten Zeiten zu versetzen, wenn man auf einen der jetzt zu Vignen eingerichteten Hügel steigt, der vom Palatin etwa nach Capitolin oder Aventin hinübersieht; die Campagna, weiter hinaus war ein Land der Geister und ist ein Land der Geister.

Es ist sonderbar, wie sich das so treibt! Eben jetzt scheint es, als wollte um Albano die alte, vulkanische Natur, die diesen Boden schuf, wieder hervortreten. Der Ort ist verlassen, viele Albaner sind nach Rom gekommen, viele wohnen in Hütten um den Ort her. Ich denke noch heute dahin zu gehen, nicht gerade um auch einen Erdstoss zu fühlen, sondern um mir die Wirkung der rebellischen Natur, — das kann doch der kluge und witzige Mensch nicht verhüten, — Auge in Auge anzusehen. Die albanischen Banditen haben alle ihre Mordgewehre zu den Füssen ihrer Beichtväter gebracht, von denen einer mit einer kaum zu beschwichtigenden Wirkung den jüngsten Tag angekündigt hat. Von dem Genuss, den ich in den Sammlungen vornehmlich der antiken Kunstwerke habe, und der Rom zu dem machte, was es ist, — anderes haben auch andere, dies ist allein hier, allein durch An-

schauung des Originals zu erlangen — sage ich Ihnen nichts. Man sollte hier einen Kursus der römischen Litteratur und Geschichte machen. Es ist eine wechselseitige Erläuterung des schriftlich Überlieferten, des in Monumenten Aufbehaltenen und dessen, was noch im Leben besteht, möglich, wie wahrscheinlich an keinem anderen Ort der Welt. Ich werde darum nicht sogleich aufbrechen und zurückkommen. Von unserem Ministerium habe ich genugthuende Schreiben bekommen, auch sagt man mir Geld zu. So lebe ich in Genuss, Zufriedenheit und Hoffnung.

Ganz der Ihre

Leopold Ranke.

P. S. Ich grüsse Herrn und Frau von Arnim. Von Frau von Arnim wüsste ich gern etwas. Beiliegendes Blatt geht wohl leicht mit einem von Ihnen nach Frankfurt. — Sollte ich neues Geld von Seiner Maj. dem König bekommen, vorher aber die Überreichung des Buches (wenn ich an diese Dinge gedenke, bin ich voll Dank gegen Sie) unterblieben sein, so werde ich alsdann sicherlich ein Schreiben senden, was freilich anders eingerichtet sein müsste. — Nochmals wünsche ich Ihnen Gesundheit, Wohlergehen, gute, beschäftigte Tage. Sollte ich Etwas erträgliches zu Stande bringen, so werde ich's Ihnen senden.

Ihr

R.

Rom, 10. Oktober 1829.

Mit ausserordentlichem Vergnügen, mein theurer Freund, empfing ich Ihren Brief aus Baden, der mir schon auf dem Couvert die Hälfte Ihres Zustandes, Reise, Bad und Freundin verrieth. Sind Sie auch in Paris gewesen? Wahrhaftig, ich habe gar kein Recht und wenig Neigung, eifersüchtig zu sein: ich denke weiter nichts, als dass es mir nicht hätte schaden können, auf ein paar Tage der Vierte bei Ihnen zu sein; als solch ein Vierter lade ich mich zum Voraus auf irgend einen künftigen Sonn- oder Alltag zu einem Diner ein. Warum hat mir aber Frau von Varnhagen nicht ihre Genesung mit zwei eigenhändigen Worten vergegenwärtigt? Grüsse sie schön! —

Jede Nachricht von Ihnen verpflichtet mich, einen Anlauf zu nehmen, um Ihnen aus dem Grunde zu danken. So sorgsam und besser als ich selber vermocht hätte, nehmen Sie sich meiner Sachen an. Ich wollte, Heine wäre nur darum hier, damit ich einem Gleichgesinnten eigentlicher sagen könnte, wie ich gegen Sie gesinnt bin. Statt Heine's wird Graf Platen, der ihn so übermüthig über die Achsel angesehen und mit Schimpfereien belegt hat, im Winter hierher kommen. Platen bekämpft, was ihm vorkommt, unter Anderen auch die, mit denen er sich verbinden sollte. Poesie, „an deren Busen er ruht"[1]), hat ihn, wie mich dünkt, mit den Lippen berührt, und er weiss sich gut auszudrücken; dass er aber in dieser Liebe ganz glücklich sei, muss er ein ander Mal auch mit Erfindung und grossen Gedanken bewähren. Sonst *κενόν τό φίλαμα λέγουσιν*[2]), wenn ich mich des Theokrit recht erinnere. —

Mir meldeten Sie, dass meine Sachen in Berlin gut standen. Ob ich wohl die Hoffnungen, die Sie für meine Zukunft hegen, nicht theilen kann, sondern überzeugt bin, dass ich immer ein armer Professor mit schmächtigem Gehalt bleiben werde, übersehen und verabsäumt, so bin ich doch sehr zufrieden, dass man gut von mir denkt, da das sogar mein einziger Besitz in dieser Welt. Resignirt man sich, so kann man sogar ohne den leben. Aber Goethe. Wollten Sie ihn wohl wissen lassen, dass sich Freitags am 28. August eine kleine Gesellschaft in der Osteria Campana — wo nach einer von Wilhelm Müller stammenden Überlieferung Goethe seine römische Liebste die Stunden in den vergossenen Wein zeichnen sah, zusammenfand. Einer erzählte die Geschichte von dem, ich glaube auf Friedrichs II. ausgebrachten Toast: „Er, er lebe". Ein anderer versetzte: „Hier ist er", und brachte eine kleine Büste von Goethe, die er von Riepenhausen geborgt, aus der Tasche hervor. Wir assen und tranken

---

[1]) Aus dem 5. Akt von Platen's Romantischem Ödipus, bei Redlich, II. Thl. S. 409.
[2]) (Pseudo-) Theokrit, Id. 27. V. 23.

zur Verwunderung gut, (die Osteria ist sehr schlecht); wir lasen, Loose ziehend, aus den Elegien; nachdem wir durch ein sehr lebhaftes Zwiegespräch einer beleidigten und wieder beleidigenden Donna mit ihrem ehemaligen Liebhaber unterbrochen worden, warf man die Frage auf, welches Goethe'sche Werk einem Jeden das liebste sei. Man entschied sich für Faust und Elegien, einer für die Wahlverwandschaften; der, welcher die Frage aufgeworfen, wollte selbst nicht ganz redlich antworten; er versicherte, ihm gefalle der Komplex dieser Werke. Worüber denn viel Debatte. Die Octava haben Riepenhausens begangen. Sonst ist Goethe bei den Künstlern nicht beliebt; man sagt es mir, ich kenne fast keinen.

Ich meinerseits lebe still für und vor mich hin, sammle Manuskripte, mancherlei Mittelmässiges, weniges Auserlesene; baue oft in Gedanken die neue Welthistorie auf; hege meine kosmopolitischen Wünsche und weiss, wo ich Abends hingehe. Was will abgedachter, armer Professor denn mehr? Auch schreibe ich zuweilen etwas. Unter anderem, erschrecken Sie nicht, aber wo sonst nimmt man denn kleine gelehrte Abhandlungen auf, die keine Rezensionen sind? in den Wiener Jahrbüchern über Don Carlos und was dem mehr anhängig. Sie werden es vielleicht schon gelesen, und gerichtet haben. Ich habe einen Dukaten an Honorar verloren, um zwanzig besondere Abdrücke davon vertheilen zu können. Davon wird man Ihnen nicht nur einen, sondern sogar mehrere zustellen. Den Kronprinzen könnte man ohne besondere Veranlassung mit dergleichen wohl nicht behelligen; Herrn von Humboldt, Ancillon und andere Gönner wohl eher. Hier fehlt mir nun z. B. ein Gespräch mit Ihnen, welches mich sogleich in Stand setzen würde, darüber zu entscheiden. Eigentlich wünschte ich, dass auch der spanische Ambassador davon Notiz erhielte. Sobald ich von der Rückkehr Herrn Alexander von Humboldts wissen werde, will ich ihm unverweilt schreiben. Es ist aber alles so weit und dauert so lange. Das beste übrige Exemplar meines serbischen Buches, mein eigenes bleibt Ihnen zugesichert. Ich habe es noch nicht in Händen gehabt.

Hätte ich in Kurzem Musse und glückliche Stunden, so schriebe ich etwas Anderes, nichts Historisches, wenigstens nicht geradezu, und liesse Sie und Cotta, darüber schalten.

Künftigen Dienstag — heute haben wir Sonnabend — will ich — wie ich denke, in Begleitung des Professor Gerhard — nach Neapel. Früher haben es meine Manuskripte, welche die halbe Welt umfassen und einen guten Koffer füllen. — Sie müssen wissen, dass mir zwei Kopisten dienen, von denen der eine früh bis Abends schreibt — nicht zugelassen. Ich fürchte Gräfin Voss nicht zu finden. Sie wollte, soviel ich höre, die Abwesenheit des Königs benutzen auch wegzugehen. Ich habe von hier einige Adressen an Eccellenze und Patres Reverendi.

Doch will ich da nicht arbeiten. Ich komme vor Mitte November zurück, um die erst in den letzten Tagen angelangte Erlaubniss, eine an Nunziaturrelationen reiche Sammlung des Prinzen Corsini zu sehen, mir zu Nutze zu machen: zu Andern hat der Archivar Hoffnung gemacht. Dann stehen mir zwei florentinische Monate bevor. —

Hierauf soll ich nach Venedig kommen, und man wird mir die im Archiv enthaltenen, vor mir sonst nicht gesehenen Relationen der Ambassadori, wie ich wenigstens hoffe, einhändigen. Wenigstens ist eine günstige Entscheidung aus Wien angekommen. — Ich hege darum fast selbst den Wunsch, nicht nach Paris zu gehen. — Ich will vielmehr aus Italien unmittelbar nach Hause zurückkehren und zu einer grösseren Ausarbeitung schreiten. — Nur bedenke ich zuweilen, dass es mir nicht sehr wohlgefallen wird, mit den alten beabzugten 500 Rthlr. Haus zu halten. Si vole pazienza, sagen die Italiener. — Bis zum Dezember hin werden mich also Briefe hier treffen; und ich hoffe ihrer aus Ihrem Haus zu erhalten: mit guten Nachrichten von ihrem Wohlergehen, von fortgehenden erwünschten Zuständen und unveränderlicher Wohlgewogenheit gegen mich.

Ihr eigen

L. Ranke.

Um mich deutlich auszudrücken, bitte ich Sie von fünf Exemplaren eines selbst zu behalten, eines an Ancillon zu geben, ein anderes Herrn von Humboldt bei seiner Rückkehr:

das vierte soll für den Kronprinzen bleiben, auf den Fall, dass davon die Rede wäre, und er es wünschte: das fünfte wünschte ich nach Spanien. Sollte ich mehr senden können, so können Sie damit machen, was Ihnen beliebt.

Rom, 29. März 1830.

Es ist schon so lange her, dass ich keine Nachricht von Ihnen habe, mein theurer Freund. dass mich nach einer solchen sehr verlangt. Wenigstens hoffe ich, dass keinerlei Unwohlsein Ihre Thätigkeit gehemmt haben wird.

Seit ich Ihnen schrieb, war ich in Neapel. Glückliche Erinnerung. Es wird mir wohl zu Muth, wenn ich mir die Wohnung vergegenwärtige, mit der schönsten Aussicht über das weite Meer und nach den umgebenden Bergen. Meine Studien, die diesmal ganz dem Alterthum galten, den Gegenständen, die man sieht, gemäss, so wie dem Boden, den man betritt, der Luft, die man athmet, — es ist unmöglich, dass man dort nicht versuchen sollte, sich die Welt der Republiken, die einst in der Jugend der Menschheit an dieser Küste blühte, in der Vorstellung hervorzurufen; — die kleinen Reisen, die ich unternahm, bezogen sich darauf, und alles was man Merkwürdiges trifft, gehört schlechterdings der nämlichen Periode an — die lange versäumten alten Poeten zog ich hervor — und um mich nicht ganz von meinem Pfade zu verlieren, musste ich zurückeilen. Für mich enthielt die Bibliothek nichts von besonderem Werth. Ich war einmal ganz ein Reisender. Sollten Sie den Grafen Voss sehen, dessen gütige Aufnahme mir meinen Zustand doppelt angenehm machte, so haben Sie die Güte, ihm meine treue Erinnerung zu melden.

Seit dem November bin ich wieder in Rom, und komme ich einmal zurück, so will ich Ihnen zeigen, dass das nicht ohne grosse Vortheile gewesen ist. Meine Fortschritte sind freilich langsam; indessen sehe ich die Entwickelung der modernen Welt sich von mir ohne mein Zuthun in handgreiflichem Fortschritt zusammensetzen.

Über die Entwickelung so der Poesie, als der Kunst, bin ich den Spuren, die ich schon früher aufgefunden hatte, mit allem Eifer gefolgt. Über jene habe ich bereits einen ausführlichen Aufsatz ausgearbeitet; über diese bin ich weiter zurück. Doch Faden knüpft sich an Faden; und durch aufmerksames Anschauen thut sich mancherlei auf.

Ich besinne mich nicht, ob Sie in Ihrer Biographie, nach welchem Werke mir hier von vielen Seiten Verlangen bezeugt worden ist, einer Apologie Theodors gedenken, die als Antwort auf ein diffamatorisches Dekret von Genua in Briefform verbreitet ward. Es ist darin von Unterhandlungen, die Russland durch einen Baron, der bald Genof, bald Neowolf, bald Newof genannt wird, mit Portugal führte, die Rede. In Livorno sei er allerdings wegen eines protestirten Wechsels ins Gefängniss gesetzt worden, jedoch habe er sich nur angestellt, als habe er kein Geld, um jeden Verdacht wegen seines Projekts zu vermeiden. Einen Auszug hieraus und einige gedruckte Bücher über Korsika werde ich mitbringen.

Von ‚Fürsten und Völkern' soll eine neue Auflage gedruckt werden. Leider kann ich, da meine Papiere noch nicht vollständig und überdiess zerstreut sind, — einige auch bei Ihnen — nichts Wesentliches dafür thun. Ich bin wahrhaft missvergnügt, dass ich mich einer so schönen Gelegenheit nicht besser bedienen kann, vielleicht verschiebt es Perthes noch. Wäre denn wirklich mein Heft über Don Karlos nicht bei Ihnen angekommen? Gerold hat ausgesagt, er habe die besonderen Abdrücke schon im Oktober nach Berlin befördert. Hier hatte ich damit die besondere Genugthuung, also, dass der sächsische Agent, ein Sohn des Hofraths Platner von Leipzig, ein Mann von fünfzig Jahren, sich während einer Konversation bei Bunsens hinsetzte, das Schriftchen ergriff und nun weder auf Musik noch Gespräch hörte, bis er es durchgelesen hatte, worauf er von nichts weiterem redete, so oft ich auch versuchte, auf andere Gegenstände zu kommen. Ich bin schon mit der Wirkung auf einen Menschen zufrieden. In Deutschland wird man mich vielleicht desto schlimmer hernehmen. Wollten Sie mir nicht schreiben, ob der dritte Band der Reisebilder so über alle Begriffe entsetzlich ist, wie man mir sagt und schreibt? Auch wer die Karoline in dem Berliner Musenalmanach. Von dem Treiben dieser Litteratur hört

man über das allgemeine Tosen aus der Ferne nur einige der besondersten Stimmen sich erheben. — Frau von Arnim wäre zu benachrichtigen, dass eine Gräfin Egloffstein aus Weimar hier ist, mit deren Befinden es sich etwas bessert. Wie geht es Ihnen mit unserer Frankfurter Freundin? Eine hiesige Kunstausstellung glänzt durch französische, nicht durch deutsche Werke. Vernet hat eine Judith in dem Moment, dass sie gegen den schlafenden Holofernes das Schwerdt schwingt, gemalt, welche durch kühne, neue und lebendige Auffassung Jedermann entzückt. Ich finde, dass es den Deutschen auch an Gegenständen fehlt; sie malen nur das hundert Mal dagewesene.

Halte ich nicht heute gute Konversation, so von Einem auf's Andere überspringend? Sie verzeihen mir schon, da ich Sie doch nur eigentlich um Nachricht von Berlin, Ihnen und Ihrem Hause, d. h. Ihrer Frau Gemahlin bitten wollte. Die müssen Sie aber nach Florenz senden, unter Martens Adresse, wo möglich ohne besonderes Couvert. Von ganzem Herzen bin und bleibe ich der Ihre. L. Ranke.

Florenz, 25. Mai 1830.

Der schöne Gruss Ihres Briefes, mein theurer Freund, den ich bei meiner Ankunft eben eingetroffen fand, erfreute mich nicht wenig. Ich hoffe, dass in der Zeit zwischen seiner Absendung und meiner Antwort der Frühling Ihre Schmerzen vollends gehoben haben soll. Wenn Sie aber durch den Winter leiden, wäre es nicht einmal möglich, dass Sie ihn in Pisa oder Rom zubrächten? In Rom, wo selbst der letzte, welcher härter war, als Jemand sich erinnert, Kranken, die ich kannte, ausserordentlich geholfen hat. Man weiss dort meistentheils von jenen schneidenden Winden nichts, die alle leidenden Theile und auch die inneren heftig angreifen. Auch denke ich, dass indess die hallischen Tumulte sich ein wenig besänftigt haben werden. Sie haben entschieden Partei genommen. Ich finde nothwendig, dass eine Reibung kommen musste. Unleidlich ist es am Ende doch, dass ein Professor der Theologie Dinge behauptet, die den Grund des christlichen Glaubens aufheben, während er sich diesem selbst akkomodirt. Vielleicht ist es nur ein Mangel an Talent und Tiefe, dass er nicht weiter herausgeht, nicht kühn und im Ganzen angreift, aber was soll erst aus seinen Studenten werden? Die Religion liegt ohne Zweifel in innerer Wahrhaftigkeit. Diese Halbheit droht uns um alle Religion zu bringen, und vollends zu entmannen. Freilich ist der Fanatismus der Gegner ganz unerträglich, und ihr Anspruch, die Welt einzurichten, wenngleich sie, die Wahrheit zu sagen, doch eigentlich legitim sind, muss ihnen verleidet werden. Aber warum sollten sie nicht als Sekte bestehen können, als integrirender Theil der kirchlichen Gesellschaft, nur ohne Superiorität? — — Glücklich, wer nichts mit diesen Dingen zu schaffen hat. — Ich bin, wie Sie sehen, nach langem Zögern am Ende doch von Rom fortgegangen. Der letzte Monat war an Genuss vielleicht der reichste von allen. Der Frühling stimmt mich immer höher und verjüngt mich wieder. Wir hatten ihn in seiner ganzen Schöpfungsfülle. Aus den Gärten des Augustus in die blühenden Rosengärten zu steigen, aus dichter Wildniss, die über zerstörten Mauern gewachsen, hervorzutreten auf die Dächer der Kaiserpaläste, und dieses grosse Welttheater überschauend, zu geniessen, — die Ruinen werden uns lieb als Ruinen; sie sind ein Theil der Natur. Noch einmal übersah ich in den Sammlungen die Hervorbringungen alter und neuer Zeit. Meinen eigenen Erwerb war ich genöthigt zusammenzuzählen. Kurz vor der Trennung ist es zu natürlich, dass man noch einmal zärtlicher gegen seine Freunde wird. Ich lebte da in einer tausendmal glücklichen Beschäftigung; dann riss ich mich los und machte diesen Spaziergang nach Florenz. So wie wir zuerst die Campagna hinter uns hatten, war es ein einziger Spaziergang. Meine Lust zu wandern und die hässliche Gesellschaft, die ich leider hatte, machten, dass ich des Tags nicht viel über zwei Stunden in oder vor dem Wagen kam. Wie ist aber das Land so schön! Reizend in dem wilden Gebirge und gross in den blühenden Thälern. So mit sich allein, nicht allzu angestrengtes Wandern, wieder Ruhe; Abstecher nach den Wasserfällen und berühmtesten Kirchen, man konnte das schon aushalten. Und so kam ich hierher zurück. Florenz sah mich ganz unbe-

deutend an; ich warf mich, sobald es mir möglich war, ganz in die Studien, und bin schon mächtig mit neuen Büchern und Manuskripten umgeben. Die Gesellschaft ist mir gleichgültiger als je geworden; und ich hoffe ganz ernstlich, ein florentinisches Kapitel zu Stande zu bringen.

Ich denke nicht allzu lang bleiben zu müssen. Herr von Martens hat neue Instanzen wegen des Archivs gemacht; im besten Fall wird die Erlaubniss sehr beschränkt gegeben werden. Ich werde demnach bald nach dem 24. Juni, Anfangs Juli, denke ich, nach Venedig gehen, wo mich Schwierigkeiten erwarten, aber ich doch ein gewisses Gelingen hoffe. Alsdann komme ich bald nach Berlin zurück. An keinem andern Ort habe ich grosse Arbeiten vorzunehmen.

Gerold ist wiederholt gemahnt worden und hat behauptet, die Sachen schon im Oktober expedirt zu haben. Sollten Sie etwas davon empfangen haben, so haben Sie die Güte, nach so langer Verspätung nur die allernothwendigsten Exemplare zu vergeben. Thun Sie nehmlich nach Ihrem Gutdünken.

Platen habe ich in Rom häufig gesehen, um so mehr, da er krank wurde und meine Krankenpflegernatur dann gleich in Anspruch nahm. Er hat viel warmes Gefühl für die Form, übrigens aber entsetzt er Jedermann, wenn er den Alfieri dem Shakespeare vorzuziehen scheint. Von Deutschland hat er einen ganz falschen Begriff. Heine hat er unverantwortlich beleidigt, und das ist der einzige Punkt, über den ich mit ihm zusammengerathen bin. Er hat etwas Stilles, Leidendes, Geisterhaftes in seiner Erscheinung. Er wird nicht lange leben.

Dass ich Ihre Frau Gemahlin von Herzen grüsse, und die Gedanken mit an sie gerichtet sind, versteht sich von selbst. Ich küsse den Saum ihres Kleides. Frau von Zielinski könnte vielleicht erinnert werden, dass sie mir einen Brief schuldig ist. Wenn sie ihre Schuld hierher zu zahlen gedenkt, müsste sie's sogleich thun. Auf jeden Fall muss ich hier bleiben, bis ich Geld habe, was mir beiliegender kleiner Brief verschaffen soll, den Sie schon die Güte haben, sobald als Ihnen nur möglich ist, an Professor Heinrich Ritter zu schicken. Kommt Frau von Arnim Abends zu Ihnen, so erzählen Sie ihr etwas Gutes von mir. Leben Sie wohl. Ich bin und bleibe Ihr getreuer Leop. Ranke.

Venedig, den 9. August 1830.

Ich melde Ihnen, mein verehrter Freund, dass ich zum zweiten Mal in Venedig eingelaufen bin. Toscana habe ich nicht ohne Satisfaktion verlassen. Nicht allein bin ich in die mediceische und florentinische Geschichte ziemlich eingedrungen: ich habe auch die äussersten Schwierigkeiten, die sich mir bei Benutzung des Archivs entgegensetzten, überwunden, und mich über die Ereignisse unter Karl V. vornehmlich in Deutschland trefflich aufgeklärt. Ueberdies war hier vieles andere zu lernen. Mit ausserordentlichem Interesse habe ich die Entwickelung der florentinischen Kunst Schritt für Schritt begleitet; ich finde leider meine Fähigkeiten beschränkt, jedoch glaube ich nicht in den wesentlichsten Punkten. Wie herrlich ist Pisa! Hier habe ich wieder Ihres Winterübels gedacht. Pisa ist so mild, und ein Aufenthalt wie ein deutsches Bad. Sie sollten doch einen so guten Entschluss fassen, wie der dort einmal hinzugehen; nur nicht just dann, wenn ich wieder zurückgekommen bin. Nie werde ich den Morgen vergessen, den ich in Anschauung der wundervollen Denkmale daselbst genoss. Da ich nun gethan hatte, was zu thun war, meine Sammlung über mehrere hundert Bogen vermehrt, mit neu gekauften Büchern und Manuscripten, die mir gut zu Statten kommen sollen, eine ganze Kiste angefüllt sah — — da ging ich ruhig und getrost fort; nichts hielt mich zurück, keine Neigung, noch Freundschaft; nur gestehen muss ich, dass mir Toscana minder gefällt, als andere Theile Italiens. Es ist so civilisirt, dass rein nichts, als die Civilisation in diesen Menschen übrig geblieben ist. Ich sah die ganze Bevölkerung von Florenz am Himmelfahrtsfeste auf die Wiese vor der Stadt strömen: da war aber an kein Spiel, an keinen Tanz, an keinerlei originelles Lebenszeichen zu denken. Man ging Arm in Arm spazieren, redete nur so weiter, wie man zu Hause zu thun pflegt, und labte sich an schlechtem Weine. An dem Johannisfeste war

auf einer Arnobrücke ein Feuerwerk; die Menge drängte sich, es zu sehen; eine Unzahl von Menschen war zugegen; aber ich stand oben dort auf einer Terasse, wo das grösste Gedränge war, man hörte keinen Laut; selten sprachen ihrer zwei. Dies mag nun sonst ganz gut sein, obwohl es seltsam, dass man dabei gar nicht unterrichtet ist, und dass z. B. die meisten Frauen nicht schreiben können (haben sie einen Brief an ihre Schwägerin auszufertigen, so lassen sie den Priester kommen) allein langweilig ist es doch. Genug, mit völliger Zufriedenheit begab ich mich hinweg. Ich hatte eine herrliche Reise nach Bologna, den ganzen Hintergrund eines geräumigen Wagens hatte ich für mich okkupirt. Die schönste Gesellschaft war glücklicher Weise nicht in demselben, wo sie etwas unbequem geworden wäre, sondern in einem eigenen Wagen, und in den Gasthöfen mir zur Seite. Nichts geht über die Heiterkeit und Anmuth italienischer Nächte. Am Morgen stieg ich zu Fusse das Joch der Apenninen hinan; ich kam so viel reicher wieder, als ich vor anderthalb Jahren gegangen war, ich bat den Vater Apenninus, mich die Geschichte, die zu seinen Füssen vorgegangen, deren Denkmale er mich sammeln sehe, nun auch in aller Wahrheit schreiben zu lassen, und mir seinen Hauch nach Deutschland zu senden. Gott ist doch in jedem Orte besonders gegenwärtig. In Bologna habe ich die Bildwerke der dortigen Schule mit den Augen neu gewonnener Einsicht wieder zu betrachten gehabt, und habe da ein paar Tage zugleich genossen und gelernt. Hätte ich Geld, so könnte ich in Padua einen vortrefflichen Kauf altvenezianischer Chroniken machen, ich habe versprochen wiederzukommen. Doch ist meine Hoffnung klein. Am 4. August bin ich wieder in Venedig angelangt. Mit unaussprechlichem Genügen sah ich mich des Abends wieder auf dem Markusplatz. Er kam mir vor wie ein ungemeiner Konversationssaal, wo Musik und Gesang, behagliches Dasein, lebendige Bewegung; und uns hindert nichts, auf und ab zu gehen, und uns die Jahrhunderte zu vergegenwärtigen, denen die Denkmale angehören, die auf uns niederschauen. Das Reizende besteht in der Mannigfaltigkeit angenehmer Gefühle, die sich unser mit Einem Male bemeistern. Hier ist es mit dem Erhabenen vereinigt. Meine Unternehmung lässt sich für's erste gut an. Ich traue zwar nicht, bis ich in den Händen habe, doch hoffe ich hier, wie ich meine, mit Grund.

So spielt das Leben in leichten Wellen zu meinen Füssen; aber was ich aus Berlin höre, dringt mir ans Herz. Über die rationalistischen Bewegungen bin ich zu fragmentarisch unterrichtet, um nicht meine Meinung suspendiren zu müssen; — schändlich aber ist es, was man da von Dom Miguel schwatzt. Wenn ein anderer, so weiss ich, dass dieser Mensch von Natur schwach und feig ist: weil er schwach ist, ist er falsch, weil er feig ist, ist er grausam. Gott behüte mich vor einer Billigung seines Betragens. Ich habe gesagt, dass der Grund seiner Vergehungen elende Schwäche ist —; übrigens was seine Frage staatsrechtlich anlangt, glaube ich, dass er nicht ganz Unrecht hat. Es kommt in Hinsicht der Berechtigung Dom Pedros darauf an, ob ein Fürst auch ein Bürger seines Landes ist, ob der Kaiser von Brasilien ein Brasilianer oder nicht, — es ist dasselbe, wie ob der Herzog von Cumberland, wenn er König von Hannover sein wird, Fähigkeit zur Regentschaft von England hat. Wahr ist, dass man über diese Sache besser schweigt, weil die parteiische Welt nur ein völliges Verdammen oder eine blinde Bewunderung kennt. Über Philipp II. weiche ich keinen Schritt. Er ist ganz wie ich gesagt habe. Jeder Tag bestätigt mich mehr. — Nachdem ich den Stoff meiner hiesigen Arbeiten übersehe, hege ich die Hoffnung in etwa 3 Monaten fertig zu sein. Ich hätte schöne Zeit, noch im Dezember nach Paris zu gehen. Denken Sie aber, dass das Ministerium mir in dem ganzen Jahr keinen Pfennig ausserordentlich gegeben hat. Ich weiss nicht, ob es möglich sein wird.

Von ganzem Herzen grüsse ich und bitte Sie, keinem Zweifel an mir Raum zu geben. An Ihre Gemahlin und Gesellschaft besonders Frau von Arnim schöne Grüsse. L. R.

Der vorstehende Brief ist der letzte, den Ranke von der Reise aus an Varnhagen und dessen Gemahlin geschrieben hat.

Fünf Briefe Ernst Moritz Arndts.

Mitgetheilt von **LUISE V. BENDA.**

Die folgenden Blätter bringen nichts, was man nicht schon in andern Briefen oder in Schriften des theuren Mannes gelesen hätte, und bedürfen darum auch keines Kommentars; aber herzlich und wuchtig im unmittelbaren Ausdruck eines wohlberechtigten tiefen Grimmes sowohl als einer noch viel tieferen hoffnungsstarken Vaterlandsliebe werden sie willkommen sein. Sie ergänzen die schöne Sammlung „E. M. Arndts Briefe an eine Freundin" (Berlin 1878): denn an den Sohn dieser Charlotte v. Kathen, Karl, der auch mit seinem dem Forstfach ergebenen Bruder Ernst 1819 auf 1820 in Bonn studirt hat, sind vier Briefe gerichtet, an sie selbst der fünfte. 1838 wurde Karl v. Kathen Landrath, später Geheimer Regierungsrath in Stralsund. Er war mit Antonie v. Benda vermählt. Die Briefe des „ältesten Freundes" an die Mutter ziehen sich mit gleicher Herzlichkeit durch beinahe fünfzig Jahre; die erhaltenen an den Sohn setzen erst in der Zeit ein, da Arndt, 1840 durch Friedrich Wilhelm IV. hochherzig, aber zu spät von der akademischen Verbannung und Demagogenacht befreit, den Zickzackwegen des genialen Königs mit wachsendem Unmuth folgte, bis er selbst unter den Boten die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone erfuhr.

Bonn, den 18. des Hornungs 1844.

Lieber Karl!

.... Zuvörderst Dank, herzlichsten Dank aller der freundlichen Erinnerungen von Verläufen und Begebenheiten, hinter welchen nun bald ein Vierteljahrhundert abgerollt ist. Gott weiss am besten, warum das und jenes hat geschehen müssen, und damit hat Unsereiner bei allen Hetzereien der Zeit sich denn auch beruhigen müssen. Es sind ja unterdessen mehrere Bären und auch Hasen genug gejagt worden und eben scheint auf andere Weise eine ähnliche Jagd wieder frisch beginnen zu wollen. Gott tröst es!

Was nun meine sogenannte Wiederherstellung oder Genugthuung betrifft, so können erstens Könige verlornes Leben und Kraft nimmer wiedergeben, und mit sogenannter Genugthuung und Entschädigung ist es auch — so eine eigne Sache. Da lügen pomphafte Berichte und Zeitungen à Conto mit, und sogenannte äussere Ehren-Ordens-Bänder — was sind sie? was gelten sie noch? Ich hatte und habe meine Orden bei den Redlichen und Edlen im deutschen Volke und solchen Orden können Könige nicht geben noch schaffen. Und dabei soll es bleiben!

Dein Brief ist also über ein Jahr alt, und ich sehe, dass Du Deinen Muth in demselben in eine gewisse fröhliche Laune hinein zu spornen suchst, auch klingen einzelne Töne, als wenn der Muth wohl oft auch in einen Unmuth umschlagen wolle, und zwar in einen sogenannten Regierungsrathsunmuth. Ich muss hier wieder rufen Gott tröst es. Wir sind unterdessen vom 25. Januar 43 bis zum 18. Februar 44 ungefähr um 13 Monate älter geworden und mögten jeder in seinen verschiedenen Beziehungen wohl dreimal unterstrichnen !!! machen. Ihr da draussen wohnt doch noch mehr an den äussersten Ecken und nördlichsten Landsorten; wir hier sitzen mehr in der Mitte der grossen Weltbewegungen und der grossen und kleinen Zitterungen und Kitzelungen; denn auch der Kitzelungen hat es mehr als zuviel, und zwar diesseits und jenseits. Du verstehst mich wohl. Ich fürchte, ich fürchte, die Engen und Dummen werden endlich wieder Recht behalten, indem sie die Raupen lesen lehren, während die Heuschrecken, welche sie

nicht fangen können, mit ihrer verheerenden Pest sich auf die letzten fruchtbaren Felder niederlassen wollen. Es tobt und lärmt durch einander, es verschiebt und verfährt sich auf den Wegen, die noch fahrbar waren, kurz es scheint mehr rücklaufen zu wollen, als vorwärts laufen zu können. Im Allgemeinen, Grossen, wo die Zeit so laut helft! ruft, wird nichts gethan, und an dem Kleinen und Einzelnen arbeitet und ärgert man sich selbst höchsten Orts mit vergeblichen und eitlen Mühen ab. Und nun wie sausen die Mücken, da sie merken, dass der Löwe brüllen muss! Wie wird dies Gesumse und Genecke zunehmen! Doch wohin? fata viam invenient. Für Deutschland ist mir in letzter Auskehrung nicht bange, aber wir hofften eine milde und muthige Leitung und Fortleitung in Frieden und Ehren.

Nun Lebewohl und grüsse Dein Weibchen sehr von uns. Beiliegende Blätter gieb der Mutter.

Dein

E. M. Arndt.

Bonn, den 24. des Hornungs 1845.

Lieber Karl. Die alten Freunde thun es einem an, und da ich garnichts vollbringen kann, wenn es nicht in Einem frischen Stoss und Ruck gewagt wird, so gebe ich mir für einmal einen kleinen Ruck, um Deinen Worten, die in mehreren Rucken und Stössen ins Feld gerückt sind, eine kleine Erwiderung zu geben.

Also sage ich Dir sogleich zur Einleitung, dass Dein lieber Brief oder vielmehr Deine lieben Briefe und die Nachrichten von Eurem Leben und von der lieben Mutter mir grosse Freude gemacht haben, auch sollst Du — damit ich das Beste nicht vergesse — der lieben Überdieachselguckerin in Deinen Brief für ihre freundliche Anmuthung und Erinnerung die beste Gegenmuthung und Grüssung thun.

Was nun das Übrige betrifft, so geliebts mir in all meiner bekannten Kürze ein wenig mit Dir zu schwätzeln, wie es mir eben durch den Sinn fährt, ohne mich mit so zierlichen und gelehrten Parabeln und Gleichnissen zu schmücken, als die auf Deinem Papiere blitzen.

Du zeichnest Deinen Brief an einer Stelle „ex partibus Infidelium“. Ich fürchte, leider richtig genug. Was ich so gelegentlich von unsern Leuten der Heimath sehe und spreche oder was ich so seitwärts von ihnen und über sie höre, das macht mir fast einen solchen Eindruck. Ernstlich preussisirt seid ihr weiland Halbschweden noch nicht, und das mag nicht euer Schlechtestes seyn; aber auch deutschisirt seid ihr viel zu wenig, und das ist nicht gut. Ja was ich den öffentlichen Männern und öffentlichen Dingen so abgelauscht habe, so seid ihr da selbst noch weit hinter den Altpreussen zurück, die doch ein grösseres Recht hatten, etwas in sich verhärtet und versteint zu seyn.

In deutscher Beziehung, in Hinsicht auf ein Allgemeines, Grosses, Sehnsuchtsreiches und Hoffnungsreiches, was freilich noch nirgends wenigstens mit leiblichen Augen erblickt werden kann, ist wohl keine Küste Deutschlands so arm an grossen Pulsschlägen des Gefühls und Gedankens als das weiland bischen Schwedischpommern und Rügen und der schöne mecklenburgische Meerstreifen. Wie werden sie von den eigentlichen Preussen (im engern Sinn) und den Holsteinern und selbst von ihren Stammgenossen den Hinterpommern (vielleicht Kassubien ausgenommen) da von dem Rosenroth der Beschämung übergossen und in Schatten gestellt! Da ist von euch Herren Regierungsräthen und Edelleuten und von allen Gebildeten auch der grösseren Städte unsrer Heimath gar viel zu thun. Denn ohne Geist grösserer Gemeinsamkeit und höherer Liebe, ohne eine fliegende und brennende Adlichkeit der Gefühle und Hoffnungen, wodurch wir Deutsche allein stehen und bestehen können, kommen wir nicht weiter, und müssen uns, wenn jeder nur immer den Duft seines eignen Misthaufens riechen oder wegkehren will,

im gegenseitigen Gegeneinanderbrummen und Murren, das gar mal wieder zu Prügelei werden könnte, abmüden und abkälten. Ich kenne die Quellen dieser Erscheinung der bezeichneten baltischen Küste und seiner feinen Länder wohl. Ein böses Wasser derselben ist, was Du wenigstens nicht hast trüben helfen, dass die Regierungen und der Adel dort den Bauernstand grösstentheils zerstört haben und dass also die Masse des kleinen Volks dort nicht allein Gesinde sondern auch Gesindel ist, ohne Sitte und Vaterland: denn beides verliert nothwendig, wer nicht irgend mit festen Wurzeln im süssen Boden der Erde verwachsen ist.

Und unser König? Wir mögen ihn wohl mit dreifachem Ernst in unser Kirchen- und Hausgebet einschliessen: denn wir beten da eigennützig zu gleicher Zeit für unser eigenes Heil. Er ist in eine schwere Zeit gefallen, worin so viele, die nicht so hoch stehen, die Tramontane verlieren. Jetzt hat er sich offenbar festgefahren, oder vielmehr der Wagen ist allerdings wieder losgekommen aber scheint in der That zurücklaufen zu wollen. In einem ähnlichen Gefühle, und das ist ein sehr unangenehmes, muss er drin sitzen, und dass er dabei verdriessliche Gebärden macht, müssen wir es nicht sehr natürlich finden? Kurz, er muss empfinden, dass etwas geschehen muss, damit der zurücklaufende Wagen nicht umschlage. Ich sage: es hilft nicht, er muss sich grösserer Lebendigkeit und Öffentlichkeit des Regiments bequemen, er muss zu Reichsständen heran: wie das auch werde, sonst wird ein Verkehrtes über das andere werden. Und meine Kleinigkeit? Du stellst mich gar zu hübsch zwischen die hohen Nöthen und grossen Gedanken hinein. Ich weiss nun viel besser, als mir es jemand sagen kann, wie wenig ich etwas Ungemeines und Ausserordentliches bin: aber das weiss ich auch, dass ich allein dadurch etwas bin, dass Ein Gedanke mich funfzig Jahre regiert hat und dass ich diesem Gedanken wie ein ehrlicher Kerl immer treu geblieben bin. O wie gross und herrlich könnte unser König seyn, wenn er in voller deutscher stolzer Seele einfach empfinden könnte, welche Keime hoher Macht und Ehren in seinem Volke schlummern, ja welche geweckt waren und in feiger Furcht mit Sand und Dornen überschüttet wurden.

Doch wohin weiter? Denke dem nach.

Wir grüssen sehr, grüsse auch die herrliche Mutter.

Dein
E. M. Arndt.

Frankfurt, 19. Windmonds [November] 48.

Windmond schreib' ich. Ja, Wind über Wind, Sturm über Sturm, mein lieber Karl — und doch sollen wir fest darin stehen wie alte Bäume, für welche aber das flecti, haud frangi nicht passt. Dies zur Einleitung. Nun ein paar Worte über Deinen inhaltschweren Brief.

Alles, was Du schreibst, auch die Gründe, aus welchen Du schreibst und mahnst, ist hier erwogen, wird hier erwogen, wird weiter und enger verhandelt, ist nach Berlin und Potsdam gebracht, wird dahin gebracht. Wird es frommen? wird es einen Ausgang aus Labyrinthen bahnen, welche Narrheit, Bosheit und endlich Wahnsinn geflochten und durchflochten haben? wird nicht blutige Gewalt diesseits und jenseits über unsre Köpfe hin den Durchbruch machen? Sollte Preussen in Wildheit und Wüstheit zusammenstürzen, sollte seine Heereszucht sich lösen, dann — denke dem weiter nach.

Ich mag nichts mehr schreiben, weil ich nichts Klares zu schreiben weiss. Doch dank' ich Dir zuletzt für die Freude, die Du mir gemacht hast: denn dies Gefühl, dass es noch treue wackre Kerle giebt, ist und bleibt eine grosse Freude.

Ade! Dein E. M. Arndt.

Lieber Karl.

Ganz kurz; denn ich fahre eben Abschiedsbesuche herum und bin morge in meiner eigenen Hütte in Bonn.

Es ist jetzt nichts Wünschenswerthes dabei hieher zu kommen. Ich bi mit dem bessern Kern des Centrums, (Gagern Dahlmann Waitz u. s. w.) ungefäh 50, vor zwei Tagen aus der Versammlung geschieden, die sich mit einigen Ver rücktheiten noch wohl im rothen Sande verlaufen wird. Die Könige, die wi nur haben erhalten gewollt, haben uns durch ihre starren Tollheiten die letzte 3—4 Monate schwere und unerträgliche Arbeit gemacht. — Übrigens sollt Ih nicht glauben, dass ich an der Zeit und dem Vaterlande verzweifle, obgleich ic viele dumme und auch wilde Streiche sowohl von oben als von unten vorhersehe Es wird sich durch eine innere Nothwendigkeit alles doch zuletzt durcharbeiten

Gebe der Himmel Dir eine glückliche Hinabsteigung in das stählende un reinigende Wasser!

An Bendas Schwerins Jonas und andre Freunde viele treuste Grüsse.

Dein

Frkft 23. des Wonnemonds 49. E. M. Arndt.

Bonn den 9. des Heumonds 1849.

Süss, o süssest ist es geliebt zu werden, von Solchen geliebt zu werden al von Dir, Du lichtentsprossene und lichtdurchflossene Seele. Da muss es selbs dem vom ältesten Alter durchschossenen und erkälteten wohl wieder recht warm un die Brust werden. O nimm meinen Dank für alle Deine lieben Fragen.

Krank melden mich die Zeitungen? O die Zeitungen lügen viel, aber gan gelogen haben sie diesmal nicht. Ich bin allerdings seit 4 Wochen unbass ge wesen, wenn man vom Leibe spricht, aber, wie es scheint, doch ohne grosse Be deutung. Krank genug bin ich gewesen, und bin es noch, wenn vom Geist di Rede ist. Wer der irgend ein schwellendes deutsches Herz hat, ist da nicht kranl gewesen und muss noch heute nicht krank sein? Die letzten Monate in Frank furt und auch die wundersame Irrfahrt nach Berlin, welche ich mitmachen musste hatten mich allerdings mit dem Geiste und mit zerrissenen Hoffnungen, deren ei gutes Theil unser König vor unsern Augen zerriss, auch körperlich sehr mit genommen — und erst hier in meiner stilleren Klause fühle ich das recht. In dessen, liebstes Kind, auch nicht Einen ganzen Tag bin ich bettlägerig gewesen — und mit dem Leibe geht es wirklich in jeder Hinsicht wieder so leidlich, das ich heute früh 5 Uhr schon Kirschen gepflückt habe und heut Mittag im Rhei baden gehen will. Mit dem Geist stehts durch Gottes Gnade — denn auch ic bin ein Mensch von Gottes Gnaden — immer noch gut. Trotz allen Wirren de Tages und aller Dummheit und allem Unsinn diesseits und jenseits weiss ich i innerster Brust, dass unser grosses Vaterland nicht in das Nichts zurückfalle kann, wie langsam und fuchsig seitenspringend und rückschreitend die grosse Kaiser und Königsjagd mit dem feinen diplomatischen Jagdgeklapper und wüsten Hunde gebell des Tages auch gehen mag. Die endliche Lösung so ungeheurer Ding kann ich auf diesem kleinen Planeten freilich nicht mehr erleben.

Trost des Alters, worauf Du liebste Seele auch hinwinkst, dass es einen oft ist, als ob man mit unsichtbaren Flügeln — ich will nicht sagen, auf einen Eliaswagen mit feuerschnaubenden Himmelsrossen — hinweggehoben würde. Ic habe das Gefühl auch oft und mögte schon die stillste Stille der Abgeschiedenhei suchen, wenn die Erde, ja wenn das Vaterland und so viele andre kleinen Pflichten, die ich dem Scheine nach noch zu erfüllen habe, mich doch nicht i vielem Gewirre des kämpfevollen Lebens festhielten. Ich habe vor dem Tode noc

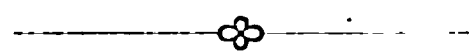
immer ein Leben gehabt; ich meine, so gut Gott der Herr es jedem Alten gestellt, wenn er in Sinnenlust nicht zu sehr ersoffen und an Goldklumpenlust nicht zu hart verwachsen ist.

Sehr freue ich mich, dass Du Dich wieder lebensfrischer fühlst. Ich bitte Dich dabei hübsch zu bleiben und alle Deine Lieben auf das herzlichste von meinem ganzen Hause zu grüssen.

Gebe Gott Dir ein fröhliches Herz und hinfort einen schönen Sommer. Hier am Rhein ist Frühling und Sommer im Ganzen schön gewesen, und das Jahr ist für Korn und Obst und selbst für Wein ein vielversprechendes.

In deutscher Treue Dein alter

E. M. Arndt.



Karl Hillebrand über das Lesen als Bildungsmittel.

Briefe, mitgetheilt von SIGMUND SCHOTT.

Ein einziges Mal, im Spätsommer 1880, erfreute ich mich eines persönlichen Zusammenseins mit Karl Hillebrand. Die kurzen Stunden, während deren ich damals mit ihm durch Frankfurt wandelte, werden mir unvergesslich bleiben. Der stattliche, lebhafte Mann, dem nichts Menschliches fremd war, stimmte voll zu dem Bilde, das sich der Leser seiner Bücher von seiner Persönlichkeit machen mochte. Er war ein reicher Mann, der auch in der gewöhnlichen Konversation keine abgegriffene Scheidemünze verwandte, sondern mit Gold um sich werfen konnte. Und ähnlich gab er sich auch in den Briefen, mit denen er mich seit jener Begegnung bis kurze Zeit vor seinem allzu frühen Tode auszeichnete. Jeder einzelne dieser Briefe giebt Zeugniss von der geistigen Höhe und der vornehmen, selbständigen Denkweise dieses echten Adelsmenschen. Gar manche Stellen darin sind allgemeinsten Interesses würdig, und ich habe mir diese Briefe schon seit lange nicht allein gegönnt. Aber der Versuchung, Stellen daraus zu veröffentlichen, musste ich widerstehen, nachdem ich einmal gehört hatte, dass Hillebrand selbst sich gegen jede Veröffentlichung aus seiner Korrespondenz geäussert habe. Zwei der Briefe scheinen mir indessen ihrer Natur nach so sehr ein allgemeines Bekanntwerden geradezu zu verlangen und in diesem Organ eine so geeignete Stätte zu finden, dass ich mich entschlossen habe, sie herauszugeben. Selbstverständlich geschieht diese Veröffentlichung mit voller Zustimmung der Wittwe Karl Hillebrands. Da überdies ein intimer Freund ihres Mannes, den sie um seine Meinung bat, ihre Ansicht theilte, sah sie keinen Grund, ihre Zustimmung für diesen besonderen Fall zu verweigern, der indessen als Ausnahme zu betrachten ist.

Die Fragen, die ich stellte, die Bemerkungen, die ich machte, ergeben sich aus dem Inhalt der Antworten Karl Hillebrands. Ich lasse dies hier wörtlich folgen, ohne an die von Hillebrand geäusserten Anschauungen weitere Bemerkungen zu knüpfen.

Florenz, März 13. 1881.
50 Lung' Arno Nuovo.

Mein sehr verehrter Herr, wohl ist das Studium der alten Sprachen vor Allem formal von Bedeutung, wie Sie sagen; nur gilt es, sich zu verständigen. Ich würde sagen: die formale Seite des klassischen Unterrichts ist die bedeutendste; aber sie wirkt nicht nur auf die formale Seite des aufnehmenden Geistes. Wie dem auch sei, Sie haben die Zeit nicht, sich noch einmal drei Jahre dieser Geisteszucht (nur der lateinischen Grammatik) zu unterwerfen; und da thun Sie freilich besser, ganz darauf zu verzichten, als es nur halb

zu thun; und drei Jahre, täglich zwei Stunden bis drei, sind nothwendig, um das versäumte Gymnasium allein im Lateinischen nachzuholen. Nehmen wir also das Gegebene als ein Gegebenes, wie ja auch vernünftige Politiker thun; und da es zu spät für Sie ist, die unschätzbar formale Seite des Studiums zu bewältigen, machen Sie sich an den Inhalt, soweit derselbe ohne philologische und philosophische Vorstudien zugänglich ist. Mein Rath wäre, in guten Übersetzungen zuerst die beiden Grundlagen des Alterthums kennen zu lernen (aber von Grund aus) i. e. Homer und Herodot. Die sind wie der Vater Oceanos, von dem Alles ausgeht. Nun handelt sich's aber nicht, sie einfach einmal durchzulesen, um sich sagen zu können, man hat sie gelesen; sondern sich mit ihnen vertraut zu machen, sie auf seinem Nachttische zu haben, und nachdem man sie von vorn bis hinten ordentlich durchgelesen, hier und da aufzuschlagen und zu ihnen zurückzukommen. In zweiter Linie würde ich Ihnen rathen, Hesiod und die Tragiker ganz zu lesen (von Euripides genügen zwei oder drei Stücke wie die Electra, der Hippolyt); den Aristophanes, den Theokrit; unter den Prosaikern Thucydides und die Memorabilien des Xenophon; vielleicht auch die drei ersten Dialoge Plato's (Eutyphron, Criton und Apologie, die nicht metaphysisch sind); endlich Lucian. — Ich glaube, das ist ganz genug; die Lyriker, Pindar und was wir von den Andern haben, ist Alles so gräulich verdeutscht (leider auch die meisten Prosaiker), dass wenig daran zu holen ist in der Übersetzung. Und dasselbe gilt in viel höherem Grade vom Lateinischen; ich kann mir sie gar nicht in der Übersetzung denken (der deutschen, wohlverstanden; denn die Romanen haben mehr Verständniss dafür als wir Germanen). Ich muss mir noch immer denken, dass Sie nach einem Jahre tüchtigen Studiums (je 3 Stunden den Tag, die Lehrstunde mit eingerechnet) im Stande sein würden, den Phaedrus und Cornelius Nepos zu lesen und dann im 2. Jahre allmählich auch Ihren Virgil und Cicero, endlich Ihren Horaz und Tacitus im 3. Jahre zu bemeistern lernen würden. Wo nicht, so sehen Sie sich auch dafür nach guten Übersetzungen um; allein ich weiss nicht, ob Sie viel Genuss und Nutzen daraus ziehen werden. Haben Sie denn Niebuhr, Drumann, Mommsen über römische Geschichte, Curtius, Grote, vor Allem aber Droysen über griechische Geschichte gelesen? Das sollten Sie doch thun. — Überhaupt würde ich Ihnen rathen von Schriftstellern des 19. Jahrhunderts nur Historiker und Kritiker zu lesen, oder aber Autobiographen (die Biographen wie Justi, Herbst, Haym et caetera rechne ich unter die Historiker und Litteraturhistoriker); sonst aber nur wirklich Gutes aus vergangenen Zeiten; und zwar kennt man kein gutes Buch der Welt nach einmaligem Lesen; und wer den Faust oder die Odyssee, oder die Divina Commedia oder den Hamlet dreimal gelesen hat, ist reicher, als wer alle Werke der deutschen, griechischen, italienischen und englischen Litteratur nur einmal gelesen hat. Noch einmal, nicht das Gelesenhaben ist das Wichtigste, sondern das Befreundetwerden, das Eindringen, Liebgewinnen eines Schriftstellers. Ich halte Sie für etwa 25 Jahre alt. Wenden Sie noch fünf Jahre an Ihre methodische Erziehung. Die unmethodische (die wichtigste) wird dann vom 30. Jahre an um so fruchtbarer und rascher sein. Im Grunde, wer hat nicht die Zeit, jede Woche einen Band zu lesen? Selbst wenn man nicht Macaulay ist (der einen bis zwei Bände täglich las), kann man demnach 50 Bände im Jahre zu seiner Erholung lesen; und liest man sie zweimal — aber à distance — so kann man wenigstens 25 lesen. Nun bitte ich Sie, giebt's denn viel mehr als 50 gute Bücher in der Welt? (ich nehme immer wissenschaftliche, historische, biographische u. s. w. aus). Wer seinen Shakespeare, Milton, Fielding, Addison, Hume, Sterne und Byron gelesen hat, weiss ganz genug von der englischen Litteratur, welche doch die reichste der Welt ist; und Sie haben später immer noch Zeit, den Nebenflüssen nachzugehen. Heute sind die Leute so historisch und indirekt geworden, dass sie ihren Shakespeare nicht mehr zu verstehen meinen ohne Webster und Turner, Beaumont und Fletcher, Marlowe und Ben Jonson, Massinger und Lily und was weiss ich. — Ist Ihnen damit gedient, so stelle ich Ihnen mal einen kleinen Katalog zusammen des Klassischen im wahren Sinne des Wortes. Nur bedenken Sie immer, das ist nur die Basis, auf der Sie

dann frei irrlichteliren müssen: denn das Irrlichteliren ist doch das allein Genussreiche und allein Fruchtbare — wenn nur der Boden gut gedüngt und gepflügt ist, auf dem man so in den Tag hinein säet.

Ihr ganz ergebener
K. Hillebrand.

Aus einem Briefe vom 16. April 1881.

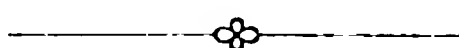
Und nun zu Ihren geistigen Angelegenheiten. Ihr Alter, Ihre bevorstehende Heirath, die grosse Verantwortlichkeit und Inanspruchnahme, welche Ihre Stellung nach sich zieht, ändern freilich die Sache total. Lassen wir also ganz die lateinische Sprache und verzichten wir ebenso absolut auf lateinische Dichter, die in der Übersetzung nicht geniessbar sind. Bleibt immer noch das gelegentliche Lesen der wichtigsten Prosaiker, sowie der bereits anempfohlenen Griechen (gebundener oder ungebundener Rede) in deutscher Übersetzung. Nur müssen Sie's nicht machen wie mit der Odyssee: nicht gleich hintereinander muss man die grossen Werke wieder lesen; sondern alle vier bis fünf Jahre. Dann gehen Einem erst neue Schönheiten auf. Nächst Ilias und Odyssee nun sind die Bücher, die man wie seine Bibel kennen muss, die göttliche Komödie (aber um's Himmelswillen nicht in der Übersetzung; besser gar nicht lesen), den Don Quichotte, den ganzen Shakespeare, die Hauptromane Fielding's, dem Montaigne und Molière, den Faust und Wilhelm Meister. Das ist sehr grosso modo; aber in Abwesenheit klassischer Bildung, halte ich die innige Vertrautheit, das Zusammenleben mit diesen Werken für die einzig mögliche Bedingung einer ächten Geschmacks-, Geistes-, Seelenbildung. Wohlverstanden, nicht, wenn man sie durchliest als ein Pensum, wie Herr Taine die ganze englische Litteratur ad hoc fleissigst durchgelesen, um sein Buch zu schreiben und am Ende doch in die englische Atmosphäre gar nicht eingedrungen war. — Neben diesem täglichen Brod giebt's dann noch so viele andere herrliche Speisen, die man aber weniger oft geniessen kann, als da sind: die klassischen Tragödien und Komödien der Griechen und Römer, ihre Historiker, die italienischen Dichter wie Ariost und Tasso oder politische Denker wie Machiavelli, was alles ja ganz kleine Bändchen sind; einige Calderonsche Dramen, einige von Racine und Corneille, dann Pascal, Labruyère, Larochefoucault, Lesage, Abbé Prevost (Manon Lescaut), Rousseaus Confessions, Voltaires Romane, weiter Chaucer, Milton, Swift, Addison, Sterne; endlich Wieland, Schiller, Kleist, Heine etc. und Ihr geliebter Lessing. Nicht genug kann ich Ihnen die Pflege des Französischen und Englischen (der guten Jahrhunderte) empfehlen. Niebuhr meint, das beste Mittel um zu lernen, gut deutsch zu schreiben, sei viel lateinisch zu lesen und schreiben; könne man das nicht, so solle man das Französische nehmen, das nie etwas Ungehöriges dulde. Und in der That sind alle guten deutschen Prosaiker von Wieland, Lessing und Goethe bis auf die Humboldt und Heine perfekt im Französischen gewesen.

Nun blieben noch die anderen Fragen, die Sie anregen und die eingehend zu beantworten eine Zeit erfordern würden, die mir nicht zu Gebote steht.

1. Was versteht ein Knabe von Homer? Wie geniesst er ihn? Gar nicht, sagen Sie und ich stimme zu. Darauf kommt's aber nicht an; woraufs ankommt ist, dass einerseits die Lektüre seinen Geist ausbildet und entwickelt, ohne dass er eine Ahnung davon hat und ihn mit tausend Vorstellungen bereichert, ihn an reinste Formen gewöhnt (wie ja ein Knabe auch den besseren oder schlechteren Dialekt der Gegend, die er bewohnt, unbewusst annimmt); andererseits darin, dass, wenn er den Homer mit 40 Jahren wieder in die Hand bekommt, er ihn lesen kann. (Ich beziehe mich für Alles dieses auf meinen Aufsatz in der „Rundschau“ vom März 1879 über Halbbildung).

2. Wohl giebt das hohe Alter den Werken des Alterthums einen höheren Werth. Fänden wir heute bei einer verschollenen Völkerschaft Asiens ein Epos, so schön, wie die Ilias, es würde für uns den Werth der Ilias nicht haben können, an der drei Jahrtausende sich erhoben, die dem Griechenthum und dem Römerthum, auf dem alle unsere Bildung doch beruht, als Basis gedient. Wohl mag zu Christi Zeiten ein Anderer eine

ebenso hohe Moral gepredigt haben, als Jesus; aber Jesus Leben hat achtzehn Jahrhunderte die ganze civilisirte Menschheit genährt, getröstet; wohl möchte auch ein anderes Volk eine Bibel haben wie das alte Testament; die Bedeutung, die für uns das erwählte Volk und sein litterarisches Nationalmonument haben, die innere Beziehung zu uns, die erst Allem höheren Werth verleiht, könnte es nicht haben. -- Die Tradition, d. h. der Zusammenhang in der Zeit, ist ja das höchste Gut der Menschheit, wodurch sie die individuelle Grenze vernichtet; sie in der Litteratur, wie im Staate läugnen wollen, ist der Anfang aller Barbarei, die Rückkehr zum Atomismus, von dem alle Kultur ausgegangen ist. — Allein auch abgesehen von diesem Zuschuss an Werth, den die Werke der Griechen durch ihr Alterthum erhalten, sind sie auch an sich, absolut, nicht relativ, durchaus unerreicht geblieben, wenn ich den einzigen Shakespeare, vielleicht noch Dante und Cervantes ausnehme. Goethe steht uns näher, weil er unserer Zeit, unserer Nation angehört. Sie wissen, wie ich ihn liebe, wie vertraut ich mit ihm bin, bis zu jedem Briefchen oder Gelegenheitsverschen, das er je geschrieben, wie ich Faust und Wilhelm Meister fast auswendig kann, aber an jene Grossen reicht er doch lange nicht heran.



Die Porträtsammlung der K. und K. Familien-Fideicommissbibliothek in Wien.

Von

JOH. JURECZEK.

Die Porträtsammlung der K. und K. Familien-Fideicommissbibliothek ist eine der grössten Sammlungen dieser Art, und da ihre eigenartige Aufstellung die Lösung vielfacher Aufgaben ermöglicht, welchen die Einrichtung anderer grosser Sammlungen nicht entsprechen kann, so muss sie auch in Hinsicht auf das Porträt die bedeutendste genannt werden.

Der Zeitpunkt ihrer Entstehung ist nicht genau festzustellen — wie bei allen Privatsammlungen, welche erst dann diesen Namen erhalten und verdienen, wenn durch oft jahrelanges Mühen eine grössere Zahl ihnen zugehöriger Objekte sich vereinigt hat. So viel steht fest, dass die Anlage der Porträtsammlung nur wenige Jahre später, als jene der Bibliothek, zu der sie gehört, begonnen hat.

Als im Jahre 1784 Erzherzog Franz, Grossherzog von Toskana, seine Vaterstadt Florenz verliess, um an der Seite seines kaiserlichen Oheims, Joseph II., in die Regierung der österreichischen Erblande eingeführt zu werden, brachte er bereits ausser jenen Werken, welche seinen Studien entsprechend und diese ergänzend angeschafft worden waren, eine bedeutende Zahl anderer Werke, hauptsächlich philologischen und kunsthistorischen Inhalts mit, sowie eine Sammlung von Kunstblättern, darunter wohl viele Porträts. Die planmässige Sorge für die Bibliothek begann jedoch erst mit dem Regierungsantritte des Erzherzogs Franz, im Jahre 1792. Wenn nun auch die naturwissenschaftliche und philosophische Richtung besonders berücksichtigt wurde, so zeigt sich doch das Bestreben, die Bibliothek zu einer in allen Fächern reichen Sammlung zu gestalten, so dass sie im Jahre 1814 bereits 40 000 Bände zählt; diese Zahl wurde in der folgenden Zeit durch reichen Ankauf, Erbschaften und Widmungen, Einverleibung der Privatbibliotheken der Erzherzogin Elisabeth, des Kaisers Ferdinand, des Kaisers Franz Joseph und des Kronprinzen Rudolph bis jetzt auf das vierfache erhöht. Mit der Porträtsammlung stand nur eine bedeutende, doch desto interessantere Erwer-

ıg in Verbindung: der 1828 aus der gräflich Fries'schen Konkursmasse erfolgte kauf der Sammlung J. C. Lavaters mit mehr als 22 000 Blättern Kupferhen und Handzeichnungen, meist Porträts, die zum grossen Theile mit eigenıdigen physiognomischen Bemerkungen dieses Sammlers in Hexametern versehen l. Kaiser Franz hatte dem damaligen Vorstande der Bibliothek, Hofrath ung, persönlich den Auftrag ertheilt, ihn auf den Zeitpunkt der Versteigerung merksam zu machen, und auf seine Initiative hin begannen dann auch die rhandlungen mit dem Generalkreditorenausschuss (Geymüller, Sina, Eskeles und rnicker) behufs direkten Ankaufs der Sammlung, welche auch um den Preis ı 2000 fl. erworben wurde. Dieses persönliche Eingreifen des Kaisers, sowie Umstand, dass sich in der Bibliothek ausser Lavaters „Physiognomischen ıgmenten" noch zahlreiche andere Werke über Physiognomik aus jener Zeit finden, berechtigen zum Glauben an die Tradition, dass die Porträtsammlung. ın nicht speziell der Vorliebe des Kaisers Franz für diese Studien, so doch · ihnen günstigen Zeitströmung ihre Entstehung mit verdanke, welche von bst auf die Anlage von Porträtsammlungen führte. Gewiss aber mag die Liebe · Kunst und die edle Absicht des Kaisers, mit Hülfe der Porträts, sowie der bensbeschreibungen der Dargestellten manches Interessante auf dem weiten lde der Menschenkenntniss für sich aufzulesen, bestimmend eingewirkt haben. › Bibliothek verwahrt jetzt noch in 150 Cahiers über 10 000 Heftchen solcher iber geschriebenen Lebensdarstellungen, welche zum Zwecke des Studiums der nals angekauften Porträts nach den Anweisungen des Kaisers mit vieler Mühe sammengestellt worden sind. Zahlreiche Aufschriften und Notizen, die von ner Hand herrühren, geben Zeugniss dafür, dass, wie der Gedanke zur Anıung der Sammlung von ihm ausgegangen war, er auch weiter ihr das höchste teresse bewahrte und alles selbst anordnete. Mit staunenswerther Energie ebte er die rasche Vervollständigung der Sammlung an. An alle „K. K. ssionen" (Gesandtschaften) erging der Auftrag, das in diesem Fache Vorfindhe ohne Beschränkung der Zahl anzukaufen. Damit vertraute Personen mussten isen unternehmen, um Porträts zu sammeln und von merkwürdigen Bildnissen nigstens Kopien zu gewinnen. Von allen Seiten langten Sendungen in Kisten . Nach dem Tode des Kaisers Franz waren noch 86 Portefeuilles mit je 10 Porträts vorhanden, welche vor 1835 meist von Reisenden abgeliefert worden ıren, und deren Aufarbeitung den Beamten noch nicht möglich gewesen war. uch die Kaiserin Karolina Augusta brachte der Sammlung grosses Interesse entgen und gewährte ihr reiche Unterstützung.

Der Grundstock der Sammlung wurde während der gewaltigsten Kriege geldet, und im Jahre 1809 ist sie schon auf 678 Portefeuilles mit 70000 Porits angewachsen. Erst dann gelangt angesichts des enormen vorliegenden Materials r heute noch massgebende Grundsatz zur Geltung, dass von nun an Porträts von irgend welcher Richtung hervorragenden Österreichern unbedingt, von Ausländern doch nur, wenn sie ein bedeutenderes historisches Interesse bieten, zu erwerben seien. ieses Anwachsen der Sammlung ergab aber auch die zwingende Nothwendigkeit, chgemässe Cataloge zu verfassen. Der Kaiser, welcher ganze Tage in der an ine Appartements stossenden Bibliothek zubrachte, hatte ein so ausgezeichnetes edächtniss, dass er von fast allen Büchern den Standort anzugeben wusste. Dies urde ihm aber bei weiteren Anschaffungen immer schwieriger, und besonders ie Porträtsammlung verlangte eine dem Zwecke entsprechendere Anordnung. s wurden also die Porträts in den Portefeuilles nach Ständen (Berufsarten) usammengelegt, und ein alphabetischer Zettelkatalog, sowie Ständekataloge angeertigt, die 1822 begonnen und deren Reinschriften 1835 beendet wurden. Die

Namen und die Vorlegblätter wurden kalligraphisch ausgeführt und den Regentenhäusern weitere Vorlegblätter mit deren künstlerisch ausgeführten Wappen beigegeben, welche der Wappenmaler Stein, einer der geschicktesten Künstler seines Faches, zu Beginn der dreissiger Jahre ausführte; per Stück wurde ihm hierfür 6—10 fl. C. M., für jedes der grösseren bis zu 20 Dukaten gezahlt.

Wie Kaiser Franz mit ganzer Seele an seiner Schöpfung hing, zeigte er in seinem am 1. März 1835 errichteten Testamente. Um ihren Bestand zu sichern, erhob er die Bibliothek mit den damit verbundenen Sammlungen zu einem Primogenitur-Fideicommisse für die männlichen Nachkommen. Zur Aktivirung dieses Fideicommisses wurde von Kaiser Ferdinand eine Kommission unter Vorsitz des Grafen Taaffe ernannt. Die Verhandlungen, insbesondere die Verfassung der nöthigen Inventare, währten bis 1849, in welchem Jahre die Ausfertigung der Fideicommiss-Urkunde erfolgte. Als Fideicommissbehörde wurde 1858 das Obersthofmarschallamt, als Curator der Erzherzog Ludwig ernannt, dem 1865 Erzherzog Leopold folgte. Nach dem Tode des Kaisers Franz ging die Bibliothek, und mit ihr die Porträtsammlung, in den Besitz des Kaisers Ferdinand über, kam dann an Erzherzog Franz Carl und nach dessen Ableben 1878 an Kaiser Franz Joseph I.

Auch nach dem Tode des Kaisers Franz wurde der weiteren Kompletirung der Porträtsammlung im Sinne ihres Stifters das regste Interesse entgegengebracht. Wenn auch die beabsichtigte Drucklegung in dem bis zum 3. Bande gediehenen Realkataloge (die erschienenen Bände enthalten die Manuscripten- und Bücher-, die Landkarten- und die Ansichten-Sammlung) wegen der Schwierigkeiten der Bearbeitung, welche zeitraubende Vorarbeiten erforderte, — hauptsächlich aber wegen der Übersiedlung der Bibliothek in neue Räumlichkeiten —, auf einen späteren, ruhigeren Zeitpunkt verschoben werden musste, so wurde doch die rastlose Bienenarbeit im Innern trotz allem fortgesetzt. Zahlreiche Erwerbungen bereicherten fortwährend die Sammlung. 1870 wurde auf Anregung des Direktors, Hofrathes Becker, in derselben Weise, wie es unter Kaiser Franz geschehen, an die auswärtigen Gesandtschaften der Auftrag ertheilt, Bildnisse für die Porträtsammlung zu acquiriren. Reich war wieder der Zufluss, trotzdem der Standpunkt ein bedeutend schwierigerer geworden war, weil der Ankauf von Doubletten vermieden werden musste. Insbesondere der damalige kaiserliche Gesandte in Spanien, Graf Ludolf, verfolgte die Sache mit warmem Interesse, das für die Sammlung um so werthvoller war, da gerade die Beschaffung von Porträts aus Spanien die grössten Schwierigkeiten bot. Dort war seit Jahren der Kupferstich sehr vernachlässigt, und selbst die vom Staate erhaltene chalcographische Anstalt hatte die früher ausgegebene Porträtfolge seit langen Jahren aufgegeben. Auch lithographische Porträts waren da schwer zu finden, umsomehr, da Madrid keinen Laden besass, der den Namen Kunsthandlung verdiente, und man die Porträts entweder in den lithographischen Anstalten selbst, oder bei den Antiquaren suchen musste, die ihren Stand meist auf offener Strasse hatten, wo die verzettelten Blätter allen Unbilden der Witterung ausgesetzt waren.

Wenn nun noch der 1888 erfolgten Erwerbung der, 2000 Porträts von Ungarn enthaltenden Göcsy'schen Sammlung, dann der so wichtigen Inventarisirung aller zum Fideicommisse gehörigen Gemälde und Miniaturporträts auf den kaiserlichen Schlössern und der Anlegung eines Katalogs über die in den Bücherwerken der Bibliothek enthaltenen Porträts vor allem andern erwähnt wird, so wird dies genügen, darzuthun, wie das Bestreben der Bibliothek stets dahin gerichtet blieb, die Porträtsammlung in ihrem Werthe zu erhalten; nirgend mehr wie hier bedeutet ja Stillstehen den Rückschritt. —

Die Porträtsammlung der k. u. k. Familien-Fideicommissbibliothek zählt jetzt

über 90 000 Porträts, welche auf gleich grosse Kartons angehängt, in 798 Portefeuilles eingelegt sind. Mit den Porträts in den Bücherwerken und in der Lavatersammlung jedoch kann sie auf 180 000 Blätter veranschlagt werden. Sie besteht aus zwei Haupttheilen, von welchem der eine die Mitglieder der regierenden Häuser, der zweite die übrigen Stände umfasst. Der erste Theil ist nach den einzelnen Häusern und in diesen genealogisch (auf Grundlage der Stammtafeln von Voigtel, Hübner u. s. w.) geordnet, und schliesst auch die geistlichen Fürsten ein. In den einzelnen Ständen, welche alphabetisch aneinander gereiht sind, liegen die Porträts des betreffenden Standes in alphabetischer Folge nach den Namen der Dargestellten. Die derzeit bestehenden „Stände" sind folgende:

Adel, abgetheilt in: Herzoge, Fürsten, Grafen, Freiherren, Edelleute. Abgeordnete, Admirale, Advokaten, Äbte, Ärzte, Hohes Alter, Apotheker, Astronomen, Aufrührer, Baumeister, Beamte, Bibliothekare, Bildhauer, Bischöfe, Botaniker, Buchdrucker und Buchhändler, Bürger, Bürgermeister, Cardinale, Chemiker, Consuln, Dichter, Domherrn, Einsiedler, Erzieher und Schulmänner, Feldherren, Frauen, Gelehrte, Gesandte, Geschichtschreiber und Geographen, Gottesgelehrte, Handelsleute, Handwerker, Heilige, Hofchargen, Irrlehrer und ihre Anhänger, Kammerherren, Klosterfrauen, Künstler und Kunstkenner, Kupferstecher und Kupferstichsammler, Maler, Mathematiker, Militärs, Mineralogen und Juweliere, Minister, Präsidenten und in gleicher Kategorie stehende Staatsbeamte, Missgestalten, Mönche, Notare, Öconomen, Pastoren, Pfarrer, Philosophen, Physiker, Prediger, Priester, Propheten, Räthe, Rathsherren, Rechtsgelehrte, Redner, Schauspieler und Ballettänzer, Secretäre, Sprachforscher, Stabsoffiziere, Statthalter und Obergespäne, Superintendenten, Sibyllen, Tonkünstler, Verbrecher, Verschiedene Porträts, Wundärzte, Zoologen mit Thierärzten und Inhabern von Menagerien.

Wenn nun auch diese Benennungen den Anforderungen der Neuzeit gegenüber manche Mängel und Lücken aufweisen, so verdient doch das System für die Zeit, welche es geschaffen, Anerkennung. Gerade in der Ständeeintheilung liegt der Vortheil, welchen die kaiserliche Porträtsammlung als solche in ihren überwältigenden Massen andern ähnlichen Sammlungen gegenüber stets bewahren wird. Die meisten Kupferstichkabinete fertigen überhaupt keine Kataloge über die in ihren Sammlungen befindlichen Porträts nach den Namen der Dargestellten an, so dass man erst den Stecher nennen muss, um ein Porträt zu finden. Eine Ausnahme machen nur die Pariser National-Bibliothek, das Münchener Kupferstichkabinet, das Germanische Museum in Nürnberg und die Hofbibliothek in Wien; doch auch hier sind kritische Porträtstudien schwierig, weil die Porträts unter dem Künstlernamen eingelegt sind. Durch das Zusammenlegen der Porträts nach dem Dargestellten werden diese Forschungen erleichtert; durch die Ständeeintheilung aber die Lösung nahezu aller andern Aufgaben, welche überhaupt das Porträt betreffen, unterstützt. Bei den meisten der letzteren, wo also nicht nach einer bestimmten Person geforscht wird, ist der „Stand" ein wichtiger Behelf, da allgemeine Aufgaben gewöhnlich mit einem solchen zu thun haben. Meist wird nach einem Regentenhause, nach Dichtern, Schauspielern u. s. w. gesucht, und beim Durchblättern der Stände ergeben sich dem Suchenden häufig ungeahnte Aufschlüsse, Porträts von Persönlichkeiten, die zu finden er gar nicht gehofft hatte. Ebenso bietet diese Eintheilung einer der wichtigsten Aufgaben einer Porträtsammlung, der „Porträtbestimmung", grosse Vortheile, da der namenlose Dargestellte in vielen Fällen Kennzeichen an sich trägt, welche auf seinen Stand hindeuten. Die kaiserliche Porträtsammlung hat in dieser Richtung schon unzählige Aufgaben gelöst.

So ist das Porträt die Domäne, welche diese Sammlung unbeschränkt be-

herrscht, die ihr alle andere Sammlungen, welche in anderer Richtung wieder Vollkommenes leisten, gerne zuerkennen, und durch welche sie nicht nur ein ergänzendes, sondern ein unersetzliches Glied in ihrer Reihe bildet.

Selbstverständlich beschränkt sich die Porträtsammlung nicht auf nur ein Porträt jeder Persönlichkeit, sondern strebt nach allen vorhandenen unter sich verschiedenen Darstellungen. So sind von Leopold I. allein 178, von Maria Theresia 110, von Ludwig XIV. 148 verschiedene Porträts vorhanden. Auch die einzelnen Stände weisen imposante Zahlen auf: die „Feldherren" zählen ca. 5000 Porträts in 47 Portefeuilles, die „Maler", dann die „Minister" je 28 Portefeuilles mit je 3000 Porträts. Eine separate Abtheilung bilden die „Gruppenbilder", die nicht nur nach ihrem Titel, sondern auch nach den darauf Dargestellten zu finden sind, von welchen oft ein anderes Porträt nicht besteht. Durch den Ankauf der obenerwähnten Göcsy'schen Sammlung, deren Katalog separat aufgestellt ist, wird auch der jenseitigen Reichshälfte eine reiche Quelle der Forschung erschlossen. Zuletzt wäre hier noch der zahlreichen Porträtwerke der Bibliothek zu gedenken.

Die Kataloge der Sammlung bestehen aus dem allgemeinen Zettelkatalog, der zum Aufsuchen nach den alphabetisch geordneten Namen der Dargestellten dient, und den gebundenen Katalogen der Stände und der regierenden Häuser (47 Folio-Bände), welche das Suchen nach Ständen ermöglichen. Ausserdem besteht noch ein Katalog über die in den Bücherwerken der Bibliothek enthaltenen Porträts und der Katalog für die Gruppenbilder.

Eine separate Abtheilung der Porträtsammlung, doch bezüglich der Porträts mit ihr einheitlich katalogisirt, bildet die Lavater-Sammlung. Ausser zahlreichen Porträtstichen enthält dieselbe viele meist noch unbekannte Aquarelle und Pastellbildnisse aus dem reichen Kreise der persönlichen Beziehungen Lavaters, zumeist aus der klassischen Litteraturepoche Deutschlands im vorigen Jahrhundert.

Es ist selbstverständlich, dass eine solche Porträtsammlung ausser ihren Katalogen auch eines entsprechend ausgedehnten Hilfsapparates bedarf. Die Hilfswerke über Kunstwissenschaft, von der Kunstgeschichte im Allgemeinen und den Künstlerlexicis bis zu den Monographien der einzelnen Künstler, sind zahlreich vertreten, insbesondere die Porträtkataloge, von welchen auch die wichtigeren Verlags-, Antiquariats- und Auktions-Kataloge berücksichtigt sind. Ein ausgebreitet angelegter ikonographischer Hilfsapparat in Zetteln ermöglicht weitere, in den Hilfsbüchern nicht auffindbare Auskünfte. In Verbindung damit steht die möglichste Vervollständigung der bezüglichen Hilfswissenschaften: Biographie, Geschichte, Genealogie, Heraldik, Kostümkunde u. s. w.

So konnte die Porträtsammlung der K. und K. Familien-Fideicommissbibliothek der Wissenschaft schon viele Dienste leisten, trotzdem ihre Schätze erst seit kurzer Zeit bekannt und zugänglich gemacht worden sind. Bei zahlreichen Ausstellungen war sie in hervorragender Weise betheiligt, in vielen Werken weisen die Reproduktionen seltener Blätter auf sie hin. Von ersteren seien angeführt: Die historischen Ausstellungen der Stadt Wien im Jahre 1873 (Porträts von Wiener Notabilitäten), — im Jahre 1882 (Porträts von Buchdruckern) — und im Jahre 1883 (Türkenbelagerung 1683); — jene in Budapest 1886 (Revindikation Ofens 1686: 54 Porträts), die historische Porträtausstellung im Künstlerhause 1880, die Kaiserin Maria Theresia-Ausstellung in Wien 1888, die internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen in Wien 1892 (über 1000 Gegenstände, darunter 789 Porträts, 90 aus der Lavatersammlung), die Ausstellung der Arbeiten des Malers Eduard Kaiser im K. K. österreichischen Museum für Kunst und Industrie 1893 (133 Porträts); ferner noch: die kulturhistorische Ausstellung

in Graz 1883, die Grillparzer-Ausstellung in Wien 1891 und die Raph. Donner-Ausstellung im Künstlerhause 1893.

Reproduktionen der ausgestellten Porträts finden sich zum Theil in den betreffenden Publikationen. Von anderen bedeutenden Werken, welche die kaiserliche Porträtsammlung benützt haben, können hier nur einige angeführt werden, für welche diese Benutzung in grösserem Maasse erfolgte; es sind dies: Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild; Dr. Krones, Galerie historischer Porträts; Dr. Seidlitz, Allgemeines historisches Porträtwerk; Könneke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur; Teuffenbach, Neues vaterländisches Ehrenbuch; Auer, die K. und K. Oberststallmeister 1562—1883; Kandelsdorfer, Auf immerwährende Zeiten.

ANZEIGEN.

Vor nun bald fünfzig Jahren.

Vor mir liegt ein umfangreiches, mit grossem Fleiss und vieler mühevoller Sorgfalt verfasstes Buch*), recht geeignet, den Männern ein Denkmal zu setzen, die vor nun fast fünfzig Jahren vergeblich bemüht gewesen sind, durch „Reden" der deutschen Nation die langersehnte und ein Vierteljahrhundert später durch „Thaten" geschaffene Einigung zu erwirken. Zwar kann ich nicht mit Wilhelm Jordan singen: „Jch bin in jenem Zuge mitgegangen," der „unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Geschütze" — wie Mollat sein Vorwort beginnt — am 18. Mai 1848, jubelnd begrüsst von zahllosem, hoffnungsfreudigem Volke in der alten Krönungsstadt Frankfurt am Main zur Pauls-Kirche gewandelt ist. Aber miterlebt habe ich diese zuerst so schöne und dann so todestraurige Zeit und zu den „Hoffnungsfreudigen" habe ich auch gehört. Mit allem Feuer meiner zweiundzwanzigjährigen Feder habe ich die Reden und Redner der Pauls-Kirche damals im „Nürnberger Kurier" begleitet, dem von dem geistvollsten aller Redakteure, die mir im Leben begegnet sind, Dr. Emanuel Feust, herausgegebenen Organ der Bayerischen Altliberalen (zu denen Gustav Lerchenfeld, Graf Hegnonberg-Dux, Freiherr von Rotenhan, Freiherr von Lindenfels und Andere gehörten). Da ist es nur billig, dass ich mit siebzigjähriger zitternder Hand nochmals der Männer gedenke, die damals für uns Deutschland bedeuteten, und jener von Mollat in seinem schon zitirten Vorworte als „die glänzendste eines nach Einheit und Freiheit ringenden geistig und sittlich hochstehenden Volkes" bezeichneten Zeit, welche die Welt je gesehen hat.

Der Verfasser Dr. Georg Mollat beschäftigt sich seit Jahren mit Herausgabe wichtiger Dokumente für geschichtliche Biographie, wenn ich so sagen darf. Er hat in seinem Lesebuch zu einer „Geschichte der deutschen Staatswissenschaften" Auszüge aus den bedeutenderen Werken der deutschen Politiker gegeben, aus welchen die Charakteristik derselben gewonnen werden kann,†) und welche eine pragmatische Quellenkunde für die Lebensarbeit dieser Männer bieten. Ausserdem hat er aus den ungedruckten Schriften dreier grosser Denker (Leibnitz, Hegel und Krause) höchst werthvolle Arbeiten, welche die Anschauungen dieser Männer über die Politik

*) Dr. Georg Mollat, Reden und Redner des ersten deutschen Parlamentes. Osterwieck-Harz, Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt 1895. gr. 8° XVI und 832 Seiten.

†) Ein gleiches Lesebuch hat Mollat auch für die Staatswissenschaft des Auslandes herausgegeben.

klar legen, zur Veröffentlichung gebracht. Diesen trefflichen Bausteinen zur näheren Kenntniss derer, die sich um die deutsche Staatentwicklung verdient gemacht haben, schliesst sich die neueste Publikation würdig an. Das vorliegende Buch zerfällt in zwei Theile; im ersten werden in zwanzig Abschnitten*) siebzehn Angelegenheiten nach kurzer, einleitender Skizzirung durch wörtlichen Abdruck der bedeutendsten Reden erörtert. Dieser Theil verdient eine ausführlichere Besprechung, als sie in diese der „Biographie“ gewidmeten Blätter passt. Hierher schlägt nur der zweite Theil ein, welcher biographische Notizen über einunddreissig Mitglieder des ersten deutschen Parlamentes bringt. Nach Angabe der Litteratur über jeden der Betreffenden, folgen die wichtigsten Daten aus dem Leben jedes Einzelnen, Auszüge aus dessen Schriften, charakteristische Aussprüche, die wichtigeren Abstimmungen und Urteile der Zeitgenossen, so dass dadurch ein prägnantes Bild des Mannes auf wenigen Seiten entwickelt wird. Es werden so (alphabetisch gereiht) behandelt: Arndt, Bassermann, Beckeroth, Berger, Beseler, Blum, Dahlmann, Döllinger, Gagern, Giskra, Grimm, Heckscher, Jahn, Janiszewski, Jordan, Lichnowsky, Löwe, Mathy, Radowitz, Riesser, Rümelin, Schmerling, Simon, Simson, Uhland, Vincke, Vogt, Waitz, Welker, Wydenbrügk und Zimmermann. Man sieht eine reiche Reihe. Persönlich habe ich von den Genannten flüchtig gekannt: Gagern, Lichnowski und Uhland; näher Bassermann, Döllinger und Mathy. Den letzteren lernte ich im Rheinlande zu Mannheim kennen,†) und zwar auf folgende Weise. Ich betrachtete eben eine kolossale, quer über die Brust laufende Narbe an einem neben mir im Schwimmkostüme stehenden Manne, als ein kleiner Junge herankam und fragte: „Vater, wo hast du denn den roten Strich her?“ Der Gefragte lachte und sagte: „Vom Rasiren mit krummen Säbeln.“ — „Aber Mathy“, fiel da ein kleiner, dicker Schwimmgenosse ein, (es war der später (1848) in Baden so bekannt gewordene Gustav Struve,) „ein so aufgeklärter Mann und hat dem Vorurtheil des Duell's nicht zu widerstehen vermocht!“ Mathy blitzte den Kleinen mit funkelnden Augen an und sagte sehr ernsthaft: „Ich werde auch heute mich nicht besinnen, mir mit eigener Faust Recht zu schaffen, wenn es sein soll.“ Als er später auf dem Karlsruher Bahnhof den Hetzer und Freischärler Fickler mit eigener Hand am Kragen packte und der Polizei übergab, wofür er bekanntlich von der demokratischen Partei in Acht und Bann gethan wurde, habe ich mich seines damaligen Wortes erinnert.

Da nun zu jener Zeit Bassermann, Mathy und die sonstigen badischen Oppositionsmänner von uns jungen Sprudelköpfen gradezu als Halbgötter angesehen wurden, und ich eigentlich nur um sie persönlich kennen zu lernen nach Mannheim gekommen war, benützte ich rasch den Moment und sagte: „Da wir sozusagen uns hier im Naturzustande befinden, wo alle Menschen gleich sind, erlaubt wohl der grosse Freiheitsmann Mathy, dass sich ihm ein eifriger Verehrer vorstellt, in der Person eines bayerischen Studenten.“ (Hier nannte ich meinen Namen.) Mathy sah mich lächelnd an, gab mir seine nasse Hand und erwiderte: „Was? ich habe in München Verehrer und sogar unter den jungen Aristokraten? Nun, das ist höchst erfreulich!“ Wir wurden bald sehr gute Freunde, aber leider gerieth dadurch die Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung in argen Schaden. Denn mein Gönner Mathy fand an einem von mir (ich zählte damals achtzehn Jahre) verfassten politischen Lustspiel in Platen's Manier so grosses Gefallen, dass er den Druck veranlasste. Das finanzielle Ergebniss war höchst betrübend; desto bedeutender mein Erfolg in Freundeskreisen, eine schöne Mannheimer Jüdin gab mir sogar dafür einen Kuss.

*) Die „Grundrechte“ sind in zwei, die „Verfassung“ ist in drei Abschnitte zerlegt.

†) Mathy hielt sich da sehr gerne auf: Gustav Freytag erzählt (S. 36, I. Aufl.), dass als derselbe von seiner Pariser Reise zurückkehrte, sein erster Gang in die Schwimmschule war.

Es war zu München im Jahre 1849, am 30. April, morgens acht Uhr, als ich eine Visiten-Karte überbracht erhielt: „Karl Mathy bittet Baron Voelderndorff ihn im Bayrischen Hofe zu besuchen.“ Sofort eilte ich in das Hotel. Mathy begrüsste mich mit den Worten: „Das hätten wir Beide damals im Schwimmbade nicht geahnt, dass ich einmal in diplomatischer Mission nach München kommen würde“. Er theilte mir nun mit, dass König Friedrich Wilhelm IV. die durch das Frankfurter Parlament ihm zugedachte deutsche Kaiserkrone abgelehnt habe, und dass er (Mathy) abgesandt sei, diese Krone nunmehr dem Könige von Bayern anzubieten. „Was meinen Sie dazu, Sie fanatischer Triasanhänger?“ Der einzige Punkt nämlich, in welchem ich der von Mathy vertretenen Politik niemals zustimmte, war die Idee der preussischen Hegemonie. Es hat des Jahres 1866 bedurft, um mich von der Richtigkeit derselben zu überzeugen. Ich schüttelte betrübt den Kopf: „Die Geschichte Bayerns ist die Geschichte der verlorenen Gelegenheiten,“ sagte ich, „man wird auch diese herrliche Gelegenheit, das Deutschland ausser Österreich und Preussen zusammenzufassen, aus der Hand geben. Ich weiss schon, dass Ihr in Frankfurt mit Eurem Anerbieten es nicht so meint, aber man könnte es so annehmen“. Da lachte Mathy herzhaft und rief: „Jawohl, wenn Friedrich der Grosse König von Bayern wäre.“ Ohne ein Anstellungsdekret zu erhalten, ward ich nun Mathy's Legationssekretär und schrieb nach seinen Angaben die Berichte an die Reichsregierung. Der (auch von Gustav Freytag erwähnte) Passus über die gleichzeitig mit ihm in Audienz empfangene Deputation Münchener Bürger machte mich so lachen, dass ich eine Zeit lang am Weiterschreiben verhindert war.*) Ausser den Bürgern war auch während der ganzen Audienz Minister von der Pfordten in Uniform anwesend, ohne ein Wort zu sprechen oder eine Miene zu verziehen, wie Mathy meinte: „Ganz Gross-Kophta“ (was aber nicht in den Bericht kam). Natürlich lehnte der König das Anerbieten rundweg ab, was auch gewiss weit richtiger gewesen ist, als eine abenteuerliche Triaspolitik zu verfolgen.

Nachdem der Bericht fertig war, sagte ich: „Nach dem Geschäft das Vergnügen; jetzt gehen wir in den Bockkeller“.†) Mathy hatte Bedenken, ob sein diplomatischer Charakter dies gestatte, aber ich beruhigte ihn mit der Versicherung: „Da sitzt der Hausknecht neben dem Minister“, und zitirte die Stelle aus Don Juan: „Hier gilt kein Stand, kein Name, es lebe die Freiheit hoch“. Dennoch blieb er am Eingang des Gartens stehen, wohin ich ihm einen Rettig nebst Salz in dem üblichen Fliesspapier überbrachte, über welche primitive Art des Servirens er sein Erstaunen nicht verbarg. Der Bock schmeckte ihm vortrefflich und er bemerkte, dass auch er die „Bockkur“ einem Karlsbader Aufenthalt vorziehen würde. Nachmittags gingen wir in's Schwaiger'sche Volks-Theater und abends in die Oper. Beim Abschiede schenkte er mir (— „Orden haben wir nicht zu vergeben“, sagte er —) zum Andenken an meine Sekretärdienste („denn hoffentlich sind sie für Ihre Karriere eine gute Vorbedeutung“) ein beglaubigtes Exemplar der deutschen Reichsverfassung, und ein kleines Dienstsiegel, welche beide

---

*) Mathy diktirte mir: „Der König empfing in meiner Gegenwart eine zahlreiche Deputation Münchener Bürger, welche sich mit grosser Energie gegen die Grundrechte aussprachen — weil durch dieselbe die Gewerbefreiheit eingeführt werde — diese wackeren Männer hatten offenbar dieselbe Aufgabe, welche Pyrrhus bei der Zusammenkunft mit C. Fabricius Liscinus seinen Elefanten zugetheilt hatte: sie sollten durch ihr Gebrüll mich in Schrecken versetzen“.

†) Freytag S. 309 meint offenbar, ich hätte Mathy in einen „Keller“ geführt. Allein damals war der Bockkeller ein hübscher, freier, mit Bäumen bepflanzter Platz am sogenannten „Platzl“, gegenüber dem Hofbräuhaus.

Gegenstände ich lange als Erinnerung aufgehoben habe, bis Freundinnen mir Beides abschmeichelten.

Von Gotha und Erfurt aus schickte mir Mathy später noch alle für die „Anhänger" bestimmten, vertraulichen Cirkulare und sonstigen Schriften. Aber ich musste ihm wahrheitsgemäss mittheilen, dass ich von meiner Triasidee nicht loskommen könne, und dies machte nach und nach unsere Beziehungen erkalten. Wir wären sogar vielleicht im Jahre 1867, wo er als badischer Minister den sofortigen Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund mit seiner bekannten Energie betrieb, in Zwistigkeiten gerathen. Leider nahm ihn der Tod hinweg, bevor er den endlichen Sieg seiner politischen Lebensidee und meine vollständige Bekehrung mitansehen konnte.

Zum Schlusse möchte ich noch den Wunsch aussprechen, dass Dr. Mollat die biographischen Notizen über die Mitglieder des Frankfurter Parlamentes noch weiter vervollständige. Es sind ja ausser den Obengenannten noch manche bedeutende Männer in jener glänzenden Versammlung gesessen, welche einer Beachtung der Nachwelt werth sind. O. Frhr. v. Voelderndorff.

Arnold E. Berger, Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung. Erster Theil. 1483—1525. (Geisteshelden, herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. 16.—17. Band.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1895. 506 S.

Dazu als Einleitung von demselben Verfasser im gleichen Verlage: **Die Kulturaufgaben der Reformation.** 1895. 300 Seiten.

Ein fesselndes, eigenartiges Bild von Luthers Persönlichkeit entrollt uns Berger in seinem Werke. Schon der Umstand, dass er der eigentlichen Lebensbeschreibung Luthers eine 300 Seiten umfassende Einleitung in einem besonderen Buche vorausschickt, zeigt, dass er seine Aufgabe durchaus selbständig erfasst. Er will Luther begreifen aus den geistigen Strömungen seiner Zeit heraus. Daher ist ihm die intime Kenntniss der Zeitanschauungen nothwendige Voraussetzung für eine tiefere Würdigung der reformatorischen That und des Charakters Luthers. In den „Kulturaufgaben" wird uns von Berger die geistige Kultur des ausgehenden Mittelalters vorgeführt. Das Buch liefert — wenn man absieht von einigen etwas gewagten Auffassungen, wie diejenigen über die Bewegung der Cluniacenser (p. 219), die Berger als eine zu ausschliesslich romanische fasst, oder über Savonarola, den er wohl kaum mit Recht als getreuen Sohn der katholischen Kirche schildert (p. 144, 157) — in seiner trefflichen Verarbeitung der bisherigen Forschungen den erfreulichen Beweis, wie rüstig die kulturgeschichtliche Forschung in den letzten Jahrzehnten vorgeschritten ist. —

In dem Vorwort zu seinem „Martin Luther in kulturhistorischer Darstellung" setzt sich Berger mit den bisherigen Richtungen der Lutherforschung auseinander. Bei aller Anerkennung, die er den kirchenhistorischen wie den historischen Forschern spendet, vermisst er doch in ihren Darstellungen zweierlei.

Die protestantische Theologie ist ihm zu sehr befangen im apologetischen und polemischen Gesichtskreise. In dem Bemühen, der religiösen Originalität Luthers ja nicht den geringsten Abbruch zu thun, sucht sie „diese Originalität von der Kultur ihres Zeitpunktes so viel als möglich zu isoliren". Damit aber wird die theologische Forschung den Zeitproblemen nicht genügend gerecht. Fast ängstlich sucht sie die Beeinflussungen der zeitgenössischen Geistesströmungen auf Luther abzuschwächen, und wo sie auf die mittelalterliche Religiosität eingeht, fasst sie dieselbe nur als die negative Vorbereitung der Reformation. Und doch

„wie soll die Grösse eines Mannes anders verständlich gemacht werden, als indem man ihm ein Objekt gegenüberstellt, an dem er gemessen werden kann: die Zustände und Probleme seines Zeitalters, wiefern er sie begreift, mit ihnen ringt, für ihre Lösung arbeitet und die Bahnen der Zukunft vorzeichnet!"

Die Historiker wiederum betonen Berger zu ausschliesslich — ein Vorwurf, der in diesem Umfange freilich wohl kaum völlig zutrifft — das Werk Luthers und vernachlässigen zu sehr seine Persönlichkeit: sie anticipiren zu sehr das Resultat seiner religiösen Entwicklung, ohne sie in ihre einzelnen Stufen psychologisch zu zergliedern.

Berger will aus der „Wechselwirkung von Individual- und Massenvorgängen" den durch Luther gebrachten geistigen Fortschritt begreifen. Schon die ausserordentlich glücklich gewählte Überschrift für den gesammten die Jahre 1483 bis 1525 behandelnden ersten Band seiner Lutherbiographie deutet diese Auffassung an: „Martin Luther als religiöser Mittler". Damit ist der Gesichtswinkel bezeichnet, unter dem er die reformatorische That Luthers betrachtet. In drei Stufen vollzieht sich die Mittlerschaft Luthers, die naturgemäss die Disposition des Ganzen in drei Kapitel bestimmen: Luthers Erwählung zur Mittlerschaft (1483 bis 1505), Luthers Erwerbung der Mittlerschaft (1505—1517), Luthers Bewährung der Mittlerschaft (1517—1525).

Zielbewusst krystallisirt Berger um diese Punkte das Detail: er verschmäht grundsätzlich alles Anekdotenhafte oder gewährt ihm doch nur Raum, sofern es zu Luthers Mittlerschaft in innerer Beziehung steht. Dadurch wird die Darstellung einheitlich geschlossen, logisch gegliedert, und der Gesammteindruck des Buches ist, dass man einer durchaus originalen Auffassung des schon so oft zum Gegenstande biographischer Forschung gemachten Martin Luther gegenübersteht. Hierin ruht der Werth des Bergerschen Buches — weniger in neuen thatsächlichen Ergebnissen der Forschung, die, wennschon durch mannigfache Lesefrüchte aus Luthers Werken im einzelnen erweitert, sich wesentlich auf die bisherige Litteratur, namentlich auf Köstlins und Koldes umfassende Lutherstudien, stützt.

Übrigens verfügt Berger über ein bedeutendes Darstellungsvermögen. Auch wo seine Perioden in störende Länge auszuarten scheinen (vergl. z. B. p. 353/354), versöhnt mit ihnen der Eindruck, den man erhält, dass der Wortreichthum nur das Korrelat zu einer entsprechenden Gedankenfülle ist. Freilich würde die häufigere Anwendung von Absätzen (so z. B. p. 92 Z. 3, p. 125, 133, 315, 482/483) oft das Verständniss erleichtern.

Als besonders gelungen möchte ich bezeichnen den Abschnitt „Der Aufgang der neuen Weltanschauung" (p. 123—150). Wer wollte Berger nicht beistimmen, wenn er sich hier gegen die „armselige Formulirung" von Luthers Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben als des „materialen Prinzips" der Reformation wendet? Die Rechtfertigungslehre — alsbald der beherrschende Mittelpunkt der Lutherischen Theologie — ist im Sinne Luthers nichts weniger, als ein Dogma, sie ist ein höchst persönliches Erlebniss.

Beachtenswerth sind ferner die Ausführungen über Luthers Stellung zur Prädestination (p. 356/357), die Schilderung des Verhältnisses Luthers zur nationalen Opposition gegen Rom, sein Konflikt mit den Schwarmgeistern. Das Schwarmgeisterthum fasst Berger nicht als eine Entartung der Lutherischen Glaubenslehre, sondern als eine Reaktion gegen dieselbe auf. Nicht die missverstandene Lutherische Freiheit des Christenmenschen, sondern die christlich-sozialen Strömungen des ausgehenden Mittelalters, für die das alttestamentliche Gesetz, nicht der Glaube das Wesentliche ist, sind der geistige Nährboden des Schwarmgeisterthums. H. Barge.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. VI. Band. **Michael Bakunins** sozialpolitischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen und Ogarjow. Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Prof. Mich. Dragomanow. Autor. Übersetzung aus dem Russischen von Prof. Dr. B. Minzes. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1895.

Michael Bakunin ist, wie Dragomanow bemerkt, der Ahnherr jener Russen, die in den politischen Prozessen der siebziger und achtziger Jahre auf die Frage, womit sie sich beschäftigten, antworteten: „mit Revolution". Wenn wir von seinen Jünglingsjahren absehen, wo er sich schriftstellerisch beschäftigte — übrigens so konservativ war, dass er Hegels „Alles Bestehende ist vernünftig" auch auf das Russland Nikolaus' I. anwendete — wenn wir von dieser Zeit absehen, so können wir sagen: er hat sein Leben lang nichts gethan als agitirt und konspirirt. In der ganzen Zeit von 1840 bis 1847, wo er doch in voller Jugendkraft war, — er war 1814 geboren worden — hat er nichts gethan als fünf Zeitungsartikel geschrieben. In solchen Nichtsthuern, wie er selber war, sah er aber die Zukunft und das Heil der Welt: nicht auf die Arbeiter von Beruf rechnete er in erster Linie bei der bevorstehenden grossen Umgestaltung aller Dinge, diesen stand er ziemlich ferne, sondern auf das Lumpenproletariat, auf das die Marx und Engels mit Verachtung herabblickten. Darum hielt er auch so viel auf die italienische und spanische Jugend, diese „jeunesse ardente, énergique, tout à fait déplacée, sans carrière, sans issue". Unter Deklassirten bewegt er sich fast ausschliesslich. Sein Briefwechsel führt uns in eine Gesellschaft, die uns nicht selten an den Kreis von jungen Leuten erinnert, den Dostojewski in seinem „Idioten" schildert: es ist alles so ganz unmännlich, ganz unkräftig, charakterlos, molluskenhaft, bisweilen zum Lachen, bisweilen zum Ekeln. Bakunin selbst: was ist das für ein Mann, der einen andern — Katkow — zum Duell herausfordert und dann diesem Duell auf jede Weise zu entgehen sucht!

Indess darin thut man Bakunin häufig Unrecht, dass man ihn für den moralischen Urheber der anarchistischen Attentate ansieht, als deren letztes Opfer Präsident Carnot fiel. Es finden sich zwar in seinen Briefen und Schriften Gedanken einer „Pandestruktion" der staatlichen Formen, er hat viel über die Bedeutung von Dolch und Gift in den Revolutionen geredet und 1871 den Kommunards gerathen, halb Paris zu zerstören, ja, einmal scheint er selbst den Plan zu billigen, sich durch gemeinen Diebstahl die Mittel zur Revolution zu schaffen, aber das Ideal Bakunins war nicht das Attentat, sondern der Gemeindeaufstand. Der Putsch von Benevent im Jahre 1877, der ganz nach Bakunins Rezept ausgeführt worden ist, zeigt dies: die Revolutionsmacher proklamirten Abschaffung der Steuer und des Privateigenthums und verbrannten alle offiziellen Dokumente. Besonders auf die Zerstörung der Dokumente legte Bakunin grosses Gewicht: „Man hätte die Amtsgebäude zuerst in Brand stecken sollen," bemerkte er, als er 1873 von dem Aufstand in Barcelona vernahm. Dass die Sache der allgemeinen Umwälzung gefördert werden könne, wenn man Bomben in Wirthshäuser oder Theater werfe, hat Bakunin nie gemeint oder gelehrt.

Immerhin bereitet es uns eine grosse Genugthuung, dass Bakunin am Abend seines Lebens hoffnungslos in die nächste Zukunft blickte: er sah ein, dass die grosse Umwälzung doch nicht so gar nahe bevorstehe. „Der Bismarckianismus, d. h. der Militarismus, die Polizeiwirthschaft und die Finanzmonopole," schrieb er 1874, zwei Jahre vor seinem Tode, „vereinigt in ein System, das den Namen des neuen Staatsthums trägt, siegen allüberall. Vielleicht werden zehn oder fünfzehn Jahre vergehen, in welchen diese mächtige und wissenschaftliche (!?) Verleugnung der ganzen Menschheit (!) siegreich sein wird."

Dragomanow hat in der Einleitung zu der vorliegenden Briefausgabe alle biographischen Daten über Bakunin gesammelt und zugleich auch, so gut es möglich war, eine Darstellung der politischen Lehre Bakunins gegeben. Die Übersetzung könnte immer noch besser sein. Es ist freilich sehr schwer, aus dem Russischen gut zu übersetzen. Aber so saloppe Wendungen, wie „das Bestreben, jede Kleinigkeit im Leben seiner Freunde zur Theorie zu

erheben" (anstatt „aus jeder Kleinigkeit eine Theorie abzuleiten") könnten doch vermieden werden.

E. Guglia.

August Oncken, François Quesnay. (Sonderabdruck aus Frankensteins Vierteljahrsschrift für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften. 1895. Leipzig. I. Theil. 95 SS.)

Es ist vielleicht ein unbeabsichtigter Erfolg der Historischen Schule, dass man dem rein Biographischen in der politischen Oekonomie grössere Aufmerksamkeit schenkt als vor dem Auftreten von Schmollers Historismus. Der Erfolg ist unbeabsichtigt, denn die Biographik lag keineswegs im Prinzip der historischen Richtung. In den letzten zehn Jahren erschien eine Reihe mehr oder weniger umfangreicher Monographien, die sich mit den Persönlichkeiten der politischen Oekonomie, mit dem Leben ihrer Theoretiker beschäftigten — ich erwähne nur die Werke von Delatour und Haldane über Smith, das Buch von Schelle über Dupont, Knies' Buch über Karl Friedrich von Baden, brieflichen Verkehr mit Mirabeau und Dupont. Besonders für die Physiokraten — ihre Theorien wie ihre Lebensumstände — äussert sich in neuester Zeit ein starkes Interesse. 1888 veröffentlicht A. Oncken die erste Gesammtausgabe der Schriften Quesnays, gegenwärtig publizirt er eine Biographie Quesnays in der Frankensteinschen Zeitschrift für Litteratur und Geschichte der Staatswissenschaften, deren erster Theil das Leben Quesnays bis zu seinem Auftreten als ökonomischer Schriftsteller enthält. — Über das Leben Quesnays waren die Quellen bisher nur sehr dürftig. Die Legende hat hier mit einer bei einem Theoretiker der Nationalökonomie erstaunlichen Kraft gewirkt. Aber die Schüler Quesnays, die Ekonomisten nannte man sie im 18. Jahrhundert, feierten des Meisters „Tableau économique" als eine der grössten Entdeckungen, ihn selbst verehrten sie wie einen Propheten. — Oncken fand so keine leichte Arbeit vor, als er an die kritische Prüfung der Quellen ging. Aber man muss sagen, der Verfasser der Biographie hat diesen schwierigen Theil seiner Aufgabe glänzend gelöst. Die Untersuchungen, die Oncken an den Stätten von Quesnays Leben und Wirken vornahm, stellen die Thatsachen aus Quesnays Leben wohl ein für alle mal fest. Und auch dort, wo Oncken auf Vermuthungen angewiesen ist, sind diese so scharfsinnig und treffend, so sehr unter Berücksichtigung der maassgebenden Umstände angestellt, dass sie vielleicht nur um ein Unmessbares von der Wahrheit abweichen, in den meisten Fällen dieselbe treffen dürften. — Eine der schwierigsten Aufgaben der Biographik ist die Einordnung der Schöpfungen in das Leben des Schöpfers. Diese Aufgabe komplizirt sich noch, wenn die Schöpfungen solche eines Gelehrten sind. In Quesnays Leben sehen wir, wie sich aus den Erlebnissen der Jugend, aus Eindrücken, Thätigkeiten, die eigenthümlichen Gedanken gestalten, wie zu diesen Lebensresultaten des eigenen Denkens das Denken, die Werke anderer hinzutreten. Und wir sind nicht überrascht, wenn wir dann das Buch Quesnays vor uns sehen, wir empfinden es als etwas Zufälliges, dass ein Buch daraus geworden ist: der abstrakte Inhalt des Buches ist in der Erzählung des Lebens seines Verfassers konkret geworden, es lebt vor uns als ein Stück, als ein Niederschlag des ganzen Lebens. Diese Methode der Biographik übt Oncken. Und er übt sie so fein, dass unser ganzes Interesse gepackt wird, und dies einzig durch die wirklich lebendige Darstellung, durch dieses Auflösen der starren, festen Bestandtheile, der Werke, in flüssiges Leben. Das Leben Quesnays ist sehr arm an verblüffenden Effekten, wie sie die „packende" Biographik liebt. Denn dort, wo die äusseren Lebensumstände des Biographirten reich an solchen Effekten sind, werden wir oft vom Biographen getäuscht, indem wir das Lebendige in seine Darstellung verlegen, wo es doch nur im Leben des Helden selbst so mächtig lebendig ist. Quesnays Leben aber ist einfach, bescheiden, fast schüchtern, nichts ist in ihm, das uns stark erschüttert oder heftig aufregt — „Gelehrtenleben" könnte man es mit dem oberflächlichen Worte der üblichen Phraseologie nennen. Dass man Onckens Biographie mit so starkem Interesse liest, muss man daher der vorzüglichen Art zuschreiben, mit der

er ein Leben vor uns leben lässt. Gleicht der noch ausstehende Schluss diesem ersten Theil, dann haben wir Oncken nicht nur die erste Biographie François Quesnays zu verdanken, sondern auch die Musterbiographie eines Gelehrtenlebens. Franz Blei.

Albert Schäffles „Cotta".*)

Nach Wilhelm Vollmers Musterausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Cotta war für den Biographen Cottas nach der Seite seiner Beziehungen zu Schiller und Goethe kaum mehr zu thun übrig geblieben, als das bei Vollmer für sich selbst sprechende Material zu anziehender Darstellung zu verarbeiten. Eine volle Würdigung der politischen und staatswirthschaftlichen Verdienste und Bestrebungen des vielseitigen Buchhändlers dagegen konnte sich nur auf umfassenden neuen Forschungen aufbauen, die das in den Grundzügen von Reyscher in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" richtig entworfene Bild nicht unwesentlich vertiefen und erweitern mussten. Albert Schäffle war für diese Aufgabe der berufene Mann und ist ihr in überzeugender Weise gerecht geworden. Mit grosser Hingebung und Sorgfalt hat er ein ausserordentlich reiches, oft vielfach zerstreutes und sprödes litterarisches und Akten-Material durchgearbeitet und dabei werthvolle neue Einblicke, vor Allem aber eine vorher nicht erreichte Vollständigkeit des Lebensbildes gewonnen, die seiner Biographie durch die Bewältigung des Stoffes ebensowohl wie durch den Gegenstand volles Anrecht auf einen Platz in der Sammlung „Geisteshelden (Führende Geister)" erwirbt.

Nach einer kurzen Gesammtcharakteristik und einem übersichtlichen Lebensabriss des merkwürdigen Mannes geht Schäffle zur Besprechung der verschiedenen Hauptleistungen Cottas im einzelnen über und stellt da füglich sein Wirken als Verleger und Freund der grossen Dichter voran. In dem Bewusstsein, hier kaum etwas Neues, Eigenes geben zu können, begnügt sich der Biograph dabei mit knappen Umrissen, die das gesammte Verhalten Cottas auf diesem Gebiete klar und treffend charakterisiren; nur das Verhältniss zu Schiller und Goethe stellt er mit liebevoller Bewunderung etwas eingehender dar, doch würde gewiss eine genauere Untersuchung des Verlagsbetriebes noch manche interessante Beziehung aufdecken können, die jetzt nur gestreift wurde, und noch eindringlicher die überragende Bedeutung Cottas als Geschäftsmann aufzeigen, der mit jeder Vergrösserung der Aufgaben wächst und in jedem Erfolg nur den Sporn zu neuen grossartigeren Unternehmungen sieht. Ein interessantes Gegenstück zu ihm ist da Göschen, der in den ersten Jahren seines jungen Geschäftes mit grosser Tüchtigkeit und Rührigkeit sich emporarbeitete, dann aber den kräftigen Unternehmungsgeist verlor und sich dem verhängnissvollen Grundsatze zuwandte, nicht mehr wie vorher selbst die tüchtigsten Schriftsteller aufzusuchen, sondern ihre Anerbietungen abzuwarten, während Cotta seine Spannkraft des Geistes sich bis ins hohe Alter bewahrte und sich durch umsichtige Initiative nicht blos den umfassendsten, sondern vor allem den geistig bedeutendsten Verlag in Deutschland zu sichern wusste. Göschen hätte auch nie ein Unternehmen wie die „Allgemeine Zeitung" gründen können, deren Geburt und Jugend Schäffle im dritten Abschnitt seines Buches darstellt. Denn hier ist Cotta nicht blos der Verleger, sondern „der geistige Schöpfer und Tonangeber"; ihm ist es zu danken, dass in der „Allgemeinen Zeitung" nicht ein neues auf Geldgewinn berechnetes und darum dem Geschmack der grossen Masse folgendes Blatt erstand, sondern eine vornehme allgemeine Europäische Staatenzeitung von grossem Zuschnitt, für Politik und Kultur jeden Inhalts, für Fortschritt und Freiheit im besten Sinne, von grossen Gesichtspunkten, von festem Charakter und maassvoller Form. Er war weitblickend genug, den ideellen Vortheil und die ausserordentliche Macht über die öffentliche Meinung, die ihm dieses Blatt verschaffte, höher anzuschlagen als die materiellen Opfer, die er dafür zu bringen, und die böswilligen Chikanen, die er dafür zu erdulden hatte. Und so hat er sein „Schoosskind" durch alle Fährlichkeiten

* Geisteshelden (Führende Geister). 18. Band. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Verfolgungen mit Ausdauer, Muth und Geschick hindurchgeleitet und dadurch sich für
ie übrige Wirksamkeit, namentlich die politische, eine Stütze bewahrt, die seinen Einfluss
entlich mit begründet hat. Schäffle hat in den folgenden Kapiteln immer wieder Anlass,
auf hinzuweisen, zunächst bei der Besprechung des Verfassungspolitikers. Es ist ein
ines Ergebnis der unermüdlichen Forschungen Schäffles, dass er nun im einzelnen akten-
sig die hohe Bedeutung in helles Licht stellen konnte, die Cotta als Volksvertreter von
5—1831 zukam. Er erscheint jetzt als einer der Begründer der württembergischen Ver-
ung, und zwar als der staatsmännisch weitest blickende der damaligen Kämpfer. Denn
en geschickten, eine Versöhnung anbahnenden Vorschlägen ist es zuzuschreiben, dass
nig Friedrich nach langem Widerstreben endlich die altwürttembergische Verfassung als
ndlage des neu zu schaffenden Verfassungsvertrags anerkannte, und von diesem Augen-
ke an hat Cotta, der doch selbst den König als persönlichen Feind hatte kennen lernen
sen, „unter Einsetzung seiner hohen Popularität und selbst seiner persönlichen Sicherheit
en die fortan faktiöse und reaktionäre Fortsetzung der Opposition, aber genau für jene
ung gestritten, welche „schliesslich unter dem Drucke drohender auswärtiger Einmischung
dieser selben Opposition ohne weiteres Murren rasch angenommen worden ist".

Das Bedeutendste, was Cotta in der grossen Politik gewirkt hat, gehört der Gründung
Zollvereins an. Dass er dabei aber nicht blos der Beauftragte von Bayern und von
rttemberg war, sondern vielmehr wesentlich mit die lebendige Triebkraft bildete, das
steht Schäffle nicht nur durch seine aktenmässige Darstellung des Verlaufs der Verhand-
gen klar zu stellen, sondern belegt es auch mit den ausdrücklichen Zeugnissen der preussischen
terhändler, namentlich des Finanzministers von Motz. Für eine Mission, die in erster Linie
wirthschaftlichen Wohlfahrt und Einigung Deutschlands diente, war Cotta eben der
ignete Mann, wie er durch seine unermüdliche Thätigkeit zur Hebung der verschiedensten
eige des wirthschaftlichen Lebens bewiesen hatte.

So schildert Schäffle Cottas politisch-volkswirthschaftliche Thätigkeit nach ihrer sach-
en Bedeutung, betont aber dabei immer in erster Linie die Persönlichkeit seines Helden,
cher „der echte Sohn der Frühepoche des Liberalismus war, einer der hervorragendsten
besten Typen des letzteren zu einer Zeit, als das thatsächliche Bekenntniss zum wahren
Sinn noch persönliche und sachliche Opfer aller Art kostete". Man kann es dem Bio-
phen nicht verübeln, dass bei seiner eingehenden Versenkung in seinen Gegenstand seine
rift den Ton eines Panegyrikus gewann, der noch dazu bei ihrer ursprünglichen Bestimmung,
100jährige Gedächtniss von Cottas Übernahme der Buchhandlung in der „Allgemeinen
tung" zu feiern, wohl am Platze war, bei der jetzigen Buchausgabe aber vielleicht besser
as gemässigt worden wäre. Man empfindet im Stil manchmal noch ziemlich deutlich
en Ursprung, wie ja auch die Zusätze und Veränderungen gegenüber dem ersten Druck
Z. Dez. 1887—Jan. 1888) nur geringfügig sind. Ein weiterer Wunsch wäre eine etwas
gehendere Untersuchung der Verlagsbeziehungen Cottas ausser zu Schiller und Goethe;
würde sich dabei gewiss noch manches Charakteristische und Interessante ergeben. jeden-
s aber eine Unsicherheit verschwinden, wie sie sich in dem bedenklichen Fragezeichen bei
n „kritischen Orakel zu Weissenfels" (S. 181) verräth. Natürlich ist hier Müllner gemeint,
damals Cottas Litteraturblatt redigirte. Jedenfalls aber hat Schäffle das Verdienst, die
her nicht genügend gewürdigten Seiten von Cottas Wirken in eindringender, lichtvoller
eise klar gestellt und ein Gesammtbild seiner Persönlichkeit gegeben zu haben, das den
ssen Buchhändler überzeugend als einen der führenden Geister seiner Zeit erweist.

Erich Petzet.

Die Todten des ersten Halbjahrs 1895.

Verzeichnet von MAX LAUE.

I. Fürstlichkeiten und hoher Adel.

(Günther Friedrich) Woldemar, Fürst zu **Lippe,** * 18. April 1824 zu Detmold, † 20. März zu Detmold.

Ismaîl Pascha, Exchedive von **Ägypten,** * 31. Dez. 1830 zu Kairo, † 2. März zu Konstantinopel.

Abu Baker, Sultan von **Johore** in Indien, * 1836, † 5. Juni in London.

Maha Wajirunhis, Kronprinz v. **Siam,** * 27. Juni 1878, † 4. Jan. zu Bangkok.

K. K. Feldmarschall **Albrecht** (Friedrich Rudolf Dominik), Erzherzog v. **Österreich,** * 3. Aug. 1817 zu Wien, † 18. Febr. in Arco.

Alexis Michailowitsch, Grossfürst v. **Russland,** * 28. Dez. 1875 zu Tiflis, † 2. März in San Remo.

Prinz Wolfgang Maria Leopold v. **Baiern,** * 2. Juli 1879 zu Amsee, † 31. Jan. in München.

Franz Albrecht Erbprinz v. **Oettingen**-Oettingen, * 2. Sept. 1879, † 9. Mai in München.

Richard Fürst v. **Metternich**-Winneburg, * 7. Jan. 1829 zu Wien, † 28. Febr. das.

Wilhelm Albrecht, Fürst v. **Montenuovo,** * 9. Aug. 1821 zu Salagrande, † 7. April in Wien.

Stana **Petrowitsch,** die Mutter des Fürsten Nikolaus v. Montenegro, * zu Baice, † 11. Febr. in Venedig.

Eulalia Egidie, Prinzessin v. **Löwenstein**-Wertheim-Rosenberg, * 31. Aug. 1820 zu Kleinheubach, † Ende Febr. das.

Fürstin Hedwige de **Ligne,** * 29. Juni 1815, † 14. Febr. zu Paris.

Julie Fürstin zu **Liechtenstein,** geb. Gräfin Potocka, * 5. Dez. 1818, † 21. Mai in Wien.

Wilhelmine Marie Elisabeth, Prinzessin v. **Montléart**-Sachsen-Kurland, * 1829, † 25. März in Wien.

II. Staatsmänner.

Dr. Heinrich v. **Friedberg,** f. preuss. Justizminister, * 27. Jan. 1813 zu Märkisch-Friedland, † 2. Juni in Berlin.

Josepha Frh. v. **Linden,** württemb. Minister a. D., * 7. Juni 1804, † 31. Mai zu Stuttgart.

Dr. Ludw. Aug. v. **Müller,** bair. Kultusminister, * 19. Aug. 1846, † 24. März in München.

Staatsrath Karl Graf v. **Tauffkirchen,** bair. Minister, * 7. Juli 1826 zu München, † 25. April in Stuttgart.

Wirkl. Geh. R. Julius Hans v. **Thümmel,** sächs. Finanzminister, * 25. Mai 1824 zu Gotha, † 12. Febr. in Dresden.

Kabinetsminister v. **Wolffgramm,** † 11. April in Detmold.

Johann Frh. **Falke** v. Lilienstein, Sektionschef im österr. Min. d. Äussern, * 21. Mai 1827 in Ofen, † 28. Mai in Wien.

Floriano **Peixoto,** vorm. Präsident d. Republik Brasilien, † 28. Juni in Divisa.

Nikolai Karlowitsch v. **Giers,** russ. Ministerpräs. d. Auswärtigen, * 9. Mai 1820, † 26. Jan. zu St. Petersburg.

J. A. **Wyschnegradsky,** f. russ. Minister, † 5. April zu St. Petersburg.

Alexander **Abasa,** f. russ. Finanzminister, * 1822, † 5. Febr. in Nizza.

Henry Austin **Bruce,** Lord Aberdare, f. engl. Minister, * 1815 zu Duffryn, † 25. Febr. in London.

Lord Randolph **Churchill,** f. Staatssekretär für Indien, * 13. Febr. 1849 zu Blenheim Palace, † 24. Jan. in London.

Georg Robert Charles, 13. Earl of **Pembroke,** f. Unterstaatssekr. d. Krieges, * 6. Juli 1850, † im Mai in Bad Nauheim.

Walter Quinton **Gresham,** Staatssekr. d. Auswärtigen, * 17. März 1833 zu Lanesville, † 28. Mai zu Washington.

Pierre **Legrand,** f. Minister, * 13. März 1834 in Lille, † 1. Juni in Paris.

Alexander **Martin,** gen. Albert, f. Arbeitsminister, * 1815 zu Bury, † 28. Mai in Paris.

Ferrari, ital. Unterstaatssekr. im Min. d. Ausw., † 10. Juni in Rimini.

Hasselman, f. niederl. Kolonialminister, * 1815, † 29. März in Tiel.

Abreu **Souza,** f. portug. Ministerpräs., † Mitte Jan. in Lissabon.

Dschevdet-Pascha, türk. Minister, * 1822, † 26. Mai in Bebek.

Sir William Montagu **Manning,** australischer Staatsmann, * 1811, † 7. März in Sydney.

Frh. Emil **v. Richthofen,** f. Gesandter, * 1810, † Ende Juni in Baden-Baden.

Wirkl. Geh. R. Georg Graf **v. Werthern**-Beichlingen, f. Gesandter, * 20. Nov. 1816, † 2. Febr. in Beichlingen.

Geh. Legationsr. a. D. Ludwig **v. Hirschfeld,** * 1. Okt. 1842 zu Ludwigslust, † 17. Febr. zu Berlin.

Francesco Marchese **Curtopassi,** ital. Gesandter, † 7. April in Wien.

III. Politiker.

Gutsbesitzer in Neuenahr Franz **Bresgen,** Mitglied des Frankfurter Parlaments, * 1815, † 1. Juni zu Neuenahr.

f. Oberbürgermeister Karl v. **Heim,** f. Reichstagsabgeordneter, * 20. Dez. 1820, † 9. April.

Bürgermeister Gottfried **Kalmring,** f. freikons.

Reichstagsabgeordneter, * 9. Febr. 1840 zu Kerpsleben, † 28. Febr. in Weimar.

Dr. Rudolf **Schleiden**, f. Reichstagsabgeordneter, * 22. Juli 1815 zu Holstein, † 25. Febr. in Freiburg i. B.

f. Dirigent d. Esslinger Maschinenfabrik Emil v. **Kessler**, f. nl. Reichstagsmitglied, * 2. Febr. 1841 zu Karlsruhe, † 16. Mai zu Baden-Baden.

Gutsbesitzer Jean **Janson**, f. nl. Reichstagsmitglied. * 2. Febr. 1823 zu Harxheim, † 24. Jan. in Kaiserslautern.

Burghard Frh. v. **Schorlemer**-Alst, Centrumsmitglied des Reichstags, * 21. Okt. 1825 zu Herringshausen, † 17. März in Münster.

Gutsbes. Ferdinand **Kersting**, f. Reichstagsmitglied (l.), * 20. März 1832, † 28. Jan. in Bökenförde.

Pfarrer Adam **Haus**, Reichstagsmitgl. (l.), * 8. April 1836 zu Aschaffenburg, † 18. März in Wörth a. M.

Kaufmann Barthel **Haanen**, f. Reichstagsmitgl. (l.). * 1. Aug. 1813 in Neuss, † 18. Febr. in Köln.

Geistl. R. Eduard **Müller**, f. Reichstagsmitgl. (l.), * 15. Nov. 1818 zu Quilitz, † 6. Jan. in Neisse.

Stadtrath Justus **Rackowski**, f. Reichstagsmitgl. (l.), * 17. April 1845 zu Allenstein, † 16. Mai das.

Gutsbes. Thaddäus **Conrad**, f. Reichstagsmitgl. (l.), * 13. April 1862 zu Neurode, † 15. Juni zu Buchwald.

Advokat Dr. Charles **Abel**, f. Reichstagsmitgl. (Protest.), * 2. Dez. 1824 zu Diedenhofen, † 2. Mai in Gentringen.

Rudolf Frh. v. **Buddenbrock**-Ottlau, Herrenhausmitgl., * 26. April 1821 zu Königsberg, † 22. Mai in Berlin.

Landrath Carl v. **Risselmann**, kons. Landtagsabg., * 12. Aug. 1832, † 6. Juni in Berlin.

Hofmaurermeister Robert **Schmidt**, kons. Landtagsabg., * 27. Sept. 1840, † 23. Febr. in Steglitz.

Vorwerksbes. Alex. Carl Paul **Brauner**, kons. Landtagsabg., * 21. Mai 1843, † 21. Jan. in Wilkau.

Heinr. Gust. Hugo v. **Langendorff**, freikons. Landtagsabg., * 28. Juni 1817, † 23. März in Berlin.

Fabrikbes. Kommerzienr. Karl Aug. **Linke**, nl. Landtagsabg., * 20. Febr. 1829 zu Alt-Gebhardsdorf, † 18. Juni in Berlin.

Otto Hermann **Ottens**, nl. Landtagsabg., * 21. Sept. 1825, † 3. Juni in Eimsbüttel.

Landesdir. a. D. Christian Friedrich **Wirth**, freis. Landtagsabg., * 21. Dez. 1826, † 26. April in Wiesbaden.

Rittergutsbes. Alexander v. **Schalscha**, Centrumsmitgl. d. Abgeordnetenh., * 9. Aug. 1836, † 18. März in Berlin.

Wilhelm **Scheben**, Centrumsm. d. Abg., * 29. April 1812, † 13. April in Köln.

Redakteur Peter **Hauptmann**, Centrumsm. d. Abg., * 25. Sept. 1825, † 28. Mai in Bonn.

Eduard Frh. v. **Hayden** v. u. z. Dorff, österr. Reichsrathsmitgl., * 1815, † 6. März zu Dorff.

Dr. Josef **Fanderlik**, Reichsrathsmitgl. (Altczeche), * 4. März 1839 zu Olmütz, † 8. Mai in Ungarisch-Hradisch.

Grundbes. Josef **Hoch**, österr. Reichsrathsabg., * 1835, † 6. Mai auf der Fahrt von Prossnitz nach Hrubschitz.

Grossgrundbes. Otto Frh. **v. Wächter**, f. österr. Reichsrathsabg., * 1831, † 21. Juni in Reichenau (Niederösterreich).

Dr. **Kutschera**, Führer der Jungczechen, † 17. Jan. in Prag.

Josef **Neuwirth**, österr. Reichsrathsabg., * 6. Mai 1839 zu Triesch, † 20. Mai in Mariagrün.

Dr. Guido Frh. v. **Sommaruga**, österr. Reichsrathsabg., * 22. Jan. 1842 in Wien, † 11. Jan. das.

Anton Rr. v. **Tyszkowski**, österr. Reichsrathsabg. (Polenklub), † 9. Mai in Wien.

Dr. August **Weeber**, österr. Reichsrathsabg. (deutsch-lib.), * 1826, † 15. Mai.

Sir Robert **Peel**, f. Mitgl. d. Unterhauses, * 1822, † 10. Mai in London.

George **Thompson**, f. Parlamentsmitgl., * 1803, † 10. April in Aberdeen.

Louis Marie Gaston Graf de **Douville**-Maillefeu, franz. Deput., * 7. Aug. 1835 zu Paris, † Ende Jan. in Hyères.

Charles **Merlin**, franz. Senator, † 6. April in Douai.

Rathier, franz. Deput., † 6. Jan. in Paris.

Dr. jur. Filippo **Capone**, Senator, † 11. Juni auf der Fahrt nach Pangani.

Clemente **Corte**, Senator, * 1825, † 25. März in Vigone.

Gustav Graf **Lagerbielke**, f. Präs. d. schwed. Kammern, † 6. März in Stockholm.

Kapit. William **Dinesen**, dän. Abgeordn., † 28. März in Kopenhagen.

Thomas **Nielsen**, Führer d. dän. gemäss. Linken, † 26. März in Kopenhagen.

Victor **v. Hartmann**, finnl. Senator, * 1830, † Mitte Mai in Bonn.

Frederick **Douglas**, ein Farbiger, * 1817, † im Febr. in Anacostia.

IV. Hofwürdenträger und Beamte.

Max Graf v. **Holnstein**, Oberstallmeister König Ludwig II., * 19. Okt. 1835, † 1. Febr. in Schwarzenfeld.

A. **Kunduriotis**, Oberhofmarschall d. Kgs. v. Griechenland, † 13. Mai in Athen.

Max v. **Rathenow**, Kgl. preuss. Kammerherr und Ceremonienmeister, * 28. März 1836 zu Biberteich, † Ende Mai zu Stabelwitz.

Wirkl. Geh. Ob. Reg. R. a. D. Dr. Gustav

Singelmann, f. vortr. R. im Min., * 1826, † 23. März in Berlin.

Geh. Ob. Reg. R. a. D. Egon Frh. von den **Brincken**, f. im Min. d. Inn., * 5. Jan. 1834 zu Frankfurt a. M., † 11. Mai in Charlottenburg.

Grossherzl. hess. Geh. R. Dr. Bernhard **Jaup**, im Min. d. Inn. u. d. Justiz, † 13. Febr. in Darmstadt.

Geh. Ob. Med. R. Gustav Adolf **Schönfeld**, vortr. R. im Kultusmin., * 1839, † 12. März in Berlin.

Ministerialr. Joh. **Salzer**, * 1841, † Ende Febr. in Wien.

Grossherzogl. hess. Regierungsr. Dr. **Hesse**, † 6. Mai in Darmstadt.

Geh. Ob. Finanz-R. **Peine**, † 4. April in Cassel.

Geh. Ob. Post-R. Johannes **Triebel**, vortr. R. im Reichspostamt, * 1836, † 18. Jan. in Berlin.

K. K. Geheimr. u. Sektionschef a. D. Karl Frh. v. **Pusswald**, * 1825, † 23. Mai in Wien.

Reichsgerichtsr. a. D. Dr. jur. Otto **Baehr**, * 2. Juni 1817 zu Fulda, † 17. Febr. in Cassel.

K. württ. Oberjustizr. Edmund Frh. v. **Ow**, * 16. Okt. 1815, † 28. März in Stuttgart.

Dr. Heinrich **Martin**, Oberappellationsgerichtsr. a. D., * 1816, † 14. März in Cassel.

Appellationsgerichtsr. a. D. Ludwig **Heim**, * 1800, † 12. Febr. in Nürnberg.

Emil Bernhard **Jacobi**, Senatspräs. d. Oberverwaltungsgerichts, * 5. Dez. 1828 zu Graudenz, † 12. April in Berlin.

Wirkl. Geh. R. Dr. iur. Ferdinand **Grimm**, Obertribunals-Vicepräsident a. D., * 22. Sept. 1806 zu Neviges, † 27. Febr. in Wiesbaden.

Geh. Ob. Justiz-R. Gustav Herm. **Eichholtz**, * 18. Dez. 1837 zu Galitten, † 17. Juni in Berlin.

Präs. d. Oberlandesger. in Posen **Frantz**, † 5. April in Posen.

K. bair. Reichsr. Dr. Ludwig v. **Neumayr**, f. Präs. d. Obersten Landesger., * 1810, † 4. März in München.

K. K. Geh. R. Johann Frh. v. **Wenisch**, f. Oberlandesgerichtspräs., * 1802, † 8. März in Graz.

K. K. wirkl. Geh. R. Aloys **Mages** v. Kompillan, f. Oberlandesger.-Präs., * 28. Aug. 1823 zu Bozen, † 23. Ap. in Innsbruck.

Sir James **Bacon**, letzter Vicekanzler der Chancery Division, * 1798, † 1. Juni in London.

Ebenezer Rokwood **Hoar**, f. Generalstaatsanwalt d. nordam. Union, * 1816, † 1. Feb. zu Concord.

Justiz-Prokurator Sigmund **Schott**, * 5. Jan. 1818 in Stuttgart, † 4. Juni das.

Wirkl. Geh. R. Adolf v. **Körber**, Generallandschaftsdir. in Westpreussen, * 18. Aug. 1817 in Sandau, † 11. März in Kairo.

K. K. wirkl. Geh. R. Joseph Fürst v. **Colloredo**-Mannsfeld, f. Landmarschall v. Niederösterr., * 26. Febr. 1813 zu Wien, † 22. April das.

Carl Gustav Frh. v. **Ugglas**, f. Oberstatthalter v. Stockholm, * 1822, † 19. Febr. in Stockholm.

Regierungspräs. a. D. Wilh. **Winter**, * 1. Dez. 1803 zu Dillenburg, † 6. März in Elmshausen.

Geh. Reg. R. Dr. Dan. Heinr. Ludwig **Bening**, * 1801, † 10. März in Hannover.

Geh. Reg. R. Christian Josef v. **Zezschwitz**, Amtshauptmann in Bautzen, * 18. Sept. 1838 zu Girlachsdorf, † 16. März in Bautzen.

Oberfinanzrath Karl v. **Loeben**, Oberforstmeister zu Zschopau, * 1831, † 4. Jan. in Zschopau.

Grossh. sächs. Finanzrath Max v. d. **Osten**, † 26. April in Giessen.

Geh. Ob. Reg. R. **Eggert**, * 1821, † 29. März in Erfurt.

Reg. R. F. **Eggli**, * Sept. 1838 zu Rüthi, † 24. Jan. in Bern.

Senator Dr. Arthur Gustav **Kulenkamp** in Lübeck, * 1827, † 16. April in Montreux.

Sir Robert **Duff**, Gouverneur v. Neuseeland, † 15. März in Sydney.

Bernh. Frh. **v. Richthofen**, Polizeipräs., * 8. Juni 1836 zu Cammerau i. Schl., † 6. Juni in Bonn.

Geh. Ob. Reg. R. a. D. Julius **Kieschke**, f. Oberbürgermeister v. Königsberg, * 1819, † 10. April in Berlin.

Geh. Ob. Reg. R. Friedrich **Bötticher**, Oberbürgermeister v. Magdeburg, * 24. Jan. 1826 zu Magdeburg, † 19. Jan. in Berlin.

Dr. iur. Alfred **Stübel**, f. Oberbürgermeister v. Dresden, * 3. April 1827, † 9. März in Dresden.

Geh. Reg. R. W. A. **Bredt**, f. Oberbürgermeister v. Barmen, * 1818, † 23. März in Honnef.

Hofrath Theod. **Maercker**, Bürgermeister von Zweibrücken, * 1833, † 1. Mai.

Geh. Reg. R. **Neubourg**, f. Bürgermeister v. Stade, * 1809, † Ende Jan. in Stade.

Justizrath Dr. Julius Oskar **Zenker**, Vicevorst. d. Stadtverordnetenvers., * 1837, † 25. Mai in Leipzig.

K. Rath Dr. Edmund **Schebeck**, f. Handelskammersekr. (auch Historiker), * 1820, † 11. Febr. in Prag.

Carl **Oldenburg**, grossh. mecklenb. Generalzolldirektor, * 1831, † 21. Jan. i. Schwerin.

Sir Robert **Hamilton**, Präs. d. britt. Zollamts, * 1836, † 22. April in London.

Sir Charles **Mills**, Generalagent der Kapkolonie in London, * 1825 in Ischl, † Ende März in London.

Prof. **Pawlow**, Mitgl. d. archäolog. Komm. d. russ. Ministeriums d. Volksaufklärung, * 1823, † 12. Mai in St. Petersburg.

Fürstbischöfl. Konsistorialr. u. Gen.-Vikariats-Amtsr. a. D. **Schumann**, * 11. Mai 1814 zu Bunzlau, † 13. Februar in Breslau.

Dr. Theod. **Regenburg**, ehem. Stiftsamtmann, * 1815, † 8. Juni in Kopenhagen.
Intendanturrath d. königl. Schauspiele in Berlin Emil **Taubert**, * 23. Jan. 1844 in Berlin, † 10. April das.
Hoftheaterintendant Frh. **v. Seckendorff**-Aberdar, † 9 Febr. in Altenburg.
Carl **v. Stegmann**, f. Dir. d. Bair. Gewerbemuseums in Nürnberg, * 1832, † 28. Mai in Weiherhaus.
Dr. Jos. Eduard **Wessely**, Insp. d. herz. Mus. in Braunschweig, * 8. März 1826 zu Welletau, † 18. März zu Braunschweig.
Sir George **Scharf**, f. Dir. d. nat. Portraitgalerie in London, * 1820, † 19. April.
P. Johann **Bollig**, Bibliothekar an der Vatican. Bibl., † 9. März in Rom.
Msgr. **Carini**, Präfekt d. Vatican. Bibliothek, † 25. Jan. in Rom.
Hofrath Dir. a. D. des fürstl. Museums, Dr. Friedrich Aug. v. **Lehner**, * 10. Okt. 1824 zu Geislingen, † 3. Juni in Stuttgart.
Custos Carl **Hörhammer**, a. d. Hof- u. Staatsbibl., * 12. Jan. 1834, † Ende Mai in München.
Carl **Schnorr** v. Carolsfeld, Generaldir. der bair. Staatseisenbahnen, * 6. März 1830 zu Dresden, † 31. Jan. in München.
Stadtbibliothekar **Morin** v. Nantes, † 7. Feb.
Geh. R. a. D. Friedrich Konstanz **v. Criegern**, Vors. d. sächs. Landesver. z. Pflege verwundeter Krieger, † 10. April i. Dresden.
Adolf **Brüggemann**, bevollm. Dir. d. Aachener u. Münchener Feuervers. Ges., † 23. April in Aachen.
Josef Frh. v. **Krükl**, Dir. d. österr. Tabaksregie, † 31. Mai in Wien.
Reg. R. Alexander **Löwe**, f. Dir. d. k. k. Porzellanfabrik, * 24. Dez. 1807 zu St. Petersburg, † 29. März in Wien.
Geh. Reg. Rath Dr. Ludwig **Metzel**, Bureaudir. d. preuss. Herrenhauses, * 1815, † 6. Juni in Berlin.

V. Heerführer und Soldaten.

Generaloberst Alexander Aug. Wilh. v. **Pape**, * 2. Febr. 1813 in Berlin, † 7. Mai das.
Generallt. Carl Friedr. **v. Holleufer**, * 2. Jan. 1804 zu Benkendorf, † 12. Jan. in Berlin.
Generallt. Albert Leo Ottomar v. d. **Osten** gen. Sacken, * 23. Aug. 1811 zu Cöslin, † 6. April in Dresden.
Generallt. Hugo v. **Rosenberg**, * 22. Juni 1835 zu Puditsch, † 17. Febr. in Militsch.
Generallt. Franz Fried. Alexander v. **Stuckrad**, * 20. Febr. 1814 zu Rhein, † 3. Jan. in Berlin.
Generallt. Fried. Ernst Ferdinand v. **Schellha**, * 12. März 1829 in Perschütz, † 15. Jan. in Breslau.
Generallt. Carl Theodor v. **Strantz**, * 20. Okt. 1820 zu Berlin, † 29. April in Berlin.
General d. Inf. Carl Leop. Gustav Frh. v. **Buddenbrock**, * 4. März 1810 zu Lamgarben, † Ende März in Düsseldorf.
General d. Inf. Albert Christoph Gottlieb v. **Barnekow**, * 2. Aug. 1809 zu Hohenwalde, † im Mai zu Naumburg.
General d. Inf. Gustav Peter Wilhelm v. **Dresow**, * 5. Febr. 1829 zu Rosenberg, † 15. Mai in Potsdam.
Generallt. Ad. Carl Aug. Franz Georg Wilh. Kasimir v. **Dewall**, * 11. Juli 1811 zu Giessen, † Ende März in Wiesbaden.
General d. Inf. Leop. Aug. Gotthard Jobst Frh. v. **Loën**, * 24. Juni 1817 zu Luckau, † 26. Febr. in Morsbroich.
Generallt. Theod. Hubert Carl Frh. v. **Locquenghien**, * 24. Juni 1826 zu Fürth, † 11. Jan. in Bonn.
Generalmaj. Carl Heinr. Richard v. **Loeben**, * 7. Dez. 1833 zu Berlin, † 25. Mai in Detmold.
Generalm. Wilhelm v. **Linsingen**, * 6. Nov. 1821 zu Ritterhude, † 23. Juni in Berlin.
Generalarzt a. D. Dr. Carl Ferd. Herm. **Hochgeladen**, † 14. Jan. in Wiesbaden.
Traugott **Karl**, Veteran a. d. Freiheitskriegen, * 1798, † 11. April in Leipzig.
Generallt. z. D. Fedor v. **Winckler**, * 26. Aug. 1813 zu Mogwitz, † 15. März in Dresden.
Generallt. Julius v. **Bosse**, † 29. März in Dresden.
Generalm. Carl Wolfgang v. **Heygendorf**, * 25. Dez. 1806 zu Weimar, † 17. Febr. in Dresden.
Generalm. Rudolf **Koch**, * 11. Juni 1822 zu Blieskastell, † 9. Mai in München.
K. bair. General d. Inf. Carl v. **Orff**, * 10. Dez. 1817 in Alzey, † 31. Jan. in Würzburg.
K. bair. General d. Inf. Adolf Rr. v. **Heinleth**, * 1822, † 26. Febr. in München.
K. bair. Generallt. Wilh. v. **Schleich**, * 1811, † 24. März in München.
K. bair. Generalauditeur Albert v. **Grimm**, † 23. Jan. in München.
Württemb. Generalm. Ernst Frh. **Pergler** v. Perglas, * 27. Jan. 1827, † 22. Mai in Stuttgart.
K. k. Feldmarschall Lt. Florian Frh. v. **Marchio**, * 1803, † 8. Febr. in Baden b. W.
K. k. Generalm. Karl v. **Muralt**, * 1802, † 25. Jan. in Wien.
K. k. Feldmarschall Lt. Joseph v. **Rott**, * 1830, † 11. Mai in Budweis.
K. k. Feldmarschall Lt. August Rr. v. **Ruff**, † 24. Jan. in Baden b. W.
K. k. Feldmarschall Lt. Julius **Vogl**, † 17. Juni in Wien.
K. k. Feldmarschall Lt. Franz Graf **Wallis**, Frh. auf Karighmain, * 26. Sept. 1838, † 1. Febr. zu Ebelsberg.
Wirkl. Geh. R. Alois v. **Baumgarten**, Feldmarschall Lt., * 9. März 1814 in Aussee, † 15. Jan. in Wien.

K. k. Feldmarschall Lt. Johann **Beck,** † Anf. Jan. in Schwaz.

K. k. Feldzeugmeister Prosper Frh. v. **Docteur,** * 1813, † 17. März in Hietzing.

K. k. Feldmarschall Lt. Franz **Feldenhauer,** * 1829, † 26. März in Wien.

K. k. Feldmarschall Lt. Anton **Györmörey** v. Györmöre u. Teölvár, * 1837, † 10. April in Güns.

K. k. Feldmarschall Lt. Josef **Gabrianyi** v. Zsegnye, * 1822, † 1. Mai in Wien.

K. k. Linienschiffskapitän Heinrich v. **Littrow,** * 26. Jan. 1820 zu Wien, † 25. April in Abbazia.

Wirkl. Admiral of the fleet Sir G. T. Phipps **Hornby,** † 3. März in London.

Brit. Admiral Lord Clarence **Paget,** † 23. März in Brighton.

Brit. Admiral Sir W. **Loring,** * 1813, † auf der Insel Wight.

Brit. Admiral Lord **Alcester,** * 12. April 1821, † 30. März in London.

Brit. Feldmarschall Sir Patrick **Grant,** * 1804, † 28. März in London.

Brit. General Sir George **Chesney,** * 1830, † 31. März.

Marschall François Certain de **Canrobert,** * 27. Juni 1809 zu St. Cerré, † 28. Jan. zu Paris.

Franz. General Raymond-Adolphe **Seré** de Rivière, † 18. Februar zu Paris.

Russ. General v. **Olschewsky,** † 16. März in St. Petersburg.

Russ. Generallt. **Sabotkin,** † 1. Januar in St. Petersburg.

Russ. General der Inf. v. **Baggehuffwudt,** * 1810, † 26. März in St. Petersburg.

Russ. General **Glinka**-Mawrin, * 1810, † Ende März in St. Petersburg.

Russ. General Alexander Fedorowitsch v. **Hahn,** * 1809, † 22. März in St. Petersburg.

Belg. Generallt. Baron **Vandersmissen,** † 17. Juni in Brüssel.

Span. Marschall M. **Pavia,** † 5. Jan. in Madrid.

Nihad Pascha (eigentl. Severin Fr. v. Bilinski), * 1815, † 14. März in Konstantinopel.

Sefer Pascha (eigentl. Wladislaus Graf v. Kosciol-Koscielski), * 1820, † im März in Bertoldstein.

Dän. Oberst Otto Valdemar v. **Hoskiaer,** * 1829, † 23. Juni in Kopenhagen.

Serb. General **Horvatovič,** f. Kriegsminister, † 12. März in Belgrad.

Nordam. General Adam **Badeau,** * 29. Dez. 1831 zu New York, † 20. März das.

General John **Newton,** Präs. d. Panama-Eisenbahn-Gesellschaft, * 1823, † 15. Mai in New York.

VI. Geistliche und Kirchenfürsten.

Peter Mathias **Snickers,** Erzbischof v. Utrecht, * am 9. Aug. 1816 zu Rotterdam, † 2. April in Utrecht.

Amilcare **Malagola,** Erzbischof v. Fermo, * 24. Dez. 1840 zu Modena, † 22. Juni.

Julien Florien **Desprey,** Erzbischof v. Toulouse, * 14. April 1807 zu Ostricourt, † 21. Jan. in Toulouse.

Francisco de Paula **Benavides** y Navarrete, Erzbischof v. Saragossa, * 14. Mai 1810 zu Baëza, † 1. April in Saragossa.

François **Lagrange,** Bischof v. Chartres, * 15. März 1827 in Dun-le-Roi, † 23. Juni in Chartres.

Johann Georg **Schopper,** Bischof v. Rozsnyó, * 9. März 1818 zu Pest, † 10. April zu Rosenau.

Dr. **Brabandère,** Bischof v. Brügge, † 1. April daselbst.

Cardinal Luigi **Ruffo**-Scilla, f. Nuntius in München, * 16. April 1840 zu Palermo, † 29. Mai zu Rom.

Domkapitular Anton **Abt** („Walther v. Münnich"), * 26. Dez. 1841 zu Seelenberg, † 16. Februar zu Limburg.

Guardian der Kapuziner **Neyssen,** † 29. Jan. in Mainz.

Jesuitenpater Jakob **Rathgeb,** † 7. Mai in Kloster Valkenburg.

Pater Friedrich **Woldegg** (d. i. Friedrich Graf zu Waldburg-Wolfegg-Waldsee), * 29. Sept. 1861 zu Waldsee, † 23. April zu Ditton-Hall.

Pater **Gratzmüller,** Prior des Benedictinerstifts St. Stephan in Augsburg, * 1823, † 17. Mai.

Cölestin **Brader,** Abt d. Cistercienserstifts Stams, † Anf. Jan.

Lorenz **Wocher,** Abt v. Wettingen und infulirter Prior v. Mehrerau, * 1856, † 25. April.

Maria Augusta v. **Sartorius,** Oberin des Sacré-Coeur-Klosters, * 1830 zu Aachen, † 7. Mai in Paris.

Dr. Sylvester **Morarin**-Andriewicz, gr. orient. Erzbischof von Czernowitz, * 14. November 1818 zu Miltoka-Dragomir, † 15. April in Czernowitz.

Theodor Friedr. Detlef **Kliefoth,** Oberkirchenrathspräs. a. D., * 18. Jan. 1810 zu Körchow, † 26. Jan. in Schwerin.

Gust. Theod. **Kittan,** * 11. Nov. 1832 zu Flössberg, † 1. Jan. in Priessnitz.

Julius **Kraft,** erster Geistl. an Zion, † Mitte Juni in Berlin.

Dr. Karl **Niemann,** Oberkonsistorialr., * 1820, † 14. Mai in Münster.

Konsistorialr. Dr. **Kahle,** * 1830, † 3. März in Hannover.

f. Generalsuperint. Theod. Emil **Lamberg,** * 1816, † 28. Febr. in Riga.

Pastor **Neander** in Mitau, * 1802, † in Mitau.

Generalsuperint. Wladimir v. **Ewert,** † 11. Febr. in Warschau.

Dr. C. F. **Balslew,** ev. luth. Bischof v. Riwen, * 1805, † im März in Kopenhagen.

Dr. Fredrik **Fehr,** Pastor primarius in Stockholm, * 1849, † 16. Mai.

C. W. **Lambert**, Londoner Missionar, † 23. Mai in Birma.
Dr. R. W. **Dale**, Pred. in Birmingham, * 1829, † 13. März.
Pastor François **Pnaux**, † 21. Febr. in Paris.
Wilh. **Schultze**, Mitgl. d. Direktion d. franz. Brüderunität in Herrenhut, * 1845, † 4. Jan. in Berthelsdorf.

VII. Gelehrte.

1. Geisteswissenschaften.

A. o. Prof. Dr. Bernhard **Riggenbach**, Theolog, * 25. Okt. 1848 in Karlsruhe, † 2. März das.
Prof. Dr. Carl **Schmidt**, Theolog, * 20. Juni 1820 in Strassburg, † 11. März das.
Prof. Ed. Chr. Fürchtegott **Adam**, Theolog, * 1812, † 18. Juni.
Prof. Moriz **Carrière**, Philos. u. Aesthetiker, * 5. März 1817 zu Griedel, † 18. Jan. in München.
Prof. Gustav **Glogau**, Philos. in Kiel, * 6. Juni 1844, † 23. März in Griechenland.
Avocat Antoine **Mollière**, Philosoph, * 1809, † 18. März in Lyon.
Prof. Georg v. **Gizycki**, Ethiker, * 14. April 1851, † 4. März in Berlin.
Prof. Luigi **Ferri**, Philosoph, * 15. Juni 1826 in Bologna, † 17. März in Rom.
Prof. Ch. **Secrétan**, Rechtsphilosoph, * 19. Jan. 1815, * 21. Jan. in Lausanne.
Prof. Carl v. **Risch**, Jurist, * 7. Juli 1834 zu Rockenhausen, † 20. März in Würzburg.
Prof. Carl Joh. Fried. Ludw. **Lüder**, Jurist, * 2. Sept. 1834, † 26. April in Erlangen.
Prof. Ernst **Rubo**, Jurist, * 8. Juli 1834, † 17. März in Berlin.
Prof. Franz **Weiss**, Jurist, * 1809, † 23. Juni in Graz.
Earl of **Selborne**, Rechtsgel., * 1812, † 6. Mai in London.
Prof. Wilh. Ferdinand **Arndt**, hist. Hilfswissenschaften, * 28. Febr. 1839 zu Kulm, † 10. Jan. in Leipzig.
Prof. Ernst **Steindorff**, hist. Hilfsw., * 15. Juni 1839 zu Flensburg, † 9. April in Göttingen.
Dr. Hermann **Grote**, Numismatiker, * 28. Dez. 1802 zu Hannover, † 3. März das.
Prof. Gustav **Hirschfeld**, Archäolog, * 4. Nov. 1847, † 20. April in Wiesbaden.
Sir Henry **Rawlinson**, Diplomat u. Archäolog, * 1810 zu Chadlington, † 5. März in London.
Prof. Sir Reginald Stuart **Poole**, Archäolog, * 1832 zu London, † 8. Febr. das.
Prof. Platen Wassiljewitsch **Pawlow**, Archäolog, * 1823, † 12. Mai in St. Petersburg.
Prof. Cesare **Cantù**, Hist., * 8. Dez. 1807 zu Brivio, † 11. März in Mailand.
Prof. Dr. Ludwig **Weiland**, Hist., * 16. Nov. zu Frankfurt a. M., † 4. Febr. in Göttingen.
Sir Edward **Bunbury**, Hist., † im März.
Prof. Julius **Opel**, Hist., * 1829 zu Loitschütz, † 17. Febr. zu Halle.
Assessor a. D. Heinr. **Geisberg**, Justitiar des Domkapitels, Hist., * 1819, † im Mai zu Münster i. W.
Geh. Archivrath Carl **Janicke**, Hist., * 1. Jan. 1829 in Magdeburg, † 15. Febr. in Hannover.
Stadtarchivar Heinr. **Gradl**, Hist., * 13. Febr. 1842 in Eger, † 3. März das.
Geh. Hofr. Dr. med. Alb. **Moll**, Präs. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees, * 25. Juni 1817 zu Gruibingen, † 10. März in Tettang.
Prof. Cölestin **Stampfer**, Benediktinerpater, Hist., * 1824. † 19. Jan. in Meran.
Dr. Hermann **Meynert**, Hist., * 20. Dez. 1808 zu Dresden, † 10. März in Wien.
Schulrath Gymnasialdir. a. D. Gottlieb **Stier**, Hist., * 12. Aug. 1825 zu Basel, † 23. Mai in Dessau.
f. Pfarrer Ernest **Chavannes**, Hist., * 1822, † 6. Jan. in Lausanne.
Advokat Dr. Carl **Wieland**, Hist., * 1832, † 26. Febr. in Basel.
Oberst a. D. **Nebelthau**, Hist., * 1834, † 24. Juni in Marburg.
Prof. am Exeter College Ch. Will. **Boase**, Hist., * 1829. † 13. März in Oxford.
Regius Prof. Sir John Robert **Seeley**, Hist., * 1834 in London, † 14. Jan. in Cambridge.
Prof. Michael **Dragomanov**, slav. Gesch. u. Litt., † im Juni in Sofia.
Privatgelehrter Carl **Kiesewetter**, Culturhist., * 14. April 1854 in Meiningen, † 15. April das.
Prof. Gaetano **Milanesi**, Kunsthist., * 1812, † im März in Florenz.
Dr. Nils Gustaf **Bruzelius**, Hist., * 1826, † 23. April in Lund.
Assistant Keeper am Public Record Office Will. Noël **Sainsbury**, Hist., * 1825, † März in London.
Jesuit Jos. **Stevenson**, Hist., * 1807, † 8. Febr. in London.
Staatsarchivar Pietro **Ghinzoni**, Hist., * 1829, † 21. Febr. in Mailand.
Erster Präfekt d. Vatican. Bibl. Msgr. Isidoro **Carini**, Hist., * 1846, † 25. Jan. in Rom.
Offizier van Gezondheid van Het O. J. Leger Dr. Julius **Jacobs**, * 1843, † 21. Febr. [Volkskunde von niederl. Indien.]
Prof. Oscar **Erdmann**, deutsche Sprache u. Litt., * 14. Febr. 1846 zu Thorn, † Ende Juni in Kiel.
Prof. Herm. **Hager**, deutsche Sprache, * 1847 zu Reichenbach, † 22. Febr. in Manchester.
f. Gymnasialdir. Ant. Aug. **Draeger**, Litterarhistoriker, * 1821, † 13. Febr. in Aurich.
Advokat B. **Elischer**, Goetheforscher, * 1818, † 27. März in Budapest.
Litterarhist. Don **Ixart**, * 1849, † 25. Mai in Tarragon.
Sir Hyde **Clarke**, engl. Philol., * 1815, † 1. März.

Prof. P. J. **Veth**, Indiolog. * 1815, † 14. April in Arnheim.
Dr. Julius **Jacobs**, Indiolog, * 1842, † Ende Febr. in Macassar.
Prof. Franz Josef **Lauth**, Aegyptolog. * 18. Febr. 1822 zu Arzheim, † 12. Febr. in München.
Prof. Rudolf v. **Roth**, Prof. d. orient. Sprachen, * 3. April 1821 in Stuttgart, † Ende Juni in Tübingen.
Dekan v. Canterbury Robert Payne **Smith**, Orientalist, * 1818 zu Chipping Campden, † 31. März in Canterbury.
Dr. F. **Fehr**, Oriental., † 14. Mai in Stockholm.
Dr. David **Rösin**, Rabbinica, † 31. Dez. in Breslau.
Prof. B. Constantin **Martha**, klass. Philol., * 1820, † Juni in Paris.
Prof. John Stuart **Blackie**, Prof. d. Griech., * 1809 in Glasgow, † 2. März in Edinburgh.
Prof. Arnold **Hug**, klass. Philol., * 1831, † 17. Juni in Zürich.
Schulrath Jos. **Hoffmann**, Kreisschulinsp. a. D., * 1827, † 17. Mai in Trier.
Direktor Otto **Nasemann**, * 21. Jan. 1821 zu Kochstedt, † 31. März in Halle.
Gymn.-Dir. Carl. Ed. **Güthling**, * 23. Febr. 1824 zu Lengerich, † 22. April in Liegnitz.
Gym.-Dir. K. Heinr. Christ. **Keck**, * 1824, † 6. Febr.
Realgym.-Dir. Dr. **Cramer**, * 1829, † 2. Mai in Mühlheim a. Ruhr.
Gym.-Dir. **Kunze**, * 1840, † 26. April in Lissa.
Gym.-Dir. C. Fr. Julius **Kipper**, * 1844, † 25. Juni in Rostock.
Direktor Hugo **Langguth**, * 1830, † 14. Mai in Iserlohn.
Konrektor Prof. **Pietzsch**, † 26. Mai in Zwickau.
Konrektor **Bollwitte**, * 1843, † 5. Juni in Alfeld a. L.
Rektor a. D. Theodor **Hecht**, * 1828, † 12. Mai in Breslau.
Rektor **Stedler**, * 1828, † 5. Juni in Barsinghausen.
Rektor **Thannhäuser**, * 1861, † 29. Mai in Foerde.
Prof. Friedrich **Hofmann**, f. Gymnasialdir., * 1. Mai 1820 zu Landsberg a. H., † 4. März in Berlin.
Prof. **Biese** in Putbus, * 1805, † 19. April.
Prof. Dr. Jos. **Zeck**, † 7. Mai in Cöln.
Prof. Dr. **Borgmann**, † 6. April in Wiesbaden.
Gymnasialoberl. **Scheidemantel**, † 13. Mai in Torgau.
Gymnasialoberl. **Scholz**, * 1835, † 4. Mai in Oppeln.
Gymnasiall. Ernst **Dunkel**, † 3. Mai in Danzig.
Gymnasiall. **Berckmann**, † 7. Mai in Köln.

2. Exakte Wissenschaften.

James Dwight **Dana**, Naturforscher, * 12. Febr. 1813 zu Utica, † 15. April in Newhaven.
Thomas Henry **Huxley**, Naturforscher, * 4. Mai 1825 in London, † 29. Juni.
Prof. Carl **Vogt**, Naturforscher, * 5. Juli 1817 zu Giessen, † 5. Mai in Genf.
John Howard **Redfield**, Zoologe, † im April in Philadelphia.
Dr. Reinhard **Peck**, Dir. d. bot. Gartens, † 28. März in Görlitz.
Dr. Wilh. **Neubert**, Botaniker, * 1809, † 21. Febr. in Cannstadt.
Prof. Friedrich **Schmitz**, Botaniker, † 8. März 1850, † 28. Jan. in Greifswald.
Dr. William Crawford **Williamson**, f. Prof. d. Botanik, * 1816, † 23. Juni in Manchester.
Prof. Joseph Édouard **Bommer**, Botaniker, * 17. Nov. 1829 in Brüssel, † 20. Febr. das.
Daniel **Hooibrenk**, Botaniker, * 1812 in Haarlem, † 30. April in Hietzing b. Wien.
Dir. d. techn. Hochschule Prof. Carl v. **Haushofer**, Mineralog, * 28. April 1839 zu München, † 8. Jan. das.
Prof. Aug. **Jaccard**, Geologe, * 1834, † Anf. Jan. in Locle.
Bergrath Moritz Ferdinand **Gätzschmann**, * 24. Aug. 1800 in Leipzig, † im Febr. in Freiberg.
Bergrath Alfred Wilh. **Stelzner**, Geologe, * 1840, † 25. Febr. in Wiesbaden.
Prof. at Trinity College Valentin **Ball**, Geologe, † Mitte Juni in Dublin.
Geh. R. Prof. Carl Hermann **Knoblauch**, Physiker, * 11. April 1820 in Berlin, † Ende Juni in Baden-Baden.
W. Geh. R. Prof. Franz **Neumann**, Physiker, * 1799, † 24. Mai in Königsberg.
Prof. Adolf **Elsas**, Physiker, * 1855 zu Elberfeld, † 13. Mai in Marburg.
Prof. Lothar v. **Meyer**, Chemiker, * 19. Aug. 1830 in Varel, † 13. April in Tübingen.
Prof. Carl **Boedeker**, pharmac. Chemiker, * 20. Sept. 1815, † 22. Febr. in Göttingen.
Prof. Gerhard **Krüss**, Chemiker, * 1860, † 3. Febr. in München.
Dr. August **Klinger**, Vorsteher der Chem. Untersuchungsanst., * 1832, † Mitte Juni in Stuttgart.
Prof. Robert **Sachse**, Agrikulturchemie, † 25. April in Leuzsch b. Leipzig.
Direktor Friedrich **Autenheimer**, Mathematiker, * 1822, † 4. Juni in Zürich.
Prof. Ludw. **Schläfli**, Mathematiker, * 1815, † im März in Bern.
Prof. Arthur **Cayley**, Mathematiker, * 1821, † 26. Jan. in Cambridge.
Prof. James E. **Oliver**, Mathematiker, † 27. Juli 1829 in Portland, † 27. März in Ithaca.
Prof. Friedr. **Tietjen**, Astronom, * 13. Nov. 1834 in Westerstede, † 22. Juni in Berlin.
Th. **Brorsen**, Astronom, * 1819 zu Norburg † 18. Mai in Kiel.
General **Mansouty**, Dir. des Observatoriums auf dem Pic du Midi, † 15. März in Dax.
Prof. Geh. R. Carl Friedr. Wilh. **Ludwig**,

Physiolog, * 29. Dez. 1816 in Witzenhausen, † 23. April.
Geh. R. Prof. Eduard **Külz**, Physiolog, * 17. April 1845, † 13. Jan. in Marburg.
Staatsr. Prof. Wladimir **Tomsa**, Physiolog, † Anf. April in Prag.
Prof. John Adams **Ryder**, Embryolog, † 26. März in Pennsylvania.
Dr. D. H. **Tuke**, psychological medicin, † Anf. März.
Prof. E. **Nöggerath**, Mediziner, * 1828, † 3. Mai in Wiesbaden.
Präs. des London R. Coll. of Surgeons John Whittacker **Hulke**, Augenarzt, † Ende Febr. in London.
Dr. Alexěj Nikolajevič **Maklakov**, Augenarzt, * 1838, † 1. Juni in Moskau.
Prof. Lucyan **Rydel**, Augenarzt, * 1839, † 29. April in Krakau.
Prof. Jacob **Gottstein**, Hals- u. Ohrenleiden, * 7. Nov. 1832 in Breslau, † 10. Jan. das.
Prof. Georges Octave **Dujardin**-Beaumetz, Kliniker, * 1833 zu Barcelona, † 17. Febr. in Beaulieu.
Prof. Geh. R. Carl **Thiersch**, Chirurg, * 20. April 1822 in München, † 28. April in Leipzig.
Prof. Aristide **Verneuil**, Chirurg, * 1823 in Paris, † Ende Juni in Maisons-Laffitte.
Sir George Hornidge **Porter**, Chirurg, * 1822 in Dublin, † 17. Juni das.
Dr. Emil **Nöggerath**, Gynäkolog, * 25. Okt. 1829 in Bonn, † 3. Mai in Wiesbaden.
Dr. Georg **Laudien**, Badearzt in Kissingen, * 1844, † 5. Jan. in Nervi.
Reg. R. Dr. Moritz **Gauster**, Präs. d. Wiener Ärztekammer, * 19. Febr. 1828 in Wien, † 24. März das.
Staatsr. Joseph **Bertenson**, Ehren-Leibmedicus, † Mitte April in St. Petersburg.
Sanitätsr. Dr. Felix **Vulpius**, * 1816, † 27. April in Weimar.
Sir George **Buchanan**, Mediziner, * 1830, † 5. Mai in London.
Dr. **Loimann**, Badearzt in Franzensbad, * 1823, † 21. Jan.
Obermedizinalr. Dr. **Uloth**, Decernent des Apothekenwesens für Hessen, † 23. Dez. in Darmstadt.
Dr. Arnold **Mayer**, Arzt, * 1809, † im Febr. zu Mainz.
Dr. Oskar **Mahir**, homöopath. Arzt, * 1812, † 16. April in Wien.

VIII. Forschungsreisende.

Baron Eduard **Nolde** aus Kalleten in Kurland, Innerarabienreisender, erschoss sich am 11. März in London.
Dr. **Jelissejew**, Forschungsreisender, † Anfang Juni in St. Petersburg.
Landeshauptmann Georg **Schmiele** von der Neu-Guinea-Kompagnie, † auf dem Postdampfer Lübeck.

IX. Schriftsteller.

Siegmund **Haber**, Chefredakteur des „Ulk“, * 11. Sept. 1835 zu Neisse, † 27. Febr. in Berlin.
Julius **Keller**, f. Redakteur d. „Volkszeitung“, * 30. Sept. 1840 zu Rosenau, † 27. Febr. in Berlin.
Dr. Friedrich **Weber**, Redakteur der „Nationalliberalen Korrespondenz“, * 30. Dez. 1844 zu Heidelberg, † 19. Jan. in Berlin.
Ludwig **Frank**, Redakteur, * 1841 zu Berlin, † im März in New-York.
Dr. Gustav **Stockmann**, Redakteur, * 1823, † 16. Mai zu Leipzig.
Otto **Reisner**, Redakt. d. „Münchener Neusten Nachrichten,* 1843, † 22. Mai in München.
Dr. Alfred **Königsberg**, Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“, * 1828, † 13. April in Wien.
Eduard **Otto**, Hrsg. d. „Triester Zeitung“, † 7. April in Triest.
Alexander Kuys **Moore**, Chefredakt. d. „Morning Post“, * 1852, † Anf. Jan. in London.
William **Saunders**, Zeitungsbes., † 1. Mai in London.
Wsewalod **Konstowsky**, Redakteur, † 31. Jan. in Warschau.
Auguste **Vacquerie**, Dir. der Ztschr. „Rappel“, * 1818 zu Villequier, † 19. Febr. in Paris.
Dr. Rudolf **Doehn**, Mitbegründer d. deutsch. Schrifstellerverbandes, † 2. Febr. 1821 zu Heinrichshagen, † 9. April in Dresden.
Dr. Max **Lortzing**, * 3. Sept. 1839 in Heilsberg, † 18. Febr. in Steglitz.
Martin **Gerss**, * 1809, † 29. März in Loetzen.
Adolf **Lippold**, * 21. Jan. 1845 zu Ernstthal, † 28. April in Leipzig.
Paul **Mantz**, Kunstschriftsteller, * 1821, † 30. Jan. in Paris.
Prof. Gaëtano **Milanesi**, Kunsthist., † im März in Florenz.
Regierungsr. Dr. Leopold Florian **Meissner**, * 10. Juni 1835 in Wien, † 29. April in Währing.
Prof. Dr. Heinrich **Pröhle**, Sagensammler, * 4. Juni 1822 zu Satuëlle, † 28. Mai zu Steglitz.
Dr. Gustav **Stockmann**, Privatgel., * 1823, † 17. Mai in Leipzig.
Kapitän Camillo **Walzel**, („F. Zell“), * 11. Febr. 1829 in Magdeburg, † 17. März in Wien.
Dr. Ludwig **Ziemssen**, * 29. Sept. 1823 zu Greifswald, † 3. Jan. in Berlin.
Joseph **Weyl**, * 9. März 1821 zu Wien, † 10. April das.
James **Sime**, * 1844, † 21. März in London.
Wirkl. Geh. R. Dr. Gustav **Freytag**, * 13. Juli 1816 zu Kreuzburg, † 30. April in Wiesbaden.

Leopold v. **Sacher**-Masoch, * 27. Jan. 1836 in Lemberg, † 9. März in Lindheim bei Büdingen.
Frau Jeanne Marie v. **Gayette**-Georgens, Roman. * 11. Okt. 1817 zu Colberg. † 14. Juni in Leipzig.
Xavier de **Reul**, Roman, * 1829. † 23. April in Brüssel.
Pierre **Zaccone**, * 1817, † Mitte April in Paris.
Nikolaj Ssemenowitsch **Lesskow**, Roman, † 5. März in St. Petersburg.
Rudolf **Stegmann**, Dramatiker, * 20. Jan. 1833 in Braunschweig, † 25. Febr. in Dresden.
Kanzleirath a. D. Fredrik August **Dahlgren**, Dramatiker, * 20. Aug. 1816 zu Nordmark, † 16. Febr. in Djursholm.
Don José **Ixart**, Dramaturg, * 1849, † 25. Mai in Tarragona.
José **Estremera**, Dramatiker, † 1. Febr. in Madrid.
Leberecht **Fessel**, mecklenburg. Volksdichter. * 1807. † 19. Juni in Waren.
Richard **Genée**, Dichter u. Komponist, * 7. Febr. 1823 in Danzig, † 15. Juni in Baden b. Wien.
Frederick Locker-**Lampson**, * 1821, † 1. Juni in London.
Gymnasialdir. Dr. „Karl Heinrich“ **Keck**, * 20. März 1824 in Schleswig, † 7. Febr. in Kiel.
Ljabomir **Nenadovitsch**, serb. Dichter. † 3. Febr. in Valjevo.
Achilleus **Paraschos**, * 1833. † im Febr. in Athen.
Ständ. Sekr. d. franz. Akad. Camille **Doucet**, * 16. Mai 1812 zu Paris, † 1. April das.

X. Künstler.

Prof. Max Rr. v. **Widemann**, Bildhauer, * 16. Oktober 1812 zu Eichstätt, † 4. März in München.
Anton Paul **Wagner**, Bildhauer, * 1834 zu Königinhof. † 26. Jan. in Wien.
Josef **Uhl**, Bildhauer, † 16. Febr. in Zürich.
Johannes Evangelist **Riedmüller**, Bildhauer, * 1815 zu Heimartingen, † 13. Febr. in München.
Jules **Roulleau**, Bildhauer, * 1855. † 28. März in Paris.
Jean **Turcan**, Bildhauer, * 1846 zu Arles, † 3. Jan. in Paris.
David **Lugeon**, Bildhauer, * 1818 zu Lausanne, † Ende März in Lausanne.
John **Bell**, Bildhauer, * 1811 zu Norfolk, † im April in London.
Max Josef **Seitz**, Kunstgraveur, * 1811. † 7. Februar in München.
Louis **Schönhaupt**, Zeichner, * 1822. † Ende Febr. in Mühlhausen i. E.
Paul **Barfus**, Kupferstecher. * 17. Aug. 1823 zu Grundlach, † 24. März in München.
Theodor **Langer**, Kupferstecher, * 1819 zu Leipzig, † im Juni in Dresden.
Johann Friedrich **Vogel**, Kupferstecher, * 17. Dez. 1829 zu Ansbach. † 13. Febr. in München.
Luigi **Angiolini**, Kupferstecher, † im Jan. in Mailand.
Dr. Louis **Brentano**, Kunstliebhaber u. Sammler, * 1811. † 21. Jan. in Frankfurt a. M.
Hugo **Barthelme**, Geschichtsm., * 1822 zu Eussenhausen, † 4. Febr. in München.
Alexander **Bida**, Geschichtsm., * 1823 zu Toulouse, † 3. Jan. in Paris.
Paul **Chenavard**, Geschichtsm., * 9. Dez. 1807 zu Lyon, † 12. April das.
Gustav **Gräf**, Geschichtsm., * 14. Dez. 1821 zu Königsberg, † 6. Jan. in Berlin.
Karl **Grünwedel**, Geschichtsm., * 22. April 1815 zu Pappenheim. † 18. Apr. i. München.
Prof. Wilh. **Lindenschmit**, Geschichtsm., * 20. Juni 1829 in München, † 8. Juni das.
Max v. **Menz**, Geschichtsm., * 1824 in München, † 3. Mai das.
Francesco **Podesti**, Geschichtsm., * 1800, † 9. Febr. in Rom.
Jean **Portaels**, Geschichtsm., * 1. Mai 1818 zu Vilvorde, † 8. Febr. in Brüssel.
Robert **Warthmüller**, Geschichtsm. * 1859 zu Landsberg a. W., † 25. Juni in Berlin.
Charles Edouard Armand **Dumaresq**, Schlachtenmaler, * 1. Jan. zu Paris, † Mitte März das.
Adolf **Schreyer**, Schlachtenm. * 9. Mai 1828 zu Frankfurt a. M., † Ende Febr. in Paris.
Heemskerk van **Best**, Marinem., * 1828 in Kampen, † im Jan. in Haag.
Henry **Moore**, Marinem., † 22. Juni i. London.
Emil **Brehmer**, Portraitm., * 10. Okt. 1822 in Kurtsch. † 19. Febr. in Breslau.
Josef **Valentin**, Portraitm., * 1811 in Straubing, 14. Febr. in München.
Johann **Duntze**, Landschaftsmaler. * 1823 in Radlinghausen. † Ende Mai in Düsseldorf.
August **Fritz**, Landschaftsm., * 1843 in Oberramstadt, † 1. März in Dortmund.
Prof. Josef **Quinaux**, Landschaftsm., * 29. März 1822 in Namur, † 25. Mai in Brüssel.
Leonhard **Rausch**, Landschaftsm., * 1813. † 19. April in Düsseldorf.
Josef **Schwenninger**, Landschaftsm., * 1805. † 12. Jan. in Wien.
Eugène Benjamin **Fichel**, Genrem.. * 30 Aug. 1826 in Paris, † Mitte Febr. das.
Carl **Hertel**, Genrem., * 17. Okt. 1837 zu Breslau. † 10. März.
Prof. John Evan **Hodgson**, Genrem., * 1. März 1831 zu London, † 19. Juni das.
Prof. Albert **Brendel**, Thierm., * 7. Juni 1827 zu Berlin. † 24. Mai in Weimar.
Johann **Deiker**, Thierm.. * 27. Mai 1822 in Wetzlar. † 22. Mai in Düsseldorf.
Guillaume Romain **Fonace**, Stilllebenm.. * 1838. † 18. Jan. in Paris.
H. G. **Hine**, Aquarellmaler. * 1810, † 21. März.

Fridolin **Becker**, niederl. Maler, † 5. März in Haag.

Berthe **Morisol**, * 1840, † 3. März in Paris.

Wilh. **Kleinenbroich**, * 1813, † 22. Juni in Lindenthal.

Wilhelm J. **Martens**, * 1838, † 2. Febr. in Schöneberg.

Prof. Charles **Soubre**, † 30. Jan. in Lüttich.

Georg Wilh. v. **Simm**, Maler u. Illustrator, * 1820, † im April in Berlin.

XI. Musiker.

Prof. Ferdinand **Scholl**, Vorsteher des Konservatoriums Stuttgart, * 1817, † 28. April in Stuttgart.

Prof. **Nevejans**, * 1842, † 2. Mai in Brüssel.

Chr. **Steuer**, Dir. d. städt. Musikschule in Nürnberg, * 1831, † 6. März.

Carl Rr. **v. Olschbaur**, Vorstand d. Wiener Männergesangvereins, * 7. Febr. 1829, † 1. Mai in Wien.

Jean Joseph **Bott**, f. Hofkapellmeister in Hannover, * 1826, † Anf. Mai in Newyork.

Ludwig **Rotter**, f. Hofkapellmeister, † 4. April in Wien.

Eduard **Thiele**, f. Hofkapellmeister, * 1813, † Mitte Jan. in Dessau.

Otto **Hohlfeld**, Hofconcertmeister, * 1854, † 10. Mai in Darmstadt.

Jgnaz **Lachner**, Komponist, * 11. Sept. 1807 zu Rom, † 25. Febr. in Hannover.

Edward **Salomon**, Operettenkomponist, † Mitte Jan. in London.

Franz v. **Suppé**, Operettenkomponist, * 18. April 1820 zu Spalato, † 21. Mai in Wien.

Alfred **Tilman**, Kirchenkomponist, * 3. Febr. 1848 in Brüssel, † 20. Febr. das.

Prof. Gustav **Wagner**, Komponist, † Anf. Jan. in Lauban.

Benjamin **Godard**, Komponist, * 18. Aug. 1849 zu Paris, † 11. Jan. in Cannes.

Prof. Wilh. **Krankenhagen**, * 1826, † 27. Juni in Baden b. Wien.

Prof. Ferd. **Sieber**, * 5. Dez. 1822 zu Wien, † im Febr. in Berlin.

Anselm **Ehmant**, * 25. Dez. 1832 zu Frankfurt a. M., † 14. Jan. in Paris.

Prof. Gustav **Mazzanti**, Klarinettist, † 20. April in Berlin.

Vicente **Celtanazor** y Arnal, Sänger, * 1815, † Ende März.

Peter **Nolden**, Kammersänger, * 1811 zu Düren, † Ende März in Hamburg.

XII. Architekten, Techniker und Industrielle.

Gustav **Assmann**, Geh. Oberbaurath, a. D., * 1825 zu Frankfurt a. O., † 3. Juni in Kassel.

Friedr. Aug. v. **Stache**, Oberbaurath, * 30. Juni 1814 zu Wien, † Mitte Juni in Graz.

Georg **v. Dollmann**, kgl. bair. Oberhofbaudir., * 1831, † 31. März in München.

Rud. **Staberow**, Baurath, † 28. März in Dortmund.

Oberbaurath Fried. Ernst **Löhmann**, Oberingenieur a. D., Wasserbautechniker, † Ende Febr. zu Dresden.

Geh. Hofrath Dr. Wilh. **Fränkel**, Prof. d. Ingenieurwissenschaft, * 1841, † 13. April zu Dresden.

W. **Castendyck**, Bergwerksdir. in Harzburg, * 1823, † 24. Jan. das.

Eduard **Schott**, techn. Leiter d. Eisenhütte zu Ilsenburg, * 1808 zu Sesen, † im Febr. in Ilsenburg.

Georg **Buderus**, Hüttenbes. in Lollar, † 29. Juni das.

Geh. Kommerzienrath Herm. **Gruson**, * 13. März 1821 in Magdeburg, † 31. Jan. das.

Kommerzienrath Oscar **Schulze**, Grossindustrieller, * 1827 zu Fraureuth, † 17. Jan. i. Apolda.

Kommerzienrath **Schöttler** in Braunschweig, Zuckerindustrie, * 1823, † 21. Juni das.

William Elsworth **Hill**, Instrumentenbauer, * 1817, † bei London.

Stadtrath Albert **Voigt**, Begr. d. Maschinenstickerei, † Ende Mai in Chemnitz.

Wilh. **Schönfeld**, Spinnereibes., † 2. Jan. in Herford.

Kommerzienrath C. D. **Magirus**, Feuerwehrrequisitenfabrik, * 1824, † 26. Juni i. Ulm.

XIII. Landwirthe.

Prof. Dr. Johannes **Brümmer**, * 1851, † 15. März in Jena.

Geh. Ökonomierath Richard **v. Oehlschlägel**, * 23. Mai 1834 in Tharandt, † 16. Mai in Oberlangenau.

Ökonomierath Gustav **Neuhauss**, * 1826, † 28. Jan. in Berlin.

Amtsrath **Becker**, † 30. Jan. in Eldena.

XIV. Buchhändler und Kaufleute.

Gustav **Marcus**, Verlagsbuchhändler, * 1821, † 6. Febr. in Bonn.

Franz **Kirchheim**, Verl., † 2. März in Mainz.

Joh. Moritz Konr. **Schauenburg**, Verl., * 24. Okt. 1827 zu Herford, † 25. Jan. zu Lahr.

Eugène **Plon**, Verl., * 11. Juni 1836, † 31. März in Paris.

Jos. **Whitaker**, Verl., * 1820, † 15. Mai i. London.

Karl **Ricker**, Verl., * 1833 zu St. Goarshaussen, † 11. März in St. Petersburg.

Joseph **Aumüller**, Kunstverl., * 1806, † 6. Juni in München.

Philipp **Bück**, Buchhändler, * 1845, † 16. März in Karlsruhe.

Frederic **Chapman**, Buchhändler, † 7. März in London.
Andreas **Haase** Edler v. Wranau, Hofbuchdr., † 3. März in Prag.
Edmond **Joubert**, Präs. d. Banque de Paris et des Pays-Bas, † 13. Mai in Paris.
Eduard **Metz**, Präs. d. luxemburg. Handelskammer, † 13. Febr. in Luxemburg.
Charles **Worth**, der pariser Modenkönig, * 1825 zu Bourne, † 10 März in Paris.
Wilh. **Hüffer**, Haupt d. deutsche Kolonie in Rom, * 1823 in Münster, † 5. Mai in Rom.
A. **Jegorow**, Grosskaufmann, † 10. Febr. in St. Petersburg.
Kommerzienr. Dr. Robert **Simon**, † 21. Jan. in Königsberg.
Baron Herm. **Springer**, * 1840, † 9. Febr. in Wien.
Karl **Sarg**, Grosskaufm., * 1832, † 14. März in Wien.
Ed. L. **Behrens**, Banquier, * 19. Jan. 1824, † 18. April in Hamburg.
Ferd. Edmund **Becker**, Banquier, * 1833, † 8. Juni in Gaschwitz.
Wilh. Rr. **v. Gutmann**, † 17. Mai in Wien.
Geh. Kommerzienr. **Deninger**, † 1. Juni i. Mainz.
Sigismund **Kohnspeyer**, Bankier, * 1831, † 19. Mai in Königstein i. S.
Kommerzienr. Joh. Karl Gustav **Herrmann**, * 1845, † 10. Jan. in Leipzig.
Geh. Kommerzienr. Walter **Ferber**, * 1830, † 5. Mai in Gera.
Niederl. Konsul Rudolf **Dackau**, † 14. Febr. in Libau.
K. Rath Rudolf **Ditmar**, Fabrikant, * 1817 zu Prenzlau, † 22. März in Wien.
Karl Friedr. Wilh. **Meister**, Mitbegründer der Farbwerke zu Höchst a. M., * 1827 in Hamburg, † 3. Jan. zu Frankfurt a. M.
Kommerzienr. **Schlüchtermann**, Grossindustrieller in Dortmund, † 21. April in Montreux.
Friedr. Aug. **Biesling**, Lederfabr. in Dresden, * 1818, † 3. Juni in Dresden.
Jakob **Ahlers**, Kaufm., † 17. Juni in Hamburg.

XV. Schauspieler und Theaterdirektoren.

Theodor **Lebrun**, f. Direktor d. Berliner Wallnertheaters, * 14. Jan. 1828 zu Kornitten, † 9. April in Hirschberg.
Anton v. **Weber**, f. Dir. d. Theaters zu Dortmund, † 27 Jan.
Carl v. **Bongardt**, f. Theaterdir., * 1847, † 27. Jan. in Detmold.
Georg **Carron**, f. Dir. des Theaters zu Metz, * 1843, † Mitte April in Paris.
Rudolf **Frinke**, Dir. d. Theaters zu Budweis, * 18 Febr. 1844 zu Prag, † 13. April zu Gries b. Bozen.
Robert **Müller**, Theaterdirektor, * 20 Jan. 1832 zu Olmütz, † 20. Febr. das.
Prof. Fritz **Brand**, Oberregisseur in Weimar, † 10. Jan. in Jena.
Balletmeister Karl **Telle** in Wien, * 1827, † 5. Jan. in Klosterneuburg.
Josef Ferd. **Müller** („Nesmüller"), Schauspieler, * 9. März 1818 zu Mährisch-Trübau, † 9. Mai in Hamburg.
Herm. **Waeser**, Schauspieler am deutschen Theater in Cincinnati, † das.
Friedr. **Hesse**, Hofschauspieler, * 1809, † 21. April in Cassel.
Marie **Knauff**, f. Schauspielerin, * 30. April 1842 in Berlin, † 9. Febr. das.
James **Anderson**, Schauspieler, * 1821, † 3. März in London.
Corney **Green**, Komiker, * 1844, † im März in London.
Emil **Schubert**, Komiker, * 1839, † 23. Mai in Dresden.
Etienne **Pradeau**, Komiker, * 1816 zu Bordeaux, † Ende Jan. in Paris.
Josef **Bletzacher**, Bassist u. Schauspieler, * 14. Aug. 1835 zu Schwäch, † 16. Juni in Hannover.

XVI. Frauen.

Pauline, Herzogin zu **Sagan**, * 6. Juli 1823, † 9. März in Berlin.
Frau Auguste **Demuth**, Schauspielerin „Frau Koberwein", * 1821, † 31. März in Wien.
Frau Mary **Thornycroft**, Bildhauerin, * 1814 zu Thornham, † Anf. Febr. in London.
Emilie **Ringseis**, Tochter Joh. Nep. v. Ringseis', * 15. Nov. 1831 zu München, † 3. Febr. das.
Emilie **Zahn**, Tochter Louis Spohr's, * 27. Mai 1806 zu Gotha, † im Juni.
Lina **Ehrenberg**, zweite Frau d. Naturforsch., geb. Friccius, * 20. Mai 1812 zu Königsberg, † 18. Mai in Zehlendorf.
Frau Louise **Otto**-Peters, f. Präsidentin d. Allg. deutschen Frauenver., * 26. März 1819 zu Meissen, † 13. März in Leipzig.
Julie **v. Hamburger**, Präsidentin d. Alexander-Gemeinschaft barmherz. Schwestern in St. Petersburg, * 1825, † 27. Febr. in St. Petersburg.
Frau Camilla **Collett**, Schriftsteller. u. Leiterin der Frauenbewegung in Norwegen, * 1813, † 7. März in Christiania.
Marie **Czerwinka**-Rieger, Schriftstellerin, † 18. Jan. in Prag.
Frau Marie **v. Borch**, Schriftstellerin, * 23. Nov. 1853 in Hamburg, † 23. Mai in Berlin.
Miss Mary Carlyle-**Aitken**, Nichte Thomas Carlyle's, Schriftstellerin, † in Edinburgh.

Aus dem Stammbuch eines Biographen.

III.

Paraphrase.

„Ein Menschenleben, ach, es ist so wenig!
Ein Menschenschicksal, ach, es ist so viel!“
Grillparzer.

Der Welle gleich, die fern vom Meeresstrande
Spurlos im weiten Ozean verschwimmt;
Der Flamme ähnlich, die nach kurzem Brande
Zu einem todten Aschenrest verglimmt;
Ein Schatten nur in täuschendem Gewande,
Der, kaum erschienen, auch schon Abschied nimmt;
Dem Walten blinder Kräfte unterthänig
Ein Menschenleben, ach, es ist so wenig!

Allein in dieser armen Spanne Zeit,
Die uns, den Bildern eines Traums, gelassen,
Welch ein Gedräng' von Schmerz und Seligkeit!
Welch ein Gewog' von Lieben und von Hassen!
Ob nichtig auch dies Sein, das Herz ist weit
Und kühn genug Unendliches zu fassen
Im Loos, das ihm für flücht'ge Stunden fiel —
Ein Menschenschicksal, ach, es ist so viel!

Betty Paoli: Letzte Gedichte.

Berichtigung. In der Denkrede von Tigerstedt hat es in der Fussnote S. 271 statt „Universität Stockholm“ zu lauten „in der schwedischen Gesellschaft der Ärzte in Stockholm“; S. 272 Z. 14 v. o. statt „eine“ „seine“ Habilitationsschrift; S. 273 Z. 3 v. o. ist „nur“, Z. 7 v. o. „gleichfalls“ zu streichen; Z. 11 v. o. statt „auf das weite Feld“ „auf weite Felder“; Z. 27 v. o. statt „von“ „vor“ zu lesen; Z. 32 nach „irgend einer“ das Wort „anderen“ einzuschalten; in der letzten Zeile statt „auf diesem Gebiete“ „auf diesen Gebieten“; S. 274 Z. 16 ist statt „hervortritt“ „hervorhebt“, Z. 11 v. u. statt „klarer“ „klar“ zu lesen; S. 275 ist Z. 23 v. u. nach „Ganglienzellen“ „dabei“ einzuschalten; der Schlusssatz dieses Absatzes hat zu lauten: „die Leistungen des Thierkörpers festzustellen und sie aus den elementaren Bedingungen desselben mit Nothwendigkeit herzuleiten“; Z. 4 v. u. statt „desto bedeutender“ „je bedeutender“; S. 277 Z. 24 v. u. statt „deren“ „dessen“.

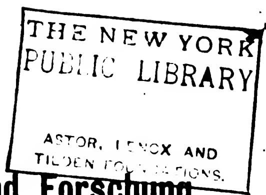
Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.

Biographische Blätter.

Jahrbuch

für

lebensgeschichtliche Kunst und Forschung.



Unter ständiger Mitwirkung

von

Michael Bernays, F. von Bezold, Alois Brandl, Aug. Fournier, Ludw. Geiger, Karl Glossy, Eug. Guglia, Sigm. Günther, Ottokar Lorenz, Karl von Lützow, Jacob Minor, Friedr. Ratzel, Erich Schmidt, Anton E. Schönbach u. A.

herausgegeben

von

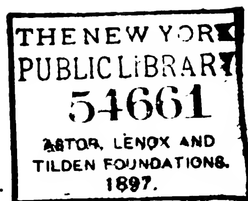
Anton Bettelheim.

Zweiter Band.

BERLIN.

ERNST HOFMANN & Co.

1896.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
54661
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1897.

THE ASTOR LIBRARY
NY

Inhalt.

I. Charakteristiken und Kritiken.

II. Biographische Aufsätze.

III. Selbstbekenntnisse und Denkwürdigkeiten.

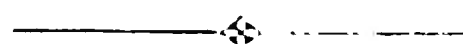
IV. Urkunden und Briefe.

V. Anzeigen.

VI. Miscellen.

Namen-Verzeichniss.

(In liegender Schrift erscheinen die Namen der Verfasser.)



Preis-Ausschreiben.

Die „Biographischen Blätter" schreiben folgende zwei Preise aus:

1. den Preis von 100 Mark für einen in den Rahmen der „B. Bl." passenden biographischen Aufsatz im Umfange von 4—20 Seiten der „B. Bl.", der einem deutschen Charakter unseres Jahrhunderts gewidmet ist und in künstlerischer Darstellung ein rundes Lebensbild eines Fürsten, Staatsmannes, Denkers, Entdeckers, Soldaten, Dichters, Künstlers oder Gelehrten geben soll. Unter übrigens gleichen Umständen erhalten Charakteristiken von Kaiser Wilhelm I., Roon, Helmholtz, Siemens, Heinr. Barth, Franz Schubert, Gottfried Keller, Ludwig Richter den Vorzug. Von Nichtdeutschen sind Charakteristiken von Papst Leo XIII. und Pasteur willkommen.

2. den Preis von 500 Mark für ein 15—20 Druckbogen des Formates der Sammlung von Biographieen „Geisteshelden (Führende Geister)" umfassendes Manuskript, das in der Form von autobiographischen Aufzeichnungen, Denkwürdigkeiten oder Erinnerungen deutsche Zustände der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts behandelt. Unter übrigens gleichen Umständen erhält ein derartiges der Regierungszeit von Kaiser Wilhelm I. gewidmetes oder entstammendes Werk den Vorzug.

Die Manuskripte sind bis spätestens 31. März 1896 abzuliefern; die Entscheidung des Preisgerichtes erfolgt bis spätestens 30. September 1896. Das Preisurtheil 1) über die eingelaufenen Aufsätze fällt der Herausgeber, der sich vorbehält, erforderlichenfalls Sachverständige und Fachmänner als Preisrichter beizuziehen; das Preisurtheil 2) über die eingelaufenen Denkwürdigkeiten oder Autobiographieen fällt der Herausgeber im Einvernehmen mit dem Verlagsbuchhändler Ernst Hofmann in Berlin. Wenn sich keine der einlaufenden Arbeiten als preiswürdig erweisen sollte, werden die Termine erstreckt oder die Preise nochmals ausgeschrieben werden.

Die Verlagsbuchhandlung erwirbt durch die Auszahlung der Preise, für welche sie haftet, das Recht, die preisgekrönten Manuskripte in den „Biographischen Blättern" zu veröffentlichen; sie behält sich ferner das Recht vor, nach weiterer Vereinbarung mit den Verfassern diese Manuskripte späterhin auch selbständig zu verausgaben; endlich können nicht preisgekrönte, doch vom Preisgericht als empfehlenswerth bezeichnete Aufsätze und Memoiren zu den üblichen Honorarsätzen für die „Biographischen Blätter" erworben werden.

Für die Handschriften haftet die Verlagsbuchhandlung nur, falls sie „eingeschrieben" an ihre Adresse (Ernst Hofmann & Co. in Berlin S.W. 48, Wilhelmstrasse 122) abgeliefert werden. Sie dürfen mit keinem Autorennamen, nur mit einem Merkwort bezeichnet sein; jedem Manuskript soll ein mit demselben Merkwort versehener, verschlossener Briefumschlag beiliegen, der Name und genaue Adresse des Verfassers enthält.

Heinrich Pestalozzi.

Geboren am 12. Januar 1746 zu Zürich, gestorben am 17. Februar 1827 zu Brugg im Kanton Aargau.

Von

THEOBALD ZIEGLER.

Vorbemerkung: Die nachstehende Rede ist am Vorabend von Pestalozzi' 150jährigem Geburtstag, dem 11. Januar 1896 zu Frankfurt am Main bei de Pestalozzi-Feier der vereinigten Lehrer-Vereine gehalten worden. Daraus erklär sich einerseits das Aktuelle und Spezielle ihres Inhalts und andererseits das Über gehen des eigentlich Biographischen, da dieses als im wesentlichen den Hörern bekannt vorausgesetzt werden durfte.[1]) Angesichts dessen bin ich nicht ohn Zagen und Zögern der freundlichen Einladung des Herrn Herausgebers gefolgt ihm die Rede für seine Biographischen Blätter zu überlassen. Nun dies doch geschehen ist, muss ich die Leser um Nachsicht bitten, wenn manches nicht in den Rahmen der Zeitschrift passen will und sie nicht alles finden, was sie hie mit Recht erwarten könnten. Vielleicht kann ich in nicht allzu ferner Zeit Einzelnes zur Lebensgeschichte Pestalozzi's nachtragen, wenn der Briefwechsel zwischen ihm und seiner späteren Gattin Anna Schulthess, mit dessen Veröffent lichung der um Pestalozzi und seine Werke so hochverdiente Oberpfarrer Seyffarth in Liegnitz eben beschäftigt ist,[2]) abgeschlossen vorliegt und mi dann die Redaktion gestattet, noch einmal an dieser Stelle über Pestalozzi zu reden.*)

Hochansehnliche Festversammlung!

Wir sind hier zusammengekommen, um am Vorabend des 150jährigen Geburtstags von Pestalozzi sein Andenken festlich zu begehen und uns dankbar dessen zu erinnern, was er der Menschheit gewesen und was er uns heute noch immer ist. In einer Versammlung wie der Ihrigen braucht es nicht erst der Rechtfertigung, dass wir, die wir 1846 noch nicht haben mitfeiern dürfen und 1946 wohl in der überwiegenden Mehrzahl nicht mehr werden mitfeiern können, damit nicht haben warten wollen, bis aufs neue ein ganzes Jahrhundert abgelaufen war, sondern schon nach einem halben Säkulum wieder den Mann in grossem Stil zu feiern uns entschlossen haben. Und in einer Stadt wie Frankfurt braucht man nicht bange zu sein, dass das Interesse für ihn erstorben und erloschen sein könnte. In dem Hause, dem durch Goethe die Unsterblichkeit gesichert ist, im Hause des Geheimraths

[1]) Der wichtigste Beitrag zu einer Biographie Pestalozzi's sind, neben seinem eigenen autobiographischem Werk „Lebensschicksale", die 4 Bände von H. Morf, zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. Winterthur 1869—1889; aber wie der Titel sagt, mehr nur reichstes Material zu einer künftigen Biographie als selbst schon eine solche. Gut ist der Artikel „Pestalozzi" von Hunziker im 25. Band der Allgemeinen Deutschen Biographie.

[2]) Über diesen Briefwechsel giebt vorläufigen Bericht ein Vortrag von L. W. Seyffarth, Pestalozzi und Anna Schulthess, Liegnitz 1895. Von Seyffarth ist bekanntlich auch die neueste Ausgabe der sämmtlichen Werke Pestalozzi's in 18 Theilen.

*) Mit besonderer Genugthuung und zur dauernden Freude der Leser der Biographischen Blätter. D. H.

Willemer schlugen mit unter den ersten in Deutschland die Herzen in warmer Theilnahme für Pestalozzi, Frankfurter übersandten ihm vertrauensvoll ihre Söhne zum Erziehen und unterstützten ihn in hochherziger Weise mit Geld, und in Ihre Musterschule zog schon im Jahre 1805 mit Gruner der Geist des grossen Schweizer Pädagogen ein. So knüpfte sich frühe zwischen Frankfurt und Pestalozzi[1]) ein Band geistiger Gemeinschaft, das — der heutige Tag beweist es — unauflöslich geschlungen ward.

An solchen Erinnerungstagen nun, wie wir deren einen heute feiern, wollen wir das, was wir alle wissen und was wir gemeinsam fühlen und empfinden, auch zur Aussprache kommen lassen in festlicher Rede; und dass Sie dazu mich eingeladen haben, dafür bin ich Ihnen zu besonderem Danke verpflichtet. So darf ich als Mensch den herrlichen Mann mit Ihnen feiern, und als Professor dem Gedanken Ausdruck geben, der von Pestalozzi stammt, dass die verschiedenen Stockwerke des deutschen Schul- und Unterrichtswesens zusammengehören — zu gemeinsamer Arbeit in unserem Beruf Menschen zu bilden und zu gemeinsamem Schutz und Trutz nach aussen. Als vor vier Jahren der Zedlitz'sche Volksschulgesetzentwurf die Freiheit und Selbständigkeit dieser Schule und die Unabhängigkeit ihrer Lehrer bedrohte, da haben wir Hochschullehrer mit Ihnen und für Sie uns dagegen zur Wehre gesetzt; und drei Jahre später hat uns der Sieg von damals Kraft gegeben zu erfolgreichem Widerstand gegen ein die Freiheit unseres Unterrichts gefährdendes Gesetz.

Es könnte nun freilich allen denen, die Pestalozzi nur äusserlich, nach seinen Lebensschicksalen kennen und beurtheilen, seltsam und fast wie eine grosse Paradoxie erscheinen, dass wir ihn feiern, als wäre er einer unserer allergrössten Männer, und dass es gerade Lehrer sind, die ihn so feiern. Denn in der That, was er unternahm und anfing, das misslang unter seinen Händen: erst sein eigenes Geschäft, die Landwirthschaft auf dem Neuhof, dann die Armenschule, die er dort sich und den Armen zur Hilfe einrichtete, die Waisenanstalt in Stans und die verschiedenen Institute in Burgdorf, Münchenbuchsee und Yverdon — keines hat sich auf die Dauer erhalten, und auch als Schriftsteller vermochte er sich auf der mit dem ersten Theil seines Volksbuches „Lienhard und Gertrud“ erstiegenen Höhe nicht zu behaupten. Als „ein armer Müdling“ kehrte er 1825 auf den Neuhof zurück, von dem er ausgegangen war, zwei Jahre darauf starb er vereinsamt und aufs tiefste erschüttert durch hässliche Angriffe und Anklagen ehemaliger Freunde und Mitarbeiter, äusserlich und innerlich ein vom Glück verlassener Mann. Und dabei wird es nicht angehen, alle Schuld nur auf die Böswilligkeit oder den stumpfen Sinn seiner Umgebung und seiner Zeitgenossen

[1]) Pestalozzi's Beziehungen zu Frankfurt lassen sich aus zahlreichen Dokumenten bei Morf a. a. O. im Einzelnen erkennen; dem gegenüber bringt auch der Vortrag von Seyffarth „aus Pestalozzi's Leben mit besonderer Beziehung auf Frankfurt a. M.“, abgedruckt in der Frankfurter Schulzeitung vom 1. und 15. November 1895, nichts Neues bei.

zu schieben, am eigenen Ungeschick ist er vielmehr tragisch gescheitert. An eigenen Ungeschick — „Regierungsunfähigkeit“ hat er es selbst wohl ge nannt, aber mehr noch am eigenen Herzen, dem in der Jugend keine männ lich starke Hand Maass und Halt gegeben hatte. Und so war er kei weltkundiger und weltgewandter, kein willensstarker und konsequenter Mann geworden, sondern ein Gefühlsmensch, ein Temperamentsmensch, ein grosse Enthusiast. Daher kam es, dass die Menschen den Idealisten in ihm nich erkannten, der er wirklich war, sondern ihn für einen Phantasten hielten der er nie gewesen ist, wenngleich die Quelle der Phantasie bei ihm frisc und lebendig sprudelte und er wie alle genialen Menschen in der Tha etwas vom Träumer und Nachtwandler an sich hatte.

Ein Idealist, was will das heissen? Dass ihm, herausgeboren aus de tiefsten Bedürfnissen seines Herzens und seiner sittlichen Natur, Ideale vo der Seele schwebten, die ihn sein Dämon, sein Genius zu verwirkliche trieb, dass ihn Ideen erfüllten, die er als sittliche Forderungen an die We herantrug, ihr gab und ihr als Aufgaben und Ziele vorhielt. Und wori bestanden diese Ideale? Erst klingt es, als ob sie ihn allein angingen un auf dem Boden seines individualistischen Zeitalters gewachsen wären: al auch in seiner schweizerischen Heimath alles neu wurde und an die Stell des verrotteten Staatenbüschels einiger patrizisch schlecht regierter Kanton die helvetische Republik trat (1798), da sagte er schlicht und einfach: „ic will Schulmeister werden.“ Allein das war bei ihm nicht sowohl der Aus druck persönlicher Neigung, obwohl das Lehren, Erziehen und Menschen bilden wirklich seiner innersten Natur, dem in ihm wohnenden Dämon ent sprach, sondern in dieser bescheidenen Form lag die grosse Reformidee be schlossen, dass es anders, besser werden müsse mit der Gesellschaft un mit der Welt der Menschen und dass das nur geschehen könne mit Hilf einer neuen von ihm gesuchten und zu findenden Menschenerziehung un Menschenbildung.

Schon auf dem Neuhof, wo er selber den Kampf ums Dasein s mühsam und so erfolglos kämpfte und dennoch eine Schaar von Bettelkinder um sich sammelte, um nicht bloss sich, sondern durch Erziehung zur Arbei auch ihnen zu helfen, und dann vor allem in Stans, wo er an den Waisen kindern der im Aufruhr gefallenen Nidwaldener zum ersten Mal lernte, wa er wollte, — „das Pulsgreifen seiner Kraft“ nennt er es selbst, — da gin ihm der Gedanke auf, den ihm sein grosses Herz diktirte, dass auch de Ärmsten und Elendesten geholfen werden müsse. Geholfen werden könne ihne aber wie allen anderen Menschen nur, wenn man sie auf ihre eigene Kraf verweise, diese in ihnen wecke, übe und entfessele und sie so fähig mache sich selber zu helfen. Menschen zu Menschen machen, indem man sie in de Vollbesitz ihrer physischen, intellektuellen und moralischen Kräfte setzt — da ist wie alles Grosse ein ganz Einfaches, ist aber wie alles Grosse zugleic auch ein unendlich Tiefes und Weitgreifendes. Wir können es uns in seine

Bedeutung am besten klar machen an der Art und Weise, wie es auf die Welt und in der Welt gewirkt hat, und stolz dürfen wir sein, dass wie in Deutschland überhaupt Jahrhunderte lang für alle pädagogischen Richtungen und Impulse der Schnitt- und Kreuzungspunkt lag, so auch die Welt, die für Pestalozzi Verständniss und Empfänglichkeit zeigte, vor allem unsere deutsche Welt gewesen ist.

In drei Wellen, Fluth, Ebbe, Fluth entsprechend, explicirt und entfaltet sich die Wirkung von Pestalozzi's Lebenswerk in unserem Jahrhundert, ich möchte sie die nationale, die pädagogische und die soziale nennen.

Es war in den Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, nach der Schlacht bei Jena, als in Preussen[1]) zum Behuf der Wiederaufrichtung des äusserlich zu Boden geworfenen und innerlich doch so lebenskräftigen Staates ein Philosoph und ein Staatsmann auf Pestalozzi hinwiesen. Der eine, Fichte, that es in seinen Reden an die deutsche Nation: in Pestalozzi findet er wie in Luther die Grundzüge des deutschen Gemüths und den erfreuenden Beweis, dass dieses Gemüth in seiner ganzen wunderwirkenden Kraft in dem Umkreise der deutschen Zunge noch walte bis auf diesen Tag; und von ihm hofft er darum die gesuchte Nationalerziehung, durch welche den Völkern und dem ganzen Menschengeschlecht aus der Tiefe ihres damaligen Elends emporgeholfen werden könne. Und nicht anders der Freiherr vom Stein, der einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der deutschen Nation hervorrufen und ihr wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und Nationalehre einflössen möchte. Das Alte hatte sich überlebt, denn es hatte 1806 die Probe nicht mehr bestanden; ein Neues war da, in Lessing und Kant, in Schiller und Goethe kündigte es sich an; aber es war dem deutschen Volke selbst noch zu neu und zu fremd, es war noch nicht in ihm lebendig, noch nicht Macht und Kraft geworden. Und das erwartete nun der grosse preussische Minister und Patriot von der Anwendung der Pestalozzi'schen Methode, dass durch sie „die Selbstthätigkeit des Geistes erhöht, der religiöse Sinn und alle edleren Gefühle der Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert und der Hang zum Leben im Genuss gemindert und ihm entgegengewirkt" werde. Und er hatte ja auch äusserlich die Macht, in das Leben seines Volkes einzuführen, was sich ihm in der Idee als werthvoll und nothwendig für dasselbe darstellte. Gleichzeitig mit den Gesetzen, die dem preussischen Volke

[1]) „Pestalozzi in Preussen", heisst ein Vortrag von Seyffarth, 3. Auflage 1895, in welchem alles hierauf Bezügliche gut zusammengestellt ist; viele Dokumente dazu bei Morf a. a. O. Ausserdem vergl. den Artikel „Süvern" von W. Dilthey in der Allgemeinen Deutschen Biographie Band 36 und meinen Artikel „Wilhelm von Humboldt" in dem encyklopädischen Handbuch der Pädagogik von Rein, Band 2. — Es hängt übrigens nur mit Ort und Zweck meiner Rede zusammen, dass von Stapfer, dem Unterrichtsminister der helvetischen Republik und dessen werkthätigem Eintreten für Pestalozzi nicht ausdrücklich und ausführlich geredet wurde; ihm gebührt das Verdienst, Pestalozzi die Bahn freigemacht und ihn auf den richtigen Platz gestellt zu haben.

die Aufhebung der Erbunterthänigkeit auf dem Land und die Selbstverwaltung in den Städten brachten und es so zur freien Kraftentfaltung fähig machten und zur aktiven Theilnahme am Leben des Staates aufriefen, ging man daher auch daran, den Grund zu einer neuen Erziehung zu legen und so auch die Kräfte des erst folgenden Geschlechtes zu entbinden. Wilhelm von Humboldt, dieser Virtuose individueller Bildung, übernahm die Leitung des Unterrichtswesens und konnte nun zeigen, was Eines Mannes Bildung werth sei und für das Ganze bedeute: er gründete die Universität Berlin, er setzte die wissenschaftliche Deputation ein, um der Routine in der Schulverwaltung den Geist und das Wissen hinzuzufügen, er erfüllte die Gymnasien mit dem Vollgehalt des klassischen Alterthums und die niederen Schulen mit dem Geiste Pestalozzi's. Das war ihm aber kein getrenntes und zusammenhangsloses Allerlei, sondern aus gemeinsamer Wurzel heraus eines und dasselbe. Denn er hatte jenen grossen Gedanken Pestalozzi's begriffen, dass die drei Stockwerke unserer Bildung Verbindungstreppen haben und Ein Haus darstellen müssen, in dem es gelte, alle ohne Ausnahme zu Menschen zu machen und in allen alle vorhandenen Kräfte aufzuregen und zu entfesseln. Und neben Humboldt war es Nicolovius, seit vielen Jahren einer der getreuesten Freunde Pestalozzi's, der den Verkehr zwischen diesem und der preussischen Regierung einleitete und zu einem so intimen und herzlichen machte, weil er Pestalozzi mit dem Herzen verstand, mit dem man ihn allein verstehen kann. Zeller wurde nach Königsberg berufen, um dort eine Pestalozzi'sche Musteranstalt zu gründen und Geistliche und Lehrer in die neue Methode einzuweihen. Und wenn sich hier nicht alles so erfreulich gestaltete, wie man hoffte und wollte, so brachten dafür die jungen Leute, welche die preussische Regierung mitten heraus aus dem Druck der Fremdherrschaft nach Yverdon schickte, um dort, wie es in der Instruktion hiess, sich zu erwärmen an dem heiligen Feuer in dem Busen dieses Mannes der Kraft und der Liebe, wirklich Funken von diesem Feuer in die Heimath zurück und weckten hier überall das Feuer der Begeisterung für Pestalozzi und sein Werk.

Ein aus tiefem Fall sich aufraffendes Volk stark zu machen durch Erziehung zu Kraft und Selbständigkeit, das war der grosse Gedanke der preussischen Staatsmänner, als sie sich an Pestalozzi wandten, das erwarteten sie von ihm und durch ihn. Indem sie sich von ihm auf die auch in den Aermsten und Elendesten schlummernden Kräfte hinweisen liessen, appellirten sie an die in ihrem zerschlagenen, zerbrochenen Volke vorhandene Kraft, der man so lange misstraut und die man daher so lange niedergehalten, brach hatte liegen lassen; und ihr Vertrauen täuschte sie in den grossen Tagen der Entscheidung nicht.

Aber nur zu bald kam nach den ersten schönen Frühlingstagen der kalte Wind einer langen Reaktionsperiode, der viele Blüthen absterben liess: Selbsthilfe und eigene Kraft galten nun wieder nicht mehr viel im deutschen

Vaterland, Kaiser und Reich, deren Wiederauferstehen im Jahre 1871 wir in acht Tagen feiern, waren vor 80 Jahren schwer verpönte strafbare Utopien. Doch der Geist, der einmal da ist, lässt sich wohl dämpfen, aber nicht ertöten; denn Geist ist jederzeit stärker als brutale Macht, Geist ist ewig. Zwar der grossgedachte und auf den Zusammenhang mit dem ganzen nationalen Leben angelegte Entwurf einer allgemeinen Schulordnung vom Jahr 1813 — ein Werk Süvern's in Pestalozzi's Geiste — wurde 1826 definitiv zu den Akten gelegt, aus denen er bis heute nicht wieder auferstanden ist. Die höheren Schulen gingen hinfort, nicht zu ihrem Vortheil, ihre eigenen Wege, und nur die deutsche Volksschule erfüllte sich mit Pestalozzi'schem Inhalt und Geist.

Die Volksschule ist eine Schöpfung — nicht wie man fälschlich gemeint hat, der Kirche, sondern des Staates, der sie erst durch das Machtwort des Schulzwangs zu einer allgemeinen gemacht hat. So waren die Kinder da — in Preussen seit 1717 und 1736. Dann kamen die Lehrer, für deren Bildung unter Friedrich dem Grossen vor allem die Königliche Realschule zu Berlin sorgte; und das Generallandschulreglement von 1763 schaffte äusserlich Ordnung und schärfte die allgemeine Schulpflicht aufs neue ein. Aber noch fehlte die Hauptsache — Inhalt und Form des Unterrichts. Durch Pestalozzi[1]) kam jetzt auch das. Der Natur zu folgen hatte schon im 17. Jahrhundert Amos Comenius dem Erzieher und Lehrer gerathen; aber er dachte dabei an den äusseren Gang der Natur, den der Lehrer beim Unterricht nachahmen sollte. Der Natur zu folgen, das verkündigte 100 Jahre später auch Rousseau als ein neues Evangelium mit aller Gluth und Wucht seiner Herzensberedsamkeit; aber er meinte eine idealische Wildlingsnatur, die echte kannte er nicht. Der Natur zu folgen forderte jetzt auch Pestalozzi; dazu versenkte er sich mit philosophischem Tiefsinn in das innerste Wesen der menschlichen Seelenkräfte, suchte den Menschen zu ergründen und baute dann auf diesem sicheren Grunde wahrer Menschenerkenntniss seine Idee der Elementarbildung auf, die er nicht, wie er allzurasch zugab, „mechanisirt“, sondern vielmehr psychologisirt hat. So fand er die Grundkräfte der menschlichen Natur in Kopf, Herz und Hand, sie galt es zu üben und zu entfalten; und so fand er in Zahl, Form und Sprache die Elementarmittel des Unterrichts, sie galt es in verschiedenen Fächern zu gestalten und zu verwerthen; Ausgangspunkt und Fundament aller Erkenntniss aber ist ihm die Anschauung, wozu er im weiteren und tieferen Sinn des Wortes auch alles Selbsterlebte und Selbstempfundene rechnete; sie muss man daher vor allem zur Kunst erheben.

Über das Einzelne dieser Pestalozzi'schen Pädagogik lässt sich streiten, vieles an ihr ist anfechtbar, vergänglich, endlich; sie hat sich wirklich nicht

[1]) Inhalt und Bedeutung der Pädagogik Pestalozzi's jetzt am besten dargestellt von H. Scherer „Die Pestalozzi'sche Pädagogik nach ihrer Entwickelung, ihrem Auf- und Ausbau und ihrem Einfluss auf die Gestaltung des Volksschulwesens“, Leipzig 1896.

frei gehalten von Mechanismus und Formalismus; aber nicht streiten lässt sich darüber, dass durch sie dem Unterricht ein Inhalt gegeben war von einem Reichthum und von einer Fülle, wie man sie bis dahin nicht gekannt und nicht geahnt hatte, und dass damit für eine methodische Führung des Unterrichts erstmals die Bahn frei und der Weg gewiesen war. Indem sich die Volksschule mit diesem Inhalt erfüllte, neue Fächer aufnahm und die alten völlig umgestaltete und ihre Arbeit überhaupt zu einer methodisch sicheren und sicher vorwärts schreitenden Kunst erhob, wurde sie eine Pestalozzi-Schule; und das ist sie bis zum heutigen Tag geblieben: so viele wackeren Männer, allen voran Diesterweg haben sie immer mehr dazu gemacht und auf seinen Namen hin weitergeführt.

Und darum feierten heute vor 50 Jahren die deutschen Volksschullehrer Pestalozzi als ihren Heros Eponymos, als den Vater ihrer Schule. Den damaligen Machthabern war dies freilich noch zu viel; denn zu viel von selbstständiger Kraft steckte noch immer in der Lehrerwelt. Verstimmt äusserte daher Friedrich Wilhelm IV. über diese Feier im Januar 1846: es habe sich in ihr ein dem frommen Sinn des Gefeierten durchaus fremder Geist geoffenbart.[1]) Diesterweg wurde seines Amtes enthoben, und nach den Sturmtagen von 1848 kamen (1854) die Stiehl'schen Regulative, die pädagogisch besser sind als ihr Ruf, deren frömmelnder Geist aber ein durchaus verwerflicher und reaktionärer war. Dem Romantiker auf dem Throne der Cäsaren war die Pestalozzi-Schule zu wenig fromm; den Urhebern der Regulative hatte sie zu viel Inhalt und gab sie zu viel Bildung.

Doch heute feiern wir Pestalozzi wieder, sein Geist hat sich nicht bannen lassen. Und wiederum sind es die Lehrer, die zu seiner Feier einladen — ein Zeichen, dass sie die alte Fahne hochhalten; und sie feiern ihn hoffnungsvoller und freier athmend als vor 50 Jahren; denn die Stiehl'schen Regulative sind beseitigt und das Zedlitz'sche Volksschulgesetz ist abgewendet. Aber heute kommen neben den Volksschullehrern auch andere und wollen mitfeiern. Schüchtern und langsam, aber sicher ringt sich der Gedanke Pestalozzi's durch, dass alle Schulen, auch die hohe Schule der Universität nicht ausgenommen, zusammengehören und einen grossen Organismus bilden, dessen Basis die allgemeine Volksschule ist, und dass diese Basis eben darum so breit als möglich, die Volksschule eben darum zu einer wahrhaft allgemeinen werden müsse.

Noch vorher aber ist eine Seite im Wesen Pestalozzi's, die vor 50 Jahren kaum beachtet wurde, heute in den Vordergrund, geradezu in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt, wir können sie die sozialistische

[1]) H. von Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, fünfter Theil S. 242; sonst möchte ich mich freilich am allerwenigsten auf diesen Abschnitt des Treitschke'schen Buches berufen, der für Schule und Lehrer weder genügendes Wissen noch Verständniss und Herz zeigt und offenbar auch von Pestalozzi selber nur eine sehr unvollkommene und unzutreffende Vorstellung hat.

oder sittlich-soziale nennen.[1]) In seinem tiefsten Buch: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" (1797), das Rousseauisch anhebt — „der Mensch, wie er aus der Hand der Natur kommt, ist ganz unschuldig" — und Kantisch endigt — „durch Sittlichkeit erhebe ich mich zu der obersten Höhe, zu der sich meine Natur erheben kann", — hat er, angeregt durch die französische Revolution, deren Eindrücke in ihm nachklingen und weiter arbeiten, diese sozialen Gedanken in aller Klarheit und Kühnheit ausgesprochen. Darum ist es auch in einer Zeit, die noch die dünne Luft des Individualismus athmete, nicht verstanden worden. Aber auch das 16 Jahre zuvor (1781) erschienene Buch von Lienhard und Gertrud ist schon sozialistisch, nicht mehr bloss individualistisch, schon hier handelt es sich um das Ganze, um Gemeinde, Volk und Staat.

Worin besteht denn nun aber dieser Pestalozzi'sche Sozialismus? Den Ärmsten und Elendesten im Volke will er helfen, aber nicht durch Wohlthätigkeit und Gnadenspenden, sondern indem er sie zu Menschen macht und ihnen zur Selbsthilfe Kraft giebt. Daher der Gedanke der Elementarbildung als einer Emporbildung der inneren Kraft der Menschennatur zur reinen Menschenweisheit. Und diese Elementarbildung legt er zunächst in die Hände der Mütter. Desshalb — die Bahn frei für die Mütter! das ist hier die erste Forderung. Diese Bahn ist aber nicht frei, solange die Frau den ganzen Tag über ihren Kindern entzogen, etwa in der Fabrik beschäftigt ist; und sie ist auch nicht frei, wenn die Mutter alle Tage in Gesellschaft geht und darum keine Zeit und keinen Sinn hat für ihre Kinder. Man hat Pestalozzi vorgeworfen, er habe die Mütter und ihre Bedeutung für eine bessere Volksbildung idealisiert und überschätzt. Gewiss hat er das. Aber ist das ein Vorwurf für ihn? Er trug freilich ein Ideal, eine Idee von der Mutter und ihrer Aufgabe und ihren Pflichten in sich, Ideen aber sind nichts anderes als sittliche Forderungen. Und so ist, was er von der Mutter sagt, eine Forderung an die Gesellschaft, an Staat und Gesetzgebung, dass sie der Frau die Möglichkeit schaffen, ihren Mutterberuf erfüllen zu können, der gute Genius des Hauses, des Mannes und der Kinder zu werden; aber es ist auch eine Forderung an jede einzelne Mutter, dass sie ihm nachkomme, dass sie wirklich Mutter sei und Mutter sein wolle. Dabei sind heute, dessen sind wir uns wohl bewusst, im Zeitalter des grossen Fabrikbetriebs die Mittel und Wege andere, die Aufgabe ist viel schwieriger zu lösen als im Zeitalter der Hausindustrie, wo Gertrud mit ihren Kindern in der Wohnstube der Arbeit obliegen konnte. Die Aufgabe bleibt aber darum doch, dem heranwachsenden Geschlecht das Heiligthum

[1]) Auf die sozialistische Seite in Pestalozzi hat besonders energisch P. Natorp in seiner Rede „Pestalozzi's Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage" (Heilbronn 1894) hingewiesen; und kurz darauf ich in meiner Geschichte der Pädagogik (München 1895) Seite 273 ff.

der Wohnstube und den Segen der gleich der Sonne vom Morgen bis zum Abend mit Licht und Wärme sie durchwaltenden Mutter zu erhalten oder, wo sie verloren gegangen sind, wieder neu zu schaffen.

Das zweite aber, was als Forderung in diesem Pestalozzi'schen Sozialismus eingeschlossen ist, das ist der recht verstandene und tiefgefasste Gedanke wirklicher Menschenbildung. Wie Kant seinen kategorischen Imperativ auch so formuliert hatte: „handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals blos als Mittel brauchst", so hat auch Pestalozzi immer wieder betont, dass wir im Menschen den Menschen sehen und aus Menschen von Natur, doch noch erst Menschen, volle, ganze Menschen durch Kunst bilden müssen. „Tausende gehen als Werk der Natur im Verderben des Sinnengenusses dahin, und wollen nichts mehr. Zehntausende erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone, und wollen nichts mehr" — er aber will mehr und der Mensch soll mehr wollen. Auch das ist eine Forderung erst an die Gesellschaft: dass jeder solle Mensch sein können, das keiner bloss „Hand", keiner auch bloss Kopf sei und dass nicht trennende Schranken zwischen Menschen sich aufrichten und zwischen Gebildeten etwa und Ungebildeten eine tiefe Kluft befestigt sei, sondern dass wir im Wort „Mensch" alle zusammentreffen und uns alle verstehen. Da klingt es freilich schneidend scharf, wenn er klagt: „Unsere Gesetzgebungen haben sich zu einer solchen Höhe geschwungen, dass es ihnen unmöglich ist, an den Menschen zu denken. Sie besorgen den Staat und machen alle Kronen glänzend, indessen ist der, so keinen Theil an der Welt hat, zum voraus von ihnen vergessen; man steckt ihn aber unter das Militär oder erlaubt ihm sich selber darunter zu stecken, zu Zeiten macht man für ihn eine Lotterie, darin ein jeder sein Glück mit wenigen Kreuzern probiren kann". Und wie eine Kriegserklärung gegen Eigenthum und Besitz überhaupt klingt es, wenn er fragt: „gehört unseren Mitmenschen, die mit gleichen Naturrechten wie wir geboren, uns den Besitzern der Erde mit gleichen Ansprüchen ins Antlitz sehen, gehört diesen Staatsbürgern, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine ihre Natur befriedigende Stellung in unserer Mitte? Fürchtet euch nicht, Besitzer der Erde, es ist hierin wahrlich mehr um Grundsätze als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl als um Spitäler, mehr um Selbstständigkeit als um Gnaden zu thun." Um Grundsätze, um Rechtsgefühl, um Selbstständigkeit handelt es sich also, das ist nicht revolutionär, sondern das ist die Forderung einer Reform der Gesinnung, einer Umwandlung unseres Bewusstseins und unserer Anschauungen von unseren gesellschaftlichen Rechten, Pflichten und Aufgaben, das ist der grosse Gedanke der Hilfe aus eigener Kraft, durch Selbstthätigkeit zur Selbstständigkeit. Aber dazu muss der Mensch und muss die Gesellschaft erst erzogen, unten und oben erzogen, sie müssen erfüllt werden mit dem sozialen Geist, der ein sittlicher Geist ist. Dazu

appellirt Pestalozzi an die Besitzer der Erde, an Kronenträger und Gesetzgeber. Voraussetzung dafür aber ist freilich die Erkenntniss, dass nicht alles in Ordnung sei in Gesellschaft, Staat und Volk, und darum ist auch nothwendig das offene Wort und die freie Kritik, wie es Pestalozzi gesprochen und wie er sie geübt hat.

Und noch ein Drittes und Letztes. Die Arbeit selbst ist der Weg, der zur Menschenbildung und mitten durch sie hindurchführt. Indem Gertrud ihre Kinder arbeiten lehrt, macht sie sie gut, frei, glücklich. Nur durch Arbeit wird man erzogen zur Arbeit, nur durch sie werden alle Kräfte, die physischen und die geistigen geweckt, geübt und entfesselt; auch der Zweck der Verstandesbildung wird in der Arbeit gefördert, das Bewusstsein vom Werth der Arbeit als einer Menschen verbindenden Macht erwacht, und so wird das anfänglich bloss äusserliche Thun der Arbeitenden zu einem innerlich sittlichen und sittlich bildenden. „Sie spinnen so eifrig als kaum eine Taglöhnerin spinnt, aber ihre Seelen tagelöhnern nicht“, heisst es von Gertrud und ihren Kindern. In diesem Wort steckt doch die Lösung, die Befreiung unseres hart arbeitenden Volkes von aller geistigen Noth, und zugleich die Idee, die Forderung einer wahrhaft sozialen Pädagogik. Denn eine solche Durchgeistigung ist nur möglich auf dem Grund einer gemeinsamen Arbeitsbildung von Grund aus und für alle in einer einheitlichen Organisation der Bildung vom untersten Stockwerk hinauf bis zum obersten. Im Zusammenhang damit kommen dann auch pädagogische Gedanken wie der, dass alle alles lernen müssen, oder das Wort von der formalen Bildung allen Missverständnissen gegenüber zu ihrem guten Recht.

So feiern wir Pestalozzi heute auch als Sozialisten, ähnlich wie Thomas Carlyle, der am 4. Dezember 1795 geborene, vor wenigen Wochen als Sozialist gefeiert wurde, als den Vater und Verkündiger einer wahrhaft sozialen Pädagogik und zugleich als den grossen Proletarierfreund, der selbst auch Proletarier gewesen ist und mit seinem Herzen voll Liebe aus eigener Noth heraus fremde Noth zu verstehen befähigt und ihr Hilfe zu bringen gewillt war. Zu dieser Liebe aber, die Pestalozzi, den Mann des Gefühls, so ganz erfüllte, gehört noch eines, das ist der Glaube — der Glaube an die Macht und an den Sieg des Guten. Auch dieser Glaube hat ihm nicht gefehlt: seine Überzeugung von der Richtigkeit seiner Ideale war nach seinem eigenen Geständniss nie grösser als in den Zeiten, in denen sie äusserlich ganz scheiterten. So war er ein Mann des Glaubens, ein frommer Mann. Wenn wir ihn als philosophischen Idealisten und sittlichen Reformator mit Kant, als Sozialisten mit Fichte zusammenstellen, so dürfen wir ihn hier mit Schleiermacher zusammen nennen. Nur freilich war dieser sein Glaube nicht irgendwie konfessionell gefärbt; das erkannte der Scharfblick orthodoxer oder pietistischer Kritiker ganz richtig, sie haben darum für ihn höchstens das entschuldigende Wort: „ihm ist viel vergeben, denn

er hat viel geliebt.[1])“ In seinen Anstalten wurden katholische und protestantische Kinder gemeinsam erzogen, sie waren also im vollsten Sinn des Wortes simultan, und man hat nicht gehört, dass andersgläubige Kinder oder deren Eltern an den Gebeten und Ansprachen des Vaters Pestalozzi jemals Anstoss genommen hätten. Ja nicht einmal spezifisch christlich klingt es, wenn er der Mutter die Rolle zuweist, Mittlerin zu sein zwischen Gott und ihrem Kinde. Aber gerade darin trifft er mit Schleiermacher zusammen, der von Christus sagt, er habe „nie behauptet, der einzige Mittler zu sein, sondern alle, die ihm anhingen und seine Kirche bildeten, sollten es mit ihm und durch ihn sein“[2]). Und auch in das Wesen der Religion hat Pestalozzi tiefe Blicke gethan, sie als Werk und innere Wahrheit unserer selbst unendlich hoch gestellt, dagegen über die „Nationalunchristlichkeiten unserer Nationalchristenthümer“ scharfe Worte gesprochen. So gehört er zu den seltenen Menschen in der Welt, die ganz fromm zu fühlen die Kraft und zugleich ganz frei zu denken den Muth haben. Die Quintessenz des Christenthums bestand diesem Mann voll Liebe schliesslich wie Lessing in dem Wort des Johannes: Kindlein, liebet euch untereinander! und eins wusste er sich im Geist und in der Wahrheit mit dem, der gesagt hatte: lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht! und der das Gefühl des Kindersinns den Menschen auch Gott gegenüber gegeben hatte.

Und nun, verehrte Anwesende, die Ideen und Ideale, die Pestalozzi erfüllt haben, sind sie alle verwirklicht? Haben wir heute, 25 Jahre nach des Deutschen Reiches Aufrichtung unter Preussens Führung die nationale Erziehung, wie sie berührt vom Geiste Pestalozzis, vor 80 Jahren und mehr die grossen preussischen Staatsmänner und Schulräthe, die Stein und die Humboldt, Nicolovius und Süvern gedacht und erstrebt haben? Ist heute das unterste Stockwerk unserer Volksbildung an allen Orten so ausgestattet und eingerichtet, dass es für Schüler und Lehrer allüberall erfreulich ist, darin zu wohnen und durchweg erspriesslich ist darin zu lehren und zu lernen? Und sind die Verbindungstreppen nach oben hin überall gebaut, an der richtigen Stelle angelegt und für jeden nach Massgabe seiner Kraft zugänglich und erreichbar? Haben Staaten und Gesetzgebungen die Nothwendigkeit und den Werth geistiger Kultur überall begriffen und auch nur das Unabweisliche dafür überall gethan und bewilligt? Und endlich jene sozialen Forderungen, wie sie Pestalozzi aufgestellt und formuliert hat, die Forderung der Selbstständigkeit, der Vergeistigung der Arbeit, der Versittlichung von Eigenthum und Besitz, die Forderung, dass man immer erst an den Menschen denken müsse und ihn nie herabwürdigen dürfe zum blossen Mittel und zur verkrüppelten Existenz einer blossen Hand — ist das alles

---

[1]) So Karl von Raumer, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 2. Theil Seite 383 (4. Aufl.).

[2]) Die Stelle findet sich in Schleiermacher's Reden über die Religion. 5. Rede gegen Ende.

erreicht und erfüllt? Gewiss würde Pestalozzi in vielem, was da ist und heute gestaltet und geleistet wird, seines Geistes einen Hauch verspüren, es giebt wirklich in Theorie und Praxis eine soziale Pädagogik. Aber es sind doch mehr nur Anfänge und Ansätze einer solchen, das meiste ist noch ungethan, das Beste ist noch immer Idee, Ideal, Forderung, nicht Wirklichkeit. Dahin rechne ich neben den allgemeinen und prinzipiellen Forderungen einer sittlich-sozialen Reform, die unser ganzes inneres und äusseres Leben allmählich umgestalten soll, auf dem uns hier besonders nahe liegenden Gebiet der Pädagogik dreierlei: die Durchführung des Gedankens einer wirklich allgemeinen Volksschule, die Unabhängigkeit auch der Elementarbildung von konfessionellen, überhaupt von anderen als rein menschlichen und rein pädagogischen Rücksichten, und endlich zum dritten die fortschreitende Hebung der Stellung und Bildung aller derer, die berufen sind, an dem grossen Werke der Volkserziehung mitzuarbeiten.

Das alles sind längst schon Forderungen der deutschen Lehrerschaft; der heutige, Pestalozzi geweihte Tag giebt uns Recht und Pflicht, sie aufs neue auszusprechen. Dem ersten, dem Gedanken einer in Wahrheit allgemeinen Volksschule stehen die Vorschulen und die von weichlichen oder hochmüthig antisozial gesinnten Eltern ins Leben gerufenen Privatschulen hemmend im Weg. Solche Klassen- und Kastenschulen gefährden im ersten Anbeginn schon die Erziehung zu einer gesunden sittlich-sozialen Gesinnung und drohen die Volksschulen gerade am Sitz der grossen sozialen Gegensätze, in den Städten zu Armenschulen zu degradieren und stören so von vornherein gleich den ersten Schritt auf dem Weg zum sozialen Frieden. Also fort damit!

Und antisozial, antinational wirkt auch die konfessionelle Scheidung der Schulen. Ist denn Kindersinn und Vaterliebe, deren uns das Christenthum aller Konfessionen versichert, weniger werth als das Wort sich streitender Theologen? Und weiss etwa unsere Kultur etwas von einer Unmöglichkeit, dass Katholiken und Protestanten zu den Füssen Eines Lehrers sitzen? Nein und abermals nein; denn in denselben Städten, wo die Kinder des Volkes getrennt sind, als ob das katholische Kind durch die Gemeinsamkeit des Unterrichts im Rechnen oder Schreiben mit seinen protestantischen Spielgenossen Schaden nehmen könnte an seiner Seele, da sitzen in den höheren Schulen die Kinder aller Bekenntnisse harmlos beisammen und lernen sich vertragen und sich verstehen. Das sind doch wahrlich Widersprüche, die der Jammer unserer konfessionell sich erhitzenden Zeit zur Schande und zum Schaden unseres Volkes immer noch nicht überwunden hat. Darum weg mit der Konfessionsschule![1]) Es ist an der Zeit, dass die Pädagogik in Kulturfragen ihre eigenen von der Kirche unabhängigen Wege gehe und diese Forderung dem deutschen Staat

[1]) In dieser Forderung stimme ich u. a. mit dem badischen Oberschulrath Dr. E. von Sallwürk überein und schliesse mich seiner Begründung derselben theilweise auch im Wortlaut an.

gegenüber als in dessen eigenstem Interesse liegend mit allem Nachdruck geltend mache.

Und zum dritten gehört hierher die Erkenntniss, dass auch schon das anspruchslose Thun und Arbeiten des Volksschullehrers beruhen muss und nur gedeihen kann auf dem Grund einer Fülle von Wissen und Können, wie sie zu erwerben ihm heute noch so schwer gemacht und für seine offizielle Bildung versagt wird. Auch darüber wird man sich in künftigen Zeiten wundern, warum doch der geistliche Lehrer des Volkes in Bildung und Ausbildung so viel besser gestellt wurde, als der weltliche und man wird in dieser Verkümmerung etwas sehen von jenem Mangel an Verbindungstreppen zwischen den verschiedenen Stockwerken unserer Bildung. Diese innere Hebung des Standes, der mit geringen Mitteln schon so Grosses leistet, muss mit der äusseren Besserstellung von Lehrern und Schulen Hand in Hand gehen und ihr als der wahre Ausgangspunkt für alle berechtigten äusseren Ansprüche vorangestellt werden.

Um alle diese Dinge kämpfen Sie und suchen dafür unter ungünstigen Konstellationen Schritt für Schritt Anerkennung und Besserung zu erringen. Aber allein es durchzusetzen, dazu reichen Ihre Kräfte nicht aus. Und darum freuen wir uns des heutigen Tages auch in dem Sinn, dass Männer aus allerlei anderen Ständen sich Ihnen zugesellen und dadurch Ihre Forderungen an Eltern, Staat und Gesellschaft mit zu den ihrigen machen.

Aber wenn unter allen diesen Kämpfen und Siegen das Beste fehlt, so kann Ihre Arbeit nicht gedeihen. Und dieses Beste, was ist es für den Lehrer anders als die echte Begeisterung für seinen Beruf und die warme Liebe — Kinderliebe, Menschenliebe! Pestalozzi war das grösste pädagogische Genie, das wir gehabt haben, er war ein durch und durch genialer Mensch, an Sokrates erinnert er mit dem Dämon in seiner Brust und dem hässlichen Aeusseren, das den Genius in ihm eher verhüllte, als andeutete. Aber was er war, das war er in Kraft seiner Begeisterung und in Kraft seiner Liebe. Ohne einen Funken von diesem heiligen Feuer, ohne einen Hauch dieses Feuergeistes gedeiht keinem Lehrer die Arbeit; im Einerlei des Berufs mit seinen kleinen Werkeltagssorgen und seinen grossen Aufgaben im Kleinen und am Kleinen droht der Funke bei vielen zu erlöschen. Da dient ein Tag wie der heutige, wo wir uns vor dem Genius alle zusammen so klein vorkommen und doch freudig zu ihm emporschauen und sehnend uns zu ihm emporstrecken, die erloschene Flamme wieder anzufachen und den unter der Asche des Alltags verborgenen Funken wieder glühen zu machen. Und darum — warme Herzen voll Kindersinn und Liebe, kühnen Glaubensmuth und siegende Hoffnung, dass es voran gehe in der Welt, in Menschheit und Volk, das ist es, was wir uns am heutigen Tage gegenseitig wünschen wollen. Aber dieser Wunsch muss zum Ideal in uns werden, sonst bleibt er ein frommer, todter Wunsch, zum sittlichen Anreiz, zum feierlichen Gelöbniss im Namen und auf den Namen Pestalozzi's. Dann arbeiten wir nicht bloss als Miethlinge

und Tagelöhner unter dem äusseren Zeichen dieses grossen Namens, sondern was wichtiger und mehr ist, in seinem Geist am nationalen, am pädagogischen, am sittlich-sozialen Fortschritt der Zeit und wirken damit an unserem bescheidenen Theil, wie Goethe's Erdgeist, der Gottheit lebendiges Kleid.*)

Über den steirischen Minnesänger Ulrich von Liechtenstein.

Von
ANTON E. SCHÖNBACH.†)

Ein alter deutscher Volksglaube erzählt: zu tief innerst im Märchenwalde, der sich tagereisenlang in stiller Schaurigkeit dahinstreckt, da wächst eine riesenhafte Schwarztanne, die Ahnherrin ihres Geschlechts, die trägt im dunklen Gehänge ihrer Nadeln drei seltsame Zweige: einen ehern, einen silbern, einen golden; mit ihr grünt der Wald, ohne sie welkt er und stirbt. Vielfach mag der ernste Spruch ausgelegt werden: auf das Leben des einzelnen Menschen, der rückschauend auf die Flucht seiner Jahre, wie sie einförmig abrollten, harter und schwerer Zeiten gedenkt, guter und froher, und, so das Schicksal im wohlwollte, dann weiss er noch ein Jahr, ein goldenes, überstrahlt vom sonnigen Glück der Jugend und der Liebe. Auch die Geschichte eines Volkes, nach weiterem Maasse bemessen, zeigt uns aus der Reihe der Jahrhunderte, die dem nimmersatten Abgrunde des Gewesenen sich zuwälzen, Zeiträume friedlichen, ernteschweren Behagens, Epochen gräulicher, Glück und Menschen mordender Kriege, hie und da einen Goldblick weniger Jahrzehnte, in denen alle Kräfte des Stammes sich zusammenfassen, alle Umstände fördernd in einander greifen und dann rühmliche Werke der Kunst entstehen, die als dauernder Besitz dem grossen Schatze der Nation einverleibt werden.

Solch ein goldenes Blatt in dem Leben der deutschen Steiermark war, so weit wir es wissen, die Zeit, welche ungefähr durch die Jahre 1150 bis 1250 begrenzt wird. Freilich vom Volke in dem umfassenden Sinne unseres

---

*) Die Inschrift auf Pestalozzi's Denkmal am Schulhaus zu Birr möge hier am Schluss noch eine Stelle finden, da sie Lebensgang und Bedeutung Pestalozzi's in wenigen Worten glücklich zusammenfasst. Sie lautet: „Retter der Armen auf Neuhof, in Stanz Vater der Waisen, in Burgdorf und Münchenbuchsee Gründer der Volksschule, in Yverdon Erzieher der Menschheit, Mensch, Christ, Bürger — Alles für andere, für sich nichts — Friede seiner Asche!"

†) Dieser Aufsatz beruht auf meinen Arbeiten über den Dichter: dem Artikel der Allgemeinen Deutschen Biographie und den beiden Abhandlungen in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 26, 307—326; Zeitschrift für deutsche Philologie 28, 198—225. Meinen Freunden Franz von Krones und Alfred von Siegenfeld schulde ich aufrichtigen Dank für beigesteuerte Mittheilungen.

heutigen Sprachgebrauches haben wir im Ganzen nur geringe Kenntniss: wir wissen, wie das fast überall anderwärts auch der Fall ist, genauer nur um Fürsten, Adel und Klerus, von denen die Urkunden herrühren, aus welchen allein wir schöpfen; die breiten Schaaren der Hörigen und Knechte fliessen für uns in eine stumme Masse zusammen, innerhalb deren die Wirthschaftsgeschichte mühsam Gruppen unterscheidet, die nach gewissen Eigenthümlichkeiten ihres Verhältnisses zum Boden und seinen Besitzern sich sondern. Die herrschenden sind die Deutschen, vorwiegend Bayern, wenige Franken und Sachsen, wohl auch etliche vornehme slawische Familien, welche sich durch die vom 9. Jahrhundert ab angenommenen deutschen Namen der Bestimmung entziehen; die beherrschten sind zum grösseren Theile Slawen, zum kleineren eingewanderte Deutsche in verschiedenen Stufen von Pacht und Abhängigkeit. Mehrere grosse und reich ausgestattete Klosterstiftungen gewähren Mittelpunkte gelehrter Thätigkeit und Bildung, noch mehr aber einer wohlgeordneten und zeitweise sogar mustergiltigen Gutsverwaltung, die so lange bleibt, als der nothwendige Übergang von der Natural- zur Geldwirthschaft nicht ihre Kraft unterbindet und sie in andere Bahnen zwingt. Dieses Herrenvolk der Deutschen in Steiermark hat aus seinen Heimathgauen eine Fülle volksthümlicher Überlieferungen mitgebracht, die hier neue Wurzel geschlagen haben: den Antheil der Steirer an den Dichtwerken aus der Heldensage schlage ich bei weitem höher an, als es gemeinhin geschieht. Im 12. Jahrhundert blüht geistliche Poesie, von Franken her angeregt. Aber den Glanz altdeutscher Litteratur in Steiermark begreift die höfische Dichtung in sich, Lied und Erzählung des Ritterthums, in denen sich das Ideal des Adels verkörpert, Standespoesie.

Als die „*Chevalerie*“, dem Süden Frankreichs entsprungen, im Norden Frankreichs und bei den Vlamen entfaltet und in feste Formen gebracht, ihren Siegeszug durch die germanischen und romanischen Kulturvölker des Mittelalters antrat, konnte sie kaum irgendwo günstigere Vorbedingungen antreffen als auf steirischem Boden. Denn hier hatten sich die Dienstmannen des Landesfürsten, denen von ihrem Herzog, dem ein grosser Theil der Steiermark gehörte, Grundbesitz gegen festgesetzte Leistungen übertragen worden war, eine Stellung besonderer Art errungen. Ihre anfangs vollständige Abhängigkeit muss bald einer gewissen Freiheit gewichen sein: der berühmte Georgenberger Vertrag von 1186, durch den der letzte Traungauer, der dem gewissen Tode entgegensiechende Ottokar IV., seine Steiermark dem Babenberger, Herzog Leopold V. von Österreich übergab, zeigt uns, auch ohne die späteren Zusätze und die erweiternde Bestätigung durch Kaiser Friedrich II., dass alle erheblicheren Veränderungen in den Zuständen des Landes, soweit sie vom Herzog abhingen, der Zustimmung seiner Dienstmannen bedurften, denen offenbar ein klarer Kreis von Rechten durch die Überlieferung bereits gezogen war. Unter den mannigfachen Gründen, die wir für diese eigenartig vortheilhafte Lage der steirischen Dienstmannen

verantwortlich machen dürfen, werden vielleicht die Schwäche des Landesfürstenthumes, die weite Entfernung von der Centralgewalt des deutschen Reiches, die Aufgaben der Grenzmark wider die Nachbarn im Osten, die besondere Art der ältesten Besiedelung namhaft zu machen sein. Immerhin, wie sich das auch verhalten haben mag, gewiss ist, dass die gesellschaftliche Organisation des Ritterthums hier schon einen halbwegs geschlossenen Stand von Besitzenden vorfand, die sich ungemein leicht und rasch damit befreundeten und das Ideal dieses Lebens nach französischem und deutschem Muster mit eigenem Antheil für sich ausbildeten. Den dichterischen Ausdruck dieses Ideales gaben der Minnesang und das höfische Epos, und der hervorragendste Vertreter der ganzen Richtung und ihrer Poesie in der Steiermark war Ulrich von Liechtenstein.

Das Geschlecht dieses Namens war in Niederösterreich und in Steiermark, dessen Grenzen sich damals über den Semmering vorschoben und sogar Wiener Neustadt in sich schlossen, ansässig, Ulrich war Herr auf Ternberg bei Gloggnitz, seine steirischen Burgen lagen im oberen Murthale. Was wir über ihn wissen, stammt aus zwei Quellen: einem ziemlichen Vorrath von Urkunden, der sich noch immer vermehrt, und aus der Selbstbiographie, die er in seiner Dichtung „Frauendienst“ niedergelegt hat, das lehrhaft-satirische Gedicht „Frauenbuch“ tritt diesem Werke zur Seite. Darnach war Ulrich im Jahre 1200 geboren — also um die Zeit, da im deutschen Südosten der Einfluss des vorgeschrittenen Westens auf die ritterlichen Lebensformen völlig durchgebrochen war — und Ulrich will uns glauben machen, dass schon seine Kindheit davon die Spuren getragen habe. Er berichtet nämlich, wie er als Knäblein, da er noch ein Steckenpferd übte, allenthalben das Lob der Frauen und des Frauendienstes gehört und desshalb sich vorgenommen habe, einst ein wackerer Frauenritter zu werden. Denn natürlich hat er sich schon eine Herrin gewählt, eine vornehme Dame, der er als Page zu dienen hatte, der von jetzt ab seine Verehrung gewidmet wird; diese Frau bleibt im Vordergrunde des grössten Theiles von Ulrichs Erzählung. Im Alter von 12—15 Jahren will er bereits allerlei Selbstgespräche über die Minne nach der Art Hartmanns von Aue gepflogen haben, ja, provenzalischen Vorbildern folgend trank der thörichte Junge das Waschwasser der Geliebten. Wahrscheinlich hat er aber dabei, was noch heute Jeder von uns thut, aus seiner späteren Lebenserfahrung auf die Knabenjahre zurückgeschlossen. Gleichwohl ist sicher, dass er in einer Umgebung aufwuchs, welche die siegreiche Mode des Minnedienstes zum Gegenstande täglicher Unterhaltung machte. Ulrich kam an den Hof des Markgrafen Heinrich IV. von Istrien aus dem Hause Andechs-Meran, der gegen 1228 starb; das darf uns nicht Wunder nehmen, denn der Markgraf hatte auch Besitzungen in Steiermark, Ministerialen von ihm hausten in der Nähe des Liechtenstein, er selbst kommt urkundlich öfters unter den vornehmen Herren im Gefolge der Babenberger vor, denen auch die Liechten-

steiner dienstpflichtig waren. Bei diesem Manne, dessen reine Gesinnung und feine höfische Bildung Ulrich mit beredten Worten preist, ward der Jüngling in allen ritterlichen Künsten unterrichtet: im Spiel der Waffen, in der Übung mit Frauen zu konversieren, im Verfassen von Liedern und Melodien, wunderlicher Weise nicht im Lesen und Schreiben, so dass der Liechtensteiner den Mangel dieser Kenntnisse mit dem grössten Dichter Deutschlands im Mittelalter theilt, mit Wolfram von Eschenbach. Man hat das damals in den Kreisen des Adels offenbar nicht für nöthig gehalten, im späteren Leben wird Ulrich, besonders bei seiner politischen Thätigkeit, den Schaden bitter genug empfunden haben. Eines aber brachte der Markgraf von Istrien jedesfalls seinem Zöglinge bei: das Gebot höfischer Sitte, dass ein tüchtiger Ritter sich bei Zeiten nach einer Dame umsehe, die er sich zum Ideale seines Lebens erkiese, der er in aller Form diene, die er in süssen Versen besinge, der zu Ehren er Turniere mitmache und Speere breche. Es ist, wie wir zu wissen glauben, diese Einrichtung des höfischen Minnedienstes durch das bestimmte ständisch abgegrenzte Verhältniss der ritterlichen Dienstmannen zu adeligen Frauen so sehr gefördert worden, dass sie eine Zeit lang einen wesentlichen Bestandtheil der Chevalerie bildet, ein Zierstück des Lebens, wichtiger noch in der Phantasie der späteren Nachfahren als der Zeitgenossen. Dass diese Dame die eigene Hausfrau nicht sein durfte, versteht sich von selbst: das Ideal hätte sonst nicht aufrecht erhalten bleiben können, wie uns die Poesie aller Zeiten belehrt.

Vier Jahre dauerte Ulrichs Unterweisung beim Markgrafen Heinrich, dann starb der alte Liechtensteiner, und der Sohn musste 1219 nach Steiermark heimkehren, um die väterlichen Güter zu übernehmen. Seinem Berichte nach vergingen die nächstfolgenden Jahre in Waffenübung und im Besuche von Turnieren, soweit dieser einem Knappen gestattet war. 1222 bei dem grossen Feste, das Leopold der Glorreiche in Wien veranstaltete, um die Vermählung seiner Tochter Agnes mit Herzog Albrecht von Sachsen zu feiern, da empfing auch Ulrich Schwert und Ritterwürde mit anderen dritthalb Hundert Knappen und turnierte sofort in den Schaaren der 5000 Ritter, die sich damals zu der Hochzeit versammelt hatten. Nun fasste er auch sein Ziel fester ins Auge. Die Dame, der er als Edelknappe hatte aufwarten müssen, sprach ihre Freude darüber aus, dass Herr Ulrich nun Ritter geworden sei, und daran knüpfte dieser die verwegene Hoffnung, vielleicht wünsche sie demnach, seinen Ritterdienst entgegen zu nehmen; er wenigstens beschloss, ihr das bekannt zu geben. Überschauen wir des Liechtensteiners ganzen Lebensroman, so war dieser Augenblick für ihn verhängnissvoll, denn es scheint, dass er das begreifliche Wohlwollen, welches die Dame über seinen Ritterschlag äusserte, zu einer Möglichkeit tieferer Neigung umdeutete, mehr in ihre Worte hineinlegte, als er durfte, und mit dieser Selbsttäuschung jene Komödie der Irrungen begann, deren unfreiwilliges Opfer er nach seiner eigenen Erzählung geworden ist.

Da es nicht möglich schien, mit der auserkorenen Herrin unmittelbar u verkehren, so wendete sich Ulrich zunächst an eine ihm verwandte 'rau, die mit der hohen Dame seines Herzen befreundet war. Diese *„niftel“*, vie er sie nennt, hat nun einen sehr bedeutenden Antheil an der Entwickung der Liebesgeschichte. Nach Frauenart interessirt sie sich für die Sache, wenn sie auch ihrem „Neffen“ oder Vetter die Aussichtslosigkeit eines Unternehmens nicht verhehlt, und unterzieht sich der Vermittlung. Vie weit sie es dabei aufrichtig meinte, darüber lässt uns der Liechtensteiner nicht ins Klare kommen. Fürs Erste lehnt die Dame zwar seinen Dienst b, doch nicht in so ganz bestimmter Art, dass er nicht noch Hoffnung ätte hegen dürfen, sie nimmt ein Lied entgegen, das er ihr widmet, und — vas ihren Antheil an ihm besonders bekunden soll — sie tadelt seinen Mund; Ulrich hatte nämlich eine Hasenscharte. Sofort erklärt er sich bereit, diesen Schönheitsfehler beseitigen zu lassen und, trotzdem seine Niftel hm abräth, denn zu jener Zeit war die kleinste chirurgische Operation ine gefährliche Sache, reitet er im Mai 1223 nach Graz und lässt sich lort von einem geschickten Meister ein Stück der Lippe abschneiden. Ein Knappe der Herrin musste zusehen, damit er ihr berichten könne, Ulrich habe sich dabei tapfer gehalten. Freilich wird dann noch angemerkt, dass ihm der Mund aufschwoll wie ein Wurfball, dass er sechs Wochen darniederlag in grossen Schmerzen, nur beschwerlich essen konnte und durch eine ranzige Pappelsalbe, die man ihm auf die Wunde strich, nicht wenig gequält wurde, denn sie stank „wie ein fauler Hund“. Es war ein kleiner Trost, dass ihn die Base lobte und die Dame selbst, um ihn etwas zu entschädigen, ihm Zeit und Gelegenheit einer Reise bekannt geben liess, bei der er sie sehen und sprechen konnte. Aus Schüchternheit findet Ulrich, da er die Herrin anreden soll, keine Worte, kränkt sich sehr darüber und erfährt, als er es dann doch wagt, eine deutliche Abweisung. Das hindert ihn nicht, ihr Lieder zu senden und sogar ein „Büchlein“, nach dem Beispiele Hartmanns von Aue eine grössere Minnerede; das soll alles den Sinn der Dame ihm geneigt machen. Es gelingt freilich nicht, denn als der Arme sein Werklein zurückerhält, merkt er, dass eine Antwort darin steht, muss aber zehn lange Tage warten, weil sein Schreiber nicht bei ihm ist und er die Botschaft zwar liebkosen, jedoch nicht lesen kann. Als sie entziffert wird, weist sich, dass die Dame mit schlechten Versen ihn von seinem Dienste abmahnt. Ulrich ist einen Augenblick entmuthigt, dann fasst er sich und denkt daran, sich bald zum Ruhme seiner Herrin durch ritterliche Thaten auszuzeichnen.

Es findet sich demnächst eine Gelegenheit, da der Babenberger Leopold von Österreich und Steiermark einen Streit, der zwischen Herzog Bernhard von Kärnthen und Markgraf Heinrich von Istrien entstanden ist, auf einer Tagung zu Friesach am 1. Mai 1224 als Schiedsrichter beilegen will. Von allen Seiten ziehen nun die Herren in das kleine Kärntner

Städtchen — wir können ihre Reisen an den Urkunden verfolgen — und es beginnen die langwierigen Verhandlungen. Die Versammlung ist glanzvoll, der Patriarch von Aquileja, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg (wegen seines grossen Grundbesitzes in Kärnten), Brixen, Freising und Passau erschienen, die Grafen von Görz und Tirol und die vornehmsten Standesherren aus den Ländern, die an dem Zwiste betheiligt waren. Das Einigungswerk wollte aber nicht rücken, denn die jüngeren Ritter kümmerten sich gar nicht um den Gegenstand der Tagung, sie tummelten sich lieber in improvisierten Einzelkämpfen und Turnieren, indess die Fürsten rathschlagten. Besonders Ulrich von Liechtenstein verstach viele Speere und gewann grosses Lob, hauptsächlich, als er den guten Einfall hatte, sich und seine Knappen mit grünen Zweigen besteckt als König Mai vorzustellen und in dieser Vermummung bei den Ritterspielen zu erscheinen. Er hat damit das erste Mal einen Gedanken versucht, den er später mit Glück ausführen sollte. Herzog Leopold von Österreich ward nun allgemach unwirsch, da seine diplomatischen Bemühungen so wenig Erfolg hatten, und um die Herren sich austoben zu lassen, wurde Montag den 13. Mai ein regelrechtes Turnier veranstaltet, bei dem Ulrich die besten Preise davon trug. Darnach ging es glatt mit dem Sühnewerk und geeinigt schieden die Fürsten. Aber die Herrin glaubt nicht recht an den Ruhm des Liechtensteiners, was diesen immer wieder zu neuen Unternehmungen anreizt. Wo ein Turnier ausgeschrieben wird, dort reitet er hin, und weil er kräftig und geschickt war, so gewinnt er allerorts Ehre, die er natürlich der Dame zurechnet. So verstach er Speere 1224 zu Triest auf einem grossen Turnier des Görzer Grafen, 1225 zog er nach Südtirol und ritt in einem Turnier zu Brixen auf der Mahr. Dabei widerfuhr ihm ein Malheur: Herr Uolschalk von Bozen traf ihn bei der Tjost auf den Ringfinger der Speerhand so, dass dieser nur noch an einem Hautstreifen hing. Erst der zweite Arzt heilte die Verletzung, Ulrich benutzte die Musse, um neue Lieder auf wälsche Weisen zu dichten. Ein Zug aus dieser Zeit ist sehr für ihn bezeichnend: noch verwundet hört er von einem neuen Turnier zu Friesach; er reitet hin, kann selbst nicht theilnehmen, es ist ihm aber unbehaglich, dass Andere hier sich auszeichnen, indess er zuschauen muss, und so stiftet er allerlei Listen an und entzweit in der That die Ritter der Nachbarschaft so sehr, dass sie das Waffenspiel aufgeben. Nun bekommt er einen treuen Knappen, der ihm sogar ein bischen verwandt ist, und dieser besorgt für ihn fortan all die Botenfahrten, deren ein Ritter im Minnedienst nicht entbehren kann.

Lieder und ritterlicher Ruhm bringen aber den Liechtensteiner bei seiner Dame nicht vorwärts: jene lobt sie, über diese spöttelt sie, und als er 1225 von einer Romfahrt heimkehrt, hört er gar, sie glaube überhaupt nicht, dass ihm zu Brixen der Finger krumm geschlagen worden sei. Das wurmt ihn, er bittet zuerst einen Freund, Herrn Ulrich von Hasendorf,

ihm den Finger abzuhacken, und als der diese Gefälligkeit verweigert, thut er es selbst, dichtet ein zärtliches zweites Minnebüchlein, lässt es in grünen Sammt mit goldenen Schliessen binden, legt den abgehauenen Finger hinein und sendet das geschmackvolle Geschenk der Herrin. Sie wird doch ein wenig gerührt davon, will aber nichts versprechen. Da wagt Ulrich einen Hauptschlag. Er hat sich eine abenteuerliche Ritterfahrt ausgesonnen. Am 25. März 1227 wird von der Lombardei bis nach Böhmen hin ein Ausschreiben an die Ritterschaft dieser Lande versendet, in welchem die hohe Liebesgöttin Venus ankündigt, sie werde am Tage nach St. Georg von Mestre aufbrechen und binnen 29 Tagen durch Friaul, Kärnten, Steiermark, Niederösterreich bis jenseits der Thaya nach Böhmen ziehen. Der Weg, die Stationen und ihre Tage werden ganz genau angegeben. Die Ritter aller dieser Gegenden werden aufgefordert, sich an den bezeichneten Plätzen einzufinden. Dort darf Jeder im Zusammenreiten mit ihr einen Speer verstechen und bekommt dafür einen goldenen Ring, der die Kraft hat, die Frau, der man ihn schenkt, zu treuer Liebe zu wenden. Wirft Frau Venus einen Ritter aus dem Sattel, so muss sich dieser zu Ehren einer gewissen, nicht benannten, Dame nach allen vier Weltgegenden verneigen; wird sie geworfen, so erhält der Sieger alle Rosse, die Venus mit sich führt, also Turnier- und Saumpferde sammt ihren Lasten. Als Zweck der Fahrt ist mitgetheilt, Frau Venus wolle die Ritter belehren, wie sie um rechte Minne werben und sie verdienen mögen. Mit einem festlichen Turnier zu Klosterneuburg soll der Zug abschliessen. Welche Ritter nicht kommen, die verfallen dem Banne der Göttin Venus. — Und wirklich ist gemäss diesem Programme der sonderbare Mummenschanz, der nur in Frankreich seines gleichen und vielleicht auch sein Vorbild fand, durchgeführt worden.

Den Winter über, das ist durch die ersten Monate des Jahres 1227, lag der Liechtensteiner zu Venedig, ganz heimlich, er hatte eine neue Romfahrt vorgeschützt, und liess an den Kleidern arbeiten, deren er für den Zug bedurfte. Da wurden zwölf Frauenröcke aus kostbaren Stoffen genäht, die über dem Harnisch getragen werden konnten, Überwürfe aus weissem Sammt, dazu zwei lange schöne Zöpfe, mit Perlen bewunden, wurden herbeigeschafft; weisse Tuchkleider für die Knappen, Sattel- und Zaumzeug von derselben Farbe, und vorläufig hundert weisse Speere. Sonntag, den 25. April, ritt Frau Venus aus. An der Spitze der Kavalkade trabten selbfünft der Reisemarschall, der für die Herberge, der Koch, der für die Zehrung zu sorgen hatte. Der Liechtensteiner nahm nichts geschenkt, und als bei Kapfenberg Herr Wülfing von Stubenberg die fahrende Königin und ihr Gefolge als seine Gäste behandeln wollte, ward es ihm geweigert. Das begreift sich als nothwendig, sobald man bedenkt, dass gastfreundliche Aufnahme die ganze Regelmässigkeit des Zuges in Frage gestellt hätte. Den beiden Quartiermeistern folgte ein Bannerreiter, diesem zwei Trompeter, dann drei Saumpferde, deren Lenker nebenbei liefen, drei Streitrosse mit

den Knappen, die den weissen Schild, Helm und Krone trugen, ein Flötenbläser, der auch Trommel schlug, dann ritten wieder vier Knappen mit je drei Speeren, zwei Knappen, die als Mägde weiss verkleidet waren, zwei Fiedler und endlich die Königin Venus, auf deren langen braunen Zöpfen ein breiter weisser Hut sass. Ein Häuflein Reisiger beschloss den Zug. Es mag wunderlich genug ausgesehen haben, wie diese Schaar durch die felsigen Gelände von Friaul, die grünen Thäler Kärnthens und Steiermarks hinausritt in die breiten Felder Niederösterreichs und nach Wien, wo die von allen Seiten zusammenkommenden Ritter bei den Bürgern der Stadt Quartier nahmen. Alles gestaltete sich gut und nach Wunsch. Des Morgens rückte man aus der Herberge und zog an den bestimmten Ort, der natürlich nicht weit entfernt sein durfte, auf dem vorgesorgten Platze harrten schon die geladenen Ritter, rasch wurden die Speere verstochen, Abends die Preise vertheilt und Frau Venus suchte müde das Lager auf. Die körperliche Anstrengung des Abenteuers war für den Liechtensteiner ziemlich gross. er hat auf dieser Fahrt 307 Speere gebrochen und 271 Goldringe verschenkt. Seine Stärke und Zähigkeit muss ganz erheblich gewesen sein. Trotzdem wäre es ihm gewiss nicht gelungen, heil davon zu kommen, wenn nicht die Ritter, die mit ihm stachen, auf das Spiel eingegangen wären und das Vergnügen ungestört lassen wollten. Denn nach dem Ausschreiben durfte Frau Venus nicht geworfen werden. Geschah es dennoch, dann verlor sie die Ausrüstung, und damit war die Sache schon zu Ende. Man hat also sicherlich überall gewusst, wer hinter der Maske steckte, und hat die nöthige Rücksicht geübt, damit das Ganze gut ablaufen konnte.

Ohne irgend welche Anstösse ging es freilich nicht. Gleich im Anfange zu Treviso verbot der Podestà in dieser Stadt das Stechen, weil er von der Ansammlung gewappneter Ritter Schlimmeres befürchtete; nur dem Grafen von Görz wurden zwei, dem Herren Leutfried von Eppenstein ein Speer mit der Königin Venus verstattet. Beim Einritt in Kärnten, wo man den Zug mit slowenischen Rufen begrüsste, fanden sich gar keine Ritter, begreiflicher Weise, denn in der Nacht vorher hatte Herzog Bernhard die Burg Goldberg mit dem Aufgebot seiner Mannen gebrochen. Mit Herrn Zachäus von Himmelberg, einem Kärntnischen Minnesänger, wollte Frau Venus zuerst nicht stechen, weil er sich als Mönch maskiert hatte. sie that's erst auf vieles Bitten. Im Mürzthale hingegen traf sie Herrn Otto von Buchau, der als windische Bäuerin gekleidet war, und brach mit ihm einen Speer. Manchmal gab es Ritter, denen nur um die goldenen Ringe zu thun war. Viel böser stand die Sache mit dem mächtigen Hadamar von Kuenring, der sich von Ulrich beleidigt meinte und daher Frau Venus wollte zu Falle bringen lassen; nur durch Klugheit wurde die Gefahr vermieden. Das grosse Schlussturnier zu Klosterneuburg verlief prächtig, und im Ganzen hatte sich Ulrich von Liechtenstein als ein überaus wackerer Ritter bewährt. Beulen und Schrammen gab es allerdings die Menge, hier

und da eine wirkliche Wunde, aber die liess sich Herr Ulrich auf der Hinfahrt während zweier Tage in der Burg Ternberg von seiner lieben Hausfrau verbinden, heimwärts blieb er dann zehn Tage dort, um sich von den Strapazen ordentlich zu erholen. So endete die Venusfahrt. Man könnte heute leicht geneigt sein, ein Geschlecht kindisch zu schelten, das so viel Zeit, Mühe und Kosten auf ein ritterliches Maskenspiel wandte; bei solchem Tadel empfiehlt sich aber Vorsicht, denn einer Gegenwart, in welcher alle Arten von Sport einen so breiten Raum des Lebens einnehmen, dass ein ausgezeichneter Cricketspieler in England sogar geadelt werden kann, ziemt es wenig, mit Hochmuth über die Turnierfahrt steirischer Ritter abzusprechen.

Freilich, wenn der Liechtensteiner gehofft hatte, durch sein ausserordentliches Unternehmen die Gunst der von ihm verehrten Dame plötzlich zu erringen, so sah er sich getäuscht. Zwar in der Nähe von Möllersdorf in Niederösterreich war ihm ein Knappe zugeritten, der durch die erste Strophe des wunderschönen Liedes von Walther: „Ir sult sprechen willekomen“ eine freudige Botschaft verkündete: er brachte das Lob der Herrin und überdies ein Ringlein, das sie durch zehn Jahre getragen hatte. Allein, das Hochgefühl währte nicht lange, denn schon nach Klosterneuburg kam der Bote wieder mit ganz anderer Nachricht: die Herrin habe von Ulrichs Treulosigkeit vernommen, sage ihm ab und verlange den Ring zurück. Darob unendliches Weinen und Klagen des tapferen Turnierstreiters, der tröstliche Zuspruch des Domvogtes von Regensburg und des Schwagers Heinrich von Wasserberg fruchten nichts, bis die gewaltige Erregung des Gemüthes sich in einem Bluterguss aus Nase und Mund erschöpft. Scenen wie diese sind es, welche dem Liechtensteiner den unliebsamen Vergleich mit Don Quijote de la Mancha eingetragen haben. Vergeblich war aber alle diese Plage doch nicht gewesen: die Dame liess sich durch ein Lied etwas besänftigen und erklärte sich auf Bitten des Boten sogar zu einer sehr merkwürdigen Art von Entgegenkommen bereit.

Am 11. Juni 1227, also ein paar Wochen nach der Venusfahrt, erschien der Knappe auf dem Liechtenstein und meldete Herrn Ulrich, seine Dame habe sich entschlossen, ihn auf ihrer Burg zu sehen und zu sprechen. Nur müsse — und der Vorschlag ging von ihr aus — damit Niemand Verdacht schöpfe, der liebende Dichter sich in die elende Trach eines Aussätzigen hüllen, als solcher vor das Burgthor bitten kommen, dann werde man Rath schaffen, ihn vorzulassen. Ulrich folgte, mit seinem treuen Boten und seinem Knecht ritt er die vierzig Meilen (wahrscheinlich südwärts) vom Liechtenstein zu der Burg der Herrin, die Rosse liess er in der Nähe unter der Hut des Knechtes zurück und nun stiegen die Beiden als aussätzige Bettler mit hölzernen Speisenäpfen in den Händen zu dem Schloss hinauf. Wie der Liechtensteiner da zwei Tage unter der scheusslichen Gesellschaft vor dem Thore sitzen musste, ist unlustig zu lesen. Am Abend des zweiten Tages musste er sich im Burggraben verstecken und ward von da mit zusammen-

geknüpften Leintüchern zu dem Erker emporgezogen, in dem seine Base ihn erwartete, um ihn frisch gekleidet der Herrin vorzuführen. Da sassen sie denn zusammen, und Herr Ulrich nahm die Gelegenheit wahr, seine Wünsche nach Erhörung stilvoll vorzutragen. Das Gespräch, das nun folgte, der Dame Weigerung, sein Zudringen, das Vermitteln der Base, ist sehr sonderbar, und wenn man erwägt, worum es sich handelt, so müssen die Nerven schon einigermaassen durch die feinen Lustspiele des 19. Jahrhunderts abgehärtet sein, will man dabei nicht ungeduldig werden. Endlich baten die Frauen Herrn Ulrich, nochmals in die Laken zu treten, die ihn herauf befördert hatten. Er thats, man liess die Zipfel aus und der Herr von Liechtenstein fiel in den Burggraben, glücklicherweise, ohne sich arg zu beschädigen. Erst jetzt — ein Bischen spät — kam der Minnesänger zu der Einsicht, dass die Frauen ihn genarrt hatten. Mit einem Wehruf sprang er den steilen Burgberg hinab, fand Rosse und Knecht und ritt tiefbetrübt heim, wo die Seinen schon sorgenvoll nach dem Vermissten ausgeschaut hatten. Trotz alledem aber gab er die Beziehung nicht völlig auf, sondern liess sich noch erkundigen, ob es der Herrin wohl mit ihrer Grausamkeit Ernst sei. Wieder schickte er ein Büchlein und wieder dichtete er sehnsuchtsvolle Strophen. Nun erzählt er freilich weiter, die Dame habe ihn erhört. Er deutet das aber so vorsichtig an, er spricht so kurz darüber und redet dann so ausführlich von dem Bruch, der nach einiger Zeit erfolgte, als die Herrin ihm Übles anthat (wahrscheinlich schwatzte sie die lächerliche Affaire aus), dass wir zu diesem Schlusse der abenteuerlichen Minne Ulrichs sagen müssen mit Walther von der Vogelweide: *dâ hœret ouch geloube zuo!*

In aller Kürze brauchen wir nur zu erwähnen, dass Herr Ulrich von Liechtenstein um etliches später ein zweites Verhältniss anknüpfte, das seinem Berichte nach glücklicher verlief. Der neuen Gebieterin zu Ehren hat er im Sommer 1240 wieder eine Turnierfahrt in Szene gesetzt: diesmal zog er als König Artus von seiner Burg aus in langsamen Tagereisen nach Niederösterreich, immer Speere mit Rittern verstechend, denen er die Namen von Helden der Tafelrunde beilegte. Die Beschreibung, welche der Frauendienst von diesem Aufzuge liefert, zeigt klärlich, dass auch der Dichter merkte, ein guter Scherz dürfe nicht wiederholt werden: der ganze Bericht ist, verglichen mit dem über die Venusfahrt, matt und farblos. durch Charakterschilderungen der betheiligten Ritter soll das Interesse an den Vorgängen selbst ersetzt werden, das diesmal mangelte. Zu Wiener-Neustadt fand die Fahrt ihr jähes Ende, weil Herzog Friedrich der Streitbare soeben in neue Händel gerathen war, durch den päpstlichen Legaten mit dem Banne belegt wurde und in Folge dessen ein Bündniss mit den kaiserlich gesinnten Bischöfen gegen Bayern abschloss. Darum verbot er das Maskenturnier und erlaubte auch nicht, dass der König Artus nach Krumau in Böhmen zu einem abschliessenden Feste ziehe. Mit dem raschen, unbedingten Gehorsam, den der letzte Babenberger sich allmählig zu ver-

schaffen gewusst hatte, ward seinem Befehle Folge geleistet. Trotzdem erfreute sich der Herzog einer gewissen Beliebtheit, denn die Klage, welche Ulrich von Liechtenstein bei dem Tode Friedrichs in der Leithaschlacht von 1246 nachrief, ist sonder Zweifel aufrichtig gemeint. Noch enthält der Frauendienst die traurige Geschichte, wie Herr Ulrich von seinem eigenen Dienstmann Piligrim von Katsch 1248 in eine Falle gelockt, gefangen genommen und erst nach einem Jahre harter Misshandlung gegen schweres Lösegeld auf Vermittlung des Grafen Meinhard von Görz freigelassen worden ist. Wenn der Dichter angiebt, dass sein Haar vor Sorgen ergraut sei, so mag man ihm das gerne glauben. Auch die Poesie wird ihm dadurch verleidet worden sein, und die letzten lehrhaften Partieen des 1255 verfassten „Frauendienstes“ tragen sichtliche Spuren der Ermüdung. So ist nicht minder das „Frauenbuch,“ welches 1257 gedichtet wurde, und eine kritische Schilderung der geselligen Zustände eben dieser Jahre enthält, eine schwunglose, obgleich sachlich interessante Leistung. Der Autor ist mit seinen Zeitgenossen gar nicht zufrieden: die höfischen Ideale sind verblasst, man lebt nicht mehr in Zucht dem Minnedienste, Rohheit und derbe Sinnenlust sind an die Stelle ritterlicher Bildung getreten. Verschiedene Forscher wollten zwischen den beiden Werken einen unlösbaren Widerspruch ausfinden: im „Frauendienst“ rühme Ulrich die steirische Ritterschaft, im „Frauenbuch“ tadle er eben dieselben Menschen. Dabei ist unbeachtet geblieben, dass es zwei verschiedene Generationen sind, von denen der Liechtensteiner in den beiden Werken redet, das preiswerthe Geschlecht seiner eigenen Jugend und die übel gearteten Nachkommen späterer Zeit. Ein feiner Minneritter mochte da wohl Ursache haben, den Wandel der Dinge zu beklagen. —

Von einer ganz anderen Seite lernen wir Herrn Ulrich von Liechtenstein kennen, wenn wir das Zeugniss der Urkunden und der historischen Überlieferung in Bezug auf sein Leben befragen. Ich habe schon hervorgehoben, welch eigenthümliche Sonderstellung die steirischen Dienstmannen unter ihres gleichen in Deutschland und Österreich einnehmen und wie sie es verstanden haben, ihre Rechte zu erweitern. Zur Zeit Ulrichs wird man nicht fehl gehen, wenn man die Neigung dazu beim Adel der Steiermark überhaupt voraussetzt. Jedesfalls ist sie sehr durch die Umstände unterstützt worden. Der Tod Friedrichs des Streitbaren erledigte auch die Steiermark und es folgten Jahrzehnte der Verwirrung. Den Erben des Babenbergers, dem schwachen Friedrich von Baden, der Fürstin Gertrud, suchte alsbald Ottokar von Böhmen, der sich als Gemahl Margarethens die besten Ansprüche zuschrieb, das schöne Land zu entreissen. Aber auch der Ungarnkönig Bela IV. griff darnach, und es gelang ihm wirklich, durch einige Zeit sich der Herrschaft zu bemächtigen. Doch der Widerwille der Steirer gegen die Fremden, die Rohheit und Habgier der schnell wechselnden ungarischen Vögte wandte die Landherren dem Przemysliden zu, und wir sehen Ottokar II.

auf der Höhe seines Ruhmes auch durch mehr als ein Jahrzehnt im ruhigen Besitze der Steiermark. Nicht ohne Gegenströmungen unter dem Adel. Ottokar ist misstrauisch, er sendet nur Böhmen als Landeshauptleute, den klugen Wok von Rosenberg, später den Bischof Brun von Olmütz, sogar die amtliche Aufnahme der Landessteuern im Rationarium Styriae geschieht durch einen Fremden, den thüringischen Notar Helwig. Die steirischen Adligen und Dienstmannen hatten die Unabhängigkeit bereits gekostet und es gelüstete sie darnach, ein aristokratisches Regiment aufzurichten, das wider die Eingriffe fremder Herrschaften ihre Besitz- und Standesinteressen wahrnehmen und vertheidigen sollte. Unter den vordersten Führern dieser grossen Gruppe, zeitweilig unbestritten an ihrer Spitze, stand Herr Ulrich von Liechtenstein, zuerst Schenk der Steiermark, wiederholt Landesrichter und Landesmarschall, ein angesehener Mann, mit stattlichen Gütern, die er eifrig und erfolgreich mehrte, mit weitgespannten Verbindungen. Diesen Männern wäre ein schwaches Landesfürstenthum das liebste gewesen, das ihnen möglichst freien Spielraum gönnte. Darum hielten sie es gerne mit den dürftigen letzten Sprossen der Babenberger, noch 1260 erscheint Ulrich von Liechtenstein als der erste im Rathe der Getreuen der unglücklichen Gertrud zu Judenburg. Wie diese steirischen Landherren ihre Stellung auffassten, davon giebt ein merkwürdiger Brief klares Zeugniss, der unlängst ans Licht gekommen ist. Es berichtet der Landeshauptmann der Steiermark Woko von Rosenberg 1261 an seinen Herrn, König Ottokar von Böhmen, er habe Folgendes in Erfahrung gebracht: Ulrich von Liechtenstein und der ihm verschwiegerte Herrand von Wildon hätten davon gesprochen, dass auf Weisung des Herzogs von Österreich, unter dem nicht der wirkliche Inhaber des Landes, König Ottokar, sondern Friedrich von Baden zu verstehen ist, die Burg Wildon dem Böhmenkönige entzogen werden solle; wenn das geschähe, dann wollten sie öffentlich erklären, dass der König überhaupt über ihre Burgen nichts zu verfügen habe. Diese amtliche Mittheilung scheint sich Ottokar wohl gemerkt und seine Zeit für die Bestrafung der allzu unabhängigen Steiermärker abgewartet zu haben. Auch das Rationarium Styriae bemerkt 1260, dass der Pettauer aus den Einkünften, die dem Könige gebührten, Manches für sich eingezogen habe. Das wird wohl bei den anderen steirischen Landherren ebenso gewesen sein. Ottokar hat um einiges später, 1268, die beiden Grafen Bernhard und Heinrich von Pfannberg, die Herren Wülfing von Stubenberg, Ulrich von Liechtenstein und Herrand von Wildon zu sich geladen, als er von der Preussenfahrt heimkehrte, wahrscheinlich ins Kloster Trebnitz bei Breslau. Dort stellte er ihnen Friedrich von Pettau gegenüber, der ihm angezeigt habe, die steirischen Herren hätten ihm nahe gelegt, ihnen bei dem Abfalle von Ottokar und der Wahl eines neuen Herrn behilflich zu sein. Widerspruch blieb vergeblich, die Herren wurden alle, auch der Pettauer selbst, dem Ottokar offenbar gleichfalls nicht traute, auf verschiedene böhmische

Schlösser in feste Haft gebracht. Darin verblieben sie 26 Wochen und wurden erst frei gelassen, als sie zur Gewähr künftiger Botmässigkeit ihre wichtigsten Burgen an den König abtraten. Herr Ulrich verlor ihrer drei, und zwar die Frauenburg, die wenigstens stehen blieb, Murau und Liechtenstein wurden gebrochen. Schliesslich mussten sie sogar noch eine Versöhnung mit dem Pettauer über sich ergehen lassen, der freilich nicht besser wegkam, indem seine Burg Wurmberg zerstört, Schwanberg ihm genommen wurde, und mussten geloben, mit ihm Friede zu halten. Darnach darf man sich nicht wundern, wenn die steirischen Herren bitteren Hass wider Ottokar zu hegen begannen und wenn sie nachmals, da Rudolf von Habsburg deutscher König wurde, schnell mit ihm Verbindungen anknüpften, die 1276 zur eiligen Übergabe des durch die Böhmen ziemlich bedrückten Landes an den neuen Herrscher führten. Ulrich hat das nicht mehr erlebt, in demselben Jahre ist er gestorben. Allerdings, wenn der steirische Dienstmannenadel gehofft hatte, nunmehr in den Genuss freierer Bewegung zu kommen, weil der ferne König aus der Schweiz ihnen nicht viel würde anhaben können, so irrten sie gründlich. Wie wir wissen, verlegte König Rudolf bald das Schwergewicht seines Hauses nach den österreichischen Ländern und seine strenge Hand bereitete der steirischen Junkerwirthschaft ein für allemal ihr Ende.

In den vielen Fehden der unruhigen Zeit, die auf die Leithaschlacht von 1246 folgte, sehen wir Herrn Ulrich von Liechtenstein stets unter den Ersten des steirischen Adels, auch als kriegerischer Führer. Da Philipp von Kärnten und Ulrich von Seckau um das Erzbisthum Salzburg kämpften, steht der Liechtensteiner eine Zeit lang auf Philipps Seite. 1258 kommt es da bei Radstatt, ein Jahr nach der Abfassung des Frauenbuches, zu einem Treffen, und da zeigt es sich, dass die Steirer das grösste Vertrauen auf Herrn Ulrich haben und ihn um Rath in ihrer Noth befragen. So erscheint er noch mehrmals als militärischer Leiter, nicht gerade mit grossem Erfolg, so weit uns bekannt ist, aber immer war sein Ansehen gross genug, dass es auch durch gelegentliche Schlappen nicht erschüttert werden konnte. Die Urkunden reden dieselbe Sprache, aus ihnen erhellt die zunehmende Geltung Ulrichs von Liechtenstein, der unter den ihrem Range gemäss geordneten Zeugen allmählich weiter nach vorne rückt. Wir wissen ferner, dass Ulrich vier Kinder besass, zwei Söhne und zwei Töchter, alle wohl versorgt und ausgestattet. Überall lernen wir ihn als einen tüchtigen Mann in ausgebreiteter Wirksamkeit kennen, der sich und sein Haus emporbringt. Sogar die Stiftungen, die sein Sohn Otto, der Mäcen des steirischen Reimchronisten, 1277 errichtet, um das Gedächtniss des Vaters zu ehren, bezeugen uns, dass der alte Ulrich als ein Mann gestorben sein muss, dem man auch nach seinem Tode verdiente Achtung zollte. —

Das ist der geschichtliche Ulrich von Liechtenstein. Früher haben wir uns mit dem Dichter des „Frauendienstes“ bekannt gemacht. Welch

verschiedene Bilder bieten diese beiden! Ist das überhaupt ein Mann, sind es zwei? Und wenn diese von einander abstechenden Gestalten wirklich in eine zusammenfallen müssen, welche von ihnen ist die wahre? Sind sie beide falsch, beide echt? An dem durch die historischen Zeugnisse uns überlieferten Lebensgange des Liechtensteiners zu zweifeln, wäre thöricht. Es bleibt also nur die Frage übrig, wie steht es mit der Wahrheit von Ulrichs Erzählung im „Frauendienst“? Das Problem, ob Dichtung oder Wahrheit in Ulrichs Lebensroman überwiegen oder ob gar eine die andere ausschliesst, ist schon lange von den Philologen eingehend erörtert worden. Es fehlt nicht an Stimmen — und sie sind noch unlängst laut geworden — die der Erzählung des „Frauendienstes“ jede Realität absprechen, das sei eben Alles unter dem Einflusse der Vorbilder höfischer Romane erfunden und erfabelt. Dem steht nun allerdings die ausdrückliche Angabe des Dichters im Eingange seines Werkes gegenüber, er verschwöre darin das Lügen, er wolle die offene Wahrheit berichten. Und zum Ende der Erzählung spricht er auch eingehend darüber, wie sie entstanden ist, er hat sie dem edlen Geschlechte der Frauen zu Liebe gedichtet und von den Frauen erwartet er nun Lob und Fürbitte für einen seligen Tod. Er entschuldigt sich mit Nachdruck darob, dass in dem Buche so viel von ihm selbst und seinen ritterlichen Thaten die Rede sei. Er hätte es auch gar nicht gewagt, sein eigenes Leben zum Gegenstande der Darstellung zu machen, allein die Herrin habe es ihm geboten und da bleibe nichts übrig, als dem Befehle treulich zu gehorchen. Welches Recht haben wir nun, den klaren Worten Ulrichs von Liechtenstein unseren Glauben zu weigern?

Andere Erwägungen zu Gunsten der Wahrhaftigkeit des Dichters treten hinzu. Der „Frauendienst“ erwähnt so viele seiner Zeitgenossen, sagt so Manches von ihnen aus, eine grosse Anzahl derer, die z. B. bei der Venusfahrt vorkamen, lebte noch 1255, als das Werk geschrieben und veröffentlicht wurde; hätte Herr Ulrich das wagen dürfen, wenn seine Landsleute ihn sofort der Lüge zu zeihen vermochten? Und solches durfte er nicht riskiren, war doch „Verlogenheit“ der Hauptvorwurf, den das ernstere Publikum des 13. Jahrhunderts den höfischen Epen machte. Die vorgebrachten Thatsachen mussten richtig sein, die benannten Ritter mussten daran wirklich theilgenommen haben, wenn das Gedicht überhaupt geschrieben werden sollte. Ferner: was der Held des „Frauendienstes“ über sich selbst erzählt, ist keineswegs durchaus schmeichelhaft für ihn: wir sehen ihn mehrmals in schlimmen Lagen, benachtheiligt, für Unvorsichtigkeit bestraft und beschämt und was mehr ist, bisweilen macht er sich geradezu lächerlich und spottet auch darüber. Wenn Ulrich einen Roman seines Lebens erfinden wollte, das Buch hätte anders werden müssen, als es jetzt vor uns liegt: der Frauenritter wäre mit einer Glorie aufgetreten, von der man bei dem Liechtensteiner keine Spur antrifft. Freilich ist er stolz auf die Speere, die er bricht, auf die Hiebe, die er austheilt, auf seine Lieder und Büchlein. Nichts davon

überschreitet jedoch irgendwo das Wahrscheinliche oder etwa das Mögliche. Endlich ist es nicht uneben zu erwähnen, dass sogar die Form und Technik seiner Erzählung für ihre Wahrheit Zeugniss ablegen: das Gedicht ist nämlich, abgesehen von den älteren eingeschalteten Liedern, so trocken in Art der Chronik geschrieben, ja hölzern und steifbeinig, dass es den Schwung gänzlich vermissen lässt, den wir als Zeichen einer lebhaften Erfindung erwarten müssten. Die nüchternen, zuweilen etwas klapperigen Verse stehen just im Gegensatz zu der beflügelten Rhetorik, in welche sich gemeinhin eine farbenreiche Phantastik kleidet.

Somit darf es uns nicht erstaunen, wenn die historische Forschung, sobald sie sich mit dem Werke des Liechtensteiners beschäftigt, immer mehr Beweise für die Genauigkeit seines Berichtes an den Tag bringt. Die Anmerkungen zu Lachmanns Ausgabe des Frauendienstes, vor mehr als fünfzig Jahren durch Georg Theodor von Karajan ausgearbeitet, legen schon eine grosse Zahl urkundlicher Zeugnisse für die von Ulrich namhaft gemachten Ritter vor, kurze Zeit später hat v. d. Hagen noch Einiges hinzugefügt, und neulich ist es mir gelungen, nahezu alle in dem Werke vorkommenden Ritter, Edle und Dienstmannen, urkundlich nachzuweisen. Und zwar nicht blos die Namen, sondern des öfteren auch in einem Zusammenhange, der mittelbar die Ereignisse bestätigt, an denen der Dichter sie theilhaben lässt; finden sich Fehler, so lässt sich genau zeigen, auf welche Verwechslung der Irrthum zurück geht. Man hat gezweifelt, ob einige der wichtigsten von Ulrich erzählten Vorgänge sich überhaupt zugetragen haben. Mit Unrecht: das Turnier zu Friesach z. B. ist jetzt geschichtlich erwiesen. Die Venusfahrt muss ebenso wie der missglückte Artuszug für historisch gehalten werden. Beschreibt der Dichter Wappen, was sehr oft geschieht, so stimmen Ulrichs Angaben mit den uns an Urkunden bewahrten Siegeln vollkommen überein. Sogar auffallende Helmzierden, die er schildert, waren den vorhandenen Siegeln gemäss wirklich so beschaffen. Vielen Anlass zu Misstrauen gab es, dass Ulrich bei der Venusfahrt berichtet, er habe sich von Gloggnitz aus auf seine Burg zu seiner Frau begeben. Da man nur von Liechtensteiner Burgen im Murtale wusste und die Unmöglichkeit, binnen der angegebenen Frist von der österreichischen Seite des Semmerings dahin zu kommen, klar vor Aller Augen lag, so hielt man seine Angabe einfach für erlogen. Jetzt hat sich herausgestellt, dass Ulrich fünf Kilometer von Gloggnitz die Burg Ternberg besass, auf der seine Hausfrau weilte, und Alles ist in Ordnung. Es war bisher unklar, weshalb die Venusfahrt von Friaul ihren Ausgang nimmt. Heute erfahren wir, dass Ulrichs Gemahlin Perchta von Weissenstein mütterlicherseits aus einem vornehmen Geschlechte Friauls, wahrscheinlich der Ragogna, stammte (beim Markgrafen von Istrien hat er sie vermuthlich kennen gelernt, von ihrer Heimat aus war es auch nicht schwer nach Rom zu pilgern), und nun ist es deutlich, dass es für ihn sehr bequem war, seinen Zug von dem

Stammsitze seiner Frau aus zu beginnen, ja das ganze Abenteuer schiebt sich dadurch in einen verständlichen und natürlichen Rahmen. Wo überall wir nach unseren Kenntnissen die Mittheilungen des Dichters genauer nach zuprüfen in der Lage sind, dort halten sie Stich. Das reicht herab bis zu den geringfügigsten Einzelheiten. Der Grazer Chirurg will ihm die Hasen scharte nur im Mai operiren: das geschieht, weil die Pappelsalbe, deren er dann bedarf, aus den frischen Blattknospen des Baumes bereitet werden muss, die erst im Mai zu haben sind. Beim Turnier zu Friesach begeben sich die besiegten Ritter zu Juden in der Nähe, um mit ihrer Hilfe die verfallenen Pferde und Waffen auszulösen: wir wissen wohin: in die alte Judenansiedlung, die via Judeorum nächst Friesach. Sonntag 26. April 122 fand sich nach Ulrichs Bericht in Treviso eine grosse Menge Volkes au der Umgebung zusammen; wir rechnen nach und finden, dass vom Tag vorher, Sonntag, dem Markustag, der grosse Bittgang Letania major auf den folgenden Tag verlegt wurde: die Bauern waren also zur Prozession ge kommen. Schier erstaunen muss man, wenn sich erweist, dass sogar die Beiworte, mit denen der Dichter einzelne der von ihm genannten adligen Herren zu ihrer Charakteristik bedenkt, historisch zutreffen. Von den beiden Preussel, Herrn Kadolt dem Waisen, dem Domvogt von Regensburg dem Kuenringer Hadamar wusste man schon aus den Geschichtswerken der Zeit, aus dem steirischen Reimchronisten, der späteren Überlieferung Seifried Helblings und Jans des Enikel, dass die Schilderung ihrer Persönlichkeiten im „Frauendienst“ mit der Auffassung der Mitlebenden übereinstimme Besonders merkwürdig ist aber eine Angabe Ulrichs, die einen kleinen sonst gar nicht nachweisbaren Herrn betrifft: auf der Artusfahrt wird einmal bei dem Turnier zu Wiener-Neustadt ein *Her Ebrân* genannt und von ihm gesagt, er sei *ein übermüete zornic man;* vierzehn Jahre später, 1254, hat König Ottokar diesen Herrn Eberan von Ernstbrunn ein fangen und ihm *ob malitiam suam,* wegen seiner Bosheit, das Haupt abschlagen lassen. Sogar in solch seltsamer Weise kommt die Wahrheits liebe des Liechtensteiners nachträglich zu Ehren.

Das bezieht sich nun freilich Alles nur auf einen Theil des „Frauen dienstes“, auf die historische Erzählung mit bestimmten Angaben über Zeit Ort und Personen. Hier haben wir oftmals Gelegenheit, den Dichter zu kontrolliren. Anders steht es mit den Partieen, welche seine beiden Minneverhältnisse darstellen, besonders das erste, das an Breite des Berichtes das zweite viele Male übertrifft. Da forderte schon der Stoff selbst eine ge heimnissvolle, vielleicht geradezu irreleitende Behandlung: um keinen Preis durfte der Name der Herrin bekannt gemacht, ja auch nur die Umstände der Be ziehungen Ulrichs zu ihr so weit angedeutet werden, dass man auf die Person der Dame hätte Schlüsse ziehen können. Lagen auch lange Jahre zwischen der Dichtung und den Vorgängen, die darin beschrieben wurden, die einfachsten Vorschriften ritterlicher Zucht verboten es hier, die volle und ganze Wahr-

: zu sagen. Wird aber einmal ein solches Thürchen für die Einbildungs-ft offen gelassen, dann ist es schwer auszumachen, wie viel von Phantasie ı Berichte zugeflossen ist. Wir entnehmen aus Ulrichs eignen Worten, s er sich bewusst war, im „Frauendienst“ nicht eine gewöhnliche Selbst-graphie verfasst zu haben. Er wollte ein höfisches Epos dichten, aber solches, das im Wesentlichen auf Wahrheit beruhte, nicht auf der tollen indung der französischen und deutschen Ritterromane. Sobald jedoch Stoff an sich den Dichter zum Umbilden seiner Erfahrungen nöthigte, es sehr wahrscheinlich, dass er Folge und Beschaffenheit des wirklich ebten wird seinen Zwecken entsprechend umgearbeitet haben. Wird man ht seine Eitelkeit auch ein wenig in Betracht ziehen müssen? Und die rbilder der dem Verfasser so wohl bekannten Dichtungen Wolframs von :henbach, Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Strassburg u. A. werden ıei nicht ohne Wirkung geblieben sein. Wir glauben sogar noch Etliches on zu bemerken. So wird dem meistbekannten Abenteuer Ulrichs, dem unglückten Rendezvous mit seiner Dame auf ihrer Burg, nicht allzuviel an ıhrheit zu Grunde liegen. Es drängen sich nirgends im „Frauendienst“ eben da so viele Übereinstimmungen der behandelten Motive mit älteren :htungen (z. B. auch Tristan verkleidet sich einmal als Aussätziger, um Isolden zu gelangen) zusammen. Das allein macht die Geschichte ver-htig. Überlegen wir alle geschilderten Umstände näher und vergleichen mit dem, was uns von den realen Verhältnissen des Lebens auf ıtschen Burgen im Mittelalter bekannt ist, so muss uns die Wahr-einlichkeit noch geringer dünken. Wer wollte es für erlebt halten, dass ich, der tagelang unter Aussätzigen geweilt hat, so wie er ist, vor die rrin in das Gemach voll romanhafter Pracht treten darf? Die Räume Burg sind nicht der damaligen Wirklichkeit gemäss beschrieben, schon dem Verkehr der Dienerin mit Ulrich. Eine üble Burg wäre es vesen, bei der es so leicht war, sich zu verbergen und nachts einzu-ngen, als es hier scheint; wo der Graben so beschaffen war, dass Ulrich ıe Schaden hineinstürzen konnte. Desgleichen ist die ganze Unterredung ər Ulrichs Wünsche nicht recht glaubhaft, ihr Inhalt berührt sich allzusehr : den Liedern. Ich halte dafür, der Bericht Ulrichs über diese Episode rd nicht zu retten sein. Und weiter, ich glaube, in Wahrheit ist das te Minneverhältniss nach einer Zusammenkunft, bei welcher der Dichter rogen wurde, zu Ende gewesen. Ulrich kam dahinter, dass die rrin einen Anderen bevorzugte, und musste wohl oder übel ab-chen. Was er dann noch vorbringt, womit er uns einen glücklichen, ısgang glauben machen will, dass ist so ganz ohne die Sicherheit des irklichen, so farblos, unbestimmt, so kurz erzählt, so wenig durch Lieder ıstrirt, dass es Niemanden täuschen wird.

Noch übler steht es um das zweite Minneverhältniss. An sich wird es darüber Mitgetheilte so schattenhaft gehalten, dass eine bestimmte

Vorstellung unmöglich ist. Eine weitere Beobachtung muss hinzugenommen werden. Die Erzählung von Ulrichs zweiter Liebe ist eigentlich gar keine. es werden in den Schlagreimen nur die zierlichen Verse der eingelegten Lieder umschrieben, häufig dieselben Worte nach den Forderungen des anderen Metrums nur umgestellt. Es sind also die Lieder in den umgebenden Stücken der Erzählung dünn gezogen worden. Darnach sollte es mich nicht wundern, wenn Jemand die Existenz dieser zweiten Dame, welcher Ulrich seine Huldigungen nach dem ersten sauren dreizehnjährigen Minnedienste widmete, gänzlich in Abrede stellte. Vielleicht kommt man aber auch damit aus, wenn man platonische Gespräche belehrenden Inhaltes. wie das „Frauenbuch“ sie wirklich darbietet, als das einzige Thatsächliche der zweiten Minne bestehen lässt. Es muss allerdings noch in Betracht gezogen werden, dass gegen Ende seines Hauptwerkes die Kraft des Dichters fühlbar erlahmt. Die Absätze und Stockungen werden immer häufiger und empfindlicher. Der Eifer lässt nach, die Inhaltlosigkeit und Eintönigkeit der späten Lieder können ihn nicht befeuern, die Geschäfte des politischen Lebens nehmen Ulrich mehr und mehr in Anspruch, und so klebt er Verse und Gedichte müde an einander, bis er mit einem allgemeinen Lobspruch auf die Damen die drückend gewordene Arbeit am „Frauendienste“ abschliesst.

Zerlegt sich nun dermaassen die Dichtung in zwei Theile, die sich allerdings gegenseitig durchdringen, einen historischen mit Anspruch auf Wahrheit und einen phantastischen, worin einzelnes wirklich Erlebte und die daraus geschöpfte Anschauung des höfischen Minnewesens ausschmückend und stilisierend vorgetragen wird, so ist damit doch keineswegs das gesammte Problem Ulrichs von Liechtenstein gelöst. Nicht einmal die Fragen über die technische Möglichkeit des Gedichtes sind noch beantwortet. Sie bieten mancherlei Schwierigkeiten. Der Dichter steht in der Mitte der Fünfzig. die Sonnenhöhe des Lebens hat er lang überschritten, da hebt er an, seinem Schreiber die Erzählung von Ereignissen zu diktiren, die, wenn wir nur das Turnier zu Friesach und die Artusfahrt als Grenzpunkte gelten lassen wollen, dreissig bis fünfzehn Jahre hinter ihm liegen. Wie konnte er sich den Verlauf der Dinge so genau merken, als er ihn berichtet? Dürfen wir auch dem Gedächtniss eines mittelalterlichen Menschen, der sich nicht auf Lesen und Schreiben verlassen konnte, mehr zutrauen als den überreizten Gehirnen unserer eigenen Zeit, so viel der Liechtensteiner leistet. kann doch nicht gut angenommen werden: er muss also Hilfsmittel besessen haben, die seiner Erinnerung als Anhalt, Faden, zuweilen als direkte Vorlage dienten. Und derartiges stand ihm wirklich zur Verfügung. Da waren vor Allem Urkunden, in denen sich, nach Stand und Rang gereiht, die Namen derjenigen vorfanden, die beisammen waren, als die mit den Urkunden verknüpften Ereignisse sich abspielten. So hat Ulrich die Listen der Ritter beim grossen Turnier zu Friesach ein paar bestimmten Urkunden

entlehnt. An den Urkunden hingen die Siegel der Zeugen, sie enthielten die Wappenbilder, die Ulrich beschrieb, den Helmschmuck, den er manchmal so genau kennt. Für die Venusfahrt hat sein Kämmerer täglich genaue Verrechnung geführt (Aufzeichnungen solcher Art sind uns von anderen Herren erhalten): da stand notirt, wie viele Speere tagsüber verstochen wurden, wie viele Goldringlein ausgetheilt waren und an wen, wie viel Herberge und Zehrung gekostet katte, was unterwegs darauf gegangen war. Liess sich der Liechtensteiner das bei Abfassung der entsprechenden Partie des „Frauendienstes“ vorlesen, so mochten allerdings einzelne Verstösse eintreten, indem der Schreiber die Namen falsch las oder Ulrich sie falsch verstand oder beim Diktiren dann ein Irrthum unterlief, aber für die gesammte Darstellung boten solche Rechenbücher eine zuverlässige Grundlage. Ähnliche Notizen müssen für die Artusfahrt vorhanden gewesen sein. Damit verliert der Zeitabstand zwischen der Niederschrift des „Frauendienstes“ und den geschilderten Vorgängen sein Wunderbares, und Ulrichs Erinnerungsvermögen braucht, wenngleich es sicherlich sehr stark war, doch nicht so fabelhaft gedacht zu werden, als es sonst hätte sein müssen.

Noch immer aber klafft ein ziemlicher Widerspruch zwischen dem historischen Landmarschall der Steiermark, Herrn Ulrich von Liechtenstein, und zwischen dem minnesiechen Dichter der Abenteuer des „Frauendienstes“. Wie kam dieser Mann dazu, ein solches Buch zu verfassen? Wollen wir auf diese Frage mit einiger Sicherheit antworten, so müssen wir uns etlicher Thatsachen aus der Geschichte des geistigen Lebens der Steiermark entsinnen. Vor Allem des einen Umstandes, dass, wie das ritterliche Wesen an sich in seinen neuen Formen ganz unverhältnissmässig rasch in diese entlegenen Länder des Südostens vorgedrungen ist, so auch die höfische Poesie, der litterarische Ausdruck der ganzen sozialen Erscheinung, sehr schnell und tief auf die aristokratische Gesellschaft der Steiermark gewirkt hat. Gerade weil die adeligen Grundbesitzer und Dienstmannen hier so zu sagen unter sich waren, Niemandes rechte Herrschergewalt über sich, als Herren einer breiten dienenden Masse, waren sie so gefügig für die Eindrücke einer auf sie berechneten Standesordnung und eines Ideales der Lebensführung, das sich in der höfischen Dichtung, in Lyrik und Epos, verkörperte. Wo sonst erlebt man es als in der Steiermark, dass z. B. einer der vornehmsten Edelleute des Landes, als er nach Palästina fährt, um es nach damaligen Begriffen pseudonym zu thun, sein Wappen in ganz derselben Weise abändert, wie das in dem kurz vorher erschienenen Parzival Wolframs von Eschenbach durch Gahmuret, den Vater des Helden, bei ähnlichem Anlass geschieht? So stark greift hier die Poesie in die Wirklichkeit über. Mag sein, dass Wolframs für uns noch dunkle Beziehungen zu Steiermark den Einfluss seines Werkes unterstützt haben, die Thatsache bleibt für sich höchst merkwürdig. Wie ein Jahrhundert vorher die Namen aus den Dichtungen der deutschen Heldensage von dem Adel der Steiermark an-

genommen wurden, so dringen jetzt die Namen der Artusepen in Inner österreich vor, und es gehört bald zum guten Ton, die Söhne Parzival und Feirefiz, Iwein und Wigalois, die Töchter Sigune oder Laudine zu nennen. Hinwiederum geht das Leben in die Dichtung über, wenn ein inneröster reichischer Epiker den Helden seines Artusromanes Wappen verleiht, die seine guten Freunde auf den benachbarten Burgen wirklich führen. Es darf darnach nicht wunder nehmen, dass uns verschiedene Thatsachen sogar eine wirklich einflussreiche Stellung Steiermarks in Bezug auf ritterliche Kultur bezeugen: es war im 13. Jahrhundert eine Art Vorland höfischer Bildung für die angrenzenden Gebiete, die Steiermark wirkte bis auf das Deutsche Reich selbst zurück. So ist uns jüngst dargelegt worden, dass ein eigenthümlicher Brauch, die Wappen zu schmücken, indem man ihnen die Form von Rosen gab, in deren Rahmen man die heraldischen Bilder einfügte, oder indem man Rosen zwischen diese Bilder streute, Mond und Sterne als Zierden verwendete, dass diese Mode im Anschluss an den zuerst in Frankreich vornehmlich gepflegten Kultus Marias in der Steiermark sich festgesetzt, hier entwickelt und von da aus den weiteren Weg in verschiedene deutsche Länder angetreten hat. Dass eine Adelsgesellschaft, deren regsames Geistesleben von solchen Trieben bestimmt wurde, den richtigen Nährboden für eine Persönlichkeit wie Ulrich von Liechtenstein abgiebt, ist leicht einzusehen.

Wilhelm Scherer hat einmal den Gedanken geäussert, „die Vorbildlichkeit der höfischen Epik trete in Ulrichs Leben auf das Seltsamste hervor; er habe Episoden daraus nach der Analogie der ritterlichen Dichtung gelebt, Ideal und Wirklichkeit durchdringen sich bei ihm, verschlingen sich so dicht und unlösbar, dass wir die Elemente nicht zu scheiden vermögen. Goethe habe an solchen wiederholten Spiegelungen gelernt, der Wirklichkeit eine poetische Gestalt zu verleihen, in der altdeutschen Poesie stehe aber das Ideal der Lebenswirklichkeit zu ferne, als dass eine Wechselwirkung von Wahrheit und Dichtung in der Regel zu anderen als konventionellen poetischen Gebilden hätte führen können“. Daran ist, auf den Liechtensteiner bezogen, jedesfalls das Eine richtig, dass zeitlebens für ihn das Konventionelle ein treibendes Motiv ist, das gesellschaftliche Ansehen, dass man nämlich thut, was als guter Brauch gilt. Doch dürfen wir nicht so weit gehen als Scherer. Ulrich war ein beweglicher, leicht erregbarer Mensch, ganz was wir heute einen Sanguiniker heissen würden. Das zeigt sich in der Waghalsigkeit seiner politischen und militärischen Unternehmungen, die ihm gar oft unliebe Rückschläge und Gefahren eintrugen. Eine besonders lebhafte Phantasie liegt diesem Temperamente zu Grunde, sie ist auch die bewegende Kraft im Wesen des Liechtensteiners. Die ritterliche Gesellschaft seiner Kindheit, die frisch aufblühende epische Dichtung dieser Kreise, der Minnesang, sie alle nehmen seine Einbildung gefangen, erfüllen sie und drängen sich mit aller Wucht in sein Leben.

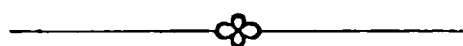
Gelegentlich bringt Ulrichs Phantasie ihn zu Fall, sie erhebt ihn aber auch sofort wieder. Ein beachtenswerthes Beispiel dafür erzählt uns der Gefolgsmann des Liechtensteinschen Hauses, der Reimchronist: als die steirischen Herren aus jener langen bittern Gefangenschaft bei Ottokar sich mit grossen Opfern gelöst haben und aus ihren Kerkern kommen, da merkt man ihnen allen an, wie schwer die harte Haft und die Sorgen sie bedrückt haben: bleich, mit spannenlangen Bärten, hinkend von der Qual der Fesseln, so treten sie betrübt vor den gewaltigen Böhmenkönig. Nur der Liechtensteiner allein, der hat sich den Bart zuvor scheeren lassen, hat neue schöne Kleider angelegt, thut, als wenn ihm gar nichts Übles widerfahren wäre, und gehabt sich so munter, dass der König darob verwundert seinen frohen Sinn preist. Das ist der ganze Mann, wie er leibte und lebte! Der konnte weinen, dass er einen Stein erbarmte, wahrhaft blutige Zähren, wenn das hochmüthige Frauenzimmer, die Herrin seines höfischen Ideallebens, ihr Ringlein zurück begehrte; hier bei Ottokar, da liess er sich den Muth nicht drücken und schritt frohgelaunt aus dem böhmischen Burgverliess hinaus, und machte sich ungebrochen daran, den längst verklagten Schaden zu heilen. Die Elastizität dieser Natur hängt mit dem sanguinischen Temperament aufs Innigste zusammen. So begreifen wir auch, wie das Ideal des Ritterthumes ihn bezaubern konnte, wie es ihn, den Mann der plötzlichen Entschlüsse, zu den sonderbarsten Abenteuern trieb, wie er aus einem Ungemach immer wieder emportauchte und nach der ziemlichen Betrübniss des Misslingens mit der ersten Herrin sich alsbald eine zweite suchte. Ein so beweglicher Mensch brachte es auch zu wege, Minneritter und Adelsführer, Frauenschwärmer und guter Gatte und fürsorglicher Hausvater zugleich zu sein; er verstand es, den verschiedenen Forderungen, die das Leben an ihn stellte, nach einander zu genügen, ohne Sprünge oder Widersprüche zu gewahren. Und so verstehen auch wir, dass er, als die Zeit der Minnethaten vorbei war, als schlimme und rauhe Jahre über die Steiermark wegzogen, mit der Sehnsucht des Alternden auf seine Jugendstreiche zurückschaute; die Gestalt, mit der das Ritterthum die Welt ausstaffirt hatte im ersten Aufschwung, sie dünkte ihn die beste, die vollkommenste: die goldene Zeit seiner jungen Tage war für ihn das goldene Alter der ritterlichen Welt überhaupt. Mag ihn auch seine Herrin zu der langwierigen Ausarbeitung des „Frauendienstes“ veranlasst haben, das Gedicht entsprach doch ebenso einem Drange seines Herzens, das sich an den entschwundenen Bildern seiner jugendkräftigen Abenteuerlust erfreuen wollte.

Wir dürfen aber auch nicht vergessen, dass Herr Ulrich ein wirklicher Dichter war. Nicht gerade ein Epiker, das haben wir schon gesehen, die Gabe anschaulicher Beschreibung ist ihm so wenig verliehen gewesen wie die packende Verlebendigung des Erfahrenen. Aber seine lyrische Befähigung war nicht klein. Seine Liebeslieder haben ja eigentlich den Grundstock für den „Frauendienst“ gebildet, die alten Blätter hat er sich vorlesen

lassen und seine Erzählung nach ihnen geordnet und aufgebaut, als er den Roman schrieb, lange nachdem er ihn erlebt hatte. Er ist auch als Lyriker nicht unabhängig von der Überlieferung der höfischen Poesie, Reinmar der Alte war sein Vorbild, Walther von der Vogelweide vielleicht in der That sein Lehrer, und er hat sich dieser Meister nicht unwürdig erwiesen. Aber er hat doch auch seine eigene Art und findet seine eigenen Melodieen. In seinen besten Stücken klingt eine zum Herzen redende schlichte Empfindung, der sich die einfachsten Worte schön zusammenfügen. Nicht ohne Stolz berichtet er mehrmals, wie seine Lieder und ihre Weisen rasch beliebt und verbreitet worden sind. Wir glauben ihm das gerne, brauchen wir ja nur eine Strophe zu hören wie die berühmte:

In dem walde süeze dœne
singent kleiniu vogellîn.
An der heide bluomen schœne
blüejent gegen des maien schîn.
Alsô blüet mîn hôher muot
mit gedanken gegen ir güete,
diu mir rîchet mîn gemüete
sam der troum den armen tuot.

Das ist echte Poesie, und wie wunderlich sich der Don Quijote der steirischen Ritterschaft auf dem Hintergrunde des ereignissvollen dreizehnten Jahrhunderts für unser Auge abheben mag, hier spricht ein guter, liebenswürdiger Mensch zu uns, und in diesen Zügen wollen wir sein Bild dauernd festhalten.



Fürst Chlodwig zu Hohenlohe.

Erinnerungen von

OTTO FREIHERRN VON VOELDERNDORFF.

Die Schlacht von Königgrätz war geschlagen. Ich eilte nach München, um mich mit den Freunden zu besprechen, welche ich daselbst besass, und zu denen damals noch — als Minister wurde er mein politischer Feind — der Kabinetsekretär des Königs, Lutz, gehörte. Wie ich erst kürzlich in diesen Blättern erwähnt habe, war ich bis 1866 entschieden grossdeutsch im Sinne der Trias: Österreich-Preussen und ein engerer Bund der übrigen Staaten, welche drei zusammen in einem weiteren Bunde das deutsche Reich bilden sollten. Die Misere, welche in den Mittelstaaten schon bei der Mobilisirung und dann noch mehr bei der Kriegführung an den Tag getreten war, erschütterte, angesichts des energischen und zielbewussten Vorgehens der preussischen Regierung, meinen Glauben an die Möglichkeit, dass Bayern der norddeutschen Grossmacht als gleichberechtigter Faktor entgegentreten könne, bereits merklich. Es bedurfte daher kaum mehr des

„Schullehrers von Sadowa“, um mir die richtigen Begriffe beizubringen von dem, was Bayern fortan zu thun habe. Ich kam also mit der Absicht nach der Hauptstadt, auf Grund meiner in den Provinzen gesammelten Wahrnehmungen, so weit es in meinen schwachen Kräften stand, die Einschlagung einer anderen Politik, als der bisherigen, Österreich freundlichen, zu befürworten. Bis dahin hatte zwischen den bayrischen und preussischen Truppen noch kein ernsthaftes Rencontre stattgefunden. Berichtet war mir worden (ich habe auch später nie mit Bestimmtheit erfahren können, ob diese Nachricht begründet war), es sei auf nicht offiziösem Wege und in ganz vertraulicher Weise preussischerseits angeregt worden, diese Art der Kriegführung beizubehalten, bis der Frieden mit Österreich geschlossen sein werde. Mir schien es geradezu undenkbar, dass man bei uns nicht mit grosser Befriedigung hierauf eingehen sollte, aber ich hatte mich leider getäuscht. Einer der damaligen Minister sagte mir kategorisch: „Sie mögen Recht haben, dass Oesterreich unterliegen wird; aber dann ist es unsere Pflicht, als ehrlicher Verbündeter mit ihm unterzugehen.“ Nun war ich zwar immer der Ansicht, dass auch im politischen Leben die Gesetze der gewöhnlichen Moral Geltung haben müssen, aber für die Grösse einer solchen jeden eigenen Vortheil vergessenden Tugend fehlte mir das Verständniss. Ganz zerknirscht und trostlos ging ich die Ludwigstrasse hinunter, als mich ein mir Begegnender, den ich in meiner Gedankenvertiefung ganz übersehen hatte, mit den Worten ansprach: „Aber, lieber Baron, Sie scheinen ja ganz gegen Ihre Gewohnheit allen Humor verloren zu haben.“ Ich blickte auf und erkannte den Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, den ich seit meinen Jugendjahren hoch verehrte, und den ich seit Anfang der sechziger Jahre zu Nürnberg im Hause des Grafen Giech öfters gesehen und gesprochen hatte. „Ja, da muss Einem wohl der Humor gründlich vergehen,“ erwiderte ich und erzählte ihm, was ich gewollt hätte, und wie ich überall abgewiesen worden sei. Da bleibt der Fürst stehen und sagt: „Nun, Gott sei Dank, finde ich doch einen vernünftigen Menschen in München; es ist ja, als ob alles irrsinnig geworden wäre, so mit offenen Augen in's Verderben zu rennen“. Von diesem Augenblicke datirt das Vertrauen, welches mir der grosse Staatsmann geschenkt hat und noch schenkt, und welche ich als die werthvollste Errungenschaft meines politischen Lebens ansehe.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst*) wurde am 31. März 1819 als dritter Sohn geboren, hatte also wenig Aussicht auf Erlangung der Standesherrschaft, und beabsichtigte in preussischen Staatsdienst zu treten. Zu diesem Zwecke studirte er in Heidelberg Jurisprudenz. Zu gleicher Zeit, gegen Ende der dreissiger Jahre, besuchten auch mein älterer Bruder August und mein Vetter Freiherr von Ungern-Sternberg dieselbe

*) Sein voller Name lautet: Chlodwig Karl Viktor Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey.

Universität. Beide lernten den jungen Fürsten kennen und sprachen mir oft mit Enthusiasmus von dem hochbegabten und liebenswürdigen Prinzen. so dass ich ihn verehrte, noch ehe ich ihn gesehen.[1])

Schon war Fürst Chlodwig auf der ersten Stufe zum Staatsdienste angelangt — er arbeitete als Referendar in Breslau — als sich sein Schicksal plötzlich änderte. Durch den kinderlosen Tod des Landgrafen von Hessen-Rothenburg fielen der Schillingsfürster Familie grosse Besitzungen zu. Der älteste Prinz des Hauses wurde Herzog von Ratibor und überliess die Standesherrschaft in Bayern seinem zweiten Bruder. Als dieser kinderlos starb, ging sie dann auf den Fürsten Chlodwig über, welcher damit „erblicher Reichsrath der Krone Bayerns“ wurde. Als solcher war er ein „Collega“ meines Grossvaters, und so fand ich Gelegenheit, mich eines Abends in des letzteren Rauchstüblein, in welchem sich zu jener Zeit alle liberalen Elemente unter den Reichsräthen und unter den adeligen Landtagsmitgliedern (z. B. Lerchenfeld, Rotenhan, Heynenberg, Lindenfels. Thon-Dittmar und Andere) zu versammeln pflegten, dem Fürsten persönlich vorzustellen.[2]) Darob wurde ich in unserem jungen Kreise viel beneidet.

---

[1]) Sehr verschieden war der Lebensweg meines Bruders und meines Vetters. Ersterer. ein seltenes Talent und dabei ein felsenfester Charakter, zog sich, nachdem er zuvor längere Zeit in Paris, London und Neapel verweilt hatte („ich wollte — so erklärte er mir später einmal — der Welt nicht entsagen, bevor ich sie kennen gelernt“), im Jahre 1840 auf den Hohengeissenberg zurück und blieb daselbst bis an sein Lebensende. über fünfzig Jahre lang, in völliger Einsamkeit, nur mit religiösen und philosophischen Studien beschäftigt. Obwohl er Protestant war, wurde er in der ganzen katholischen Umgegend wie ein Heiliger verehrt. Mein Vetter Sternberg starb als Geheimrath und Vorstand des Grossherzoglichen Kabinets in Karlsruhe.

[2]) Mein Grossvater Heinrich Graf von Reigersberg (er starb 1865 im Alter von 96 Jahren) war der letzte Reichskammerrichter. Das Gericht zu Wetzlar hatte nämlich nur einen Richter, eben „den Reichskammerrichter“, als welcher stets ein katholischer Jurist, der seine Abstammung aus einem der alten Dynastengeschlechter nachweisen konnte, ernannt werden musste. Unter ihm standen zwei Präsidenten, ein katholischer und ein protestantischer; die Senate bildeten sich aus einer grossen Anzahl von Assessoren. Mein Grossvater erhielt diese hohe Stelle als ganz junger Mann. und ich möchte bei diesem Anlasse eine Thatsache der Vergessenheit entreissen, welche die grossartige Denkungsweise und zugleich die unendliche Herzensgüte dieses edlen Mannes bezeugt. Als nach dem Lüneviller Frieden das Deutsche Reich endete und damit auch das Kammergericht aufgelöst wurde, dachte niemand an diejenigen Assessoren, die kein Vermögen hatten, und noch weniger an das Unterpersonal. Da zahlte mein Grossvater aus der eigenen Tasche die Bezüge fort. bis für sämmtliche Personen anderweitig gesorgt war. Erst längere Zeit nach Errichtung des Deutschen Bundes machte man Anstalten. ihm diese Aufwendungen zu ersetzen. Aber es dauerte Jahrzehnte, bis die einzelnen Staaten die auf sie repartirten Beträge zahlten. Einige z. B. Dänemark und Liechtenstein haben — wenn ich mich der Erzählung meines Grossvaters recht erinnere — bis heute ihre Schuld noch nicht getilgt. Nach Auflösung des Deutschen Reiches trat Graf Reigersberg in Bayerische Dienste. und vom König Max Joseph, der ihm sehr gewogen war, wurde ihm das Staatsministerium der Justiz übertragen. Unter seiner Ägide schuf Feuerbach sein bahnbrechendes Strafgesetzbuch und Gönner das noch unübertroffene Hypothekengesetz.

denn wir alle sahen schon damals in dem angehenden Staatsmanne den bayrischen Zukunftsminister.

Fürst Chlodwig war eine elegante und einnehmende Erscheinung. Sein helles feuriges Auge, dessen durchdringender Blick auch im Alter nicht erloschen ist, schien dem mit ihm Redenden in das Innerste schauen zu wollen. Sein von allem hochmüthigem Wesen freies, aber stets reservirtes, und bei vollendeter Liebenswürdigkeit fein aristrokratisches Benehmen gewann ihm augenblicklich die Herzen. Im politischen Leben stellte er sich in die Reihe der vom Grafen Giech geführten liberalen erblichen Reichsräthe, und als das Jahr 1848 kam, war er besonders bei der Ablösungsfrage in hervorragender Weise thätig. Dabei aber hielt er nicht blos Reden, sondern er brachte durch freiwilliges Aufgeben von Steuerfreiheiten und grundherrlichen Rechten thatsächlich erhebliche Opfer. Selbstverständlich ergriff er mit lebhafter Begeisterung in der damals entbrannten Frage über Reform der deutschen Bundesverfassung Partei für eine den Wünschen der Nation entsprechende Neugestaltung Deutschlands. Und auch hier zeigt sich als charakteristische Eigenschaft dieses echten Patrioten, dass seine Betheiligung niemals blos in Worten, sondern stets zugleich in Thaten bestand. So finden wir den noch nicht Dreissigjährigen bereits damals im deutschen „Reichsdienste“. Er stellte sich nämlich opferwillig der Reichsverwesung zur Verfügung und wurde als „deutscher Reichsgesandter“ nach Florenz, Gaëta und Athen geschickt. Der junge vornehme Diplomat wurde viel beachtet. „Dieser junge Fürst hat eine Zukunft“, soll Pio Nono geäussert haben. Freilich konnte ein Mann von Hohenlohe's Gesinnungen der Frankfurter Regierung nicht lange dienen, und auch in den auf 1848 folgenden Jahren war wenig Gelegenheit zu politischer Arbeit für Jemand, der, wie er schon damals, den erst zwanzig Jahre später zum Siege gelangten Ansichten huldigte: dass die Gesundung der deutschen Verhältnisse nur durch eine engere Vereinigung der reindeutschen Staaten unter preussischer Führung und eine völkerrechtliche Verbindung dieses Bundesstaates mit Österreich erzielt werden könne. So lebte denn der Fürst fast zehn Jahre hindurch in Zurückgezogenheit, nur seinen Studien und der Verwaltung seiner Güter. Wer hätte damals gedacht, dass gerade diese stille Thätigkeit ihn befähigen werde, dereinst an der Spitze der Reichsregierung auf Grund praktischer Erfahrung der Lösung der wichtigsten Frage unserer Zukunft, der agrarischen, nahe zu treten.

Im Jahre 1859 trat Hohenlohe wieder in die Öffentlichkeit; der österreichisch-französische Krieg in Italien rief ihn auf seinen Platz in der Reichsrathkammer zurück. Ich habe es ihm anfänglich etwas verargt, dass er der Sache ziemlich kühl gegenüberstand; denn nach dem in unseren jungen Herzen glühenden Wunsche hätte Preussen und das übrige Deutschland sofort mit allen Kräften Oesterreich zu Hilfe eilen sollen. Aber bald erkannte ich, dass der kluge Politiker viel richtiger gesehen als ich. Zufällig

führte mich, unmittelbar nach Beendigung des Krieges, eine juristische Mission über die schwarzgelben Grenzpfähle — ich sollte in Linz das österreichische Grundbuch- und Hypothekenwesen studiren — und wie gross war mein Staunen, als ich fand, dass man in weiten Kreisen gar nicht sehr bekümmert war darüber, dass das damals herrschende System einen so gewaltigen Echec erlitten habe. „Na", sagte mir eine der Gerichtspersonen, „das wäre eine schöne Reaktion geworden, wenn wir gesiegt hätten."

In voller Übereinstimmung dagegen war ich von Anfang an mit dem Fürsten über das einige Jahre später in Scene gesetzte, österreichische Reformprojekt. Ich war im Jahre 1862 an das in Nürnberg neu errichtete Handels-Appellationsgericht als Rath versetzt worden. In dieser Stadt hatte sich, wie bereits eingangs erwähnt, der alte Vorkämpfer des aristokratischen Liberalismus, Graf Giech, niedergelassen. In seinem gastlichen vor dem Laufer Thor gelegenen Hause, welchem durch seine geistvolle und hochgemuthete Gemahlin eine besondere Anziehungskraft verliehen war, fand ich mich jede Woche mehrere Male ein. Sehr häufig erschien dort auch Fürst Hohenlohe, mit dem edlen Standesgenossen „des Landes Wohl betrachtend in vernünftigem Gespräch". Da war es denn auch, wo über das österreichische Reformprojekt geredet wurde, und aus der ganzen Fülle meiner Triasbegeisterung rief ich aus: „Nein, wir wollen weder von Österreich noch von Preussen mediatisirt werden." Da sah mich Fürst Hohenlohe mit seinen hellen Augen lächelnd an und sagte: „Sie dürfen ganz ruhig sein, lieber Baron, bei dem Versuche, wie er jetzt in Frankfurt angestellt wird, thut vor allem Preussen nicht mit." Und so war es.

Wenige Jahre später kam die 1866er Katastrophe. Ich habe im Eingang schon erwähnt, dass der Fürst einer der Wenigen war, die vor der in Bayern damals eingeschlagenen Politik gewarnt haben. Man hörte nicht auf ihn; als aber der von ihm vorausgesagte Zusammenbruch erfolgt war, erschien er als der richtige Mann, das Zerstörte wieder aufzubauen. Im Januar 1867 übernahm Fürst Hohenlohe das Portefeuille des Äussern, und wenige Monate später berief sein Vertrauen den jungen Handelsappellrath mit Überspringung der dazwischen liegenden Stufen des Staatsdienstes zum vortragenden Rath in seinem Ministerium. Es waren aufreibende, an Mühe und Arbeit reiche Jahre, die nun folgten. Oft ging ich um sieben Uhr morgens in das Bureau und kehrte abend um 10 Uhr heim, ohne etwas anderes genossen zu haben, als ein belegtes Brod und ein Glas Madeira. Aber es war doch die schönste Zeit meines Lebens, und ich hoffe, sie ein anderes Mal näher schildern zu können.

Conrad Ferdinand Meyer.

Von
ADOLF FREY.*)

Die fahlen Blätter stieben von den Bäumen, die trüben Nebel streichen, und durch die ernsten Gründe hallt das Jägerhorn. Jetzt verblasst mit dem welken Laube auch unsere Festfreude, die sommerlang sich jegliche Laune vergönnt. Es ist still und einsam geworden, selbst die Winzerfreude auf den nun entlaubten Hügeln ist verklungen, und nur die Erinnerung greift noch in die sanften Saiten.

Aber wir wollen doch noch eine Feier begehen, wenn auch ohne Banner und Fanfaren. Eine weithin zerstreute, doch eine grosse Gemeinde tritt zusammen, um den Geburtstag eines Dichters zu feiern.

Heute vor siebzig Jahren wurde Conrad Ferdinand Meyer der Welt geboren, am 11. Oktober 1825.

Sein Vater Ferdinand Meyer war ein gründlich gebildeter Jurist, erlangte früh den Sitz eines Regierungsrathes, unterrichtete vorübergehend am Gymnasium in seinen Lieblingsfächern Geschichte und Geographie und wurde dann wieder Regierungsrath. Eine reine, ausserordentlich pflichtgetreue Natur, wurde er mit vierzig Jahren von seiner einzigen Leidenschaft, von der zur Arbeit, dahingerafft; in ihm verlor die Heimath einen musterhaften Beamten, die schweizerische Geschichtschreibung einen tüchtigen Gelehrten, der sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der schweizerischen Gegenreformation hervorgethan hat. Seine Gattin Betsy, eine geborene Ulrich, die Tochter eines um die Entwickelung des Taubstummenunterrichts sehr verdienten Mannes, war eine Frau, die in seltener Weise Vorzüge des Geistes und Gemüthes vereinigte, phantasievoll, liebenswürdig, religiös, von feinem Wesen durch und durch.

Unter ihrer Obhut wuchs nach des Gatten Tode der Sohn heran, dessen Begabung und ungewöhnliche Art auch nicht einer seiner Lehrer witterte. Eine etwas ungeberdige Klasse verlassend, begab er sich auf Wunsch der Mutter vor Vollendung der Gymnasialstudien nach Lausanne, wo die Schönheiten der Landschaft und die Bekanntschaft mit der französischen Litteratur seine ersten poetischen Versuche zeitigten. Aus dem Welschland zurückgekehrt, bestand er die Maturität, gab aber die Jurisprudenz, der er sich, von J. K. Bluntschli berathen, zugewandt hatte, bald wieder auf und begann ein immer mehr auf sich selbst gestelltes, einsiedlerisches Leben. Zwar war es mit reicher Lektüre, vielerlei Studien und dichterischen Entwürfen gefüllt; aber weil es planlos und, wie es wenigstens damals schien, auch unfruchtbar war, vermochte es ihn schliesslich dermaassen zu ängstigen

*) Mit gütiger Erlaubniss des Herrn Verfassers wiederholt aus der Neuen Züricher Zeitung, Morgenblatt, 11. Oktober 1895 (zum 70. Geburtstag des Dichters).

und zu peinigen, dass es ihn aus den unerträglich gewordenen heimischen Verhältnissen wieder zu den von den Eltern her befreundeten Familien im Waadtland trieb. Er verkehrte namentlich mit dem liebenswürdigen Historiker Louis Vulliemin, der ihn veranlasste, Thierrys *Récits des temps Mérovingiens* zu verdeutschen.

Diese Übertragung, eine umfangreiche, gründliche, in ihrer Art vorzügliche und übrigens ohne den Namen des Übersetzers ans Licht getretene Arbeit, stellt Meyers erste literarische Publikation dar. Sie bereitete der Mutter die erste Freude über das schriftstellerische Betreben des Sohnes und die letzte zugleich. Denn sie schied 1856 nach schweren Gemüthsleiden aus diesem Leben. Im folgenden Jahre zog Conrad Ferdinand nach Paris, um die vor mehr als einem Decennium verlassenen juristischen Studien wieder an die Hand zu nehmen und dadurch irgendwie zu Amt und äusserer Stellung, also in Reih und Glied mit seinen Mitbürgern zu kommen. Allein ein heftiger Ruhranfall vertrieb ihn, und zum ersten Male suchte er nun seit seinen Knabentagen die heimischen Berge auf, indem er sich zur Kräftigung der Gesundheit ins Engelberger Thal begab. Einen alten Reisewunsch erfüllend, reiste er 1858, von der Schwester begleitet, nach Rom und dann nach Florenz, wo die Geschwister die Gäste Ricasolis waren, dessen entschiedene Persönlichkeit auf Meyer einen nachhaltigen Eindruck machte. 1860 suchte er Lausanne zum dritten Male auf. Ihn leitete der Vorsatz, seine Kenntnisse der französischen Litteratur und Sprache derart zu vertiefen und auszubreiten, wie es seine Dozententhätigkeit, an die er damals dachte, allenfalls erforderte. Allein gegenüber einer systematischen Gelehrtenarbeit machte immer wieder die Poesie ihre angeborenen, unabweisbaren Rechte geltend. Wieder folgten Jahre voll stillen, mühevollen Ringens um die Kunst und ihren Lorbeer, in ihrem gleichmässigen Gange nur unterbrochen durch Sommerfrischen im Gebirge. 1864 endlich trat er mit den „Zwanzig Balladen eines Schweizers“ hervor. Wiewohl das Büchlein keinen starken äusseren Erfolg erzielen konnte, so bedeutete es doch, kraft seiner poetischen Tugenden, für den Dichter eine Art Auferstehung, wenigstens in den engeren Kreisen. Denn so hoch man auch seine Fähigkeiten und seine Begabung anschlug, eine dermaassen geschlossene, konzentrirte Leistung hatte ihm niemand zugetraut, da er trotz allen Ernstes und aller Anstrengung so lange auf ein entschiedenes Zeugniss hatte warten lassen und hatte warten müssen. Nur die Schwester, die, seit sie aus den Kinderschuhen geschlüpft, in seine Pläne und Blätter blickte und den wärmsten und genauesten Antheil an seinem Schaffen nahm, nur die Schwester hatte von früh auf an den Bruder geglaubt. Und dieser Glaube trügte sie nicht.

Der Hauptgewinn aus dem Erfolg der Balladen bestand wohl in dem Muth, den Conrad Ferdinand Meyer gewann, das Ziel höher zu stecken und sich an Grösseres zu wagen. Da die Gestalt des Jenatsch, die ihn seit der Jugendzeit beschäftigte, seiner Seele stetig näher trat, so ging er

1866 und 1867 während der Sommermonate nach Bünden, um Lokal und Geschichte auf den Fährten des merkwürdigen, dämonischen Mannes zu studiren. Aus den rhätischen Bergen zurückgekehrt, vertauschte er den Wohnsitz in der Vaterstadt mit einem Landhaus in Küsnach. Unter seinen Nachbarn zog ihn keiner an, wie Dr. François Wille, der, eine geistvolle und kräftig ausgeprägte Persönlichkeit und ein liebenswürdiger Wirth, auf seinem gastlichen Landsitze zu Meilen langehin zuweilen eine Tafelrunde von Dichtern und Künstlern versammelte, wie sie mancher gefürstete Mäcen nicht um sich sieht, eine Tafelrunde, die er fesselte und anregte.

Ende 1869 liess Meyer die kleine Sammlung „Romanzen und Bilder“ erscheinen, deren gedämpfte Töne der Waffenlärm des ausbrechenden grossen Krieges völlig übertäubte. Und doch war gerade dieser Krieg, der Sieg des Deutschthums über den Welschen, für den Dichter von weitreichender Bedeutung, indem er dadurch veranlasst wurde, die gemäss Schicksal und Bildung grossgezogene Zwiespältigkeit zwischen welschem und germanischem Geiste in seinem Innern entschieden zu überwinden und, am erwachten Stammesgefühl erwarmend, einen echt deutschen Stoff meisterlich zu formen: der sterbende Hutten auf der Ufenau gehörte unter die Balladenstoffe, die er seinerzeit zurückgelegt hatte und in welchen er nun, indem er ihn zu einem Cyklus erweiterte, seine gereifte individuelle Kraft und die gesteigerte nationale Empfindung hineinlegte. „Huttens letzte Tage“ brachten ihm einen schönen Erfolg und warfen den ersten Strahl auf seinen Namen.

Ungefähr ein Vierteljahr nach dem Erscheinen des „Hutten“ reiste er mit der Schwester nach Venedig. Während des traumhaft schönen Winters, den er in der Lagunenstadt (1871/72) verbrachte, entstand „Engelberg“: kaum war die Dichtung gedruckt, so begann und vollendete er die kleine Meisternovelle „das Amulett“. Das geschah in Meilen, wohin er von Küsnach seeaufwärts sich gewendet hatte und wo er jahrelang hauste. 1874 gelang es ihm endlich, in Chiamut unterhalb des Oberalppasses seinen Jenatsch abzuschliessen, der gleich darauf in einer Zeitschrift, zwei Jahre später in Buchform erschien.

Das Jahr 1875 bildete einen bedeutsamen Einschnitt im Leben des Dichters, da es ihm einen eigenen Herd beschied: er verlobte sich im Sommer mit Luise, der Tochter des Obersten und Regierungsrathes Ziegler, und führte sie im Oktober heim. Die Hochzeitsreise ging nach Südfrankreich und Corsica, in dessen Hauptstadt das Ehepaar monatelang verweilte. Nach der Rückkehr bewohnte C. F. Meyer zuerst den sog. Wangensbach in Küsnach; im Frühling 1877 erwarb er das Gut in Kilchberg, wo er noch weilt. Nun folgten anderthalb Decennien glücklichen und arbeitsreichen Lebens. So wunderbar und räthselhaft seine Produktion langehin gestockt hatte, so geheimnissvoll und wunderbar brach sie nun in mächtiger Fülle hervor, und staunend sah die Welt ein grosses Werk nach dem andern entstehen. Hatte auch „Jenatsch“ Aufsehen gemacht und die Blicke Vieler

magisch auf sich gezogen, so war es doch eigentlich erst der 1879 vollendete „Heilige“, der den Dichter zum berühmten Manne machte und unter die allerersten seiner Zunft einreihte. Heimath und Fremde hielten mit der Anerkennung nicht zurück: 1880 schenkte ihm die Hochschule der Vaterstadt den Hut eines Ehrendoktors. 1882 gab er die gesammelten Gedichte heraus, die seither, verändert und vermehrt, eine Reihe von Auflagen erlebten. Neben den kleineren novellistischen Schöpfungen, wie „der Schuss von der Kanzel“, „Plautus im Nonnenkloster“, „das Leiden eines Knaben“, „Gustav Adolfs Page“, bilden die grossen Novellen „die Hochzeit des Mönchs“, „die Richterin“ und „die Versuchung des Pescara“ die eigentlichen Denk- und Merkmale seiner schaffensfrohesten Zeit. Sie sind unübertroffene Meisterwerke der historischen Novelle, hervorragend durch Vertiefung der psychologischen Momente, völlige Bändigung des historischen Materials durch das poetische Belieben, strengen Aufbau, dramatisch geführte Handlung, Eigenheit der Erfindung und klassische Schreibart. Aus allen seinen Werken blickt seine Physiognomie in scharfgeprägten und grossen Zügen hervor. Er wählt das Grosse, das Heroische, er sucht die hervorragenden und räthselvollen Figuren der Welthistorie und weicht darum der Gegenwart aus. Eine ausserordentlich scharfe Beobachtungsgabe, die ihm auch den kleinsten Zug in der Art und dem Wechsel der Menschen und Dinge enthüllt, ermöglichte ihm, mit den Jahren das realistische Element fortwährend zu steigern. Kraft seiner dichterischen Intuition ein Menschenkenner, verräth er seinen psychologischen Tiefblick nicht nur durch die klare und erschöpfende Behandlung der Leidenschaften, sondern auch durch eine Fülle der kleinsten, oft nur im Vorbeigehen angebrachten, oft kaum angedeuteten Züge. Denn ein grosser Zauber seiner Kunst liegt gerade in dem, was er von psychologischen Vorgängen unter Umständen nur ahnen lässt. Mit der scharfen Wahrnehmung alles Sinnfälligen geht Hand in Hand eine Gestaltungskraft, die den äusseren Eindruck bis an die Grenze des Möglichen wiederzugeben vermag. Diese Gabe verleitet ihn aber niemals zur Betonung des Nebensächlichen oder zur Breite; vielmehr sieht er es darauf ab, die Handlung womöglich in wenig grosse Akte und Scenen zusammenzufassen, wie er denn den Stil der hohen Tragödie in die Novelle eingeführt hat.

Das Merkmal der hervorragendsten seiner Gedichte besteht darin, dass sie mit den Mitteln der einfachsten Erzählung die tiefsten lyrischen Wirkungen erzielen: dahin gehören namentlich die Liebesgedichte. Ein eigenthümlicher Reiz liegt ferner darin, dass das späte Glück, die spät errungene Stellung, die verscherzte Jugend, wie er es im Lied nennt, rührend und mit schicksalsmässiger Kraft vielfach durchklingen. Überhaupt offenbaren die rein lyrischen Gedichte die ganze Tiefe seines Gemüthes, die Feinheit seines Geistes.

Vielen von denen, welche seine Werke bewundern, ist es zu theil

geworden, seine persönliche Bekanntschaft zu machen und sich an seiner feinen Liebenswürdigkeit und seiner geistvollen Unterhaltung zu erfreuen, die vom leichten Geplauder zu ernsten Tiefen heruntersteigt, sich ebenso gewandt und ungezwungen zu den Interessen des Tages zurückwendet und dabei nie die Theilnahme an den Geschicken, Hoffnungen und Plänen seiner Freunde vergisst.

Der Mann, der seinen Freunden von jeher so viel war und in gesunden Tagen so manchem Anliegen freundlich entgegenkam, hielt seine Zeit und Stunden aufs ernstlichste zu Rathe. Nur dadurch war bei seiner Art zu arbeiten eine verhältnismässig so rasche Produktion so tadellos ausgearbeiteter Werke möglich. Mehrere Jahre hintereinander verzichtet er sogar zu Gunsten der dichterischen Produktion auf einen Aufenthalt in den geliebten Bergen. Es ist nicht zu vergessen, dass neben den Neuschöpfungen die Wandlungen und Änderungen an älteren Musse und Stimmung mitunter in starkem Maasse beanspruchten, so die Änderungen an „Hutten“, den „Gedichten“, „Engelberg“. Es steht wohl ausser Frage, dass diese starken Zumuthungen an seine Kraft und Gesundheit mitwirkten, als eine heftige Erkältung mit ihren übeln Folgen ihn vor mehreren Jahren, nachdem er den „Pescara“ vollendet, zwang, seine litterarischen Pläne für eine geraume Weile zurückzulegen. Allein er erholte sich wieder, und es war ihm vergönnt, in der „Angela Borgia“ eine Reihe seiner dichterischen Fähigkeiten noch in gesteigertem Grade zu bethätigen.

Schon legte er die Hand freudig an etwas Neues, Grosses. Doch abermals übermochte ihn die Übermüdung, sodass ihm Abgeschlossenheit und Stille zum Bedürfniss geworden sind.

Möchte die Verehrung der Tausende, die sich an seinen Werken erfreuen, möchten Theilnahme und Wunsch seiner Freunde, möchten die gedämpften Laute, womit wir sein Geburtsfest feiern, emporschweben zu der stillen Klause seines Kilchberger Tuskulums und ihm sagen, wie viele Herzen an ihm hängen und wie gross und herrlich das Geschenk ist, das er der Welt in seinen Schöpfungen gegeben hat.

Über den Tod Eduard Vogels in Wadaï.

Von

FRIEDRICH RATZEL.

Das über dem Tod Eduard Vogels aus Leipzig lagernde Dunkel zu lichten, unterfängt sich heute Niemand. Wir wissen, dass er im Jahr 1856 in der Hauptstadt von Wadaï, Abesche, getödtet worden ist. Die noch lange

von Vielen gehegten Zweifel, ob er nicht doch am Leben sei, sind schon seit den von Munzinger 1862 aus Kordofan gebrachten Nachrichten erloschen. Nichts Neues von Bedeutung über dieses traurige Ereigniss ist seitdem bekannt geworden. Das Wenige, was man weiss, ist Jedem zugänglich, der es in den Reisebeschreibungen und geographischen Zeitschriften suchen will. Ich habe also keinen neuen Beitrag zu bringen. Mich veranlasst zu diesem kurzen Aufsatz über eine scheinbar abgeschlossene Sache nur die Erwägung, dass die letzten eingehenderen Nachrichten über Eduard Vogels Tod von dem ersten aus Wadaï heil wieder zurückgekehrten europäischen Forschungsreisenden, Gustav Nachtigal, erst zu einer Zeit veröffentlicht wurden, wo die Theilnahme für den jungen Leipziger Afrika-Reisenden nur noch in ganz engen Kreisen lebendig war. Desswegen sind sie kaum beachtet worden. Der posthume dritte Band des Nachtigal'schen Reisewerkes, der diese Nachrichten ausführlich giebt, ist erst 33 Jahre nach dem Tode Vogels ans Licht getreten. Es ist wohl diesem Umstand zuzuschreiben, dass Niemand die Nachtigal'schen Angaben mit den früheren verglichen hat, die zum Theil sehr bald nach dem traurigen Ereigniss nach Europa gedrungen waren. Gerade das, was Eduard Vogel einen so grossen Platz in der Geschichte der Afrikaforschung einräumt, hat eben die unmittelbare Theilnahme an seinem Schicksal früher erlöschen lassen. Denn es knüpfte sich an seinen lange Jahre nicht über allen Zweifel festgestellten Tod die erste grosse Bewegung in Deutschland auf Afrika hin. Der ersten deutschen Afrika-Expedition folgten andere, und jede neue Entdeckung, jede neue Enttäuschung lenkte die Aufmerksamkeit mehr von dem ab, der der Anlass dieser Bemühungen gewesen war. Man ergab sich darein, nichts mehr zu erfahren. Als endlich der erste Europäer in Wadaï erschien, waren 18 Jahre seit dem Verschwinden Eduard Vogels verflossen. Niemand zweifelte mehr an seinem Tod, und die ganze Gestalt gehörte der Geschichte an. Für uns aber, für die schon die ganze wissenschaftliche Afrikaforschung, wie sie von Barth bis Nachtigal betrieben wurde, geschichtlich geworden ist, gewinnen nun die einzelnen hervorragenden Gestalten dieser abgeschlossenen Epoche unseres nationalen Lebens ein neues Interesse. Wir wollen sie so klar wie möglich erkennen, wollen sie verstehen und jedes Räthsel, jede Unklarheit wird uns zur Aufgabe. Vor Allem wollen wir aber keine Ungerechtigkeit in ihrer Beurtheilung aufkommen lassen.

Eduard Vogel war wahrscheinlich im Frühling 1856 von Kuka, der Hauptstadt Bornus, nach Massena, der Hauptstadt Baghirmis, gegangen. Von Barth, der am 10. Mai 1855 Kuka verlassen hatte, hatte er Rathschläge für seine gefährliche Reise nach Wadaï empfangen, denen folgend, er in Massena warten wollte, bis ein nach Wadaï vorausgesandter Diener mit der Erlaubniss zurückgekehrt wäre, dieses Land zu betreten. Munzinger erfuhr, er sei ungefähr einen Monat dort gewesen. Man weiss aber nicht, ob er die Rückkehr seines Dieners abgewartet hat oder vorher schon über

Fittri und Midogo, kleine Länder östlich von Baghirmi, nach Wadaï gegangen ist. Von Nachtigal wird berichtet, Vogel sei von Mohamed Scherif, dem Herrscher Wadaïs, gut aufgenommen worden, und aus einem Bericht des Scheich von Bornu scheint hervorzugehen, dass Boten Mohamed Scherifs ihn im nördlichen Wadaï getroffen und nach der Hauptstadt geleitet hätten. Wir wissen auch, dass ein hilfreicher Freund Vogels, der damalige englische Konsul in Tripolis, Oberst G. F. Hermann, schon 1854 einen Brief an Mohamed Scherif mit der Empfehlung Vogels gesandt hatte. In Abesche scheint in der That nicht von Anfang an eine feindselige Stimmung gegen ihn geherrscht zu haben. Vogel wurde bei einem, dem Hofe nahestehenden hohen Beamten, dem Aquîd (Heerführer) der Mohâmid, Dscherma mit Namen, einquartiert. Er bewegte sich frei, wenn auch beobachtet, in der Stadt und ihren Umgebungen. Leider war seine Kenntniss des Arabischen so gering, dass er sich nicht gut verständigen konnte. Allmählich scheint es Verdacht erregt zu haben, dass er so rastlos umherstreifte, Messungen machte und „mit einem Stab“ aufzeichnete. Niemand machte ihn auf kleine Verstösse gegen die Sitten dieses Volkes aufmerksam, und so scheint er selbst durch das Essen von Hühnereiern Anstoss erregt zu haben. Ein Gewährsmann Nachtigals betonte, dass das dort „kein anständiger Mann zu thun pflegt.“ Verständlicher wäre der Anstoss, durch die unbewusste Verletzung heiliger Gräber auf einem Berge, den nur ein neuer Fürst vor der förmlichen Thronbesteigung besucht. Vogel soll den Berg bestiegen haben. Wahrscheinlich waren das die Ahnengräber bei der kurz vorher verlassenen Hauptstadt Wara, die Nachtigal in Trümmern fand. Der früh vorstorbene Baron Neimanns, der Vogels Spuren folgen wollte, erfuhr das in Dscheddah von Pilgern, die aus Wadaï kamen, und das Gleiche berichtete ein über die Reisen von Barth, Overweg und Vogel gut unterrichteter Gesandter des Herrschers von Dar For an den ägyptischen Vizekönig.

Noch wichtiger ist aber die in einer ganzen Anzahl von Berichten wiederkehrende Erzählung, dass in Wadaï seit der Mitte der 50er Jahre ein leidenschaftlicher Hass der Weissen um sich griff, dessen Ursache die Plünderung einer wadaïischen Handelskarawane in der Nähe der Oase Audschila gewesen sein soll. Angeblich sollen dabei dreissig Leute des Herrschers von Wadaï zu Sklaven gemacht worden sein, und der Paschah von Tripolis sollte sogar seine Zustimmung zu diesem Friedensbruch gegeben haben. Mohammed Scherif aber soll, als er davon erfuhr, geschworen haben, keinen Christen lebendig aus seiner Hand entkommen zu lassen. Allerdings sind auch Vorgänger von ihm ohne so schweren Anlass fremdenfeindlich gewesen, und Gewaltthaten gegen Fremde sind in Wadaï auch früher vorgekommen. Es ist jedenfalls Thatsache, dass als Moritz von Beurmann 1862 von Bengasi nach Wadaï den einst viel betretenen Wüstenweg gehen wollte, man ihm sagte, seit 6 Jahren seien aus diesem Grund alle Verbindungen mit dem Norden abgeschnitten. In die von jener Nachricht erzeugte Auf-

regung mitten hinein scheint der unglückliche Vogel gerathen zu sein. Wahrscheinlich kam vor ihm jene Empfehlung aus Tripolis, die ihn vielleicht noch verdächtiger machte. So ist erklärlich, dass Mohammed Scherif entweder die Ermordung Vogels geradezu befahl oder doch duldete. Dass sein Sohn, der später Nachtigal freundlich aufnahm, bei dessen vorsichtiger Frage nach dem Umgekommenen voll Scham über die Unthat seines Vaters das Bedürfniss zu haben schien, die fast verschollene That in keiner Weise wieder aufzurühren, begreift man unter dieser Voraussetzung recht gut. Auch Nachtigal berichtet von einer gefährlichen Stimmung, in der Vogel den Herrscher von Wadaï fand, giebt aber andere Thatsachen dafür an. Mohammed Scherif wird von ihm als blutdürstiger Tyrann geschildert, der besonders den Arabern feindlich gewesen sei und mit dem Blut zahlreicher Fessaner und Tripolitaner seine Hände befleckt habe. Kurz vor Vogels Ankunft habe er einen Scherif aus Bengasi tödten lassen. Man könnte annehmen, dass auch Vogel, gleich diesem, für einen Spion der Türken gehalten wurde, da er ja aus dem türkischen Tripolis gekommen und wahrscheinlich von dorther empfohlen worden war. Sein Tod sollte verhindern, dass Nachrichten über die Unthaten Mohammed Scherifs nach Norden gelangten. Nachtigals weitere Erzählung, dass ein liebedienerischer Hofmann, der Aquîd (Heerführer) Dscherma dem König den Verdacht gegen den Fremdling eingeflösst habe, er werde wohl nur nach Wadaï gekommen sein, um die Umstände der Ermordung des Mannes aus Benghasi auszukundschaften, passt in diese Stimmung. Der unglückselige Fremdling ahnte nichts von dem Verdacht, der ihn begleitete und argwöhnisch ausspähete. Sein Benehmen musste also den Eingeborenen doppelt auffallend erscheinen, und man begreift, dass noch bis auf Nachtigals Zeit das Staunen über das ungezwungene Benehmen des Mannes, der nicht einmal arabisch sprach, bei älteren Bewohnern Abesches lebendig war.

Woher nimmt unter solchen Umständen Nachtigal das Recht zu sagen: „Er wurde vom König Scherif nicht unfreundlich aufgenommen, benahm sich indessen so unklug, trug dem Argwohn und der Beschränktheit der Eingeborenen so wenig Rechnung, dass diesem Umstande sein Untergang zuzuschreiben ist“? Sein trauriges Loos war, in einer so gefährlichen Zeit nach Wadaï gekommen zu sein, wo der gewandteste, der Sprache und Sitten mächtigste Fremde gegen den Fremdenhass nicht hatte aufkommen können, der von der mächtigsten Person des Landes ausging und das Volk ohnehin durchdrang. So wie andere vor ihm in Wadaï diesem Hass zum Opfer gefallen waren, so wurde nach ihm Moritz von Beurmann von wadaïschen Beamten an der Grenze von Kanem ermordet. Soll man das allzu grosse Maass von Kühnheit tadeln, das den jungen Reisenden in eine solche Löwenhöhle führte? Dann könnte man ja vielleicht auch den mit Vogel befreundeten Scheich Omar von Bornu tadeln, dass er, dem die Verhältnisse von Wadaï nicht fremd sein konnten, den ihm Anempfohlenen unter so bedenk-

ichen Umständen dahin ziehen liess. Aber wenn dieses nachträgliche Fehlerfinden mindestens überflüssig genannt werden muss, wie sind dann lie aus der schwachen Erinnerung und den verzerrten Auffassungen Eingeborener geschöpften Beschuldigungen der Unklugheit und Unvorsichtigkeit zu verstehen, die Nachtigal gegen Eduard Vogel wiederholt? Wie merkwürdig, dass Nachtigal nicht der Gedanke gekommen ist, dass die Wadaïier alles thun mussten, um vor ihm, dem Landsmann des Ermordeten, sich reinzuwaschen. Nachtigal hatte vielen Grund, auf seine den Orientalen abgelernte Diplomatie stolz zu sein, und er war es in nicht geringem Maasse. Aus diesem Gefühl der Überlegenheit im Verkehr mit Arabern und Sudanesen schöpfte er sein absprechendes Urtheil über Eduard Vogel, von dem er annimmt, dass er weniger von dieser Kunst besessen habe. Dass die Wadaïier, mit denen er über Eduard Vogel sprach, seine Schwäche kannten, verräth Nachtigal selbst ganz naiv, indem er einen Eingeborenen sagen lässt: „Jener Mann war ganz anders wie Du. Er war wirklich kein guter Mensch, denn er liebte die Leute nicht, liess sich nicht gern von ihnen besuchen und konnte mit ihnen nicht sprechen, da er der arabischen Sprache nicht mächtig war.“ Nachtigal glaubte das offenbar recht gern. Er vergass darüber die zwei grossen Dinge, die sich dem unbefangenen Betrachter jener Unthat zuerst aufdrängen. Die erstaunliche Kühnheit, mit der Eduard Vogel die Grenze des verrufenen Wadaï überschritt, und den unglücklichen Zufall, dass es in einer Zeit geschah, in der der Fremdenhass dort seinen höchsten Stand erreicht hatte. Wir hoffen, dass trotz Nachtigals Bemängelungen Eduard Vogel auch der Zukunft als ein Opfer seiner bewundernswerthen Kühnheit und der hervorragend schwierigen Verhältnisse erscheinen wird, unter denen er als der erste Europäer nach Wadaï vordrang. Was aber Nachtigals Ruhm anbelangt, so ist der so gross, dass ihn die bereitwillige Anerkennung der Thatsache nicht mindern kann, es sei schon vor ihm ein europäischer Reisender in der Hauptstadt Wadaïs erschienen, der, weniger erfahren und vom Glück weniger begünstigt, den Rückweg in die Heimath nicht fand.

Moritz Willkomm.

* 29. Juni 1821; † 26. August 1895.

Von

ERNST ROTH.

Ohne die Thätigkeit eines Moritz Willkomm würde heute die Kenntniss der iberischen Halbinsel oder wenigstens sicherlich ihrer Flora nicht die Höhe erreicht haben, welche es erlaubt, in den Vegetations-Verhältnissen Spaniens wie in einem offenen Buche zu lesen. Man möchte behaupten, die Quintessenz der Arbeit

dieses Forschers war neben einer Reihe von hervorragenden Forschungen und Werken diesem so weit nach Westen vorspringenden Zipfel unseres heimathlichen Kontinentes geweiht und gewidmet, bei ihm setzte die erste Thätigkeit im grösseren Maasstabe ein, und noch das Jahr 1894 brachte aus seiner nun ruhenden Feder eine werthvolle Zusammenstellung und Umgrenzung der Strand- und Steppenvegetation der iberischen Halbinsel.

Von Geburt war Willkomm Sachse; in dem Pfarrhause zu Herwigsdorf bei Zittau stand seine Wiege, wo er am 29. Juni 1821 als jüngster Sohn seines Vaters das Licht der Welt erblickte. Von seiner Kindheit ist wenig zu berichten; sie verlief im elterlichen Hause, wo sein Vater den Sprössling in den Wissenschaften so weit unterrichtete, dass er nach siebenjährigem Besuch das Gymnasium zu Zittau mit dem Zeugniss der Reife zu verlassen vermochte.

Die Absicht des jungen Mannes war, sich der Medizin auf der Landesuniversität zu weihen, doch fesselten ihn bereits damals die Naturwissenschaften und speziell die *scientia amabilis*, welcher er durch einen glücklichen Unglücksfall vollständig zugeführt werden sollte. Die Betheiligung an der Burschenschaft bez. ihrer Wiederherstellung griff auch in Willkomms Leben wie in das so vieler Zeitgenossen hart ein, so dass der Jüngling gezwungen wurde, Leipzig zu verlassen, bevor er seine Studien beendet hatte.

In diesem Dilemma vermochte der Professor der Botanik Kunze seinen Famulus dahin zu bringen, eine Reise nach Südspanien zu unternehmen, dessen Flora damals noch sehr wenig erforscht war. Bei dem interessanten Ziele der Expedition fanden sich denn auch Gönner, welche dem Unternehmen thatkräftige Hülfe angedeihen liessen, sodass der Aufenthalt sich zu einem in jeder Weise nutzbringenden gestaltete. Die Frucht dieses Ausfluges liegt neben umfangreichen Sammlungen in dem dreibändigen Werke: Zwei Jahre in Spanien und Portugal vor, das es in dem darauffolgenden Jahrzehnt noch zu einer zweiten Auflage brachte. Gleich hier wollen wir noch anschliessen, dass Willkomm noch einige Male die iberische Halbinsel bereiste. Die zweite Tour unternahm er bereits im Jahre 1850, während die dritte fast 25 Jahre später (1873) neben wissenschaftlichen Untersuchungen auch der Gesundheit wegen erfolgte.

Nach der Rückkehr von der ersten Forschungsreise widmete sich Willkomm in Leipzig noch eingehenden naturwissenschaftlichen Studien, um im Jahre 1850 dann daselbst zum Doktor zu promoviren. Zwei Jahre darauf folgte ebenfalls an der sächsischen Universität seine Habilitation. 1855 wurde Willkomm zum ausserordentlichen Professor und Custos des Universitätsherbariums ernannt, doch berief ihn der Staat kurz nachher als Professor der organischen Naturgeschichte an die Forstakademie nach Tharandt. Von diesem innerhalb der prachtvollsten Buchenwaldungen gelegenen Orte zog ihn im Frühjahr 1868 Russland nach Dorpat, um ihm neben dem Lehrauftrag für Botanik zugleich den botanischen Garten zu unterstellen. Doch nicht lange war sein Weilen dort, denn bereits zu Beginn des Jahres 1874 übernahm er dieselbe Stellung an der deutschen Universität zu Prag, welche er in segensreicher Weise bis zu seinem im Jahre 1893 erfolgten Rücktritt ausfüllte.

Die Zahl der von Willkomm geschriebenen Bücher ist recht bedeutend; deren Aufzählung nebst der Zusammenstellung seiner Zeitschriftenaufsätze würde eine beträchtliche Anzahl Seiten füllen.

Als ein Hauptwerk, das er mit Joh. Lange in drei starken Bänden herausgab, während das Supplement von ihm allein stammt, ist zu verzeichnen: Prodromus florae hispanicae seu synopsis methodica omnium plantarum in Hispania sponte nascentium vel frequentium cultarum. 1861—80 und Supplement 1893.

Aber nicht nur rein botanische Werke wusste Willkomm zu schreiben und childerungen von den durch ihn durchwanderten Ländertheilen in wahrhaft bewundernswürdiger Weise zu entwerfen (Wanderungen durch die nordöstlichen und entralen Provinzen Spaniens 1852; Streifzüge durch die baltischen Provinzen, childerungen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung der Wälder nd der Forstwirthschaft 1872; Spanien und die Balearen, Reiseerlebnisse und laturschilderungen nebst wissenschaftlichen Zusätzen und Erläuterungen 1876 nd Titelauflage 1879; aus den Hochgebirgen von Granada, Naturschilderungen, rlebnisse und Erinnerungen nebst granadischen Volkssagen und Märchen 1882), ondern auch auf anderem Gebiete zeigte sich seine grosse Vielseitigkeit und die 'ülle seiner Kenntnisse. Wir wollen auf die Wunder des Mikroskops oder die Velt im kleinsten Raume hinweisen, welche seit 1856 mehrfach aufgelegt wurden nd noch kürzlich wieder heraus kamen, auch in das Holländische übersetzt wurden, ir gedenken des Werkes: Der Böhmerwald und seine Umgebungen, die Nonne, er Kiefernspinner und die Kiefernblattwespe 1858, wie der zahlreichen, welche Villkomm herausgegeben, revidirt, ergänzt, ganz oder theilweise umgearbeitet der übersetzt hat. Gerade er hat es wie leider nicht allzuviele Jünger der cientia amabilis verstanden, die Früchte der Wissenschaft auch der grossen Menge chmackhaft zu machen und sie an den Fortschritten der Botanik theilnehmen zu ssen. So lieferte Willkomm für zwei oder mehrere Auflagen des Brockhaus'schen Conversationslexikons sämmtliche botanische Artikel, so bearbeitete er die Naturgeschichte des Pflanzenreiches neu, welche vielfach als Schubert's Naturgeschichte ekannt ist; Rossmäsler, der Wald, liegt von ihm durchgesehen und verbessert or, während er in einer Reihe von Werken die Artikel Spanien und Portugal earbeitete, von denen genannt seien: Staatslexikon von v. Rotteck und Welcker. . Aufl. 1856—66, Stein-Hörschelmann, Handbuch der Geographie und Statistik ür die gebildeten Stände. 7. Aufl. 1862.

In ähnlicher Weise und Absicht betheiligte sich der Gelehrte an der ammlung gemeinnütziger Vorträge, herg. vom deutschen Verein zur Verbreitung emeinnütziger Kenntnisse in Prag; so finden wir dort: Über europäische Culturflanzen amerikanischer Herkunft 1877; Über die Bedeutung der Pilze im Haushalte der Natur und für das Leben der Menschen 1878; Über die Nadelhölzer nd ihre Beziehungen zur Vegetation der Vorwelt 1891; Über den Lotos und Papyrus der alten Ägyter und die Papiererzeugung im Alterthume 1892; Über Charakterpflanzen der Mittelmeerländer, deren Herkunft und Geschichte 1895, rährend die bekanntere Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge on ihm 1877 brachte: Über Südfrüchte, deren Geschichte, Verbreitung und Cultur, besonders in Süd-Europa.

Gehen wir die Reihe der Zeitschriften durch, für welche Willkomm ausser en rein botanischen Journalen Beiträge geliefert hat, so stossen wir ohne die Vollständigkeit zu erstreben auf: Ausland, Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Agronomische Zeitung, Jahrbuch der Kgl. sächsischen Akademie zu Tharandt, Globus, Sitzungsberichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis zu Dresden, Jahrbücher für Volks- und Landwirthschaft, Chemischer Ackersmann, Meteoroogische Beobachtungen, Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, Zeitschrift der östereichischen Gesellschaft für Meteorologie, Österreichische landwirthschaftliche Zeitung, Wiener Obst- und Gartenzeitung, Heimath, Bohemia, Unsere Zeit, Sitzungsberichte der Kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Lotos u. s. w.

Im Umgange war Willkomm äusserst liebenswürdig, was Schreiber dieser Zeilen selbst in jungen Jahren erfahren durfte. Sein Alter vermochte der Greis n geistiger wie körperlicher Rüstigkeit noch nach seinem Zurücktreten zu

geniessen. Am 26. August 1895 starb er zu Schloss Wartenberg in Böhmen. ei deutscher Gelehrter im wahren Sinne des Wortes, dessen bienenhafter Fleiss un weitestgehende Gründlichkeit jedem Gegenstande Interesse und neue Seiten al zugewinnen wusste.

Briefe von und an Wilhelm von Humboldt.

Herausgegeben von

OTTO HARNACK.

Die folgenden Briefe[1]) sind durch nichts anderes als die Persönlichkeit Wilhel von Humboldt's zusammengehalten. Die Verschiedenartigkeit ihres Inhalts en spricht der Weite des Interessenkreises und des Arbeitsgebietes des Manne welcher, Staatsmann und Gelehrter zugleich, sein innerstes Wesen doch in kein dieser beiden Bethätigungen erschöpfte, sondern in der Ausbildung der zur höchst Kultur sich erhebenden Persönlichkeit sein Höchstes und Werthvollstes leistet Nächst Goethe ist Humboldt der vollendetste Vertreter des Humanitätsidea unserer klassischen Litteraturperiode gewesen, und wie Goethe hat er es ve standen, den verschiedensten Personen durch Zuwendung und Erschliessung einzeln und jedesmal anderer Seiten seines Wesens ein werthvoller Freund, Berather und Führ zu werden. Der im amtlichen Verkehr durch seine scharfe Verstandeskälte und sein Sarkasmus so gefürchtete Mann war in jenen persönlichen Beziehungen der rücksicht vollste Anerkenner jeder fremden Eigenart, von fast weiblicher Zartheit des Nac fühlens und des Mithelfens. Und auch die schweren und peinlichen Erfahrunge welche ihm amtliche Differenzen und Feindseligkeiten brachten, liess er nicht den persönlichen Verkehr eingreifen.

Gerade von dieser selbstlosen Hoheit des Wesens geben die folgenden Bri zahlreiche Beweise, obgleich sie meist nicht von Humboldt selbst herrühren, so dern nur die Widerspiegelung seines Verhaltens gegenüber den Korrespondent uns gewähren. Mit Ausnahme der beiden ersten Stücke entstammen sie sämmtli der Zeit, als Humboldt, müde der gegen ihn gerichteten Intriguen Hardenberg aus seiner ministeriellen Stellung und thatsächlich überhaupt aus dem aktiv Staatsdienst geschieden war und sich immer intensiver der wissenschaftlichen Arb widmete. Keine Spur von Bitterkeit oder gar Gegenwirkung gegen die subaltern Personen, denen er hatte weichen müssen, verrathen diese Korrespondenzen, selt dem Staatskanzler, der ihn verdrängt hatte, versagt Humboldt seinen Rath nic und man möchte glauben, dass die immer sich gleich bleibende vornehm gefälli Überlegenheit seinen Gegnern oft peinlicher gewesen ist, als ein rachsüchtig Losfahren es gewesen wäre. Zum Theil freilich findet diese unerschütterlic Seelenruhe ihre Erklärung auch darin, dass Humboldt sich überhaupt mehr pflich mässig dem öffentlichen Wirken gewidmet hatte, während er seine persönliche B friedigung vollauf in der wissenschaftlichen Atmosphäre seiner künstlerisch au geschmückten Heimstätte fand.

Was die beiden ersten Briefe betrifft, so gehören sie der nur um eine kur Zeitspanne vorausliegenden Periode von Humboldt's Gesandtschaftsthätigkeit

[1]) Die Originale befinden sich im Besitz der Baronesse Mathilde von Humboldt Rom, welche mir die Veröffentlichung gütigst gestattet hat.

London an. Auch diese bezeichnete eigentlich schon eine ehrenvolle Verbannung. Nach dem Abschluss des grossen Friedenswerkes in Wien und Paris hatte man allgemein geglaubt, Humboldt bald in einer Ministerstellung zu sehen, und auch er selbst hatte es erwartet. Die Übertragung des Londoner Postens, so angemessen sie auch scheinen mochte, entsprach thatsächlich nur den Wünschen Hardenberg's, der den gefürchteten Nebenbuhler hatte entfernen wollen, nicht denen Humboldt's selber. Altenstein, der hier unsere Briefsammlung eröffnet, hatte den Posten des Unterrichtsministers erhalten, für welchen zunächst Humboldt vorbestimmt schien, der schon einmal dieses Gebiet (1809—1810), wenn auch in etwas untergeordneter Weise als Sektions-Chef, verwaltet hatte. Auch in Altensteins Briefen, wenigstens in dem zweiten nicht amtlichen, wird man eine gewisse Verlegenheit unschwer erkennen. Die Kunstsammlungen, von welchen beide Schreiben vorwiegend handeln, bestanden aus den Schätzen, theils Originalen, theils Kopieen, welche Humboldt während seiner achtjährigen Mission in Rom erworben hatte. Die Kriegsereignisse waren lange Zeit ihrem Transport über die Alpen hinderlich gewesen, und auch jetzt, als sie endlich eingetroffen, konnte ihr Besitzer, der abwesend war, sie nicht nutzen, sondern überliess sie provisorisch dem Staat zur Aufstellung. Erst nachdem Humboldt dauernd in die Heimath zurückgekehrt im Tegeler Schloss der Kunst eine würdige Stätte bereitet hatte, fanden sie dort ihren schliesslichen Ruhepunkt.

Ew. Excellenz haben in einem Schreiben an den Herrn Staatsminister von Schuckmann vom 16. Julius v. J. den Wunsch geäussert, dass Ihre aus Rom hieher gesandten Marmorsachen in dem Universitätsgebäude ausgestellt werden möchten. Da sich hier kein schicklicher Ort dazu fand, so sind die Ihnen zugehörigen Antiken und andere Kunstsachen in den Säälen des Königlichen Lustschlosses Montbijou (sic!) unter den Gipsabgüssen der Akademie der Künste aufgestellt worden, wo sie so lange, bis diese nach den für sie bestimmten Säälen des neuen Museums transportirt werden, stehen bleiben können. Indem ich mich freue, Ew. Excellenz von der richtigen und guten Ankunft dieser Kunstsachen und von dieser getroffenen Veranstaltung benachrichtigen zu können, bemerke ich zugleich ganz ergebenst, dass die einzelnen Stücke mit Nummern und mit Zetteln, worauf bemerkt ist, dass sie Ew. Excellenz zugehören, bezeichnet worden sind. Von dem Verzeichnisse, worin die Ew. Excellenz zugehörigen Kunstsachen nach den Nummern aufgeführt sind, welches der Staatsrath Uhden eingereicht hat, lege ich Abschrift ganz ergebenst bei und schmeichle mir, durch Vorstehendes Ew. Excellenz Wunsche nach Möglichkeit entsprochen zu haben.

Genehmigen Ew. Excellenz zugleich die Versicherung meiner Ihnen gewidmeten ausgezeichnetesten Hochachtung.

Berlin, den 18. August 1818.

Altenstein.
(nur die Unterschrift eigenhändig.)

An
des Königlichen Staatsministers und
ausserordentlichen Gesandten
Herrn von Humboldt Excellenz
zu
London.

Berlin den 18. August 1818.

Soeben sagte mir der Herr Direktor Bornemann, dass er in wenig Stunden nach London abgehe. Ich benutze diese Gelegenheit um endlich meinen schon so unendlich offt vergeblich gefassten Vorsatz auszuführen, mich mit Excellenz schriftlich zu unterhalten. Kaum wage ich es mein bisheriges Stillschweigen bey Ihnen zu entschuldigen und ich muss Ihr ganzes freundschaftliches Vertrauen deshalb in Anspruch nehmen. Schon bey dem Antritt meiner Stelle war es mir Bedürfniss Ihnen zu schreiben und Ihnen so vieles mit-

zutheilen was ich darüber zu sagen hatte. Der Drang der Geschäfte hat es mir in d ersten Zeit unmöglich gemacht. Bey jedem Schreiben, welches ich seitdem von Eu Excellenz zu erhalten das Vergnügen hatte, erneuerte sich lebhaft mein Wunsch, allein i wollte Ihnen zu viel sagen und bin in der Auswahl eines ruhigen Augenblickes nicht da gekommen. Die officielle Anlage mit der Bescheinigung über Ihre herrliche in Monbij aufgestellte Sammlung hat stets auf meinem Schreibtisch gelegen um solche mit eine Schreiben zu begleiten und ich musste sie heute als gar zu veraltet, umschreiben lassen.

Wie es mir gegangen ist, seitdem ich wieder in das Geschäfftsleben geworfen word bin, werden Euer Excellenz schon aus Vorstehendem ersehen. Ich bin ganz in solche aufgegangen. Sicher würde ich dieses Verhältniss für die Dauer weder geistig noch körperli lange aushalten. Ich habe mir kaum selbst zugetraut, solches so lange zu ertragen. Jet geniesse ich einige Erleichterung da der Staatsrath geschlossen ist, dessen Sitzungen z dem Angreifendsten meiner ganzen Geschäfftsführung gehören. Euer Excellenz kenne solche und ich darf daher nichts hierüber zur Erläuterung beyfügen. Ich hoffe auf no mehr Erleichterung und kämpfe sie mir auf mannichfaltige Art zu verschaffen.

Mit schwerem Herzen bin ich an das Geschäfft getreten. Auch hierüber kenne Sie meine früheren Ansichten. Ich rechnete viel auf die neue Einrichtung, vorzüglich a die neue Anordnung des Staatsministeriums. Meine Erwartung hat mich auch nicht gan getäuscht. Vieles bleibt mir noch zu wünschen übrig. Inzwischen habe ich doch für mei Geschäftsressort vieles Land gewonnen und verzweifle nicht an einem guten Erfolg wen auch gleich mancher böse Geist sich regt. Der Himmel wird es durchführen helfen wen es gut ist was ich treibe und ist es nicht gut, scheint es mir nur so, dann mag es scheiter Ich werde mich daran setzen so viel ich kan und vermag.

Recht herzlich wünschte ich wieder einmal mit Euer Excellenz freundschafftlich übe so manche Hoffnung und Besorgniss mit altem Vertrauen zu sprechen. Vielleicht wird mi dieser Genuss bald zu Theil. Vor einiger Zeit schon hörte ich, dass Sie Ihrem frühere Vorsatz getreu Ihre Stelle nicht länger zu behalten gedächten. Ich habe mich deshalb e kundigt, allein ich konnte zu keinem sichern Resultat gelangen und es schien mir, als hoff man Sie noch zu veranlassen, Ihren Entschluss hinauszusetzen. Auf jeden Fall haben Eue Excellenz die Genugthuung aller nicht so ganz leichten Verhältnisse dort Herr geworde zu sein. Von allen Seiten erschallt nur eine Stimme über Ihre Geschäftsführung dort.

Recht oft habe ich unserer nächtlichen Konferenzen in Paris in der Privat Rec mations Sache bey deren jetziger gänzlicher Erledigung mit Vergnügen gedacht. Das Ve hältniss bleibt immer äusserst vortheilhaft.

Für Euer Excellenz gütige Theilnahme an verschiedenen Gegenständen meine Ressorts, die Uebersendung verschiedener Schrifften das Erziehungswesen betreffend und fü die mehreren unserer Gelehrten gewährte Unterstützung bey Ihren Unternehmungen sage ic Ihnen den herzlichsten Dank. Ich bitte Sie um geneigte Beförderung der Anlage an de Herrn Prof. Bernstein den ich benachrichtige, dass ich mich für die Verlängerung seine Aufenthaltes in England verwendet habe. Wenn die General-Controlle mit welcher ic viel zu kämpfen habe, nicht Schwierigkeiten macht, so zweifle ich nicht an der Ge nehmigung.

Ich schliesse für heute mit der Bitte um die fernere Fortdauer Ihres freundschaft lichen Vertrauens und Andenkens welche von so hohem Werthe für mich sind und e neuere die Versicherung meiner Euer Excellenz gewidmeten innigsten freundschaftliche Verehrung.

Altenstein.

Die in diesem zweiten Brief genannten Gelehrten waren Philologen, welch die Schätze der Londoner Bibliothek ausnutzen wollten, Bornemann für di klassischen Sprachen, Bernstein für das Syrische: Humboldt hielt es stets für ein seiner Pflichten als Gesandter, die Zwecke solcher Forscher zu fördern und ihr

Interessen auch gegenüber der heimischen Regierung wahrzunehmen. Mit den Philologen verband ihn auch ein spezielles Gefühl wissenschaftlicher Gemeinschaft.

Was Altenstein über sein ministerielles Ressort und seine Bemühungen, Terrain zu gewinnen bemerkt, bezieht sich auf die Sachlage, dass ein wirkliches Unterrichtsministerium in voller Selbstständigkeit überhaupt erst damals in Preussen geschaffen worden war. Die frühere Eingeschränktheit und Abhängigkeit der Stellung war ein Hauptgrund gewesen, wesshalb Humboldt sie schon nach wenig mehr als einem Jahre aufgegeben hatte.

Die Privat-Reklamations-Sache endlich, deren Altenstein erwähnt, bestand in der Rückforderung der von den Franzosen nach Paris entführten werthvollen Besitzthümer.

Die beiden folgenden Briefe sind von einem besonderen psychologischen Interesse. Es dürfte überraschen, dass Hardenberg den Entschluss fasste, den Mann, welchen er aus der politischen Laufbahn gedrängt hatte, in so intimer Weise um seinen Rath in heikler Angelegenheit anzugehen. In Humboldt's Antwort andererseits ist keine Spur persönlicher Stimmungen zu bemerken; sie ist mit derselben umsichtigen erschöpfenden Sachlichkeit gegeben, welche seine Auseinandersetzungen stets kennzeichnet. Historisch interessant sind die Briefe besonders dadurch, dass sie uns vorführen, ein wie schwieriger und bedenklicher Besitz das kleine schweizerische Fürstenthum für Preussen stets gewesen, das sich dann seiner, gewiss ohne Nachtheil, schliesslich entledigt hat. Über die einzelnen neuenburger Persönlichkeiten, die in den Briefen genannt werden, vermag ich Näheres nicht anzugeben.

Monsieur le Baron,

Monsieur de Rougemont, Procureur général du Roi à Neuchâtel ayant donné la démission de sa charge, il s'agit de proposer au Roi un successeur de ce magistrat. Ce choix n'est pas facile, tant à cause des connoissances, de l'expérience, de la probité et de l'énergie qui sont requises pour remplir dignement une place si importante, que par rapport à l'esprit de division et d'intrigue qui, on ne sauroit le dissimuler, règne à Neuchâtel. Cette disposition, dont les hommes les mieux intentionnés de la principauté, n'ont sçu se préserver, ne me permet pas de mettre une confiance entière dans les indigènes sur la proposition que je dois soumettre à Sa Majesté. Comme Votre Excellence connoit mieux que personne les localités et les individus, j'ai pensé ne pouvoir mieux faire que de Lui demander conseil, bien persuadé qu'Elle m'indiquera le fonctionnaire le plus digne sous tous les rapports d'être nommé à la place éminente de Procureur général du Roi. Je prie Votre Excellence d'agréer l'assurance de ma considération la plus distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Monsieur le Baron
de Votre Excellence
le très humble et très obéissant Serviteur
(Die Unterschrift eigenhändig.) Hardenberg.

Berlin le 31. Octobre 1821.

A Son Excellence Mr. le Baron de Humboldt,
Ministre d'Etat etc. etc.
Berlin.

à Berlin le 5 Novembre 1821.

A Son Altesse, Monsieur le Prince de Hardenberg,
Chancelier d'État de Sa Majesté le Roi de Prusse.

Mon Prince.

Je m'empresse à répondre à la lettre que Votre Altesse m'a fait l'honneur de m'adresser en date du 31 Octobre dernier. Les fractions dont Monsieur de Rougemont a été

chargé jusqu'ici à Neuchâtel, sont si multipliées et si variées qu'elles exigent, outre les connoissances requises en droit, en même temps des talents administratifs, et ces vues générales qu'on ne rencontre guères souvent dans les hommes d'affaires d'un païs de peu d'étendue. Il est nécessaire en même temps ainsi que Votre Altesse l'observe avec beaucoup de justesse, que la personne déstinée à remplir la place de Procureur général du Roi, loin de se laisser entraîner elle-même par l'esprit de division et d'intrigue, qui malheureusement ne règne que trop à Neuchâtel, sache le maîtriser et le calmer. En partant de ce point de vue je ne saurais recommander à Votre Altesse d'autres personnes pour cette place importante que Monsieur de Pierre ou Monsieur de Sandoz Rollin. L'un et l'autre est Conseiller d'État, et il ma paru qu'ils se distingue egalement par un esprit juste, des connoissances solides et une reputation sans tâche. Je suppose surtout à Monsieur de Pierre qui actuellement est maire de Neuchâtel, le dégré d'énergie et d'assiduité au travail qu'exige la place de Procureur général, et je lui donnerai la préference par cette raison.

Mais j'ignore, à mon grand regret, si ces deux individus joignent aux avantages qui les distinguent, l'étude de la jurisprudence et les connoissances en droit qui sont indispensables pour la place en question, puisque le Procureur général ne doit non seulement vailler aux interêts du fisc mais aussi présider aus déliberations des trois tribunaux.

Ce point demanderoit par conséquent a être éclairé préalablement.

Si ces connoissances manqueroient à Messieurs de Pierre et de Sandoz Rollin, il faudroit se résoudre à faire tomber la choix de Sa Majesté sur un des Conseillers d'État qui sont proprement jurisconsultés, et j'avoue, que je n'en connais aucun suffisamment pour le proposer à Votre Altesse. Mais dans ce cas j'oserois Lui conseiller de faire examiner, si en effêt toutes les fonctions qu'exerçoit Monsieur de Rougemont, appartiennent à la place de Procureur général, ou si elles lui étoient seulement dévolues, puisque son activité extraordinaire l'engageoit à réunir autant d'affaires que possible entre ses mains. A la suite de cet examen il seroit facile à Votre Altesse de distribuer autrement ces différentes fractions, et de restreindre les attributions de Procureur Général aux seules fractions judiciaires et fiscales. Comme cette place n'exigeroit plus alors une si grande variété de connoissances et de talens, on pouvroit la confier avec plus d'assurance à quelque autre membre du conseil d'État, et il suffiroit que la personne qu'on nommeroit, eût fait preuve de connaissance du droit, de probité et d'une attention scrupuleuse à remplir son devoir.

Il est d'usage, autant que je me souvienne, que le Conseil d'État fasse des propositions sur toutes les places qui viennent à vaquer, et je suppose que Votre Altesse, avant que de Se décider sur la choix de la personne, voudra attendre ces propositions. Quoique certainement on ne puisse pas s'en remettre entièrement au Conseil d'État, dans cette occasion son avis servira toujours à donner quelque lumières, et à guider le choix qu'on va faire.

Je prie Votre Altesse d'agréér l'assurance de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Mon Prince

de Votre Altesse

Humboldt.

Der folgende Brief an Altenstein giebt ein schönes Zeugniss dafür, mit welcher Wärme Humboldt für Personen einzutreten wusste, die ihr Vertrauen auf ihn setzten.

Humboldt an Altenstein.

(Concept von Schreiberhand.)

Berlin, 15. April 1823.

An des Königlichen Wirklichen Geheimen Staatsministers, Herrn Freiherrn von Altenstein Excellenz.

Der Professor Siegling, über welchen mich Ew. Excellenz in Ihrem geehrten Schreiben

vom 10. huj. befragen, ist mir so vortheilhaft, theils persönlich seit einer sehr langen Reihe von Jahren, theils durch den allgemeinen Ruf bekannt, dass es mich doppelt freut, dass er sich in seinem Gesuch um Erhöhung seiner Pension auf mich bezogen hat.

Ohne anführen zu wollen, dass der Professor Siegling sich jederzeit in allen Verhältnissen seines Lebens als einer (!) durchaus rechtlicher, fleissiger, ordentlicher, und streng pflichtmässiger Mann gezeigt hat, so hat er auch immer einen regen Eifer für das Gemeinwohl und eine uneigennützige Bereitwilligkeit bewiesen, dafür thätig zu seyn. Da er zugleich gute und gründliche theoretische und praktische Kenntnisse besitzt, so genoss er schon, als Erfurt noch Mainzisch war, einer verdienten Auszeichnung bei dem damaligen Statthalter von Dalberg, und hat sich unter der preussischen Herrschaft eines gleichen Beifalls seiner Obern zu erfreuen gehabt. Was er von seinem Patriotismus seit dieser Zeit und seiner Anhänglichkeit an des Königs Majestät sagt, ist vollkommen wahr. In den unglücklichen Jahren der Französischen Botmässigkeit hat er diese Gesinnungen immer bewährt und sich namentlich durch Beherbergung preussischer Unterthanen bei schon ausgebrochenem Kriege vielen Gefahren ausgesetzt. Obgleich ich die näheren Data nicht so genau weiss, dass ich sie einzeln angeben könnte, so ist mir die Sache im Allgemeinen, da ich öfter seitdem durch Erfurt gereist bin, und dort von meinem früheren Aufenthalte her, mehrere Bekannte habe, aus dem Munde unverdächtiger und unpartheischer Augenzeugen bekannt.

Dass er ferner eine Pensionserhöhung dringend bedarf, ist gewiss, indem er eine sehr zahlreiche Familie besitzt. Ich kan ihn daher mit Zuversicht Ew. Excellenz zu möglichster Berücksichtigung seines Gesuches angelegentlichst empfehlen.

Mit dem folgenden Brief beginnt eine Reihe, welche sich durchweg auf eines der vollendetsten Erzeugnisse des Humboldt'schen Geistes bezieht: seine Abhandlung „Über die Aufgabe des Geschichtschreibers.“ Diese wahrhaft klassische Darlegung, welche noch jetzt an erster Stelle genannt wird, wenn es gilt für die Geschichtswissenschaft bestimmte leitende Gedanken zu normiren, kann als Zeugniss gelten, dass Humboldt sich zweifellos zum Geschichtschreiber vorzüglich geeignet hätte, wenn er sich von seiner psychologischen Betrachtung der Völker zur historischen hätte wenden wollen. Die Abhandlung war von Humboldt zahlreichen Freunden und Bekannten, persönlichen und wissenschaftlichen Gefährten, endlich auch politischen Persönlichkeiten zugesandt worden. Gerade gegen die letztgenannten verfuhr Humboldt nach dem Prinzip: „Er lässt seine Sonne scheinen über Böse und Gute.“ Mancher erhielt es, dem es nicht behaglich war zur Feder zu greifen um seine Dankbarkeit bezeugen zu müssen. So der Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff. Den unbedeutenden Mann, den keine besonderen Verdienste empfahlen, hatte Hardenberg aus dem dänischen Staatsdienste hinübergezogen, um einen ihm unschädlichen und unbedingt ergebenen Mann an der Stelle zu wissen, welche während des Wiener Kongresses von Vielen als Humboldt's künftige Wirkungsstätte betrachtet worden war. Die Scheinexistenz, welche er auf diesem Posten führte, lässt die Phrase als unbeabsichtigte Wahrheit erscheinen, wenn er seine ministerielle Thätigkeit eine „untergeordnete“ nennt. Graf Bernstorff schreibt:

Empfangen Sie, mein liebster Freund, meinen innigsten Dank für die so gütige als freundliche Mittheilung Ihrer tief aus der Fülle Ihres Geistes hervorgetretenen Abhandlung. Es liegt zwar immer etwas unbarmherziges darin einen tief in dem immer halb blinden Treiben praktischer Geschäftigkeit befangenen mit dem Gespenst der Geschichte zu schrecken. Allein da ich mich schon längst beschieden habe in untergeordneter Würksamkeit nur nach dem nahen selbstgesteckten Ziele zu streben, so finde ich nur Aufrichtung darin, wenn man mir von einem höheren Standpunkte aus einen hellen weitumfassenden Blick über das grosse ewig gleichbedingte Walten der Zeit öffnet. Seien Sie von ganzem Herzen umarmt von Ihrem treuergebenen Bernstorff. 4. März 1822.

Der folgende Dankbrief stammt von einer Persönlichkeit ganz anderer Art, dem geistvollen und hochgesinnten General von Pfuel, damals Generalstabschef des rheinischen Armeekorps in Koblenz, welcher später in der Revolutionsperiode eine so wichtige politische Rolle gespielt hat.

Ew. Excellenz

Sage ich meinen verbindlichsten Dank für das mir übersandte Exemplar Ihrer Abhandlung; ich habe sie mit dem grössten Interesse gelesen, und da Sie mir ein Urtheil darüber erlauben, so sage ich, dass sie der Idee sowie der Darstellung nach erschöpfend ist. Die Wahrheit einer Idee sich einfach und klar entwickeln zu sehen, gehört für mich unter die allerreizendsten Dinge, und so verdanke ich denn Ihrer Abhandlung einen sehr schönen Genuss. Zu verwundern ist es danach freilich nicht mehr, warum der guten Geschichtsschreiber so wenige sind, ja man muss sogar gestehen, dass auch die Zukunft hierin nicht ergiebiger seyn wird als die Vergangenheit; denn es gilt die Beobachtung und Darstellung der allerfeinsten Lebensentwicklung, sichtbar und verschleiert zugleich, der Vegetation der Idee, wenn ich so sagen kann, und wie selten wird die Natur die hierzu nöthigen Gaben in einem Menschen vereinigen! Sehr glücklich haben Sie die Idee des Geschichtsschreibers mit der Idee des Künstlers in Verbindung gebracht; es ist dadurch meinem Gefühle nach eine Leichtigkeit und Rundung in das Ganze gekommen, die ich nicht anders zu nennen weiss als das Gepräge des Reizenden. — Einen Wunsch haben Sie durch diese Abhandlung bei mir erzeugt; es ist der, dass Sie eine Begebenheit der Geschichte, eine Lebensperiode der Idee, selbst behandeln mögten: uns Deutschen thut vor Allem ein Muster genialer Klarheit Noth, denn wenn schon bei uns eine Richtung nach dem Ideellen im Allgemeinen nicht verkannt werden kann, so ist doch auch zugleich eine Neigung zum phantastischen bemerkbar, die alle Verhältnisse verschiebt und nichts weniger als den Anforderungen die die Wahrheit macht entspricht.

Indem ich Ew. Excellenz nochmals auf das ergebenste danke, habe ich die Ehre mich Ihrem fernern Wohlwollen zu empfehlen. Fr. v. Humboldt bitte ich meine Achtung zu bezeugen. Dass ich Ew. Excellenz in Berlin verfehlen soll macht mich sehr traurig.

Koblenz, 16. April 1822. Ew. Excellenz

ganz ergebener

Pfuel.

Der nächste Korrespondent musste für Humboldt durch sein kompetentes Urtheil von besonderer Bedeutung sein; es ist der berühmte Historiker Rom's Barthold Niebuhr. Leider wusste dieser nicht viel zu sagen; er befand sich damals als Nachfolger Humboldt's auf dem römischen Gesandtschaftsposten, wo er freilich ganz im Gegensatz zu jenem, nicht zum Gefühl der Befriedigung gelangte: dem Geschichtschreiber fehlte das künstlerische Empfinden, welches nothwendig ist, um die Ruinenwelt Rom's als ein Ganzes zu empfinden; er sah nur die traurigen Reste einer grossen Vergangenheit und das kümmerliche Vegetiren einer elenden Gegenwart. Chronischer Missmuth bedrückte ihn, etwa wie einst den ähnlich empfindenden Herder bei seinem römischen Aufenthalt, während Humboldt's wonnevolles Geniessen Rom's sich mit dem Goethe's vergleichen liess. Niebuhr's hier folgender Brief lässt die ungünstige Stimmung, in der er sich befand, deutlich erkennen.

Rom, 13. April.

Herrn von Humboldt Excellenz.

Ich weiss, mein höchstverehrter Freund, dass Sie zu den ganz einzelnen Menschen gehören, die immer können was sie sollen und wollen, und sich nie vorzuwerfen haben etwas versäumt zu haben, und das ist sehr schlimm für mich da ich so schmählig gegen Sie versäumt habe. Ich habe Ihnen nicht blos zum Dank, sondern als Gelehrter zum Gelehrten, nicht ohne einige Anmerkungen über ihre richtige Abhandlung, die ich seit 10 Monaten habe,

schreiben wollen, und bin nie dazu gekommen: immer laufen mir ungebetene Beschäftigungen, meistens für andere, in die Quere, und da ich nicht zu meinen eigenen Arbeiten kommen kann, so müssen mir andere verzeihen wenn ich mich nicht mit dem beschäftige womit ich könnte und sollte.

Ihre neuesten Geschenke habe ich noch nicht einmal lesen können, obgleich sie seit 14 Tagen in meinen Händen sind: aber danken will ich Ihnen doch jetzt, mit Vorbehalt eines bestimmtern Dankes.

Ob sich etwas hier für Sanscritlitteratur findet, will ich treulich untersuchen. In der Vaticana möchte ich behaupten, nein: tamulische Bücher sind da. Auf der Propaganda könnte einiges seyn. Es geht ein Gerede dass die Propag. Stücke von der borgiaschen Sammlung verkauft: sie ist in grosser Geldnoth. Wenn Sanscritbücher zu kaufen wären, wollten Sie die Bibliothek veranlassen sie zu nehmen?

Sie beneiden mir meinen Aufenthalt hier: ich wollte dass ich es verdiente beneidet zu werden. Das Schlimmste ist, dass ich mich hier acclimatisire, und am Ende mich irgendwo in Deutschland (welches nicht Preussen allein ist) doch fremd und entwöhnt fühlen werde.

Mit herzlicher Verehrung

Der Ihrige.

Das folgende ausführliche und hochbedeutende Schreiben des Freiherrn vom Stein ist gleichfalls durch den Dank für die übersandte Abhandlung und durch interessante Bemerkungen über dieselbe mit den vorigen Briefen verknüpft, eröffnet aber zugleich eine ganz neue Perspektive. Es ist ein wichtiges Dokument zur Geschichte der Theilnahme Stein's an den preussischen Verfassungsbestrebungen und zur Beleuchtung der rein ständischen, man möchte sagen „agrarischen" Art, in welcher er die Verfassung wünschte. Die ausführlichen Denkschriften sowohl Stein's als Humboldt's über diesen Gegenstand sind bereits bekannt und lassen erkennen, dass beide wohl in der allgemeinen konservativen Tendenz, die sie gewahrt wissen wollten, übereinstimmten, aber doch nicht in der heftigen, dem modernen Staatswesen geradezu widersprechenden Entrüstung und Erbitterung Stein's gegen das Beamtenthum und damit überhaupt gegen den abstrakten Staatsbegriff. So angreifbar indess auch Stein's einseitiger Standpunkt erscheint, so wird sich doch Niemand dem wuchtigen Eindruck einer eminenten Persönlichkeit entziehen, welche aus den flammenden Sätzen seines Briefes spricht. Eine Naturverwandtschaft seiner Ideen mit solchen, welche Fürst Bismarck in einer seiner neueren Kundgebungen in die Welt gesandt hat, ist unverkennbar. Der Brief ist zum Theil von Pertz in seinem Leben Stein's veröffentlicht worden, aber mit ganz willkürlichen Abglättungen und Abschwächungen, und gerade der interessanteste und charakteristischste Abschnitt der mit der „ohnbedingten Beamtenherrschaft" beginnt und mit der „Schreibmaschinerie" schliesst, ist von Pertz gänzlich weggelassen worden, vermuthlich weil er ihm, als altem preussischem Beamten, zu bitter und verletzend schien.

Frankfurth den 30. Merz 1822.

Ich benutze eine gute Gelegenheit um Ihnen theure Excellenz meine dankbare Freude über Ihren Brief dd. 5. m. c. und seine geistvolle Anlage, und über einige andere mich gegenwärtig lebhaft interessirende Angelegenheiten auszusprechen — nämlich über ständische Verfassung, und die Gesetze, über bäuerliche und gutsherrliche Verhältnisse: beide Gegenstände sind geeignet Ihre Aufmerksamkeit es sey als Gutsbesitzer in unseren preussischen Provinzen, oder als Mitglied des Staats Raths in Anspruch zu nehmen.

Die neuere fremde Gesetzgebung hat sich auf mancherley Weise bestrebt, in denen der Westphälischen Bayrischen und französischen Herrschaft entrissenen Provinzen, so zwischen Rhein und Elbe liegen, die Gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse umzuformen. ohne Schonung des Alt Herkömmlichen, Gesetzlichen, Bestehenden, ohne Entschädigung der Beeinträchtigten.

Als nun ein bedeutender Theil dieses Landes an die Preussische Monarchie zurückfiel, so beschäftigte sich die Regierung mit Ausgleichung der bauerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse; sie bestimmte und ordnete sie durch ein Edict dd. 23. Sept. 1820 aber auf eine für beyde Theile höchst verderbliche Art.

Die hierüber von mir und mehreren angesehenen Gutsbesitzern erhobene Beschwehrden und dadurch veranlasste Verhandlungen enthalten die Anlagen die ich Ihrer Aufmerksamkeit, mein verehrter Freund, empfehle, und zu deren zweckmässiger Beendigung ich mir Ihren Beystand erbitte, da die Sache gegenwärtig bey dem Staats Rath anhängig ist.

Ich würde diese Angelegenheit nicht mit solchem Ernst und Eifer betrieben haben, wäre ich nicht überzeugt von der Verderblichkeit für den Gutsherrn und den Bauern, der von mir in dem Gesetz gerügten Mängel.

Dass in unserer Gesetzgebung ein denen adlichen Gutsbesitzern feindseliger Geist regiert, dass sie alle Interessen kränckt statt sie zu befriedigen, daher immer schwanckt, dass unsre Verwaltung kostbar schwehrfällig, in alles eingreifend, daher allen Gemeingeist tödtend ist, dass unsere Finanzen zerrüttet sind, dass nichts zur Reife und Festigkeit gelangt davon liegt der Grund

in der ohnbedingten Beamten Herrschaft.

Wir werden von besoldeten, buchgelehrten oder empirischen, interesselosen, eigentumslosen Buralisten regiert.

Diese wenige Worte enthalten den Geist unserer und ähnlicher Geistloser Regierungs Maschinen, besoldet also strebend nach Erhaltung und Vermehrung der Gehälter, buchgelehrt also lebend in der Buchstabenwelt, oder in flacher Routine, interessenlooss denn sie stehen mit keiner der den Staat ausmachenden Bürgerklassen in Verbindung, sie sind eine Caste für sich die Schreiberkaste, eigenthumslooss also alle Bewegungen des Eigenthums treffen sie nicht, es gebe Regen oder Sonnenschein, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöhre althergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, man theoretisire alle Handwerker zu patentisirten Pfuschern und alle Bauern zu Brucksitzern und substituire an die Stelle der Hörigkeit an den Gutsherrn die Hörigkeit an die Juden und Wucherer, alles das kümmert sie nicht, sie schreiben schreiben schreiben, im Stillen ohnbekannt, ohnbemerckt, ohnberühmt und ziehen ihre Brut zu gleichen Schreibmaschinen an.

Es heisst, es sey eine Commission zur Bearbeitung eines Plans für Organisation von Provinzialständen, bestellt, mir scheint, die so vorgelegte Frage lässt sich folgendermassen ausdrücken:

ist die Regierung besoldeter buchgelehrter oder emperischer interessenlooser und eigentumslooser Beamten vorzuziehen, einer Regierung, die

bey der Gesetzgebung sich mit Menschen aus allen Ständen, so durch eignes Interesse das Interesse ihres Standes lebendig erkennen, beräth,

und einen Theil der Verwaltung ihnen gegen geringe Besoldung oder unentgeldlich überträgt?

Die Antwort giebt sich von selbst.

Kann sich jene fehlerhaft verrottete Anstalt erhalten, zu einer Zeit der allgemeinen Aufregung, bey dem Einfluss und der Einwürckung der in halb Europa in das Leben getrettenen Representativen Verfassungen — bey der Verbreitung und täglichen Wiederhohlung durch die Zeitungen, der Grundsätze worauf letztere beruhen? bey denen Angriffen die in diesen Versamlungen auf das verderbliche dieser Schreibmaschinerie geschehen?

Es können aber die Provinzialstände nur das oertliche Interesse in's Auge fassen, darauf einwürcken, ihnen fehlt aber die Kraft zu einem nachdrücklichen Schutz der bürgerlichen und politischen Freyheit die Kenntniss des National Interesses, um auf das Allgemeine einzugreifen, und lebendige Liebe dafür einzuflössen, Reichsstände bleiben daher immer nöthig und wünschenswerth.

Die Furcht vor ihnen ist ungegründet, wenn sie eine in Stände zergliederte, jede

Interesse vertrettende, geschichtliche, nach den Resultaten der Erfahrung vervollkommnete, Bildung haben. Diese wird belebt durch den guten gesunden Menschenverstand des deutschen Volkes, seine ruhige Besonnenheit die noch wenigstens grösstentheils bestehende zweckmässige Vertheilung des Eigenthums und so sichere Organisation und Deutschen Volks Sinn gegen Erschütterungen.

Die bestehende Ständische Verfassungen in Deutschland haben wie ihre im Druck erschienenen Verhandlungen beweisen, viel Gutes milderndes ersparendes bewürckt, und werden, gewiss sich ferner wohlthätig beweisen. Das erstere ergiebt sich aus einer ruhigen billigen Beurtheilung der bisher im Druck erschienenen Verhandlungen und Beschlüsse.

Ihre mir güstigst mitgetheilte geistvolle Vorlesung hat das grosse Verdienst der Würde der Geschichte zu huldigen, die metaphysische und naturhistorische Einseitigkeit zu verdunkeln bemüht war.

Allerdings muss die Geschichte zu etwas höherem führen, als zur Wisserey von hundertausend Erscheinungen, in die hunderttausend Hände auf eine verworrene Art eingegriffen haben, wir müssen die von Ihnen aufgestellte Ideen darinn erkennen, und hätte ich das Element einer höheren Weltregierung, das Sie nur andeuten noch näher ausgeführt zu sehen gewünscht. —

Dieses und eine nähere Anwendung der von Ihnen aufgestellten höheren Gesichtspunckten, auf die unmittelbare Zwecke der Geschichte wäre wohl ein würdiger und lehrreicher Gegenstand für fernre Vorlesungen.

Ich habe die Absicht im Juny und July nach Schlesien zu reisen, und zwar nach Buchwald, könnten wir uns nicht dorten treffen.

Versichern Sie theuere Excellenz Ihre Frau Gemahlinn meiner Ehrfurcht, und leben herzlich wohl.

Mit Verehrung und Freundschaft
Ihr v. Stein.

Was Stein über Humboldt's Abhandlung zu sagen wusste, ist für ihn selbst sehr charakteristisch, wird aber den Verfasser wenig befriedigt haben. Was dieser nur als letzten Ausblick anzudeuten, als letzte Frucht mehr zu hoffen wie zu fordern wagte, das wollte Stein, ein überzeugter, gläubiger Christ und eminent praktischer Mann, resolut angefasst und in den Vordergrund gestellt wissen; die eigenthümliche Durchdringung von wissenschaftlicher Nüchternheit und geistvoller Ahnung, die Humboldt's Arbeit eigenthümlich ist, war damit gänzlich unvereinbar.

Noch immer durch eben dieselbe Abhandlung ist ein anderer Brief mit den vorausgehenden verbunden, der uns jedoch in eine ganz andere Sphäre, in die unserer klassischen Humanitätsepoche hineinführt. Es ist Schiller's begabte und bis in's Alter lebendig regsame Schwägerin Karoline, verwittwete Wolzogen, deren Brief übrigens deutlich erkennen lässt, dass auch in diesen Kreisen klassischer Tradition nach den Befreiungskriegen unter dem Einfluss der Romantik einerseits, des Reformationsjubiläums andererseits eine Umwandlung des rein humanen Idealismus zu religiöser Empfindung sich vollzogen hatte. Daneben freilich die Bewunderung des Griechenthums noch in ungeschwächter Kraft!

Weimar, den 8. April 22.

Ihr Andenken und Ihre Schrift, haben mich unendlich erfreut, Theurer Freund. Sie ist voll tiefen Sinnes, voll guter Beziehungen, deren viele mir durchaus neu scheinen und hat mir recht die tiefere Seele bewegt.

Der Reichthum einer Seele vor der Alle Felder des Wissens und Lebens klar und sonnig daliegen, ist immer befruchtend und neue Blüthen spendend. Ich entsinne mich Schiller's Gespräche wohl, und schön haben Sie seine Ideen über den Dichter in dem Geschichtschreiber entwickelt. Der Reichthum des eignen Gemüths, das Mass im eignen Busen spricht sich auch nirgends so deutlich aus als in der Art wie die Geschichte auf-

genommen und dargestellt wird. Sehr wahr scheint mir die Deutung der hohen Ausbildungsstufe auf der die Griechen standen. In jedem lebte und wirkte die Menschheit frei und jeder war ein gebohrener König in Philosophie, Dichtung und Kunst, deshalb konnte er Götter bilden.

Besonders lieb ja wohlthätig ist mir das Ahnden und Anerkennen des Unsichtbaren und Ewigen, hinter dem Schleier der Natur und Geschichte, die Weltregierung der Idee, die die Geistlichkeit in uns fordert und ausbildet. Ich habe noch einen Aufsatz von Ihnen aus frühester Zeit, wo dieses Aufnehmen des Göttlichen schön ausgedrückt ist, denn immer war mir diese ganz eigene Richtung Ihres Wesens sehr merkwürdig. Vom Weltregieren bis zum Gott in meinem Herzen, von dem die Hahre unseres Hauptes gezählt sind, ist nur eine kleine Lücke in der Gedankenwelt. Denn wass ist gross und klein! in der unendlichen Verkettung der Wesen findet der Verstand Ordnung, die Vernunft Folge, und das weiche warme Herz, an dem alle Schmerzen des Lebens anschlagen, einen Sonnenblick des Vater Auges über den Fluthen.

Mein Wunsch wäre, Sie wählten einige Epochen der Weltgeschichte und entwickelten die Momente der Herrschaft der Idee darinnen. Z. E. die Griechenwelt, bis an ihren Gipfel in Plato. Die Weltherrschaft der Römer, in Vaterlandstugend und Freiheit bis zum Untergang des Menschlichen. Die Westhistorische Wirkung des Christenthums, sein Untergang in toden Formen, bis zum neubelebenden Prinzip der Reformation. Die neugährende Zeit die Sie mitansehen, das Bedürfniss der Wahrheit und gegründeten Seins in ihren Elementen wäre besonders für Sie geeignet, wie mir däucht. Sie kennen alle Länder Europens, und Ihr fehlloser (?) Geist und leise wahrnehmender Sinn konnte das treuste Bild, wie Ihre Idealität die tiefste Verbindung auffassen.

Wir sprechen von diesem Allen in Burggörner, denn herzlich verlangt mich Sie und die liebe Li wiederzusehen, und gern nehme ich Ihre freundliche Einladung für den Mai an. Auch hoffe ich, soll mich nichts abhalten. Es ist recht hübsch wenn wir einmal Allein nur mit der guten sonst (?oder fast?) kleinen Li, zusammen sind. Schön wollen wir alle Bilder unseres so lang und innig vereint gebliebenen Lebens um uns versammeln. Leben Sie wohl theurer Freund. In einigen Tagen gehe ich nach Bösleben bei Arnstadt. Im Fall sich Ihre Pläne änderten, finden Sie mich dort.

Ihre CW.

Seiner Excellenz
Dem Herrn Minister
Freiherrn von Humboldt
in
Burggörner bei Eisleben.

Burg Oerner, wie der Name richtig heisst, war das ererbte Familiengut von Humboldt's Gattin, Karoline von Dacheröden, die in diesem Brief vertraulich mit der gebräuchlichen Abkürzung ihres Namens Li genannt wird.

Wir reihen hier noch einen zweiten Brief der Schreiberin an, obgleich er um einige Jahre späteren Ursprungs ist. Besonders seine hübsche Schilderung Goethe's, seine schöne, kraftvolle Erinnerung an Schiller giebt ihm hohen Werth. Er führt uns in die Zeit, da der Briefwechsel Beider durch Goethe dem deutschen Volk als eine reiche, unvergängliche Gabe dargeboten wurde. Sein treuer Freund und Kunstgenosse Heinrich Meyer, dem Schiller noch einstmals ein herrliches, ermunterndes Epigramm nach Italien gesandt, hatte wohl Recht, die Briefe des längst Hingeschiedenen und vor Allem die unerschöpflichen über den Wilhelm Meister zu rühmen. Und mit dem grössten Interesse musste Humboldt dem Erscheinen des Briefwechsels entgegensehen, da er an dem Freundschaftsbunde der beiden Dichter so nahen persönlichen Antheil genommen und selbst schon vor einigen Jahren seine gehaltreiche Korrespondenz mit Schiller veröffentlicht hatte.

Bösleben bei Arnstadt den 9. Julius 29.

In der Ungewissheit, ob Sie meinen Brief durch Rauch noch in Berlin empfangen haben, gebe ich Ihnen, theurer Freund, die Mühe noch einen zu lesen. Vorerst beginne ich damit, dass ich Ihr Schloss Tegel, mit Göthen besehen habe in Schinkels Darstellung nehmlich. Die Kunsthalle ist grandios, und wir haben uns zusammen erfreut dass so etwas durch Sie, existirt. Ich soll Ihnen von G. sagen, dass wir uns im Geist auf die Sopha's gesezt hätten, ich hoffe persöhnlich im nächsten Jahr da zu sitzen. Göthe ist sehr weich und anmuthig und es scheint ihm immer wohl zu thun wenn ich komme. Leider umgiebt ihn zu oft Heterogenes um sich aussprechen zu können. Meier sagt mir, dass die Briefe Schillers herrlich sind, besonders die über Wilhelm Meister. Manche litterarische Persohnen würden sie vielleicht unsanft berühren, doch alles wass Persöhnlichkeiten kräncken könnte wird unterdrückt: doch bleiben die Originale sicher aufbewahrt. Göthe denkt jetzt weniger ungern an eine Zeit nach sich. Der Kampf mit dem Gemeinen war Schiller's Existenz, und läuft auch Anstossendes mit unter, so kümert mich das nicht. Seit der Ausdruck Philisterei verschollen ist, regt sie sich in neuen bunten Kleidern, es ist nicht übel dem alten Gespenst mit altem Geist zu begegnen. Ich lebe in glücklicher Ruhe mit meinen Alten wo die ewige Klarheit wohnt und in dieser frischen Jugend der Welt und Reminiszenzen der eignen bin ich produktiv und unterhalte wenigstens mich selbst, angenehm.

Ueber ein tausend Dinge mögte ich Sie sprechen fragen, und mit Ihnen dencken und empfinden. Ich hoffe die Zeit wird kommen.

Der lieben Li, und Caroline und wass sonst um Ihnen ist, von den Ihren die herzlichsten Grüsse. Adolf ist eben bei mir und empfielt sich. Er hat für Sie eine besondere Zuneigung und sagt dass ihm wenig Menschen so lieb wären als Sie. Er hat das Herz der Mutter geerbt.

Nun das kleine Geschäft, worin ich in dem Brief durch Rauch bat. Es ist die Frage, ob Sie in der Nähe von Auleben einen Geschäftsmann kennen, der sich unsrer in einer Schuldforderung, die uns Mama hinterlassen hat, annehmen könnte. Es beträgt 2000 Rs. auf dem Bilckischen(?) Guth Berzen nahe bei Auleben das in Concurs ist. Ob die Schwarzburgsche Regierung noch damit zu thun hat, und an wen man sich am besten wenden kann! Sie verzeihen mir mit altbekannter Güte, und Antworten mir, wenns binnen zehn Tagen sein kann, nach Weimar, oder Ende Julius nach Nürnberg poste restante. Ich sehne mich nach dem Anschaun einer reicheren Natur, und von der alten Kunststadt fahre ich weiter.

Mit innigster Liebe und Freundschaft
Ihre
C. W.

Mit dem folgenden Briefe treten wir in das Gebiet jener wissenschaftlichen Thätigkeit ein, welche schliesslich die Hauptarbeit des Humboldt'schen Geistes wurde und ihm am sichersten die Unvergänglichkeit verbürgt, in die sprachwissenschaftliche. Wir sehen den Begründer der universalen vergleichenden Sprachbetrachtung in gemeinschaftlichem Streben mit Franz Bopp, welchem die Welt die specielle Vergleichung der arischen Sprachen auf Grund der Sanskritforschung verdankt. Auch hier nehmen wir das schönste menschliche Verhältniss wahr. Dem damals neunundzwanzigjähren Bopp steht Humboldt, der als Gesandter in London ihn kennen gelernt hatte, zunächst in wohlwollender Autoritätsstellung gegenüber, da er sowohl durch seine äussere Lebenslage als durch den schöpferischen Reichthum seiner sprachwissenschaftlichen Ideen sich schützend und fördernd gegen den jungen Gelehrten erweisen kann. Zugleich aber scheut er sich nicht im Mindesten bei ihm in die Schule zu gehen und sich zur Erlernung des Sanskrit sachverständige Anweisung geben zu lassen. Wir bringen hier nur diese mehr persönlichen Abschnitte der Briefe zum Abdruck, da ihre ausführlichen sachlichen

Auseinandersetzungen in ein nur dem Fachmann verständliches, linguistisches Detail sich vertiefen. Es sei noch angeführt, dass die erwähnte Schrift Bopp's die zweite Auflage seines „Conjugationssystems der Sanskritsprache“ ist, welche in englischer Sprache zu einem sprachvergleichenden Grundriss erweitert erschien.

Bopp an Humboldt.

Ew. Excellenz

haben mir durch Ihr gnädiges Zuschreiben eine sehr grosse Freude gemacht. Die gelehrte Bemerkungen, welche dasselbe darbietet, sind für mich von äusserster Wichtigkeit. Es is mir sehr lieb, dass Ew. Excellenz die Amerikanischen Sprachen zum Gegenstande Ihre Untersuchungen machen; ich habe längst gewünscht, dass dieselben eine gründliche Bearbeitung deren sie würdig sind, finden möchten. Die scharfsinnigen Beobachtungen Ew. Excellen rechtfertigen meine Erwartungen, dass eine gründliche Durchforschung der Amerikanische Sprachen sehr bedeutende Aufschlüsse über allgemeine Sprachengeschichte geben würde...

Hierbey habe ich die Ehre Ew. Excellenz ein Exemplar meiner früher erwähnte Arbeit zu schicken; ich habe darin mehrere neue Ansichten zu entwickeln gesucht un verschiedene neue Berührungspunkte der verglichenen Sprachen aufgestellt. Es würde mic sehr freuen, wenn Ew. Excellenz diese Abhandlung Ihrer Durchsicht würdigen und mic durch Ihr Urtheil darüber belehren wollten.

Indem es keine gedruckte Anweisung zum Lesen des Sanskrites giebt, wie Sie Ew Excellenz wünschen, so habe ich mir das Vergnügen nicht entsagen können diesen Mange in etwas zu ersetzen. Ich überschicke Ew. Excellenz hiermit die 4 ersten Seiten de Hitopadesa in Lateinischen Buchstaben, und wenn Hochdieselben diese kleine Arbeit fü nützlich und eine Fortsetzung für erwünscht halten, so bitte ich Ew. Excellenz mich mi Ihren Befehlen zu beauftragen und überzeugt zu seyn, dass es für mich eine grosse Freud seyn wird sie zu erfüllen.

Ich werde wahrscheinlich im August London verlassen, kenne aber bis jetzt mein Bestimmung noch nicht, ich erwarte längst meine Ernennung zu einer Professur, um s mehr als mir das damit verbundene Gehalt zur Bestreitung meiner hiesigen Aufenthalts kosten beytragen sollte. Denn die Unterstützung die ich von dem Kronprinzen hatte hörte mit dem verflossenen Jahre auf, und die Regierung hat es bey den tausend Gulde die ich von ihr hatte bewenden lassen; hiermit kann ich bey der grössten Einschränkung kaum die Hälfte meiner nothwendigsten Ausgaben bestreiten. Der Kronprinz begünstig wie bekannt sehr die Wissenschaften, auch den Zweig, den ich ergriffen, ohne S. König Hoheit hätte ich wirklich sehr geringe Hoffnung; wenn ich noch meinen Zweck bei de Bayrischen Regierung durchführe, so wird es durch den Kronprinzen seyn.

Im Falle mich Ew. Excellenz noch Anfang August mit einem Briefe beehren wollte so bitte ich Sie denselben gnädigst an meinen Vater, Andreas Bopp, in Aschaffenburg z addressiren.

Ew. Excellenz werden vielleicht die Gnade haben beyliegenden Brief an seine Bestimmung ergehen zu lassen und meine Zudringlichkeit zu entschuldigen.

Mit tiefster Verehrung
Hochgebietender Herr Staatsminister
Ew. Excellenz
Unterthänigster
Fr. Bopp.

London, den 20. Junius 1820.
37 Windsor Terrace
City Road.

Es wird Ew. Excellenz vielleicht angenehm sein zu erfahren, dass Wilson's Sanskri Dictionary seit kurzem in London angekommen: ich zweifle jedoch, dass es jetzt schon i Verkaufe sey.

An HE. Dr. Fr. Bopp. Wohlgeb. in Aschaffenburg: abzugeben bei HE. Andreas Bopp.

Berlin, den 4. Januar 1821.

Ich bin wahrhaft beschämt, Ihren so gütigen und ausführlichen Brief vom 20. Jun. v. J. erst heute zu beantworten. Ich erhielt ihn aber erst spät, da ich auf dem Lande war. Das Lesen Ihrer interessanten Schrift zog mich dergestalt an, dass ich den Vorsatz fasste, nun mehr einen ernstlichen Versuch mit der Erlernung des Sanskrit zu machen. Dennoch konnte ich hierzu erst in der Mitte Novembers, wo ich zu meinen Büchern in die Stadt zurückkehrte, kommen. Nachdem ich nun einige, wenn auch noch sehr geringe Kenntniss erlangt habe, bin ich zu einer neuen Lesung Ihrer Abhandlung geschritten, und kann Ihnen nicht sagen, wieviel Nutzen und Vergnügen ich daraus geschöpft habe.

Sie ist gewiss der erste so ausgezeichnet gelungene Versuch einer vergleichenden Analyse mehrerer Sprachen, und über die Richtigkeit der aufgestellten Hauptsätze kann, meines Erachtens, kein Zweifel obwalten. Sie haben vollkommen bewiesen, dass auch dass Sanskrit nur durch Agglutination seine grammatischen Formen bildet, und dass der von Fr. Schlegel gemachte Unterschied zwischen Sprachen, welche diese und andere, welche die Inflexion anwendeten, so wie ich immer geglaubt, ein aus mangelhafter Sprachkenntniss entstandener Irrtum ist.

Eine sehr richtige . . . . Bemerkung ist es, wenn Sie S. 38 sagen, dass die Sprachen oft einen ganz umgekehrten Gang genommen haben, als der ist, welchen ihnen die Gramatiker anweisen. Sie erwähnen dies bei Gelegenheit der Ableitung der tempora vom Participium. Gewiss haben Sie schon recht, dass die Participien der Bildung der Conjugation vorausgehen, nicht aber nachfolgen, obgleich auch dies mit (Einschränkung) verstanden seyn will. Das Participium ist der constitutive Begriff des Verbi, welches nichts anderes ist als die Zusammenfassung eines Subjects mit einem Participium. Ich kann bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, dass Ew., wo Sie S. 13 vom Verbum sprechen, eine der von Silvestre de Sacy in seiner allgemeinen Grammatik vorgetragene Ideen im Sinne gehabt zu haben scheinen. In demjenigen, was Sie gerade beweisen, ist auch nichts, was ich nicht unterschreiben möchte, allein sonst leugne ich nicht, dass ich nach genauerem Studium der Sacy'schen Schriften hierüber, mich überzeugt habe, dass seine allgemeine Sprachlehre wirklich ein höchst schwaches Buch ist, und auch viel Irriges enthält. Dagegen scheint mir Bernhardi in seiner kurzen Sprachlehre ungemein geistvoll und im Einzelnen richtig. Es giebt auch in diesem Buch Capitel, die ich nicht für gelungen halte . . . .

Ich wünsche von Herzen, dass es Ihnen recht bald gelingen, oder vielleicht schon gelungen seyn möge, eine vortheilhafte Anstellung zu erhalten. Ich kann mir nicht denken, dass nach demjenigen, was Sie bereits geleistet haben, man Ihnen nicht damit entgegen kommen und die Art selbst Ihrer Wahl überlassen sollte. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen manchmal schreiben, und wenn ich, wie bisher, auf Ihre gütigen und ausführlichen Antworten rechnen darf.

Sie haben gewünscht, dass ich Ihnen über Ihre Schrift und die Grundideen derselben meine Meinung umständlich sagte, dies wird mir für die Weitläufigkeit dieses Briefes zur Entschuldigung dienen. Ich muss Sie dessen ungeachtet um Erlaubniss bitten noch, über mein eigenes Sanskritstudium Einiges hinzusetzen zu dürfen und Sie um die Ertheilung Ihres einsichtsvollen Rathes zu ersuchen.

Ihre Abschrift einiger Seiten des Hitopadesa hat es mir allein möglich gemacht, nun das Lesen anfangen zu können. Ich kann jetzt alles lesen, ohne weiter nachzusehen, wenngleich die eigentliche Geläufigkeit nur mit der Zeit kommen kann.

Damit Ew. den Standpunkt meiner Kenntniss oder vielmehr Unkenntniss beurtheilen können, so schicke ich Ihnen eine Abschrift dessen, was ich mir über die ersten Verse Ihres Nalus für mich angemerkt habe. Ich lerne ohne alle mündliche Hülfe. . . . . Ich habe zuerst Wilkins Grammatik theilweise genau gelesen, theilweise eben nur durch-

gesehen. Dann habe ich die mir von Ew. geschickten einzelnen Bogen über den Hitopadesa stellenweise gelesen, endlich mich auch mit Hülfe des Wilson, den leider noch nicht ich selbst besitze, den aber die Bibliothek hat. an Ihren Nalus gemacht. Dies zieht mich am meisten an, allein ich halte es für gut mit diesen die Arten des Studiums abzuwechslen.

Das Alphabet habe ich so gründlich, wie möglich, studiert. Es ist eine wunderbare Regelmässigkeit und Vollständigkeit. Allein, was mich darin immer hindert und stört ist, dass es für mich wenigstens völlig todt ist. Ich kann mir durchaus keinen Begriff machen über sehr viele Punkte. . . . Ueberhaupt möchte ich das Sanskrit die todteste aller todten Sprachen nennen. Denn ich habe in der dicken Gramatik von Wilkins keine Zeile über den Accent gefunden, auf den doch in der Sprache alles Leben, ja selbst alle Unterscheidung der Wörter, der Individuen der Sprachen beruht. Was darin vorkommt. ist nur immer Quantität. . . . . . .

Indem wir die ferneren, sehr weit ausgesponnenen, wissenschaftlichen Auseinandersetzungen Humboldt's übergehen, erinnern wir noch daran, dass der hier gerühmte Bernhardi der Schwager Ludwig Tiecks und der Vater des bekannten Kriegshistorikers und Politikers Bernhardi war; das hervorgehobene Buch ist seine Sprachlehre. Der von Humboldt so abschätzig beurteilte Silvestre de Sacy, welcher sonst eines grossen wissenschaftlichen Rufs genoss, hatte schon 1799 „Allgemeine Prinzipien der Grammatik“ herausgegeben.

Die in dem Briefe ausgesprochenen guten Wünsche für Bopp's Fortkommen setzte Humboldt rasch in That um; während Bopp vergeblich auf eine Anstellung seitens der heimischen bayrischen Regierung hoffte, verschaffte ihm Humboldt noch im Jahre 1821 eine solche als ausserordentlicher Professor an der Berliner Universität.

Mit dem folgenden Briefe bleiben wir im Kreise der allgemeinen Sprachwissenschaft. Auch Julius Klaproth (geb. 1783) widmete dieser und besonders der Erforschung asiatischer Sprachen seine Kräfte. Er stand im preussischen Staatsdienst, hatte aber durch Humboldt's Vermittelung seit 1816 die Erlaubniss ständig in Paris zu wohnen und die dortigen reichen Bibliothekschätze auszunutzen.

Klaproth an Humboldt.

Paris, 8. Mai 1824.

Endlich bin ich im Stande, hochgeehrter Herr Baron, Ihnen die erste Lieferung meiner Tableaux historiques de l'Asie zu übersenden, und ich hoffe dass mit dem nächsten Courier zwei neue werden abgehen können. Nehmen Sie dieses Werk mit gütiger Nachsicht und als ein Zeichen der Dankbarkeit auf, die ich Ihnen in so grossem Maasse schuldig bin. Ich bin so frei Sie mit der Bitte zu belästigen, das eine Velin-Exemplar im Paquete nebst inliegendem Schreiben an Se. Majestät den König kommen zu lassen. und das andere im blauen Umschlage an Herrn von Ancillon, dem ich es versprochen habe. Ich lege für Ew. Hochgebohren noch einige Americana, die ich durch Herrn Duponseau in duplo erhalten habe bei. Es hat mir derselbe auch den neuen Ausdruck von J. Elliot's grammar of the Massachusetts Indian Language, die zuerst 1666 zu Cambridge erschienen ist, übersendet. Sollten Sie dieselbe nicht kennen so bin ich gern bereit sie mitzutheilen.

Ich höre mit Bedauern, dass Herr von Altenstein sehr krank gewesen oder es noch ist. und dass wir fürchten müssen ihn als Minister zu verlieren. Dies wäre besonders für mich und meine Arbeiten sehr unangenehm, zumal wenn das wissenschaftliche Fach wieder unter den Hammer eines Cyklopen fiele.

Mit vielem Vergnügen sehe ich, dass Herr Professor Bopp unermüdlich in seinen Sanskrit-Arbeiten fort fährt, und ich hoffe, dass seine Schüler, sowie die von A. W. Schlegel das Studium der Indischen Litteratur bald in Deutschland verbreitet haben werden. Höchst wünschenswerth scheint es mir zu sein, dass ein Mann wie Bopp nach England gienge, um

dort die 6000 von Mackenzie copirten Inschriften, die sich im Besitze der Ostindischen Compagnie befinden zu übersetzen. Sie würden eine herrliche Ausbeute geben und historisch manches erklären.

Die Engländer werden nie damit zu Stande kommen, oder gar nicht an die Entzifferung dieser Inschriften denken. Sobald der Druck meiner Tableaux beendigt sein wird (ich hoffe in vier Monaten) so werde ich mit Eifer an den Mithridates gehen, bis dahin muss ich mich begnügen die einlaufenden Beträge zu sammeln und zu ordnen. Die grösste Schwierigkeit beim ersten Bande bieten die Popularsprachen in Indien dar, für die ich eigentlich keinen Mitarbeiter habe. Das Malabarische, Tamulische und Balabandische verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Sollten Ew. Excellenz mir dazu nicht behülflich sein können? Der Professor in Hartfort, an den mich Herr Bopp gewiesen, hat mir auf meinen Brief nicht geantwortet. Der Abbé Dubois ist nicht Grammatiker genug um nützlich zu sein, auch versteht er nicht Sanskrit, und das ist ein Hauptmangel.

Ich ergreife diese Gelegenheit, um mich Ew. Excellenz' fernerem Wohlwollen zu empfehlen und bin mit Hochachtung und Ergebenheit

Ew. Hochgebohren
gehorsamster Diener
H. Klaproth.

Aus dem Kreise der vergleichenden Sprachforscher treten wir in den der klassischen Philologen, mit denen Humboldt nicht nur durch seine Verehrung für die Antike sich verwandt fühlte, sondern denen er als Übersetzer Aeschylus' und Pindar's geradezu angehörte. Seine inhaltreichen Briefe an Friedrich August Wolf, die sich durch vier Jahrzehnte erstrecken, sind längst bekannt. Auch die Briefe an Schweighäuser, den elsässischen Gelehrten, der zuerst in Paris Hauslehrer bei Humboldt war, später in Strassburg Professor wurde, sind vor einigen Jahren in französischer Übertragung und mit einem verständnissvollen Commentar gedruckt worden. Es dürfte nun von Interesse sein, auch Schweighäuser persönlich aus einem seiner Briefe kennen zu lernen, um so mehr als durch diesen das schon gedruckte Antwortschreiben Humboldt's eigentlich erst verständlich wird.

Strasburg den 5ten August 1823

Verehrtester Herr Baron

Schon lange suchte ich eine günstige Gelegenheit mich, nach langem Stillschweigen, wieder einmal in Ihr gütiges und mir ewig theures Andenken zurückzurufen. Diese bietet mir nun Herr Professor Bruch D der Theologie und einer unsrer schätzbarsten und liebenswürdigsten jungen Gelehrten an, der eine litterarische Reise bis nach Berlin fortzusetzen gedenkt und den ich zugleich Ihrer gefälligen Güte bestens zu empfehlen die Freyheit nehme.

Gerne würde ich selbst, statt meines Briefes, ihn begleiten, um wieder einmal das Glück zu geniessen Sie Verehrtester, an den sich so manche der interessantesten Erinnerungen meines Lebens knüpfen, die gnädige Frau Ihre Gemahlin, Ihre (Fräulein oder gnädige Frau?) Tochter Caroline und übrigen mir zum Theil unbekannten Angehörigen zu sehen, weis aber nicht, ob ich je Ihre etwas fernen Gegenden werde erreichen können. Ich bin seit 1816, und zwar sehr glücklich verheirathet: was zwar, da wir keine Kinder haben, Reisen nicht ganz hindert, aber doch sehr beschränkt. Ein vor mehreren Jahren durch die Schweitz bis nach Genua Mailand und Turin gemachter Ausflug und im vorigen Frühjahr eine, zum Theil durch Geschäfte veranlasste Reise nach Paris, so wie auch bis zu meinem ehemaligen Zögling Cabanon in Rouen war das weiteste, wozu wir uns bisher bringen konnten. Meine Frau möchte für's Leben gern einmal Rom und Neapel sehen und wir sprechen oft von der Zeit wo Ihr Haus jene Hauptstadt der Welt zierte und unter anderen auch unsern Freund Helmsdorf öfters aufnahm: aber die Akademischen Ketten machen dergleichen weitschichtige Pläne noch schwieriger auszuführen als sie es schon an sich und durch die Ausgaben sind die dazu erfordert werden.

Seit einigen Jahren bin ich überdies, durch die von unsrer Regierung geforderte Untersuchungen über die Departements Alterthümer, an das unsrige gefesselt; indem ic diese Arbeit, nach der nun schon zum drittenmahle wiederhohlten Erklärung der Akadem der Inschriften, mit grösserem Eifer als es in irgend einem anderen Departement geschehe ist ergriffen habe und auch zu Ende zu führen hoffe. Ich bin so frey hier ein ganz kleine Probestückchen meiner schon sehr weitläufigen memoiria(!) beyzufügen; zu deren Bekann machung, wofür aber von meiner Seite erst die Vorarbeitungen geschehen sind, die Akademi neuerlich so gütig war unsern Minister des Innern aufzufordern.

Sie sehen wie sehr ich fortdauernd auf Ihre alte Güte baue, da ich es wage Ihne soviel von mir und meiner Lage zu sprechen. Zu glücklich würde ich seyn, wenn Sie mic auch blos mit einigen Zeilen, über das was Sie und die Ihrigen angeht beehren wollte Wenigstens hoffe ich durch Herrn Bruch einige nähere Nachrichten von ihnen zu erhalte

Noch habe ich *παλαιὸν χρέος* zu berühren, dass mich schon seit so langer Ze beschämt, dass ich nicht einmal mit Pindar hinzusetzen kann *ὅμως δὲ λῦσαι δυνατ ὀξεῖαν ἐπιμομφὰν ὁ τόκος ἀνδρῶν*, sondern die ganze Sache Ihrer Güte, welche dieselbe vie leicht schon längst vergessen hat, anheimstellen muss. Sie haben mir noch im vorig Jahrhundert, einmal 10 Louisdor vorgestreckt; wovon Sie mir späterhin sagten, ich sol Ihnen dieselben blos alsdann zurückgeben wenn ich einst reich werden würde. Dieses i zwar noch nicht der Fall: doch erlaubt mir meine Lage an die Erstattung zu denken, oh dass ich dadurch in Verlegenheit käme. In Rücksicht auf die Ihrige, würde es vielleic täppisch seyn, Ihnen diese, für Sie so unwichtige Summe geradezu in klingender Mün anzubieten; aber ich dachte schon lange auf irgend etwas derselben gleichkommendes, da Ihnen etwa angenehm seyn könnte; doch wollte ich die Wahl nicht auf's ungefehr wagen. Nu hat mich seit einiger Zeit, die Viscontische Familie das von der Iconographie grecque romaine existirende, mit einem Rabat der es gerade auf diese Summe setzt, zu verkauf zu suchen gebeten; da sie noch mit einer ziemlichen Anzahl an Exemplaren, die der Ve ewigte ad honorem erhielt, überladen sind. Wenn Sie ja dieses Werk nicht schon in Ihr Bibliothek besitzen oder wenn Sie irgend einen anderen Gebrauch davon machen könnte so würde es mir sehr angenehm seyn wenn Sie mir erlauben wollten diese alte Schuld a diese Weise, woraus noch zu gleicher Zeit beynahe ein gutes Werk an den Visconti's, d zwar nicht bedrängt aber doch auch nicht in glänzenden Umständen sind, geschähe, z berichtigen. Haben Sie das Werk schon und wissen auch Niemand dem es angenehm wär so bitte ich Sie die Güte zu haben mir ein anderes Mittel anzugeben mein, nun schon lange in Schlummer gewiegtes Gewissen wachend zu befriedigen.

Geruhen Sie mich der gnädigen Frau und allen Ihren werthen Umgebungen au beste zu empfehlen und mir immer in Ihrem Andenken eine kleine Stelle gütigst zu bewahre

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Schweighäuser Sohn.

N. S. Dass ich meinen nun 82 jährigen Vater noch in guter Gesundheit zu besitz das Glück habe und was uns noch sonst angeht wird Ihnen G. Bruch, so wie Sie es an hören so gütig seyn werden, als ein besonderer Freund unser Aller berichten.

Wie hübsch Humboldt auf diese Rückerinnerung an eine vergessene al Schuld geantwortet, und wie er die Summe einem bedürftigen würdigen Man einem wirklich „verschämten Armen“ zugewandt, mag man in seinem Antwor brief nachlesen.

In ganz ähnlichem Verhältniss wie Schweighäuser stand zu ihm **Welcke** damals Professor in Bonn, der freilich später eine weit bedeutendere Stellung der wissenschaftlichen Welt einnahm. Auch er war Hauslehrer bei Humbold und zwar in Rom, gewesen. Auch aus seinem Nachlass sind die Briefe Humboldt veröffentlicht worden (von Haym); doch ohne die Antwort Welcker's. Einige v diesen sind allerdings in Kekulé's ausführlicher Biographie des Philologen abg

druckt: doch nicht die beiden inhaltreichen Schreiben, welche wir hier den Lesern vorlegen.

2. October 1823.

Ich habe mich sehr gefreut, von dem Minister von Stein zu hören, dass Ew. Excellenz Ihre Frau Schwiegertochter einen Enkel geschenkt hat, und dass diese Erfüllung eines langen Wunsches ein neues Glück in Ihrer Familie vorbereitet hat. Ich wünsche dem Kleinen, dass er recht frisch und stark aufwachsen und in seiner aufblühenden Jugend von dem Einfluss der Grosseltern recht viel aufnehmen möge. Auch seinen Eltern bitte ich meine herzlichen Glückwünsche zu sagen.

Den Herrn von Stein hatte ich im Anfang Sept. in Cappenberg besucht. Ich trennte mich von meiner emsigen Arbeit, welche in der ungewohnten Musse der Ferien mich mit doppelter Anziehung fest hält, weil ich den Vortheil einer gelegentlichen Einladung von ihm nicht aus den Händen lassen wollte, in der Absicht und Erwartung einen so merkwürdigen Mann in der Nähe zu sehen. Die kleine Reise ist mir aber zu einer der erfreulichsten Ereignisse ausgeschlagen, weil er so gar nicht zu denen gehört, die sich nur sehen lassen, sondern Charakter und Gemüth so klar und offen zu erkennen giebt, und weil fast alle seine Reden mir einnehmend und bedeutend waren. Ein so bescheidner Sinn bey soviel Stolz und Kraftgefühl, die Vereinigung altväterlicher Einfachheit mit dem Geist und Ton neuerer Welt, und die durchgängige Richtung aufs Grosse und Bedeutende, wodurch der Gedanke an alles, was ein einzelner Charakter oder Standpunkt im Leben ausschliessen kann, entfernt wird, übt einen wahren Zauber.

Seitdem habe ich mehrere Wochen auf dem Lande bey meinen Eltern in angenehmer Ruhe und Einförmigkeit gelebt. Es ist hier mein Tegel, nur ohne Eigenthum, und ohne vieles andre; aber meine Eltern sind noch gesund und sehr empfänglich. Mein jüngster Bruder lebt verheirathet im Haus, hat ein allerliebstes Kind von Einem Jahr und zieht viel Musik in das Haus. Ich unterdessen habe einen Aufsatz über die Trilogie im Allgemeinen geschrieben, nachdem ich neulich die einzelnen Trilogieen herauskonstruirt hatte, und habe mich dabey noch fester überzeugt, dass wirklich das Aeschylische Drama eine Gattung für sich war, mit welcher die neuere Tragödie des Sophokles und Euripides in vieler Hinsicht auf ganz andere Art verglichen werden muss, als bisher geschehen ist. Merkwürdig war mir dabey zu sehen, wie dem Aristoteles die ganze idealische Kunstanschauung, worauf auch die grossen Compositionen der bildenden Kunst in der besten Zeit beruhen, so sehr abgeht, und wie Aeschylus nach nicht viel mehr als hundert Jahren ihm gewissermassen veraltet gewesen ist. Demohngeachtet glaube ich auch Beziehungen auf die Trilogie in der Poetik zu finden, welche meiner Behauptung sehr zu Statten kommen. Wenn ich irre, dann wird Herrmann grosses Recht haben mich zu tadeln. Denn ein grösserer Contrast der Ansichten hinsichtlich der Haupt- und Nebensachen als in meiner kleinen Schrift mit seinem Programm über Aeschylus liegt, ist kaum möglich: nur diess setzt mich in einige Verlegenheit. Aber Ew. Excellenz werden müde seyn, von einer im Werden begriffenen Schrift zu hören, welche Sie wenn es Ihnen dann gefällt, bald gedruckt lesen können. Fort muss ich sie haben, weil ich es sonst nicht lassen kann, mich auf die Geschichte des Dramas immer weiter einzulassen, was doch darum verkehrt ist weil ich erst das andere über die epische Poesie ausgeführt haben müsste, um alles unter den vielleicht entstehenden Beziehungen und in übereinstimmender Ordnung zu behandeln.

Niebuhr zu sprechen habe ich bey seiner neulichen Anwesenheit in Bonn nicht das Glück gehabt, ein einziges mal, dass ich ihn besuchte und einen andern antraf, der ihn beschäftigte. Er hat sich nur mit wenigen eingelassen und soll verstimmt gewesen seyn. Es war auf Veranlassung eines eifrigen Anhängers von ihm ein Plan, von Seite der Professoren seine Anstellung in Bonn nach Ablauf der fünf Jahre zu sollicitiren, und diess ist so wenig geheim geblieben, dass mir auf meiner Hinreise Graf Beust(?), der aus der Schweiz zurückkehrte, in Coblenz davon erzählte. Mir ist es auffallend gewesen, manches

zu hören, woraus ich schliessen muss, dass der Aufenthalt in Rom gar nicht dazu beigetragen hat Niebuhr'n die Poesie und Kunst des Alterthums lieber zu machen. Palimpseste, wie sie bis jetzt sie gefunden haben, sind anziehende Sachen, besonders in Rom, wo einem selbst diejenigen, welche sich im Mauerwerk finden, angenehm beschäftigen. Aber zu bedauern wäre es doch, wenn viel solche Männer wie Niebuhr in unserer Zeit, welche auf das historische Wissen und die Antiquitäten aller Art versessen genug ist, das Ansehen historischer und grammatischer Subtilität zum Nachtheil einer lebendigen Erkenntniss des Alterthums bey dem grossen Haufen der Jugend zu ausschliessend beförderte; Herder, Göthe, die Schlegel haben neben dem Grossen und Guten ihrer Wirkung freylich auch ein oberflächliches Raisonniren unter den Mittelmässigen und Schwachen erzogen. Man wird noch viel unerträglicheres mitpflanzen, wenn man zu einseitig die Richtung der blossen Schule nimmt. Doch hätten wir nur Niebuhr zum Curator! Die Schätze seines Wissens würden der Universität nicht blos Glanz, sondern auch vielfache Anregung mittheilen.

Ich hoffe, dass Ew. Excellenz bald wieder eine Vorlesung geben; es ist nur fatal, dass der Abdruck so sehr hinausgeschoben zu werden pflegt. Herr von Stein sagte mir von einem Vorschlag, den er Ihnen gethan, in Bezug auf die Urgeschichte der deutschen Stämme aus der Etymologie. Ich habe ihm aber so viel von Ihren Studien im Remayana und Baghvat Gita erzählt, dass seine Hoffnung für die deutsche Geschichte noch kleiner geworden ist. Ich bitte recht viele Empfehlungen.

Mit grösster Verehrung
Ew. Excellenz
treu ergebenster
F. G. Welcker.

Es bedarf nicht vieler Worte, um die Bedeutung dieses Briefes hervorzuheben. Nicht nur ein Fachmann, sondern ein Mensch mit offenem Aug' und Sinn für alle Beziehungen des Lebens spricht aus ihm. Wir sehen den gewaltigen, in sich selbst gefestigten Stein und den missmutigen, unsicher gewordenen Niebuhr aus Welcker's Schilderungen fast ebenso leibhaftig vor uns treten wie aus ihren eigenen Briefen. Wir sehen den Gelehrten, eifrig in subtile Forschungen vertieft, doch zugleich den vollen Blick für die allgemeine Aufgabe und Bedeutung seiner Wissenschaft bewahren, und die Gefahren eines übertrieben schulmässiger und mechanischen Betriebes mit nur allzu treffender Sicherheit vorausbestimmen. Sachlich sei noch hinzugefügt, dass Niebuhr in der That später seinen Aufenthalt in Bonn nahm, doch nicht als Curator, sondern nur als freier der Universität gleichsam attachirter Dozent. August Wilhelm Schlegel, dessen sowohl in diesem als im folgenden Brief Erwähnung geschieht, war als Professor des Indischen Welcker's College in Bonn. Der zweite Brief ist noch inhaltreicher als sein Vorgänger. Die Beobachtungen über die Fortwirkung von Rousseau's Heloise bei Schiller und Goethe zeigen den weiten Interessenkreis Welcker's. Die Fülle der Probleme der Altertumswissenschaft, welche im Fluge berührt werden, bekunden die Vielseitigkeit und den Gedankenreichtum seiner gelehrten Arbeit.

Bonn den 24. Dec. 1823.

Sehr lieb ist es mir, die Rede auf den Bhagavad Gita gebracht zu haben, weil Ew. Excellenz dadurch veranlasst worden sind, über das Alterthum und den Charakter des Werkes sich ausführlich zu äussern und Betrachtungen daran zu knüpfen über die höhere Beziehung gewisser Erkenntnisse oder Anschauungen zu dem Ganzen der menschlichen Bestimmung. Die Wissenschaft würde gewiss sehr viel dabey gewinnen, wenn ein letztes oder nur ein höheres Ziel ihr öfter vorschwebte, und ihre Aufgaben mit unter den Maassstab gebracht würden, an welchen alle Güter und alle Erfahrungen des Menschenlebens gemeinschaftlich gehalten werden können. Es bemeistert sich ihrer eine gewisse leichtsinnige, mit äusserlichen, augenblicklichen Erfolgen zufriedene Weltlichkeit unvermeidlich,

nachdem an die Stelle anfänglicher, dem Erhabenen günstigerer Einfachheit eine grosse Ausbreitung und Ausbildung getreten ist. Sehr gegründet ist gewiss die Bemerkung, dass diejenigen Erkenntnisse, welche mit der Neuheit eines Lebensverhältnisses in uns aufgehn und mit der Frische und Stärke einer in unserer eigenen Natur gemachten Erfahrung auf das Bewusstseyn wirken, ganz unvergleichbar denen vorzuziehen sind, welche einer fortgehenden Reihe von Entwicklungen gleichen. In jenen ist die bedeutende Augenblicklichkeit einer durchaus spontanen oder auch heroischen Handlung, und der eigentliche schönste Charakter der Jugend. Das Fortschreiten auf irgend einer Bahn, wie z. B. durch die glücklichsten Combinationen und Entdeckungen im Naturstudium, oder in unerforschten Gebieten der Geschichte ist doch nur wie die glückliche Fortsetzung eines geselligen oder beruflichen Lebensverhältnisses: das Neue und Erste hat eine gewisse Magie voraus. Auch darin bin ich vollkommen mit Ew. Excellenz einverstanden, dass das Bewusstseyn für jede höhere Anlage und Empfänglichkeit in uns den rechten Stoff, die rechte Stunde gefunden zu haben, den Gedanken des Abtretens aus dieser Reihe der Entwickelungen mit Heiterkeit umgeben kann. Nur ist ausser dieser mehr positiven Erhebung, wenn nicht schmerzliche Erfahrungen gegen das Leben gleichgültiger machten, nach meinem Gefühl, um uns den Tod, in Gedanken oder in der Wirklichkeit noch mehr zu erleichtern, auch eine Art negativer Kraft erforderlich, nur Ergebung, die wie ein inneres Schwergewicht uns in die allgemeine Bestimmung, in die grossen Wellen fortreisst, und dann auch ausser uns vollkommen Liebe und Theilnahme, die alles leicht machen, und deren geheime Wirkung vielleicht sehr oft den Heldentod und das Märtyrerthum versüssen, indem eine geistig verbundene Familie sie unsichtbar zu umgeben scheint.

Ich habe Ew. Excellenz längere Zeit nicht geschrieben, weil ich höre, wie sehr Sie wissenschaftlich beschäftigt sind. Mögen Sie auch niemals Ihren Kräften zuviel zumuthen, da anhaltendes Beschäftigen der Gedanken, und vielleicht am Meisten die Thätigkeit der Urtheilskraft, wenn sie sich von den übrigen Vermögen fast gewaltsam trennen muss, auch für den Körper doch leicht etwas spannendes und ermüdendes hat. Die letzte Vorlesung, welche Sie in der Akademie hielten, ist meines Wissens immer noch nicht gedruckt. Ich habe denn auch nach Berlin gar keinen Briefwechsel. Schlegel ist sehr zufrieden aus England zurückgekehrt, und hat Ihnen vielleicht schon geschrieben: er sprach mir davon. Niebuhr lebt leider sehr zurückgezogen; ich wenigstens habe ihn nur ein einziges mal gesprochen, obgleich ich ihn gleich nach seiner Ankunft aufsuchte. Ich hatte mich sehr auf sein Hierseyn gefreut, weil er in Berlin sehr gütig und wissenschaftlich mittheilend gegen mich gewesen war. Schlegels Rec. seiner Geschichte ist ihm so unangenehm gewesen, dass er mit ihm keine Bekanntschaft gemacht hat; und überhaupt scheint er eher verdrieslich gestimmt zu seyn. Doch gedeiht, trotz allem was die Recensenten gesündigt haben mögen, die Fortsetzung des Werkes. Mich beschäftigen in dieser Zeit die Vorlesungen wieder ziemlich stark, indem ich über Horaz und die philologische Encyklӓpodie (!) zum erstenmal lese. Zu dieser habe ich mir den Plan gebildet, wie es mir gutdünkte, und da ich keine Möglichkeit sah, sie durch innere Gründe zu einem selbstständigen Fach zusammenzuhalten, so habe ich ihr das tiefbegründete und auf andere Weise nur bey Einzelnen etwa, im Ganzen durchaus nicht zu befriedigende Bedürfniss der Gesellschaft und der gelehrten Welt zur Basis gegeben, und so also auch einen praktischen Theil, wie die Theologie, Medicin haben, bestimmt. Im Uebrigen die allseitige Kenntniss des classischen Alterthums zum Gegenstand nehmend, habe ich fünf Theile oder Seiten unterschieden, Sprache, Religion, Litteratur (Poesie mit Musik, Mimik, Orchestrik, Philosophie, Geschichtsschreibung, Beredsamkeit, Gelehrsamkeit), bildende Kunst, Staats- und Gesellschaftsverhältnisse. Ich halte es für einen wesentlichen Mangel, dass mann niemals gesucht hat die Sprache als einen Theil der Nationalität und Cultur (in diesen philologischen Kreisen) zu behandeln, ihre Eigenthümlichkeiten zu entwickeln, wie man vergleichend, die übrigen Hauptbestandtheile untersucht: immer wird sie als eine sogenannte instrumentale Disciplin, und nur nach der

Methode des Erlernens betrachtet, und so wird eher eine Geschichte der Grammatik als eine Schilderung der Sprache daraus. So stellt man denn gewöhnlich in eine Linie mit der Grammatik — Kritik und Interpretation, welche ich mir erlaube auf die bildende Kunst auszudehnen und als besondere instrumentale Hülfsdisziplinen des ganzen Fachs darzustellen. Wie viel fehlt, um eine befriedigende Beurtheilung beyder Sprachen auch nur skizzenhaft geben zu können, bin ich von Neuem lebhaft inne geworden: und beklagen muss man die Herrschaft schulmässig hergebrachter Mothoden, wenn man sieht, wie so Manches leicht zu leisten wäre, wenn nur die Rubriken aufgestellt, oder nicht vielmehr durch die aufgestellten und so fleissig und rühmlich bearbeiteten bey den Meisten die Meynung verbreitet wäre, dass nur in diesen Richtungen zu suchen und zu finden sey.

Ein trefflicher Aufsatz von Dahlmann über Herodot und die Logographen stellt Creuzers früheres Buch über die Griechische Geschichtschreibung nicht in das beste Licht. Auch was im 1. Bande von Dahlmanns Forschungen über Saxo Grammaticus ausgeführt ist, war mir höchst erfreulich und lehrreich. In der Abhandlung über Herodot, der befriedigendsten vielleicht, die wir über einen einzelnen Punkt griechischer Entwicklungsgeschichte besitzen, vermisse ich nur zwey Kapitel, über Herodot's Befangenheit, Beschränktheit und Widersprüche hinsichtlich des äusseren Zusammenhangs der Religionen verschiedener Völker, und seine geringe Kenntniss altgriechischer Religionsideen, und dann über eine hexametrische Logographie und Genealogieenschreibung, welche freylich allgemein scheint übersehen zu werden; obgleich mir klar dünkt, dass sie seit dem Anfang der Olympiaden, besonders in Samos und Sparta, im Kynäthon, Antimachos, Simmias, Korophilos, Asias, später in Attika und Böotien, im Hegesinus und Charsias dagewesen ist; der Prosa die Hexameter vorangehend wie in der Philosophie. Auch dieser Punkt wie die meisten in nachrichtenarmen Zeiten, dient zu den verschiedensten Folgerungen, besonders aber verknüpft er sich mit denjenigen Bemerkungen, welche einer grossen Blüthe und Fülle Jonischer Productionen in einer meist weit vorher angenommenen Zeit günstig sind.

Ein Buch einer andern Gattung hat mir ganz neuerlich das grösste Interesse abgewonnen, Tiecks Novelle der Geheimnisvolle. Mir scheint, so sey Walter Scott auf Deutsch. Hiebey fällt mir ein, dass ich ohnlängst in Rousseaus Heloise (T. 4. p 143 einer neueren Ausg.) die Grundlage des Schiller'schen Liedes an Emma bemerkte. In Rom erzählte mir Ihre Frau Gemalin, Schiller sey einst von einer Freundin gefragt worden, ob diesem Gedicht nicht eigne Erfahrung das Daseyn gegeben? Er habe gelacht, und gesagt: solche Vorstellungen hegen immer die Frauen von der Poesie. Die Stelle ist diese: Que n'est elle morte! osai-je m'écrier dans un transport de rage: oui je serois moins malheureux, j'oserais me livrer à mes douleurs, j'embrasserois sans remords sa froide tombe, mes regrets seroient dignes d'elle; je direrois: Elle entend mes cris, elle voit mes pleurs, mes gemissemens la touchent, elle approuve et reçoit mon pur hommage. J'aurois au moins l'espoir de la rejoindre. Mais elle vit, elle est heureuse. Elle vit, et sa vie est ma mort, et son bonheur est mon supplise; et le ciel après me l'avoir arrachée, m'ôte jusqu' à la douceur de la regretter. Elle vit, mais non pas pour moi, elle vit pour mon désespoir. Je suis cent fois plus loin d'elle que si elle n'étoit plus.

Auch diesen Gedanken scheint Schiller ausgedrückt zu haben: (p. 258) Le pays des chimères est en ce monde le seul digne d'être habité: et tel est le néant des choses humaines, qu' hors l'Être existant par lui même il n'y a rien de beau que ce qui n'est pas.

Auch in den Wahlverwandtschaften ist eine schöne Scene aus diesem reichen, grossen Werke entlehnt, die Scene in der Kapelle mit Ottiliens Leiche.

Ew. Excellenz haben die grosse Güte gehabt, sich für meine Arbeiten zum Philostratus zu interessiren. Sie liegen nun weit hinter mir; aber ob das Buch bald wird erscheinen können, weiss ich nicht, da mein Freund Jacobs noch auf eine Collation aus Florenz wartet. Um Ihnen einstweilen zu zeigen, wie ich die Sache meinerseits aufgefasst habe, so lege ich Ihnen einige Artikel bey, den kleinsten, weil darin auf der Aenderung

eines einzigen Buchstabens die ganze pointe des Gemäldes selbst beruht, die beyden andern, weil sie Dichter angehen, welche zu Ihren Lieblingen gehören. Die Schönheit und Anmuth der Gegenstände ist weit grösser in andern, und ich wage zu behaupten, dass wenn ein geschickter Künstler mehrere, die meisten dieser Bilder nach der Vorstellung, die ich von ihrer Composition gefasst und aeusserlich auch dargelegt habe, zeichnete, die alte Kunst sich von einer andern Seite zeigen würde, und vortheilhafter, als in Meyers, wenngleich lobrednerisch entworfenen, aber mit dem richtig verstandenen Text grossentheils nicht übereinstimmenden Schilderungen Philostratischer Gemälde in Goethe's Heftchen.

Jetzt beschäftigen mich Untersuchungen über Kabiren oder Daktylen, die verworrensten und missverstandensten aller Nachrichten aus dem mythologischen Alterthum, die ich früher schon durchgebadet hatte — und die ich, wenn auch wenigen Lesern zur Lust, doch mir zu Liebe, um Bahn für manches andre zn gewinnen, wieder vornehmen musste. Eine seltsame Materie! man kann darin nicht einfach, sondern immer nur hundertfach irren, und es sollte mich nicht äusserst wundern, wenn im Fortschritt der Sache meine jetzige Darstellung mir ebenso von Irrthümern zu wimmeln scheinen sollte, wie jetzt die meiner Vorgänger, von denen allen ich vieles lernen konnte. Vorher habe ich einen kleinen Aufsatz entworfen, wodurch ich mich fast anheischig machen wollte, Ew. Exellenz als sehr wahrscheinlich darzuthun, dass Kadmos der erste κόσμος oder König einer Kretischen Kolonie in Theben, und dass der Name unsres Welttheils von deren damaliger Göttin Europa ausgegangen sey. — Möchte dieser lange Brief Sie bei guter Gesundheit und in gewohnter Heiterkeit treffen, und Gesundheit uud Heiterkeit ungetrübt fortwährend, recht lange Sie und ihre theure Familie begleiten. Mit den Gesinnungen treuer Anhänglichkeit und Verehrung Ew. Excellenz ergebenster F. G. Welcker.

Mein Bruder hat mich neulich durch den Druck seiner Defension vollkommen überrascht. Mein und Arndts Loos ist noch in der Schwebe. Ich habe immer und von Anfang an auszuharren gedacht bis zu dem Punkte, wo die Ehre gebieterisch ein anderes geböte. Dass meine unmittelbaren Vorgesetzten und einige Freunde mich freysprechen, kann mir nicht genügen: das Gericht kann man verachten, aber nicht eine gerichtliche Untersuchung; und deren, welche verunglimpfen, sind mehr als deren, welche rechtfertigen könnten. Absolution von einer criminellen Anklage zu fordern, scheint mir müssig; Herstellung im eigentlichen Sinn; so habe ich oft gefühlt, wäre jenseit des Oceans zu suchen. Aber Jeder lässt viel zurück — und mein Lebensplan ist von Arbeit abhängig geworden, die ich besser zu beschleunigen nicht vermöchte.

Der Schluss des Briefes führt uns wieder zu politischen Verhältnissen zurück, zu den traurigen Zuständen der Demagogenriecherei, welche in den zwanziger Jahren die tüchtigsten Patrioten mit Verdächtigungen und Kränkungen verfolgte. Auch Welcker hatte darunter zu leiden. Mit Ernst Moritz Arndt, seinem Collegen, zusammen wurde er einer Untersuchung unterworfen. Sein jüngerer Bruder, welcher Professor der Jurisprudenz in Bonn war, wurde gleichfalls hereingezogen, und verfasste darauf eine „aktenmässige Vertheidigung," in welcher er zugleich die Sache seines Bruders führte. Welcker war durch die Angelegenheit in hohe und berechtigte Erregung versetzt. In Humboldt's Briefen an ihn kann man nachlesen, mit welcher Feinheit und welchem Verständniss dieser den alten römischen Freund zur Mässigung mahnte.

Ganz und gar auf die römische Periode Humboldt's weisen uns die beiden letzten Briefe unserer Sammlung zurück. Sie zeigen uns, welche Sympathieen sich der preussische Gesandte auch in hohen römischen Kreisen erworben hatte und wie lange Zeit sie sich lebendig erhielten. Der erste Brief, rein persönlicher Art, lehrt uns das Haupt eines der ersten Adelsgeschlechter kennen, welches eine in seinem Gesellschaftskreise seltene Bildung befähigt hatte, mit Humboldt in gleichberechtigten geistigen Verkehr zu treten, der auch fünfzehn Jahre nach

Humboldt's Weggang noch fortwirkt. Die Antikensammlung, deren Abgüsse der Fürst an ihn sendet, ist keine andere als die durch die „Juno" weltberühmte Sammlung Ludovisi; sie befindet sich noch heute — auch nach der Zertheilung und Zerstörung der herrlichen Villa — im Besitz der Familie Piombino.

Monsieur le Baron!

J'ai reçu l'obligeante lettre du 30 juin passé, dont Votre Excellence a voulu m'honorer, e qui m'a été remise par Mons. Schinkel Conseiller intime, et Architecte de S. M. Prussienne. Je suis sensible aux expressions sincères, et au souvenir qu'Elle conserve pour moi ainsi que Madame Humboldt, mais je vous prie de croire, que des sentimens de reconnaissance m'obligent toujours au souvenir de sa très-digne Personne, qui dans toutes circonstances a voulu prendre tant de soin pour moi, et pour les interêts de ma famille.

Je n'ai pas pu offrir dans le moment mes services à Mons. Schinkel, parceque il m'a trouvé dans une circonstance bien affligeante, à cause d'une maladie très violente survenue à mon petit Enfant qui a fait craindre de ses jours, mais j'espere que à son retour de Naples il profittera de mes offres, et voudra bien honorée ma ville Ludovisi pour voir les objets de beaux arts qui y sont renfermés et je me preterai bien volontiers a sa demande.

Les plâtres des statues de la dite Ville ne pouvaient pas manquer à leur exactitude, ayant été travaillés sous la surveillance du célèbre feu Canova, et je suis bien aise d'apprendre leur arrivée sans avoir rien souffert dans un si long voyage. Votre Excellence s'est daignée de les agréer, et je suis bien content, qu'Elle conserve des objets qui appartiennent à ma famille.

Je conserverai aussi, mais avec reconnaissance les volumes manquants à ma Bibliotheque des memoires de l'academie des sciences, qu'il Vous a plu non seulement de me procurer, mais encore de se charger de l'expedition. Elle m'a fait un tres-grand plaisir pour avoir pu reunir une collection que j'aspirais de si long tems, et que je n'avais jamais pu obtenir, non obstant la commission donnée aux premiers Marchands libraires d'ici. Je vous en remercie infiniment, vous priant de ne pas prendre la peine de les faire lier, autrement j'aurais les volumes d'une différente methode.

Enfin il ne me reste que de faire agréer à Votre Excellence et à Madame Humboldt, de la part de ma femme les sentimens affectueux de notre estime, avec laquelle je suis Monsieur le Baron

De Votre Excellence

Le très humble serviteur

Le Prince de Piombino.

à Rome, le 5 septembre 1824.

Der letzte unserer Briefe führt uns wieder eine Persönlichkeit von hoher politischer Bedeutung vor, den Cardinal Consalvi, langjährigen Staatssekretär des Papstes Pius VII. und thatsächlichen Wiederhersteller des Kirchenstaats nach der französischen Herrschaft. Seine Beziehungen zu Humboldt stammten nicht nur aus der Gesandschaftsperiode des letzteren, sondern auch aus der gemeinsamen Thätigkeit beider auf dem Wiener Congress, und es ist von hohem Interesse zu erfahren, wie lebhaft Humboldt nach dem Zeugniss des päpstlichen Diplomaten für die Befriedigung der päpstlichen Ansprüche eingetreten war. Was die Sorge des Cardinals für den protestantischen Kirchhof an der Cestiuspyramide betrifft, so war dies eine Angelegenheit, für welche sich die preussische Regierung offiziell interessirte, zugleich aber auch ein persönliches Anliegen Humboldts, da zwei seiner Kinder dort bestattet waren.

Im Augenblick da unser Brief geschrieben ist, war der schon betagte Kirchenfürst am Ende seiner politischen Laufbahn angelangt. Mit dem Tode Pius' VII. war er von dem Amt des Staatssekretärs zurückgetreten und hatte den Ruheposten des Sekretärs der Breven übernommen. Das Gefühl nicht nur

der Müdigkeit, sondern des Ausgelebt- und Abgethanseins spricht deutlich aus dem Briefe. Auch die Handschrift zeugt von Ermattung, und ist um so schwieriger zu entziffern als die wunderbare, französische Orthographie des Cardinals oft nur errathen lässt, welches gesprochene Wort er hat niederschreiben wollen. Drollig ist auch, dass er sich bei dem Datum um zehn Jahre versehen und 1813 geschrieben hat, was wir in 1823, das Todesjahr Pius' VII. geändert haben.

Monsieur le Baron.

La lettre de Votre Excellence datée le 13. Juillet d'Ottmachau m'etant parvenue presque contemporanement au funeste evenement de la mort du Pape Pie VII, j'avoue que je ne me trouvai pas en etat alors, et V. E. n'aura pas de peine a le concevoir, d'y repondre sur le choup comme je l'aurois fait en toute autre occasion. Enferme ensuite dans le Conclave: je ne pouvais pas le faire sans au moins donner une lettre ouverte a qui de droit. Les 8 jours que j'ai passè a Rome entre l'election du nouveau Pape, et son couronnement ayant été tout à fait absorbès par tous les devoirs et convenances indispensables dans une pareille circonstance; j'ai dû par necessité differer ma reponse, bien involontairement, jusqu' à mon àrrivèe dans ce petit village de la Sabine, ou je me suis jetè après le Couronnement pour y passer le mois d'octobre, et voir si dans un air fin et élastique (mais j'ai bien d'en douter beaucoup) je puis trouver ce remede efficace à ma maladie que j'ai cherché en vain dans tant de medicaments qu' on m' à fait prendre pendant 18 mois. J'ai voulu dire abord tout ceci à V. E., parceque je serois au desespoir, qu' elle pût attribuer à tout autre motif qu' à une fatale necessité, le retard de ma reponse. Je ne saurois lui dire avec quel joie j'ai reçu son ècriture et j'y ai trouvè l'assurance que V. E. me conserve ces sentiments aux quels j'ai toujours attachè le plus grand prix, son amitié et son interet pour moi. Je puis aussi assurer egalement que ces memes sentiments envers V. E. n'ont été diminuè en moi en rien ni par l'absence, ni par aucune autre circonstance, et que je conserve tout entier le souvenir des obligations que j'ai contractè avec elle pendant tout le cours de son Ministere, et puis à Vienne à l'occasion du congrès, où V. E. à été un des principaux, et plus utils appuis des interets du S. Siege, et c'est à elle que Rome doit en une très grande partie ce qu' elle à recouvrè, ainsi que je me suis fait toujours un devoir de le repeter à tous, et dans toutes les occasions. Votre excellence me disent qu' elle avait partagè avec moi les inquietudes que donnait la chute faite par le Pape Pie VII, j'ai dû imaginer combien son cœur bien fait et sensible a du partagèr ma douleur pour le funeste evenement de sa mort arrivèe lorsque on le croyait assurè, sauf à rester boiteux. L'ayant servi avec tant d'intimitè pendant presque 23 ans, et ayant etè comblè de ses bienfaits, j'ai du être celui qui a senti plus vivement de tous un tel malheur. Votre Excellence aussi a connu l'estime et l'attachement qu'il avait pour elle et peut aussi imaginer que le recit que je lui avais fait de tout ce que V. E. avait fait pour le succès des affaires du S. Siège au Congrès de Vienne avaient augmentè ses dits sentiments avec celle de la reconnaissance, et ce ne fût que pour en lui donner un temoignage qu'il desira qu' elle acceptè ces objets d'arts que V. E. me mande avoir dignement placès dans sa campagne près de Berlin pour en conserver obligement le souvenir dans sa famille. — J'ai etè très flattè que les soins que je fais relativement aux enterrements qui se font près de la piramide de Cajus Cestius ayant pu meriter la satisfaction du Gouvernement de Berlin, et j'ai été charmè que ceux que j'ai pris particulierement pour le terrain y annexè de la proprietè de V. E. soient reussi agreables à elle, et à Mad. la Baronne de Humboldt pour ces restes qui y sont conservès. J'ai fait ce que je devais faire à tous les égards. N'etant plus dans les affaires, comme V. E. ne l'ignorera pas sans doute, je ne pourrois repondre d'une manière aussi positive que je le voudrois, à la recommandation que V. E., et Madamme la Baronne me font pour la continuation des memes soins pour eux, mais je leur dirai pourtant qu' en premier lieu je ne crois pas qu'il paisse y avoir besoin des tels soins et secondairement qu' en cas de besoin je les aurai en tant que je le pouvrai. Je la prie de

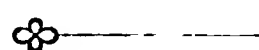
le dire à Madame la Baronne, en la remerciant en mon nom du souvenir qu'elle veut bien me conserver. J'en vie à V. E. dans sa campagne sa douce compagnie de sa famille, et sa bonne santè. N'ayant pas personne des miens, et ma santè se trouvant bien ruinèe, je manque de l'une et de l'autre chose. En m'en retournant à Rome pour la Toussaint, je tenterai de respirer l'air des campagnes voisines, telles que Frascati, Grottaferrata, Albano en tant que mon emploi de Secretaire des Brefs le consentira. Je ne terminerai pas cette lettre sans renouveller à V. E. l'offre de mes services tels qu'ils se soient. Elle peut disposer librement de moi dans l'assurance que les sentiments de reconnaissance, d'estime et d'attachement que je lui porte ne s'éteindront jamais dans cœur, et je m'estimerais heureux toutes les fois que je pourrai lui en donner des preuves.

Veuillez, Monsieur le Baron, agréér l'assurance de la consideration le plus distinguée avec la quelle je suis toujours

De Votre Excellence

le tres obèissant et très devouè serviteur et ami

Montopoli en Sabine le 10. octobre 1823. Le Card. Consalvi.



Laube-Historietten.

I.

Laube las jede Nacht von der grossen Menge der eingehenden Dramen mindestens ein Stück im Bett vor dem Einschlafen, und das Einschlafen gestattete er sich erst spät, wenn in dem zur Hand genommenen Stücke auch nur Etwas Bemerkenswerthes war. Zu jedem solchen Stücke pflegte er einen Bericht zu schreiben, und es war erstaunlich, wie ihm der Gang der Stücke, oft genau mit den Personennamen, im Gedächtniss blieb.

Einst kam er auf seiner Sommerreise in Leipzig an und in weitem Bogen suchte er, die ihm bekannten Promenaden durchwandernd, mit uns, die ihn erwartet hatten, sein Hôtel auf. Beim Eintritt ins Haus hielt ihn ein stattlicher Mann, ein Schriftsteller an, — dessen Namen ich wohl vergessen habe. —

„Guten Abend, Laube! Sie haben mein Stück auch nicht gelesen, denn Sie haben es nur drei Tage in Händen gehabt, und dennoch erlauben Sie sich weit darüber zu urtheilen.“ —

„Was für ein Stück“, erwiderte Laube in sehr kräftiger Tonart, offenbar verletzt. Der Fremde nannte den Namen des Stückes.

„Weiss nichts davon. Erzählen Sie.“ —

Der Mann fing an den Gang des Stückes zu erzählen.

Laube unterbrach ihm bald und mit voller Energie sagte er:

„Ach ja! Jetzt weiss ich“, und mit fliegender Hast, aber mit der an ihm bekannten Energie setzte er auseinander, warum das Stück nicht gegeben werden konnte.

Der Mann zitterte an Händen und Füssen und stotterte Entschuldigungen. „— Ja, ich seh' es jetzt ein, Sie haben das Stück gelesen.“

Laube liess ihm nicht viel Zeit dazu.

„Adieu“, rief er ihm mit Stentorstimme zu und kehrte ihm den Rücken. — Der Eingang des Hôtel de Baviere hatte sich mit Gästen und Dienerschaft gefüllt.

Laube fühlte sich in vielen Stücken. auch wenn es sein geliebtes Theater betraf, keineswegs für unfehlbar. sondern nahm Belehrung und Fingerzeige an oder gab sich Mühe auf eine Sache einzugehen, wenn sie für sein Theater annehmbar sein konnte. Im Burgtheater wurde die Komödie der Irrungen gegeben. Laube, Frau Iduna und Hans der Sohn sassen mit mir in dem Hause am „Stoss im Himmel"*) noch spät Abends zusammen und plauderten.

„Alles hat mir im Spiel gefallen", sagte ich, „nur der Schluss will mir nicht zusagen. Ihre beiden Dromio benehmen sich so ungeschickt, wie es an solch' gegeweihter Stelle eigentlich unerlaubt sein sollte. Das machen die Schauspieler an unserer Provinzialbühne weit besser."

„Ei, mein Bester, wie können Sie so was sagen", meinte Laube, sichtbar erregt, denn jeder Tadel seines Burgtheaters berührte ihn scharf.

„Ja, viel besser", blieb ich dabei.

„Nun, wie machen sie es?

„Unsere recht geschickten Künstler spielten wahrscheinlich die Scene nach einer alten Tradition. Wenn die beiden Dromio sich als Brüder erkannt haben, wendet gleichsam einer den andern um, indem einer den andern beim Arme fasst und um sich drehen lässt. Ist das geschehen, betrachtet einer den andern und er freut sich des Bruders."

Hier galt es nun, die Scene Laube ganz augenfällig zu machen. Natürlich begriff er die Sache schneller, als ich es mit meinen ungelenken Gliedern ihm zeigen konnte, und zum grössten Ergötzen unseres kleinen Publikums, der Frau Iduna und des Hans, drehte ich ihn und drehte er mich im Kreise herum.

Die folgende Vorstellung im Burgtheater brachte die letzte Scene nach meiner Belehrung, sie schien sehr zu gefallen, und Laube schmunzelte mir zu. Es würde mich nicht wundern, wenn diese Scene jetzt noch so gespielt würde, denn sie verdient es wirklich.

Laube ging sein Geschäft über Alles, und er konnte, wenn seine Direktorenpflicht in Frage kam, rücksichtslos bis zum Äussersten sein. Sein Theater blieb ihm die Hauptsache. — Den damals schon bekannten, später berühmten Schauspieler Kahle hatte er aus Pest für Leipzig engagirt. Ich besuchte Laube in der Kaffeestunde und war allein mit ihm in seinem Zimmer, als Kahle gemeldet wurde.

„Er soll herein kommen", rief Laube der Dienerin zu, und Kahle trat ein.

„Guten Tag, Kahle", rief Laube, ihm die Hand reichend, ohne sich aus seiner Sophaecke zu erheben. „Wie weit sind Sie mit Ihrer Rolle"?

Es wurde der Demetrius Laube's einstudirt und Kahle sollte den Komla (so ist wohl der Name?) spielen.

„Ich habe den ersten Monolog inne", erwiderte etwas verlegen Herr Kahle.

„Legen Sie los", sagte Laube, indem er die Rolle aus Kahle's Händen nahm. Kahle warf einen fragenden Blick auf mich.

„Der kann dableiben", und Kahle begann seinen Monolog zu rezitiren. Nach einigen Versen unterbrach er sich: „Verzeihen Sie, es ist mir zu heiss", band die hohe Cravatte ab und sprach weiter.

Laube hörte gespannt zu. Kahle hatte geendet, und Laube meinte „recht gut! recht gut! Nun Kahle, wie sind Sie gereist? Sie nehmen eine Tasse Kaffee und eine Cigarre?"

Die Scene könnte ich malen, so lebhaft ging sie vor sich und so lebhaft blieb sie mir im Gedächtniss. —

---

*) „Stoss im Himmel" heisst der kleine Platz, an dem das Haus steht.

Keine Regel ohne Ausnahme. Laube's Abneigung gegen Ordensauszeichnungen war seinen Freunden bekannt. Es wird kaum Einer sein, der ihn jemals einen Orden tragen sah, und dennoch besass er deren eine ganze Reihe, wie bei seinem Begräbniss bekannt wurde, da diese Orden hinter seinem Sarge hergetragen wurden. Eine Ausnahme fand jedoch statt. Der Grossherzog von Weimar war zum Besuche des Theaters in Leipzig angemeldet, und desshalb wurde die Treppe, die zu seiner Loge führte, mit Blumen geschmückt. Frau Iduna schickte nach mir, um ihr beizustehen. Sie meinte: „Ich weiss es bestimmt, Laube besitzt den Weimarschen Falkenorden. Gesehen habe ich ihn nie, — er ist aber da und Laube muss ihn heut Abend beim Empfange des Grossherzogs tragen. Helfen Sie mir, ihn dazu zu bestimmen, denn es wird schwer genug gehen". Wir betraten Laube's Arbeitszimmer, er sass in seiner Arbeit vertieft an seinem Schreibtische. Frau Iduna trug dem lieben Heinz ihr Verlangen vor. Wie wir es erwartet, so geschah es. Wie ein Löwe, der gereizt wurde, fuhr Laube in die Höhe und wies Frau Iduna's Verlangen ganz entschieden von sich. Sein Zornesausbruch, den er, wie uns wohlbekannt war, im nächsten Moment innerlich beklagte, dauerte diesmal länger, er begegnete jedoch zweien ruhig zuhörenden Naturen, die hier und da ein Wort einwarfen. Der Zorn steigerte sich, und als er sah, dass dies bei uns nichts änderte, warf er seinen Rock über und lief davon. „Er giebt schon nach, wir haben noch Stunden übrig. Wo sind die Orden, wo sind die Schlüssel? — Gott sei Dank, er hat sie liegen lassen." Die verschiedenen Kästen wurden geöffnet, und in mehreren fanden sich Etuis mit Orden. Weder Frau Iduna noch ich kannten den Falkenorden. Es hätte leicht ein falscher genommen werden können. Wir entschieden uns für einen, der ein Wappen, ich meine ähnlich dem Sächsischen trug, und dieser wurde an den Frack genäht. Eine Scene fand noch beim Anziehen des Fracks statt, aber bessere Laune war bei Laube eingekehrt. Die Theatervorstellung ging zu Ende und Laube begleitete den Fürsten an den Wagen. Dann trat er in die Loge zu seiner Frau. Ich stand dabei im Hintergrunde. Ein rascher Griff Laube's riss den Orden von seiner Stelle. Er verschwand in einer Tasche. — Laube trug in seinen letzten Lebensjahren, entgegen seiner Gewohnheit für einfache Erscheinung, eine kostbare Tuchnadel und brüstete sich gleichsam damit. Fragte man: woher der Glanz? — so erwiderte er: „die hat mir die Stadt Wien verehrt". — Es ist dem Schreiber dieser Zeilen entfallen, bei welcher Gelegenheit es geschehen ist.*) H. H.

ANZEIGEN.

Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs nebst Tagebuchnotizen. Im Auftrage des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreussen herausgegeben von Arthur Ludwich. Zwei Theile (1802—1878). Leipzig, Duncker und Humblot, 1894.

Der Geist Lessings schwebt über diesen Blättern. Nennt doch der älteste in der mehrere Geschlechtsfolgen umschliessenden Reihe bedeutender Männer, die hier

*) Es war wohl eine Ehrengabe der Wiener Frauen zum 70. Geburtstag Laube's, an dem er von der Gemeinde Wien mit dem Bürgerrecht ausgezeichnet wurde. Zu Ehren des Tages gab man Laube damals ein Bankett, bei dem er selbst in einer bedeutenden Rede seinen ganzen Lebenslauf schilderte. Diese Rede und die Stadttheater-Reden Laube's sollten längst gesammelt und in Buchform zugänglich sein. D. H.

zu uns reden, der Dichter der „Luise“ und der Verfasser der „Antisymbolik“, Lessing seinen „Schutzheiligen“, der ihn „zuerst durch ein zutrauliches Wort aufmunterte“ (S. 46). Allein auch Christian August Lobeck, der Gründer der Königsberger Philologenschule, hat, wenige Monate nach Lessings Tode geboren, einen Theil des Erbes des grossen Kritikers und Aufklärers angetreten. Und auch sonst spielt der leidenschaftliche Kampf gegen Obscurantismus und Mysticismus in dieser Briefsammlung eine sehr erhebliche Rolle. Doch ganz abgesehen von unserem Antheil an dieser Gesinnungsrichtung und unabhängig von dem hellen Licht, das über ein grosses, drei Viertheile unseres Jahrhunderts umfassendes Stück Wissenschaftsgeschichte verbreitet wird, auch durch ihr rein menschliches Interesse sind diese Mittheilungen uns zu fesseln in hohem Maasse geeignet.

Im Mittelpunkte steht Lobecks (1781—1860) gross angelegte, kerngesunde und, um wieder mit Johann Heinrich Voss zu sprechen, „kerngute“ Natur (S. 45). Dass diese hervorragende Gestalt fast nur den Fachgenossen bekannt geworden ist, muss aufs lebhafteste bedauert werden. Wäre sein „Aglaophamus“ in deutscher statt in lateinischer Sprache geschrieben worden, hätte der von der Last des schwersten gelehrten Gepäckes niemals gebeugte, vielmehr unaufhörlich von Witz und Geist sprühende, mit weltweitem Blick ausgestattete Mann sich seiner Muttersprache nicht nur zu gelegentlicher Abfassung von Rezensionen (die übrigens bis zur Stunde nicht gesammelt sind!) und von Universitätsreden bedient*) —: sein sonnenhaftes und bezauberndes Wesen hätte weithin den Eindruck hervorgebracht, der aus manchen Stellen dieser Briefe hervorleuchtet und den August Nauck (S. 434) in die nachfolgenden Worte kleidet: „Noch nie hat eine Persönlichkeit auf mich einen so überwältigenden Eindruck geübt als die von Lobeck, noch nie mich jemand zu einer so unbegrenzten Verehrung fortgerissen, so gehoben und so vernichtet. Seine Worte klingen mir noch jetzt wie eine himmlische Musik; so glücklich ich mich schätze ihn gesehen und gesprochen zu haben, so lebhaft beklage ich, dass ich ihn erst so spät kennen lernen musste.“

Des grossen Sprach- und Religionsforschers Nachfolger im Lehramte war Lehrs (1802—1878), dessen „Populäre Aufsätze aus dem Alterthum“ in der deutschen Lesewelt heimisch geworden sind. In ihm verschmolz der Königsberger Vernunft- mit hellenischem Schönheits-Kultus, dem der von Goethe mächtig beeinflusste Philologe ganz und gar ergeben war. Mit reichster Empfänglichkeit gesegnet entbehrte er doch nicht starker Originalität; frühe Überanstrengung hat seine Entwicklung gehemmt und ihn gehindert alle die Früchte zu zeitigen, die sein gewaltiges Erstlingswerk erwarten liess. Er war berufen, die Geschichte der (man darf fast sagen, von ihm wieder entdeckten) antiken Philologie zu schreiben, und er liess sie leider ungeschrieben. Der anmuthigste Zug seines Wesens war tiefinnerliche Bescheidenheit. Auf den Lehrstuhl Gottfried Hermanns, des grössten Hellenisten unseres Jahrhunderts, berufen, erschrak er über die Grösse dieser Ehre so sehr, dass er sie ablehnte. Sein scharf umrissener Charakterkopf blickt uns übrigens aus diesen Bänden um vieles freundlicher an, als aus seinen Schriften. Aus diesen spricht mitunter eine Neigung zu fast unduldsamer Schroffheit des Urtheils. Spuren davon begegnen uns auch hier, vor allem in den erstaunlich unbilligen Urtheilen über die Fahnenträger jener Richtung der Alterthumswissenschaft, die man im Gegensatz zu der rationalistisch-kritischen eines Hermann und Lobeck die romantisch-historische nennen möchte. Allein daneben, welch' eine Fülle von Gemüthswärme in den Beziehungen zu Amts- und Fachgenossen, zu

*) Vergl. Auswahl aus Lobecks akademischen Reden, herausgegeben von A. Lehnerdt, Berlin 1865, und L. Friedländer's Mittheilungen aus Lobecks Briefwechsel usw., Leipzig 1861.

befreundeten Männern und Frauen. Welche Intensität des Antheils an Natur und Kunst, an Beethoven wie an Shakespeare, an Plato wie an Spinoza und weit über das litterarische und künstlerische Gebiet hinaus an allen Vorgängen des Lebens — ein Reichthum, der insbesondere seinen Reisebriefen (auch jenen aus Österreich S. 229 ff.) die reizvollste Mannigfaltigkeit verleiht. Dabei zeigen ihn uns zumal seine Tagebuchblätter (vergl. S. 334 ff.) als den gewissenhaftesten und humansten Schulmann und als von einer Liebe zu lebendiger Bildung beseelt, die nur von seinem Hass gegen totes Vielwissen übertroffen wird. Das schönste seiner Lebensverhältnisse war wohl jenes, das ihn mit dem Philosophen Karl Rosenkranz verband. Als dieser den Siebzigjährigen mit einem poetischen Geburtstagsgruss erfreut hatte, antwortete Lehrs in Distichen, aus denen wir einige hervorheben

„Andere ach! entfremdet die unbezwingliche Meinung,
Die durchs Leben den Mann stärker und starrer umfängt.
Doch wir überstanden der staatsumwälzenden Jahre
Sinneverwirrenden Streit: nahte die Eris, so war's
Jene friedliche nur, die in vielverschlungnen Gespräches
Windungen trennend uns nur fester und fester vereint."

Im Übrigen standen ihm von Gelehrten vor allem Friedrich Ritschl und August Meineke bis zu ihrem Ende und Karl Lachmann mindestens in Jugendjahren sehr nahe. Ein schönes Wort Ritschls über die „Populären Aufsätze" mag hier eine Stelle finden: „— Ihr ganzes Buch, welches wie Milch und Honig hinabgleitet, so lind und so lauter zugleich, nur manchmal leise erinnernd, dass der Honig von der Biene kommt und die Biene einen Stachel hat" (S. 618) Von Lachmanns geistiger Eigenart und ihren Schranken entwirft Lehrs ein Bild das uns der Mittheilung werth scheint, nicht zum wenigsten darum, weil er damit zugleich Vorzüge sowohl als Schwächen der eigenen Natur gezeichnet hat: „Was Sie über Lachmann sagen, möchte ich doch aus persönlicher Kenntniss, Hochverehrung und Dankbarkeit für den Mann ein weniges modifiziren. ‚Gift und Galle' hatte er gegen anders Denkende nicht. Das wären Herzensfehler. Er hatte — das will ich Ihnen unter vier Augen aussprechen, weil es meine Ansicht ist — eine gewisse Überhebung des Verstandes, gegen die es nur eine Rettung giebt wenn auch die verständig Begabtesten sich sagen, dass wir alle arme Sünder sind und dass all unser Wissen Stückwerk ist, ja vielmehr auch im besten Fall — ein Quark . . . Das Verstandeslineal — und allerdings sind grosse Verstand wohl dem sehr ausgesetzt — will alles gerade haben: ja es kann dabei sogar die so nothwendige feinste Empfindung für die Grenze zwischen dem Geraden und Steifen verloren gehn — und doch pflegen die Formen alles Lebenden, der Sprache also auch und des Styles . . . wenn auch gesetzmässig, so doch nicht lineal gerade zu sein" (S. 687 ff.).

Wien. Th. Gomperz.

Die Mittheilung unmittelbarer Erlebnisse ist für jeden, den biographisches Wissen fesselt, immer werthvoll, auch dann, wenn die Persönlichkeiten, die der Berichterstatter vorführt, nicht an und für sich bedeutend sind; denn immer erfahren doch dabei besondere Umstände, eigenartige Verhältnisse, die ein bestimmtes Zeitalter kennzeichnen, aufklärende Beleuchtung. Der Werth solcher Mittheilungen steigert sich freilich erheblich, wenn es sich um hervorragende Menschen, um eine grosse Weltverwickelung handelt; er erreicht die volle Höhe, wenn die dargebotenen Erlebnisse scharf beobachtet, geistreich angeordnet und mit frischer Kraft geschildert sind. — Alles das gilt nun von den persönlichen Erinnerungen

welche J. v. Verdy du Vernois unter dem Titel „Im Grossen Hauptquartier 1870/71“ veröffentlicht hat.*)

Aus dem engsten Kreise der Männer, die berufen waren, das Geschick Deutschlands bei Begründung des neuen Reiches durch ihre meisterhafte Kriegsleitung festzustellen, plaudert hier in einfacher und natürlicher Weise einer der wichtigsten Mitarbeiter darüber, wie es damals gewesen ist. Ich sage: er plaudert. Denn obgleich überall die Zeitfolge innegehalten und eine im tiefsten Grunde künstlerische Anordnung hinsichtlich des ursächlichen Zusammenhanges und der schriftstellerischen Wirkung nirgends mangelt, so ist doch der angeschlagene und treu innegehaltene Ton der eines angeregten Gesellschafters, der so freundlich ist, uns in guter Stunde aus dem Schatze seiner Erinnerungen harmlos und unbefangen das zu berichten, von dem er voraussetzt, dass es seinen Hörerkreis ansprechen werde und dass er es ohne Sorge, Geheimnisse zu berühren, mittheilen dürfe. — Es giebt Auguren, die daran Anstoss genommen haben. Sie meinen: eine derartige Behandlungsweise sei der Würde des Gegenstandes nicht angemessen und könne leicht dahin führen, die ehrfurchtsvolle Scheu vor den Leitern unserer Geschicke herabzumindern, weil der Erzähler solcher persönlichen Erinnerungen es sich naturgemäss versagen müsse, die eigentlichste Wirksamkeit der maassgebenden Männer ihrem ganzen Umfange nach zu veranschaulichen und die Last der auf ihnen ruhenden Arbeitsmasse, die Wucht ihrer Verantwortlichkeit in entscheidenden Augenblicken erschöpfend zu kennzeichnen. Die Gefahr einer solchen Behandlungsweise vergrössere sich noch, wenn der Erzähler selbst eine warmblütige, frohgemuthe Natur sei, der, wie Verdy oder Egmont, meint: „Wenn ihr das Leben gar so ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens werth!?“ — Ich glaube, dass die Besorgnisse jener Auguren doch unbegründet, zum mindesten arg übertrieben sind. Flachköpfe freilich, die von den grossen Aufgaben, um die es sich in einem Heereshauptquartiere handelt, und von den Mitteln, mit denen sie zu erfüllen sind, schlechthin keine Ahnung haben, stumpfe Naturen, die kein Ohr besitzen für die Stimmlage und den Tonfall des Erzählers, die sind vielleicht den vorher angedeuteten Gefahren ausgesetzt; aber an dem Urtheil solcher Leute ist thatsächlich wenig gelegen. Verständnissvolle Leser wird der weltfreudige Ton dieser Aufzeichnungen zugleich die kraftfrohe, vertrauensvolle Grundstimmung des ganzen Kreises mitempfinden lassen, in welchem der Verfasser damals wirkte, und sie werden es dann doppelt verstehen, wenn Verdy sagt: „Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie der Geist in einem höheren Stabe beschaffen ist. Die Ruhe, die in demselben herrscht, das Fernhalten jeder pessimistischen Anschauung, die Sicherheit des ganzens Auftretens wie der feste Glaube an den siegreichen Enderfolg kommen nicht blos allen Arbeiten, die dort gefertigt werden, wesentlich zu Gute, sondern verbreiten auch Ruhe, Frische und zuversichtliches Vertrauen bei allen denen, die mit den Mitgliedern dieses Stabes in Berührung traten“. — Übrigens gelangen der Ernst und die Grösse der Zeit auch in diesen Erinnerungen durchaus zu ihrem Recht; für den Biographen aber sind sie eine Fundgrube kennzeichnender Züge oft traulichster Art, die bald diesen, bald jenen grossen oder bedeutenden Mann betreffen. Die Verführung liegt nahe, einige solcher hübschen Geschichten nachzuerzählen; aber es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, Verdys Buch auszuschreiben, sondern sie wollen zu seiner Lesung anregen; sie wollen darauf hinweisen, welch' ein Schatz in ihm verborgen liegt, und wie

*) Berlin 1895. E. S. Mittler u. Sohn.

ausserordentlich dankbar wir dem Verfasser gerade dafür sein müssen, dass er d auf Grund seiner Familienbriefe hervorgerufenen Erinnerungsbilder nach Möglich keit vor jeder Nachtusche behütet und uns dadurch in den Stand gesetzt ha aufs neue den frischen Odem jener grossen Zeit einzusaugen, von der man wo sagen durfte, wie einst Hutten von der seinen: „es ist eine Lust darin zu leben!

Max Jähns.

Briefe von Theodor Billroth. Verlag der Hahn'schen Buchhandlung. Hannover un Leipzig, 1895.

Die Sammlung, von Dr. Georg Fischer herausgegeben, enthält 420 Brief der grösste Theil davon ist an Kollegen gerichtet, der kleinere Theil an ander Freunde und an Familienglieder. Man nimmt das schön ausgestattete, mit Porträ aus verschiedenen Lebensepochen Billroths geschmückte Buch zur Hand, um flüchti darin zu blättern, doch schon der erste Brief, aus der Studentenzeit, der i schöner, jugendlicher Begeisterung eine Begegnung mit der gefeierten Sängeri Jenny Lind schildert, nimmt unser Interesse gefangen, und wir begnügen uns nic mit einer oberflächlichen Durchsicht des Buches, sondern lesen weiter und bleib stets gleichmässig gefesselt, ob nun Billroth an seinen ersten Lehrer der Chirurg oder an Kollegen und Schüler schreibt, ob die Briefe an seine nächsten Angehörige oder an Freunde gerichtet sind. Ist es der leichte Stil, der uns anzieht? Sin es die Ansichten über Natur und Kunst, die Bemerkungen über wissenschaftlich Fragen, die Urtheile über verschiedene Persönlichkeiten, die Äusserungen übe die eigenen Erlebnisse und Bestrebungen oder die Anschauungen über mancherle Fragen des Lebens im Allgemeinen, die uns fortgesetzt anregen? Kaum, den manche Personen, manche Verhältnisse sind uns fremd, manche Urtheile forder unseren Widerspruch heraus, aber Eines finden wir in jedem Briefe wieder, un dies Eine ist es auch, wodurch uns im Weiterlesen das Buch immer lieber wir und auch der Schreiber der Briefe: es ist die Wahrhaftigkeit, es ist das Streben über sich selbst, über die Menschen und Dinge klar zu werden und das Erkannt auch Anderen klar zu sagen ohne Beschönigung, ohne Pose. Solche Aufrichtigkei ist selten und wenn sie vorhanden ist, so sind wir nicht immer dankbar dafür. Hier aber lernen wir von einer bedeutenden Persönlichkeit Züge kennen, die zu Vervollständigung des Charakterbildes dienen, wir sehen wieder, wie zu genial Begabung ausdauernder Fleiss gehört, wenn etwas Rechtes zum Vorschein komme soll, und wie der grosse Blick für ferne Ziele ergänzt werden muss durch liebe volles Eingehen in scheinbar geringfügiges Detail. Dadurch ist die Sammlung de Briefe Billroths nicht nur eine Gabe für seine Freunde und Verehrer, sonder ein Buch reich an Anregung für Jeden. Der Herausgeber bereitet schon jetzt — das Buch ist erst vor wenigen Wochen erschienen und bereits im Buchhande vergriffen — eine zweite Auflage vor, die voraussichtlich noch eine Anzahl bish ungedruckter Briefe enthalten wird.

R. Gersuny.

Karl Müllenhoff. Ein Lebensbild von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmann 1896 VI und 173 S.

Die Namen Müllenhoff und Scherer beherrschen eine spätere Epoche de deutschen Philologie fast so untrennbar und fast so unbedingt, wie über dem Heroenzeitalter dieser Wissenschaft das Dioskurenpaar der Brüder Grimm strahlt. Wie diese setzen der Meister der Deutschen Alterthumskunde und der Verfasser der Geschichte der Deutschen Literatur sich gegenseitig voraus, ergänzen sich, waren einer des anderen Lehrer und Schüler zugleich. Aber wenn auch von

ihnen ein gemeinschaftliches Werk — die „Denkmäler" — die Erinnerung an die Tage innigster Vereinigung erhält, so bezeichnet es leider nur eine Epoche ihres Lebens, während die Bücher der „Brüder Grimm" symbolisch im Beginn der gesammten Laufbahn dieser Parallelsterne aufgingen. Die Heftigkeit, die Strenge und auch der Eigensinn des Älteren vermochten mit dem rasch vordringenden, ungeahnt selbständig sich entwickelnden Geist des Jüngeren nicht auf die Dauer in Freundschaft zu bleiben. Längst hatte sich ein Gegensatz angekündigt; eine politische Frage führte ihn zu offenem Bruch. Denn beide Gelehrte, so heiss und leidenschaftlich sie ihrer Wissenschaft lebten, waren doch weit entfernt davon, sich engherzig in ihre Bücher zu vermauern; wie es in der Wissenschaft gute Tradition ist, die ihre Pfleger Jakob und Wilhelm Grimm, Ludwig Uhland, Moriz Haupt, Hoffmann v. Fallersleben, Wilhelm Wackernagel, sämmtlich Märtyrer ihrer politischen Überzeugungen werden sah, nahmen auch Müllenhoff und Scherer von ganzem Herzen Theil an dem nationalen Leben auch in seinen politischen Bethätigungen. Für den leidenschaftlichen Nordalbingier Müllenhoff aber nahm (wie es altgermanische Art ist) jede politische wie jede wissenschaftliche Gegnerschaft allzurasch den Charakter einer moralischen Versündigung an. Die Entzweiung konnte überbrückt werden, geheilt wurde sie nicht; und für Scherer blieb die Entfremdung von seinem verehrtesten Lehrer und Freunde ein dauernder Schmerz, der seine letzten Jahre getrübt hat.

Aus diesen Erlebnissen erklärt es sich, dass ein wehmüthiger Ton durch die Blätter geht, die der jüngere Genosse dem älteren gewidmet hat, den er nur um eine so kurze Spanne Zeit überleben sollte. Es verstand sich trotz jener Lösung des alten Bandes ganz von selbst, dass Scherer Müllenhoffs Biographie schreiben würde; und es verstand sich bei diesem edeln und grossen Herzen nicht minder von selbst, dass jene Erfahrung — an der ja gewiss keiner der beiden Theile ganz allein die Schuld trug — nur eben in schmerzlichen Tönen, nicht etwa in Bitterkeit oder Strenge sich verrathen würde. Ganz im Gegentheil hat sie nur dazu geführt, dass Scherer mit doppeltem Eifer der Individualität Müllenhoffs gerecht zu werden suchte. Gerade wo ihre Persönlichkeiten am entschiedensten auseinanderstrebten, da müht er sich am meisten, die Eigenart seines Helden ins hellste und beste Licht zu setzen, seine menschliche Eigenart wie die wissenschaftliche. Scherer war durch und durch, was Berthold Auerbach einen „Menschenmensch" nannte, auf rasche Aufreundung, auf lebhafte Theilnahme, auf tolerantes Gewährenlassen im Umgang gerichtet, gesellig, gesprächig, bei jedem Thema zu fragen und Auskunft zu geben niemals müde. Wie hebt er dem gegenüber Müllenhoffs schwerflüssige, schweigsame, schwer zu gewinnende und leicht zu verscherzende Freundschaft heraus! wie liebevoll verweilt er auf seinen wenigen dauernden Verbindungen, der rührenden Treue, mit der M. an seinem alten Schullehrer Kolster hielt, der unverbrüchlichen Genossenschaft mit dem bedeutenden Historiker Nitzsch, vor allem auf seinem höchst glücklichen und innigen Familienleben! Und Scherer war als Forscher eine Lessing-Natur, dem der Kampf um die Wahrheit mehr Glück gewährte, als die Idee ihres Besitzes, auch jeder wissenschaftlichen Frage mit reger Theilnahme näher tretend, froh neue Probleme anzuregen und in kühnem Wagen noch Unbeweisbares vorauszuahnen. Aber nur um so mehr betont er das Grossartige in Müllenhoffs wissenschaftlicher Natur, die Leidenschaft, mit der er Einer Aufgabe sein Leben weihte, mit der er hier aber auch die ganze volle Wahrheit in der Hand zu halten begehrte. Dieser Forscher hätte sich wohl, ein neuer Epimenides, in den Ätna stürzen mögen vor Verzweiflung über unlösbare Räthsel; und gerade dies tiefinnere Bedürfniss nach festen Resultaten, nach dem, was man dem kritischen Skepticismus gegenüber den wissenschaftlichen

Glauben nennen könnte, gerade dies Verlangen nach Ruhepunkten für den suchenden Geist machte ihn in der Polemik so unerbittlich und auch so ungerecht: eine geheime Furcht, endlich errungenen Besitz wieder in Frage gestellt zu sehen, regte sich unter der Oberfläche des Bewusstseins. Und eben hier liegt auch die Ursache, weshalb sein Lebenswerk unvollendet blieb; er wagte nicht abzuschliessen, er sah noch nicht alle Gestalten so deutlich, so greifbar vor sich, wie er die Gelehrten des Alterthums, einen Eratosthenes, einen Strabo und andere Gewährsmänner unserer Urzeit erblickte; er zauderte noch, hoffte auf neue Erleuchtungen, und starb darüber unter Fragmenten.

So stimmt denn der elegische Ton von Scherers rührend-schönem Abschiedswerk nur zu gut auch zu dem Inhalt. Scherer hat in einem wundervollen Buch auch Jakob Grimm geschildert, den Mann des kühnen Wagens, der unermüdlichen Pläne, der unvergleichlichen Stoffbeherrschung. Welch ein Jubel klingt durch seine ganze Lebensgeschichte! Freilich, in hundert Fällen hat die deutsche Philologie ihren grössten Stifter zu berichtigen gehabt; wären aber unsere ersten Meister vor dem „Unfertigen“, vor dem „noch nicht reifen Problem“, vor dem „vorzeitigen Abschluss der Untersuchung“ so ängstlich wie Spätere zurückgebebt, so hätten wir weder J. Grimms Deutsche Grammatik noch W. Grimms Heldensage, weder Uhlands Volkslieder noch Lachmanns Ausgaben je erhalten. Hier aber rächte sich an Müllenhoff selbst jene unrichtig moralisirende Auffassung wissenschaftlicher Fragen. Er hätte in kühnem Wurf die Deutsche Alterthumskunde vollenden mögen und Alles, was er für seine Lebensaufgabe gethan, der fördernden Kritik und Weiterführung der Mitforscher vorlegen sollen. 1870 gab er den ersten Band heraus — der grosse Krieg der deutschen Nation hätte ein ruhmvolles Denkmal in einem Werke gefunden, das zum ersten Mal die Entstehung des deutschen Volkes mit wissenschaftlicher Schärfe, mit ungeheurer Gelehrsamkeit, mit phantasievoller Veranschaulichung an den Tag legte. Es sollte nicht so kommen. Dieser Columbus starb, ehe er den Fuss aufs Land gesetzt hatte. Scherer nahm die Vollendung der Arbeit, eigene Pläne grossherzig zurückschiebend, auf sich; und auch er sank um. Treue Schüler leiten jetzt die Herausgabe des Nachlasses, Pniower, Ranisch, Roediger gaben Band nach Band heraus; das Ganze bleibt doch Fragment, und was Müllenhoff in einem langen Leben strengster Arbeit erreichen wollte — so unendlich er auch unser Wissen bereichert hat, so gross der Einfluss auch seiner kleineren Arbeiten war, so treu seine Schüler von ihm lernten, was er erreichen wollte, blieb ihm versagt.

Und Bruchstück blieb auch seines grössten Schülers Nachruf. Das Kapitel gerade, das die Alterthumskunde und Müllenhoffs gesammte Lebensarbeit aus ihrem Mittelpunkt heraus würdigen sollte, konnte Scherer nicht mehr vollenden. Ein jüngerer Schüler sollte es zu Ende führen; statt es rasch und mit energischer Sammlung zu beenden, liess er sich von andern Aufgaben in die Ferne locken, und nach zehn Jahren musste das Buch unvollendet erscheinen, wie es 1886 schon hätte ans Licht treten können. Scherers Denkrede auf Müllenhoff tritt in die Lücke, ohne den wehmüthigen Eindruck des grossangelegten Torsos verdecken zu können. Und so gewinnt die schöne Biographie noch einen besonderen persönlichen Werth, indem sie uns den zu frühen Tod beider Meister veranschaulicht, des älteren, der im siebenundsechzigsten Jahr dahinschied und sein Lebenswerk unabgeschlossen zurückliess, wie des jüngeren, dem nur fünfundvierzig Jahre für die Vollendung eines Theils seiner reichen Pläne gegönnt waren.

Richard M. Meyer.

Hans von Bülow. Briefe und Schriften. Herausgegeben von Frau Marie von Bülow. Band I und II. Leipzig 1895, Breitkopf und Härtel.

Zwei Jahre werden in Bälde verstrichen sein, seitdem die Freunde und Schüler Meister Hans von Bülow's aus entlegensten Fernen zusammengeströmt waren, um an einer Bestattungsfeier von solch' erhebender Grösse theilzunehmen, wie sie das altehrwürdige Hamburg in seinen Mauern schwerlich je zuvor gesehen hatte. Auch denen, welche nicht Zeugen jenes unvergesslichen, weihevollen Finales eines Heldenlebens gewesen waren, hat die so kurze, seitdem verflossene Zeitspanne es mit unerbittlicher Schärfe dargelegt, was die Tonkunst, was die Mitwelt in Hans von Bülow verloren hat. An den Stätten, an welchen er in heissem Kampfesdrang für seine Ideale stritt und litt, werden jetzt mit den geringeren Künsten, die man ihm etwa ablernen konnte, leichtere Siege gewonnen. Mit mässiger Anstrengung windet sich das Talent seine Kränze; dornenbesäet ist die Bahn des Genies, welches die Anerkennung für die weittragenden, neuen Gedanken, die es bringt, ja auch im Interesse seiner Nacheiferer von den Menschen und dem Schicksal erst ertrotzen muss. Wie mühevoll das Leben Hans von Bülow's gewesen, dafür legen jetzt seine Briefe vor der Öffentlichkeit ein vollgültiges Zeugniss ab. Herzlichen Dank verdient die edle Gattin des allzu früh Dahingeschiedenen, welche unter tausend Mühen und Widerwärtigkeiten das wie in alle Winde verstreuete Material zusammenbrachte. Sie hat es mit unleugbarem Geschick zu gruppiren verstanden und in der zu Herzen sprechenden, vom Tone warmer, natürlicher Empfindung erfüllten Einleitung, in dem geist- und taktvoll komponirten verbindenden Text sich selbst als eine beachtenswerthe, federführende Kraft erwiesen. Die Briefe welche in den vorliegenden Bänden die Periode der Jünglings- und ersten Mannesjahre umfassen, sind einerseits ein bedeutungsvoller Beitrag zur Kenntniss der Geschichte der musikalischen Revolutionsjahre um die Mitte des Saeculums, in denen wieder einmal ein ansehnliches Stück Philisterwelt aus den Angeln gehoben wurde, andererseits eröffnen sie einen wundersamen Einblick in das Werden einer eigenartigen, durch alle Stürme und Unbilden des Lebens erst recht zu ungewöhnlich energischen Willensbethätigungen angespannten Individualität. Krankheit, Kummer und Noth, die unfreien Gedanken allzu besorgter Angehöriger, der Neid und die Bosheit der Minderbegabten, der Stumpfsinn breiter, am Gewohnten klebender Massen: all' das wird überwunden durch eine beispiellose Gewalt zielsicheren Vorschreitens. Und wie viel schöne, hülfsbereite Menschenliebe, welche Fähigkeit zarten, fast frauenhaft innigen Empfindens in diesem streitfrohen jungen Kämpfer! Auf viele namhafte Erscheinungen jener Periode, mögen sie vorwiegend litterarischen, politischen oder musikalischen Kreisen angehören, fallen fesselnde Schlaglichter: denn Bülow lernte es rasch und gut, nicht nur die Saiten zu meistern und das Schwert zu schwingen, sondern auch ein gewandter Schilderer fremder Persönlichkeiten und wechselnder, eigenfarbiger Umgebungen zu werden. Dazwischen sprühen schon die bunten Capriccio's lustiger Launen auf — und der Pritschenschlag trifft oft noch schärfer und sicherer als der Degenstoss. Hinwiederum sprechen sich Wagner und Liszt gegenüber, den geistigen Pathen des Aufstrebenden, Dankbarkeit und Erkenntlichkeit in wohlthuendster Weise aus. Die Briefe an Liszt sind zumeist in klarem, fliessendem Französisch geschrieben — ein Zugeständniss, welches der Schüler der kosmopolitischen Wesensart des Lehrers machen zu müssen glaubte. Nichts destoweniger schlägt das, was ein Bülow auf gut Deutsch vorzubringen vermag, denn doch noch mit ganz anderer Wucht ein. Keiner, der vornehme geistige Anregung willkommen heisst, wird die vorliegenden Bände ohne eine von Seite zu Seite wachsende Befriedigung durchgehen — er mag „musikalisch“ sein oder nicht. Der echte Prinz aus Genieland findet überall Einlass. — Paul Marsop.

Aus dem Stammbuch eines Biographen.

IV.

Zum 100. Geburtstag von Carlyle.

Mit England feiert auch Deutschland heute den hundertjährigen Geburtstag Thomas Carlyle's. Nicht allein, weil er Goethe nahetrat und Friedrich dem Grossen eine liebevolle Biographie. die menschlich beste bisher in der Welt überhaupt, gewidmet hat. Ein höherer, gemeingültiger Ruhm gebührt ihm, wie allerorten. so auch unter uns. In die allgemeine realistische Bewegung des Jahrhunderts warf er die subjektive Genialität einer urwüchsigen. durch und durch wahrhaften, echt germanischen Persönlichkeit und vollbrachte dadurch eine ungeheure Reaktion des praktisch fühlenden Gemüths gegen die theoretischen Ideale der Vergangenheit in Wissenschaft und Politik. Wie man Rousseau als den Vorempfinder und Vordenker der grossen französischen Revolution zu betrachten pflegt, wird die Zukunft wahrscheinlich Carlyle in erster Reihe als einen Mann nennen, der den sozialen Umwandlungen unserer und der folgenden Tage feurig, tiefsinnig und beredt, mit aller einseitigen Übertreibung, die dazu gehört, die weltgeschichtliche Bahn gebrochen.

Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 4. Dec. 1895.

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.

Gustav Freytag.

Von

ERNST ELSTER.

Wenn wir den Verlust eines grossen Mannes beklagen, so pflegen rir mit dem Gefühl der Trauer den Wunsch zu verbinden, das Tüchtige, as wir dem Verstorbenen verdanken, in ernster Stunde zu überschauen, m so dem Drang pietätvollen Gedenkens verständnissvoll zu genügen und m womöglich auch den Gewinn zu ermessen, den wir aus dem Schaffen es Heimgegangenen in unser eigenes Leben überführen können. So ist uch, seit Gustav Freytag hochbetagt am 30. April 1895 sein klares Auge ir immer geschlossen hat, seinem Gedächtniss manch warmes Wort gewidmet rorden; und in der That ist es eine genussreiche Aufgabe, dem Geheimniss eines siegreichen Strebens nachzuspüren und zu fragen, durch welche eistige Güter er unser Leben und das unserer ganzen Nation bereichert hat.

Eine so weite Zeitspanne Freytags Wirken umfasst, so können wir arin doch nicht wie in dem vieler anderen Dichter mehrere Entwickelungs-erioden, sondern nur eine Epoche der Vorbereitung und eine solche der leisterschaft unterscheiden. Und charakteristisch für ihn ist es, dass der rosse Einschnitt seines Lebens nicht sowohl durch ein litterarisches, als ielmehr durch ein politisches Ereigniss bezeichnet wird. Die Revolution on 1848 gab seiner Weltanschauung den Abschluss und die endgültige ichtung, als das Ziel seines Strebens stand ihm fortan unerschütterlich st: den nationalen Aufgaben als Dichter und Schriftsteller zu dienen.

Eine solche Wendung mochte wohl durch ein äusseres Ereigniss be-irdert und zum Abschluss gebracht werden, aber vorbereitet musste sie in durch die ganze bisherige Entwickelung des Dichters. Die Keime von reytags nationaler Weltanschauung sind bis in seine frühe Jugend zu ver-lgen, ja sie weisen über diese hinaus auf den Geist der Familie und er Landschaft, der er entstammte.

Gustav Freytag wurde am 13. Juli 1816 in der kleinen Stadt Kreuz-urg in Schlesien als Sohn des dortigen Bürgermeisters, der früher Arzt ewesen war, geboren. Die Nähe der polnischen Grenze führte zu zahl-ichen Reibereien mit den Nachbaren, und die Folge hiervon war, dass sich ie Deutschen ihrer Eigenart mit starkem Selbstgefühl bewusst wurden. asbesondere im Hause des wackeren Bürgermeisters, der die Selbstver-altung der Stadt als der erste durchzuführen hatte, herrschte ein kräftiger emeingeist. Zu ihm gesellte sich ein ebenso deutliches Gefühl der egnungen des Protestantismus, als dessen Verkündiger mehrere Mitglieder er Familie erspriesslich gewirkt hatten. Aber der Knabe wuchs hier und Oels, wo er das Gymnasium besuchte, heran, ohne sich nach irgend einer

Richtung auszuzeichnen, und die stille Umgebung, in der er lebte, war nicht geeignet, seinen Genius frühzeitig zu wecken. Immerhin drängte es ihn, als er 1835 die Universität bezog, das nationale Studium der deutschen Litteratur und Sprache zu erwählen, er erfuhr in Breslau durch Hoffmann von Fallersleben, namentlich aber in Berlin durch Karl Lachmann tiefgehende Anregungen, und obwohl er sein Examen nur mit dem Lob bestanden hatte, welches erforderlich war, um zu den Ehren eines Doktors befördert zu werden, so bestieg er doch bereits ein Jahr darauf selbst in Breslau das akademische Katheder, um fünf Jahre hindurch, bis 1844, als Privatdozent zu wirken. Wenn auch seine gelehrten Arbeiten achtbar und sein Erfolg als Lehrer nicht gering war, hatte sich Freytag doch nicht der Gunst der Fakultät zu erfreuen, und als ihm 1844 verweigert wurde, ein beabsichtigtes Kolleg über deutsche Kulturgeschichte zu halten, das in der That über die Grenzen seines Faches hinausging, sagte er im Alter von 28 Jahren dem akademischen Beruf Valet und lebte fortan nur als unabhängiger Schriftsteller. Drei Jahre noch verblieb er in Breslau, zog sich von manchen Zerstreuungen zurück und arbeitete still für seine Zukunft. Die Breslauer Jahre waren trotz mancher Enttäuschung wichtig und bedeutungsvoll für Freytags Entwickelung, er wusste, wie Lessing, dass die Bücher ihn wohl gelehrt, nimmermehr aber zu einem Manne machen könnten, und so suchte er denn in lebendigem Verkehr mit verschiedenen Lebenskreisen seine Anschauungen und Erfahrungen zu berichtigen, zu erweitern und zu vertiefen. Wie Breslau der Schauplatz seines beliebtesten Romanes geworden ist, so ist ihm die Kenntniss des kaufmännischen Lebens insbesondere durch einen Freund, den er dort gewonnen hatte, durch Theodor Molinari, den Chef des angesehenen Breslauer Hauses, erschlossen worden.

In diese Epoche fallen die Jugendwerke unseres Dichters, die neben Verfehltem doch schon höchst bemerkenswerthe Züge aufweisen. Die Zeit, in der Freytag hervortrat, war keineswegs ungünstig für ein Talent, dessen Schwergewicht in gesund-realistischer Lebensauffassung ruhte. Das reiche Programm des sogenannten Jungen Deutschland war in langen kritischen Erörterungen nach allen Richtungen hin gründlich durchgearbeitet worden, die Führer der Schule, Gutzkow und Laube, rüsteten sich zu grossen dichterischen Thaten. Dies vielgeschmähte Junge Deutschland bildete ein nothwendiges Übergangsstadium von der Romantik zur modernen Poesie der Wirklichkeit. Man war der mondbeglänzten Zaubernacht Tiecks, der minniglichen Ritterpoesie Fouqués, der übermüthigen Phantasieen Brentanos, der tollen Gespenstergrimassen Hoffmanns, man war selbst der stereotypen Waldpoesie Eichendorffs, kurz des ganzen romantischen Rausches und Zaubers von Herzen überdrüssig geworden, und man sehnte sich nach natürlicherer Kost und lebenswahrer Poesie. Diesen Forderungen der neuen Zeit gaben die Jungdeutschen beredten Ausdruck. Aber sie blieben von bedenklicher Einseitigkeit nicht frei. In dem Bestreben, die Dichtung mit

dem Leben der Zeit auszusöhnen, zwangen sie die Musen in den Dienst der liberalen Politik, verzettelten ihre Kraft in wohlstilisirten Leitartikeln und in endlosen theoretischen Erörterungen über die Emanzipation der Frauen, über freie Liebe, über die Entbehrlichkeit des Christenthums und über das, was der modernen Dichtung eigentlich fromme. Da traf die Führer der Bewegung, Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg und Mundt, der rauhe Bundestagsbeschluss vom 10. Dezember 1835, kraft dessen die Verbreitung aller Werke dieser Schriftsteller, auch der künftigen, einfach untersagt wurde. Diese Bestimmung liess sich natürlich nicht durchführen, sie war nicht nur barbarisch, sondern auch lächerlich. Aber wie der Teufel oft wider Willen Gutes stiftet, so auch hier. Die gemaassregelten Schriftsteller besannen sich, dass die Poesie nicht in tendenziösen Leitartikeln bestehe, sondern in der künstlerischen Darstellung lebensvoller Schicksale der Menschen, und hiergegen hatte auch der selige Bundestag nichts einzuwenden. Die Polizei beschleunigte eine Entwickelungskrisis der Litteratur, die über kurz oder lang hätte ausbrechen müssen, und zwang die Poesie, der ästhetisch höchst verderblichen politischen Dienstbarkeit zu entsagen. Die Folge davon war, dass die Litteratur der 40er Jahre ein ganz anderes und ein viel erfreulicheres Antlitz aufwies als die der 30er. Immerhin behielten die Führer der jungdeutschen Bewegung, als sie im Drama und im Roman zu grossen und dauerhaften Leistungen vorschritten, noch manche ihrer bisherigen Eigenthümlichkeiten bei: die Neigung zur Tendenz, die blasirt absonderlichen Helden, die geistreich-schillernde Phrase, den Mangel nationaler Empfindung.

An diese zweite Epoche des Jungen Deutschland schliesst sich Freytags Jugenddichtung an, und unterscheidet sich doch auch schon von ihr durch manche charakteristische Züge. Als Lyriker ist er wie jene Schriftsteller ohne Bedeutung, und diese Grenze seines Talents ist bemerkenswerth: die drängende Fülle starker und leicht wechselnder Affekte, die den Lyriker zur dichterischen Äusserung zwingt, war seiner klaren und festen Natur wohl fremd; auch widerstrebte es der keuschen Bescheidenheit seines Gefühls, das Tiefste seiner Persönlichkeit aller Welt zu offenbaren. Sobald er sich an einen fremden Stoff anschliessen konnte, wählte er dagegen in seiner Jugend gern die lyrische Form der Darstellung und bediente sich hierzu mit Vorliebe der modifizirten Nibelungenstrophe, des sogenannten Hildebrandtons, den er bei freier Behandlung für sehr brauchbar hielt.

Verrathen Freytags Gedichte die Grenzen seiner Gefühlsbegabung, so offenbart uns sein erstes Drama „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen“ deren liebenswürdigste Seite: den schalkhaften Humor. Das Stück behandelt die Werbung des Prinzen Max von Österreich, des späteren Kaisers Maximilian I., um Maria von Burgund. Der frische herzhaft deutsche Ton des Werkes, der häufige Szenenwechsel, das Zeitkolorit und anderes erinnern uns ein wenig an den „Götz von Berlichingen“. Aber die Vor-

aussetzung des Dramas, dass zwei Liebende sehnsüchtig die Verbindung herbeiwünschen, ohne sich je zuvor mit Augen gesehen zu haben, ist etwas bedenklich, und die Handlung ist zwar im einzelnen bühnengemäss, im ganzen jedoch viel zu breit und episch angelegt. Die Charakterzeichnung ist dagegen sauber und bestimmt, und in Kunz von der Rosen, dem Narren Maximilians, tritt uns der liebenswürdige und dreiste Humor Freytags entgegen, den er später in ähnlicher, aber noch vollkommenerer Weise in den Figuren von Bolz und Fink verkörpert hat.

Freytag selbst erkannte bald die Fehler seines Werkes und suchte sich für's künftige durch eifriges Studium der dramatischen Technik vor ähnlichen zu bewahren. Dies emsige Nachdenken über das Erlernbare, über die Theorie seiner Kunst bildet wiederum einen charakteristischen Zug in dem Bilde unseres Dichters und zeugt von der ernsten Auffassung seines Berufs. Wohl wenige haben wie er durch kleine Griffe und Handwerksregeln die etwa stockende Erfindung zu erleichtern, die Handlung zu sichten und geschickt zu gruppieren verstanden. Aber gerade in dieser Beziehung hat er viel von Gutzkow gelernt, und seine beiden nächsten Dramen „Die Valentine“ und „Graf Waldemar“ könnte allenfalls auch dieser in seinen besten Stunden geschrieben haben. In beiden Stücken wird die Hauptperson aus beklommenen und bedrückenden Verhältnissen, aus einer gewissen Unfreiheit errettet: Valentine wird vor den Schlingen bewahrt, mit denen sie ein deutscher Duodezfürst umstrickt, Waldemar wird durch eine echte Liebe erhoben aus der erstickenden Sumpfluft sittlicher Verkommenheit. Der Stoff beider Werke ist erfunden, aber, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, nicht frei von Anlehnungen an überlieferte Motive: die Schöne, der ein Fürst nachstellt, war seit „Emilia Galotti“ auf den deutschen Bühnen öfter gesehen worden, aber Freytag, der im Zeitalter des erstarkenden Liberalismus dichtet, erlöst das Weib aus unwürdigen Banden und lässt den hohen Herrn mit einem langen Gesichte abziehen. Im Humor des Schurken Benjamin klingen einige Töne von Fiescos Mohren nach, die behende Aufopferung Georg Saalfelds für Valentine (er lässt sich als Dieb verhaften, um die Schöne nicht durch seinen nächtlichen Besuch blosszustellen) ist in gewisser Hinsicht vergleichbar mit Posas Aufopferung für Carlos und die Sache der Freiheit, doch ist sie besser motiviert als diese. Im Sinne der Jungdeutschen und im Sinne des vormärzlichen Liberalismus dünkt sich der Held des Stückes, der als politischer Flüchtling lange in Amerika gelebt hat, über die deutschen kleinlichen Zustände erhaben. Deutsche Sitte und Sittlichkeit wird mit kritischem Blicke betrachtet und zu niedrig geschätzt: den Schluss eröffnet die Aussicht, dass das gerettete Paar sich in der Fremde, in Italien, ansiedeln werde; mit Recht sagt Freytag in seinen Lebenserinnerungen: „In der ‚Valentine‘ verräth der freie Held Georg am auffälligsten die Unfreiheit des Dichters.“ Darin zeigt sich eben noch der Geist des Jungen Deutschland: Freytags nationale Gesinnung schlummert

noch, seine Weltanschauung liegt noch halb in den Banden des kosmopolitischen Liberalismus. Aber in technischer Hinsicht ist er mächtig vorgeschritten. Die Theile der echt dramatischen Handlung greifen wundervoll ineinander, die Höhepunkte, namentlich die nächtliche Balkonszene im 3. Aufzug, sind höchst wirksam. Der Dialog ist knapp und schlagfertig, wie in der „Emilia Galotti“; kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig. Aber die Fülle gewagter Intriguen verräth das bedenkliche Vorbild Scribes, die grellen Effekte erinnern an das Raffinement Gutzkows. Immerhin durfte Freytag mit Recht behaupten, „dass es zur Zeit in Deutschland niemanden gab, der die technische Arbeit des Bühnenschriftstellers besser verstand“, als er. — „Graf Waldemar“ schildert den durch Liebe geretteten Roué wie Victor Hugos „Marion de Lorme“ die durch Liebe gerettete und verklärte Courtisane. Auch dieses Stück ist höchst packend, der Aufbau der Handlung meisterhaft. Auffallend ist nur, dass der wichtigste Zug der Vorgeschichte, die ehemalige Liebe Waldemars zur Fürstin Udaschkin, dem Zuschauer erst im 4. Aufzug enthüllt wird: Man betrachtet es sonst mehr als Eigenart des Novellisten, durch Verschleierung des Vergangenen die Spannung des Lesers zu steigern. Die Charakteristik der Hauptperson ist schlechthin vollendet: sowohl der vornehme Schliff wie die allmähliche Umkehr und Einkehr des frivolen Sünders ist meisterhaft dargestellt; insbesondere aber ist der heikle Stoff durch taktvolle Behandlung geadelt; die Rolle des Grafen Waldemar gehört zu den besten Rollen des deutschen Theaters. Und schon zeigt sich in der Weltanschauung des Dichters ein Ansatz zum Gesünderen: der Held beklagt sich, dass er durch die Beengtheit der öffentlichen Zustände zum sinnlichen Wohlleben verführt worden sei, er will nach seiner Umkehr vor allem rastlos schaffen und handeln, sich nicht in thatloser Reue verzehren; und indem er das Mädchen aus dem Volk heirathet, erkennt er die gediegene Kraft des schlichten Bürgerthums an. So sehen wir, wie sich die nationale und bürgerliche Gesinnung des Dichters allmählich durchringt, aber zunächst wagt sie nur schüchternen Flug.

Stärker hatte sie sich bereits drei Jahre vorher, 1844, in dem poetisch allerdings werthlosen Dramenfragment „Der Gelehrte“ verrathen. Der Held des Stückes, der Archivar Walter, scheidet von seinen Büchern, um als Arbeiter mitten im Volke zu wirken und den niederen Kreisen die Kraft zu mehren. Die Handlung ist schwach, die Charaktere sind schattenhaft und die schlechten Verse passen zu dem Inhalt wie die Faust auf's Auge. Auch der Grundgedanke des zum Volk herabsteigenden Gelehrten riecht nach der Studierlampe. Aber in ihm verräth sich gleichwohl schon der echte Freytag, der Dichter deutschen Volksthums, deutscher Art und bürgerlicher Sitte.

Seit Anfang 1847 lebte Freytag in Dresden, und der anderthalbjährige Aufenthalt in dieser Stadt machte Epoche in seinem Leben. Zunächst verheirathete er sich mit einer älteren verständnissvollen Freundin, der Gräfin

Dyhrn, die er seit 1840 kannte; dann machte er die Bekanntschaft Julian Schmidts, der bald sein treuester Freund, Berather und Genosse werden sollte, und vor allem erlebte er hier die Stürme der Revolution, durch die seine Weltanschauung ihr klares und endgültiges Gepräge erhielt. Freytag war von Anfang an der Ansicht, dass die deutschen Verhältnisse nur unter der Führung Preussens und unter Österreichs Ausschluss aus dem Reich geregelt werden könnten. Vor allem aber befestigte er sich in der Überzeugung, dass die Zeit jeden Tüchtigen in den Dienst des Vaterlandes zwinge, dass die Stunde gekommen sei, wo nur ein Ideal gelte: die Pflege deutschen Volksthums. Die nationale Gesinnung, die von Jugend an in ihm schlummerte, kam jetzt zu voller und freiester Entwickelung. Die Worte, die Viktor König im letzten Bande der „Ahnen" nach Ausbruch der grossen Bewegung äussert, sind aus Freytags eigenem Herzen geschöpft: „Ich bin nichts als Schriftsteller und habe die ersten frischen Jahre meiner Thätigkeit auf Dinge verwandt, die mir in diesem Augenblick so weichlich und ungesund erscheinen, dass ich mich ihrer schäme. Dies Lippenfechten über schöne Attitüden und über die Geheimnisse einer ästhetischen Wirkung, und ob der Schauspieler das Bein so oder anders setzen soll. Pfui!" Freytag, der bis dahin ganz überwiegend den ästhetischen Interessen gelebt hatte, stieg, wie sein „Gelehrter", der Archivar Walter, zum Volke herab, um „den niederen Kreisen die Kraft zu mehren": als Leiter des Dresdener Handwerkervereins wirkte er mit Eifer und Freude, und der Einblick, den er hier in die Herzen der sogenannten kleinen Leute gewann, trug viel dazu bei, seine tiefe Liebe zu allem, was deutsch dachte und fühlte, zu befestigen. Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung ist Freytag nicht gewesen; ein Mandat, das ihm in Deutschböhmen angeboten wurde, wies er zurück; er hielt „eine Volksvertretung, in welcher Östreich mit seinem ganzen Bundesgebiet lagerte", überhaupt „nicht für die Stätte, auf welcher die Entscheidung über die deutsche Zukunft getroffen werden konnte." Die Entfernung alles Fremden aus Deutschland galt ihm als unerlässliche Forderung, und sein Viktor König zerschmettert das Gewehr, das ihm während der Berliner Bewegung von polnischen und französischen Abgesandten zum Kampf auf den Barrikaden in die Hand gedrückt wird.

Gustav Freytag wurde Journalist; dem in so vielen Lebenskreisen Heimischen wurde ein neues Gebiet erschlossen, das auch seiner Dichtung zu Gute kommen sollte. Am 1. Juli 1848 übernahm er gemeinschaftlich mit Julian Schmidt die „Grenzboten", die beide zu einer der angesehensten deutschen Zeitschriften gestalteten, und der Freytag bis zum Abschluss des Krieges eifrig diente. Seitdem wohnte er in Leipzig, und hier sowie in Siebleben, wo er seit 1851 bis zu seinem Tode die Sommermonate verbrachte, hat er die glänzende Reihe seiner Meisterwerke geschaffen. Hier in Leipzig, dem ungenannten Schauplatz seines zweiten Hauptromans, hat er im Verkehr mit einer Schaar bedeutender Männer viele genussreiche und anregende

Stunden verbracht; so wurde er hier befreundet mit den Professoren Otto Jahn, Moritz Haupt, Theodor Mommsen, Karl Ludwig, Wilhelm Braune, Woldemar Wenck u. A., er erfreute sich hier der herzlichsten Beziehungen zu dem berühmten badischen Politiker Karl Mathy, der von 1859—1862 Direktor der Deutschen Kreditanstalt in Leipzig war und dem Freytag in einer ausgezeichneten Biographie den Zoll treuer Freundschaft gewidmet hat; hier wurden ihm Dr. Rudolf Wachsmuth, der Nachfolger Mathys, und der jetzige Oberbürgermeister von Leipzig, Dr. Georgi, werthe und theure Genossen, und hier fand er in Salomon Hirzel nicht nur einen weitschauenden und klugen Verleger, sondern auch einen kenntnissreichen Förderer seines Schaffens und einen aufrichtigen Freund. Solche Beziehungen Freytags zu ausgezeichneten Männern zeigen aufs deutlichste, wie sehr man den männlichen Charakter des imposanten, im Verkehr überaus anregenden Dichters allgemein zu schätzen wusste.

Jahrelang widmete sich Freytag mit Hingabe den politischen Interessen, und es war ein trauriges Zeichen der Zeit, dass der eingefleischte preussisch-deutsche Patriot wegen der Verbreitung einer politischen Notiz im Winter 1853 von der Berliner Regierung aufs heftigste verfolgt werden konnte. Um den Dichter diesen Nachstellungen zu entziehen, ernannte ihn der Herzog Ernst von Coburg-Gotha zu seinem Vorleser und verlieh ihm den Titel eines Hofraths. Mit diesem Fürsten, der ihm stets ein gnädiger und bequemer Herr blieb, verlebte er viele frohe und eindrucksreiche Stunden, und die volle Übereinstimmung der politischen Überzeugungen kettete die sonst ungleichen Männer dauernd aneinander. Durch Herzog Ernst gewann der Dichter Einblick in das Hoftreiben, und so wurden dem scharfen Beobachter der Menschen allmählich alle Kreise des Lebens, vom Arbeiter bis zum Fürsten, aus persönlicher Anschauung bekannt.

Nach dem Abschluss des „Graf Waldemar“ waren fünf Jahre verflossen, ohne dass Freytag etwas Dichterisches geschaffen hatte: da entwarf und vollendete er im Sommer 1852 zu Siebleben sein bestes Werk, „Die Journalisten.“ Er trat als ein anderer, und wahrlich als ein grösserer dem Publikum gegenüber! Wie einst Schiller Jahre lang geschwiegen hatte, um seinen Genius in der rauhen Schule der Philosophie zu läutern, wie Goethe in der ersten Weimarischen Zeit verstummt war, weil seine Seele sich erst allmählich zurecht finden konnte in einer Welt, die grössere Anforderungen an ihn stellte und neue bedeutsame Anregungen gewährte, ähnlich Freytag: im Strom der Welt und im Feuer der Politik lernte er Stellung zu nehmen zu allen Aufgaben der Zeit, um dadurch auch in seiner dichterischen Weltanschauung zu wachsen und zu reifen. Die grosse Frage, wie der Einzelne zur Gesammtheit stehe, hatte ihn während dieser Jahre fort und fort beschäftigt, und die Antwort war ihm während der Revolutionsstürme vollends klar geworden. Diese Frage berührte auch in hohem Grade den Dichter. Während Freytag bis dahin fast nur Vorgänge von rein

individueller Bedeutung behandelt hatte, die der Volksseele fernlagen und ihr mehr oder minder gleichgültig waren, dichtete er jetzt gleichsam aus dem Gesammtbewusstsein der Nation heraus und brachte Dinge auf der Bühne zur Darstellung, von denen der Markt oft genug widerhallte. Und diesem Grundsatz, im Sinne breiter Gesellschaftsklassen oder des ganzen Volkes zu schaffen, blieb er fortan getreu: im einzelnen Vorgang spiegelt sich immer das grosse Leben der Gesammtheit. Freytag bringt den Kampf der Parteien bei einer Wahl und die Treibereien und Machenschaften der Zeitungen auf die Bühne, und er wählt für den leicht erfundenen aber spröden Stoff die Form des Lustspiels. Seit „Minna von Barnhelm" waren die grossen nationalen Anliegenheiten der Zeit aus der deutschen Komödie so gut wie völlig verschwunden: Freytag tritt beinahe neunzig Jahre nach Lessing mit gleicher poetischer Kraft, aber mit zweifellos stärkerem Humor in die Fusstapfen des grossen Reformators. Und wiederum sind über vierzig Jahre vergangen, ohne dass nur Einer dem Beispiel der beiden Meister hätte folgen können. Mit feinem Takt hat Freytag die unpoetische Wirklichkeit der politischen Kämpfe verschleiert; er lässt keine Wahlreden halten, er erwähnt nirgends direkt, dass die Männer der „Union" Liberale sind und die des „Coriolan" Konservative. Er schildert nur die Menschen in ihrem Drängen und Streben, in ihren Schwächen und Leidenschaften; und vermag man auch zu erkennen, welcher Seite das Herz des Dichters angehört, so steht er doch auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei. Die Gegner müssen sich als Menschen ehren, und der erwählte Abgeordnete der Liberalen heirathet die Tochter seines konservativen Gegners. Die Sonne des liebenswürdigsten und tiefsten Humors strahlt hernieder auf dies Häuflein ringender Menschen. Des Dichters eigene Ansicht liegt in den goldenen Worten seiner schalkischen Hauptfigur: „Ich schreibe frisch drauf los, so lange es geht. Geht's nicht mehr, dann treten andere für mich ein und thun dasselbe. Wenn Konrad Bolz, das Weizenkorn, in der grossen Mühle zermahlen ist, so fallen andere Körner auf die Steine, bis das Mehl fertig wird, aus welchem vielleicht die Zukunft ein gutes Brod bäckt zum Besten vieler." Das ist Freytags neue herrliche Weltanschauung: der Einzelne soll rastlos wirkend sich fühlen als Diener der Gesammtheit. Das Stück weist im übrigen alle früheren Vorzüge der Poesie Freytags auf: eine wohlgebaute, lebenswahre Handlung, Charaktere von Fleisch und Blut, die, kunstvoll von einander abgestuft, durchweg von typischer Bedeutung sind.

In den beiden nächsten Jahren, 1853 und 54, schrieb Freytag seinen ersten Roman „Soll und Haben", der wohl als das beliebteste Werk der neuesten deutschen Litteratur gelten darf. In nahezu 150 000 Exemplaren verbreitet, hat es Millionen deutscher Herzen erquickt und erfreut. Auch dieses Werk giebt im Sinne der neuen Weltanschauung des Dichters ein grosses Kulturbild breiter Gesellschaftsklassen unseres Volkes und der Form des Romanes gemäss in ausführlicher, weit ausgreifender Darstellung. Das

sunde kaufmännische Bürgerthum aus der Mitte unseres Jahrhunderts ist n dem entartenden Adel einerseits und von gewissenlosen jüdischen Händlern lerseits in seiner tüchtigen Kraft und Biederkeit glänzend abgehoben. ese Pioniere deutscher Kultur wirken und schaffen an der Ostgrenze des ichs, und in harten Kämpfen bewähren sie die Überlegenheit der rmanischen Rasse über das Slaventhum. Zu einer Zeit, wo die deutsche chtung wiederhallte von sentimentalen Klagen über die Leiden Polens, gab eytag, fest ruhend in den nationalen Gesinnungen seiner Jugend, ein ires, unverfälschtes Bild von den elenden Zuständen des viel bejammerten lkes. Richtiger als unsere Väter wissen wir die Worte zu schätzen, die Held des Romans, mit der Hand nach Morgen weisend, zu Karl äussert: u wirst mit der Pflugschar in der Hand hier ein deutscher Soldat sein, den Grenzstein unserer Sprache und Sitte weiter hinausrückt gegen sere Feinde." — In der Vorrede zu seinem Roman vom April 1855, gt der Dichter, dass es schwer sei, in der Zeit dumpfer Reaktion die ie Laune in der poetischen Gestaltung deutscher Verhältnisse zu bewahren d die praktische Tendenz vom Tempel der Musen fernzuhalten. Aber er t das Schwierige durchgeführt und hat nicht im Sinne einer Partei gehtet. Sein zweiter Held, Fink, der Zwillingsbruder von Konrad Bolz, ein Adliger, und unter den Juden ist der junge Bernhard Ehrenthal idealer Charakter. Wie aus der Vogelperspektive schaut Freytag f die breiten Volksschichten seiner lieben Deutschen herab und prüft len Jeden nach seinem Werth für die Gesammtheit; da erkannte er denn, ss die geistreichen Sonderlinge und weltschmerzlichen Schwätzer, die oblematischen Naturen im Stile der Jungdeutschen vor unserm Herrgott niger gelten als die braven, arbeitsamen Jünger Merkurs, die Anton und rdan, Pix, Specht, Baumann und wie sie alle heissen. Nicht ohne Eintigkeit verwarf er jetzt die jungdeutschen Theorieen, indem er mit Julian hmidt sagte: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in iner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei der Arbeit." Und nun ersann er f Grund seiner Breslauer Erfahrungen eine breite bedeutungsvolle Handlung n einer Lebensfrische und Wahrheit und von einer Fülle anmuthigster Einzelge, auf die man, da sie allgemein empfunden werden, nur hinzuweisen aucht, die man aber nicht ohne umständliche Erörterungen im einzelnen weisen kann. Genug, den verschiedensten Charakteren wird der tiefhauende Menschenkenner gerecht, und die mannigfaltigsten Mischungen r Menschennatur treten in dem Freiherrn, in Fink, Anton, Ehrenthal, zig, Lenore und Sabine vor unser Auge. Dabei hat der kluge Beherrscher ler technischen Hülfsmittel, belehrt insbesondere durch die Romane Walter otts, auch hier im Aufbau der Handlung seine ganze Meisterschaft beihrt, er hat die Ereignisse, wie im Drama, in kunstvoller Steigerung zu nem Höhepunkt hinaufgeführt, um sie nach wohlüberlegter Umkehr in einem ossen Finale austönen zu lassen. Auch eine dichterische Idee hat ihm

bei seinem Schaffen zum Leitfaden gedient: dass nämlich der Mensch G
danken und Wünsche, welche durch die Phantasie in ihm aufgeregt werd
nicht allzu grosse Herrschaft über sein Leben gewinnen lasse. So mu
Anton sein Hoffen auf Lenorens Hand und alles, was daraus folgt, s
schönen Irrthum erkennen, der Freiherr erleidet Schiffbruch durch se
Streben nach Ausdehnung seiner Besitzthümer, Itzig wird durch maasslo
Geldgier und die Hoffnung auf das Erbe der Rothsattel zum gemein
Verbrecher, und in ähnlicher Weise scheitert Ehrenthal; der wacke
Riese, der Auflader Sturm, berührt den Grundgedanken des Romans, we
er seinen braven Sohn Karl vor nichts mehr als vor dem Ehrgeiz warn
Und hier im Roman derselbe theils liebenswürdige, theils dreist übermüthig
Humor wie in den „Journalisten", verkörpert nicht nur in einzelnen Figur
namentlich in Fink, sondern auch in dem Ton der Erzählung, durch d
uns der Dichter in dauerndem Behagen an seinen Gegenstand fesselt.

Seit Freytag gelernt hatte, vor allem dasjenige geistige Leben i
seiner Poesie festzuhalten, das in Tausenden und Abertausenden gemei
sam wirkt, seitdem musste ihm auch der Blick für das Leben der Vorz
geschärft und erleichtert sein. Denn zahlreiche Erscheinungen unse
Denkens, Fühlens und Wollens weisen auf eine ferne Vergangenheit zurück
und vieles, was jetzt in breiten Kreisen als Gemeingut lebt, war einst
einem Einzelnen eigenthümlich. Gerade diese letztere Thatsache, dass d
einzelne grosse Geist das überlieferte Denken der Gesammtheit eigenart
umprägen und formen könne, stand ihm deutlich vor Augen, der Wechs
wirkung des Individuums und des Gemeingeistes zu lauschen, war ihm e
hoher Genuss. Von dieser grossen und richtigen Auffassung sind Freyta
„Bilder aus der deutschen Vergangenheit" getragen, die von ei
zelnen Aufsätzen in den Grenzboten allmählich zu einem fünfbändig
Werke heranwuchsen. Der Breslauer Privatdozent hatte einst das bea
sichtigte Kolleg über deutsche Kulturgeschichte fallen lassen müssen: je
nahm es der gereifte Mann wieder auf und führte es mit tiefdringend
Weltkenntniss und auf Grund überaus sorgfältiger Studien glänzend
Ende. Freytag, ein eifriger Sammler von Flugschriften, hat aus viel
Quellen geschöpft, die kaum einem Zweiten zugänglich sein dürften.
hat ein Meisterwerk geschaffen, das einstimmig als die beste Kulturgeschich
unseres Volkes geschätzt wird. Er giebt eine Anzahl mustergültig
Porträts der führenden Geister, die ihrer Zeit den Stempel ihrer Person au
gedrückt haben (ich erinnere nur an Karl den Grossen, Luther und Fri
drich den Grossen) und verfolgt die Wandelungen des deutschen Gemüt
von den ältesten Zeiten bis nach den Befreiungskriegen mit dem eindringend
Verständniss des erfahrenen Beobachters und des tiefblickenden Psycholog
Die anschauliche Phantasie des Dichters arbeitet mit bescheidener Zurück
haltung im Dienst strenger historicher Forschung. Von dem Äusseren d
Geräthe, Kleider, der Zimmer, Häuser, Städte, von dem Verkehrswesen, d

Jmgangsformen, dem häuslichen Leben bis zu den typischen Formen des ittlichen und religiösen Denkens schildert er uns alles, was in den verchiedenen Epochen unserer Geschichte charakteristisch und bedeutungsvoll var. Und dabei ist die Form der Darstellung so sauber und ansprechend vie in allen Werken des sorgsamen Dichters.

Auf einen kleineren Leserkreis war das zweite wissenschaftliche Hauptverk Freytags, die „Technik des Dramas“, berechnet. Der erfahrene Bühnenschriftsteller, der in rastloser Arbeit über die Kunstmittel des Dramas achgedacht hatte, sah mit Bedauern, dass seine Landsleute in der Beerrschung des Technischen, in der Erkenntniss des auf der Bühne Wirkamen, weit hinter ihren westlichen Nachbaren zurückgeblieben waren. Er ielt es für „eine ernste Sache“, dass „manche Arbeit hochgebildeter und üchtiger Männer“ am Publikum spurlos vorüberging, nur weil die Verfasser as Handwerksmässige der Kunst zu wenig verstanden. Diesem Übelstande uchte er dadurch abzuhelfen, dass er den Genossen seine reichen praktischen Erfahrungen über die Wirkung dramatischer Kunstmittel in systematischer Darstellung mittheilte. Aber seine scharfsinnigen Anweisungen waren wohl ur für die sehr beschränkte Zahl der Dramatiker brauchbar, die mit dem ichterischen Talent eine grosse Verstandesbegabung und eine nicht geringe elehrte Bildung vereinigten. Insbesondere sind in der „Technik des Dramas“ ie Erörterungen über den Bau der Handlung werthvoll und fesselnd. reytag besass eine ganz hervorragende Fertigkeit, das Gewebe einer ichterischen Handlung bis in seine kleinsten Theile zu zerlegen und kritisch u prüfen, und während sich der Laie nur dem Eindruck mitfühlend ingiebt, weiss er sich über die Bedeutung des Ganzen und jedes einzelnen Zuges umständlich Rechenschaft zu geben. Aus diesen Beobachtungen rgab sich ihm deutlicher als anderen vor ihm, dass jede dramatische Handlung aus fünf Stufen: Einleitung, Steigerung, Höhepunkt, Umkehr und Katastrophe, bestehe, und er untersuchte nun des Genaueren, wie dieser fünftheilige Bau in den Werken der besten Meister, Sophokles, Shakespeare und der deutschen Klassiker, zu erkennen sei. Er verräth in diesen Erörterungen wiederum seine überaus ründliche und eindringende Belesenheit. Kann man über Einzelheiten des nhaltreichen Werkes mit dem Verfasser rechten, so muss man ihm doch ür die Fülle geistvoller Anregungen, die er giebt, aufrichtig dankbar sein.

Einige Jahre zuvor, 1859, hatte er selbst noch einmal ein Drama eröffentlicht, „Die Fabier“, das vom Publikum mit Kopfschütteln und Befremden aufgenommen wurde. Denn der liebenswürdige dichterische Interpret des modernen Lebens verlangte, dass man ihm jetzt zu den alten Römern, in das 5. Jahrhundert vor Christi Geburt folgen solle, und dazu war nirgends viel Neigung vorhanden. Freytag hatte, angeregt durch die römische Geschichte und andere Arbeiten seines Freundes Mommsen, sich mit Liebe in jene fernen Zeiten vertieft, aber er hatte darum keineswegs seine moderne

deutsch-nationale Weltanschauung preisgegeben. Mit Leichtigkeit kann ma erkennen, dass der Kampf der Fabier mit der Volkspartei zu deutsche Verhältnissen, zu dem Kampf der Junker mit dem Bürgerthum, in un mittelbarer Parallele steht; und wenn in dem Stück das sterbende Haup der Aristokraten Versöhnung mit dem Volk erhofft, die auch der Vertrete der Volkspartei in Aussicht stellt, so klingt aus solchen Worten deutlic des Dichters Verlangen nach dem Ausgleich der deutschen Stände hervor Der Adel soll auf Vorrechte verzichten, die nicht mehr zeitgemäss sind Die tragische Gewalt des Dramas ist so grossartig, wie man sie dem maass vollen Temperament des Dichters kaum zutraut, und wie er sie auch i keinem anderen Werke wieder erreicht hat. Der Konsul Caeso ist ei Mann von echter, wenn auch grauenhafter Grösse, und wir verstehen wenn der Dichter beim Schaffen der mächtigen Hauptszenen des 3. un 4. Aktes die Empfindung hatte, als ob sich ihm das eigne Haar auf de Haupte sträubte. Geschädigt ist aber die Wirkung des bedeutenden Werk dadurch, dass das Interesse des Zuschauers nicht von vornherein genügen an die Hauptperson des Konsuls gefesselt wird, sondern sich dem ganze Geschlecht der Fabier zuwenden soll, das hierzu durchaus nicht geeign erscheint.

Wohler wurde es dem Publikum bei dem zweiten Hauptroman Freytags der „Verlorenen Handschrift“, der, auf Leipziger Boden spielend un viele Leipziger Verhältnisse berührend, nicht nur ein wohlgelungenes Abbil des Professorenlebens giebt, sondern wiederum im Sinne der nationale Weltanschauung des Dichters bedeutende Erscheinungen der zeitgenössische Kultur in scharfer Beleuchtung einander gegenüber stellt. Wie Adel un Handelsstand in „Soll und Haben“, so treten Fürstenthum und Gelehrten thum in der „Verlorenen Handschrift“ in nächste Beziehung. In beide Romanen ist die Kraft des gesunden Bürgerthums gepriesen, und in beide Romanen, namentlich aber in dem zweiten, werden wir auch mit landwirth schaftlichen Verhältnissen vertraut gemacht, mit jenen gesegneten Zuständen wo sich, wie Goethe sagt, nah der Natur menschlich der Mensch noch er zieht. Auch hier schöpfte Freytag aus dem Born eigener Erfahrung: scho als Student hatte er auf Amt Wollup in der Mark Koppes glänzend Neuerungen im landwirthschaftlichen Betrieb selbst beobachten können. – Der Roman ist mit Leipziger Erinnerungen so reichlich getränkt, dass wi uns kaum wundern, wenn wir hören, dass auch die Grundidee, die Irrfahr Werners nach einer Handschrift des Tacitus, durch ein Gespräch de Dichters mit einem Leipziger Freunde, mit Moritz Haupt, angeregt worde ist. Selbst die Hunde Bräuhahn und Speihahn haben wirklich gelebt, un Speihahn wurde nach dem Anschlag auf sein Leben auch in der Wirklich keit ein solch menschenfeindliches Scheusal wie in dem Roman. Und dennoc sind all die Anregungen des Lebens nur dürftige Bausteine gewesen zu dem kunstvollen dichterischen Werk. Dem zweiten Roman liegt dieselb

lee zu Grunde, die das Gefüge des ersten geregelt hat: dass nämlich ein ıantastisches Streben (hier das Suchen nach der verlorenen Handschrift) ıs Leben verwirren und die köstlichsten Besitzthümer gefährden kann. nd wieder ist die Handlung in fünf Stufen nach dem Schema der Pyramide ılgerichtig und klar entwickelt. Vor allem aber ist der ideelle Gehalt des 'erkes fesselnd und reich. Die schönen Betrachtungen über das akademische eben, die anziehende Schätzung des landwirthschaftlichen Betriebs, die ellen Erörterungen über antiken Cäsarenwahnsinn und dessen lächerliches bbild in neuerer Zeit, sowie über die schweren Gefahren des fürstlichen mtes. Doch mit weiser Absicht unterliess es der Dichter, den leichten achen des Romans durch ausführliche Mittheilung von Ilses religiösen rupeln allzu schwer zu belasten. Am tiefsten aber erfreut uns die Verlorene Handschrift" doch auch wiederum durch die meisterhafte Sicherit der Charakterzeichnung und den rosig gelaunten Ton der Erzählung. ı, wir glauben der Versicherung des Dichters, dass er „hier recht mühelos ıd froh aus dem Vollen geschöpft" habe. Das Possenhafte hat er freilich cht ganz gemieden, wie z. B. hie und da in der Schilderung des Professors ıschke, in etlichen Thaten und Äusserungen Hummels u. s. w. Auch alte omantypen wie die Zigeunerin hätte er verschmähen sollen. Aber wie ır und lebenswahr stehen die Hauptfiguren vor uns: Werner, der Landrth, der Fürst, der Prinz und vor allem Ilse! In ihr webt und wirkt ıe abgrundtiefe und klare Kraft des Gemüths, die den herrlichsten Typus ıs germanischen Weibes bildet.

Der Dichter sagt selbst an einer Stelle, dass ihm Ilse wie eine Seherin r deutschen Vorzeit erscheine, und diese Art, in den Erscheinungen der egenwart überall die Reste altdeutschen Denkens und Fühlens, älterer ewohnheiten, Sitten und Lebensformen zu erblicken, bildet einen charakristischen Zug seines Genius. Er, der gelernt hatte, die Poesie in den ienst des deutschen Gesammtgeistes zu stellen, der sich als Interpret des olksgemüths fühlte, er erkannte, dass in diesem geistigen Leben überall ıs Hoffen und Sehnen, das Streben und Schaffen der Vergangenheit nachirke, bald deutlich und stark, bald leise und ahnungsvoll wie ein verlingender Hauch. Als er 1870 im Gefolge des Kronprinzen bis nach eims zog und die Ereignisse von Weissenburg, Wörth und Sedan als ein ıunender Beobachter miterlebte, da traten ihm die Einbrüche unserer rmanischen Vorfahren in das römische Gallien vor das geistige Auge, er aubte die Schaaren unserer Altvordern schwimmen zu sehen auf ihren össen und Holzschilden, und glaubte in dem Hurrah seiner Landsleute ıs Harageschrei der Franken und Alemannen zu erkennen. Aus solchen räumen erwuchs dem Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenit" der Plan seiner „Ahnen", in denen er wie in einer grossen Symıonie die typischen Schicksale der Deutschen von der Völkerwanderung ı bis auf unser Jahrhundert darstellen wollte. So entstanden von 1872

bis 1880 die acht Erzählungen von „Ingo“ bis „Aus einer kleinen Stadt“. „Ingo“ führt uns den vertriebenen Häuptling aus der Zeit der Völker wanderung vor, „Ingraban“ schildert die Einführung des Christenthum und den Kampf gegen das weit vorgedrungene Slawenthum, „Das Nest de Zaunkönige“ zeigt den Verfall der üppig gewordenen Kirche, „Die Brüde vom deutschen Hause“ geben ein farbensattes Bild des Ritterthums un der Kreuzzüge und schliessen mit der Besiedelung des Ostens durch di Deutschritter, „Marcus König“ zeigt den Verfall dieses Ordens unter Albrech von Brandenburg und seine Säkularisirung unter polnischer Lehnsherrschaf schildert das Landsknechtthum und die Wirkungen der Reformation, im „Rit meister von Altrosen“ erleben wir die Verwüstungen des dreissigjährige Kriegs, im „Freikorporal von Markgraf Albrecht“ erblicken wir den erste preussischen Soldatenkönig und seinen Widerpart August den Starken. I „Aus einer kleinen Stadt“ verfolgen wir Deutschlands Schmach und E hebung von 1806—1813, insbesondere Schlesiens Noth und Ausdauer unt dem Grafen Götzen, und erfahren zuletzt in einem knappen Lebensbild di Stürme der Revolution von 1848. Der Schauplatz ist Thüringen und Schle sien, die Helden sind Söhne eines Geschlechtes, aus dem Volkskönig de „Ingo“ und den verspotteten freien Zaunkönigen des „Nestes“ werde schliesslich einfache Bürgersöhne mit dem Namen König. Diese Reihen folge der Helden lebt nur in Freytags Erfindung, und es lag ihm bei seine Darstellung ganz fern, etwa sich selbst eine Schaar stattlicher Vorfahren an zudichten. Aber dass das Geschlecht fürstlicher Ahnen ausmündet i schlichten, doch von starkem Staatsbewusstsein erfüllten Bürgerthun dieser Zug verkündet wieder die Herzensmeinung des Dichters.

Der Bau der Erzählungen ist durchweg nach dem Schema gestalte dass der Held durch Kampf und Verwirrung zum Sieg oder Untergan gelangt. Dabei hat der Dichter unter reichlicher Benutzung älterer, de betreffenden Zeitabschnitt nahe liegender Motive der Geschichte und nament lich der Dichtung die Handlung im einzelnen meist wirksam geformt. E hat durch die in vielen Punkten wohlgelungene Anlehnung an die Sprec weise früherer Geschlechter auch im Ton der Erzählung die Zeitfarb trefflich nachgeahmt. Natürlich sind die einzelnen Theile der grosse Symphonie von verschiedenem Werth, aber der verständnissvolle Les wird nie ermüden, und wer das Ganze im Auge behält, wird mit hoh Befriedigung von dem Werke scheiden. Denn es lebt und webt typisc deutsches Denken und Fühlen darin, die zahlreichen anziehend Situationen, die reizendsten Genrebilder prägen sich unserer Phantas tief ein, und vor allem nehmen wir an den Charakteren warmen An theil. Wenn die Hauptfigur in allen acht Erzählungen dieselben Grun züge aufweist, so ist das natürlich vom Dichter beabsichtigt; unter de Frauen lassen sich wohl zwei Typen unterscheiden: die starken Nature gleich Ilse in der „Verlorenen Handschrift“, voll entzückender Klarheit de

efühls und des Willens, und die weicheren, minder beherzten und vorwiegend eligiösen Gemüther; zu den ersteren gehören Irmgard im „Ingo“, Friederun in en „Brüdern vom deutschen Hause“ und Judith im „Rittmeister“, zu den etzteren Walburg im „Ingraban“, Anna im „Marcus König“, Regine im Rittmeister“; eine eigenartige Mischung beider Typen erblicken wir in Ienriette, der Heldin des letzten Romans „Aus einer kleinen Stadt“. — ewiss es sind keine grossartigen Fresco-Gemälde, die uns in den „Ahnen“ ntgegentreten, keine Abbilder der mächtigsten Vorgänge aus der Geschichte nseres Volkes. Aber darnach hat Freytag auch gar nicht gestrebt: er rill die Wandelungen der Volksseele in bedeutungsvollen Epochen der eutschen Vergangenheit schildern, er will aber nicht die namhaftesten ührenden Geister auftreten lassen; diese erscheinen nur gelegentlich, wie Bonifacius, Friedrich II., Luther, Friedrich Wilhelm I., weil nämlich sie es ind, die das Leben und Denken der Gesammtheit in wichtigen Zügen ormen und bestimmen.

Im Jahre 1879 schied Freytag aus Leipzig, wo er mit Unterbrechungen änger als ein Menschenalter gelebt hatte. In Wiesbaden hat er kein grösseres Werk mehr geschaffen; auch in seinem Nachlass haben sich keine itterarischen Arbeiten, die für die Öffentlichkeit bestimmt wären, vorgeunden. 1887 erschienen noch als erster Band der „Gesammelten Werke“ ie „Erinnerungen aus meinem Leben“, ein äusserst bescheidenes Werkhen, das wieder deutlich zeigt, wie ungern Freytag mit seiner eigenen Person hervortrat. Während er dem Andenken Karl Mathys ein Meisterwerk biographischer Kunst gewidmet hat, fühlte er sich beengt und beklommen, wenn er über sich selbst das Wort ergriff. Auf die unbedeuende Jugendgeschichte folgt ein lückenhafter und knapper Bericht über einzelne Hauptpunkte seines Lebens, dem aber in ungewöhnlicher Ausführlichkeit eine höchst werthvolle Gabe hinzugefügt ist: die genauesten Mittheilungen über die Werke des Verfassers, über die Quellen, die künstlerischen Absichten, die ihm vorschwebten, ja oft eine brauchbare Selbstkritik. Der Forscher kann hierfür nicht dankbar genug sein.

Seine letzte Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ hat bekanntlich viel Staub aufgewirbelt; Freytag war ein tiefer Menschenkenner und ihm galt bei Abfassung seines Werkes das Wort „*Friedericus amicus, magis amica veritas*“. Der Druck der Schrift war von höchster Stelle bewilligt worden. Doch wer auch die Charakteristik des kaiserlichen Dulders aus Rücksichten der Pietät und wegen abweichender politischer Anschauung bedaure, der möge sich erfreuen an den reichen Schönheiten, die das Büchlein sonst enthält, vor allem an der unvergleichlichen Schilderung der Schlacht bei Sedan.

Man hat behauptet, eine jede Zeit sei eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürze, sobald ihr Räthsel gelöst sei. Das grosse Räthsel, das dem

deutschen Volke im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts gestellt war, lautete: wie kannst du dich selbst wiederfinden? wie kannst du aus Träumen und Hoffnungen erwachen und Werth und Wesen deines eigenen Selbst herausbilden, bewähren und behaupten? Unzählige haben zur Lösung dieses Räthsels im praktischen Leben beigetragen, und unter ihnen auch Freytag, der Journalist und Politiker, bis endlich durch die überragende Kraft eines Geistesriesen erfüllt wurde, was den heissen Bemühungen der Massen nimmer gelungen wäre. Aber dies Drängen der Nation, sich selbst wieder zu gewinnen und wieder zu erkennen, bestand durchaus nicht nur in dem Streben nach politischer Wiedergeburt und Macht: man wollte im Denken, Fühlen und Wollen die deutsche Art herauskehren und sich des Werthes des deutschen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart froh bewusst werden. Gewiss, diese oder ähnliche Wünsche bewegten schon das vorangegangene Geschlecht; aber die Flegeljahre des Nationalgefühls mussten jetzt überwunden sein, und der teutonische Übereifer eines Vater Jahn, Massmann u. s. w. geziemte nicht mehr einer männlich reiferen Zeit. Diese Seite des Räthsels der Sphinx: was ist wahrhaft deutsche Art, und zwar deutsche Art unserer Zeit, diese Seite berührte unter den führenden Geistern der Zeit keinen so sehr wie den Dichter und Schriftsteller. Und das ist Freytags grosse geschichtliche Bedeutung, dass er gründlicher und vielseitiger als alle seine dichterischen Genossen dieses die Zeit bewegende Drängen und Sehnen gestillt hat. Wie ganz anders als bei Freytag hatte sich doch das Nationalgefühl in den Kundgebungen der Dichter, Denker und Schriftsteller der letzten Geschlechter offenbart! Von Klopstock und den Barden bis zu den patriotischen Turnern der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts — wie viel unreifes Geschwätz! Freytag schaute nicht wie die Historiker und Politiker seiner Zeit vorwiegend auf die politische und soziale Seite der nationalen Frage; nicht vertiefte er sich, wie die damaligen Germanisten, vorwiegend in das Leben und Dichten einer grauen Vergangenheit; nicht verlor er sich, wie so viele Dichter vor ihm, in jugendlicher Begeisterung für Arminius und die alten Cherusker, für die „Germania“ des Tacitus, für Heinrich den Vogler, Barbarossa und Konradin — nein, er fasste alle Seiten des deutschen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart in eine grosse Einheit zusammen; das deutsche Gemüth in seiner allseitigen Bethätigung im öffentlichen und im Privatleben ergriff er mit der ernsten, dauernden Liebe des gereiften Mannes — dies deutsche Gemüth war sein Stolz, sein Glück, sein höchstes Gut. Sein Herz hing an dem Ganzen, an der grossen Masse. Wie sich dies Ganze entwickelte von innen heraus, oder aber bestimmt, befruchtet, erweitert durch das Wirken führender Geister, das zu erkennen und zu erklären, war das Ziel seines reich gesegneten Strebens. An den führenden Geistern fesselte ihn nicht der Reichthum ihrer Gaben, der Glanz ihrer Thaten, ihre individuelle Kraft, sondern ihr Einfluss auf die Seele des Volkes, auf Thun und Lassen, Fühlen und Denken der Gesammtheit.

rlylesche Heroenverehrung lag ihm fern; der Heros an der Spitze der ıssen, nicht der Heros an sich war ihm theuer und werth. Kein grösserer gensatz lässt sich denken als der extreme Individualismus der älteren mantik und unseres Dichters Hingabe an den Gesammtgeist.

Freytag war von streng bürgerlicher Gesinnung durchdrungen, auch war getragen von der mächtigen Welle des gemässigten Liberalismus; es chien ihm unverständlich, dass es ein Bürger unserer Zeit noch als Ehre trachten könne, geadelt zu werden. Aber er war kein Bourgeois; gerade r kleine Mann war Gegenstand seiner Liebe. Er sah im Bürgerstand typische Anschauungsweise, die blühende Lebensfrische des deutschen lkscharakters am schönsten vertreten — und welcher Unbefangene wollte se Ansicht bestreiten? Aber er besass ein ebenso tiefes Verständniss r die gesunde Kraft des Bauernstandes, dessen Emporarbeiten in verniedenen Zeiten unserer Geschichte er mit Antheil verfolgte; und erblickte das typisch deutsche Denken auf Fürstenthronen oder unter der Grafenone, so neigte er sich vor ihm in Dankbarkeit und Liebe. Nur alles onventionelle und nicht Volksthümliche war ihm zuwider, sei es auch, e das höfische Ritterleben des Mittelalters durch den Glanz der Poesie rklärt. Nichts ist so fesselnd, als den Unterschied der Weltanschauung Freytags „Brüdern vom deutschen Hause“ (die in jener Zeit spielen) d in den Darstellungen Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Strassburg d selbst Wolframs von Eschenbach zu verfolgen.

Es war Freytag beschieden, die politisch-nationalen Ideale seiner gendzeit verwirklicht zu sehen, und er verbrachte seinen Lebensabend in m beglückenden Gefühl, sich eins zu wissen mit der Anschauungsweise iner Nation. Die neuen Zustände des Reichs erschienen ihm lebenskräftig d gesund, nichts umgab ihn, was ihn bedrückt und befremdet hätte, er wahrte Verständniss für das Leben und Dichten des jungen Geschlechts, d selbst unerwarteten Erscheinungen, wie dem Schaffen Gerhart Hauptanns, folgte er mit Theilnahme. Aber seine eigene Mission war bald nach m Kriege erfüllt. Er hat nicht wie Goethe noch im Alter die Kraft r Jugend bewahrt und mitgewirkt an der Lösung der Fragen einer neuen eit. Die alte Sphinx hatte sich in den Abgrund gestürzt, das Räthsel der uen überliess er dem jungen Geschlecht. Die sozialen Probleme der letzten hrzehnte haben seinen aktiven Antheil nicht erregt. Der Geist der poche von 1840—1870 lebt in Freytags Werken und hat in ihnen seinen schichtlich bedeutsamsten Ausdruck gefunden.

Freytag war ein überzeugter Protestant. Das ausgezeichnete Charakterild Luthers, das er in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ entorfen hat, offenbart uns seine religiöse wie nationale Gesinnung. Die itweiligen Missstände der katholischen Kirche hat er wie in den „Bildern“ vor Allem in den „Ahnen“ oft grell beleuchtet, sodass uns das Blut in ie Wangen steigen kann beim Anblick des schreienden Widerspruchs

zwischen heiligen Zwecken und leidenschaftlich-unsittlichem Gebahren d Priester und ihrer Helfershelfer. Wir haben kein Zeugniss dafür, da Freytag von Zweifeln über die tieferen religiösen Fragen viel beunruhi worden sei. Aber er besass ein festes, sicheres Gottvertrauen. „Me eigenes Dasein“, so schreibt er, „hat mich da, wo ich irrte und fehlte, u da, wo ich mich redlich bemühte, mit tiefer Ehrfurcht vor der hohen G walt erfüllt, welche unser Schicksal lenkt und mir für mein Thun in Stra und Lohn die Vergeltung immer völlig und reichlich geordnet hat“.

Freytags dichterische Bedeutung liegt vor Allem in seiner national Weltanschauung. Infolge dieser gelang es ihm, die Poesie mit dem innerste Leben der Nation in Beziehung zu bringen und ihr so den gesündeste Boden zu geben. Hatte das Junge Deutschland die Romantik überwunde so überwand er die politische Tendenz, die geistreiche Phrase und indiv dualistische Verzerrung des Jungen Deutschland. Er verschmäht es, breit aber nur zu oft blutlose Ideendichtungen im Frescostil zu entwerfen, un schildert statt dessen mit sinnlicher Kraft das saftig blühende Leben d Wirklichkeit. Er besitzt ein besonderes Talent, anmuthige Genrebilder z zeichnen, aber auch bei der Darstellung grosser einschneidender Vorgäng wie des polnischen Aufstandes in „Soll und Haben“, Ilsens Missgeschic bei dem Fürsten in der „Verlorenen Handschrift“ u. a., versagt seine Kra durchaus nicht. Vor Allem aber besitzt er eine erstaunliche Gabe z lebensvoller, wenn auch nicht zu sehr vielseitiger Charakterschilderun Seine Gestalten haben Fleisch und Blut, sind keine künstlich zurecht g stutzte Schattenbilder, sondern leibhaftige, greifbare, von innen hera wirkende Menschen, und Deutsche von Schrot und Korn; sie sind nic geistreich, nicht absonderlich, sie geben sich schlecht und recht und natü lich. Aber die Menschen Freytags verrathen vielfach die Spuren nahe Verwandtschaft: bei den „Königen“ der „Ahnen“ ist dies beabsichtig aber auch in anderen Werken begegnen uns ähnliche Gestalten, die Fraue gestalten sind nach wenigen Typen gleichmässig geformt, Kunz von de Rosen, Fink, Bolz, Prinz Viktor, Georg König weisen dieselben Züge vo des Dichters dreistem Humor auf u. s. w. Seine ganze Kunst zu chara terisiren, offenbart der Dichter in seinen meisterhaften historischen Portrait in denen er das Verhältniss des Individuellen zur Zeitströmung kräftig b tont und auch fein gewählte Einzelzüge zu farbiger Belebung verwerthe Überschauen wir die Gesammtheit der Lebens- und Charakterbilder, di uns Freytag geschenkt hat, so dürfen wir sagen: wir sind durch ihn wah haft bereichert worden. Ein langer Zug ernster und heiterer Gestalten tri uns aus seinen Werken entgegen, um uns in trüben wie glücklichen Stund zu umgaukeln, und wir begreifen, dass die Schwesterkunst der Maler viele der freundlichen Schattenbilder unseres Dichters zu höherem Leb erweckt hat.

Sehr zurückhaltend ist Freytag mit allgemeinen Betrachtungen, Sprüch

der Lebenserfahrung und Weisheit. Er verschwindet, wie es dem Darsteller der objektiven Welt geziemt, hinter seinen Schöpfungen und verräth uns nichts von seinen subjektiven Meinungen und Gefühlen.

Und doch, wie deutlich und klar wird uns die individuelle Eigenart dieses vornehmen Künstlers! Freytags Gefühlsweise ist durchweg gesund, heiter und von sonnigem Humor durchtränkt; aus seinen Briefen lächeln uns nicht selten die übermüthigen Züge des Konrad Bolz entgegen. Merkt er, dass ihn deutsche Sentimentalität überkommen will, so spottet er sie weg durch freundlichen Scherz. Wie Pathos und Würde, so fehlen ihm die gärenden, wehmüthigen und zwiespältigen Gefühle, von denen wahrhaft geniale Naturen zu Zeiten nicht frei zu bleiben pflegen. Er wandelt in heiterem Sonnenlicht, und romantische Mondscheinstimmungen bleiben ihm fremd. Er ist kein Lyriker. In wie manchem Zug ihrer nationalen Gesinnung sind Freytag und Geibel, die Altersgenossen, mit einander vergleichbar, und doch wie grundverschieden ist die Gefühlsweise beider! Für geniale Tiefe des romantisch gesteigerten Gemüthslebens mangelte es unserem Dichter geradezu an Verständniss, wie sein flaches Urtheil über Richard Wagner beweist.

Anschaulich, klar und reich ist seine Phantasie, deutlich erschaut er die Dinge und Vorgänge, die er schildert; besonders glücklich ist er in der Erfindung kleiner belebender Einzelzüge. Aber mehr als bei vielen anderen Dichtern bethätigt sich bei ihm zugleich sein starker, wohl geschulter Verstand. Mit seltener Klarheit weiss er sich über sein Schaffen Rechenschaft zu geben. Er formt seine Handlung nach einem Ideenschema und unter reicher Verwerthung technischer Hülfsgriffe, über die er die sicherste Herrschaft besass. Mit Leichtigkeit vermochte er weite Gebiete des Wissens zu durchschweifen. Dichter, Gelehrter und Weltmann zugleich, wusste er sich auf jedem Gebiete mit ebenso viel Einsicht wie Klugheit zu behaupten.

Sein besonnener Verstand spiegelt sich auch in seiner Sprache, der es an individueller Kraft nicht gebricht. Sie ist sauber, klar, ihrer eigenen Haltung wohl bewusst, aber sie ist nicht frei von Manier: Freytag bringt eine Anzahl Lieblingsausdrücke immer wieder vor, er hat Eigenheiten im Satzbau, giebt den Perioden selten einen behenden Flug, ist arm an bildlichen Wendungen. Des Dichters Gewohnheit zu diktieren hat auf seinen Stil eingewirkt. Ob man aber auf die geringen Schwächen oder die grossen Vorzüge dieses Stils blicke, immer wird man gestehen müssen: er ist der getreue Spiegel von Freytags geistiger Eigenart, er trägt ein ganz individuelles Gepräge; und ich meine, es sei leicht, aus dem Stil eines Schriftstückes von nur ein bis zwei Seiten zu erkennen, ob es von Freytag herrühre oder nicht.

Am theuersten wird uns Freytag durch die tüchtige Kraft seines Charakters. Sie war die Frucht seiner tiefen nationalen Gesinnung. Alles gespreizte Wesen einer eigenwilligen Individualität war ihm zuwider; er

besass eine seltene Mischung von Selbstbewusstsein und Bescheidenheit. Fest und unerschütterlich machte er seine Ansichten geltend, entschieden trat er auf als eine sicher in sich selbst ruhende, geschlossene Persönlichkeit. Aber zugleich bewährte er eine oft rührende Bescheidenheit: er entschuldigt sich geradezu, dass er das Wort ergreift, um seine so anspruchslose Lebensskizze zu entwerfen, und als man seinen siebzigsten Geburtstag feierlich begehen wollte, lehnte er dies in ausführlicher Begründung mit männlicher Entschiedenheit ab. Welch eine Wandelung vom Zeitalter Goethes bis zu demjenigen Freytags: der Heros der individualistischen Epoche erging sich in tiefgehenden Betrachtungen über die „Bedeutung des Individuellen“, und etwa ein Fünftel seiner Werke besteht in Selbstbekenntnissen; Freytag, der Dichter des Zeitalters der nationalen Wiedergeburt, ist allem Personenkultus abhold. So steht er vor uns nicht als der Epigone einer litterarisch grösseren Zeit, sondern als der selbständige Ausdruck einer neuen Epoche. Und als eine der männlichsten Erscheinungen wird er für immer gelten in der Geschichte unserer Dichtung.

Freytag war ein Mann von hoher kräftiger Statur und gesundem, blühendem Aussehen. Er glich eher einem Gutsbesitzer als einem Ritter vom Geist. Manche Züge seines Gesichtes, die starken Backenknochen und kleinen geschlitzten Augen, unter denen starke Thränensäcke lagerten, scheinen auf eine Mischung mit slavischem Blute hinzudeuten. Von Stauffer-Bern besitzen wir zwei treffliche Porträts des Dichters, von denen namentlich das eine, Freytag in seinem Garten zu Siebleben darstellend, ausgezeichnet gelungen ist. Die etwas zusammengekniffenen, beobachtenden Augen verrathen des Dichters Kurzsichtigkeit, der er jedoch nie durch entstellende Brillengläser abhelfen wollte. Bis an sein Lebensende bewahrte Freytag die zähe Gesundheit des Leibes, die dauerhafte Spannkraft der Nerven. Noch der 75jährige Greis liebte es gelegentlich, beim Treppensteigen wie ein Jüngling zwei Stufen auf einmal zu nehmen.

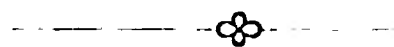
Sein äusserer Lebenslauf war einförmig; Leipzig, Siebleben und Wiesbaden, das war seine Welt; hier erfreute er sich seines behaglichen Wohlstandes, von dem er jedoch allen Luxus fern hielt. Eine Reise nach Italien (in früheren Zeiten das höchste Glück deutscher Dichter!) erweckte ihm nur geringes Behagen, Venedig liess ihn kalt, und er sehnte sich nach seinen Thüringer Bergen zurück. Ein Freund des Landlebens, hegte er besonders eine grosse Vorliebe für die gefiederten Sänger seines Gartens, deren er auch in seinen Dichtungen oft freundlich gedenkt.

Freytag war dreimal verheirathet. Seine inniggeliebte erste Frau, nicht unerheblich älter als er, starb im Oktober 1875; ihre langen Leiden verkürzten ihm Jahre hindurch das Glück und die Behaglichkeit des Hauses. Seine zweite Gattin schenkte ihm zwei Söhne, von denen einer in zartem Alter starb. Als der 75jährige im März 1891 noch einmal vor den Altar trat, schüttelte wohl mancher den Kopf, und doch gewährte ihm die neue

Lebensgefährtin, die ihm geistig gewachsen war, die stille Behaglichkeit eines traulichen Heims reiner und vollkommener vielleicht, als er sie früher genossen hatte.

Doch nur noch vier Jahre sollte er sich dieses Glückes erfreuen. Eine plötzliche Krankheit machte am 30. April 1895 seinem Leben ein Ende. Trauer ergriff Millionen deutscher Herzen, doch keine laute und bittere Klage erscholl: dem Gefühl wehmüthigen Schmerzes verband sich die Freude über den harmonischen Verlauf dieses langen, gewinnreichen Lebens. Wie das Leben erwies sich auch der Tod dem wackeren Manne milde und freundlich: er nahte ihm nicht als widriges Skelett, er nahte ihm als lieblicher Genius und senkte die Fackel.

Die Liebe, die Freytag seiner Nation schenkte, ward ihm von der Nation reichlich erwidert. Unzerstörbar haftet sein Bild in dem Ehrensaal deutscher Geschichte, zwiefach geschmückt, mit dem Eichenlaub der Bürgerkrone und dem Lorbeerkranz des Dichters.



Karl Immermann.

Von
RICHARD M. MEYER.

Am 24. April 1796 wurde Karl Immermann in Magdeburg geboren. Nicht für jeden berühmten Namen ist der Säkulartag ein Glückstag: nur zu oft erinnert er die Nachlebenden daran, dass von dem vor hundert Jahren Geborenen nichts mehr übrig ist als eben nur der Name. Fast scheint es auch mit Immermann so bestellt. Stück für Stück sind seine Werke in Vergessenheit gesunken. Seine Gedichte vergingen sofort nach dem Erscheinen spurlos, und ihre unlyrische Härte, ihre unkünstlerische Absichtlichkeit verdiente kein besseres Loos. Die romantischen Dramen errangen zuerst einen kurzen und engen Beifall, nicht bei dem Publikum, aber bei der Kritik; längst sind auch sie verschollen. Aber gegen Ende seines wandelvollen Lebens leuchtete ihm ein besserer Stern. Die Mythe „Merlin“ erregte vielseitiges Interesse; zu breiter Wirkung ist sie nicht gelangt. Der Erziehungsroman „Die Epigonen“ wird in den Litteraturgeschichten noch heute als einer der wichtigsten Epigonen des „Wilhelm Meister“ gerühmt, und mit Recht; gelesen wird er nicht mehr. Und endlich der „Münchhausen“? Gewiss, jeder hat von Immermanns berühmtestem Werk eine ungefähre Vorstellung; viele haben in ihrer Jugend den „Oberhof“ (mit Bildern von Vautier) auf ihrem Tisch gehabt, und einige ältere Herren schwärmen noch für Karl

Buttervogel. Aber schwerlich darf man behaupten, irgend ein Werk Immermanns gehöre noch zur lebenden Nationallitteratur. Sein Feind Platen wird noch wirklich gelesen, wird noch — ein untrügliches Merkmal einer bestimmten Stufe von Popularität — citirt und übt auch noch auf Dichter der Gegenwart Einfluss aus; Immermann gehört zu den Grössen, die die deutsche Lesewelt nur aus Beschreibungen kennt.*)

Dennoch thäte man ihm unrecht, hielte man ihn für eine jener ausschliesslich litterarischen Berühmtheiten, die nur bei Schriftstellern und Gelehrten wirkliches Interesse erwecken können. Solche grossen Männer kleiner Kreise waren etwa Graf Schack in Deutschland oder Leconte de Lisle in Frankreich — Männer, deren Dichtungen an dem Leser schon ein beträchtliches Maass von Bildung und Schulung voraussetzen, das grosse Publikum aber mit einer gewissen Absichtlichkeit fern halten. Immermann dagegen hatte nicht nur den Ehrgeiz, ein nationaler Autor sein zu wollen — er ist es auch wirklich gewesen. Gerade auch seine Irrwege, gerade auch die Art, wie er die heiss begehrte allgemeine Anerkennung verfehlte, gerade auch die, wie er eine fortdauernde Wirksamkeit verscherzt hat — all das beruht mit darauf, dass er ein Mann seines Volkes und seiner Zeit war. Und deshalb wird seine Persönlichkeit ein lebendiges Interesse auch dann noch verdienen und erwecken, wenn die letzten Überreste seiner direkten Wirksamkeit verlöscht sind. —

Karl Immermann ging aus jener guten altpreussischen Bureaukratie hervor, die, an sich der ausgezeichnetste Beamtenstand, den die Welt gesehen hat, durch gewisse Übertreibungen ihrer Tugenden die Abneigung und den Spott der auf ästhetische Ideale gerichteten Romantik herausforderte. Er selbst gerieth dadurch ebenso nothwendig ins Fahrwasser der Romantik, wie etwa Theodor v. Bernhardi, der vortreffliche Militärschriftsteller und Historiker, ein erbitterter Feind dieser Richtung ward, weil seine Mutter und sein Onkel Ludwig Tieck ihr angehörten. Immermanns Vater hatte erst spät geheirathet (wie es auch der Sohn that), und jener Mangel an Jugendlichkeit, den man den Kindern alter Eltern nachsagt, ist Immermann in besonderem Grade eigen. Er studirt, und sein angeborenes Gerechtigkeitsgefühl bringt ihn mit der Herrschsucht einer Hallischen Burschenschaft in Konflikt, was auf sein eigensinniges und nachtragendes Gemüth die schlimme Folge hat, ihn gerade gegen die besten Kreise seiner Altersgenossen, gegen die süddeutschen Liberalen und was ihnen verwandt war, mit anhaltender Verbitterung zu erfüllen. Auch diese Kleinlichkeit, die Konduitenlisten führt und Vermerke darin nie vergessen kann, gehört so gut wie sein ernster tiefer Patriotismus, wie sein festes Pflichtgefühl und seine unermüdliche Arbeitslust zum Erbtheil des altpreussischen Beamten. — Er widmet sich der juristischen Laufbahn, wie so viele seiner schriftstellerischen Genossen:

*) Schlimm genug für die deutsche Lesewelt, wenn sie an Büchern wie die „Memorabilien" Immermanns achtlos vorübergeht. A. d. H.

Th. A. Hoffmann, Müllner, Uechtritz, Grabbe, Schnaase und Andere, nen er als Autor oder als Mensch näher treten sollte. Gerade der völlige ngel jeder Berührung zwischen diesem bürgerlichen Beruf und der Poesie nien beiden grössere Unabhängigkeit zu verbürgen, als etwa das philo-rische oder theologische Studium; Immermann's Dichtung hat aber doch n Kriminalisten nur zu oft verrathen, gerade wie die Müllner's auch. — wird nach Münster versetzt: der Sohn urprotestantischer Eltern, für den s evangelische Grunddogma von der göttlichen Gnadenwahl jederzeit der ste Punkt in allen Wirren des Glaubens und Denkens blieb, kommt in westfälische Bischofsstadt, die auch durch ihren Adel eine „Residenz s Mittelalters" geblieben ist. Der Anblick der dortigen altheimischen reise hat den seiner Gegenwart feindlichen Romantiker vor jener An-herung an den Ultramontanismus gewahrt, die den Zacharias Werner, iedrich Schlegel, Clemens Brentano verhängnissvoll ward. Aber für ihn ar es kaum erspriesslicher, dass sein von vornherein zur Überhebung neigter Geist in der bildsamsten Epoche — dreiundzwanzigjährig kam er s Divisionsauditeur nach Münster — hier auf eine Umgebung stiess, die r Preusse, der Protestant, der Beamte sofort zu übersehen glaubte und e er es nie der Mühe werth hielt, zu studiren. Die Überhebung liegt iner Generation im Blute; als unfehlbare Richter und als Vollender aller gonnenen Künste werden in dem Zeitraum, der der grossen Revolution lgte, in den Jahren etwa von 1790—1820, die Immermann und Platen, e Stirner und Rohmer, die Hebbel und Richard Wagner geboren. Aber st all den Anderen ward doch das gegönnt, dass sie in einer an starken indrücken reichen Umgebung lernen und sich bilden durften. Immermann ard das nicht beschert; zu lernen hat er als Schriftsteller nie gelernt. nd bis ans Ende seines Lebens fehlte auch seiner Dichtung der gesunde nd kräftige Untergrund einer bestimmten lokalen Anschauung; zeit- und tlos schwebten die Poesien im leeren Raum, bis ganz zuletzt das lebhafte ndustrieleben seiner Heimath in den „Epigonen", das starke Bauernthum estfalens im „Münchhausen" ein festeres Fundament hergab.

Aber noch in anderem Sinne ward die Versetzung nach Münster für mmermann zum Schicksal. Hier lernte der Jüngling Elisa von Ahlefeldt ennen, die Gattin des berühmten Freischaarenführers v. Lützow. Eine leiden-chaftliche Liebe spann sich an. Elise hatte in dem tapferen, aber geistig ur geringe Ansprüche erhebenden und nur geringen Ansprüchen genügenden oldaten nicht gefunden, was ihre romantische Seele und vor Allem ihr eistreicher Kopf verlangten; Immermann sah in der merkwürdigen Frau ein Ideal erfüllt. Er dichtete sich zum Petrarca um und sie zur Laura, er ahm sie zum Modell in zahlreichen Schöpfungen; aber er konstruirte sich uch aus diesem Erlebniss heraus die gefährlichen Lehren vom Unwerth er Ehe neben der Minne, von der dienenden Stellung der Hausfrau, schliess-ich allgemein von der Gleichgiltigkeit der herrschenden Anschauungen —

alles Lehren, die den Romantikern geläufig waren, die aber bei diesem ernsten, schwerflüssigen und hartnäckigen Mann eine dauernde Verbitterung gegen Zeit und Welt zu Wege brachten.

Unablässig versucht er sich nun darin, dieser bösen wahren Welt poetische Idealwelten gegenüber zu stellen. Im Anfang ganz in romantischer Kunstlehre befangen, kommt er, der früh Goethe zu übersehen glaubt und Schiller geringschätzig abgethan hat, erst ganz allmählich auf die Bahnen, die jene Beiden gross machten. Die Natur zu beobachten und ihr treulich nachzuschreiben, Goethes grosses Kunstgeheimniss, gelingt ihm erst in dem „Reisejournal“ von 1833; aber derselbe Hochmuth, der bis dahin ihn nur Geistesprodukte hatte beachten und die „rohe Natur“ bei Seite schieben lassen, äussert sich hier noch in der dünkelhaften Art, wie er über die politischen Kämpfe seiner Zeit aburtheilt. Und Schiller's grossen Zauberschlüssel, auf die geistigen Strömungen der Nation zu achten und ihnen Ausdruck zu verleihen, hat er denn auch erst im „Münchhausen“ zu gebrauchen versucht, wo die Sehnsucht des deutschen Volkes, aus raffinirter Überspekulation wieder auf gesunden Boden herabzusteigen, von Schelling und Hegel zur Naturforschung, von den Schlegel zu den Grimms, von den geistreichen Salons der Johanna Schopenhauer oder der Rahel Levin zu arbeitenden Bauern und Bürgern zu gelangen, symbolischen Ausdruck gefunden hat. Darauf folgten dann noch die „Memorabilien“ mit ihrer oft einseitigen, oft aber auch grossartig tiefen Erfassung bestimmter Bewegungen der deutschen Volksseele.

Dass Immermann schliesslich dahin kam, Fühlung zu erlangen mit der deutschen Natur in Volk und Landschaft, das war erst das Ergebnis langer, strenger Arbeit. Mit Leidenschaft hat dieser selbstherrliche Mann wie es gerade den Besten geht, einen Herrn gesucht, einen Meister, von dem er sich beugen könnte, der es ihm möglich machte, was vor Goethe und Schiller, vor Napoleon und Friedrich dem Grossen, vor Fichte und Humboldt ihm nicht gelungen war: in Demuth zu lernen. Was der Dichter nie fertig brachte, das erreichte schliesslich der Mensch. Er hatte sich in seinem Bedürfniss, zu verehren, anzubeten, einen mystischen Kultus zurecht gemacht und einem Messias der Zukunft die Verehrung zu Füssen gelegt die er keiner lebenden Macht gab. Er hatte in seinem Scherzgedicht „Tulifäntchen“ mit der spielenden Manier der Romantik gebrochen und die Heldenthaten kleiner Menschen verspottet: grosse Seelen wollte er sehen statt der prahlerischen Kleinheit manches romantischen Propheten. Dann schrieb er seinen Faust: den „Merlin“ und legte in dieser tiefsinnigen Legende die Sehnsucht seines Herzens nach Allem, was erhebt, weil es erhaben ist, nieder um seinen Helden, den Zauberer Merlin, am Ende demüthig Ergebung in einen höheren Willen verkünden zu lassen. Der geistige Hochmuth Satans die weltliche Eitelkeit der Tafelrunde, der Tugendstolz der Jungfrau und die heidnische Selbstsicherheit Klinschors — bei dem an Goethe gedacht

ist — zerschellen; die Demuth siegt. Und nun gelang es, ganz allmählich freilich, auch Immermann, seinen Hochmuth etwas zu bezwingen. Der sonst nur unter geistreichen Raisonneurs und anspruchsvollen Weltdamen das Wort hatte führen wollen — im Leben wie in der Dichtung hatte er die einfachen Leute bisher verachtet — der kam in den „Epigonen“ zu Arbeitern und Landleuten, die freilich hinter Abenteurern und Wundermädchen von der Familie Mignons, neben Bildungsstrebern und emanzipirten Frauen immer noch zurücktraten. Dann aber erschien endlich der „Münchhausen“. Hier machte er sich satirisch frei von Allem, was in seiner Zeit anspruchsvolle Unwahrheit zeigte. Die konservative Leugnung aller historischen Entwickelung wird in dem alten Baron, die doktrinäre Leugnung alles historischen Rechts in dem „Homunculus“ gegeisselt, die visionäre Halbmystik der Spiritisten, die blasirte Weltverachtung der spekulativen Philosophie, die unreale Tendenzdichtung der Gutzkow und die lederne Chronikenverarbeitung der Raupach, die falsche Legitimität des hessischen Kurfürsten und der zweifelhafte Byronismus des Fürsten Pückler — Alles erhält seine Schläge. Und im Mittelpunkt steht der Geist der Lüge selbst, Münchhausen, aus dem alten Lügenmeister herausgewachsen zu einer Verkörperung desjenigen, worin Immermann das Unglück seiner Zeit sah: der Unwahrhaftigkeit, der geistigen Unsolidität, der Neigung, dem brillanten Aperçu die einfache Thatsache und dem genialen Auftreten die schlichte Ehrlichkeit zu opfern. Und nun erbaut sich aus dem Gegensatz zu diesem Vertreter hohlen Geistreichthums und unzuverlässiger Anmaassung der Oberhof: echtes deutsches Leben in gefestigten Anschauungen. Hier neben Münchhausens Emmerentia mit ihrer gespreizten Sentimentalität, der alte Baron in seinem Traumleben, Agesel in seinen pathologischen Anachronismen — dort die Prachtfigur des Hofschulzen, neben ihm die blonde Lisbeth, der Jäger, der Küster — gesunde Menschen mit den Schwächen nnd den Vorzügen gesunder Menschen.

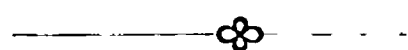
Kunstfehler blieben auch hier. Statt mit dem Oberhof abzuschliessen, führte Immermann nochmals in die romantisirende Zeit- und Litteratursatire zurück und brachte sogar nach ältester Manier den bekannten Schriftsteller Immermann in seinen Roman hinein; doch endet er immerhin auf dem festen, erst während des Schreibens eroberten Lande der realen Welt. Diese und die Gruppe Münchhausens sollen durch eine unmögliche Genealogie verknüpft werden, wie etwa Mythologie und Heldensage alter Völker die Götter- oder Sagenkreise durch mühsam ausgedachte Stammbäume verbinden: Lisbeth die Tochter Münchhausens und der Emmerentia! Aber es geht doch ein grosser, starker und gesunder Zug durch das Ganze, der mehr noch gilt als die tausend geistreichen oder gemüthvollen Einzelheiten: Immermann hat sich in und an diesem Werk gesund geschrieben.

Auch im Leben war ihm ein letztes Glück beschieden: eine einfache gut bürgerliche Liebe zu einem schlichten Mädchen löste sein romantisches

Verhältniss zu Elisen ab, und nachdem beide Theile einer Verheirathung öfters nahegetreten waren, öfters noch sie verweigert hatten — die Ehe mit Lützow war längst gelöst — kam es nun zu einem heilsamen, wenn auch schmerzlichen Bruch. Noch konnte Immermann im Frohgefühl des jungen Glücks an eine Erneuerung des alten Minneromans von Tristan und Isolde gehen: noch war es ihm gegönnt, ein Töchterchen im Arm zu wiegen, aber nur wenige Tage: dann nahm ihn am 25. August 1840 der Tod hinweg. Ruhe im Glück sollte dem tapfern Kämpfer nicht gegönnt sein.

Immermanns Unglück war es, ganz und gar ein Mann seiner Zeit zu sein. Die Zwiespältigkeit, die er mit beredten Worten als die Krankheit seiner Epoche geschildert, erfüllte vor Allem seine Brust. Hochmuth neben dem Bedürfniss der Heroenverehrung, Unermüdlichkeit in der Arbeit ohne die Fähigkeit zu lernen, ein gutes, der Liebe und der Freundschaft offenes Herz ohne das Talent, am Nebenmenschen abweichende Eigenheiten zu dulden. Sehnsucht nach romantischer Verklärung bei scharf kritischer Beleuchtung der Ideale — so liessen die Gegensätze sich häufen und durch seine eigenen Aufzählungen vermehren. Durch und durch aufs Deutsche gerichtet, gegen fremde Völker (die Hellenen, die er ehrt, gelten ja als geistige Ahnen der Germanen) hart und ungerecht, vermochte er es doch zu einer warmen Liebe zu diesem Volk nicht zu bringen; zu sehr verletzte ihn Alles, was seiner Eigenart nicht entsprach. So blieb er in Zeit und Ort lange heimathlos gerade desshalb, weil er so tief in seiner Gegenwart und seiner Heimath wurzelte. Das zerstörte ihm die Früchte von Jahrzehnten tapfersten Ringens. Aber der feste, starke Mann blieb aufrecht. Er erlebte noch den Sieg und das Glück; als tröstendes Vorbild steht er vor uns und wir schreiben auf seinen Grabstein jene schöne alte Inschrift:

Voluit. Quiescit.*)



Noch ein 48er.

Von
OTTO FRHR. v. VÖLDERNDORFF.

Allmälig gehen die Achtundvierziger zu Ende. Von Jenen, die in voller Manneskraft den Heppenheimer Aufruf unterzeichnet, im Heidelberger Vorparlament und in der Frankfurter Paulskirche getagt haben, und von jenen, die später in

*) Meines Erachtens hat Immermann nicht nur Grosses gewollt, sondern als Mann der That, als praktischer Dramaturg auch Grosses, Vorbildliches geleistet. Er starb zu früh. Sonst wäre er nach seiner Düsseldorfer Theaterleitung wohl noch zum Reformator der norddeutschen Schaubühne, an das Berliner Hoftheater berufen worden. Es liegt mir fern, das Urtheil Richard M. Meyers anzufechten. Nur bleibe ich für meine Person mit Paul Heyse der Ansicht, Immermann sei einer der besten, tüchtigsten deutschen Kernmenschen gewesen. D. H.

Erfurt und Gotha die Trümmer der gescheiterten Hoffnungen zu retten suchten, lebt kaum mehr Einer oder der Andere. Aber auch diejenigen sind bereits Greise geworden, die in jenem Jahre des Sturmes mit „lockigem Haupthaar" als begeisterte Jünglinge den Völkerfrühling gekommen glaubten und mitunter den Becher etwas überschäumen liessen. Ach viele derselben haben dies schwer büssen müssen! Diejenigen waren noch nicht die Unglücklichsten, denen die standrechtliche Kugel rasch in das Jenseits verhalf; jene, die ihre Jugendjahre im Kerker vertrauern, und jene, die flüchtig und gehetzt von Land zu Land ziehen und mühsam um ihre Existenz ringen mussten, waren schwerer zu beklagen. So mancher Treffliche unter ihnen ist im Elend untergegangen, gar manchen auch hat die Noth des Daseins seinen Idealen untreu gemacht. Doch Gott sei Dank nicht Alle sind dem Schicksale verfallen, einzelne haben sich, ihre äussere Würde und ihre inneren Ideale aus dem Schiffbruche glorreich gerettet. Zu diesen gehört mein trefflicher Freund Karl Heinrich Schaible, der dem über ihm schwebenden Todesurtheile glücklich entronnen in England eine hochgeachtete Stellung sich erwarb und trotz Allem, was ihm das Vaterland hätte verleiden müssen, unentwegt für Deutschland und deutsche Ehre thätig war. Jetzt ist er — so schliesst er sein sofort zu erwähnendes Büchlein — nach sturmbewegter Lebensfahrt heimgekehrt in seine Heimath; er lebt in seinem urgrossväterlichen Hause, im Salzhause zu Offenburg, um, wenn das Zeichen zum Appell ertönt, im Schosse heimathlicher Erde zu ruhen. Bis aber dieses Zeichen kommt — möge es recht recht lange auf sich warten lassen — giebt er uns von Zeit zu Zeit aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner gesammelten Erfahrungen köstliche Lesegaben*). Zu diesen gesellte sich in jüngster Zeit ein Büchlein betitelt: „Siebenundreissig Jahre aus dem Leben eines Exilirten", welches ein flüchtiges Lebensbild des wackeren Freiheitskämpfers giebt, aber nur privat und für Freunde gedruckt ist. Ich habe mit grosser Mühe die Erlaubniss des beinahe über Gebühr bescheidenen Verfassers erhalten, in diesen Blättern einen Auszug aus der äusserst interessanten und lehrreichen Autobiographie zu geben und bin überzeugt, allen Lesern damit eine Freude zu machen.

Karl Heinrich Schaible wurde zu Offenburg am 7. April 1824 als Sohn eines „edeln Vaters, den Stadt und Land als tüchtigen Arzt verehrte", und einer liebevollen Mutter, die die Herzensbildung ihrer Kinder stets im Auge hatte, geboren. Nach Absolvirung des Offenburger Gymnasium und Rastatter Lyceum — er ahnte nicht, welch' ganz andere schwere Lehrzeit ihm später in dieser Stadt bestimmt war — wurde er als Student der Medizin in Freiburg immatrikulirt und siedelte als solcher im Herbst 1844/45 nach Heidelberg über. Schaible war, wie er uns erzählt, „kein sogenannter Leimsieder, sondern ein zwar arbeitsamer, aber auch lustiger Student und Korpsbursche, sogar Consenior der Freiburger Suevia, und auch auf der Mensur kein verächtlicher Gegner". Der Heidelberger medizinischen Fakultät gehörten damals der berühmte Geburtshelfer Professor Nägele, dem Schaible einige Zeit als Assistent diente, und auch der geistvolle, prächtige Pfeufer an. Dieser pflegt zu sagen: „Wer von uns hat nicht als Gymnasiast irgend ein unsterblich gewähntes Gedicht verfasst und als Student irgend einen entfernten

*) Ich kenne beispielshalber seine „Geschichte der Deutschen in England" (Strassburg 1885), ein ganz vorzügliches Werk. Dann seine Schriften „Die Juden in England (1890)", „Deutschland vor hundert Jahren (1892), „Die höhere Frauenbildung in Grossbritanien (1894)."

Versuch der Hilfeleistung zum Hochverrath verübt." Das war zu jener Zeit furchtbar leicht; auch ich bin einmal „wegen burschenschaftlicher Tendenzen" in polizeiliche Untersuchung gezogen worden und musste eine Art consilium abeundi unterschreiben; Thatbestand: mit einigen Freunden hatten wir eine Agitation inszenirt, um durch ein studentisches Ehrengericht die Auswüchse des Paukunfuges abzuschneiden. Das roch in den feinen Nasen einiger höheren Beamten schon nach „Demagogenthum."

Dem armen Schaible ging es schlechter als mir. „Es herrschte damals — so berichtet er — in Baden überhaupt, besonders aber unter den Studenten der Universität Heidelberg ein reges politisches Leben. Eine Anzahl neuer Studentenverbindungen entstanden mit mehr oder weniger politischen Tendenzen. Ein aus 400 Mitgliedern, darunter eine Anzahl Professoren bestehender Turnverein schwärmte für deutsche Einheit und Freiheit, und man that schon Schritte, um einen in Kreise getheilten allgemeinen Deutschen Turnerbund zu gründen, in dem Waffenübungen eingeführt werden sollten. Schaible als eifriger Turner, als Preisturner des 1846 abgehaltenen grossen Heilbronner deutschnationalen Turnfestes war natürlich Mitglied des obengenannten Vereins. Aber noch mehr, er war auch eifriger Korrespondent freisinniger Blätter, wie der Mannheimer Abendzeitung, des Zuschauers (Redakteur Struve) und der Constanzer Seeblätter. Übergenug, um das „Auge des Gesetzes" auf den jungen Mediziner zu lenken. Nicht in Heidelberg, „wo man sich wohl vor den Turnern fürchtete", sondern in Rastatt, wo Schaible einen Freund besuchte, verhaftete ihn die Polizei und führte ihn als Staatsverbrecher in das Gefängniss ab. Neun Monate lang hielt man ihn — wie er jetzt mild lächelnd erzählt — während des schönen Sommers 1847 hinter Schloss und Riegel, in einer engen dunklen Zelle, in der sich nicht lange vorher ein Gefangener aus Verzweiflung erhängt hatte. Durch das kleine Licht- und Luftloch nahe an der Decke drangen mephitische Gerüche in die Zelle, denn unmittelbar unterhalb lagen die kaum verdeckten Abtrittgruben der Gefängnisse. Wie man ihm offen kundgab, steckte man ihn in die schlechteste Zelle des Gebäudes mit der Absicht, ihn „weich zu machen", ihn zum Geständniss und zur Angabe der Verschworenen — man witterte nämlich eine Verschwörung — zu veranlassen. Unter fortwährenden erschöpfenden und nur auf Irreführung des Inhaftirten berechneten Verhören verging ein Monat um den anderen, und die Gesundheit des bisher so körperlich kräftigen Turners begann zu wanken. Da erbarmte sich der Gefängnissarzt, der edeldenkende Medizinalrath Horsch, und in Folge seines entschiedenen Auftretens wurde Schaible provisorisch gegen eine Kaution von 4000 fl. und die auf Handgelübde gegebene Zusicherung, sich jederzeit wieder stellen zu wollen, in Freiheit gesetzt. Die Akten der Voruntersuchung waren inzwischen dem Hofgerichte vorgelegt worden, und im Januar 1848 erschien am Krankenlager des „Verbrechers" ein Beamter und verkündete demselben das Urtheil, welches ihn wegen „entfernten Versuchs zum Hochverrath" zu einjähriger Arbeitshausstrafe verurtheilte. Schaible appellirte an das Oberhofgericht, aber ehe dieses sprechen konnte, war zu Paris die Februarrevolution ausgebrochen, und die in Baden im März ergehende Amnestie beseitigte auch die über Schaible verhängte Strafe.

Dass dieser durch die ihm zu Theil gewordene Behandlung im höchsten Grade gereizt war, ist begreiflich, und so erscheint es ganz natürlich, dass er sich mit glühendem Eifer in die nunmehr in Baden ausbrechende revolutionäre Bewegung stürzte.

Als Hecker im April 1848 im Badischen Oberlande den Aufstand organisirte, sandte er Emissäre nach Offenburg um Beistand. Die hitzige Jugend, darunter auch Schaible, proklamirte sofort die Revolution gegen Baden und die Wiedererrichtung der alten freien Reichsstadt in ihrer ehemaligen Souveränität. Man bewaffnete sich, errichtete Barrikaden und zog den Hessischen Truppen, welche heranrückten, entgegen. Aber die ruhigeren Bürger räumten die Barrikaden schleunigst hinweg, öffneten den Hessen die Thore, und wer von den jungen Führern nicht durch die Flucht sich rettete, wurde verhaftet. Schaible gelang es nach Strassburg zu entrinnen und so betrat er als rückfälliger Hochverräther den fremden Boden, zum ersten Male. Mit rührenden Worten schildert der Verbannte seine Gefühle hierbei. „Das erste Exil — so sagt er — war mir trotz aller Hoffnung auf baldige Heimkehr sehr schmerzlich, besonders da die Nähe meiner Vaterstadt täglich das drückende Gefühl meiner Verbannung wach erhielt. Ich sah von den Wällen von Strassburg die Berge und die Bergwege, auf denen ich so oft in fröhlicher Stimmung umhergeschweift. Auf der Plattform des Münsters sah ich Offenburg nahe und klar vor mir liegen, dachte ich an die Lieben, an den guten Vater, die dort weilten, und an den Kummer, den mein politischer Enthusiasmus dem letzteren bereitete. Ja ich sah einmal meinen Onkel am Fenster stehen und nach dem Münster hinblicken. Es kam mir vor, als ob er mich sähe und mich grüsste.“

Dieses erste Exil dauerte etwa ein Jahr lang. Schaible benutzte die Zeit, um fleissig die Kliniken des grossen Strassburger Hospitals und später auch dasjenige in Metz zu besuchen. „Ich huldigte, schaltet der Verfasser ein, damals schon der Lebensregel, dass es besser wäre, durch Arbeit als durch Rost abgenutzt zu werden.“ Von dem Thun und Treiben der badischen Flüchtlinge im Elsass ist im Übrigen nicht viel zu sagen, sie hofften, sprachen und träumten von einer grossen deutschen Erhebung. Diese schien dann auch im Frühjahr 1849 zu beginnen, als in Baden und in der Pfalz der Aufstand ausbrach. Diesmal betheiligte sich das ganze Land, auch das Heer an der Bewegung, und die Grossherzogliche Familie sammt den Ministern mussten über den Rhein flüchten. In Karlsruhe bildete sich eine provisorische Landesregierung, und eine revolutionäre konstituirende Versammlung ward dorthin berufen. Die Exilirten eilten aus der Fremde nach Hause, darunter natürlich auch Schaible, der sofort zum Adjunkten des Civilkommissärs des Kreises Offenburg, später zum Civilkommissär selbst und ferner zum Kriegskommissär ernannt wurde. Mit Hilfe der Hessischen und Preussischen Truppen wurde bekanntlich der Aufstand im Juli desselben Jahres unterdrückt, die provisorische Regierung löste sich auf, und Alles, was nur konnte, flüchtete nach der Schweiz oder nach dem Elsass. Schaible erreichte nach manchen Fährnissen glücklich Strassburg. So trat derselbe sein zweites Exil an, welchem indessen die Annehmlichkeit des ersten völlig mangelte. Der inzwischen Präsident gewordene Louis Napoleon wollte den deutschen Regierungen gefällig sein und liess darum jeden Morgen förmliche Hetzjagden abhalten, die dabei Verhafteten wurden entweder an die schweizer Grenze oder nach Nantes abgeführt. Schaible wusste diesen Razzias zu entgehen. Er begab sich jeden Morgen auf die Festungswälle — schon um 4 Uhr, also vor Beginn der Menschenjagden — und verweilte dort bis zu deren Beendigung. Doch verlegte er — todtmüde von all den Hetzereien — schon Mitte August seinen Aufenthaltsort nach Nancy, blieb dort bis Januar 1850, besuchte die Vorlesungen der dortigen „Académie des sciences“ und widmete sich eifrig dem

Studium der französischen Sprache. Von Januar 1850 bis November 1853 setzt er dann in Paris seine Studien fort. In der französischen Hauptstadt fühlte sich Schaible nicht behaglich. Ob ihn diese Stimmung nicht etwas zu hart über die damaligen deutschen Regierungen urtheilen lässt, mag dahin gestellt bleiben. Er behauptet, diese hätten in Paris ein förmliches Spionagebüreau errichtet, durch dessen Thätigkeit viele Flüchtlinge zusammengebrochen und elend zu Grunde gegangen seien. Von den Agenten desselben auf's Schärfste überwacht, habe keiner von den Flüchlingen auch nur einen freien Schritt machen können, und durch falsche Angaben seien zahllose Ausweisungen erfolgt. In fremden Ländern sich abermal eine neue Existenz zu gründen, sei natürlich den Wenigsten gelungen, und so seien ungezählte Menschenleben einfach vernichtet worden. Auch Schaible nützte es nicht viel, dass er in Paris vollkommen zurückgezogen und nur für seine Studien lebte. Im Juni 1851 wurde er eines Morgens äusserst unsanft aus seinem Schlummer gerüttelt, seine Papiere wurden durchsucht, und er selbst wurde einige Stunden später ebenfalls als Verhafteter dem Chef des Bureau für politische Flüchtlinge vorgeführt. Dieser warf Schaible — wie er behauptet — gestützt auf badische Untersuchungs-Akten vor, ein grosser Revolutionär zu sein, und er wäre unfehlbar ausgewiesen worden, hätte sich nicht Dr. Thierry, der damalige Vizepräsident des Pariser Municipalrathes, für ihn verwendet.

Im August 1851 betrat Schaible zum ersten Male den Boden Englands anlässlich der ersten grossen, mit allseitiger Bewunderung besprochenen Weltausstellung in London. Dieser Besuch war von entscheidendem Einfluss auf des Flüchtlings ferneres Leben. Er lernte Land und Leute näher kennen und vervollkommnete sich im Englischen. Vier Wochen später kehrte er nach Paris zurück. Anfangs Dezember inszenirte Louis Napoleon den Staatsstreich, dessen Schrecken Schaible eben so knapp wie kräftig schildert. Er und sein Freund Wiedmer entgingen nur mit äusserster Noth dem Schicksal, von berauschten Soldaten niedergemetzelt zu werden. Die Lage der Exilirten — ich zitire Schaible wörtlich — war während des Staatsstreiches eine sehr kritische. Eine einzige Denunziation durch einen Polizeispion hätte sein Schicksal besiegelt. Die Art und Weise, Denunzirte abzuurtheilen, war kurz und einfach. Ein Polizeiagent führte seinen Denunzirten nach der Conciergerie in der Cité und berichtete seinem wachhabenden Offizier. In kurzer Zeit brachte er den Soldaten im Hof einen Befehl. Die letzteren stellten den Gefangenen an die Wand und erschossen ihn sofort. Man hatte damals keine Zeit noch Raum für Gefangene, und die Soldaten waren rasend und betrunken. Napoleons Mittel war: durch Schrecken jeden Widerstand zu lähmen. Das Mittel bewährte sich.

Übrigens sind nach Schaibles Angaben zu jener Zeit nur die **deutschen** Flüchtlinge so übel daran gewesen und zwar schreibt er den Anlass zu ihren Verfolgungen den deutschen Gesandtschaften in Paris zu. Er glaubt annehmen zu müssen, dass das sogenannte *Cabinet noir* der Post sich auch mit ihm beschäftigt habe. „Briefe an meinen Vater in Offenburg kamen entweder gar nicht oder nur verstümmelt an. Von einem zehn Seiten langen Brief erhielt mein Vater einmal nur die zweite Hälfte."

So darf es uns nicht wundern, dass Schaible in Paris mit seinem Gesuch um Zulassung zu den medizinischen Examen zurückgewiesen wurde. Er wandte

sich an die Universität in Basel, bestand seine Prüfung mit Glanz und ward im April 1855 zum Doctor Medicinae et Chirurgiae promovirt.

Im Spätsommer 1853 trat der Versucher an ihn heran. Es wurde ihm, der mühsam die Nothdurft des Lebens bekämpfte, ein gut bezahlter Posten im Französischen Ministerium des Auswärtigen angeboten. Aber es war ihm dabei zugemuthet, die Deutsche Presse zu überwachen und zu beeinflussen, und entrüstet wies er den Antrag ab. Bald sollte er die Folgen hiervon empfinden; er wurde ausgewiesen. Gnädig genug liess man ihm die Wahl, ob er sich nach Belgien oder England entfernen wolle. Er entschied sich für England, schiffte sich anfangs November 1853 in Calais ein und erreichte glücklich London nach einer stürmischen Fahrt.

Hoffnungsvoll, wenn auch mit leichter Börse landete Schaible in London, wo er viele alte Freunde und Bekannte traf, wie: Ferdinand Freiligrath; Gottfried Kinkel; (den Gründer des „Hermann") Lothar Bucher, Karl Blind, Graf Oskar von Reichenberg, Theodor Goldstücker, Dr. Eduard Bronner, den berühmten Augenarzt, zugleich Gründer und Leiter des ophthalmologischen Instituts im Hospital in Bradford, und andere Exilirte, deren Namen einen guten Klang haben. Auch mit den hervorragenderen der damals in London lebenden französischen, italienischen, ungarischen und russischen Flüchtlingen trat Schaible in intimeren Verkehr, besonders auch mit Mazzini. Wie ausnehmend genau dieser Mann stets über Alles unterrichtet war was in der Politik vorging, darüber erzählt Schaible das folgende merkwürdige Erlebniss. Im März 1870 — kein Mensch dachte an Krieg — war er mit dem Exdiktator in Karl Blind's gastlichem Hause zusammen. Die Rede kam auf die damaligen Spanischen Verhältnisse, und Mazzini sagte: „In Frankreich ist der Krieg eine ausgemachte Sache. Im April wird eine Konferenz stattfinden, um die Angelegenheit friedlich zu ordnen, aber sie wird zu Nichts führen." Die Folge zeigte, wie recht der Agitator die Sachlage beurtheilte und wie gut er orientirt war. Höchst interessant ist folgende Mittheilung (S. 69): „Während Garibaldi im Jahre 1870 für Frankreich gegen Deutschland focht, trat Mazzini stets für Deutschland ein. Mit der deutschen Sprache und Literatur vertraut, hat er schon im Jahre 1864 sich für Deutschland in der schleswig-holsteinischen Frage ausgesprochen und das Recht Deutschlands öffentlich anerkannt. Im Jahre 1870 beeinflusste er im Interesse Deutschlands seine mächtige Partei in Italien derart, dass Viktor Emanuel dadurch abgeschreckt wurde, für Napoleon Partei zu ergreifen, was er bekanntlich versprochen hatte und beabsichtigte. — Von allen Franzosen jeder politischen Schattirung, die ich in London kennen lernte, waren alle ohne Ausnahme für die Wiedergewinnung des linken Rheinufers, ja viele selbst huldigten der neuen französischen Theorie der sog. Région française, nach der beide Rheinufer eigentlich zu Frankreich gehörten." Schaible erzählt weiter, dass zur Zeit, als er Anfangs der 50er Jahre in Paris studirte, ihm der berühmte Professor Velpeace bei Übergabe seines Frequenzzeugnisses lächelnd sagte: „Ah Sie sind Badenser? Nun gut, Ihr Land wird bald französisch werden." Selbst die nach dem Staatsstreiche Ausgewiesenen in London verlangten die Rheingrenze, und Ledru Rollin erklärte Karl Blind als trop germanique, weil er diesen Ansprüchen energisch entgegentrat.

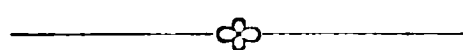
Nachdem Schaible sich über seine Aussichten in London genau orientirt hatte, trat er vom Medizinfach zurück, um sich dem Lehrfach zu widmen, in welchem

er bald die höchste Stufe erreichte. Er lehrte Naturgeschichte, Physiologie mit Hygiene, Sprache mit Literatur-Geschichte, bereitete junge Männer für Universitäts-Prüfungen vor, und in kurzer Frist war er Lehrer an mehreren grossen Londoner Sekundärschulen. Des Englischen vollkommen mächtig, schrieb er auch für Fachblätter Artikel und Rezensionen, welchen später grössere Arbeiten und eine Reihe von Werken über verschiedene Wissenschaften folgten, theils deutsch, theils englisch — alle jedoch überall mit der grössten Anerkennung aufgenommen. Wie vielseitig und aufreibend auch seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Litteratur war, seine Thätigkeit als Schulmann litt nicht im mindesten darunter. Er unterrichtete an mehreren höheren Schulen, wurde Examinator am College of Preceptors, Mitglied des Senats dieser Anstalt, Examinator an der ersten Universität Englands, London; 1862 Mitglied des Lehrerstabes der kgl. Militär-Akademie in Woolwich und somit englischer Staatsdiener. Als Instruktor in der Akademie wurde er 1870 Chef seiner Abtheilung, wobei der Staat ihm den Titel „Professor“ verlieh.

„Im Jahre 1872 — sagt Schaible — wollte es das Schicksal, dass der Sohn des Mannes unter meine Autorität gestellt wurde, unter dessen Regierung ich aus Frankreich verbannt wurde. Lulu Napoléon nämlich wurde Schüler der Royal Academy, und so war das *Enfant de France* Schicksalsgenosse des Exilirten und sein Schüler“. Schaible lobt die Talente und den Fleiss des jungen Mannes ausnehmend und charakterisirt den so früh von einem tragischen Geschick Ereilten äusserst vortheilhaft.

Einundzwanzig Jahre war so Schaible unermüdlich thätig; erst im Juli 1882 trat er von seinem Posten zurück, da er den Rest seiner Tage in seiner deutschen Heimath verleben wollte. Gleichwie ihm von seinen Vorgesetzten und Kollegen bei seinem Rücktritt die höchste und ehrenvollste Anerkennung zu theil wurde, so steht er auch heute noch bei seinen in England verweilenden Landsleuten in bestem Andenken, worüber mir erst jüngst ein Artikel in der Londoner Zeitung „Hermann“, der von seinem Lebensbilde handelte, der Beweis gewesen ist.

Ich schliesse diese Skizze mit folgenden schönen Worten, die Schaible an das Ende seiner Autobiographie setzt: „Was Deutschland 1870/71 errungen, das ward 1848 erstrebt: Einheit und Freiheit. Ich will damit die wohlmeinenden, pflichteifrigen und aufopferungsfähigen Führer der deutschen Bewegungen nicht verurtheilen, wenn ich hier beifüge, dass es damals in Deutschland an genialen Leitern gefehlt hat. Keine Volksmenge wurde durch sich selber gross und frei oder weise (sagt Jean Paul), sondern stets durch grosse, freie, weise Chorführer. Stellt die Sonne sie, so gehen die Planeten von selber.“



Friedrich Mitterwurzer.*)

Von

J. MINOR.

Von der ehrlichsten Begeisterung eingegeben, will dieses interessante Büchlein weder eine Biographie noch eine Kritik seines Helden vorstellen, der uns Gott

*) Eugen Guglia, Friedrich Mitterwurzer. Mit einem Portrait Mitterwurzers in Lichtdruck. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1896. XV und 145 S. 8⁰.

sei Dank noch nicht historisch geworden ist. Der Historiker hat dieses Mal nicht die Vergangenheit wiederzubeleben, sondern die lebendige Gegenwart zu fixieren versucht. Indem er sich darauf beschränken will, nur einfach zu beschreiben, hat er seine Aufgabe sogleich an dem rechten Ende in Angriff genommen. Dadurch unterscheidet sich ja die Kunst des Schauspielers von allen übrigen, dass ihre Schöpfungen flüchtig vorübergehende sind. Man kann dem Gedächtniss mittelst der Photographie, in Zukunft vielleicht auch mittelst des Phonographen nachhelfen; aber ganz wird man die Kunst des Schauspielers der Macht der Zeit niemals entreissen. Die seltene Gabe, künstlerische Eindrücke in Worten festzuhalten und mittelst der Sprache zu reproduziren, wird darum jeder, der über Schauspieler und über Schauspielkunst schreibt, noch weit nothwendiger besitzen müssen, als jeder andere Kunstschriftsteller. Denn überall sonst liegt das Kunstwerk gegenwärtig vor, hier muss es im Gedächtniss oder in der Phantasie des Lesers erst wieder nacherschaffen werden.

Aber so nothwendig diese Kunst ist, so selten ist sie auch. Freilich so arm, als Guglia in seinem Vorwort meint, ist unsere Litteratur an getreuen Schauspielerportraits nicht. Ausser von Tieck besitzen wir auch von Lichtenberg, Goethe, Immermann, Lewald, Laube u. A. sehr gute Aufnahmen schauspielerischer Persönlichkeiten und einzelner Rollen. Dennoch ist diese Fähigkeit im Verhältniss zu dem ungeheuren Wust der Theaterlitteratur eine verhältnissmässig sehr seltene. Und das hat seinen guten Grund. Auch der feinfühligste Zuschauer nämlich wird nicht im Stande sein, die reinsten und stärksten Eindrücke in Worte umzusetzen, wenn ihm die Technik der Kunst völlig fremd ist. Es ist eine alte Erfahrung, dass es um so leichter ist über eine Kunst zu schreiben, je ausgebildeter ihre Technik ist. Es wird Niemandem einfallen, über Musik oder Malerei zu schreiben, der nicht wenigstens die Noten kennt oder ein Oelgemälde von einem Pastellbild zu unterscheiden weiss; über die Dichtung traut sich fast jeder ein Urtheil zu, über das Theater, das ja auch eine gesellschaftliche Bedeutung hat, betrachtet man es gar als Pflicht mitreden zu können. Aber schon die kleine Liste von Namen, die ich oben verzeichnet habe, zeigt, dass wir wirklich Förderliches auf diesem Gebiete fast nur solchen Männern verdanken, die mit dem Theater in längere oder kürzere Berührung gekommen sind, denen es auf irgend eine Weise vergönnt war, einen Einblick in die Werkstätte des Schauspielers zu thun.

Diesen Blick vermisse ich oft bei Guglia; ich habe das Gefühl, dass die Dinge ihm richtig vor Augen stehen, dass er sie aber nicht mit dem rechten Namen zu nennen weiss. Mit dem gesunden Instinkt, der ihm überall eigen ist, beginnt er sogleich mit der äusseren Erscheinung des Künstlers, mit den physischen Mitteln, welche die Grundlage seiner Leistungen bilden. Er giebt ihm ungefähr die folgende Personenbeschreibung mit auf den Weg: ein grosser und starker Mann mit breiter Brust und mit breiten Schultern; der Gang aufrecht, aber ungleich; das Gesicht regelmässig geformt und sehr anziehend; das Auge unendlich ausdrucksvoll; das Organ ziemlich kräftig. Man wird zugeben, dass diese Kennzeichen selbst für eine Polizeinote zu unbestimmt wären und sich in ihrer Allgemeinheit oft dem nähern, was einen leidlich gesunden und hübschen Mann von dem Affen unterscheidet. Man müsste zunächst feststellen, dass Mitterwurzers stattliche, nicht starke Figur zwar in allen Formen biegsam und geschmeidig ist, nirgends aber den Eindruck des Massiven oder gar Robusten erwecken kann. An seinem Gang ist mir, in früheren Jahren mehr als heute, die Neigung aufgefallen, die linke Schulter in die Höhe zu ziehen und überhaupt den Kopf zwischen den leise gehobenen, etwas schiefen Schultern einzusenken. Der Wiener nennt diese Haltung, wenn sie entstellend wird, „einen Katzenbuckel machen“. Bei Mitterwurzer ist

sie nur leise angedeutet uud weder unschön noch unelegant; aber in Heldenrollen hat sie mich doch oft gestört, denn sie erweckt den Eindruck des Hinterhältigen, Listigen und Ungeraden. Auch die Füsse sind viel beweglicher, die Schritte kleiner und rascher, als man nach dem Oberkörper erwartet, die Kniee gern eingebogen. Die mimische Kunst Mitterwurzers hätte eine sorgfältigere Beobachtung verdient, als Guglia ihr zu theil werden lässt; denn ohne Frage ist der Mimiker in Mitterwurzer dem Redner überlegen. Er geht oft sogar seine eigenen Wege: manche seiner Masken, namentlich in den früheren Jahren, schaltet so souverän mit den Gesichtsmuskeln, als ob sie zum Reden ganz entbehrlich wären, und wenn der Künstler das Wort ergreift, wird entweder das Wort in der Mundstellung der Maske vergewaltigt oder die Maske dem Worte geopfert. Das herrliche Instrument seiner mimischen Kunst ist der Kopf, und so gut wir auch gerade über die Schauspielerphysiognomien unterrichtet sind, mit einem glücklicheren Werkzeug hat nie ein darstellender Künstler gearbeitet. Ein Kopf mit breitem Knochenbau und mit mächtiger Stirn, und eine höchst bewegliche Muskulatur, die in der Verlängerung der Oberlippe nach unten fast das Unglaubliche leistet und das Spiel von der breitesten Breite bis in die längste Länge gestattet; eine Nase, die durch ihren scharfen Schnitt aus allen Masken hervortritt und doch nirgends die Regelmässigkeit des Ausdruckes stört; der Unterkiefer leise hervortretend und Energie anzeigend ohne Unfreundlichkeit. Ein sehr reges und lebendiges Augenpaar, nicht auf künstliche Vergrösserung angewiesen, sondern auch halbgeöffnet wirksam, nicht von ruhigem Feuer leuchtend, sondern von zuckenden Blitzen belebt. Am wenigsten Vortheile bietet das Organ. In der Mittellage nicht ganz voll und unrein, oft sogar scheppernd, klingt es in der tieferen Lage zwar kräftig, aber man hat immer das Gefühl, als ob die Kraft auf Mühe und Überanstrengung beruhe. Die Behandlung dieses widerspenstigen Instrumentes war keine Kleinigkeit und ganz auf natürlichem Wege ohne Kunst und ein bischen Künstelei ist es damit nicht abgegangen. Den hohen Registern geht unser Künstler ganz aus dem Wege und es ist wohl seine charakteristischste Eigenheit, dass er im Ruf und im Schrei nicht zu den hohen, sondern zu den tiefen Tönen greift. Dies fällt um so mehr auf, als er auch den Stimmansatz wechselt, die tieferen Töne klingen wie aus dem Bauche herausgeholt. Aus dem Mangel macht er eine Tugend; er liebt rasche Sprünge aus dem mittleren Register in die tiefen. Und er liebt es besonders auch, mit der Stimme zu gixen und einen Vokal in zwei Noten zu geben: als Cardinal Winchester hat er bei den Worten „er hat keine Augen“ das Entsetzen immer so gemalt, dass er den Diphthong „Au“ in „Augen“ mit einem grellen Sprung der Stimme begleitete. Auch das Organ weist den Künstler auf solche Wirkungen hin, wo es sich um ein momentanes, convulsivisches Aufzucken der Leidenschaft handelt; ein breites und volles Ausströmen der Leidenschaft ist nicht seine Sache, und längere Reden wird er immer gerne in einzelne Momente aufzulösen und den Zusammenhang zu zerreissen trachten. Aber in solchen kurzen Momenten stimmt alles zur vollsten Wirkung zusammen. Das Auge blitzt, die Stimme bebt, die Gesichtsmuskeln schwingen sich, die Hände zittern.

Wie bei jeder starken Individualität, so kündigt sich auch hier das Innere schon in dem Äusseren an; dem Umfang der Mittel entsprechen die Grenzen des Talentes und umgekehrt. Nach diesen zu fragen, hat ein scharfsichtiger Beobachter nicht nur das Recht, sondern die Pflicht. Wie Bilder überhaupt bloss durch Umgrenzung zu Stande kommen, so gewinnt man auch ein charakteristisches Künstlerporträt nicht dadurch, dass man alle sauberen Qualitäten auf Einen Ehrenscheitel häuft, sondern nur durch die Abgrenzung nach Aussen und durch die

Vergleichung mit anderen, ähnlichen oder entgegengesetzten Erscheinungen. Bei einem Schauspielerporträt ist dies aber noch in weit höherem Grade als sonst der Fall. Jeder andere Künstler stellt sich seine Aufgabe selbst; er wird dem, was nicht im Umfang seines Talentes liegt, zwar nicht ganz ausweichen können, aber doch mehr oder weniger bewusst aus dem Wege gehen. Dem Schauspieler dagegen werden die Aufgaben gestellt; er muss mehr oder weniger immer einen Theil seiner künstlerischen Individualität verleugnen. Den grossen Schauspieler charakterisirt das, was ihm nicht liegt, ebenso wie das, was ihm gelingt. Bei Mitterwurzer freilich scheint es dem oberflächlichen Blick, als ob er durchaus alles spielen könnte, weil er an keines der üblichen Rollenfächer gebunden und wirklich vielseitig ist. Aber diesem durchgehenden Längenschnitt entspricht ein sehr begrenzter, ja enger Querschnitt. Mitterwurzer ist einer der vortrefflichsten Darsteller für alles, was einen leisen Geruch von Lüge nud Unwahrheit an sich hat; er ist der genialste Darsteller der Lebenslüge, den wir haben. Aber sein Reich und seine Macht sind dort zu Ende, wo der Ausdruck wahrer, echter, natürlicher Empfindung beginnt, also wo Baumeister und Sonnenthal zu Hause sind. Einen unmittelbar und mühelos aus dem Herzen kommenden und zum Herzen dringenden Ton habe ich von ihm nie gehört; er hat mich erschüttert und er hat mich entsetzt, aber er hat mich nie gerührt. Dass er, was Guglia so sehr zu rühmen weiss, allen sentimentalen Anwandlungen aus dem Wege geht, hat seinen letzten Grund doch nur in dem instinktiven Bewusstsein, dass diese Saite keinen rechten Ton giebt. Denn es hiesse doch nur aus der Noth eine Tugend machen, wenn er die Rede Wallensteins an Max wirklich blos deshalb fallen liesse, weil Wallenstein bei Max seine Wirkung verfehlt. Und auch der Biograph macht aus der Noth eine Tugend, wenn er das sentimentale Gebet des Narciss an die Sterne, weil es seinem Helden schlecht damit gelungen ist, einfach zu den Toten wirft: Narciss falle hier eigentlich doch nur aus der Rolle. Um Vergebung! aber das Umgekehrte ist der Fall: der echte und wahre Narciss, der sich hinter den Affensprüngen des Gamins verbirgt, ist ohne die Sentimentalität der Rousseau'schen Zeit gar nicht zu denken; die erste Aufgabe bei dem Narciss wie bei Hamlet wird für den Darsteller immer sein, uns den tiefen Schmerz, aber auch die sentimentale Selbstgefälligkeit im Schmerz („Es wird recht hüsch sein, wenn sie mich begraben werden“) ahnen und glauben zu machen. Mitterwurzers Narciss, eine genial angelegte Rolle, verspricht im ersten Akt mehr, als er in den folgenden hält: gerade weil es ihm nicht gegeben ist, uns für den ungeheueren Schmerz zu gewinnen, mit dem nur der Schauspieler diese hohle und fratzenhafte Figur ausfüllen kann. Auch in den schönsten Rollen Mitterwurzers fehlt selten ein kurzer Augenblick, wo sich dieser Mangel störend bemerkbar machte. Die Zeugen, die Guglia gegen mich anführt, können mich nicht bekehren: ich bewundere Mitterwurzer nach wie vor als Konsul Bernick, aber das Schuldbekenntniss in der letzten Szene hat auf mich keinen überzeugenden Eindruck gemacht, für mich klingt es hohl, leer und äusserlich. Aber sogar in einer Meisterrolle, wie der Röcknitz in Sudermanns „Glück im Winkel“ ohne Zweifel ist, entstellt mir der Eine Zug die ganze Figur, wenn unser Künstler, nachdem er Elisabeth gewonnen hat, sein „Endlich! endlich!“ mit jenem Augenaufschlag zur Decke begleitet, der mir den Heuchler kennzeichnet. In diesem Augenblick habe ich nicht den Übermenschen vor mir, den die Kraft treibt und der die Ergänzung seines Wesens gefunden hat, sondern einen Roué, dem sein Anschlag endlich gelungen ist und der sich nun mit der grössten Kälte seines errungenen Sieges freut. Mit genau demselben heuchlerischen Augenaufschlag und etlichen Umarmungen, die im Gegensatz zu der sonst geübten Zurückhaltung geflissentlich stark betont sind, entlässt unser Wallenstein, der gegenüber Max

keinen warmen Ton findet, seinen Octavio. Ich gehe aber sogar noch weiter und sage, dass Mitterwurzer überhaupt in keiner Rolle zu Hause ist, die tiefer im Gemüthlichen wurzelt. An seinem Allmers habe ich nicht, wie Guglia meint, die falsche Auffassung getadelt; ich glaube vielmehr, dass jede Ibsenische Figur ihre physiologische Seite hat. Was mir zu fehlen scheint, ist nur die Gemüthsseite; ich sehe nur einen pathologischen Fall vor mir, keinen ergreifenden Seelenprozess oder Herzenskampf; und dass ich die Auffassung des Künstlers dabei nicht missverstanden habe, erfahre ich bei Guglia aus Mitterwurzers eigenem Bekenntniss, dem unser Verfasser freilich kein Gewicht beilegt. Wie die gemüthlichen, so sind aber auch alle geraden, aufrichtigen, offenen Charaktere ausser dem Bereich seines Talentes, und mit seinem Wilhelm Tell (den ich übrigens nicht gesehen habe) wird Mitterwurzer bei einem unbefangenen Publikum schwerlich Triumphe feiern; hat doch schon seinem Macbeth die Unterlage gefehlt, ohne die Macbeth kein Held, sondern ein Beutelschneider von Gewalt und Reich ist. Mich hat, als Mitterwurzer zum ersten Mal im Burgtheater debutirte, schon der Satz: „Leute die es nicht wagen, mit dem schlichten, hülflosen Wort einen ehrlichen Kampf zu bestehen“ stutzig gemacht, wo unser Künstler auf dem Wort „ehrlich“ mit geflissentlicher Betonung auffallend verweilte! Man betont die Ehrlichkeit nicht so absichtlich, wenn man nicht einen falschen Biedermann zu spielen hat. Auch Mitterwurzer braucht sonst nicht so viel Nachdruck, wo ihm etwas gelingt; aber die Eigenschaften, die ihm fehlen, lassen sich nicht erkünsteln und nicht erzwingen, sie müssen in der natürlichen Anlage des Schauspielers gegeben sein. Auch alles, was ein massives Fundament und körperliche Fülle verlangt, liegt ausserhalb seiner Mittel und seines Talentes; und wie er selbst die rauhe Biederkeit eines Don Lope, die unserem Gabillon so prächtig gelungen ist, künstlich erzwingen musste, das haben die letzten Vorstellungen des „Richters von Zalamea“ gezeigt. Im Lustspiel und im modernen Drama tritt dieser Eine, aber empfindliche Mangel weniger stark hervor; aber es hätte sich an einer Parallele zwischen dem Konrad Bolz von Mitterwurzer und von Sonnenthal doch auch hübsch beobachten lassen, wie Mitterwurzer ohne Zweifel geistreicher und witziger ist, Sonnenthal aber liebenswürdiger und gemüthlicher; Mitterwurzer ist ein Journalist von heutzutage, Sonnenthal einer nach dem Herzen G. Freytags aus der Zeit der Grenzboten. Auch im Lustspiel fesselt Mitterwurzer mehr durch seine geistige Beweglichkeit, während Sonnenthal behaglich erwärmt; Mitterwurzer ist scharf, Sonnenthal milde; der Humor des einen wurzelt zuletzt doch im Intellektuellen, der Sonnenthal's im Gemüthe; Mitterwurzer ist interessanter, Sonnenthal herzlicher. Lustspieldichter, die wie Benedix keinen Überschuss an Geist haben, werden durch Mitterwurzer, der den Mangel aus dem eigenen reich ersetzt, erst möglich gemacht; aber Bauernfeld wird nur durch Sonnenthal recht zur Geltung kommen.

Fasse ich das alles zusammen, so muss ich bekennen, dass Laube ganz das Richtige getroffen hat, wenn er Mitterwurzer, wenigstens im Trauerspiel, nur die „brüchigen Charaktere“ zuerkennen wollte. Ja sogar das harte Wort, dass Mitterwurzer vorzüglich Episodenspieler sei, enthält einen wahren Kern. Man muss dabei nur von jedem Werthurtheil absehen! Denn am Ende ist es doch noch die Frage, ob die Kunst, aus den paar Worten „eines Herrn“ in Schnitzlers „Liebelei“ eine lebendige Figur zu machen, nicht grösser ist als die, den Hamlet schlecht und recht zu spielen. Die grossen tragischen Rollen (ich meine: Lear, Macbeth, Hamlet etc.) werden immer daran scheitern, dass es unserem Helden nicht gegeben ist, das Herz im Tiefsten zu ergreifen, und dass ihm der fortstürmende und fortreissende Ausdruck der Leidenschaft fehlt. Am meisten wird er immer dort zu Hause sein, wo sich Leidenschaft und Verstand, Ernst und

Humor berühren; wo ein rascher Wechsel oder gar ein jäher Sprung aus einer Empfindung in die andere erfordert wird; wo es nicht auf eine allmähliche Steigerung und auf ein Ausleben der Leidenschaft ankommt, sondern auf einzelne, unvorbereitete Momente. Damit ist schon gesagt, dass seine nervöse Kunst ihre dankbarsten Aufgaben auf dem Gebiete des modernen Dramas, in der Mitte zwischen Tragödie und Komödie findet, am meisten aber in den Tragikomödien der Modernsten, so wenig Sympathie auch Mitterwurzer der Mensch zu diesen Dichtungen haben mag.

Meinen Eindrücken gegenüber, wie ich sie ihm wohl mündlich mitgetheilt habe, beruft sich Guglia hier auf die seinigen und die seiner Freunde, der „Positiven“, womit er die entgegengesetzte Meinung sogleich an den negativen Pol verweist. Ich befinde mich dort nicht behaglich. Ich habe das Talent und die Kunst Mitterwurzers schon vor der Zeit seiner Reife geschätzt, als ihn die zünftige Kritik wie alles, was dem Burgtheater so nöthig war wie ein Bissen Brot, mit ihrer spitzen Klinge vom Michaelerplatz vertrieb, und ich habe es als einen Haupttreffer begrüsst, als das Burgtheater den echten Mitterwurzer gegen den falschen, nämlich Herrn Bonn, einhandelte. Aber ich würde es nur beklagen, wenn nun das ganze Burgtheater auch mit seinem tragischen Repertoire ihm einfach ausgeliefert und seine Kraft falsch beschäftigt würde. Er ist gewiss das stärkste Talent des jungen Burgtheaters; das einzige Genie, das seit Laubes Abgang dem männlichen Personal zugewachsen ist. Aber in seiner besten Zeit hat das Burgtheater niemals den Namen und die Farben eines einzelnen Schauspielers getragen; und der Satz Goethes gilt am meisten von dem Schauspieler: „die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen“. Ich werde mich wohl hüten, mich durch Guglia an das andere Ende drängen zu lassen und mit der gleichen Einseitigkeit wie er für, so ich gegen Mitterwurzer zu fechten. Er lehnt es zwar ab zu urtheilen, er will bloss geniessen und Eindrücke festhalten; aber er macht denen, die andere Eindrücke haben, doch den Vorwurf, dass sie kein Ohr für seinen Helden und keine Saite für seine Empfindung haben. Wer nur seine Eindrücke giebt, der muss auch die der anderen gelten lassen; und mit demselben Recht könnten diese wieder behaupten, dass es unserem Verfasser, der gern auf Sonnenthal und Hartmann stichelt, an dem Gehör und der mitschwingenden Saite für diese Künstler fehle, womit dann wieder Guglia an den negativen Pol gedrängt wäre. Ich werde nicht in diesen Fehler verfallen; mir ist Sonnenthal in manchen tragischen Rollen zu weich und Hartmann oft zu kokett liebenswürdig, aber darum weiss ich doch, dass sie etwas zu viel haben, was Mitterwurzer nur zu wenig hat. Ich sehe darin nicht einmal einen Tadel, sondern nur die nothwendige Grenze ihrer Kunst, ohne die eine Individualität nicht zu Stande kommt. Wohl aber scheint es mir tadelnswerth, wenn Guglia über jede tiefere Gemüthswirkung als über eine sentimentale Rührung empfindsamer Seelen spottet, wieder um aus der Noth eine Tugend zu machen. Für ihn ist derlei überhaupt bloss lyrischer Effekt und schöne Deklamation; obwohl das Beispiel Rossis und Salvinis gezeigt hat, dass man hier sehr weit über Mitterwurzer hinausgehen und doch immer noch charakteristisch und dramatisch bleiben kann. Man kann in ihrer Verwendung fehlgreifen und übertreiben; aber eine Farbe, die der Schauspieler auf seiner Palette haben, ein Ton, über den er verfügen muss, ist der Ausdruck ungeheuchelter, ungezwungener, natürlicher Empfindung doch auch. Und wenn die modernste Dichtung solche Charaktere und Momente nicht kennt, in dem älteren Repertoire giebt es Dutzende von Rollen und Szenen, die ohne diese Farben und Töne nicht zur Geltung kommen können. Guglia spottet zu Gunsten des Mitterwurzerischen Philipp II. über Carlos und Posa; aber auch einen Hamlet wird man ohne ungeheuchelte Schwermuth und Melancholie nicht zu Stande bringen, oder doch nur so äusserlich wie Herr Bonn zu Stande bringen. Für

den Künstler sind solche subjektive Charaktere und Stellen gerade so objektive Aufgaben wie die anderen, die zur Lyrik gar keine Anlage haben. Guglia hat der „Moderne“ hier freilich ganz aus dem Herzen geredet, die verlangt, dass Hamlet, wenn er auf den Kirchhof kommt, genau so „natürlich“ redet wie der Buchjäger, wenn er aus der Schenke kommt. Unserem Theater aber werden diese Vorurtheile und Schlagwörter noch den herbsten Schaden bringen. Aus Abneigung gegen die falsche Deklamation werden unsere Schauspieler sich auch noch den letzten Rest ihrer lang vernachlässigten Sprachkunst abgewöhnen! Und um nur ja recht natürlich und wahr, um nur ja nicht sentimental zu erscheinen, werden sie noch unliebenswürdiger, noch unfreundlicher, noch härter und kälter werden als sie es heute ohnedies schon sind, wo man in ganz Deutschland keinen lyrischen Liebhaber mehr findet, der eine einfache Liebeserklärung mit Wärme vortragen kann. Und doch könnten sie gerade aus dem Beispiel Mitterwurzers lernen, was ihnen Noth thut. Denn nicht mit dem Charakterisiren hat er angefangen, sondern so gut wie Dawison, Gabillon, Baumeister u. A. hat er als Liebhaber begonnen. Da hat er gelernt, was sich später nicht mehr einholen lässt: so liebenswürdig, einschmeichelnd, so gewinnend sein, als es seine Natur erlaubt. Er ist (ich sage mit Guglia: Gott sei Dank!) kein lyrischer Dutzendliebhaber geworden und geblieben; aber er hat die Mängel seiner natürlichen Anlage so weit verbergen gelernt, dass sie auch aufmerksamen Beobachtern wie Guglia entgehen. Nur auf Eines weiss ich mir keinen Reim zu machen. Wie nämlich Guglia, trotz seiner Abneigung vor jeder Art von Übertreibung und Überschwänglichkeit, den Reklameartikeln glauben kann, die von Unwohlsein und Ohnmachten als Wirkung der Kunst seines Helden berichten, und dass man bärtige Männer im Wallenstein laut schluchzen hörte! Man vergesse nicht: in dem kalten Wallenstein, der ohne Effekt endet und nur eine einzige, wirklich zum Schluchzen herausfordernde Szene hat: nämlich die zwischen Wallenstein und Max, die Mitterwurzer (wie Guglia meint, absichtlich) fallen lässt.

Es giebt aber noch einen anderen Standpunkt, von dem aus ich mit Guglia und seinem Helden nicht einverstanden bin. Und das scheint mir der wichtigste Punkt: nämlich das Verhältniss der Schauspielkunst zur Dichtung. Mitterwurzer ist auch als darstellender Künstler Ironiker. Er stellt sich immer über die Rolle auf den Standpunkt des Dichters, der das ganze übersieht. Wenn Wallenstein nach der Traumerzählung seine ungläubigen Zuhörer mit Weibern vergleicht, die beständig auf ihr erstes Wort nur kommen, wenn „man Vernunft gesprochen stundenlang“ — so will unser Künstler, wie er selber zugesteht, bei dieser Stelle ein Lächeln über das Gesicht des Zuschauers gleiten sehen. Es ist auch für mich kein Zweifel, dass hier einer der Fälle von indirecter Charakteristik vorliegt, wo der Dichter sich von seinem Helden lossagt und wo die Romantiker von Ironie redeten. Aber jedenfalls ist der, welcher die ironische Wirkung zu Stande bringt, nur der Dichter selbst, der Schauspieler kann hier gar nichts dazu thun. Er muss die Worte, die der Dichter in umgekehrtem Sinn meint, genau so geben, als ob sie in geradem Sinn verstanden wären. Je ernster, je überzeugter, je aufrichtiger Wallenstein von „Vernunftsprechen“ redet, um so deutlicher wird auch das Missverhältniss zu dem, was er gesagt hat, hervortreten. Ich wiederhole es: der Schauspieler soll hier garnichts thun, als aus der Rolle heraus reden. Mitterwurzer aber will zugleich das Geschäft des Dichters besorgen, indem er dem Zuschauer direkt das ironische Lächeln abgewinnen will; er tritt aus der Rolle heraus. Solche Momente findet man in jeder seiner grösseren Rollen, und mich wundert, dass sie Guglia nur in Wallenstein aufgefallen sind. Im Consul Bernick antwortet er auf die Frage seiner empörten Schwester: „Und

Ihr nennt Euch die Stützen der Gesellschaft?“ in demselben Tone mit den Worten: „Sie hat keine *bessern!*“, wobei er aus der Rolle fallend und seinen Helden dem Gelächter preisgebend auf und ab spaziert, anstatt sich aus der Rolle heraus für seinen Helden zu wehren („sie *hat* [eben oder halt] keine bessern“). Im Don Carlos hat die Szene zwischen dem König und dem Infanten zuletzt die ironische Spitze, dass der Sohn dem Vater und der Vater dem Sohne den gleichen Vorwurf macht: jeder preist das Glück der Vaterliebe und der Kindesliebe, aber jeder wirft dem andern vor, dass Er es ihm vorenthalte. Auch hier liegt die Ironie in der Situation, gleichsam zwischen den beiden Rollen. Wie Carlos klagt, dass seine Wünsche den König diesem Erdenparadiese entfremdet haben, so wirft umgekehrt der König dem Infanten vor: „schön malst Du ein Glück, das Du mir nie gewährtest!“ Es ist ein elegischer Seufzer, einer der wenigen Augenblicke, wo Schillers Don Philipp nicht ohne Menschlichkeit ist; auf dem „leider, leider“ liegt der ganze Accent. Mitterwurzer lässt das fallen und hält sich an die Ironie, die nur in der Situation latent gelegen ist; er betont: „das *Du mir* nie gewährtest“, als ob er sagen wollte: „ja, das will ja gerade *ich* von *Dir!*“ und als ob es sich um ein Missverständniss oder um einen logischen Widerspruch handelte. Und so spielte er nach Guglias eigenem Urtheil auch die Rolle des Victor Hagen im Gefängniss, die ich nicht von ihm gesehen habe, mit einer „ausgelassenen Lustigkeit, die hin und wieder an Ironie streifte; es war als wollte er den guten Benedix und seine harmlosen Theaterfiguren verspotten.“ Um den guten Benedix thut es mir weiter nicht leid; wohl aber um den grossen Schauspieler, der sich über die Rolle auf den Standpunkt des Dichters stellt und dann nur noch einen Schritt weiter machen darf, um auch dem Dichter über die Schulter zu schauen.

Auch diesen letzten Schritt hat sich Mitterwurzer oft genug und nicht allein bei Benedix, sondern bei viel grösseren Dichtern erlaubt. In der guten alten Zeit des Burgtheaters durfte es als Prinzip gelten, dass die Gestalt des Schauspielers aus dem Text des Dichters hervorging, dass sich die Geberde dem Wort unterordnete, dass man nicht neben dem Text einen ganz fremden Charakter pantomimisch einhergehen liess. Mitterwurzer war der erste, der den gefährlichen und in seinen Folgen unberechenbaren Weg einschlug, gegen die Intentionen des Dichters zu spielen, ihm auch an den einfachsten und klarsten Stellen falsche Absichten aufzuzwingen. Eine solche Stelle ist zum Beispiel die Rede des Wallenstein an Max. Guglia meint, die bisherigen Darsteller hätten diese Stelle „lyrisch gefärbt“: aber nicht s i e haben hier gefärbt, sondern Mitterwurzer, dem die Stelle nicht liegt und der aus der Noth eine Tugend macht. Man höre nur diese gekünstelte Auslegung! Wallenstein verfehlt seine Wirkung auf Max, weil er durch Max' Liebe zu seiner Tochter, mit der er höher hinauswill, verletzt ist; weil er ihn überhaupt nur aus Noth, aus Unentbehrlichkeit zu halten sucht; weil er ihm innerlich ferner steht als je. Ich brauche den Lesern den Inhalt des S c h i l l e r i s c h e n Wallenstein nicht ungefärbt vor Augen zu stellen! ich brauche auch nicht daran zu erinnern, dass mit Max die Blume aus Wallensteins Leben verschwindet! Man mag nun über dieses Verhältniss denken, wie man will; man mag es für unwahrscheinlich oder unmöglich halten, das ist hier gleich! Für den Schauspieler, der nicht seinen eigenen, sondern Schillers Wallenstein spielt, ist es einmal da. Dass aber die rührende Bitte Wallensteins ein unübertreffliches Meisterstück ist und auf niemand seine Wirkung verfehlt, das wird jeder zugeben, der für die Kunst Schillers überhaupt Empfänglichkeit besitzt. An einem Herzen reissen, das ist ja der Inhalt so vieler seiner wirksamsten Szenen: so reisst Carlos an dem Vaterherzen, die Jungfrau an dem Herzen Burgunds, Tell an dem Herzen Gesslers u. s. w. Wenn Wallenstein bei Max kein Gehör findet, so liegt die Schuld nicht an ihm, sondern an Max, der

nicht ungerührt bleibt, aber, nachdem er aus Theklas Munde das Gebot der Pflicht gehört, die Stimmen der Liebe und der Freundschaft gewaltsam unterdrückt oder vielmehr betäubt. Mitterwurzer steht hier wiederum ausserhalb seiner Rolle; er spielt nicht bloss Wallenstein, sondern er will Wallenstein und Max zugleich sein, und er verdirbt die stärkste Szene, indem er den deutlichen Absichten des Dichters entgegen arbeitet. Genau so hat er es kürzlich mit dem König in Don Carlos gemacht; denn was er gespielt hat und technisch musterhaft gespielt hat, das war nicht Schillers Don Philipp, sondern der geschichtliche Philipp, den er dem Dichter untergeschoben hat. Ich brauche das gar nicht weiter auszuführen, man kann es bei Guglia selber lesen. „Die Antwort der Königin macht ihn nicht eigentlich betreten, wie der Dichter vorschreibt, der Darsteller korrigirt hier den Dichter, er zeigt uns besser, was in seinem Philipp in diesem Augenblick vorgeht.“ Auch der Biograph muss den Dichter korrigiren, um die Auffassung des Schauspielers als allein richtig hinzustellen: „hier zum ersten Mal denken wir an das: *Ihr seid gut*, das später Posa zu ihm sagt“; aber Posa sagt das gerade Gegentheil: „Zu einem Nero und Busiris wirft die Menschheit ihren Namen, und das schmerzt mich; denn sie *waren* gut“ d. h. ehe Sie durch das Gefühl der Einzigkeit verdorben waren! Und nun lese man einmal bei Guglia die einleitenden Worte über diese Don Carlos-Vorstellung, wo sich der Verfasser über die „hochtönenden Wechselreden“ und die „schönen Gespräche“ zwischen Carlos und Posa zu moquieren scheint, ob hier der Schillerische Don Carlos nicht bloss zur Folie eines König Philipp dient, von dem der Dichter selbst gar nichts gewusst hat.

Ein durchgehender Mangel des Buches von Guglia besteht darin, dass er nicht, wie ich es eben versucht habe, die Individualität des Künstlers im Ganzen zu erfassen bestrebt ist, sondern sie in einzelne Rollen, und diese wieder in einzelne Stellen zerbröckeln lässt, so wie etwa im vorigen Jahrhundert Böttiger das Ifflandische Gastspiel in Weimar geschildert und hinter jedem Mätzchen eine bedeutende künstlerische Absicht gesucht hat. Bei einem Schauspieler wie Mitterwurzer ist dieser Weg von vornherein aussichtslos; denn wie jeder weiss, hält Mitterwurzer seine Gestalten nur im Ganzen, nicht aber in ihren Einzelheiten fest, und er spielt an verschiedenen Abenden sehr verschieden und sehr ungleich. Aber auch sonst hat die Methode ihre Schattenseiten; denn sie setzt zum Mindesten genaue, fast wörtliche Kenntniss der Rolle voraus, wenn man getreu berichten will. Ich habe Mitterwurzer sehr oft an denselben Abenden gesehen wie Guglia und meine Erinnerungen stimmen oft mit den seinigen nicht überein. Ich greife zum Beispiel „Narciss“ im Wiedener Theater heraus. Es war kein erfreulicher Abend; Mitterwurzer, im Burgtheater ungerecht zurückgesetzt und von einem wahren Heisshunger nach Rollen und Thaten erfüllt, stürzte sich mit einer krankhaft nervösen Gier auf den Narciss. Seine Unruhe kam dem ersten Akt nur zu Statten, obwohl er fast niemals im Text sattelfest war (was G. Freytag einmal an seinem Bolz tief verletzt haben soll). Im vierten Akt, als Choiseul und die Quinault im Vordergrund spielten und Narciss im Hintergrund seine Rolle überlas, war das Stichwort längst gefallen, als Mitterwurzer nach langer Pause mit echten Katzensprüngen nach vorn setzte und mit bebender Stimme rief: „Eine Frage, Herzog von Choiseul, wie hiess der erste Mann der Marquise von Pompadour?“; der Darsteller des Choiseul (Herr Grève) hat mir später selbst erzählt, dass er bei dieser Nüance, die auf der Probe gar nicht angedeutet war, im ersten Schrecken geglaubt habe, Mitterwurzer sei plötzlich verrückt geworden. Aber auch den Schluss hat er damals ganz anders gespielt, als Guglia erzählt, der ihn nach der Vision der Sündfluth mit einem gurgelnden Aufschrei zu Boden sinken lässt. Ich weiss noch ganz genau, wie Mitterwurzer nach den letzten Worten

sich aufrecht zur Leiche der Pompadour (Geistinger) wandte, den Finger auf ihren Mund legte und selber grimassirte, sich dann zum Ausgang wandte, plötzlich nach dem Herzen griff und rücklings zu Boden fiel. Ebenso vergisst Guglia, der sonst für die Masken seines Helden einen scharfen Blick hat, bei seinem Shylock anzuführen, dass er in der Gerichtsszene in einem pomphaften Festkleid, wie zu einer feierlichen Handlung erscheint. Dass übrigens alle früheren Darsteller den idealisirten Shylock gespielt und nicht durch seine Bosheit, sondern durch das ihm zugefügte Unrecht gewirkt hätten, ist eine sonderbare Behauptung: bei La Roche und bei Lewinsky war das gewiss nicht der Fall, und auch die niedrige Auffassung des Juden ist auf dem deutschen Theater keineswegs neu. Mitunter setzt sich Guglia aber auch direkt in Widerspruch mit Mitterwurzer selbst. Während Mitterwurzer selber erzählt, dass ihm die Gestalt des Mephistopheles in Amerika in Einem Moment ganz neu vor Augen getreten sei (was bei einer so bunten Rolle, wie der Mephistopheles von Mitterwurzer ist, freilich nur sub inteso zu verstehen ist), findet Guglia die Grundlinien der früheren und späteren Darstellung nicht verändert. An dem Allmers ist mir die Betonung der physiologischen Grundlage aufgefallen, zu der sich Mitterwurzer, ohne dass ich vor dem Buche von Guglia je etwas davon erfahren hätte, ausdrücklich selbst bekannt hat. Es muss also doch etwas wahres daran sein; und wenn ich Mitterwurzer in dieser Rolle vor mir sitzen sehe, die Hände matt und schwach in den Schooss gesunken, wie kein gesunder Mann sitzt, dann glaube ich nicht, dass Guglia Recht hat, wenn er diese Auffassung gegen die Autorität des Künstlers bestreitet. Noch weniger aber hätte er sich bei Rollen, die er nicht selbst gesehen hat, auf beliebige Zeitungsnachrichten stützen oder gar auf die blosse Vermuthung verlassen sollen, die bei einem so unberechenbaren Künstler wie Mitterwurzer immer eine gefährliche Sache ist. Den Ramseth z. B. hat der Künstler ganz anders als den Erzherzog Ferdinand gespielt und die letzten Worte („aber es war doch die Wahrheit!") hat er mit staunendem Kopfschütteln wie bei etwas ganz Unbegreiflichem gesprochen, nicht „die nervöse Energie seines Wesen herauskehrend und sich in seinem Glauben wiederfindend." An manchen Stellen ist mir auch die Auffassung des dichterischen Charakters bei Guglia unverständlich. Etliches davon habe ich schon oben berührt: aber auch wenn er in dem Shakespearischen Cäsar einen grosssprecherischen Bramarbas sieht oder den Sudermannschen Handlungsreisenden besonders milde als „etwas unverschämt" beurtheilt, weiss ich mich in dem Dichter nicht zurecht zu finden.

Am meisten hat es mich befremdet, dass Guglia seinen Helden so losgelöst vom Burgtheater betrachtet, ja dass er ihn dem Burgtheater stillschweigend gerade gegenüber stellt. Mag im alten Hause auch gegen ihn gefehlt worden sein, so verdankt doch Mitterwurzer dem alten Burgtheater eben so viel als das neue Burgtheater ihm. Man muss ihn nur gekannt haben, als er von Leipzig nach Wien kam! Wie viel seine Rede gewonnen hat und besonders seine Haltung und seine Bewegungen! Er ist auch ein Kind des Burgtheaters, und er wird ihm, richtig beschäftigt und innerhalb der Grenzen seines Talentes, künftig noch mehr zum Ruhme gereichen als bisher. Denn er hat an Reife gewonnen, und in der Auffassung und Gestaltung seiner Rollen die nervöse Hast und die fahrige Unruhe abgelegt, die früher oft peinlich wirkten. Aus Amerika, wo andere ihr Talent vergeudet und ihre Kraft aufgerieben haben, ist er gesammelter und geklärter zurückgekehrt und er hat auch den gefährlichen Hang zum Virituosenleben (ich weiss nur nicht, ob ganz und für immer) überwunden. Es steckt neben der künstlerischen auch eine bedeutende moralische Kraft in ihm, die uns hoffen lässt, dass er sich selbst in naturgemässen Bahnen fortleiten und fortentwickeln werde.

Bei der Wiener Kritik hat das Buch von Guglia nicht überall eine freundliche Aufnahme gefunden. Die Gegner des Zunftwesens sind oft am intolerantesten gegen die Unzünftigkeit. Warum aber soll ein geistreicher Mensch und ein guter Schriftsteller, auch wenn er nicht Theaterkritiker von Beruf sondern Historiker ist, uns nicht die Eindrücke beschreiben, die er in langer und fleissiger Beobachtung von einem Liebling erhalten hat? So oft man auch in Versuchung ist, ihm zu widersprechen, so gern wird man aus seinem Büchlein alte Eindrücke wieder auffrischen.

Jugendbriefe von Paul Pfizer.

Mitgetheilt von

RUDOLF KRAUSS.

Von den Männern allen, die in Süddeutschland geistige Träger derjenigen politischen Ideen gewesen sind, welche durch die Schöpfung des neuen deutschen Reichs ihre Verwirklichung gefunden haben, hat kaum ein anderer den Gedanken der preussischen Vorherrschaft so frühzeitig ergriffen und mit solcher Beharrlichkeit verfochten, wie Paul Pfizer. An diesem Gedanken sind wie an einem gemeinsamen Faden alle seine Schriften aufgereiht von jenem Augenblick an, da er 1831 sein Aufsehen erregendes Erstlingswerk, den Briefwechsel zweier Deutschen, erscheinen liess. Seine politischen Anschauungen, die uns bei retrospektiver Betrachtung heute als etwas keineswegs Ungewöhnliches und Ausserordentliches erscheinen, haben zu jenen Zeiten, zumal in Süddeutschland, durchaus orginale Bedeutung gehabt, und dass Pfizer unter den denkbar misslichsten Verhältnissen an ihnen festgehalten hat, zeugt von der höchsten politischen Einsicht und Voraussicht. Denn um seiner Überzeugung treu bleiben zu können, musste er sich in der Einheitsfrage zu seinen nächsten politischen Freunden, zu Uhland und Genossen, mit denen er im württembergischen Landtag Seite an Seite für die liberalen Forderungen kämpfte, in direkten Widerspruch setzen. Ja, was noch mehr besagen wollte, er musste seinen eigenen Empfindungen gewaltigen Zwang anthun, wenn er von dem autokratisch regierten und reaktionären Preussen das künftige Heil Deutschlands erwartete. So konnten Stunden der Verzagtheit und des Schwankens bei Pfizer nicht ausbleiben. Aber schliesslich kehrte er immer wieder zu dem Glauben zurück, dass eine Einigung des deutschen Vaterlands trotz Allem nur unter preussischer Führung möglich sei. Wie sehr der Lauf der Ereignisse ihm recht gab, sollte er selbst nur noch zum kleineren Theil erleben: er starb im Jahre 1867. Zu Lebzeiten als geistreicher Publizist und charaktervoller Politiker geschätzt, wurde er nach den Begebenheiten des Jahres 1870/71 als einer der süddeutschen Propheten des neuen Reichs verehrt. In der That ist er eine der führenden Persönlichkeiten im politisch geistigen Leben der dem Jahre 1866 vorausgehenden Periode deutscher Geschichte. Darum würde er wohl eine ausführlichere Lebensbeschreibung verdienen, als ihm bis jetzt zu theil geworden ist. Als Bausteine zu einer solchen mögen die nachstehenden 12 Jugendbriefe*) betrachtet werden. Sie zeigen durchaus schon die charakteristischen Züge seines Geistes: Selbständigkeit

*) Eigenthum der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart.

des Denkens, Tiefe des Empfindens, Glauben an eine sittliche Weltordnung, zugleich aber auch jenen Hang zu schwermütiger und düsterer Lebensauffassung, der nachmals seinen Lebensgang so unglücklich gestaltet hat. Wir werden ferner in seine Beschäftigungen auf der Universität und namentlich in seine Privatlektüre eingeführt und erfahren, dass er sich mit Vorliebe seinen Neigungen zur schönen Litteratur überliess, dem juristischen Fachstudium nur die nothwendigste Zeit widmete. Das Urteil über Hölderlins Hyperion im 10. Brief dient zugleich als Beweis seiner leidenschaftlichen Vaterlandsliebe.

Auch die persönlichen Beziehungen zwischen Absender und Empfänger, die in den vorliegenden Briefen ziemlich breiten Raum einnehmen, sind der Aufmerksamkeit nicht unwerth, besonders da auch Pfizers Mitkorrespondent, der 1830 zu Rom in jungen Jahren verstorbene reich begabte Dichter Wilhelm Waiblinger, eine hochinteressante Persönlichkeit ist. Gustav Schwab war es, der im Herbst 1821 die Bekanntschaft zwischen Pfizer und dem 3 Jahre jüngeren Waiblinger vermittelte. Dieser war damals Gymnasiast in Stuttgart und Schwabs Schüler; Pfizer, der zu Schwab in demselben Verhältniss gestanden hatte und mit ihm auch noch nach dem Abgang auf die Landesuniversität freundschaftliche Beziehungen unterhielt, war in den Herbstferien 1821 von seinem ehemaligen Lehrer auf den genial veranlagten Waiblinger aufmerksam gemacht worden und hatte Proben aus dessen Tagebuch zu lesen bekommen; in ähnlicher Weise mochte Schwab auch bei Waiblinger Theilnahme für den in seiner Art nicht minder glänzend begabten Pfizer geweckt haben. Rasch entschlossen sandte Waiblinger an den anderen einen Brief, worin er ihm Freundschaft antrug. Pfizer wusste den Werth von Geist und Talent zu gut zu schätzen, als dass er nicht das Anerbieten freudig angenommen hätte. So entwickelte sich ein reger Briefwechsel, der mannigfache ideale Interessen umspannte. Von Dauer konnte das Verhältniss allerdings nicht sein; dazu waren die Charaktere der beiden Freunde zu verschieden. Des eitlen Waiblinger unwiderstehlicher Drang nach Äusserung, nach Mittheilung stand zu Pfizers tiefer Innerlichkeit in unmittelbarem Gegensatz. Wohl waren beide von ähnlichen leidenschaftlichen Gluthen verzehrt: aber während der eine sie absichtlich vor der Welt in vergrössertem und vergröbertem Maassstab zur Schau stellte, verschloss der andere sein Bestes in sich und drängte die überströmenden Empfindungen gewaltsam zurück (vergl. Brief 5). Pfizer, der in der Schule strenger Selbsterziehung seinen Charakter gefestigt hatte, war nach dieser Richtung dem jüngeren Freund weit überlegen. Er erachtete es für seine Pflicht, ihm seine Meinung ehrlich zu sagen, und legte ihm namentlich in Bezug auf die Einträge in sein Tagebuch, das er jedermann zeigte, Vorsicht ans Herz (vergl. Brief 5 und 6). Der reizbare und empfindliche Waiblinger konnte Tadel nicht hören, und so kostete es jedesmal Mühe, ihn wieder zu besänftigen. Pfizer liess sich indessen nicht beirren. Waiblingers anmaasslicher Eitelkeit begegnete er mit bitterem Hohn (vergl. Brief 8). So wetterleuchtete es häufig am Himmel ihrer Freundschaft, aber eine gewisse geistige Gemeinschaft schob den Bruch lange hinaus. Auch nachdem Waiblinger im Herbst 1822 nach Tübingen übergesiedelt war, hatte er noch Verkehr mit Pfizer, der übrigens damals am Ende seiner Studienzeit stand und mitten in den Examensvorbereitungen steckte. Ende 1823 — Pfizer war bereits im Ministerium zu Stuttgart beschäftigt — brach das Ungewitter los. Pfizer hatte in Erfahrung gebracht, dass ihm Waiblinger in seinem (ungedruckten und später von dem Dichter selbst vernichteten) Roman „Feodor“ eine Rolle übertragen habe. Da er schon vorher auf Waiblinger erbittert war, nahm er die Sache ernster, als sie es verdiente, und las ihm in einem Schreiben (Brief 12) derb den Text. Damit war der endgiltige Bruch vollzogen. Damals hat Pfizer Waiblingers Briefe vernichtet und

diesem gegenüber den Wunsch geäussert, mit den seinigen dasselbe zu thun. Es war zwar nicht schön von Waiblinger, eine solche Bitte unberücksichtigt zu lassen aber wir haben Grund, uns darüber zu freuen, dass Pfizers Jugendbriefe vor den Flammen bewahrt worden sind.

Die 12 erhaltenen Briefe gelangen nachstehend zu wörtlichem Abdruck: nur ein paar unwesentliche Stellen sind unterdrückt, wobei das Ausgelassene durch Punkte bezeichnet ist. Orthographie und Interpunktion sind der gegenwärtigen Gewohnheit angepasst worden.

1) Tübingen, den 6. November 1821.

Ihren Brief, liebster Freund, habe ich gestern durch Sigel*) erhalten. Sein Sie versichert, dass Ihre zuvorkommende Freundlichkeit mich ebenso überrascht als erfreut hat. Es ist das erste Mal, dass mir ungesucht ein so herzliches Zutrauen angeboten wird, und ich verspreche Ihnen, dessen nicht unwürdig zu sein. Sollte dieses Vertrauen dennoch mit einiger Bedenklichkeit auf Ihrer Seite verbunden sein, so trage ich vielleicht selbst die Schuld; aber das Schroffe in meinem äussern Benehmen, dessen ich mir wohl bewusst bin, ist wahrhaftig nicht die Wirkung einer innern Kälte, sondern vielmehr ein Zwang, den ich mir auflegen muss, um nicht alles Maass zu überschreiten in Verhältnissen und unter Menschen, wo ein heisses Herz, ein ungestümes Gemüth so gewöhnlich missverstanden wird. Oder sollte Schwab mich Ihnen in dem Lichte eines Antonio gezeigt haben? In diesem Fall müsste ich besorgen, dass er wohl eher Öl ins Feuer gegossen, als seinen eigentlichen Zweck erreicht habe, wenn er ein näheres Verhältniss zwischen uns Beiden herbeizuführen bemüht war.

Ihr Tagebuch, wenn Sie es mir anvertrauen wollen, werde ich mit Dank empfangen: das Wenige, was Schwab mir daraus vorgelesen, hat in mir den lebhaftesten Wunsch erregt, vollkommener mit Ihnen durch dasselbe bekannt zu werden.

Ich nehme den aufrichtigsten Antheil an dem bewegten, leidenden Zustande Ihres Gemüths; einige Stellen aus Ihrem Tagbuche lassen mich die Ursache Ihres Schmerzens ahnen; verbergen Sie mir Ihre Gefühle, Ihr inneres Leben nicht! Ich nehme noch grössern Antheil daran als an Ihren Ansichten, an Ihrer Weltbetrachtung, und ich glaube, ich werde Sie verstehen, wenn Sie sich mir öffnen wollen.

Sie fragen mich wegen Calderon, Cervantes, Dante, Milton? Die Werke dieser Männer stehen mir gegenwärtig, wo ich mich auf Goethe, Shakespeare und Homer beschränken muss, gar zu fern, als dass ich ein Urtheil wagen könnte. Von Milton habe ich noch wenig gelesen, weil er mir nicht recht zusagen will, und den grossen Dante kenne ich bloss aus dem Wenigen, was Schlegel übersetzt hat, und aus einer ungeniessbaren Übersetzung der Hölle von Bothe. Calderons duftige Poesie ist gewiss eine der herrlichsten Erscheinungen im Gebiete menschlicher Schöpfungen; seine Dichtung ist wie im Zaubergarten, über dem ein immer gleicher sonniger Frühling weht, aber mit Goethe, der uns alle Tiefen und alle Höhen der Welt und des Lebens überschauen lässt, mag ich ihn nicht vergleichen. Die Wanderjahre habe ich noch nicht bekommen können; in der Heterogeneität der Bestandtheile, die man häufig an dieser neuen Komposition Goethe's tadeln hört, will eine geistreiche Rezension, die mir zu Gesicht gekommen, tiefe Absichtlichkeit und eine Art von Parodie auf die unharmonischen, oft widrig kontrastirenden Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit finden: ob daran etwas Wahres ist, überlasse ich Ihnen zu prüfen.

Leben Sie wohl; ich hoffe bald mehr von Ihnen zu erfahren.

Ganz der Ihrige Pfizer.

2) Tübingen, den 14. November 1821.

Lieber Freund!

Ich danke Dir herzlich für Deinen zweiten Brief und für die neuen Beweise eines

*) Gustav Sigel, Philologe, Studiengenosse Pfizers.

herzlichen Zutrauens. die Du mir darin gegeben hast; einige Abhaltungen. dergleichen es auf einer Universität so mancherlei giebt, haben mich verhindert. Dir sogleich zu antworten; aber ich versichere Dir. dass ich täglich und stündlich an Dich denke. und die Freundschaft, welche Du mir anbietest, ist mir um so wohlthuender, da ich mich gegenwärtig ziemlich verlassen und eine langweilige Leerheit in meinem Innern fühle. Ich weiss nicht, was ich treiben soll: die Begeisterung ist zu meinem geistigen Wohlbefinden mir so nöthig als zum Leben das Athemholen, und doch weiss ich und habe ich nichts mehr, das mich begeisterte. Ich treibe mich abwechselnd bald in Zerstreuungen, bald unter Büchern und in Kollegien umher. aber es will mir nichts recht behagen: fast möchte ich sagen, bei allem Suchen und Streben habe ich nichts wahr gefunden als den Schmerz. Das Einzige. was mir einen wahren Genuss und einige Beruhigung giebt, sind Dichtungen; hier darf ich nicht fragen, wozu? woher? und warum? Das befriedigte Streben und das gestillte Verlangen meines Geistes ist die beste Antwort. Ich lese gegenwärtig vorzüglich Shakespeare und (lache nicht über die wunderliche Verbindung!) Novalis; der eine ist mir fast zu reell, da ich mitunter gern im Äther schwebe. der andre zu zerflossen und unbegrenzt, und so neutralisiren sich Beide in mir. Nimm diese Äusserungen nicht für ein Urtheil über diese beiden wunderbaren Geister, sondern bloss für den einseitigen Ausdruck meiner gegenwärtigen Stimmung; diese ist freilich nicht die beste, aber ich hoffe von Deiner freundlichen Gesinnung gegen mich. Du werdest mich schon nehmen wollen, wie ich jedesmal bin; ich hoffe, die Zeit werde mir bald helfen, denn sie ist am Ende doch, wir mögen uns so philosophisch geberden, als wir mögen, die einzige Panacee für die Menschenkinder. So unwohl mir übrigens jetzt ist, und soviel Bitteres ich auch in mancher Rücksicht erfahre, so bin ich doch nicht unzufrieden mit meinem Schicksal; denn es ist mein unerschüttlicher Glaube: *what ever is, is right,* vorausgesetzt, dass wir selber frei sind von Schuld. Zürne auch Du nicht mit Deinem Geschicke, theurer Freund! Wir alle müssen auf diesem Planeten, einer wie der andere, ein schweres Lehrgeld zahlen; aber eine lange Aufmerksamkeit auf mich und andere hat mich überzeugt, dass selbst das Herbste, was uns begegnet, nur dazu beiträgt, jedem, der überhaupt werth ist, dass das Schicksal sein Lehrer werde, die Richtung zu geben, die er nehmen soll; und Du, wenn Du Dich zur heiligsten Kunst geboren und berufen fühlst, ertrage es mit edler Fassung und mit männlicher Dankbarkeit, wenn das Schicksal Dich auch zur Nachtseite des Lebens hinführt; wer in diesem dunkeln Gebiet ein Fremdling ist, der wird nie die Geister treffen und erschüttern.

Sei mein Freund! Ich habe aus der Seele gesprochen.

Pfizer.

3) Tübingen, den 22. November 1821.

Mein Freund!

Du bist so schnell und eifrig in der Beantwortung meiner Briefe. dass ich mich recht von Herzen schäme, wenn ich an meine Langsamkeit denke: Du musst es aber in diesem Punkt nicht so genau mit mir nehmen, da mir das Briefschreiben etwas so Ungewohntes ist, dass bis jetzt immer Monate vergingen, bis ich nur mit einer Epistel zu stande kam. Ich habe mich vorigen Sonntag und Montag beständig mit Deinem Tagebuch beschäftigt, das mir Sigel mitgetheilt hat; ich habe es mit dem grössten Interesse gelesen und bin jetzt schon viel besser mit Dir bekannt geworden. Von Deinen Gedichten, die ich darin gefunden, hat mir dasjenige, welches anfängt: „Wo weilst Du in der Ferne“ besonders gefallen, es ist so innig und gefühlt. Auch die paar Zeilen: „Immer will ich treu das Schöne üben“ u. s. w. habe ich mit wahrer Rührung wieder und wieder gelesen; auch ich habe schon so oft den Entschluss gefasst, mich über nichts mehr zu betrüben und das ganze Leben wie ein schönes Schauspiel zu betrachten, aber leider! unsre schönsten Entschliessungen sind gar zu oft nur das Erzeugniss einer glücklichen Stimmung, die wir nicht fest halten können; stände dies in unserer Macht, vermöchten wir uns immer so zu stimmen. wie wir es wollen, so wäre dies wohl der Triumph der Freiheit; aber ich glaube, es geht über die Kraft eines Menschen.

Du schreibst mir, Du könnest Deine Liebe nicht vergessen. Ich glaube Dir's gern, und Du thust wohl daran, Dein Gemüth nicht gegen den Schmerz und die Sehnsucht zu verhärten, ja, ich halte es sogar für eine frevelhafte Gesinnung, wenn ein Mensch keinen Schmerz empfinden will; die stoische Apathie ist mir ein Greuel, und am Ende ist liebender Schmerz und ein sehnendes Verlangen der dumpfen schlummerähnlichen Ruhe einer gleichgültigen Seele unendlich vorzuziehen:

„Lass' uns lieber Krankheit nähren,
Eh' uns gar das Grab verschlingt!"

Dass Du mit Schwab zerfallen bist, thut mir herzlich leid; sobald ich nach Stuttgart komme, will ich mit ihm darüber sprechen, wenn Du mir's nicht verbietest.

Calderons wunderthätigen Magus habe ich gelesen und bewundert; was ich davon denke, lass mich ein andermal sagen, wenn ich ihn noch einmal gelesen habe!

Lebe wohl, geliebter Freund, und lass mich bald mehr von Deinem Leben und von Deiner Dichtung erfahren!

Pfizer.

4) Ohne Datum.

Soeben erhalte ich Deinen Brief und beeile mich, das Misstrauen, welches Du darin gegen mich äusserst, von mir abzuwenden, damit unser werdendes Verhältniss nicht jetzt schon durch ein unglückliches Missverständniss getrübt werde. Ich soll gelacht haben, als ich Dein Tagebuch las? Ich habe es in Stuttgart gar nicht gelesen, sondern Schwab hat mir einige zerrissene Partien daraus vorgelesen; und nun höre, wie es damit zuging! An jenem letzten Sonntag, den ich in Stuttgart zubrachte, und wo ich bei Schwab mit Dir zusammentraf, machte ich nach Mittag in Schwabs und Notters Gesellschaft einen Ausflug nach Neuffen, und Schwab hatte jenen Band Deiner Lehrjahre mitgenommen (NB. eigentlich hat mir Schwab verboten, von jener kleinen Reise etwas zu sagen, weil er seine gar häufigen Alpenfahrten nicht so bekannt werden lassen möchte, aber in diesem Fall werd' ich ihm das Geheimniss wohl brechen dürfen). Nach dem Nachtessen nun, wo uns der Wein ziemlich begeistert hatte und ich mich eben nicht in der andächtigsten und gewissenhaftesten Stimmung befand, las Schwab einiges, aber Unzusammenhängendes und Zerstreutes aus Deinem Buche vor; ich kannte Dich noch nicht und wusste sehr wenig von Dir; Schwab, der sich in seinem Lehrerverhältniss nicht bei Dir nach Deinen Herzensangelegenheiten hatte erkundigen mögen, hatte mich Deine, wie ich nun wohl sehe, sehr ernstgemeinte Neigung in dem Sinn einer blossen poussage (verzeih' den Studentenausdruck! er ist so bezeichnend) erblicken lassen, und so kam es, dass ich mich einer Regung des Muthwillens nicht enthalten konnte, als Du von manchen glücklichen Augenblicken in Ausdrücken redetest, die einer leichtfertigen Deutung nur zu fähig waren. Ich dürfte Dir dieses gewiss verschweigen, ohne eine Unredlichkeit zu begehen, Du verlangst aber Offenheit, wenn sie auch verletzen sollte, und daher gestehe ich Dir, dass ich beim eigentlichen Durchlesen Deines Tagebuchs in der letzten Zeit, wo ich mich nicht mehr bloss für Deine Eigenthümlichkeit interessirte, sondern wahren und herzlichen Antheil an Dir nahm, eben jene zu viel sagenden Ausdrücke (wie z. B. eine Nachtstunde verscherzen und drgl.) nicht ohne eine Art von peinlichem Gefühle lesen konnte. Ausserdem gestehe ich Dir noch, dass ich bei einigen Blasphemien wie die: „Ich weiss nicht, was ich denken soll — bist Du vernünftig oder toll, Du aller, aller Grösster?" und da, wo Du den Teufel anrufst, zu Schwabs bedenklichem Kopfschütteln herzlich lachen musste. Dies ist aber auch alles, was mir zur Last fällt. Deine Liebe habe ich wahrhaftig nicht missbilligt, sondern nur zu leichtsinnig betrachtet, und im übrigen verweise ich Dich auf Schwabs eigenes Zeugniss, ob ich nicht mein Wohlgefallen an Deiner Persönlichkeit schon damals bestimmt ausgesprochen und Deine Partie namentlich gegen Hohbach, dessen Gedichte Schwab den Deinigen rühmend entgegenstellte, so entschieden ergriffen habe, dass Schwab sogar eine Verstimmung, die mich später überfiel, für eine Empfindlichkeit darüber halten wollte, dass er Dir nicht Gerechtigkeit habe widerfahren lassen.

Wie mir Deine Valerine gefalle? Das Gemisch von weiblicher Hingebung und schüchterner Zurückhaltung, was Du an ihr schilderst, ist äusserst rührend und gefällig. Du hast aber in Deinem Tagebuche, wie es in der Darstellung eigener Seelenzustände nicht anders sein kann, mehr Deine eigene Leidenschaft als das geliebte Wesen selbst geschildert: sie erscheint einzig im Spiegel Deiner Liebe, und vielleicht sollen auch Weiber nicht anders, als gerade so, erscheinen.

Über Deine ganze Liebe muss ich das, was ich in meinem vorletzten Briefe leis angedeutet habe, wiederholen. Ich glaube nicht, dass Du die Verfolgung dieser Leidenschaft zur Aufgabe Deines Lebens und zum Zweck Deines Wirkens machen darfst, dass Du sie aber getrost als eine Bildungsstufe im Gang zu Deiner höhern Bestimmung betrachten mögest, weil das Durchleben und Selbstempfinden aller bedeutenden menschlichen Zustände dem Dichter gewiss vor allem noth thut, und damit Du dies nicht für ein leeres Geschwätz hältst, so versichere ich Dich, dass ich selber schon Ähnliches und vielleicht noch Schwereres erfahren habe, wovon ich nicht weiter sprechen darf.

Auf Weihnachten werde ich wahrscheinlich nach Stuttgart kommen, und dann sprechen wir ausführlicher: Deine übrigen Fragen lass mich im nächsten Brief, der bald nachkommen wird, beantworten!

Leb wohl! Ich hoffe, Du werdest versöhnt sein und Dein Misstrauen fahren lassen

Ganz der Deinige

Pfizer.

5) Tübingen, den 10. Dezember 1821.

Mein Freund!

Dein letzter Brief hat mich in einige Verlegenheit gebracht; ich muss nun schon Deine Vorwürfe und vielleicht eine ungerechte Beurteilung von Deiner Seite wagen, denn ich kann Dir die verlangte Erklärung nicht geben. Ist doch manches, was uns begegnet, von solcher Natur, dass es durchaus keine Mittheilung gestattet, giebt es doch für jeden nur einigermaassen tiefern Menschen Geheimnisse, die, sobald sie einmal aufgehört haben, ihm allein anzugehören und sein heiligstes, innigstes Eigenthum zu sein, ihre beste Kraft und Wirkung verlieren und dann ebenso niederschlagen und beunruhigen, als sie vorher ihn gehoben und begeistert hatten. Dringe also nicht weiter in mich, wenn Du mich liebst und Unruh' und Reue mir gern ersparen willst! soviel aber kann ich Dir versichern, dass es nicht Weiberliebe ist, was mein Herz bewegt.

Dein Tagebuch werd' ich bald zu lesen bekommen, die ersten Seiten habe ich schon bei Sigel gelesen und auch die erste Stelle, wo Du von mir sprichst. Dort thust Du mir aber doch Unrecht, zu sagen, ich hätte über Sophokles absprechend geurtheilt; ich weiss genau, dass ich damals sagte, mir sei für Sophokles der Sinn noch nicht aufgegangen, und wenn dies absprechend ist, so weiss ich nicht, wie die Zurückhaltung sich ausdrücken sollte. Anfangs dachte ich, Dich zu bitten, Du möchtest von mir in Deinem Tagebuch völlig still schweigen oder mich doch auf eine unkenntliche Weise bezeichnen, weil doch zwischen uns beiden von Manchem die Rede sein könnte, was ich nicht gerade vor die Augen oder vor die Ohren dritter bringen möchte; ich will es nun aber Deinem eigenen Gefühl und Deiner freundschaftlichen Rücksicht auf meine eigenthümliche Art und Weise überlassen, von mir zu sagen und zu verschweigen, was Dir geeignet scheint.

Ich komme auf Weihnachten bestimmt nach Stuttgart, wahrscheinlich zu Anfang der übernächsten Woche; den Tag aber weiss ich noch nicht, da ich von meinen Kollegien abhänge; doch schreibe ich Dir auf jeden Fall noch vorher darüber.

Hamann, nach dem du fragst, kenne ich bloss dem Namen nach; ich sollte ihn freilich schon gelesen haben, aber es giebt des Lesenswürdigen so viel, dass einem schwindlig wird, und gegenwärtig beschränke ich mich auf das Allernothwendigste, um nicht über dem ewigen Bücherhocken ganz zu verdumpfen. Man ist nur einmal jung, und ich möchte nicht, dass ich mir einst, wenn die Zeit des Geniessens vorüber ist, sagen müsste, ich habe nicht gelebt.

Das nächste Mal von Deinen Lehrjahren*) und Deinen Gedichten und in zehn oder vierzehn Tagen dann von allem, was uns bedeutend oder ergötzlich ist! Lebe wohl, lieber Freund! und sei nachsichtig und billig gegen

Deinen Dir vielleicht allzu verschlossen scheinenden Freund

P. P.

P. S. Der Brief ist noch nicht abgegangen, und ich habe inzwischen Dein Buch gelesen bis zu dem Fragment, wie Du es nennst, hier will ich vorderhand aufhören. Es ist nicht recht, solche Rohheiten hinzuschreiben, vor denen das Papier erröthen sollte. Und das zeigst Du nun Allen, die Dich kennen? Zeigst es Deiner Geliebten? Zeigst es Amalien? Soll ich das Tagbuch mit dieser unwürdigen Entstellung auch in Notters†) Hände kommen lassen? Darf ich es Dir nicht zurückschicken, dass Du diesen Flecken austilgst? Die Erfindung taugt nichts und ist in ihren widrigen Derbheiten völlig unkünstlerisch und unpoetisch, und wer nur einige Menschenkenntniss hat, wird sich durch die Galle, welche Du über manche lieber ganz zu verschweigende Schändlichkeit ausschüttest, nicht täuschen lassen, das Ganze für den Erguss eines für Reinheit und Sitte eifernden Gemüths zu halten.

6) Tübingen, den 16. Dezember 1821.

Lieber Freund!

Wenn nur die verdammten Missverständnisse nicht wären! aber die verwirren und verderben alles. Wenn ich es so ansehe und überlege, wie unumschränkt überall das Missverständniss herrscht und alle Verhältnisse verwickelt und verhetzt, so möchte ich der Meinung eines Philosophen beistimmen, der die ganze Welt für nichts anderes als ein grosses Missverständniss zu halten scheint: der ewige Geist wollte sich sein eigenes Wesen aussprechen, durch ein Missverständniss erhielt dieses ausgesprochene Wort ein eigenes Dasein und Bestehen, und so entstand diese grosse comedy (oder tragedy) of errors, die wir unsere Welt nennen. Es ist ein Missverständniss, wenn Du Hohn in meinen Worten findest, und wenn Du glaubst, ich hätte Dich gar von allem Streben nach Reinheit und Sittenschöne freigesprochen; ich weiss wohl, dass jemand, der einmal zügellos gesprochen oder geschrieben hat, darum kein Verlorener und Verworfener ist, und nur darauf wollte ich Dich aufmerksam machen, dass aller Grimm und alle Bitterkeit, womit Du in jenem Fragmente redest, mich doch nicht überzeugen können, es sei einzig und allein der Eifer für das Reine und der Abscheu vor dem Entgegengesetzten, was Dich von solchen Dingen reden lasse, und dies hast Du ja selber schon eingestanden; was ich Dir aber in meinem letzten Brief sagte, habe ich Dir als Freund gesagt, und wenn Du mir gleichgiltig wärest, so hätte ich Dein Buch ohne Bedenken weiter gegeben und das gewöhnlich sehr unnütze Geschäft, den Prediger aus der Wüste zu machen, nicht auf mich genommen. Ebenso ist es ein Missverständniss oder giebt wenigstens für andere Anlass zu einem Missverständniss, wenn Du in einer Stelle Deiner Lehrjahre, wo Du Dich über Deinen Vater beschwerst, hinzusetzst: auch Pfizer ist meiner Meinung. Wer dies liest, muss glauben, ich stimme mit in den Ton ein, in welchem Du über Deinen Vater an manchen Stellen redest; aber ich kann ihn nicht billigen. Ein Missverständniss und ein für mich höchst unangenehmes Missverständniss ist es zum Dritten, wenn Du auf einem der letzten Blätter Deines Buches sagst, der Wein habe Schwab hart zugesetzt, und meinst, er habe in solcher Stimmung über Deine Leidenschaft gescherzt; dies habe ich nicht gesagt, und es ist durchaus unwahr; Schwab hat nie ein Wort des Scherzes oder Spotts über Deine Liebe ausgesprochen, sondern das Ganze immer sehr ernst und vielleicht nur zu ernst und zu ängstlich

---

*) Waiblingers Tagebuch führte den Titel „Hugo Thorwalds Lehrjahre“.

†) Der bekannte schwäbische Dichter und Politiker Friedrich Notter (1801—1884), Pfizers vertrauter Freund.

genommen:*) an jenem Abend aber war es nicht, wo er mich damit bekannt machte, und am wenigsten hat ihm der Wein so zugesetzt, dass er Dir darüber Unrecht gethan hätte; wenn nun aber ein Dritter jene Stelle liest, so missversteht er sie dahin, Schwab habe einen tüchtigen Rausch gehabt, und ich muss es dann gesagt haben.

Lieber Freund, nun habe ich Dir alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, und ich danke Gott, dass ich nun den ablehnenden und zurückweisenden Ton verlassen darf. Deine zwei Gedichte an Valerine gefallen mir recht wohl, besonders das, welches anfängt: „Früh vom Morgen“ . . . . . Deine Gewalt über die Sprache und die Leichtigkeit und Rundung Deines Ausdrucks in der Prosa ist zum Verwundern: ich beneide Dich darum.

Über vieles in Deinem Tagebuch verlangt es mich recht, Dir bald meine Einstimmung, bald meine abweichende Ansicht zu entwickeln; aber dazu wird sich in Stuttgart Gelegenheit finden. Nächsten Samstag werden wir uns sehen . . . auf jeden Fall bin ich bis Samstag Mittag in Stuttgart.

Lebe wohl und sei nicht empfindlich! Pfizer.

7) Tübingen, den 10. Februar 1822.

Lieber Waiblinger!

Sigel sagt mir heute, er habe von Einem aus Stuttgart erfahren, dass Du nicht in's Gymnasium kommest und wahrscheinlich nicht wohl seiest: ist es wirklich so, so wünsche ich nur, es möge nicht so bedeutend sein, dass Du nicht für das Vergnügen, Deine Professoren zu hören, durch eine behagliche Einsamkeit und den ungestörten Genuss Deiner selbst reichlich entschädigt würdest. Lass mich wissen, wie es mit Deinem Trauerspiel †) geht! Ich bin recht begierig, etwas davon zu lesen oder nur von Dir etwas darüber zu erfahren; auch Dein Tagebuch wird inzwischen bedeutend vorgerückt sein, besonders wenn die letzte Zeit für Dich so wichtig und reich an Erfahrungen war, als ich aus Deinen Briefen vermuthe.

Sigel ist nun aus dem Stift ausgezogen und hat uns in seiner neuen Wohnung einen flotten Einweihungsaufwichs gegeben, überhaupt führe ich gegenwärtig ein ziemlich dissolutes Leben . . . . Indessen fange ich doch auch wieder an, etwas zu lesen; die falschen Wanderjahre waren nach langer Zeit das erste: der Verfasser hat Goethe seine Manier wahrhaftig gestohlen, und das Verruchte dabei ist, dass, wenn man solche unbedeutende und meist schiefe Gedanken in dem bekannten lieben Ton ausbieten hört, man unwillkürlich für den Augenblick über den inneren Gehalt des trefflichen Vorbilds durch die so täuschend nachgeahmte Form des Nachdrucks zweifelhaft und irre gemacht wird. Den Abt von Walther Scott habe ich angefangen zu lesen: er gefällt mir ganz wohl, aber den ausserordentlichen Ruf seines Verfassers scheint er mir doch nicht zu rechtfertigen.

Leb wohl und lass mich bald etwas von Deinem Befinden hören!

Dein P. Pfizer.

8) Tübingen, den 21. Februar 1822.

Lieber Waiblinger!

Dass Du wieder gesund bist, freut mich; dass ich durch die späte Kunde, die ich von Deiner Krankheit erhielt, Deine Empfindlichkeit gereizt habe, ist mir leid. Wäre mir das Vermögen des Fernsehens verliehen, so möchtest Du freilich Recht haben, mir Vorwürfe zu machen; so aber, da ich nur meine fünf natürlichen Sinne gegen die Aussenwelt richten kann, konnte ich es auch nur auf menschliche und natürliche Weise erfahren; hätte mir aber vielleicht das getrübte Licht der Sonne oder der erbleichende Schimmer des Monds ein Zeichen sein sollen, dass ihr Liebling leide, so verzeih! Ich wusst' es und verstand es nicht . . . . .

Ich soll Dir die Wissenschaften loben? Die Wahrheit möchte ich loben, aber in

*) Pfizer erinnert sich hier offenbar nicht mehr daran, was er in Brief 4 geschrieben hat.

†) Waiblinger schrieb damals an einem nie gedruckten Trauerspiel Hass und Liebe.

den Wissenschaften finde ich wenig Heil und Trost; sie sind aber zum Glück auch nicht der einzige Weg zur Wahrheit, füllen nur die negative Seite des Menschen und führen schwerlich so weit als die glückliche Ahnung und die sehnende Begeisterung. Hätte ich nur einen würdigen Anlass zu handeln und thätig zu sein! Das wäre mir lieber als das ewige Schreiben und Bücherlesen; aber auch die Thaten unseres Zeitalters sind gewöhnlich nur Worte und Federstriche.

Lebe wohl! Ein ander Mal, wenn ich besser dazu gestimmt bin, will ich einen langen Brief schreiben.

Dein P. P.

9) Tübingen, den 19. Mai 1822.

Mit Deinem letzten Brief hast Du mich, da ich natürlich zuerst nach den Versen griff und das Räthsel vor der Auflösung zu lesen bekam, nicht wenig überrascht; denn ein so schneller Sieg als der, dessen Du Dich hier rühmtest, war mir auch bei der besten Meinung von Deiner Unwiderstehlichkeit noch immer etwas Unbegreifliches; aber, aufrichtig gesprochen, scheint es mir doch, dass eine kleine Selbsttäuschung mehr Leidenschaft in Deine Worte lege, als in Deinem Herzen sein mag, und dies ist auch meine Meinung von Deinem Gedicht: es liest sich gut, es fehlt ihm aber an echter poetischer Kraft, und es dringt nicht zum Herzen. — Mit der vorigen Liebe ist's also aus? ganz aus? so dass Du jetzt lieber für eine todte Geliebte als für die lebendige empfinden willst? Das ist wunderlich. Du sagtest sonst: „Ewig! ihr Ende wäre Verzweiflung!“ und nun trägst Du dieses Ende so leicht, dass ich bekennen muss, Du habest Dich selbst übertroffen. Aber so wandelbar ist alles Menschliche und so vergänglich, und ich will Dich nicht anklagen; der Gedanke der Vergänglichkeit ist oft derjenige, der allein und am besten tröstet. Er tröstet auch mich, wenn ich über den Pandekten schwitzen muss, während vor meinen Fenstern ein ganzer Frühling ausgebreitet liegt; denn ich muss nun doch einmal die Jurisprudenz mit Ernst angreifen. Ein Geistlicher möchte ich nicht werden, das ganze theologische Treiben kommt mir gar zu unmännlich vor, und vielleicht wäre es gut, wenn man nur Weiber predigen liesse. Die Medizin auszuüben, wäre mir noch verhasster, und so muss ich mich eben in mein Schicksal ergeben. Vielleicht öffnet eine baldige Umgestaltung unsrer beinah' in jeder Rücksicht verlebten und baufälligen Zustände den vielen, die jetzt nicht wissen, wo aus noch ein, neue Bahnen einer angemesseneren und belohnenderen Wirksamkeit.

Lebe wohl! Dein Pfizer.

10) Tübingen, den 6. September 1822.

Lieber Waiblinger!

.... Du bist jetzt beschäftigt, die oft gepriesenen Griechen vollends zu den Göttern hinaufzuheben?*) Daran erkenne ich, dass Du ein Deutscher bist. Thu es wenigstens nicht auf Kosten Deines Vaterlandes, wie Hölderlin im Hyperion! Oder sollte dieser nicht die Idee eines solchen Werks in Dir geweckt haben? Ich habe diesen jetzt auch gelesen, und ich muss gestehen, dass trotz seinem Mangel an Originalität, dem durchgehenden schellingisch-wertherischen Ton, der Talent, aber kein Genie beweist, einzelne Gedanken wunderbar schön und poetisch sind; anderes hingegen ist wieder ganz schülerhaft, namentlich der Brief, wo er sein erstes Zusammentreffen mit Diotima schildert. In der That, ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, wie dem verliebten Jüngling für seinen Engel nichts gut genug scheint, als die unbeholfenen, hochtrabenden Phrasen und Bemerkungen, dass die Sonne kein Held sei, u. s. w.! Denke Dir eine solche Einleitung des Gesprächs mit einem Mädchen, das er bisher nie gesehen hatte! Ganz empörend finde ich aber Hölderlins Schmähungen gegen Deutschland. Armes Vaterland! Wenn die Schriftsteller anderer Nationen nichts Würdigeres und Grösseres kennen, als ihre Nation zu ehren, so gehört es bei den Deutschen

*) Waiblinger war damals mit seinem Erstlingsroman Phaethon beschäftigt, zu dem ein Besuch bei dem wahnsinnigen Dichter des Hyperion den Anstoss gegeben hatte.

zum guten Ton, ihr eigenes Vaterland zu lästern und zu schänden, dass Fremde dagegen. was durch weite Zeiten und Räume von ihnen getrennt ist. und wovon sie kaum eine allgemeine Vorstellung, nie eine lebendige Anschauung haben, zu erheben und dem Einheimischen und Verwandten einen Maassstab aus der Ferne aufzudringen, der gewöhnlich ebenso willkürlich als . . . ungerecht ist. Ehe solche Menschen das Vaterland hinweisen auf seine Schmach, mögen sie erst aufhören, es selbst zu schänden, ehe sie sich so fremd und anmaassend davon wegwenden, mögen sie ihm ihre Liebe anbieten und nicht durch ein vornehmes, ungerechtes Verhöhnen sich selbst verächtlich machen.

Von der Philosophie kann ich Dir jetzt nichts schreiben; ich bin mit mir selbst viel zu sehr in Zwiespalt, ob die Philosophie wirklich die hohe und allgültige Wissenschaft ist, für die man sie ausgiebt, oder ob sie nicht vielmehr eine Trennung der Elemente voraussetzt, die im Menschen nicht sein sollte; mir scheint, die Kraft des Lebens leite sicherer als alle Philosophie. Den einzigen Rath würde ich Dir geben, die deutsche Philosophie historisch zu studieren und die bedeutendsten Schriftsteller chronologisch zu lesen, wofern Du wirklich Lust und Trieb hast, die Arabia petraea der Spekulation kennen zu lernen.

Dein
P. Pfizer.

11) Stuttgart, den 23. August 1823.

Lieber Waiblinger!

Du klagst, dass Du so lang auf einen Brief von mir habest warten müssen? warum hast Du denn aber nun so lange gewartet, ohne mir irgend ein Zeichen Deines Daseins und Deines Andenkens zu geben? Wunderlicher Mensch, dem das Leben so, wie es ihm entgegenkommt, niemals geniessbar und die Verhältnisse so, wie sie sich von selbst machen, nie bedeutend genug sind! Ich glaube fast, Du hast so lange geschwiegen und Dich zurückgezogen, um Dich durch das Stillschweigen von meiner Seite gereizt oder gar beleidigt zu fühlen und dadurch unserm Verhältniss wieder mehr Pikantes zu geben. Es ist freilich oft etwas recht sehr Langweiliges um eines Menschen Leben, wie ich hinter meinen Akten jetzt täglich erfahre, aber dafür steht auch die Zeit nie still, und die Ewigkeit ist lang, so dass uns noch manches begegnen kann, was die Mühe des Wartens doch austrägt.

Für Deine Beruhigung und damit Du Dich gewöhntest, leichter zu leben, wüsste ich Dir nichts Besseres zu wünschen, als dass Du wirklich alle die Gegner und Verfolger hättest, von denen Du Dich umgeben glaubst, oder dass irgend ein grosses Schicksal Dich ergriffe; dann würdest Du nicht mehr nöthig haben, gegen einen erträumten Feind die Kraft zu wenden, die, ohne einen wahren Gegenstand, nur sich selbst zerstört. Aber vielleicht findest Du nun bald auf den Schweizerbergen oder unter dem Himmel Italiens, was Du bisher vergebens oder unbewusst gesucht hast, und ich wünsche Dir zu Deiner Reise Tage ohne Wolken und Wege, die man zu gehen nicht müde wird.

P. Pfizer.

12) Stuttgart, den 28. November 1823.

Lieber Waiblinger!

Wenn wir einander gleich nicht mehr schreiben, so bin ich doch von Dir, wie ich vernehme, inzwischen nicht vergessen worden. Vielmehr hast Du Dich, soviel ich mir habe sagen lassen, lebhaft genug mit mir beschäftigt und für gut gefunden, mir eine Rolle in Deinem neuesten Werke zu übertragen.

So gleichgiltig es mir nun sein könnte, meinen wirklichen Charakter dem Publikum unter irgend einer Gestalt vorgeführt zu wissen, wenn es dabei der Geschicklicheit des Lesers überlassen bliebe, die Übereinstimmung der Kopie mit dem beabsichtigten Original herauszufinden oder zu misskennen, so ist es mir doch nicht angenehm, wenn dem willkürlichen Produkt fremder Einbildung meine individuellen Züge und mein Name ausdrücklich gegeben werden. Übrigens kann mich so etwas von Dir auf keine Weise befremden; ich sehe, dass

ich mich nie in Dir geirrt habe, und es ist mir eine Beruhigung, aus einem neuen Zu[g] die Überzeugung schöpfen zu dürfen, dass ich Dir nicht Unrecht gethan habe.

Eine Entschuldigung erwarte ich daher auch nicht von Dir, und Du selbst wi[rst] um so weniger glauben, gefehlt zu haben, als Du es Dir selber am Ende nicht be[...] machst. Nur die Bitte um Vernichtung meiner Briefe magst Du gegen die Zusicheru[ng] gleicher Bereitwilligkeit von meiner Seite noch gestatten: Du wirst deren nicht mehr be[...] dürfen, nachdem Du alles, was Du von mir hast und weisst, Dir so ganz angeeignet [und] mir selbst ein so bleibendes Denkmal gesetzt hast; aber auch diesen Wunsch gebe i[ch] ganz Deiner stillschweigenden Entschliessung anheim.

Pfizer.

Zwei Briefe von Karl Mathy.

Mitgetheilt von **W. LANG.**

Die nachfolgenden Briefe wird jeder Leser in den Lebensgang Karl Math[ys] wie ihn Gustav Freytag erzählt hat, leicht einreihen. Der erste derselben ist [in] dem Juradorfe Grenchen, Kanton Solothurn, geschrieben, wo der nachmalige badis[che] Minister als Flüchtling eine Lehrstelle an der Secundärschule gefunden hat[te]. Das war im März 1838. Im Juni des folgenden Jahres ist unser Brief geschrieb[en]. Er athmet die Befriedigung, die Mathy bei den Erfolgen seiner Lehrthätigk[eit] empfinden durfte, und bei den Beweisen von Anhänglichkeit, die ihm von Ju[ng] und Alt entgegengebracht wurden. Von den Persönlichkeiten, die in dem Brie[f] genannt werden, kennt man die meisten aus Freytags schönem Buche: Frau An[na] (Nannchen) vor Allen und die Kinder, dann den Vater Girard, den Besitzer de[s] Bades, bei dem Mathy vorher fast ein Jahr gewohnt hatte, den „zuverlässige[n] Schirmvogt der Flüchtlinge“, nicht minder den Pfarrer und den Kaplan de[s] Dorfes, die scheel auf das wachsende Ansehen des eingedrungenen Ketzers blickte[n], den alten Geschäftsfreund und Hausarzt Dr. Schneider in Nidau, den „unhold[en] Dr. Fein“, auch jene Frau Lemmé, die vertraute Freundin der Familie, der[en] Hingang sie in Grenchen erleben musste; und selbst den besonders begabten Knab[en] wird man in der Schilderung wiedererkennen, die Mathy selbst von seinem Grenche[ner] Aufenthalt entworfen hat. (Freytag, Bilder a. d. deutsch. Verg. Band IV).

Dem Aufenthalt in Grenchen waren in Folge der sog. Flüchtlingshatz (se[it] dem Sommer 1836) zwei Jahre der Verfolgung und gescheuchten Flüchtlingslebe[ns] vorausgegangen. Eine Zeitlang, von Oktober 1836 bis April 1837, bildete Aara[u] ein wohlthätiges Asyl. Mathy hatte mit seiner Familie dort im Hause des Profess[ors] an der Kantonschule K. Fr. Schnitzer*) eine Zuflucht gefunden. Zu den Nächst[en] befreundeten gehörte damals der bekannte Germanist Ernst Rochholz, gleich[-] falls Professor an der Kantonschule, und an diesen ist der nachfolgende Brie[f] gerichtet.

Lieber Ernst!

Ein Schulmeister muss von der Schule schwätzen und aus der Schule. Mit de[r] meinigen geht es gut. Die Buben haben mich sehr gern. Beweis: Als ich neulich Ho[...] bekam, erschien Nachmittags eine Abtheilung Freiwilliger, setzte mit grosser Gewandthe[it]

*) Schnitzer war württembergischer Theologe, einer der frühesten Schüler Baurs, zu[m] Freundeskreise von D. Fr. Strauss gehörig. Später Professor in Heilbronn und Rektor i[n] Reutlingen, zuletzt, nachdem er durch die Revolution von 1848 einige Jahre aus der Bah[n] geworfen war, Professor in Ellwangen; bekannt als Übersetzer von Pindar und Aristotele[s].

das Holz in Ordnung, reinigte den Platz ums Haus herum. führte Kies und Sand herbei und gab in wenig Stunden der Sache ein nettes Aussehen. Die junge Mannschaft (vom Schlag der Allerheiligen Hochzeitsgäste) hat mich auch gern. Beweis: Vorgestern war Frohnleichnamsprozession, wobei das Militär ausrückt und nach beendigter Ceremonie den Honoratioren Salven giebt. Plötzlich kamen die beiden Aerzte, Dr. Girard und Dr. Schilt, und kündigten mir an, dass die Schützen beschlossen hätten, mir ebenfalls eine Ehrensalve zu bringen. Sie rückten an, feuerten mörderisch mit Gewehren und einem Katzenkopf, dass den Buben Hören und Sehen verging, die Tochter im Bett auffuhr, — schwenkten die Fahne u. s. w. — Nannchens Ehrgeiz war gekitzelt, sie lächelte vornehm. Abends kam ich mit Dr. G. ins Wirthshaus, das gepfropft voll war. Die Mannschaft zog mich hinein und brachte mir ein unendliches donnerndes Vivat, das mich nichts kostete, als einen Erwiederungstoast. Im Nebenzimmer sass der Schwarzrock: hui, — was für ein Gesicht! — Im Hochgefühl des Sieges trat ich zu ihm und forderte ihn auf, die Violinstimme bei Mehüls Jagd zu übernehmen, welche der Dr. und ich auf Klavier und Flöte spielten. Die Verlegenheit liess ihn zu keiner abschlägigen Antwort kommen; seinen Zorn liess er an einigen der ersten Bürger, Ammann und Gemeinderäthen aus, welche dafür anfingen, über die Prozession, den Segen und dergl. zu spotten, so dass der Pfarrer sammt dem Kaplan die Flucht ergriff. (Ich war zum Glück nicht mehr da; der Dr. erzählte es mir.) — Unter meinen Schülern habe ich einen ausgezeichneten Kopf entdeckt, und höre nicht auf, überall wo es mit Nutzen geschehen kann, darauf zu dringen, dass die Gemeinde etwas für dessen Ausbildung verwende; nächstens werde ich auch die Erziehungskommission besonders auf denselben aufmerksam machen. — Wenn Du Dich satt gelacht hast über obigen Spass, so lies weiter. Madame Lemmé wird auf zwei oder drei Monate hierher kommen; ohne Zweifel mit ihrer Schwester Emilie; sehr wahrscheinlich werden auch einige unserer Deputirten, namentlich v. Itzstein und Gerbel, auf der Rückreise von St. Gallen, wohin sie des eidgenössischen Schiessens halber gehen, ebenfalls hierher kommen; ferner erwarte ich Nachricht von meinem Schwager aus Konstanz, der auf einige Wochen das Bad brauchen will. Meine Mutter und ältere Schwester erwarte ich gleichfalls — leider aus einem traurigen Anlass, nämlich wegen des Todes meiner jüngeren 19jährigen Schwester; ich habe die Überlebenden dringend eingeladen, um ihnen hier Erholung und Zerstreuung zu verschaffen. Meine arme Mutter hat nun innerhalb weniger Jahre vier erwachsene Kinder, 3 Söhne und eine Tochter von 18—22 Jahren verloren; — ich bin auch halb für sie verloren! — Lieber Ernst! Du findest dieses Jahr bessere Gesellschaft als im vorigen, und es wird Dich nicht reuen zu kommen; gelt Alter?

Von Strauch aus Lenzburg habe ich einen Brief erhalten, woraus ich folgendes abnahm: Strauch ist von irgend Jemand in Baden beauftragt, bei mir anzufragen, ob ich nach Hause zurückkehren und in den Staatsdienst wieder eintreten wolle. Die Sache hängt mit dem Tode des Ministers Winter zusammen, der mich verfolgte, weil er mich für gefährlich hielt, und kömmt in letzer Instanz vom Finanzminister v. Böckh, der sich erinnert oder von anderen daran erinnert wurde, dass ich gut zu brauchen sei. Strauch ist ohne Zweifel angewiesen worden, behutsam zu Werk zu gehen, und hat mir darum nicht viel gesagt. Ich antwortete, dass ich nicht eher an das Aufhören der Verfolgungen von Seiten der bad. Regierung glauben könne, bis ich meinen Heimathschein herausbekomme, der mir widerrechtlich vorenthalten wird. Über weiteren Entschluss habe ich nur Allgemeines geäussert. Meine Absicht ist nämlich, zu versuchen, ob ich bei dieser Gelegenheit meine Legitimationspapiere bekommen kann, und eine offizielle Erklärung, dass meiner Rückkehr nichts mehr im Wege stehe. Dann hat die Flüchtlingschaft ein Ende, ich stehe hier fester, kann Ferienreisen nach Hause machen, und weiter nach Umständen handeln. — Siehe zu, lieber Ernst, was Du mit diplomatischer Gewandheit von Strauch herausbekommen kannst, beobachte aber vor der Hand alle Diskretion, besonders gegen Dr. Fein . . . .

Unlängst erhielt ich einen Brief von Lembert. — Er ist nun auch von der Anklage

eines Complotts zum Umsturz der deutschen Regierungen freigesprochen, aber durch 28 monatliche Kerkerqualen ruinirt. Er war nahe daran, blind zu werden (vermuthlich haben ihm die Schergen Bella Donna gegeben), lag 10 Monate lang krank, war so entstellt, dass ihn selbst seine Schwestern nicht mehr erkannten, steht unter polizeilicher Aufsicht, kann daher nichts anfangen und muss auf der Schreibstube eines Notars seine blöden Augen vollends verderben. Durch den Bankerott eines Verwandten hat er sein Vermögen verloren und ein Pass ins Ausland wird ihm verweigert. Er wird Dir schreiben. O. Vom Bern; ein neues Opfer Deines Schlotters — und doch von baierischen Richtern freigesprochen! Ich habe H. Reg. Rath Dr. Schneider davon in Kenntniss gesetzt.

. . . . Meine Frau ist wohl, grüsst Dich herzlich, und verspricht aufs Neue Leberklösse und Kartoffelsalat; diesmal keine Täuschung. Die Kinder sind wohl: August tummelt sich mit den Buben herum, und steht in solchem Ansehen, dass Täuflinge nach ihm genannt werden. Karl ist zahmer, und freut sich der Thiere und Pflanzen. Die Tochter ist brav und gedeiht wundervoll. Kurz es fehlt in dieser Hinsicht meinen Wünschen nichts. Ich zähle die Tage bis zu deinen Ferien, und verspreche Dir Vergnügen. A propos. Nächste Woche fangen meine Heuet-Ferien an: Soll ich zwei Tage nach Aarau kommen? . . . Mit herzlichem Grusse fleht um ein Briefchen

Gr. 16./6. 38. Dein alter Schulmeister.

Mathy hielt, nachdem er von der Liste der Verdächtigen gestrichen war und seine Prozesse mit völliger Freisprechung geendet hatten, noch ein Jahr in Grenchen aus. Anfang 1841 kehrte er nach Karlsruhe zurück, als Redakteur der Badischen Zeitung, des Organs der badischen Liberalen. Daneben fuhr er fort für die Allgemeine Zeitung zu korrespondiren, der er seit Jahren ein ständiger und geschätzter Mitarbeiter für volkswirthschaftliche Dinge war. Aber nun entstanden Misshelligkeiten; wir erfahren aus dem nachfolgenden Briefe, dass Kolb, der Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung, Mathys Auffassung nationaler Fragen getadelt hatte, als nicht orthodox im Sinne des Programms, das die Augsburger Zeitung verfocht. Diese Misshelligkeiten ergaben sich zunächst aus den Parteigegensätzen, die der deutsche Zollverein in sich barg. Die ersten Handelsverträge, die der Verein schloss, der mit den Niederlanden, der nach kurzer Zeit wieder gekündigt werden musste, und der mit England (2. März 1841) hatten im schutzzöllnerischen Süden die grösste Erregung und gegen Preussen das tiefste Misstrauen erweckt. In den Cotta'schen Zeitungen führte damals Friedrich List das grosse Wort, mit jener Leidenschaftlichkeit, aus der das Bewusstsein sprach, für die höchsten Ziele der Nation zu kämpfen. Übertreibung war davon unzertrennlich. Mathy konnte den englischen Vertrag nicht so tragisch nehmen, nicht als ein Nationalunglück betrachten, und sein nüchternes Urtheil, dass der viel geschmähte Vertrag im Grunde recht harmlos war, weder ein grosses Glück, noch ein grosses Unglück, wird heute von der Geschichtschreibung fast mit denselben Worten wiederholt und bestätigt. (Treitschke, D. G. V. 456.) In Augsburg aber war man unduldsam. Damals zuerst zeigte sich, dass die vaterländische Gesinnung im Begriffe war in zwei Richtungen auseinander zu gehen, die man etwa so charakterisiren kann: dort ein nüchterner, immer fest auf das zunächst zu erreichende Ziel gerichteter Patriotismus, bescheiden, ohne grosse Worte; hier ein ziellos ins Weite greifender Nationalitätseifer, voll Schwung und Idealität, lärmend und übertreibend, phantastisch und ohne Arg, dass hinter ihm Mächte standen, die durchaus nicht ideal gerichtet, recht eigennützige Zwecke verfolgten. Man weiss, wie eben dieser Gegensatz die innere deutsche Politik noch bis zum Jahre 1870, im unmittelbar vorangehenden Jahrzehnt am allerheftigsten bewegt hat. Wir vernehmen aus dem nachfolgenden Briefe, den Mathy zu seiner Vertheidigung

an Kolb in Augsburg schrieb, die Stimmen von Wortführern zweier Richtungen, welche die späteren Meinungskämpfe in ihrem Schoosse trugen.

Verehrter Herr!

Ich danke Ihnen für die offene Mittheilung Ihrer Ansicht über meine Auffassung einiger Nationalfragen, und gebe Ihnen einen Beweis meiner Achtung durch ebenso offene Erwiederung.

Sie machen mir im Allgemeinen den Vorwurf, dass ich — wo eine grössere nationale Saite angeschlagen wird, um aus der Sackgasse deutschen Ständewesens heraus einen Standpunkt auf einer grösseren Welt zu finden, nur mäckle und spöttle. Sie belegen dies durch meine Beleuchtung des Aufsatzes über die Schweiz und durch meine Aufsätze über den englischen Vertrag, zwei Punkte, worin ich allerdings gegen die Vierteljahrsschrift und die Ansicht der beiden Hauptkorrespondenten der Allgemeinen Zeitung aufzutreten, durch meine Überzeugung getrieben worden bin, während ich bei anderen Gelegenheiten, namentlich bei den meisten Aufsätzen Ihres trefflichen Berliner (=) Korrespondenten, — der sich über den Vertrag nicht mehr vernehmen lässt, — mich in der angenehmeren Lage befand, der Allg. Z. von Herzen beistimmen zu können.

Den allgemeinen Vorwurf glaube ich nicht zu verdienen. In allen, seit dem Bestehen meines Blattes vorgekommenen nationalen Fragen stand ich auf Seite der über allen Zweifel erhabenen Interessen der Nation. Ich war für das kräftige Auftreten gegen französische Anmaassungen; ich war gegen den holländischen Vertrag, für die Ausdehnung des Zollvereins und die Entwickelung einer nationalen Handelspolitik; ich habe, was die brittischen Gesinnungen betrifft, mich mit Ihrem Londoner Korrespondenten wiederholt ganz einverstanden erklärt.

Aber ich kann die Uebertreibungen nicht leiden. Ich kann nicht leiden, wenn achtbare Organe der Presse die Nation mit Irrthümern versorgen, wenn andere Organe das Publikum belügen, und wenn man, auch unabsichtlich, denen Vorschub leistet, die, hinter dem Aushängeschild edler Gefühle, eigensüchtige und verderbliche Zwecke verfolgen.

Darum bin ich gegen diejenigen aufgetreten, welche einen Kreuzzug gegen Frankreich predigten, um nach Vernichtung der besseren französischen Institutionen, der Reaktion in Deutschland gewonnenes Spiel zu verschaffen. Das haben preussische Organe und bayerische Pfaffenblätter gewollt. Ich dagegen theile die Ansicht Ihres Pariser ♁ Korrespondenten über die wahren Interessen Deutschlands und Frankreichs.

Bei dem englischen Vertrage, was ist da national? — Der Vertrag ist es, nicht die sind es, welche denselben ein grosses Nationalunglück nennen. In dem Vertrage tritt der Zollverein erstmals als Ganzes, England gegenüber, auf; er ist eine Grundlage, worauf sich fortbauen lässt. Sein Inhalt hat wenig zu bedeuten; dieser ist weder ein grosses Glück noch ein grosses Unglück. Ich bedurfte nicht des Herrn Kühne, um darüber ins Klare zu kommen; allein gern habe ich seine Auseinandersetzung utiliter acceptirt, da sie, einige Wochen nach meinen Aufsätzen, völlig mit denselben übereinstimmend, erschien*). — Sie, verehrter Herr, der Sie ein grosses Blatt schon so lange und so ausgezeichnet leiten, wissen gewiss, wie wichtig, bei jeder öffentlichen Frage, der Zeitpunkt ist. Jetzt von einer deutschen Navigationsakte reden, ehe wir Häfen und Schiffe haben, heisst Deutschland vor der Welt blamiren; in 6—10 Jahren vielleicht, wird man auf solche Maassregeln kommen müssen — und dies ist noch sehr problematisch.

Der guten deutschen Sache schadet nichts mehr als Übertreibung; ein Glück, wenn diese in der periodischen Presse selbst ihr Korrektiv findet; wenn sie weder unterdrückt, noch privelegirt, sondern bekämpft wird. Freie Diskussion in der periodischen Presse ist auch ein Gewinn für die Nation.

*) Der preussische General-Steuerdirektor Kühne rechtfertigte den Vertrag in einem Aufsatz der Preuss. Staatszeitung.

Sie beschuldigen mich, verehrter Herr, sogar zu Verdächtigungen zu greifen. Hier muss ich bitten, zu distinguiren. — Habe ich jemals die Gesinnung der Allgemeinen Zeitung und ihrer Korrespondenten in Zweifel gezogen oder verdächtigt? Habe ich nicht wiederholt erklärt, dass ich die Männer für wohlgesinnt und redlich halte? Habe ich nicht insbesondere dem glühenden Patriotismus des Londoner *** Korrespondenten in Nr. 162 der Bad. Ztg. vom 11. Juni aufrichtige Anerkennung gezollt? Allerdings kann dies nicht so weit gehen, dass ich mein Urtheil Ihrer Autorität gefangen gebe; dass ich dem Londoner Korrespondenten beistimme, wenn er den nationalen Vertrag ein grosses National-Unglück nennt; oder dem † Korrespondenten, wenn er so grobe Schnitzer macht, wie in der Behauptung, der Vertrag sei nur mit den einzelnen Vereinsstaaten abgeschlossen, und jeder dürfe nur seine Produkte auf seinen Schiffen nach England führen! In hundert andern Zeitungen mag so etwas hingehen: aber in der Allg. Ztg., die so wichtig ist, von einer Autorität, die so sehr hervorgehoben wird, konnte ich es nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich zweifle nicht, dass Ihre Korrespondenten auf der Spitze der Wissenschaft stehen; allein in der Anwendung wissenschaftlicher Ergebnisse aufs Leben, sind unsere deutschen Gelehrten nicht immer glücklich. Auch ich stehe auf dem Standpunkte der Wissenschaft, wenn auch nicht auf der Spitze. Meine Parthie über den Vertrag habe ich, wenn nicht nova kommen, schon ausgespielt, und habe sie nicht verloren.

Von einer Verdächtigung der Allgemeinen Zeitung und ihrer Korrespondenten spricht mich mein Gewissen frei, und ich will Ihnen zehn Stellen nachweisen, wo ich meine Anerkennung ihres reinen Strebens, bei aller Meinungsverschiedenheit ausgesprochen habe. — Andere Organe dagegen, welche die Nationalfahne aushängen, scheinen mir verdächtig, und Sie, verehrter Herr, scheinen, mir gegenüber, die Sache solcher Pseudonationalen eher als Ihre eigene zu führen. Ich will keinen Namen nennen — genug, dass ich die Allgemeine Zeitung nicht meine — aber wenn ich Blätter sehe, die sich für national ausgeben, dabei für Staat und Kirche Reaction und Ultramontanismus predigen, Zwietracht unter die Glieder des Zollvereins zu bringen suchen, die Regierungen angreifen, wo sie im wahren Interesse der Nation handeln, sie vertheidigen, wo sie ein Verfassungsrecht bedrohen: — Blätter, die über Dinge, wovon sie offenbar gar nichts verstehen, hochmüthig absprechen, die Nation auf die Zukunft verweisen, um sie in der Gegenwart zu betrügen: dann gestehe ich, dass ich mich durch das Schild der Nationalität nicht täuschen lasse, so wenig sich das grössere Publikum auf die Dauer von denselben irre leiten lässt.

Wenn ich mich bemühe, in nationalen Fragen das Wesentliche von schädlichen Uebertreibungen und verderblichen Fälschungen zu entkleiden, so nennen Sie dies „einen Versuch, die grössten unwiderleglichsten Wahrheiten mit den kleinsten Detailgründen zu schlagen." Gott bewahre! Diese Wahrheiten sind mir so heilig wie irgend Jemandem; wenn ich mein Scherflein beitrage, den Unfug zu beseitigen, der mit ihnen getrieben werden will, so bin ich überzeugt, denselben zu nützen, nicht zu schaden . . . . .

Dies, verehrter Herr, meine Erwiederung, womit ich nur soviel bezwecken möchte, Ihnen die gewiss irrige Ansicht zu benehmen, als habe ich meine Grundsätze geändert. Vor 7 Jahren stand ich allein unter den Liberalen in Baden, als Vertheidiger für den Beitritt zum Zollverein; damals warf man mir Ähnliches vor, wie Sie heute thun. Jetzt denkt man anders. Ebenso hoffe ich, werden Sie, wenn die erste Zeit der Verwirrung, die neue, dem Publikum hingeworfene Probleme erregen, vorüber sei, wenn die Erfahrung Vorsicht in der Diskussion hochwichtiger Gegenstände gelehrt haben wird, mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ihre Mittheilung bleibt bei mir allein; von meiner Erwiederung mögen Sie jeden beliebigen Gebrauch machen; nur ersuche ich Sie, mir zu glauben, wenn ich Sie meiner unveränderten Hochachtung versichere.

Karlsruhe, 17. Juni 1841.

Ihr ergebener

Karl Mathy.

Beginn meiner medizinischen Lehrjahre.

Aus dem Nachlasse von LUDWIG AUGUST FRANKL.

Ich war als Hörer des ersten medizinischen Jahrganges eingeschrieben und wohnte mit einem Kollegen Ignatz Kolinski aus Pest in der innern Stadt in der Sterngasse im vierten Stockwerke. Das Haus stiess nachbarlich an das jetzt eben demolirte uralte Gefangenenhaus und führte die Bezeichnung zum Hechten, dessen Bild am Hausthor blau angemalt war. Wir bewohnten eine kleine Kammer, die von einem in einen engen Hofraum führenden Fenster Licht erhielt. Zwei ärmliche Betten, ein Kleiderkasten, ein Tisch, zwei Sessel bildeten die ganze Einrichtung der schon vor sehr langer Zeit rein getünchten Kammer. Nicht ein Ofen hätte Platz gefunden, selbst für den zweifelhaften Fall, dass die damaligen Bewohner Geld genug gehabt hätten, einiges Brennholz anzukaufen. Wir bezahlten jeder drei Gulden monatlich für unser mal retiro und durften, um warm zu bekommen, die Thüre offen halten, die zu einer grossen, ebenfalls nicht sehr hellen Hofstube führte. Wir machten von diesem erworbenen Rechte nur, wenn wir grausam froren, Gebrauch, denn in der grossen Stube gab es fort und fort ein lebhaftes Reden, mitunter Zanken, allerlei Lärm. Hier wohnte der Flickschneider Josef Forster mit seiner Gattin und einigen „Bettgehern". So nennt man in Wien Personen, die nicht die Mittel besitzen, für sich eine Stube zu nehmen und eine „Bettstatt" miethen, um mit andern gleichbegüterten Menschen in einem und demselben Raume zu herbergen. Man liest wohl noch heute in den entlegeneren Strassen der Vorstädte am Hausthore die Anzeige: „Hier ist ein Bett zu vermiethen". Es gilt, um die Armuth eines Menschen zu bezeichnen, das Wort: „Er ist nur zu Bett!"

In der gezeichneten grossen Stube waren ausser dem vermiethenden alten Ehepaare folgende Personen: ein Kutscher, ein Stubenmädchen, die Stellung suchten, und Frau Barbara Blum, eine jüngere Wittwe aus Keczkemet im Banate, die gekommen war, um die Kunst zu lernen, welche die Mutter des Sokrates schon vor zweitausend Jahren in Athen übte. Die künftige Nothhelferin sollte auch mir, freilich in anderem Sinne, eine Helferin in meiner Noth werden.

Mein Zimmerkamerad Kolinski besass eine tüchtige allgemeine literarische Bildung und konnte sich nicht genug wundern, wie wir auf der Piaristenschule in Böhmen vor der Lektüre des „Faust" von Goethe und der „Räuber" von Schiller, als jugendverderberischer, gefährlicher Werke, gewarnt worden waren, und lachte gar sehr und munterte mich auf, es nur zu wagen, mit dem Goethe und dem Schiller. Und so las ich, nicht ohne eine gewisse Scheu, bis mich die tragischen Schauer der Dichtung ergriffen und all mein Gedankenleben fortbeben machten. Es war, als ob ein dichter Nebel sich erhöbe, zerflösse und eine ungeahnte erhabene Gebirgswelt in zaubervollem Mondesglanze enthüllte. Es war seltsam, dass eine mir in meiner frühesten Jugend eigen gewesene Geisterfurcht wieder erwachte und mich bis in die Träume der Nacht verfolgte. Ein blasser Widerschein der in mir erweckten düstern schwankenden Gedankenwelt fand Ausdruck in den Romanzen „Der Schüler der Kabala" und „Der Verjüngungstrank", die in meinen später herausgegebenen „Epischen und lyrischen Dichtungen" (Wien 1834) enthalten sind. Die letztere hat der Meisterredner Heinrich Anschütz wiederholt öffentlich vorgetragen.

Wir Zimmerkameraden beschäftigten uns in unsern Gesprächen weit mehr mit schöngeistigem als mit dem anatomischen Studium, das wir fast nur theore-

tisch betrieben. Es war dies nicht unsere Schuld, denn die praktische Beschäftigung mit dem Gegenstande war den nicht Bemittelten kaum möglich.

Jeder Mediziner musste für die Erlaubniss, den Sezirsaal zu betreten, beim Professor einen Sezirschein gegen Erlag von 3 fl. lösen. Die zum Studium bestimmten Leichen mussten ebenfalls bezahlt werden, es kostete der Stamm 3 fl., der Kopf 2 fl., eine obere Extremität 1 fl., eine untere 1 fl. 50 kr. Der Professor theilte diese Einnahmen mit den Männern, welche die Leichen vom allgemeinen Krankenhause zur Universität brachten, und mit dem Schuldiener, der die Pflicht hatte, für die fortgesetzte Übergiessung der Leichen mit kaltem Wasser zu sorgen und die von den Studenten erworbenen Theile aus den Wannen auf den Sezirtisch zu tragen.

Alois Michael Mayer war Professor der Anatomie. Er war ein geborener Wiener und hatte keinen andern Unterricht, als den, der in der „Trivialschule“ ertheilt wurde, empfangen. Er wurde von seinem Vater, der bei dem berühmten kaiserlichen Leibarzte Freiherrn von Störck diente, in eine Barbierstube, welche damals nur von den Chirurgen, Bader genannt, gehalten wurden, in die Lehre gethan. Durch die Empfehlung Störck's kam er später als Gehilfe zu dem als Anatomen, Augenarzt und Kunstkenner berühmten Professor Josef Barth. Mayer eignete sich hier eine ganz besondere manuelle Fertigkeit im Herstellen anatomischer Präparate an, was Anlass wurde, ihn, nachdem er auch die chirurgischen Studien nachgeholt hatte und zum Doktor promovirt war, zum Professor der Anatomie zu ernennen.

Zur Zeit, als auch Nikolaus Lenau, Josef Hyrtl, Ludwig Türk und andere später berühmt gewordene Persönlichkeiten seine Hörer waren, quälte ihn schon sein hypertrophischer körperlicher Umfang, der ihn hinderte, den Sezirsaal zu betreten, um eine belehrende Weisung zu geben. Er wohnte nur wenige Schritte fern, in demselben Gebäude, in einem weitläufigen Lehrsaale, der, durch ein Tafelwerk untergetheilt, ein unteres und ein oberes Gelass hatte, in deren einem der Professor mit seiner Familie unentgeltlich hauste. In dem für die Vorträge bestimmten Raume befand sich ein cirkusartiger hölzerner Rundbau, der in der Tiefe trichterförmig endete. Zu schwer und zu träge, um das anatomische Theater zu ersteigen, liess sich Professor Mayer täglich von zwei Männern in einem Tragsessel hinaufbringen. Von dieser Anstrengung müde ruhte er im Vorraume des Saales weit über die akademische Viertelstunde aus. Ihm zur Seite musste der Prosektor Platz nehmen und seinen Puls tasten. „In Ordnung?“ fragte er, wobei er den Prosektor prüfend ansah. Dieser nickte beruhigend. Professor Mayer fürchtete nämlich, einen Schlaganfall zu erleiden.

Prosektor war damals ein aus der berühmten Prager- und Doktorenfamilie stammender junger Arzt Dr. Ludwig Jeiteles. Er schrieb Gedichte, und man erzählte sich, dass er in Bewunderung für Goethe zu diesem nach Weimar gewallfahrtet und von ihm huldvoll empfangen worden sei. Seine Gedichte erschienen in Zeitschriften und Almanachen, und er liess sie, nachdem er als Professor der Anatomie in Olmütz, welche Stellung er später erreicht hatte, in den Ruhestand getreten war, unter dem Pseudonym: Justus in Graz erscheinen. Ich sah mit besonders achtungsvoller Neigung zu ihm empor. Er war ein trostreich beruhigendes Beispiel, dass man Arzt und Dichter zugleich sein könne.

Professor Mayer war eine derb originelle, jeder allgemeinen Bildung entbehrende, nicht selten cynische Persönlichkeit — um es geradweg zu sagen: ein Flegel, aber nicht ohne Gutmüthigkeit. Ich werde dieses Urtheil durch einige Beispiele illustriren:

Zu seiner Zeit hörten die Mediziner und Chirurgen gleichzeitig die Vor-

lesungen der Anatomie. Wenn zuweilen einer der Letzteren zu spät in die Vorlesung kam, unterbrach Professor Mayer seinen Vortrag und begrüsste den Ankommenden mit einem lauten „Aha!"; dabei machte er die pantomimische Handbewegung des Einseifens der Wangen, wie diese den Barbieren, seinen einstigen Kameraden, eigen ist. Das Kollegium lachte laut auf . . .

Es war noch Sitte, dass sich die zu rigorosen Prüfungen meldenden Kandidaten den Professoren vorstellten und sie um Nachsicht baten.

„Nun was haben Sie denn am fleissigsten gelernt?" fragte gewöhnlich Professor Mayer. Der Kandidat nannte irgend einen Körpertheil und konnte überzeugt sein, dass der gutmüthige Professor ihn über denselben prüfen werde. Einer von ihnen bezeichnete einmal den Magen als den von ihm zumeist studirten. Er kam zum Rigorosum. Richtig forderte ihn Mayer auf: „Beschreiben Sie mir den Magen!" Der Student folgte so rasch, dass er schon in acht Minuten mit der Beschreibung zu Ende war. Es fehlten aber noch sieben Minuten zu der jedem Professor eingeräumten Prüfungszeit. Mayer fürchtete eine zweite Frage an den Kandidaten zu richten, welche dieser vielleicht nicht gut einstudirt hatte. Und so sagte er mit der vollen Bonhommie: „No weil Sie's so schön zu sagen wissen, beschreiben Sie mir den Magen noch einmal. Ich hab bei Ihrem zu schnellen Reden nicht Alles gut hören können."

Einmal erzählte er uns, wie sich ein jüdischer Student für geübte Nachsicht gegen ihn habe dankbar erweisen wollen und ihm ein Paar schwarze Seidenstrümpfe brachte. „Als ich bald darauf bei einer Gala zu erscheinen hatte und die Strümpfe anzog, fuhr ich mit einem Fusse durch und durch."

Jeden Freitag erschien eine arme alte Frau, deren Rückgrat zum rechten Winkel gebogen war, um eine bestimmte Sustentationssumme vom Professor entgegen zu nehmen. Er ernährte sie Jahre lang dafür, dass sie ihm mittelst Revers ihr interessantes Skelet vermachen musste. Sie überlebte ihren Wohlthäter, und so wurde sie, wie es ihr Knochengebäude gebot, in sitzender Stellung beerdigt, statt im anatomischen Museum als Präparat verewigt zu werden.

Den Rigorosen präsidirte der seiner Zeit allmächtige, von den Professoren nicht minder als von den Studenten gefürchtete Leibarzt des Kaisers Franz Freiherr Andreas von Stifft. Die Professoren beugten sich ehrerbietigst vor ihm. Nur Professor Mayer nahm sich der vornehmen höfischen Excellenz gegenüber kein Blatt vor den Mund. Ein Kandidat wurde einmal, namentlich vom Präsidenten und wohl auch von den Professoren, strenger als üblich examinirt, so dass er mit Mühe den geringen Kalkül: Admittimus te! (approbirt) erhielt. Als er sich entfernt hatte, sagte Mayer: „Wissen, Excellenz, was sich der jetzt denkt?" Und nun zitirte er die berühmten Worte, welche Götz von Berlichingen den Rathsherren zuruft. Er zitirte! Wusste er denn, dass ein Goethe existirt? Wusste er überhaupt, dass es eine deutsche Litteratur giebt? Und so muss die Äusserung entschieden als eine original aus ihm entsprungene anerkannt werden.

Seine Weise habe ich selbst erfahren, als ich die Prüfung aus Anatomie bei ihm ablegte. Ich hatte in einer Antwort meine Unerfahrenheit verrathen. Darauf fragte er mich in echt wienerischem Dialekte: Wie lang san Sö in Wean? Ich erwiderte: „Ein Jahr!" Darauf wandte er sich gegen seinen Prosector und lyrischen Poeten: „Is der schon a Jahr in Wean und hat's no net zum sehen kriegt" und zu mir gewendet fuhr er resolut fort: „Sö san a Talk! Sie kriegn nur die erste Klass!"

Trotz des glänzenden Einkommens Mayers, das sich mit wenigstens 10000 fl., für die damalige Zeit eine enorme Summe, bezifferte, starb er ohne ein Vermögen zu hinterlassen. Seine Hörer mussten, um ihm ein standesmässig solenneres Be-

gräbniss zu veranstalten, eine Geldsammlung einleiten. Er hatte es geliebt viel und gut zu essen und noch besser zu trinken, wie dies Mediziner meist zu lieben pflegen.

Professor Johann Ritter von Scherer lehrte Zoologie und Mineralogie. Während Friedrich Mohs in der Hofburg im mineralogischen Kabinette seine epochemachende Krystallographie vortrug, liess Scherer von Blumenbach's Lehre nicht ab. Er war, als ich ihn hörte, nahezu 80 Jahre alt, zahnlos, sein Vortrag kaum verständlich. Die von ihm vorgezeigten Mineralien konnten nur die Hörer in der ersten und zweiten Bank sehen, welche die Mittel besassen, in denselben sozusagen Sperrsitze zu miethen. Wir lernten nichts von ihm und erhielten keinerlei Anregung. Am Jahrestage der Verleihung des Leopoldordens, der ihm zu Theil geworden war, erschien er jedes Mal mit demselben geschmückt in der Vorlesung. Wir wussten das traditionell und erhoben uns, als er eintrat, von den Sitzen. Ein Schalk unter uns, ein Ritter Heinrich von Levitschnigg, der nach dem ersten Lehrgange die medizinischen Studien aufgab, um sich dem Militärdienste zu widmen, und später durch geistreiche lyrische und epische Gedichte bekannt wurde, karrikirte den Professor in einer Zeichnung. Dieser hatte in früheren Jahren eine kleine anatomische Entdeckung am Bandwurm gemacht und wies gerne auf dieselbe hin. Daran mahnend zeichnete nun Levitschnigg den Orden an der Brust des Professors an einem Bandwurm statt einer goldenen Kette hängend. Während wir uns ehrerbietig von den Sitzen erhoben und Vivat riefen, zirkulirte die Zeichnung von Hand zu Hand. Wir konnten nur schwer lautes Lachen unterdrücken. „Ich danke Ihnen, meine Herren!“ sagte uns der tiefgerührte Greis. „Ich sehe es Ihren lachenden Gesichtern an, wie gut, wie herzlich Sie es mit mir meinen!“ Es war nicht die Schuld des namentlich um die Chemie in Österreich verdienten Mannes, dass man ihn noch lesen liess, um nichts mehr von ihm lernen zu können. Er starb 90 jährig in Wien. Mir ist noch eine Äusserung von ihm erinnerlich, dass er als Zensor ein Werk über Mineralogie, das er sonst für gut erklärte, als zur Genehmigung ungeeignet bezeichnete, weil in demselben das Wort „Gott“ nicht vorkam.

Josef Freiherr von Jacquin, der Sohn des berühmten Vaters, lehrte Chemie und Botanik in einem Lehrsaale, in welchem auf einem Gesimse, das Retorten und sonstiges chemisches Geräthe trug, die Worte Baco von Verulam's zu lesen waren: „Non cogitandum, sed experiendum.“ Er hatte zahlreiche Abhandlungen in lateinischer und deutscher Sprache über sein Fach geschrieben, die ihm in Achtung vor seinem ererbten Namen, seiner vorragenden gesellschaftlichen Stellung Ansehen verschafften. Er führte ein vornehmes Haus, in welchem an einem bestimmten Abende sich die Männer der Wissenschaft bequem gesellig zusammen fanden und namentlich jene, die aus der Ferne kamen, gastfrei aufgenommen wurden. Es wurde ihm nachgerühmt, dass er schon als 11 jähriger Knabe, der unter der Leitung seines berühmten Vaters stand, die Entdeckung machte, dass nicht bei allen Eidechsen die Fortpflanzung durch Eier vor sich gehe, worüber er eine Abhandlung „De lacerta vivipara“ schrieb, die sein Vater, glücklich über seinen frühreifen Buben, sofort drucken liess. Sein „Lehrbuch der allgemeinen und medizinischen Chemie“ erlebte wiederholte Auflagen, das natürliche Schicksal aller Lehrbücher, die von Professoren herrühren, da sie deren Hörer, wie noch heutzutage, kaufen müssen.

Die erwähnte bevorzugte gesellschaftliche Stellung, die Nachwirknng des väterlichen Ruhmes erhoben ihn im Jahre 1832, als sich die deutschen Naturforscher in Wien versammelten, auf den Präsidentenstuhl. Es erregte Aufmerksamkeit, dass er auch in dieser Eigenschaft besungen wurde. Die von mir ver-

fassten Verse erschienen in der belletristischen Zeitschrift „der Wanderer,“ und ich hatte den starken Verdacht, das dieses Gedicht mir bei meiner, bei Jacquin abgehaltenen Prüfung dessen grosse Nachsicht verschaffte.

Wir lernten im Allgemeinen von dem sehr wohlwollenden, freundlichen Herrn nicht übermässig viel, in seinem botanischen Garten — nichts. Je drei Studenten sassen bei der Prüfung in einem kühlen, baumumschatteten Saale und hatten 25—30 Pflanzen vor sich, die sie zu erkennen und zu beschreiben hatten. Wir bekamen dieselben einen Abend zuvor für ein Honorar von 2 Gulden vom Gärtner geliefert, prägten die Nacht hindurch deren Klassifikation, Eigenschaften und Namen unserem Gedächtnisse ein und wussten sie am Morgen genau zu schildern. Da sass der gute alte Herr und hörte uns wohlwollend zu, hütete sich aber, sonstige Fragen an uns zu richten. Er mochte wohl von dem geheimen Erwerbe seines Gärtners etwas ahnen.

In der in den vorliegenden Blättern geschilderten Weise wurden wir in den Grunddoktrinen der Anatomie, Chemie, Botanik usw. unterrichtet. Die schöpferische Zeit Gerhardt von Swieten's fing schon an mythisch zu werden, aber noch lebten die Namen erleuchteter Männer, wie Peter Frank, Boer, Störk, Quarin, Jaquin, Beer, Hildebrandt als Apostel des wissenschaftlichen Geistes, den Kaiser Josef II., nach seiner glorreichen kaiserlichen Mutter, durch Berufung grosser Ärzte und Forscher herauf beschworen hatte. Viele der zum Theil von mir charakterisirten alten Herren dürften sich noch rühmen, Hörer — ob auch Schüler? dieser Koryphäen gewesen zu sein. Sie lebten in halbvergessenen oder ihnen nicht mehr verständlichen Traditionen. Wie ein Hochgebirge sich allmälig in niedrigere Kuppen absenkt, die weiterhin in mässige Hügel auslaufen, um sich endlich zu verflachen, so war es mit der einst Europaberühmten Wiener Schule, die einst weithin ihre lebenweckenden Strahlen ausgesendet hatte, dann immer mehr und mehr von ihrer Höhe niederwärts gegangen war, jedoch ohne sich zu vertiefen.

Es wäre ungerecht, wenn es nicht anerkannt würde, dass die Professoren jener Zeit, da ich in die Studien trat, nicht auch redlich bemüht gewesen wären, zu studiren und nach ihrer Meinung und ehrenhaften Absicht die Wissenschaft weiter zu bringen. Sie schrieben Abhandlungen, ein jeder ein übrigens gut zu verwerthendes Lehrbuch und glaubten wohl auch gelehrte Forscher zu sein. Kennt die Wissenschaft die Namen Czermak, Bernd, Biermayer, Hermann, Warruch, Rosas, Günter, Seeburger, Raimann u. s. w., wenn sie nicht etwa in einer speziellen Geschichte der medizinischen Fakultät als galvanisirte Frösche wieder zu zucken beginnen? Noch schlimmer aber war es, so gut unterrichtet in ihren Fächern diese Herren auch gewesen sind, dass ihnen jede philosophische und allgemein humanistische Bildung fehlte, was freilich die in Österreich geltende, bornirt lichtlose Studienordnung mit verschuldete.

Wer wird eine Zeit dafür verantwortlich machen, wenn in ihr keine Genie's geboren werden. Die Gesinnung ist jedoch zu verurtheilen, die nur Gelehrte heimischer Zucht auf die Lehrkanzeln gelangen liess und nicht, wie im vorangehenden Jahrhundert unter zwei erleuchteten Regenten, Celebritäten vom Auslande heranzog. Die Professoren meinten zu lehren, während sie nur abrichteten und durchaus keine Anregung zum selbständigen Forschen gaben. Zeit hätten sie genug gehabt, denn sie waren nicht, wie heutzutage die Kliniker, von einer übermässigen Praxis in Anspruch genommen.

Während des traurigen Niederganges der Fakultät war schon — wer hätte es ahnen können? — eine Gruppe junger Leute geboren, die, unangeregt von Aussen, durch die Schule nicht unterstützt, durch den ihnen innewohnenden Geist allein, durch stilles Forschen berufen waren, den traditionellen Glanz der medizinischen

Studien wieder aufleuchten zu lassen, ihnen neue Ströme des Wissens zuzuführen und über Europa weit hinaus anfangs revolutionär scheinende, neue Anschauungen zu verbreiten. Es ging nicht Eine, es gingen Sonnen des Ruhmes auf: Karl Rokitanski. Josef Skoda, Josef Hyrtl, Ludwig Türk, Ferdinand Hebra. Ihrer Schüler glänzende Zahl wirkte und forschte weiter, der Wissenschaft zum Segen, sich zur Ehre.

Nur einer ragte in der niedergehenden Zeit hervor, in Wahrheit wie König Saul über alles Volk — um Kopfeslänge: Karl Philipp Hartmann.

Wir blickten Alle zu dem auch körperlich hochgewachsenen ernsten Manne empor, dessen fast düstere Gesichtszüge selten ein Lächeln erhellte. Er fing an die moderne Heilkunde zu analysiren, den Browinianismus zu bekämpfen und den Einfluss der Philosophie auf die ärztliche Wissenschaft nachzuweisen, so wie sein Buch „Über den Geist des Menschen" eine Physiologie des Denkens anbahnte. Nebst seiner streng wissenschaftlichen „Allgemeinen Pathologie" und seiner „Dynamischen Pharmakologie" schrieb er eine „Glückseligkeitslehre", die ihn, wie die „Makrobiotik" Hufelands ihren Verfasser, völlig populär machte. Er war ein Schellingianer, ohne alle Anschauungen dieses Philosophen zu theilen, und hielt dafür, dass der strebende Arzt die Philosophie nicht entbehren könne, dass sie alles und jedes Wissen, wie die Atmosphäre den Erdball, umgeben und durchdringen müsse. Er war eine ideale Natur, die sich auch — was meines Wissens bisher unbekannt geblieben ist — darin kund gab, dass er ein Trauerspiel „Horus" dichtete. Ich habe dasselbe bei einer seiner Patientinnen zu lesen bekommen. Kaum aufführbar, stellte es einen Helden im egyptischen Alterthum dar, der die höchsten Ziele der Humanität und Kultur anstrebt, für die ganze Menschheit Licht und Freiheit will und darüber tragisch untergeht.

Die erwähnte Patientin, deren zum Schullehrer bestimmten Neffen ich im Schönlesen zu unterrichten hatte, war die Vorsteherin eines Mädchen-Erziehungs-Institutes. Sie schrieb Verse, Novellen und pädagogische Abhandlungen, welche sie unter dem Namen ihres Gatten Franz Netuschil herausgegeben. Sie selbst hiess Barbara, war aus Erlangen und führte den Familiennamen Brunst. Sie bildete sich ein, prophetischen Geist zu besitzen. Hartmann war ihr Heiland. Einmal fragte sie ihn, wie viel Lebensjahre er ihr noch zutraue. Lächelnd antwortete er der bereits alternden, nervös aufgeregten Frau: „Nun, Sie werden noch zehn Jahre leben!" Dieser Ausspruch wurde der Dame verhängnissvoll.

Sie erzählte mir einmal: „Jeder Sokrates hat seine Xantippe. Hartmann hatte auch eine, die ihn eben nicht ‚glückselig' machte und sich sogar vermaass, in Abwesenheit ihres Mannes ambulanten Patienten zu ordiniren und sich dafür honoriren zu lassen."

Der litterarische Nachlass Hartmanns, die poetischen Manuskripte sind bei ihr nach dem Tode verloren gegangen.

Frau Barbara Netuschil, die mir wohlwollte, lud mich oft nach dem ihrem Neffen gegebenen Deklamationsunterrichte zum Abendessen, beschenkte mich mit ihren Schriften und bescheerte mir zu Weihnachten mit einem damals hochgeachteten Buche des Benediktiners Michael Enk „Melpomene über das tragische Interesse", wonach ich ein lebhaftes Verlangen geäussert hatte. Ich habe zu der Zeit ein Gedicht an die Unsterblichkeit geschrieben, an die ich damals noch glaubte, und der mir mütterlich gesinnten Frau gegeben. Sie erwiderte es mit einem andern an mich gerichteten, in welchem mich die stets exaltirte Frau als „Gottmensch" apostrophirte. Als ich nun gegen eine solche Bezeichnung, wie gegen eine Verhöhnung, protestirte, äusserte sie: „Ich weiss, Sie sind kein göttlicher Mensch, wie es z. B. Hartmann ist, aber ein Mensch, der Gott angehört, sind Sie doch!" Der Streit löste sich freundlich in Lachen auf.

Das Erziehungsinstitut der Dame war allmählig von neu auftauchenden überflügelt worden und zählte nur mehr eine geringe Anzahl von Zöglingen, Hartmann war tot, die ihr gewährten zehn Jahre nahezu abgelaufen. Sie löste das Institut auf, „denn Hartmann kann sich doch nicht bei Bestimmung der mir gewährten um gar zu viele Jahre geirrt haben.“ Sie lebte weiter und musste, vermögenslos wie sie war, eine geachtete Bürgerin Wiens, das Versorgungshaus in Mauerbach als Asyl in Anspruch nehmen. Es tröstete sie, dass ihr Heiland in dieser Anstalt seine ärztliche Laufbahn begonnen hatte und sie nun in den von ihm geweihten Räumen wohnen durfte. Ich äusserte einmal in einem Gespräch zu ihr: „Sie sehen, dass auch Heilande irren.“ Der Glaube an den ihren war jedoch unerschütterlich, und sie erwiderte: „Er war eben ein Arzt der ganzen Menschheit, aber nicht der einzelnen Menschen.“

Von der theoretischen Lehrkanzel für Pathologie und Pharmakopœ wurde Hartmann auf die Klinik im Allgemeinen Krankenhause berufen. Seine genaueste Untersuchung des Kranken, sein krystallklarer, in der Form einfach gehaltener, geistgesättigter Vortrag steigerte die Verehrung und Bewunderung für den genialen Lehrer, der nach einem nur halbjährigen Wirken an der neuen Stelle starb. Die Trauer um ihn begrenzte sich nicht allein auf seine Schüler, sie war eine allgemeine. Ich gab derselben in einem Gedichte Ausdruck, das in dem damals verbreitetsten Blatte, in der „Theaterzeitung“ gedruckt wurde. Die Studenten liessen es nachdrucken, und so fand es als fliegendes Blatt eine tausendfältige Verbreitung.

Ich habe in der Zeit meiner vorliegenden Darstellung vorgegriffen und kehre zu meiner ungeheizten Studirstube in der Sterngasse zurück, weil ich auch da ein frappantes Beispiel erlebte, wie sich damals selbst eine die ärztlichen Studien leitende Persönlichkeit gar eigenthümlich benahm. Die schon genannte Studentin der Hebammenkunst, meine Stubennachbarin, verstand weder zu lesen, noch zu schreiben. Doch hatte sie, um in den theoretischen Kurs aufgenommen zu werden, eine diesbezügliche Prüfung abzulegen. Sie wusste sich zu helfen, kaufte ein Paar Fasane und lieferte dieselben für die Küche der Frau Vicedirektorin, deren Gatte Dr. K. sich durch seine gelungenen Steinoperationen einen Namen gemacht hat. Frau Barbara Blum wurde, als sie zur Einschreibung kam, „unter Voraussetzung, dass sie lesen und schreiben könne“ aufgenommen. Wie aber sollte sie das geburtsärztliche Lehrbuch von Horn studieren, da sie es nicht lesen konnte? Auch da wusste sich die energische Frau zu helfen! War doch ihr Stubennachbar ein Mediziner, dem sie in ihrer Unwissenheit alle ärztlichen Kenntnisse zutraute. Und so wurde ich, der 18jährige, in geburtshilflichen Angelegenheiten ihr Professor, wie sie mich auch apostrophirte. Ich begann, sehr verschämt und gründlich unwissend, das Lehramt damit, dass ich ihr Paragraph nach Paragraph vorlas, so lange bis die im Memoriren völlig Ungeübte ihn auswendig wusste. Sie, die schon einige Kinder geboren hatte, war jedenfalls gelehrter als ich und erklärte mir aus ihrer gynäkologischen Erfahrung manches, worüber ich nicht selten erröthete. Ich habe das Buch ohne Übertreibung viele Hundertmale vorgelesen, bis sie es ziemlich auswendig und bei der Prüfung so herzusagen wusste, dass sie den praktischen Kurs auf der Gebäranstalt anzutreten für befähigt erklärt wurde. Für meinen Unterricht lud sie mich täglich ein mit ihr zu frühstücken. Sie verstand es trefflichen Kaffee zu brauen, der mir bei meinen sonstigen Entbehrungen sehr wohl that; zugleich zahlte sie die Miethe für meine Kammer mit 3 Gulden in Silber-

monatlich; der Unterricht in Lesen und Schreiben, den ich ihr nebstbei gab, war in dem Honorar inbegriffen. Ich bewahrte noch lange den Brief, den sie mir als wohlbestallte Hebamme in Keczkemet schrieb, in welchem sie mir mittheilte, wie sie vor allen andern Kolleginen in der Kunst gesucht sei, was sie dem Umstande, dass sie eine von der Wiener Universität geprüfte Hebamme sei, und meinem vorzüglichen Unterrichte zu danken habe.

Noch eines tragischen Ereignisses will ich erwähnen, das eine Stubennachbarin traf, die unter andere Bedienstung Suchenden hier zu Bett war. Sie war aus Bayern nach Wien gekommen, um hier eine Stelle als Stubenmädchen zu finden, und sollte bald einer in Ungarn reich begüterten Herrschaft folgen. Ihren Namen habe ich vergessen. Doch lebt ihr Bild noch in meiner Erinnerung: blondes Haar umgab ein hübsches, weissrothes, geistig unbedeutendes Gesicht; aber ihre karyatidenhafte Gestalt imponirte durch plastisch edle Formen, was ihrer Erscheinung und ihrem Gange vornehme Haltung verlieh, die sich mehr für eine Fürstin als für eine Dienerin ziemte. Sie klagte, wie ihr dies bei Bewerbung um eine Dienstesstelle schon wiederholt nachtheilig gewesen sei. Nachdem sie etwa vierzehn Tage hier gewohnt hatte, berief sie ein Brief, die ihr eingeräumte Stellung anzutreten. Sie reiste ab, und wir waren entsetzt, als wir bald darauf ihren Tod erfuhren. Bei einem Auftrage, der sie in den nahen Wald geführt hatte, verirrte sie sich. Das Abenddunkel brach herein, sie war noch nicht zurückgekehrt. Man suchte sie bei Fackelbeleuchtung die ganze Nacht. Am Morgen wurde sie als Leiche gefunden. Die Untersuchung ergab, dass zwei junge Zigeuner sich dem Mädchen angeboten hatten, ihr den Rückweg zu zeigen, sie tiefer in den Wald führten, ihr Gewalt anthaten und, um nicht verrathen zu werden, töteten. Sie wurden bald ausgeforscht, vors Gericht gestellt, und da sie nach langen Leugnen die Schandthat bekannten, gehängt.

Meine Kammer war, wie erzählt bezahlt, für mein Frühstück gesorgt. Aber wovon sich sonst erhalten? Ich hatte eine Empfehlung an einen Privatagenten, der für meine Verwandte in der Provinz thätig war. Seine Frau mochte meine bedrängte Lage vermuthet haben und schenkte mir zu meiner grossen Bestürzung einige Gulden: „Gnädige Frau“ sagte ich zu Thränen erregt, „entehren Sie mich nicht durch ein Almosen. Meine Mutter sagte stets: ein angenommenes erstes Almosen ist des Teufels Drangabe.“ Die treffliche Frau nahm das Geld gerührt zurück, und als ich sie bat, mir unter ihren Bekannten eine Unterrichtstunde zu prokuriren, erwiderte sie wohlwollend: „Da es Ihnen redlich drum zu thun ist, durch Arbeit Brod zu verdienen, so habe ich den Muth, Sie zu ersuchen, meine brave Köchin im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Sie wünscht das längst und wird Ihnen nach ihren Verhältnissen für ihre Mühe dankbar sein.“ Ich unterrichtete sie fortan täglich des Abends eine Stunde lang. Sie zahlte mir ebenfalls monatlich 3 fl., und die gute Hausfrau kam jedesmal vor der Unterrichtsstunde in das Gesindezimmer und brachte mir eine Tasse Kaffee mit einer Semmel. Wie war es aber zu Mittag und mit der Bestreitung meiner sonstigen Bedürfnisse bestellt? Nun ich ass trockenes Brod, wiewohl ohne Thränen, aber zur Schädigung meiner Gesundheit. Es stellte sich ein schweres Wechselfieber ein.

Milz und Leber waren mächtig angeschwellt. Der Primararzt Dr. Zacharias Wertheim verschrieb selbstverständlich Chinin. „Sie sind Mediziner? Benützen Sie, da Sie jetzt in Ihren Studien gestört sind, die Zeit und beobachten Sie Ihren patho-

logischen Zustand, die Auf- oder Abnahme Ihrer Milz und Leber und zählen Sie Ihre Pulsschläge!"

Der gute, ehrenhafte pathetische Pedant. Er zählte, obwohl er sich rühmen durfte, noch Peter Frank gehört zu haben, zu jenen Ärzten, welche noch ellenlange Rezepte verschrieben. Das Zusammenmischen von vier, auch fünf Heilmitteln war üblich, die nach verschiedenen Organen zu wirken bestimmt waren. Das eine hatte z. B. die Aufgabe, auf das Gehirn zu wirken, das zweite das fieberhaft aufgeregte Blut zu bändigen, das dritte die Magennerven anzureizen, das vierte vielleicht gar, wenn er auch vorhanden war, den Gichtschmerz in der grossen Zehe zu zähmen. Ob die Medikamente die ihnen zugewiesenen Orte bezogen und Ordre parirten — wer könnte das heute noch wissen? Solche Zustände, so theure Mixturen mussten eine Reaktion hervorrufen und verschafften der revolutionären Homöopathie Eingang. Berühmte Ärzte, zu denen die Patienten mit vollstem Vertrauen emporblickten, waren damals Malfatti, Türkheim, Vivenot und andere.

Als Dr. Wertheim bejahrt war, wurde ihm ein Sekundararzt beigegeben, der den Primarius wohl weiter verschreiben und die Rezepte dispensiren, aber sie von den Kranken nicht einnehmen liess. Wenn nun der Primarius die Erfolge der Behandlungsweise seines jüngeren Kollegen sah, freute er sich gar sehr und äusserte mit lächelnder Befriedigung: Sehen Sie, die alte Schule mit ihrer rationellen Behandlung. Experientia medicinae Musa!

Ich muss noch einen entsetzlichen Fall erwähnen, der sich in dem Spitale zutrug. Der seiner Zeit vielgeehrte Professor der Chirurgie Hofrath Freiherr von Wattmann wendete seine operative Kunst der Anstalt während eines Vierteljahrhunderts zu. Ein alter Mann lag mit einem careinomatösem Lippengeschwüre da und sollte operirt werden. „Werde ich dann gesund sein?" fragte er. Der eben so humane als kühne Operateur erwiderte, indem er einen seinem liebenswürdigen Wesen völlig fremden, barbarischen Witz machte: „Ganz gesund? da müssen Sie mir gestatten, Ihnen den Kopf abzuschneiden." Der Kranke nahm die Äusserung ruhig hin und sagte: „Bitte morgen, Herr Professor!" Nach der Visite entfernte er sich, und als er nicht zum Ausspeisen kam, suchte und fand man ihn auf dem Dachboden erhängt. Er hatte die That unmittelbar nach der Äusserung des Professors vollbracht.

Nach mehreren Wochen war ich so weit genesen, dass ich mich in dem dem Spitalsgebäude anliegenden Friedhofe ergehen konnte. Er wurde nicht mehr benützt, und die steinernen Denkmale wurden von riesigen Fliederbäumen überschattet. Sie verbreiteten in der Sonnenglut eine wohlthuende Kühle. Da träumte oder las ich stundenlang, bis die Glocke zur Essenszeit mahnte. Genau 25 Jahre später gab ich, angeregt durch den ins Leben getretenen Alterthumsverein, die mit meiner Familie in pietätvollem Zusammenhange stehende Geschichte dieses historischen Denkmales heraus und veröffentlichte die Inschriften seiner Grabsteine.

Endlich wurde ich gesund entlassen. Der originelle Spitalvater Ascher Matzel hatte eine sogenannte Rekonvaleszenten-Kassa wohlthätig gegründet, damit die Entlassenen nicht sofort in Noth seien, und reichte mir aus derselben 2 Gulden, die ich schmerzlich bewegt, aber doch dankbar annahm. Es war ein heisser Sommernachmittag, als ich ein kleines Büschel Wäsche unter dem Arme, von der Rossau über das vom Jahr 1809 her wüste, mit Schutt überhäufte Glacis ging. Ich war noch schwach, musste wiederholt auf einem Steine ausruhen. Da überkam mich eine

grosse Bangigkeit, ich fühlte mich weltverlassen und hatte Mitleid mit mir. Nu ein Gedanke war vorherrschend: „Wenn mich meine Mutter, die mich so sehr liebt, sähe. Sie würde mit mir weinen und mich trösten.“ Ich ging wieder der blanken Noth entgegen, einer noch mehr bittern. Meine Schülerin, die Hebamme, war in die Heimath znrückgekehrt, und die andere, die Köchin, konnte bereits leidlich lesen und schreiben. Was nun?

ANZEIGEN.

Brandls „Shakspere“.

Von

J. SCHIPPER.

Brandls „Shakspere“ gehört einer nun schon in einer ziemlich stattlichen Anzahl von Bänden erschienenen Sammlung von Biographien*) an, die, nach der Ankündigung des neuen Verlegers (früher erschien die Sammlung unter dem Titel „Führende Geister“ bei L. Ehlermann in Dresden) eine Lektüre sein soll „für alle gebildeten Kreise und Schichten, geeignet für Erwachsene wie für die reifere Jugend, für Männer und Frauen“. Dass eine derartige, auf einen so grossen und aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten Leserkreis berechnete Anlage der Sammlung für die Verfasser solcher Biographien eine ziemlich enge Beschränkung hinsichtlich der von ihnen verlangten Darstellung bedeutet, zumal da der Umfang der Bücher ein dem mässigen Preise derselben entsprechender bleiben muss, leuchtet sofort ein.

Desshalb möge sogleich hervorgehoben werden, dass Brandl die Aufgabe, die innerhalb jener Grenzen überhaupt gestellt werden konnte, aufs glücklichste gelöst hat. Und noch mehr als das. Er hat ein Werk über Shakspere geschrieben welches auch der Literarhistoriker, der Fachgelehrte, mit Vergnügen und Nutzen lesen, welches er gern seinen Schülern als ein auf gründlichen Studien, gesunder Auffassung der Zeit- und persönlichen Verhältnisse und auf sorgfältiger Benutzung der neuesten Forschungen beruhendes Handbuch zur Einführung in das Studium Shaksperes empfehlen wird.

Der Anlage des Sammelwerks entsprechend tritt in Brandls „Shakspere“ das biographische Moment stärker hervor als das literarhistorische, nicht dem Umfange nach — was bei der relativen Geringfügigkeit der uns zu Gebote stehenden biographischen Angaben über Shakspere kaum möglich wäre — wohl aber mit Rücksicht auf die Bedeutung, die das erstere innerhalb der Gesammtdarstellung namentlich im Vergleich mit den früheren Shakspere-Biographien, gewinnt. Au dem Vorwiegen des biographischen Moments beruht auch die Anordnung des Stoffes, den der Verfasser in folgende Hauptabschnitte eingetheilt hat: Stratforder Jugendjahre, Londoner Lehrjahre, die Falstaff-Periode, die Hamlet-Periode, die Lear-Periode, die Romanzen, das Ende.

*) Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. 8. Band. Shakspere. Von Alois Brandl, Professor an der Universität Berlin. 8⁰. Berlin 1894. Ernst Hofmann & Co

Wir müssen gestehen, dass uns die drei mittleren Bezeichnungen, Falstaff-, Hamlet-, Lear-Periode, nicht sonderlich zusagen, für die wir lieber die zwei einfacheren und sofort verständlichen Kapitelüberschriften, „Periode der grossen Lustspiele, in welche sich leicht die halb lustspielartigen historischen Stücke „Heinrich IV.“ Theil I und II nebst „Heinrich V.“ und „König Johann“, dem frühesten dieser Stücke, einordnen, und „Periode der grossen Trauerspiele“, vorgezogen haben würden. In der Sache ist durch die von Brandl gewählten Überschriften in dem organischen Aufbau des Ganzen nichts verschoben worden. Denn innerhalb der Hauptabschnitte sind die Unterabtheilungen, „Tragödien“, „Komödien“, „Historien“, stets so gruppirt worden, dass stofflich verwandte und zeitlich zusammengehörige Stücke nicht von einander getrennt, sondern jedesmal durch eine dem Hauptabschnitt vorangestellte Einleitung über die Zeit- und Lebensverhältnisse des Dichters mit einander verbunden werden. So schliesst sich an die sehr anschaulich geschilderten Stratforder Jugend- und Londoner Lehrjahre des Dichters, denen er mit Recht noch dessen „Venus und Adonis“ zuweist, zunächst die Besprechung der Tragödien „Titus Andronikus“ und „Romeo und Julia“, dann die der Komödien „Verlorene Liebesmühe“, „Komödie der Irrungen“, „die beiden Edelleute von Verona“, „der Sommernachtstraum“ und darauf diejenige der Historien „Heinrich VI.“ Theil 1—3, „Richard III.“ und „Richard II.“ an. Nach einer den Leser gut orientirenden Schilderung der Zeitverhältnisse im letzten Dezennium des XVI. Jahrhunderts, sowie der persönlichen Erlebnisse und Beziehungen des Dichters und einer Charakteristik der damit in Zusammenhang stehenden lyrischen, wie lyrisch-erzählenden Gedichte desselben („Lucrezia“ und die Sonette“) wendet sich Brandl dann sofort mit „König Johann“ den Historien der „Falstaff-Periode“ zu, wodurch die Kontinuität des Stoffes gewahrt bleibt, ohne dass die historische Treue der Darstellung erheblich beeinträchtigt würde. An die halb lustspielartigen, historischen Stücke „Heinrich IV.“ Theil 1 und 2 und „Heinrich V.“ schliessen sich dann wieder stofflich in natürlichster Weise und chronologisch im Wesentlichen zutreffend die Lustspiele dieses Zeitraumes, „der Kaufmann von Venedig“, „die Zähmung der Widerspenstigen“, „die lustigen Weiber von Windsor“, „Viel Lärm um nichts“ an, und an diese nach einem weiteren historischen und biographischen, den Bau des Globus-Theaters, den wachsenden Wohlstand Shaksperes u. s. w. behandelnden Exkurse die Komödien der „Hamlet-Periode“, nämlich „Wie es Euch gefällt“, „Was ihr wollt“, „Ende gut, alles gut“, „Maass für Maass“. Von der Betrachtung dieser Lustspiele wendet sich der Verfasser sogleich zu den grossen Tragödien dieses Abschnitts, „Julius Cäsar“, „Hamlet“, „Othello“, denen sich dann, wieder mit ihnen verbunden durch einen dritten lebensgeschichtlichen, die grossen Erfolge Shaksperes während der ersten Regierungszeit König Jakobs I. behandelnden Abschnitt, die Tragödien der „Lear-Periode“, nämlich „Coriolan“, „König Lear“, „Macbeth“, „Antonius und Cleopatra“ zugesellen. An die satirischen Dramen „Troilus und Cressida“ und „Timon von Athen“, die hierauf folgen, knüpft Brandl dann eine Schilderung der letzten, vielleicht schon mehr in Stratford als in London zugebrachten Lebenszeit des Dichters an, geht hierauf über zu einer Besprechung der Romanzen-Komödien „Cymbeline“, „Wintermärchen“, „Sturm“ und bringt mit der Romanzen-Historie „Heinrich VIII.“, dem muthmaasslich letzten Drama Shaksperes, dessen dichterisches Schaffen zum Abschluss.

Eine kurze Schilderung seines Lebensendes, seiner Persönlichkeit und seiner Nachkommenschaft, sowie ein Verzeichniss wichtiger Werke zum Studium Shaksperes (nach englischem Muster) bildet das letzte Kapitel dieser ebenso knapp und kurz gefassten als inhaltreichen Biographie des Dichters. Der darin verarbeitete

literarhistorische Stoff ist also nicht nur übersichtlich und zweckmässig, sonde auch, soweit die bisherige Shakspere-Forschung über die Chronologie der einzeln Dramen Licht verbreitet hat, historisch im Wesentlichen richtig geordnet u zugleich in geschickter Weise mit dem Leben des Dichters verwoben. Da besteht einer der wesentlichsten Vorzüge dieses Buches vor den meisten bisherig Shakspere-Biographien, die in der Regel zunächst aus den im Laufe der Z durch den Sammelfleiss früherer Forscher zusammengetragenen, aber doch no immer sehr lückenhaften Nachrichten über Shakspere eine kurze Skizze sei Lebens zusammenstellten und daran dann eine umfangreichere Besprechung d einzelnen, nach ihrer inneren Verwandtschaft geordneten Stücke anschlossen. Hi dagegen ist der glückliche Versuch gemacht worden, das Leben und Dicht Shaksperes in organischem Zusammenhange vorzuführen, wodurch das Gesammtb seiner dichterischen Persönlichkeit entschieden an Anschaulichkeit gewonnen h Auf diesem Wege kann und wird auch die eigentliche Shakspere-Biographie no weitere Fortschritte machen. Freilich ist dabei ähnliche Vorsicht und Umsi dringend geboten, wie Brandl sie im Anschluss an die besonneneren englisch und deutschen Shakspere-Forscher in der Regel bei seinen aus dem Inhalt d Dramen und sonstigen Dichtungen Shaksperes für dessen Lebensverhältnisse, Den art und Stimmung gefolgerten Schlüssen beobachtet hat.

Wenn wir z. B. von Goethes Leben noch weniger wüssten als von de jenigen Shaksperes, würden wir uns leicht veranlasst sehen können, die bekann Verse in „Wilhelm Meister“ ‚Wer nie sein Brot mit Thränen ass‘ usw. als a eigenen, tieftraurigen Erlebnissen und gramvoller Stimmung des Dichters h rührend anzusehen, während wir doch wissen, dass sie lediglich der Persönlichk seines alten Harfners entsprechend von ihm gedichtet worden sind. Ebenso bede lich würde es sein, stets aus dem Ton der Dramen Shaksperes auf persönli Stimmungen des Dichters schliessen zu wollen, z. B. etwa aus seinem „Hamle dass er selber von einer gewissen Weltmüdigkeit, aus seinem „Timon“, dass von Verdüsterung und Trübsinn erfasst worden sei. Brandl ist zwar solc Schlussfolgerungen nicht ganz abgeneigt, verhält sich ihnen gegenüber, aber d mit der nöthigen Vorsicht, während er andererseits z. B. die wiederholte Mahn des Dichters, dass die Gattin jünger sein solle als der Gatte, gewiss mit Re weil positiven Thatsachen entsprechend, auf persönliche, mit der Annahme ei glücklichen Ehe des Dichters nicht wohl vereinbare Erfahrungen desselben seiner um acht Jahre älteren Frau zurückführt. So ist ebenfalls — um in Kü noch auf einige andere Punkte einzugehen — in klarer und anschaulicher W in dem Buche auseinandergesetzt worden, was sich aus den Zeitverhältnissen, u denen Shakspere aufwuchs und erzogen wurde, sowie aus Äusserungen Charakterzeichnungen in seinen Dramen für die religiöse Überzeugung des Dich schliessen lässt. Wenn man nicht wüsste, wie schwer es ist, gewisse Thorhei aus den um Shakspere sich drehenden Fragen ein für alle Mal auszuschlie — das stete Wiederaufleben der unsinnigen Shakspere-Bacon-Hypothese, t aller Widerlegungen derselben beweisst es ja zur Genüge — so könnte wirklich hoffen, dass auch die an dem Dichter getriebene „Seelenfängerei“ n Brandls sachgemässer Darlegung dieser Frage endlich aufhören werde.

Gut gesagt ist auch, was er ausführt über die Bedeutung der imme nur wenig eingehenden, aber doch für den Bildungsgang und die dichteris Entwickelung Shaksperes sehr wichtige Beschäftigung desselben mit dem klassisc Alterthum auf der Stratforder Lateinschule. Den von der gänzlichen Unbild Shaksperes überzeugten Zweiflern an seiner Autorschaft der von ihm verfas Dramen sei namentlich diese, auf wenigen Seiten klar und einleuchtend ausgefül

hilderung der Bildungsmomente, die schon während der durch authentische ıchrichten leider so wenig aufgehellten Jugendjahre des Dichters seine geistige ıtwickelung beeinflussen mussten, zur Beherzigung empfohlen. Wenn sie damit n Bildungsgrad vergleichen, zu dem ein dem Stratforder genialen Schauspielchter geistesverwandter neuenglischer oder vielmehr schottischer Lyriker, der irtnerssohn und spätere Gutspächter Robert Burns, auf Grund einer viel eintigeren, der klassischen Grundlage gänzlich entbehrenden Schulbildung sich aufıwang, so wird ihnen Shakspere's angeblich so grosse, in Wirklichkeit aber ır lückenhafte und unsichere Gelehrsamkeit schwerlich mehr so wunderbar scheinen, während sie andererseits doch erkennen werden, wie bedeutsam die ıdimente klassischer Bildung, die er sich in jungen Jahren aneignete, sein später rch Übersetzungen genährtes Interesse für das Alterthum beeinflussen konnten. „Es liegt im geheimnissvollen Zusammenhange zwischen Litteratur und Sprache", merkt Brandl, „dass, wer einmal ein Stück Urtext gelesen, für die Übersetzung ıe ganz andere Aufnahmefähigkeit mitbringt". So verhält es sich in der That, d wir zitiren hier diesen Ausspruch zur Beherzigung für Diejenigen, die da ıinen, lediglich die Lektüre von Übersetzungen der alten Klassiker sei ausichend als Grundlage für eine höhere Bildung. Mit demselben Nachdruck eilich muss betont werden, dass auch für die Originalwerke französischer, engcher und sonstiger neuerer Litteratur die Übersetzungen nur denselben unterordneten und ungenügenden Ersatz bilden, und seien es Übersetzungen von dem assischen Werth der Schlegel-Tieck'schen Shakspere-Übersetzung, an die der Verısser sich übrigens bei seinen Citaten leider nicht angeschlossen hat.

Durchaus zustimmen kann man weiter den Ausführungen Brandls über die ıfänge Shaksperes, wie er zuerst namentlich Stücke mit wirksamen Rollen umbeitete und erst allmählich höheren künstlerischen und sittlichen Zielen zustrebte, e aus den Zeitverhältnissen manche Auswüchse seiner Dramen zu erklären sind, ıd wie er seine Rollen, geradeso wie manche unserer lebenden Autoren, gern n Eigenthümlichkeiten hervorragender Schauspieler, z. B. einem Burbadge, anısste. Auch Brandls Ansichten über die Chronologie der Dramen, über den n den Engländern überschätzten Werth metrischer Hilfsmittel zur Feststellung ihrer eitfolge, über die Autorität der beiden Herausgeber der ersten Gesammtausgabe rselben, Heminge und Comdell, für die Echtheit der Stücke, kurz, auch seine ısserungen über derartige, die rein philologische Seite der Shakspere-Forschung rührende Fragen, sind durchaus annehmbar.

„An eine Philosophie Shaksperes im systematischen Sinne des Wortes glaube h nicht", sagt Brandl (S. 223) mit Recht. Um so weniger Mühe hat es ihm ıs diesem Grunde gemacht, bei der Besprechung der einzelnen Stücke in der egel den Kernpunkt derselben herauszufinden und ins rechte Licht zu stellen. ass bei der durch die Natur des Buches gebotenen Knappheit seiner Ausführungen Manches allzu kurz, unvollständig und skizzenhaft ausfallen musste, ist greiflich. So wird der Leser sich z. B. bei der Besprechung des „Hamlet" ır mit Andeutungen begnügen müssen. Diese weisen aber, wie uns scheint, auf ıs in der Hauptsache zum Verständniss des Dramas Wichtige genügend hin, ımlich auf den Zwiespalt zwischen Hamlets auf dem Boden der feineren Herzensldung und Gesittung beruhendem Wesen und der ihm auferlegten finsteren That er Rache, sodann auf den damit zusammenhängenden Zwiespalt zwischen dem uhen Kern des der Shakspere'schen Tragödie vermuthlich in der Form eines teren Dramas zu Grunde liegenden Sagenstoffs und der mehr als in seinen ıderen Stücken von subjektiven Empfindungen durchdrungenen Bearbeitung des ichters, — Elemente, aus denen wohl ein tiefsinniges, im Einzelnen ergreifendes

und erschütterndes Drama, nicht aber ein so einheitliches, fest gegliedertes und in sich abgeschlossenes Kunstwerk, wie etwa „Othello" oder „Macbeth", entstehen konnte.

Auch über die vielumstrittene Frage der Bedeutung der Shakspere'schen, mit der Annahme der Autorschaft Bacons vollends unvereinbaren Sonette und ihres Verhältnisses zu den persönlichen Erlebnissen des Dichters und vor allem des Schauspielers, als welchen sich der Verfasser derselben öfters kund giebt, wird der Leser eine natürlich nicht alle früheren Auslegungen diskutirende Erörterung finden, wohl aber eine verständige Auseinandersetzung dessen, was nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung als die nach unserer Ansicht annehmbarste Deutung angesehen werden kann.

Mit dieser Hervorhebung der Besonnenheit und Umsicht, die sich überall in dieser Shakspere-Biographie in erfreulicher Weise bemerkbar macht, soll aber durchaus nicht gesagt sein, dass die Darstellungsweise Brandls nüchtern und trocken sei. Im Gegentheil, wie das Buch in der ganzen Anlage gut komponirt ist, wie die einzelnen Abschnitte und Kapitel mit einander durch natürliche Übergänge verbunden sind, so ist auch die Schreibweise des Verfassers gewandt und anziehend. Durch geschickte Einflechtung geschichtlicher, wie anekdotenhafter auf Personen oder Zustände der Elisabethinischen Epoche bezüglicher Notizen weiss er manchmal mit einer kurzen Wendung oder einem treffend gewählten Beiwort seinen Gegenstand sofort in das rechte Licht zu rücken. Wenn der Verfasser aber gelegentlich Ausdrücke und Wendungen gebraucht, wie „Maria Stuart sass fest auf einem englischen Schloss" (S. 4), „Der Folklorist Aubrey" (S. 15), „und war dafür gerittert worden" (S. 18 u. 220), „der junge Shakspere als Mitbewerber, ein Gymnasiast, ein Schauspieler" (der doch damals schon Vater von drei Kindern war! S. 25), „der Amazonenbesieger und seine Frau" (Hippolyta, die einstige Amazonenkönigin! S. 52), sie (die Jungfrau von Orleans) endet am Gerichtspfahl" (S. 58) usw., so möchten wir derartigen zum Glück nicht allzu oft vorkommenden befremdlichen Wendungen freilich die erwähnte günstige Wirkung nicht zuschreiben, sondern halten sie für stilistische Auswüchse, die in einer hoffentlich bald erscheinenden zweiten Auflage des Buches wohl besser zu beseitigen sein würden. Bei der Gelegenheit könnte auch der König Alonso von Neapel, der vom „Sturm" fortgefegt worden zu sein scheint, in seine Herrscher- und Vaterrechte wieder eingesetzt, sowie diese oder jene sonstige Ungenauigkeit in der Darstellung — und welches Werk ist beim ersten Erscheinen ohne solche? — berichtigt werden. Sie sind meist zu geringfügiger Art, als dass wir die Leser dieser Besprechung mit der Erwähnung derselben ermüden und uns das Vergnügen, ein wirklich gutes und lobenswerthes Buch im Wesentlichen nur zu loben, damit verderben sollten. So möge es denn, wenn es auch keine neuen wissenschaftlichen Ergebnisse bringt, dafür aber die von der bisherigen Forschung gefundenen Resultate mit kritischem Sinn gewandt und umsichtig verwerthet, dem weiten Leserkreise, für den es bestimmt und geeignet ist, nochmal als eines der besten populären Bücher, die über Shakspere geschrieben worden sind, wärmstens empfohlen werden.

Je weitere Verbreitung derartige, im edelsten Sinne volksthümlich gehaltene Schriften über den Dichter finden, desto sicherer werden die verwirrenden Erzeugnisse einer bedauernswerthen, für die thörichte Shakspere-Bacon-Hypothese eintretenden Pseudophilologie vom Büchermarkt verschwinden, desto rascher werden die grotesken Proben derselben, die wir in den Werken der Damen Miss Bacon, Mrs. Windle und Mrs. Pott, der Herren Holmes, Morgan, Donnelly, Reichel, Edwin Bormann u. A. erlebt haben, dort eingesargt werden, wo sie lediglich am Platze

sind, in den geheimen Raritätenkästen der Bibliotheken, die für derartige und sonstige Verirrungen der menschlichen Phantasie eingerichtet und unter dem Namen „Giftschränke“ bekannt und berüchtigt sind.

Friedrich Wilhelm Gotter.

Von
EUGEN KILIAN.

Es ist keine bedeutende und epochemachende, aber trotzdem eine in gewissem Sinne einflussreiche und wichtige Stellung, die Friedrich Wilhelm Gotter in der Litteratur- und Theatergeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts einnimmt. Sein Name begegnet dem Forscher unablässig, wenn er in dem litterarischen Treiben der siebziger und achtziger Jahre Umschau hält. Er tritt uns in beherrschender Weise in dem Repertoire der Bühnen entgegen, er taucht allerorten vor uns auf in dem mündlichen und brieflichen Verkehr der litterarischen Wortführer jener Tage, von der launischen Epistel des jungen Goethe über seinen Götz bis zu den Mittheilungen Schillers an den Weimarer Freund über das Projekt, die „Geisterinsel“ aus Gotters Nachlass den „Horen“ von 1797 einzuverleiben.

Schon im Hinblick darauf, dass es recht mühsam und schwierig ist, Gotters weitverzweigte Beziehungen, seine ziemlich umfangreiche litterarische Thätigkeit klar zu überblicken, war es erklärlich, dass in letzter Zeit mehrfach der Wunsch nach einer zusammenhängenden Darstellung von des Dichters Leben und Wirken laut wurde. Wohl waren einzelnen Theilen desselben, so dem Verhältniss Gotters zum Göttinger Musenalmanach, seinen Beziehungen zu Schröder werthvolle Einzeluntersuchungen zu Theil geworden; aber es fehlte ein Gesammtbild, das den ganzen Umkreis von Gotters Thätigkeit umfasste und uns sein Werden und Wirken aus den näheren Umständen seines Lebens und aus dem Einfluss der ihn umgebenden geistigen Bewegungen heraus erklärte.

Das Buch von Rudolf Schlösser, das die Lösung dieser Aufgabe mit schönem Erfolge übernommen hat, tritt als ein Band der von Litzmann herausgegebenen „Theatergeschichtlichen Forschungen“ an die Öffentlichkeit*). Das kennzeichnet einigermassen den Standpunkt, von dem aus der Verfasser seine Darstellung betrachtet haben will. Wie er mit Recht hervorhebt, wurzelt Gotters Kraft in der lebendigen Bühne; „ihr gehört seine Liebe wie sein ganzes Leben“. Nur daraus erklärt sich der Charakter seiner dichterischen Thätigkeit, seine Stellungnahme zu den Werken der französischen Poesie. Die Beurtheilung seiner litterarischen Richtung musste eine einseitige und unrichtige sein, wenn sie dieselbe, wie es bis jetzt geschah, ausschliesslich aus litterarischen Ursachen zu erklären suchte.

Wohl wurde der Grund zu Gotters Anlehnung an die französische Litteratur schon durch die Erziehung und den Privatunterricht gelegt, den der Vater dem Knaben in seiner Vaterstadt Gotha zu Theil werden liess. Die französische Sprache nahm den breitesten Raum in diesem Unterricht ein; an französischer Litteratur begann sich Geschmack- und Schönheitssinn des jungen Gotter zu bilden;

---

*) Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im 18. Jahrhundert von Rudolf Schlösser. Theatergeschichtliche Forschungen, hrsg. von B. Litzmann X. Hamburg und Leipzig, Leop. Voss, 1895.

französisch waren die ersten kleinen dramatischen Versuche, welche die Begabung des Knaben an das Licht rief. Waren die letzteren ohne Zweifel durch den Einfluss des französischen Privattheaters am Gothaischen Hofe hervorgerufen, so brachte die Studentenzeit des jugendlichen Dichters in Göttingen ihm bedeutungsvollere und nachhaltigere Eindrücke durch seine Bekanntschaft mit den Vorstellungen der Ackermann'schen Truppe, die 1764 ihren Einzug in die Universitätsstadt hielt. Ihr gehörte Ekhof an, mit dem Gotter schon damals, wie uns sein erster Biograph Schlichtegroll bezeugt, in persönliche Beziehungen trat. Weitere theatralische Anregungen bot ihm ein Besuch in Kassel vom August 1766, wo ihm die Pracht der Ballette und die Reize der Tänzerin Lauchery überschwengliche Bewunderung entlockten, weiter sodann der erste Aufenthalt des jungen Legations-Sekretärs zu Wetzlar, wo die Lepper'sche Schauspieltruppe Vorstellungen gab und auf Gotters Betreiben die eben erschienene „Minna von Barnhelm“ zur Aufführung gelangte. Immer lebendiger und ausgeprägter begann sich Gotters Liebe zum Theater zu entwickeln, gepaart mit seltenem Verständniss für die Bedingungen der Bühne und der Schauspielkunst. 1769 veranstaltete er zu Göttingen, wo er eine Hofmeisterstelle bekleidete, Aufführungen von Brawes „Brutus“ und Lessings „Minna“ und verdiente sich als Darsteller des Brutus und des Tellheim wohlverdiente Lorbeern. Dass sein Darstellungstalent das Mittelmass von Dilettantenleistungen um ein Beträchtliches übertraf, wird uns übereinstimmend von verschiedenen Seiten bezeugt.

Gotters Verehrung für Lessing, verschiedene Äusserungen über den „Shakespeareanismus“, seine rückhaltlose Bewunderung für Klopstock, dessen „Hermannsschlacht“ er „das erste Drama unserer Nation“ nennt, zeigen zur genüge, dass Gotter damals von einseitiger Überschätzung der Franzosen sehr ferne war. Auch der zweite Aufenthalt des Dichters in Wetzlar, wie er selbst versichert, eine der glücklichsten Perioden seines Lebens, der Verkehr mit der lustigen Tafelrunde des „erhabenen Ordens“, vor allem die Beziehungen, in die er hier zu dem jungen Goethe trat, trugen wohl dazu bei, Gotter in jener Zeit vor einer allzu einseitigen Betrachtung der ihn umgebenden litterarischen Strömungen zu schützen. Eine gewisse Vorliebe für die Franzosen, für französische Eleganz der Ausdrucksweise gegenüber der unverhüllten Kraftgenialität der jungen deutschen Stürmer, wird uns allerdings auch durch die Beziehungen des Dichters zu Goethe bestätigt. Wohl nicht mit Unrecht sucht Schlösser in diesem Sinne die bekannte vielfach missverstandene Götz-Epistel Goethes zu deuten, in welcher dieser einen harmlos ironischen und neckisch überlegenen Ton anschlägt, Gotters Theaterwut und sein Missgefallen an anstandswidrigen Kraftausdrücken verspottend, ohne natürlicher Weise ernstlich an eine Aufführung des regellosen Ritterstückes auf der winzigen Liebhaberbühne in Gotha zu denken. Der Aufenthalt der früher Ackermann'schen, jetzt Seyler'schen Truppe in Wetzlar vom Jahre 1771 gab Gotter Gelegenheit, mit seiner „Gabrielle de Vergy“ erstmals als dramatischer Dichter an die Öffentlichkeit zu treten.

Auch in Gotha, wo Gotter seit seiner Rückkehr aus Wetzlar in die Beamtenlaufbahn eingetreten war, stand unter seinen ausserdienstlichen Beschäftigungen das Theaterspiel wieder in erster Reihe. An Stelle des Liebhabertheaters, dessen Regisseur und erster Darsteller in Gotters Person vereinigt war, trat bald nach dessen Auflösung die Seyler'sche Gesellschaft, die nach dem Schlossbrand in Weimar im Mai 1774 ihre Schritte von da nach Gotha lenkte. Aus ihr ging im Jahre 1775 die Gründung des Gothaischen Hoftheaters hervor, das in Ekhof und Reichard einen schauspielerischen und einen litterarischen Direktor erhielt. Der letztere allerdings war hierzu eine wenig geeignete Persönlichkeit; der Miss-

griff in der Wahl war um so unverzeihlicher, als in Gotter der Mann vorhanden schien, der die für den Direktionsposten erforderlichen Eigenschaften in seltenem Maasse in sich vereinigte. Reichard selbst erkannte dies und räumte ein, dass Gotter „weit mehr Talente und mehr Einsicht, folglich auch mehr Beruf zu diesem Posten“ besitze.

Indess auch so widmete Gotter seine Musse dem neugegründeten Hoftheater und gewann eine einflussreiche Vertrauensstellung gegenüber den Schauspielern. Insbesondere verknüpften ihn mit dem neuaufgegangenen Dreigestirne Beil, Beck. Iffland enge Freundschaftsbande. Die neue Hofbühne aber erwies sich sehr bald als lebensunfähig, schon im März 1779 erfolgte ihre Aufhebung. Der hierdurch brodlos gewordenen Künstler nahm sich wiederum Gotter in aufopfernder Weise an; er that sein Möglichstes, um sie an Dalberg, den künftigen Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters zu empfehlen, Über Iffland berichtete er in einem Schreiben, aus dem die klare Erkenntniss von dessen hoher schauspielerischer Begabung spricht; er versichert, dass aus ihm „unfehlbar einer der ersten Schauspieler Deutschlands werden wird“.

Gotters theatralische Wirksamkeit beschränkte sich indessen keineswegs auf die heimische Bühne; seine Beziehungen zu deutschen Theatern erweiterten sich nach den verschiedensten Seiten. Von Bedeutung wurde vor allem das Verhältniss, in das der Dichter zu dem jungen Hamburgischen Schauspieldirektor, zu Friedrich Ludwig Schröder, trat. Die Beziehungen beider Männer sind in Litzmanns Monographie gewürdigt. Schröders Versuch, den befreundeten Dichter in einer dienstlichen Thätigkeit an seine Bühne zu fesseln, scheiterte an Gründen, die nicht vollkommen aufgeklärt sind. Für die litterarische Thätigkeit Gotters, für die Verbreitung seiner dramatischen Produkte, waren die Jahre seiner Verbindung mit Schröder von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

In Gotters litterarischem Geschmack hatte sich im Lauf der Jahre mittlerweile eine leise Umwandlung vorbereitet. Schon ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Lyon im Sommer 1774 hatte durch intime Bekanntschaft mit der französischen Bühne Eindrücke in ihm wachgerufen, die für seine weitere Entwickelung von Bedeutung geworden waren. Die Jugendjahre in Göttingen und Wetzlar hatten dem unter dem Einflusse französischen Geschmackes grossgewordenen jungen Manne auch den Blick für die aufstrebende deutsche Litteratur erschlossen; er hatte sich an Klopstock und Lessing, an den Werken des jungen Goethe begeistert und schien eine Zeit lang entschieden nach der deutschen Seite zu neigen. Nun wurde ihm in Lyon zum ersten Male das französische Theater aus eigener Anschauung bekannt. „Von Jugend auf steckte zu viel Französisches in ihm, als dass er hier nicht neben Mängeln auch ganz gewaltige Vorzüge hätte entdecken sollen — und damit begann sich sein Weg von dem der bilderstürmerischen Genies wesentlich zu trennen.“ Seine Abneigung gegen die letzteren begann sich zu steigern durch die Befürchtung, die Ausschreitungen des „Shakespeareanismus“ mit ihren starken und krassen und desshalb auch nicht leicht zu verfehlenden Effekten möchten für die Entwickelung der geregelten deutschen Schauspielkunst verhängnissvoll werden. Gotter lebte zu sehr in der praktischen Bühne und Schauspielkunst, er dachte zu theatralisch, als dass ihm die ausgesprochen untheatralische Denkweise, wie sie in den Werken des Sturmes und Dranges vielfach zu Tage tritt, nicht ernstlichere Besorgnisse eingeflösst hätte. In Gotters Verhältniss zu Goethe trat im Lauf der siebziger Jahre eine gewisse Spannung ein. Dieselbe wurde genährt durch eine poetische Epistel des ganz in französischem Geschmack befangenen Prinzen August, die Gotter in schärfsten Gegensatz zu dem ehemaligen Freunde, und zwar zu Ungunsten des letzteren stellte. So drängten

verschiedene Einflüsse zusammen, um Gotter zu seiner französischen Geschmacksrichtung von ehemals zurückzuführen.

Um so mehr ist hervorzuheben, dass Gotter noch 1776 dem Schaffen seines Freundes Lenz, der durch die genialische Regellosigkeit seiner Werke in schärfstem Gegensatze zu den Franzosen stand, gerecht zu werden suchte und über ein verloren gegangenes Lustspiel desselben, „Die Algierer“, ein überaus freundliches und wohlwollendes Urtheil fällte, ja sogar für dessen Aufführung sich bemüht zeigte. Dagegen vermochte es Gotter nicht über sich, dem kühnen Aufflug des jugendlichen Schiller'schen Genius mit Liebe und Verständniss zu folgen. Über die „Räuber“ urtheilte er, das Stück behalte in der „Gattung des Schrecklichen“ den Preis. „Aber der Himmel bewahre uns vor mehr Stücken dieser Gattung!“

Der Verlust einer wirklichen Berufsbühne in Gotha verfehlte nicht, trotz des Dichters unausgesetztem Wirken und Arbeiten für das Theater, eine gewisse Entfremdung desselben von der realen Bühne herbeizuführen und ihn dadurch in seinen der Richtung der deutschen Litteratur abgewandten Bahnen zu bestärken. Wohl suchte man für den Verlust der Berufsbühne in Gotha Ersatz durch Dilettantentheater, in dem Gotter als Darsteller der ersten Rollen excellirte, wohl suchte er enge Fühlung zu behalten mit auswärtigen Bühnen, vor allem mit Mannheim, wohin seine Gedanken sehnsuchtsvoll den befreundeten Künstlern folgten. Einen Einblick in Gotters zahlreiche und intime Beziehungen zu der Mannheimer Bühne gewähren seine bis jetzt nur theilweise veröffentlichten Briefe an Dalberg, die Schlösser zum ersten Male in ihrer Gesammtheit für seine Arbeit nutzbar macht. Sie ergeben, dass Gotter über alle Ereignisse am Mannheimer Theater stets gut unterrichtet war, dass er als eine Art von theatralischem Beirath hohes Ansehen bei Dalberg und seiner Künstlerschaar genoss, dass er durch Abgabe von Urtheilen und bei eigenen Stücken durch Besetzungsvorschläge die Direktion unterstützte, dass er vor allem durch seinen Rath und seine Hülfe bei Neuengagements einen sehr bedeutsamen Einfluss auf das Mannheimer Institut übte. Selbst als sein eigener Dichterruhm in Folge des veränderten Geschmacks bereits im Sinken war, blieb er als literarischer Beirath bei Dalberg in vollen Ehren.

Dieser Wechsel des theatralischen Geschmacks, welcher sich immer entschiedener zu Ungunsten der Franzosen vollzog, manchfache theatralische Misserfolge, die Gotter in Folge dessen erleiden musste, seine zunehmende Entfremdung von der realen Bühne, konnten nicht verfehlen, die Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit des Dichters bedenklich zu lähmen. Er konnte sich dem Eindruck nicht verschliessen, dass man ihn als überholt und veraltet betrachte. Aus dieser Stimmung heraus erklärt sich der verbitterte und heftige Ton, mit dem er in den Vorreden zu seiner 1787 erschienenen Gedichte-Sammlung, einer Art von litterarischem Testamente des Dichters, gegen den neuen Geschmack und die Verderbniss, die er der Bühne gebracht, Front machte. Dass diese Gedichte verdienter Weise viele Verbreitung fanden und von Gotters Werken fast ausschliesslich auf die Nachweit kamen, wurde für das Andenken des Dichters insofern verhängnissvoll, als damit auch das Bild des vereinsamten und einseitigen Anbeters französischer Kunst der Nachwelt in Erinnerung blieb, während das Schaffen und Wirken des jugendlichen Dichters für deutsches Theater und Schauspielkunst einer unverdienten Vergessenheit anheimfielen.

Dass Schlössers biographisches Werk Leben und Werke des Dichters in zwei gesonderten Abschnitten behandelt, anstatt die Besprechung der letzteren in seinen Lebensgang einzufügen, ist bei Gotter insofern gerechtfertigt, als seine Werke in ihrem überwiegend grösseren Theil nicht des Dichters ursprüngliches Eigenthum sind, vielmehr als Übersetzungen oder freie Bearbeitungen fremden

Vorlagen entstammen. „In richtiger Erkenntniss seiner Begabung verzichtete Gotter gerne darauf, neue Bahnen zu betreten; gegebenen Stoffen und Werken durch sorgfältige Behandlung und geschmackvolle Umgestaltung neuen und erhöhten Reiz zu geben, war sein Talent wie seine Lust.“ Gotter war weit davon entfernt, eine selbständige oder stark ausgeprägte dichterische Individualität zu sein; in der Gabe der glücklichen Aneignung fremdländischer Produkte, in der sicheren und spielenden Beherrschung eleganter äusserer Form lag der Schwerpunkt seiner litterarischen Begabung. Diese Eigenschaften in Verbindung mit seiner genauen Kenntniss der Forderungen der Bühne und der Schauspielkunst, befähigte ihn in allerhöchstem Grade dazu, die zeitgenössische Lustspiellitteratur des Auslandes dem deutschen Theater zuzuführen. Auf diesem Gebiete hat er seine besten und nachhaltigsten Erfolge gefeiert, während seine Bemühungen, der französischen Tragödie einen Theil des ihr durch Lessing entrissenen Bodens wieder zu gewinnen, im grossen und ganzen erfolglos blieben. Daran vermochte auch der Umstand nichts zu ändern, dass die Bearbeitung der betreffenden Werke theilweise eine ausserordentlich sorgfältige und geschickte war, dass Gotter in der „Merope“ der deutschen Kunstdichtung und dem deutschen Geschmacke soweit entgegenkam, als Versform den reimlosen fünffüssigen Jambus zu wählen, und dass er diesen sogar mit entschiedenem Glück handhabte.

Auch die zahlreiche Reihe der Gotter'schen Lustspiele, die dem Dichter lange Jahre hindurch eine beherrschende Stelle in dem Repertoire der deutschen Bühnen sicherten, beruht fast ausschliesslich auf fremden, und zwar meist französischen, seltener englischen und italienischen Vorlagen. Das Glück, das ihn bei diesen Arbeiten zumeist begleitete, verliess ihn, wenn er, wie in dem gründlich missglückten Originallustspiel „Die Erbschleicher“, von dem Ehrgeiz erfasst wurde, selbständige Wege zu wandeln.

Schlössers Abhandlungen über die einzelnen Stücke des Dichters stellen die Originale vergleichend der Bearbeitung gegenüber und enthalten viele belehrende und werthvolle Bemerkungen zur Litteratur- und Theatergeschichte. Eines der meistgegebenen und noch bis in dieses Jahrhundert herein auf vielen Bühnen gangbaren Stücke des Dichters, die Posse „Der schwarze Mann“, bietet litterarhistorisch dadurch Interesse, dass Gotter schon bei den Zeitgenossen den Verdacht auf sich zog, mit der Gestalt des Theaterdichters Flickwort in diesem Stücke eine Verhöhnung Schillers bezweckt zu haben. Es ist verdienstlich, dass Schlösser diese neuerdings wieder von Minor in sehr nachdrucksvoller Weise verfochtene Ansicht, als eine thatsächlich aller Wahrscheinlichkeit nach unbegründete Annahme zurückweist. Gotters „schwarzer Mann“ ist keineswegs, wie Minor annahm, Original, vielmehr die Bearbeitung einer französischen Komödie von Gernevalde. Die letztere scheint verloren zu sein; ihr Inhalt aber ist uns in einer holländischen Übersetzung des Stückes erhalten. Ein Vergleich des letzteren mit Gotters Posse lehrt, dass die Gestalt des Theaterdichters Flickwort in allen wesentlichen Zügen bereits in der Vorlage enthalten ist. Selbst Flickworts dichterisches Programm, das als Hauptbeweis für Gotters persönliche Tendenzen dienen musste, gehört schon dem Originale an, nur mit dem Unterschied, dass die französischen Verhältnisse in deutsche übertragen sind. Auch die von Gotter neu hinzu gedichteten einleitenden Auftritte, insbesondere Flickworts Monolog, sind für die in das Stück hineingetragene Tendenz keineswegs beweiskräftig, da nur eine gekünstelte Auslegung darin Anspielungen auf „Fiesko“ und „Don Carlos“ zu erblicken vermag, überdies der Grundgedanke jenes Monologes, der Zweifel über den Ausgang des betreffenden Trauerspiels, einer andern Stelle des Lustspiels von Gernevalde entlehnt ist.

Wie aus Schlössers Darlegungen zu entnehmen ist, hat Gotter auch Flickworts Rede „Ich habe Shakespeares Meisterstücke umgearbeitet" seiner Vorlage entnommen. Es wäre interessant zu erfahren, ob der letzteren auch die bezeichnende Antwort des Wirthes angehört „Ein Meisterstück umarbeiten, heisst sonst — es verpfuschen", oder ob in diesen Worten ein Zusatz des deutschen Dichters vorliegt. Wäre das letztere der Fall, so hätte Gotter damit ein treffendes Urtheil gesprochen über seine eigenen Versuche, Shakespeare'sche Werke dem Geschmacke seiner Zeit anzupassen. Als solche Versuche sind allerdings die beiden Gotter'schen Singspiele „Romeo und Julie" und „Die Geisterinsel", die letztere nach Shakespeares „Sturm", insofern kaum mehr zu bezeichnen, als beide mit den Werken des Briten nichts mehr als die ungefähre Handlung und entfernte Berührungspunkte gemein haben. „Romeo und Julie", ein Schauspiel mit Gesang, nach Weisses gleichnamigem Stücke bearbeitet und komponirt von Benda, bedeutete für die deutsche Oper insofern eine Eroberung, als es das erste Singspiel ernsterer Gattung war, das einen durchschlagenden Erfolg erzielte und einen wahren Triumphzug über die deutschen Bühnen antrat. Aus dem „Sturm" war in Gotters „Geisterinsel", auf die Mozarts „Zauberflöte" übrigens starken Einfluss geübt zu haben scheint, eine nüchterne und triviale Feengeschichte geworden, die in nichts mehr an Shakespeares poetische Zauberwelt erinnerte. Die lobende Beurtheilung, die Goethe dieser Dichtung Gotters spendete, scheint Schiller trotz ihrer Aufnahme in die „Horen" nicht getheilt zu haben.

An dem dritten Werke des Briten, das in Verbindung mit Gotters Namen zu nennen ist, dem „Kaufmann von Venedig", hat der Dichter nur als Berather und Mithelfer seines Freundes Schröder einen gewissen Antheil, dessen Mass nach den uns überlieferten Nachrichten nicht zu bestimmen ist. Der Aufführung des Stückes in Mannheim im Dezember 1783 lag übrigens nicht, wie aus einer Angabe Schlössers zu schliessen wäre, die Schröder-Gotter'sche Einrichtung, vielmehr eine selbständige Bearbeitung von Dalberg zu Grunde. Über diese letztere, die von Schröder nur einige Einzelheiten benutzte, wurde seiner Zeit im Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (XXVI) berichtet. Zu den Ausführungen an jener Stelle ist berichtigend zu bemerken, dass die Bearbeitung des „Kaufmann von Venedig", über die Iffland in der Ausschusssitzung vom 15. Oktober 1783 referirt, nicht die von Schröder und Gotter, vielmehr die bis jetzt unbekannte, anonyme Dresdener Bearbeitung gewesen sein muss. Darauf deutet die Beibehaltung des fünften Aktes und die Erwähnung eines Schluss-Chores, Dinge, die auf die Bearbeitung des Stückes von Schröder und Gotter keine Anwendung finden.

Richard Wagner. Von Houston Stewart Chamberlain. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vorm. Fr. Bruckmann).

Ein begehrenswerthes Prachtwerk für Bibliophilen, eine hervorragend schöne Zierde für den Albumtisch ausländischer uud deutscher „Salons". Verleger und Autor haben in gleicher Weise Anspruch auf die Dankbarkeit des Lesers. Der erstere hat für eine reiche, zum grossen Theil künstlerisch werthvolle Ausstattung gesorgt. Einem in weiten Zügen angelegten Lebensbilde deutscher Geistesheroen ist bisher ein ähnlicher Schmuck nicht zu Theil geworden. Für die Erzielung von populären Wirkungen verwandter Art, wie sie durch die mit erlesenerem Geschmack illustrirten Litteratur- und kulturgeschichtlichen Werke bezweckt

werden, mag dies sicherlich von Vortheil sein. Die Photogravüren nach Bildnissen Wagner's von Lenbach und Herkomer sind ganz vortrefflich; vertieft man sich in die Auffassung und die Art der Linienführung, so will es einem als anmuthige Laune des Geschickes erscheinen, dass es just kernhafte, bayerische Meister waren, welche das Seelenleben in jenen so überaus energisch gestalteten Zügen am besten wiederzuspiegeln verstanden. Das von einer jüngeren Kraft beigesteuerte Portrait des Maëstro Siegfried nimmt man mit dem Wunsche gern entgegen, dass es Chamberlain dereinst noch vergönnt sein möge, eine gleich inhaltsreiche und liebevoll durchgeführte Monographie des Sohnes eines so berühmten Vaters zu schreiben. Den durchgeistigten Kopf der Frau Cosima Wagner vermisst man ungern in der Gallerie der Walhallagenossen: warum diese kleine, wenn auch feine Koquetterie hinter den Kulissen? Den zeichnerischen Ouverturen und den Randleisten des jungen Düsseldorfer Meisters Frenz wird man ebensowenig Geist als Erfindung absprechen können. Frenz hat Phantasie, wird aber von verschiedenen Mustern beeinflusst: hier von den jungenglischen „Praeraphaeliten", dort von Stuck, am allermeisten wohl von Klinger. Gelegentlich muss man dann auch eine Bizarrerie in den Kauf nehmen, bei der man jedoch auch nicht ohne Interesse verweilt. Am meisten getheilt dürfen die Meinungen betreffs der Wagnerische Szenerieen frei umschreibenden Landschaftstücke Herrmann Hendrich's sein. Vielleicht möchte sich gerade Hendrich als der Mann dazu erweisen, phantasiekräftige Theaterdekorationen für das Gesammtkunstwerk zu schaffen. Gleichviel aber ob dieser oder ein anderer Künstler in Rede steht: eine Theaterdekoration wird sich unter allen Umständen nur schwer zu einem geschlossenen Flächenbilde konzentiren, und umgekehrt ein zuerst als reines Landschaftsmotiv empfundener Vorwurf sich kaum je mit vollem Gelingen zu einer, wie die Franzosen sagen, scenischen *„plantation"* ausweiten lassen. Indessen mag dergleichen Sache des subjektiven ästhetischen Empfindens sein.

Eingerahmt, hier und da fast ein wenig zurückgedrängt durch diese kostbare Ausstattung, entwickelt sich nun die Darstellung Chamberlain's. Der Verfasser ist mit zwei Worten als fleissiger Gentleman zu charakterisiren. Seinen intimen persönlichen Beziehungen zu Haus Wahnfried entsprechend hält er natürlich streng an dem dort gepflegten Ton der Auffassung und Wiedergabe von Menschen und Ereignissen fest; doch wird auch derjenige, welcher des Biographen prinzipiellen Standpunkt nur in bedingtem Sinne theilt, es mit Freude begrüssen, dass Chamberlain immerhin eine erheblich maassvollere Sprache führt, als die Anderen, welche sich über das „Geschrei nach Objektivität" nicht immer mit dem feinsten Witz lustig machen und die Möglichkeit einer selbst durchaus meisterfreundlichen und kritisch-historischen Würdigung von Wagner's Leben und Wirken grundsätzlich in Abrede stellen. Natürlich erhält Bülow nur die Censur „befriedigend", Liszt hingegen diejenige „ausgezeichnet". In dem Kapitel „Wagner's Schriften und Lehren" ist vieles niedergelegt, was von eifrigen Studien und guter philosophischer Schulung zeugt. Auch in den weiteren Abschnitten fehlt es nicht an feinsinnigen Bemerkungen und glücklichen Wendungen. Anderes liest man hingegen mit Befremden, wenn man mit steigender Theilnahme Gelegenheit gefunden hat, sich von der umfassenden Bildung des Autors zu überzeugen. So nimmt es beispielweise den Unbefangeneren doch Wunder, dass auch Catulle Mendès, dem Herausgeber des *„roi vierge"*, ein besonderes hohes Lob ertheilt wird. Gelegentlich der Besprechung des Pariser Tannhäuser-Skandals vom Jahre 1861 wird angedeutet, dass bei jener antikünstlerischen Reaktion der obersten Tausend auch Meyerbeer seine Hand im Spiele gehabt hätte. Das könnte ja nicht ausser dem Bereiche der Möglichkeit gelegen haben — Meyerbeer's Charakter

war, bei vielen schätzenswerthen Eigenschaften, kein über allen Zweifel erhabener. Aber Chamberlain hätte wohl um so mehr die Verpflichtung gehabt, solche Andeutungen mit stichhaltigen Beweisen zu stützen, als er nach eigenem Zugeständniss der erste ist, der in einem grösser angelegten, durchaus ernsthaft zu nehmenden Werke mit derartigen Hinweisen vor das Forum der Öffentlichkeit tritt. Eine folgende Auflage wird hier vermuthlich die erwünschte Ergänzung bringen. Die Schreibweise des Buches hat erfreulicherweise mit dem bekannten Bayreuther Schachtelsatz-Style nichts gemein, ist vielmehr durchweg als eine flüssige und gewandte zu bezeichnen. Es scheint, als ob das scheidende Jahrhundert uns doch noch manche Überraschungen aufgespart hat: unter diesen möchte das Auftauchen von Wagnerianern, welche deutsch schreiben können, vielleicht nicht als die geringste anzusehen sein. Paul Marsop.

Bismarck-Jahrbuch, herausgegeben von Horst Kohl. II. Band. Berlin, O. Häring. 1895.

Die annalistische Seite des Unternehmens tritt diesmal (nach Alfred Dove's Urtheil in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung) noch deutlicher dadurch hervor, dass die vom 17. Sept. 1894 bis zum 16. Sept. 1895 fortgeführte „Chronik" der denkwürdigen Ereignisse im Leben des Helden, sowie seiner mündlichen oder schriftlichen Äusserungen den breitesten Raum in dem 700 Seiten starken Bande einnimmt. Die lange Reihe von patriotischen Wallfahrten, die sich zur Feier und Nachfeier des 80. Geburtstages des Fürsten nach Friedrichsruh bewegte, die Fülle von grossartigen Ansprachen, in denen er die Darbringer der Huldigungen mit Dank belohnte, erklären dies quantitative Verhältniss zur Genüge. Der Herausgeber hat seiner Publikation die Manuskripte der Festredner zu Grunde gelegt, den Text seiner Antworten hat Fürst Bismarck selber für den Druck revidirt, so dass nun diese ganze nationale Episode erwünschtermaassen in überlegt monumentaler Gestalt für die Dauer vor Augen liegt. Der „Chronik" schliesst sich auch in diesem Bande als „Anhang" eine grosse Anzahl von Artikeln der „Hamburger Nachrichten" von 1894/95 an, zu deren richtiger Würdigung Horst Kohl den Leser auf die vorsichtig gewundene Bemerkung im ersten Bande zurückverweist, es solle „damit keineswegs Fürst Bismarck als deren Verfasser bezeichnet, sondern nur der Überzeugung Ausdruck gegeben werden, dass in ihnen die Anschauungen des Fürsten Bismarck in einer Weise vertreten sind, die auf unmittelbar eingeholte oder gegebene Informationen hindeutet." Die abschreckende Abtheilung des ersten Bandes „Gedichte" hat der Herausgeber, dem einstimmigen Urtheil der Kritiker nachgebend, heuer bis auf eine einzige Nummer einschwinden lassen. Der nicht annalistische, vielmehr gesammtbiographisch-historische Theil des Jahrbuchs bringt an erster Stelle wiederum „Urkunden und Briefe". Von lebensgeschichtlichem Interesse sind darunter die beiden Probearbeiten Bismarcks zur Referendariatsprüfung von 1836, über Natur und Zulässigkeit des Eides und über Sparsamkeit im Staatshaushalt. Ein herrlicher Brief Ranke's an den Fürsten von 1877 hat sogleich beim Erscheinen des Jahrbuchs die verdiente Aufmerksamkeit erregt. Den ganzen Rest bilden Nachträge zu älteren Werken: zunächst „Berichte und Briefe Bismarcks an Minister v. Manteuffel 1854 bis 1858", sie ergänzen die vom Ritter v. Poschinger edirte Sammlung „Preussen im Bundestage"; sodann 48 Stücke aus der Korrespondenz Leopold v. Gerlachs mit Bismarck, wodurch der 1893 anonym publizirte Briefwechsel beider wesentlich vervollständigt wird. Man erstaunt angesichts solcher Nachlese über die philologische Naivität der früheren Herausgeber. Da v. Poschinger selbst seinem Werke schon nach zwei Jahren einen ganzen Band von Nachträgen hinzuzufügen genöthigt war, hat man jetzt, wenn man Bismarcks politische Korrespondenz während der Bundestagsgesandtschaft chronologisch lesen will, die Unbequemlichkeit, je vier Bände, darunter einen — das Jahrbuch — an drei Stellen zugleich aufschlagen zu müssen. Die noch übrige Rubrik „Reden und Abhandlungen" ist im heurigen Jahrbuch noch weit dürftiger ausgefüllt, als im vorigen. Sie zeigt dem Leser, dass der Herausgeber, was dieser selbst im Vorwort beklagt, bis jetzt noch fast gar keine „mitarbeitenden Freunde" besitzt. Dass seine Hoffnung, deren künftig zu finden, in Erfüllung gehe, erscheint uns als Vorbedingung für die nachhaltige Lebensfähigkeit seines rühmlichen Unternehmens.

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Feigentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.

Preis-Urtheil.

Infolge des Preis-Ausschreibens im 1. Heft des II. Bandes der „Biographischen Blätter“ sind zu Punkt I sieben Arbeiten eingelaufen:

Karl Anton von Hohenzollern; König Ludwig II. von Bayern; Gottfried Keller; Franz Schubert; I. v. Döllinger; Heinrich Barth; Jens Lörnsen.

Zum Preis empfohlen wurde:

Heinrich Barth. *Der Erforscher des dunklen Welttheils. Merkwort: Plus ultra.*

Zum unveränderten Abdruck angenommen wurde:

Uwe Jens Lörnsen. *Zur Erinnerung an einen deutschen Patrioten. Merkwort: Nunquam retrorsum.*

Zum Abdruck — mit Änderungen — empfohlen wurde:

Ignaz v. Döllinger. *Merkwort: Durch Nacht zum Licht.*

WIEN, Ostern 1896.

Dr. Anton Bettelheim.

Auf Grund dieses Preis-Urtheils haben wir die mit dem Merkwort versehenen Briefumschläge geöffnet.

Als Verfasser des preisgekrönten Aufsatzes über ***Heinrich Barth*** *ergab sich dabei Prof.* ***Dr. Siegmund Günther*** *in München;*

als Verfasser des zum Abdruck empfohlenen Aufsatzes über Jens Lörnsen Schriftsteller ***Georg Stamper*** *in Berlin;*

als Verfasser des zum Abdruck (mit Änderungen) empfohlenen Aufsatzes über Döllinger Schriftsteller ***Dr. Bernhard Münz*** *in Wien.*

Den preisgekrönten Aufsatz über Barth und über Lörnsen finden die Leser in vorliegendem Hefte. Die weder mit dem Preise, noch mit einer Empfehlung bedachten Manuscripte stellen wir den Herren Einsendern zu Gebote.

Zum II. Punkt des Preis-Ausschreibens lief ***kein*** *Manuscript ein.*

BERLIN, 9. April 1896.

Ernst Hofmann & Co.,
Verlagsbuchhandlung.

Heinrich Barth,
Der Erforscher des dunklen Kontinentes.

Von
SIEGMUND GÜNTHER.

Zweifellos hat seit dem Anfange der fünfziger Jahre, da Heinrich Barth die anscheinend an einem toten Punkte angekommene Forschungsarbeit auf afrikanischem Boden von neuem belebte, das Interesse an der Entschleierung der Geheimnisse eines wahrhaft dunklen Erdtheiles nicht ab-, sondern ganz gewaltig zugenommen, und ungemein stark ist die Zahl derjenigen gewachsen, welche sich dort die Rittersporen des Entdeckers zu erwerben bestrebt sind. Aber auch die Methode, durch welche man das Ziel zu erreichen strebt, ist eine wesentlich andere geworden, seitdem nicht mehr blos jener unwiderstehliche, rein ideelle Drang, der für einen Barth maassgebend gewesen war, sondern oft sehr materielle Beweggründe das Thun und Treiben der Afrika-Pioniere bestimmen. „Mit Bibel und Flinte", so hat ein deutscher Staatsmann gemeint, werde die Kolonialpolitik sich mehr und mehr der ihr gestellten Aufgaben entledigen können; „wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen", aber bei der Konkurrenz zweier einander so überaus unähnlichen Faktoren, wie es das Wort der Liebe und das zur höchsten Vollendung gebrachte Vernichtungsinstrument nun einmal sind, war das erstere doch von vornherein dazu verurtheilt, in den Hintergrund treten und dem mächtigeren, eine vernehmbarere Sprache redenden Nebenbuhler das Feld überlassen zu müssen. So ist leider nur allzu häufig an die Stelle der friedlichen Forschung die gewaltsame Eroberung getreten, und derjenige, der ein noch unerschlossenes Gebiet betritt, thut dies ebenfalls nur allzu oft mit dem Gedanken, wie er wohl ein neues Stück Land dem Besitze dieses oder jenes europäischen Staates angliedern könne. Niemand wird in Abrede stellen wollen, dass auch auf diesem Wege die Erdkunde gar wichtige Förderung erfahren hat, und dass wir von vielen fernen Ländern ohne die Unterstützung, welche der Forschungstrieb durch politische Zwecke fand, viel weniger wissen würden, als es jetzt thatsächlich der Fall ist, versteht sich wohl auch von selbst. Darum mögen Naturen von Stanleys Schlage sich besonderer Werthschätzung bei Denen erfreuen, denen es hauptsächlich um grosse und blendende Erfolge zu thun ist; unendlich höher werden Anderen doch Individualitäten stehen, deren Leistungen, mit dem richtigen Maassstabe gemessen, denen der kühnen Konquistadoren in nichts nachstehen, denen aber andererseits kein äusserliches Machtmittel in dem schweren Ringen zur Seite stand, dem auch sie unter tückischen Menschen und in ungastlichem Klima ausgesetzt waren.[1]) Unter diesen Männern

[1]) Im Wesentlichen stimmt diese unsere Kennzeichnung des tiefen Gegensatzes zwischen den Forschern und „Pionieren" überein mit derjenigen, welche der sehr interessante

aber steht obenan der grosse Forscher, welchem diese Studie gewidmet ist; wie kein anderer durfte er auf sich das Dichterwort anwenden: „Auf sich selber steht er da ganz allein."

Denn wenn es ja auch unter den vielen Deutschen, welche ihren Namen mit nie verlöschenden Zügen in die Tafeln der afrikanischen Entdeckungsgeschichte eingegraben haben, an zugleich tapferen und edlen Menschen nicht fehlt, die ohne Blutvergiessen und Grausamkeit Grosses für die geographische Wissenschaft zuwege gebracht haben, so muss man sich doch immer gegenwärtig halten, dass ihre Reisen einer viel späteren Zeit angehören, und dass ihnen alle die ungeheuren Errungenschaften zu gute kamen, welche die Technik des Reisens in den zwischenliegenden Jahren gemacht hatte. Zudem waren sie durchweg günstiger gestellt hinsichtlich ihrer Ausrüstung mit wissenschaftlichen und materiellen Hilfsmitteln, vor allem mit jenem Elemente, welches in Europa ebenso wie in den entlegensten Negerstaaten als das bedeutsamste sich erweist — mit Geld. Wenn wir desshalb, um nur ein paar Namen zu nennen, einen Nachtigal, Wissmann, O. Baumann, Graf Goetzen hochhalten, wenn wir in einem Junker, dessen vorzüglich gezeichnetes Lebensbild wir unlängst empfangen haben,[2]) eine derjenigen Barth's in allen Stücken kongeniale Natur verehren, so bleibt dieser unser Held doch eben immer der, dem in der Kunst, mit dem Wenigsten das Grösste zu leisten, die unbedingte Priorität gebührt, und der als vorbildlich für alle seine Nachfolger auf den schweren Pfaden der Entsagung und Selbstaufopferung erscheinen muss. Und nicht nur diese moralische Seite in Barth's Reisen ist es, welche auf uns eine so mächtige Anziehungskraft ausübt, sondern wir haben dabei immer zu betonen, dass auch der thatsächliche Gewinn, welcher uns aus seinem treuen Aushalten unter den schwierigsten Verhältnissen erwuchs, ein ganz ungeheurer gewesen ist. Und Barth's Thätigkeit war ja nicht allein dem Sudân zugewandt, sondern sie erstreckte sich auch noch über gar viele andere Erdstriche; nur dass, wie dies ja in der Natur der Sache liegt, seine anderweiten Schriften und Beobachtungen dem eigentlichen Lebenswerke gegenüber oft etwas zu sehr in den Hintergrund treten. Die vorliegende kurze Biographie, welche ja nicht allein dem Afrikaforscher, sondern dem ganzen Manne gerecht werden soll, wird sich demgemäss vor einer allzu einseitigen Beschränkung zu hüten haben, wenngleich auch sie, wie dies ja schon der Titel andeutet, die beherrschende Bedeutung, welche nun einmal in diesem verhältnissmässig so kurzen Leben der fast sechsjährigen afrikanischen Periode zukommt, vollauf anzuerkennen genöthigt ist. —

Über Barth's Jugendjahre gehen die Lebensbeschreibungen, aus denen

---

und lesenswerthe Artikel über Barth von H. St. (Beilage der „Allg. Zeitung", 1896, Nr. 37 und 38) enthält, ein Artikel, welcher erschien, als die gegenwärtige biographische Skizze bereits im Rohen fertig vorlag.

[2]) Vgl. L. Hevesi, Ludwig Junker; Lebensbild eines Afrikaforschers, Berlin 1896.

man heute zu schöpfen hat, und welche für die spätere Lebenszeit theilweise von sehr hohem Werthe sind[3]), etwas kürzer hinweg, als mancher wünschen wird, der die Entwicklung eines solchen Charakters genauer in ihren Einzelstadien überblicken möchte. Er war ein Hamburger und hat sich stets als solcher gefühlt; die Eindrücke, welche die kindliche Seele in der Vaterstadt empfing, sind für die Bahn, welche nachmals der Mann einschlug, wo nicht von ausschlaggebendem, so doch von mitbestimmendem Einflusse gewesen. Sein Geburtsdatum ist nicht, wie Gumprecht unrichtig angab, der 18. April, sondern der 19. Mai 1821. Sohn eines begüterten Gewerbetreibenden, konnte er sich ohne Rücksicht auf die kleinen Sorgen dieses Lebens von Anbeginn an einem gelehrten Berufe widmen, und bereits auf dem Gymnasium zog ihn die Alterthumskunde besonders an. Daneben aber ward der Sinn des Knaben und Jünglings, der rings um sich das Getriebe des Welthandels sah, frühzeitig auch auf fremde Länder und Völker gelenkt, und mit Genuss vertiefte er sich in die Beschreibung der Reisen eines Mungo Park und Lander, die sich als vorbildlich für seine eigenen herausstellen sollten. Anscheinend hat er als Gymnasiast eine ansehnliche Büchersammlung zusammengebracht, die dann aber dem furchtbaren Brande von 1842 zum Opfer fiel. Dass sich ihm nicht auch gute Gelegenheit zum Betriebe naturwissenschaftlicher Studien darbot, hat er später beklagt, als es sich für ihn darum handelte, die in der Jugendbildung gelassene und von dem Erforscher fremder Zonen störend empfundene Lücke durch nachträgliches Studium auszufüllen.

Von 1841 ab studierte Barth an der Berliner Universität, und die Wahl der von ihm gehörten Vorlesungen beweist deutlich genug, dass das antiquarische Interesse nach wie vor für ihn das herrschende war. Boeckh, Benary, Curtius, Grimm waren seine philologischen Lehrer; bei Schelling

[3]) Den üblichen kurzen Abriss giebt die „vita autoris“ in der Doktorarbeit. Als dann im Jahre 1854 das falsche Gerücht, Barth sei in Timbuktu gestorben, nach Europa drang, schrieb Gumprecht einen tief empfundenen, sehr ausführlichen Nekrolog (Heinrich Barth's Leben und Wirken, Zeitschr. f. allgem. Erdkunde, 4. Band, S. 53 ff.), der dann erfreulicher Weise sehr bald schon seines eigentlichen Charakters entkleidet wurde. Leider jedoch ist diesmal die alte Volksmeinung, dass dem fälschlich Todtgesagten ein recht langes Leben vorbehalten sei, nicht gerechtfertigt worden, denn elf Jahre später, im rüstigsten Mannesalter, wurde Barth wirklich von dieser Erde abgerufen, und nun widmete ihm Koner, der unermüdliche Leiter der Berliner Geographischen Gesellschaft, einen vorzüglichen Nachruf, der insbesondere auch wegen eines vollständigen Verzeichnisses der Barthschen Publikationen bemerkt zu werden verdient (Heinrich Barth, Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin, 1. Band, S. 1 ff., Vortrag, gehalten am 19. Januar 1866). Mehrere neue oder minder bekannte Einzelheiten hat dann noch Petermann hinzugefügt (Dr. Heinrich Barth, Geograph. Mittheilungen, 1865, S. 429 ff.). Im Übrigen ist der Biograph natürlich auf die Schriften, als auf eine noch keineswegs erschöpfte Bezugsquelle, angewiesen. — Einer höchst zuverlässigen Privatnachricht verdanken wir auch die gewiss merkwürdige Angabe, dass für Barth's Entschluss, Europa auf lange Zeit zu verlassen, auch eine Herzensangelegenheit, deren Ausgang ihn mit Schwermuth und Resignation erfüllt hatte, mitbestimmend gewesen war.

und Trendelenburg hörte er Philosophie, bei Dirksen römisches Recht, bei Ranke Geschichte. Aber von besonderem Gewinne müssen dem jungen Philologen die Vorträge C. Ritter's gewesen sein, denn wenn wir auch jetzt über manche Ansicht des Schöpfers der „vergleichenden" Erdkunde skeptisch, mitunter wohl auch allzu skeptisch, zu denken uns gewöhnt haben, so ist doch noch kein Zweifel darüber laut geworden, dass aus Ritter's persönlichem Unterrichte empfänglichen, höher strebenden Gemüthern werthvollster Gewinn aller Art zugeströmt sein muss. Die Einwirkung gerade dieses Lehrers auf Barth lässt sich unschwer erkennen, wenn man sich mit dessen Plane, das Mittelmeerbecken unter dem speziellen Gesichtspunkte der geographischen Archäologie zu durchforschen, beschäftigt hat. Jedenfalls hat der thatkräftige junge Mann die Berliner Jahre bestens ausgenützt; von seiner Energie legt die verbürgte Mittheilung vollgiltiges Zeugniss ab, dass er in dieser Zeit sämmtliche bekannteren klassischen Schriftsteller durchlas. Als er am 31. Juli 1844 promovierte, gab er in seiner Inauguraldissertation[4]) die Richtung an, in welcher er sich künftig zu bewegen gedenke; das Schriftchen ist August Boeckh, dem verehrten Lehrer, zugeeignet, dessen geistvolle Art und Weise, das Alterthum als einen lebensvollen Organismus zu behandeln, den realen philologischen Studien damals zeitweise einen erheblichen Vorsprung vor den rein sprachlichen, im engeren Sinne philologischen, gesichert hatte.

Das Curriculum vitae eröffnet uns, dass der Verfasser in jener Zeit, als er mit dem ersten Belege erworbener Gelehrsamkeit vor die Öffentlichkeit trat, auch schon als Reisender seinen Befähigungsnachweis erbracht hatte. Noch als Student hatte er eine längere Fahrt durch Italien gemacht, in Rom die Kunstschätze kennen gelernt und namentlich auf der Insel Sizilien nachhaltigste Anregung zu gründlicher Erkundung des Gebietes, auf welchem sich die Geschicke des Griechenvolkes abspielten, erhalten. Als er, so erzählt er selbst, von den Ruinen Paestums und Selinunts aus mit dem Auge des Geistes das alte Kulturland durchmustert habe, da sei, wie aus einem Grabe, das ganze Alterthum vor seiner Seele auferstanden. Seitdem wusste er, was er zu thun habe; sein Lebensweg erschien ihm vorgezeichnet, und man darf es wohl aussprechen, dass er das damals ins Auge gefasste Blickziel niemals mehr, auch dann nicht, als den am Nigir Weilenden hunderte von Stunden von der Mittelmeerküste trennten, gänzlich aus seinem Gesichtskreise habe entschwinden lassen. Gehörte doch der Verwirklichung des Jugendtraumes nahezu das ganze letzte Jahrzehnt dieses reichen Lebens.

Frisch und muthig ging er an's Werk. Um eine Staatsanstellung

---

[4]) Barth, Corinthiorum commercii et mercaturae historiae particula, Berlin 1826. Die keramische und metallurgische Industrie der Korinther wird einlässlich gewürdigt, ebenso deren kolonisatorisches Wirken, das in der Begründung der Ansiedlungen auf Korkyra, in Ambrakia und Epidamnos seinen Ausdruck fand.

brauchte Barth, der sich einer gesicherten Lebenslage erfreute, sich nicht zu bemühen, vielmehr vermochte er sofort die Wege einzuschlagen, auf denen er seine Absichten am ersten zu erreichen hoffen durfte. Allererste Pflicht aber war, das stand ihm fest, die Erlernung der arabischen Sprache, welche damals noch mehr als jetzt das Südufer des Mittelländischen Meeres und die angrenzenden Territorien beherrschte, und ohne welche auf mohammedanischem Boden kein irgend sicherer Schritt gemacht werden kann. Aus seinen geschichtlichen Studien wusste Barth ohne Zweifel, dass die grossen orientalischen Reiseschriftsteller des Mittelalters — ein Edrisi, ein Ibn Hauquâl, in allererster Linie ein Ibn Batutâ — die ganze islamitische Welt vom Gestade des Atlantischen Ozeanes bis zu den Grenzen Chinas und Sibiriens zu durchwandern im Stande gewesen waren, weil der Sprache des Korans sich alle Riegel und Schlösser öffnen mussten.[5]) Solche Erwägungen mochten den jungen Gelehrten leiten, als er noch im Jahre 1844 sich nach England begab, um dort das Arabische, in dessen Handhabung er es zu eigentlicher Virtuosität bringen sollte, regelrecht zu erlernen; nebenher wurden die Inschriften, Denkmäler und Manuskripte des Britischen Museums nicht unbeachtet gelassen. Allein nicht lange währte der Aufenthalt in London, denn schon 1845 glaubte sich Barth hinreichend vorgebildet, um einen ersten Vorstoss in das Land seiner Sehnsucht wagen zu können. Auch hier schon sah er sich ganz auf die eigenen Füsse gestellt. Diese erste Reise nach Nordafrika, welche drei volle Jahre in Anspruch nahm, war nicht nur von Mühseligkeiten und Gefahren aller Art begleitet, sondern sie erforderte auch den namhaften Aufwand von nicht weniger als 14,000 Thalern. Aber sie diente auch dazu, unserem Reisenden zu zeigen, welche Anforderungen er an sich und seinen Körper stellen durfte, der, nach Gumprechts Angabe[6]), durch seinen kräftigen Bau schon die Fähigkeit, Strapazen ertragen zu können, verrieth. Wenn wir die Durchquerung des afrikanischen Küstenlandes in seiner Längsausdehnung als Informationsreise für die spätere Bereisung des Inneren gelten lassen, so hatte dieselbe ihren Zweck in vollkommenster Weise erfüllt, und das darüber erwachsene Werk[7]) mochte den Geographen bereits einen Vorschmack von dem geben, was dieser rastlose Forscher, wenn ihm erst die Schwingen noch weiter gewachsen sein würden, für ihre Wissenschaft werde leisten können.

Barth betrat den schwarzen Erdtheil in der marokkanischen Hafenstadt Tanger, allein das Innere des Kaiserthums blieb ihm, weil dazumal der fremdenfeindliche Fanatismus noch ganz ungebrochen bestand, zu seinem

---

[5]) Wie nachtheilig zu geringe Vertrautheit mit der Landessprache dem Forschungsreisenden werden kann, hat uns das Geschick Vogels gezeigt (Ratzel, Über den Tod Eduard Vogels in Wadaï, Biograph. Blätter, 2. Band, S. 45 ff.).

[6]) Gumprecht, a. a. O., S. 89.

[7]) Barth, Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, ausgeführt in den Jahren 1845, 1846 und 1847, 1. Band, Berlin 1849.

lebhaftesten Bedauern verschlossen. So wandte er sich denn über Algier nach Tunesien, aber auch dieser jetzt von Sonntagsreisenden jeglichen Kalibers durchstreifte Barbareskenstaat war so wenig sicher, dass Barth nur unter stärkster Eskorte die für ihn wichtigeren Punkte aufsuchen konnte. Immerhin gestattete man ihm, hoch zu Ross in die heilige Stadt Kairovan einzuziehen — kein kleines Zugeständniss, wenn man bedenkt, dass längst kein Christ mehr den Platz hatte betreten dürfen, der im XIII. Jahrhundert ein internationales Zentrum des Verkehrs dargestellt und die Konsuln Pisas und Venedigs in seinen Mauern gesehen hatte. Weiterhin durchstreifte der unternehmende Reisende das Paschalik Tripoli und zog sich dann für einige Wochen nach Malta zurück, um auszuruhen, seine Papiere zu ordnen und seine Sammlungen an gesichertem Orte niederzulegen. Im Frühjahr 1846 sehen wir ihn aufs Neue in Tunis und in der Marmarica, von wo er zu Lande nach Bengasi weiterzog. Fast aber wäre das kyrenische Gebiet auch sein Grab geworden. Am Katabathmos traf er mit einer räuberischen Beduinenhorde zusammen (7. Juni 1846), wurde durch zwei Schüsse verwundet und büsste alle bisherigen Reiseaufzeichnungen ein, was den Übelstand mit sich brachte, dass viele Abschnitte des erwähnten Buches frei nach dem Gedächtniss oder nach Briefen gearbeitet werden mussten. Manch Anderen würde ein derartiges Missgeschick abgeschreckt haben; nicht so einen Barth, dessen Charakter, wie wir noch sehen werden, durch jeden Unglücksfall nur immer noch eine stärkere Spannung und Kräftigung erfuhr. Kaum geheilt, durchzog er Egypten, drang nilaufwärts bis zu dem nubischen Quadi Halfa vor, schlug sich dann durch die Wüste nach dem Rothen Meere, nach dem uralten Stapelplatze Berenike, durch und richtete dann erst seinen Kurs nach Norden. Durch das petraeische Arabien gelangte er nach Syrien, und nachdem auch noch auf verschiedenen Wegen Kleinasien, vor fünfzig Jahren kaum mehr bekannt als der Hauptheil Afrikas, durchkreuzt worden war, kam Barth über Konstantinopel und Athen glücklich wieder in der Heimath an.

Es mag kein leichter Entschluss für den Weitgereisten gewesen sein, nunmehr den Sattel mit dem Arbeitsstuhle zu vertauschen und in stiller litterarischer Schaffensarbeit die Früchte dreijährigen Wanderlebens zur Reife zu bringen. Barth fand auch zu dieser ungewohnten Konzentration die Kraft in sich. Im Frühling 1848 vollzog er seine Habilitation an der nämlichen Hochschule, an welcher er zum Forscher herangebildet worden war, und las nun über Geographie von Nordafrika, über Kolonien und über antike vergleichende Erdkunde (im Geiste Ritters). Es wird indessen berichtet, dass er von den Erfolgen seiner Dozententhätigkeit nicht so recht befriedigt gewesen sei — wohl begreiflich, wenn man daran denkt, welche Schwierigkeiten auch in unseren Tagen noch ein akademischer Lehrer dieses Faches zu überwinden hat, falls er nicht etwa einer Examenskommission angehört. Solchergestalt fehlte dem angehenden Privatdozenten jene innere

Genugthuung, welche so dringend nothwendig ist, um über die mancherlei Hemmnisse, mit welchen dieser Beruf reichlich genug ausgestattet ist, freudigen Herzens hinwegzukommen,[8]) und es bedurfte wahrscheinlich nur eines leisen Anstosses, um ihn der Laufbahn zurückzugewinnen, auf der er bereits die schönsten Proben seines Wollens und Könnens abgelegt hatte, der Laufbahn des Entdeckungsreisenden. Und in Bälde kam dieser Anstoss von aussen.

Die britische Regierung ging gerade mit dem Plane um, einen Agenten in die Staaten des nördlichen Centralafrika zu entsenden, dessen Aufgabe es sein sollte, dem englischen Einflusse dieses bislang für die Europäer fast unerreichbare Gebiet aufzuschliessen und mit den Herrschern der einzelnen Reiche Handelsverträge — dies Wort natürlich im afrikanischen Sinne genommen — anzubahnen. Der englischen Industrie neue Absatzländer zu eröffnen, war ja schon die ausgesprochene Tendenz bei der Begründung der ersten afrikanischen Gesellschaft gewesen, welche 1788 in's Leben trat und sofort durch Absendung Mungo Parks nach dem Nigir auf das glücklichste debutirte.[9]) Richardson, den man diesmal in Aussicht nahm, hatte als Reisender schon erfolgreich sich bethätigt, aber gleichwohl erschien es wünschenswerth, ihm einen Gefährten beizugeben, der sich zumal den Geschäften eines Naturforschers widmen konnte. Der preussische Gesandte von Bunsen, dessen Berather der eben auch in London lebende deutsche Kartograph August Petermann war, lenkte die Aufmerksamkeit auf einen jungen Hamburger Gelehrten, Dr. Overweg, der seinerseits wieder mit unserem Barth von den Jugendjahren her befreundet war und nunmehr diesen als den Dritten im Bunde für die grosse Unternehmung gewann. Der englische Minister willigte ein, und so sah sich Barth vor ein ganz neues, gewaltiges Problem gestellt, dessen Lösung gar bald, nachdem beide Gefährten dem Gifthauche der Tropenluft erlegen waren, einzig und allein auf ihm ruhen musste. Die Reisegesellschaft sollte von Tripoli aus nach dem Becken des Tsadsees vordringen, hier ihren diplomatischen und handelspolitischen Verpflichtungen nachkommen und sodann sich einen Weg nach der Ostküste

---

[8]) Während dieses Zeitraumes liess Barth eine Anzahl kleinerer Aufsätze erscheinen, von denen die wichtigsten die beiden nachstehend benannten sein dürften: Das griechische Theater in Kyrene, Archäolog. Zeitung (von Gerhard), 1848, S. 233 ff.; Zur Kunst der Phönizier, ebenda, 1848, S. 326 ff.

[9]) Hierauf weist hin eine den Gedächtnisstag dieser Gründung feiernde, auch die Stellung Barths in der Entdeckungsgeschichte scharf umschreibende Abhandlung von Supan (Ein Jahrhundert der Afrikaforschung, Petermanns Geograph. Mittheil., 1888, S. 160 ff.). Damals sprach Banks, der Begleiter Cooks, die freilich noch viel später zu Recht bestehenden Worte: „Die Karte des Inneren von Afrika ist eine weite, weisse Fläche, auf welcher der Geograph, gestützt auf die Autorität des Leo Africanus und des nubischen Schriftstellers Edrisi“ — in Wahrheit war Letzterer ein spanisch-marokkanischer Maure —, „mit zögernder Hand einige Namen von unerforschten Flüssen und ungewissen Völkern verzeichnet“.

\frikas zu bahnen suchen — ein allgemeiner Plan, dem man die Entstehung am grünen Tische deutlich genug anmerkt, und der denn auch im ntscheidenden Zeitpunkte durch den einzig Überlebenden, durch Barth, in ler Weise abgeändert wurde, wie es sich an Ort und Stelle als unerlässlich rwies. Gekostet hat die gigantische Reise, darauf spielten wir oben schon n, merkwürdig wenig, im Ganzen rund 10,000 Thaler. Davon entfielen uf England etwas über 7000, und es kann nicht verschwiegen werden, ass die Auszahlung der einzelnen Raten keineswegs mit der richtigen 'romptheit erfolgte, dass im Gegentheile Barth durch das Ausbleiben der hm zugesicherten klingenden Unterstützung mehrmals in die bitterste Veregenheit versetzt worden ist. König Friedrich Wilhelm IV., dessen Kasse er unermüdliche Humboldt gar häufig der Wissenschaft tributär zu machen nusste, spendete 1000 Thaler, wobei übrigens auch der Beitrag des Prinzen \dalbert eingerechnet sein dürfte, und ebensoviel gab die junge Gesellschaft ür Erdkunde aus ihren Ersparnissen her, mit Recht betonend, dass ihr der leinere Beitrag viel schwerer falle als mancher anderen, durch landesierrliche Munifizenz getragenen Vereinigung eine weit höhere Summe.[10]) Barth selbst aber hat von seinem eigenen Vermögen auch wieder 1400 Thaler ür diese Reise zugesetzt. Richardson im besonderen ist als Barths Schuldner estorben.

Overweg und Barth verliessen Berlin im Spätherbst des Jahres 1849, eisten zunächst nach Philippeville in Algerien und begaben sich von da über Tunis, mit gelegentlicher Benutzung des Seeweges, nach Tripoli; an den Ufern ler beiden Syrten war Overweg werthvolle geologische Untersuchungen zu nachen in der Lage. Die Reise in das Innere, über welche Barth's unterbliches fünfbändiges Werk in allen Einzelheiten Bericht erstattet[11]), trat ie Karawane, welcher sich die drei Genossen angeschlossen hatten, am 3. März 1850 an. In Mursuk, der Hauptstadt der alten Landschaft 'hazania (Fezzan), und Tintellust wurde je ein längerer Aufenthalt genacht, welch letzteren Barth zu einem Abstecher nach Aghades, dem Hauptrte der Oase Asben, benützte. Seinem Auftrage getreu bestimmte er den lortigen Sultan, in Verhandlungen über einen das Handelsinteresse Grossritanniens wahrenden Vertrag einzutreten, welcher denn auch glücklich zutande kam. Hierauf ging es weiter durch das schwierige Gebiet der 'uaregs, in welchem Bereiche den Reisenden unmittelbarste Lebensgefahr lrohte, und als man an der Grenze des Reiches Bornu angekommen war, rennte sich — es war am 11. Januar 1851 — die kleine Gesellschaft mit lem Vorsatze späterer Wiedervereinigung. Über den wahren Beweggrund

---

[10]) Es verdient die Bereitwilligkeit der deutschen Gesellschaft umsomehr hervorehoben zu werden, weil deren Antheilnahme an Aufbringung der Kosten, wie auch der itirte Artikel der „Beilage" darthut, nicht allgemein bekannt geworden zu sein scheint.

[11]) Barth. Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika, Gotha, 1857—1859; bgekürzte Ausgabe, ebenda, 1859—1860.

des folgenschweren Entschlusses sind wir nicht vollständig unterrichtet; genug, Richardson wandte sich nach Osten, Overweg nach Westen, Barth nach Südwesten. Schon am 3. März verschied der bisherige Leiter der Expedition, der gleich anfangs den Anstrengungen der Karawanenreise sich nicht so recht gewachsen gezeigt hatte; Barth war so glücklich, die Tagebücher Richardsons zu retten. Jetzt waren nur noch die beiden deutschen Gefähr ten übrig, die sich denn auch, nachdem im Februar Barth Kano, das „sudä nesische London“, aufgesucht hatte, im Mai 1851 zu Kuka wieder zusammen fanden. Abermals trat hierauf eine Trennung ein, denn während Over weg, dessen Gesundheit bereits unheilvoll untergraben war, in Kuka zu rückblieb, unternahm der muthige und kraftvolle Genosse auf eigene Faus einen Zug in das gänzlich unbekannte Land Adamaua, in welchem er bi über den zehnten Breitengrad vordrang. Hier entdeckte er einen neuen, durc Wasserreichthum ausgezeichneten Strom, durch dessen Erforschung ei anderer Deutscher, R. Flegel, sich unvergänglichen Ruhm erwarb, de Binuë. Von diesem Ausfluge zurückgekehrt, untersuchte Barth, in Ver bindung mit Overweg, gründlicher als zuvor irgend ein anderer das Ufer gelände des Tsadsees, zu dessen Befahrung man mühsam genug ein Boo mitgeschleppt hatte. Von Kanem aus nahm Barth an einer kriegerische Razzia gegen den unabhängigen Heidenstamm der Musgus theil — wieder willig genug, denn die vor seinen Augen sich abspielenden Greuel gege die ihr Vaterland tapfer vertheidigenden Wilden empörten seinen menschen freundlichen Sinn auf das Äusserste, und ausserdem machte er sich auc den Arabern selbst verdächtig, weil er sich weigerte, seine sicher treffend Büchse auf die den erbärmlichen Feuerwaffen seiner Begleiter unerreichbare Feinde abzudrücken. „Abdul Kerim“ — diesen Namen hatte sich Bart gleich beim ersten Zusammentreffen mit Muselmännern beigelegt — „is ein unbrauchbarer Mensch“, hörte er dann wohl in seiner Umgebung aus rufen. Allein der Wunsch, unter solchen Umständen wenigstens das noc von keinem Europäer betretene Musguland einigermaassen kennen zu lerne liess den charakterfesten Mann diese und noch andere Widerwärtigkeiten sieg haft überwinden.

Indessen das Schwerste stand ihm noch bevor. In dem Negerreich Baghirmi, im Südosten des Tsadsees, ward er unfreundlich aufgenomme und in Ketten gelegt, ohne dass ihm die umfassende geographische Auf nahme gelungen wäre, deren Vollendung ihn bis dahin für so manch Bitterkeit des Forscherlebens entschädigt hatte. Doch durfte er sich auc gerade während dieser schicksalschweren Epoche einer der wenigen an genehmen Nachrichten erfreuen, welche ihm auf seiner Pilgerfahrt zukamen Lord Palmerston benachrichtigte ihn, dass nach Richardson's Hingang ihm die Oberleitung übertragen sei, und dass als neuer Begleiter Dr. Eduar Vogel aus Leipzig, ein astronomisch gebildeter junger Mann, ihm nachge schickt werden solle. Auch hatte man aus seinen bis dahin eingelangte

Berichten in London die Überzeugung gewonnen, dass ein Durchbruch gegen den Indischen Ozean hin zu den Unmöglichkeiten gehöre, und statt dessen wurde ihm jetzt, im Einklange mit den eigenen Wünschen, die Reise nach Timbuktu freigestellt. Da auch eine Baarsendung im Betrage von 1050 Thalern gleichzeitig eingelaufen war, so konnte Barth wenigstens die drückendsten Schulden abzahlen, in welche er seit einiger Zeit gerathen war.

Allein kaum war diese erfreulichere Wendung eingetreten, so wurde unser Reisender auch wieder von einem schweren Schlage betroffen, dem schwersten unter allen. Overweg, der schon längst am Klimafieber gelitten und nur mit allen Kräften seine Schwäche niedergekämpft hatte, verfiel im Dorfe Maduari, wohin er sich zum Zwecke einer Luftveränderung begeben hatte, in eine mit heftigen Delirien verbundene, akute Krankheit, und als Barth von einem Ritte nach Kuka dorthin zurückkehrte, fand er den treuen Gefährten seiner Jugend und seiner Abenteuer bereits entseelt vor. Am 26. September 1852 früh morgens war er verschieden, noch nicht dreissig Jahre alt, und am Nachmittag desselben Tages wurde ihm in der heissen Erde Bornus das Grab bereitet.[12]) Gänzlich vereinsamt, raffte Barth sich gewaltsam auf; neue Menschen, neue Städte wollte er kennen lernen und durch erhöhte Thätigkeit die trüben Gedanken bannen, welche auf ihn einstürmten. Man muss die Briefe an Petermann[13]) lesen, um die Elastizität dieses ausserordentlichen Charakters zu erkennen und unsere frühere Behauptung bestätigt zu finden, dass jedes Missgeschick nur anfeuernd und erhebend auf Barth gewirkt hat.

Um die Mitte des Oktober waren die Geschäfte in dem aufgeklärten, der Freiheit des Handels wohlgeneigten Bornu abgewickelt; der Scheik und sein Vezier hatten den Vertrag unterzeichnet, welcher sofort über Tripoli an seinen Bestimmungsort abging; für die Nachsendung von Geld- und Tauschmitteln war nach Möglichkeit Sorge getragen. Über Katsena gelangte Barth in das Land der Fulbe oder Fellata, und am 20. Juni 1853 stand er mit stolzen Gefühlen, nächst der Stadt Ssai, vor dem Riesenflusse Nordwestafrikas, dem Nigir, dessen Hydrographie, der Bemühungen Parks ungeachtet, zu den grossen Räthseln des dunklen Kontinentes gehörte. Sonder Rast zog er an den Windungen des Stromes hin und erreichte am 6. September Kabara, sozusagen den Hafenplatz der Märchenstadt Timbuktu, in welcher Tags darauf ein feierlicher Einzug gehalten ward. Nur drei Europäer hatten vor ihm das vermeintliche Handelsemporium des Westsudâns betreten,[14]) aber nur wenig Sicheres darüber mitzutheilen vermocht;

[12]) Ebenda (Hauptausgabe), 3. Band, S. 423.

[13]) Petermann, Dr. H. Barths Reise von Kuka nach Timbuktu, Geograph. Mittheil., 1855, S. 1 ff. Eine besonders beredte Sprache redet ein an den Gesandten von Bunsen gerichtetes Schreiben vom 4. Mai 1853, in welchem der Briefsteller auseinandersetzt, wesshalb der Forschungsreisende gerade auch die gesundheitsgefährliche Regenzeit auszunützen verpflichtet sei (a. a. O., S. 12 ff.).

[14]) Am Genauesten orientirt über die Vorgeschichte der Beziehungen zwischen Europa

erst seit Barths Anwesenheit steht unser Wissen von dieser eigenthümlichen Stadt, die seit langem zwischen Tuaregs und Fulbe in schwer zu bewahrender Neutralität zu laviren gezwungen war, auf so gesicherter Grundlage,[15]) dass auch durch die Einbeziehung des Ortes in die französische Kolonialsphäre dieses Wissen zunächst nicht nennenswerth bereichert worden ist.

Lange freilich, viel länger als er wünschte, musste Barth in Timbuktu oder doch in dessen nächster Umgegend — als Begleiter des Tuareghäuptlings auf einigen Zügen — verweilen; 252 Tage währte im Ganzen sein dortiger Aufenthalt, und erst am 17. Mai 1854 wurde die Rückreise nach Osten wirklich angetreten. Unter sicherem Geleite des Scheiks wanderte Barth am Nordufer des Nigir hin, untersuchte Gogo, die Hauptstadt des dereinst mächtigen, jetzt aber verkümmerten Sonrhay-Reiches, und setzte am 9. Juli, von den bisherigen Geleitsmännern freundlichsten Abschied nehmend, auf das rechte Ufer über.[16]) Zum zweiten Male Ssai. Sokoto und Kano berührend, erreichte er am 4. Dezember den Ausgangspunkt Kuka wieder und fand da, zu angenehmster Überraschung, bereits die beiden englischen Soldaten vor, welche als Vorboten Vogels hier kurz vorher eingetroffen waren. Dieser selbst erreichte Kuka drei Wochen später, und wir wollen es Barth gerne glauben, dass „die Gesellschaft dieses unternehmenden, muthigen, jungen Reisenden"[16]) für den seit $1^1/_4$ Jahren auf ausschliesslichen Umgang mit Afrikanern Angewiesenen eine wahre Herzenserquickung war. Freilich musste das Zusammensein ein kurzes sein. Am 20. Januar 1855 verliess Vogel mit allzureichlichem Gepäcke Kuka, von dem treu besorgten neuen Freunde zwei Tagemärsche geleitet. Der Unglückliche ging einer düsteren Fügung entgegen, und Barth kehrte, selbst in trüber Stimmung, nach Bornus Hauptstadt zurück, um nunmehr die endgiltige Heimreise vorzubereiten.

Am 4. Mai 1855 verliess die fezzanische Kafla (Karawane), welcher sich der deutsche Reisende angeschlossen hatte, das immerhin gastliche Kuka; auf einem neuen, von dem früheren abweichenden Wege wurde die Wüste durchschritten, und nach Bewältigung manch neuer Fährlichkeit unter den gegen die türkische Herrschaft aufgestandenen Araberstämmen sah Barth herab auf die blaue Fluth des Mittelländischen Meeres, die es ihm seit Jahren angethan hatte, der zu liebe er schliesslich doch auch sich auf das riesenhafte Unternehmen eingelassen hatte, welches jetzt ruhmreich vollendet hinter ihm lag. Hier müssen wir seine eigenen Worte vernehmen,[17]) in denen der sonst eher wortkarge, vor allem nicht mit Empfindungen prunkende Mann die überströmenden, ihn jetzt erfassenden Gefühle gekenn-

---

und der Wüstenstadt das dem Andenken Barths gewidmete Werk von O. Lenz (Timbuktu 2. Band, Leipzig 1892, Seite 114 ff.).

[15]) Barth, Hauptausgabe, 4. Band, S. 414 ff.

[16]) Ebenda, 5. Band. S. 391.

[17]) Ebenda, 5. Band, S. 450.

ɜichnet hat. Wer sähe sich nicht erinnert an das „Thalatta“ der zehn-ιusend Griechen, wenn er Folgendes liest: „Es war das prächtige, viel-egliederte Binnenmeer der Alten Welt, die Wiege europäischer Bildung, ıs von früher Zeit an der Gegenstand meiner wärmsten Sehnsucht und eines eifrigsten Forschens gewesen war, und wie ich in Sicherheit und ohlbehalten seinen Saum betrat, fühlte ich mich von solcher Dankbarkeit ɜgen die göttliche Vorsehung erfüllt, dass ich nahe daran war, von meinem ferde abzusteigen, um am Gestade des Meeres dem Allmächtigen ein ankgebet darzubringen, der mich mit so sichtlicher Gnade durch alle die efahren hindurchgeführt hatte, die meinen Pfad umgaben, sowohl von ınatischen Menschen, als von einem ungesunden Klima.“ 5½ Jahre waren ɜrgangen, seit Barth durch dasselbe Thor, das nunmehr seine Flügel dem iederkehrenden öffnete, von Tripoli in die Wüste und in den Sudân aus-ezogen war; mit wie vielen Erfahrungen und Erlebnissen war dieser Zeit-ıum ausgefüllt! Malta und Marseille wurden auf der Heimfahrt nur ge-reift, und am 6. September 1855 schloss Barth die Reise in London ab. achdem er den Lords Palmerston und Clarendon offiziellen Bericht er-attet, suchte er das Vaterland wieder auf, wo man seit Bekanntwerden ɜr Nachricht, dass der Vermisste noch unter den Lebenden weile,[18]) dem ıscheinend vom Tode Erstandenen das aufrichtigste und herzlichste Interesse ıtgegengebracht hatte. In den nächsten drei Jahren lebte Barth ab-echselnd in Hamburg und Berlin, mit der Ausarbeitung des Reisewerkes ɜschäftigt, und nachdem er dasselbe in überraschend kurzer Zeit unter e Presse gebracht, sah er sich nach neuen, schwierigen Aufgaben um.

Ehe wir ihm jedoch auf einer weiteren grossen Forschungsreise nach ner anderen Richtung folgen, haben wir vorerst die Frage zu stellen und ı beantworten, worin Barths Anrecht auf den ihm nicht vorzuenthaltenden hrentitel des hervorragendsten Afrikaforschers zu suchen ist. Wollte an rein äusserlich sich nur an die Fülle seiner neuen Mittheilungen, an e Ausdehnung seiner Reise halten, so würde man ihm schon obige Be-ɜichnung nicht streitig machen können. Die Weglänge, welche er in dem ns bekannten Zeitraume durchmaass, beläuft sich auf 3000 geographische leilen; der Flächeninhalt des durch ihn aufgeklärten Gebietes, welches er ɜlbstverständlich nicht im einzelnen selbst erforscht, über das er uns aber s der erste zuverlässige Angaben vermittelt hat, kann auf annähernd ein iertel von Gesammtafrika (nämlich auf rund 100,000 geogr. Quadratmeilen) ɜranschlagt werden. Wenn wir von A. v. Humboldt und den uns schon ɜkannten arabischen Weltpilgern des Mittelalters absehen, finden wir keinen

[18]) Die frohe Kunde war erst im nämlichen Frühjahr nach Europa gedrungen (s. Gump-cht, Barth's Schicksale und Untersuchungen im zentralen Nordafrika, Zeitschr. f. allgem. rdk., 4. Band, S. 405 ff.). Am 13. März 1855 hatte der britische Generalkonsul Hermann ıs Tripoli an Professor Ehrenberg in Berlin geschrieben: „Glücklicherweise habe ich nicht nsonst gehofft! Das Gerücht vom Tode des Dr. Barth hat sich als unbegründet erwiesen.“

Forschungsreisenden in der Geschichte der Entdeckungen, dessen Landwege sich extensiv denjenigen Barths zur Seite stellen liessen. Freilich, ein absolut unbekannter Länderraum, wie solche uns Livingstone und Graf Goetzen kennen lehrten, war der hier in Frage kommende nicht, denn die Namen Tsadsee, Bornu, Kanem, Sokoto, Timbuktu u. s. w. gehörten zum eisernen Bestande der innerafrikanischen Erdkunde, allein viel mehr als blosse Ortsbezeichnungen waren dieselben auch nicht. Aus wesenlosen Namen zu inhaltvollen geographischen Begriffen hat erst Barth diese Örtlichkeiten erhoben, und er ist und bleibt der Vater der Geographie des zentralen und westlichen Sudâns. Es ist wahr, des rhetorischen Schmuckes entbehrt die nüchterne, nur auf die Sache gerichtete Darstellung des Reisewerkes, allein wir können desungeachtet nicht finden, dass dieses eine so wenig reizvolle Lektüre abgebe, wie es aus einer Besprechung K. Andrees hervorzugehen scheint[19]). Mitunter, wenn eben der Gegenstand dazu angethan ist, weiss auch Barth in spannender Sprache zu schildern, aber allerdings steht ihm durchweg die Form nicht so in erster Linie, wie dies bei mancher später erschienenen Reisebeschreibung üblich geworden ist.

Als Ethnograph hat derselbe das grösste geleistet, was in neuerer Zeit überhaupt einem einzigen Forscher möglich war. Er charakterisirt scharf und bestimmt, und erst ihm danken wir es, dass in die bunte Musterkarte der Völkerschaften, welche zwischen Tsadsee und Nigir, sowie um den ersteren herum wohnen, eine gewisse Klarheit gekommen ist. Schon um den täglichen Erfordernissen des Lebens genügen zu können, nützte Barth jede Gelegenheit zu Sprachstudien, zur Anlegung von Glossaren aus und seiner Thatkraft dankte er es, dass er die Idiome wenigstens der wichtigeren Berber- und Negerstämme in den von ihm durchzogenen Landestheilen ausreichend beherrschen lernte, um sich von der stets störenden Mithilfe eines Dolmetschers wenigstens einigermaassen emanzipiren zu können. Aber über diesen augenblicklichen Vortheil hinaus verhalf ihm seine Sprachkenntniss auch zu manch überraschender Einsicht in die Völkerzusammenhänge. Wohl ist inzwischen die Völkerkunde weit genug fortgeschritten, um zu erkennen, dass zwei der gleichen Sprache theilhaftige Gruppen aus diesem einen Grunde noch nicht als Abkömmlinge ein und desselben Urvolkes betrachtet werden dürfen[20]), aber eines der wichtigsten Instrumente bei der Bestimmung des wahren Ursprunges eines Volkes bleibt die linguistische Forschung doch nach wie vor, und Barth's Ermittlungen, für welche ihm so gut wie gar keine Vorarbeiten zur Verfügung standen, haben deshalb noch später die wichtigsten Dienste geleistet. Was er gelegentlich schon im Reisewerke da und dort untergebracht hatte, fasste er nachmals

[19]) Nekrolog, Globus, 1866, S. 190.

[20]) Vgl. hiezu Achelis, Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben, Stuttgart 1896, S. 358 ff.

zusammen in einer gross angelegten Monographie,[21]), die er in deutschem und englischem Texte herausgab. Hier analysirt er den Sprachschatz des Kanuri, von dem er nachweist, dass es mit der Stadt Kano nicht das geringste zu thun habe, des Teda, Haussa, Fulfulde — so nennt er immer die Fulbesprache, — des Sonrhay, Wandala, Bagrimma und Maba; der Umstand, dass er nicht nach Art der Missionare an einen bestimmten Punkt gebunden war, sondern sich durch ungeheure Strecken frei bewegen konnte, bewahrt seine Wortsammlungen auch vor der Gefahr, lediglich einem engbegrenzten Dialekte zu entsprechen. Klar und treffend kennzeichnet er den Einfluss des arabischen und des berberischen Masig, wie es bereits die alten Garamanten sprachen, auf das sudânesische Sprachgewirre[22]), und zu welch hübschen Einzelthatsachen das von ihm angewandte Verfahren verhilft, mag erkannt werden aus der Rekonstruktion des Weges[23]), auf welchem vor langen Jahren das Pferd etappenweise im zentralen Afrika eingeführt worden war[24]).

Es ist beklagt worden, dass Barth nicht mit der wünschenswerthen geologischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Vorbildung an seine grosse Aufgabe herangetreten sei. Gewiss wird eine Schulung solcher Art für keinen Entdeckungsreisenden ein lästiger Ballast sein, aber es fragt sich doch, ob gerade Barth, hätte er minutiöse Pflanzen- und Thierstudien anstellen wollen, für die wichtigeren Dinge, welche ihm am Herzen lagen, Zeit und Kraft übrig behalten hätte. Dass ein Mann mit so offenem Auge, mit so ungewöhnlicher Aufnahmefähigkeit, während des doch immer nicht ganz kurzen Reiseverkehres von seinem Freunde Overweg, der ihn ja in dieser Beziehung wohlthuend ergänzte, vieles lernen konnte und musste, liegt auf der Hand, und gar manche Stelle des Reisewerkes dient dem zur Bestätigung[25]). Mit welcher Aufmerksamkeit Barth allenthalben die organische Natur beobachtete, ist unschwer zu ersehen; ihm dankt man u. A. die Kunde, dass auch die afrikanischen Binnengewässer fischartige Säugethiere von beträchtlicher Grösse („Seejungfern") beherbergen, und ein von ihm an Dr. Seemann gerichteter Brief [26]) ist erfüllt mit wichtigen pflanzengeographischen

---

[21]) Barth, Sammlung und Bearbeitung zentralafrikanischer Vokabularien, Gotha 1862—63.

[22]) Ebenda, S. XXVIII.

[23]) Ebenda, S. 188.

[24]) Ein besonderes, hoch zu schätzendes Verdienst Barth's besteht auch darin, dass er, von echt philologisch-historischem Geiste erfüllt, zur Geschichte der Sudânländer den Grund legte. Er hat die früheren Geschicke Bornus (Reisewerk, 2. Band, S. 276 ff.), Bagirmis (ebenda, 3. Band, S. 380 ff.), vor allem aber Sonrhays und Timbuktus (ebenda, 4. Band, S. 414 ff.) nach mündlichen Berichten und, soweit solche zugänglich waren, nach Handschriften mit möglichster Treue und Kritik uns geschildert und damit einen tiefen Einblick in die merkwürdigen Völkerverschiebungen Nord- und Mittelafrikas eröffnet.

[25]) Wir erinnern z. B. an die treffende Charakteristik des landschaftlichen Unterschiedes zwischen Granit- und Sandsteingebiet (Reisewerk, 1. Band, S. 278) am sogenannten Wadi Egeri.

[26]) Barth, Beobachtungen über die wichtigsten Bäume Zentralafrikas, Petermann's Geograph. Mittheil., 1856, S. 381 ff.

Notizen. Wo aber vielleicht öfters das treffende Wort versagte, da wusst Barth durch den Zeichenstift nachzuhelfen; seine schematischen Landschaft bilder sind gewiss keine Meisterstücke, lassen aber gerade das, auf was e dem Zeichner hauptsächlich ankam, mit aller Schärfe hervortreten. Au diese Weise wurde zumal für die Orthographie der durchreisten Landstrich mancher werthvolle Anhaltspunkt gewonnen.

Am meisten Beachtung jedoch erheischen, wenn man Barth's Mit theilungen unter dem Gesichtspunkte der physischen Erdkunde analysirt, die jenigen über die Flüsse und Seen; seiner durchdringenden Beobachtungsgab war es einleuchtend geworden, dass in hydrographischer Beziehung Afrik gar manche von denjenigen Europas und überhaupt der gemässigten Zon sich unterscheidende Zustände darbietet. Die Natur des Tsadseees, jene eigenthümlichen Süsswasserbeckens, welches trotz seiner Isolirtheit vo Meere nicht dem Schicksale gänzlicher Austrocknung anheimfällt, währen rings umher salzhaltige Stellen sich finden, hat er erstmalig aufgeklärt[27] er hat auf die verschwindende morphographische Bedeutung der Wasse scheiden in diesem Welttheile aufmerksam gemacht, indem er in einem be sonderen Kapitel[28]) „die Landschaft der seichten Sumpfgewässer“ zwische Binue und Schari beschrieb und auf die hierdurch möglich werdende Wasse vermischung zweier in der Trockenzeit ausser Zusammenhang stehend Flusssysteme hinwies; von ihm erfuhren wir[29]), dass der Nigir von eine in sich verbundenen Netze „von Armen, Hinterwassern und Seen“ umgebe sei, und was er über die Überschwemmungen dieses wie manches andere Stromes in Erfahrung brachte, hat sich später als durchaus wohlbegründ herausgestellt.

Das oberste und erste Geschäft des reisenden Geographen ist abe darüber besteht keine Meinungsverschiedenheit, die möglichst genaue Fes legung der berührten Orte, welche es gestattet, daraufhin die Karte ein ganzen Landes zu entwerfen. Dass Barth die Technik der geographische Ortsbestimmung, dieses Wort im eigentlichen und herrschenden Sinne ge nommen, nicht inne hatte, ist nicht zu leugnen und muss gegenüber ande weiten unzutreffenden Angaben[30]) mit allem Nachdruck aufrecht erhalte werden. Absolute Daten, wenn sie einmal bei Barth sich finden, sind des halb nicht besonders sicher, so z. B. seine Bestimmung der Lage von Tim buktu.[31]) Trotzdem jedoch war A. v. Humboldt nicht berechtigt, sich s pessimistisch über das Routier des grossen Afrikareisenden auszusprech

[27]) Barth, Reisewerk, 2. Band, S. 403 ff.

[28]) Ebenda, 3. Band, S. 168 ff.

[29]) Ebenda, 4. Band, S. 369 ff.

[30]) Z. B. gegenüber dem sonst sehr guten biographischen Abrisse in der neuest Auflage des Meyerschen Konversationslexikons (2. Band, S. 501).

[31]) Vgl. Gumprecht, Zeitschr. f. allg. Erdk., 5. Band, S. 97 ff.

wie er dies in einem Briefe an Berghaus that.[32]) Seine Ansicht war die, dass von dem Augenblicke an, da sich Overweg von Barth getrennt habe, des Letzteren Wegaufnahme „vollständig in der Luft schwebe". Hätte er doch, meint der grosse Kenner der Kunst zu reisen, sich ähnlich, wie dies Rüppel bei v. Zach gethan, durch Encke mit der Handhabung der Spiegelinstrumente bekannt machen lassen, hätte er anderenfalls doch wenigstens Schattenmessungen und Kompassbeobachtungen vorgenommen. Humboldt war gewiss im Rechte, als er diese Bemerkungen machte, aber er hatte den Mann, über den er sich etwas allzu kritisch ausliess, weit unterschätzt. Ihm — und gewiss auch vielen anderen astronomisch gebildeten Geographen — lag der Gedanke fern, dass ein Reisender auch ohne Beobachtung des Himmels Itinerare auszuarbeiten vermögend sei, aus denen nachher der Kartograph etwas Richtiges machen könne. Allein eben in der Verzeichnung eines Routiers durch Kurs und Distanz lag das hohe Geschick, man möchte wohl sagen, die Virtuosität Barths. Dieses Zeugniss hat ihm ein Fachmann, der es am Besten verstand, ausgestellt. „Barth selbst", so lesen wir bei Petermann,[33]) „hat keine astronomischen Messungen gemacht, aber die ungemeine Genauigkeit und Ausführlichkeit seiner nicht-astronomischen Messungen lassen ein Resultat geographischer Positionen erwarten, das genauer als das von Mungo Park, Lyon, Denham, Clapperton, Lander und vielen anderen berühmten afrikanischen Reisenden ausfallen dürfte". Und genau so hat es sich bestätigt gefunden. Barths Akribie und sein natürlicher Sinn für Exaktheit halfen über die aus dem Fehlen von Längen- und Breitenmessungen entfliessenden Mängel glücklich hinweg, und es ist kaum zweifelhaft, dass die Eigenart des genialen Forschers sich uns so, wie wir ihn kennen lernen, weit reiner offenbart, als wenn er mit Sextant und Chronometer umzugehen gelernt gehabt hätte. Die Anforderungen freilich, welche Barths Manier zu arbeiten an den Arbeitenden stellte, waren eben dadurch aufs Höchste geschraubt worden. Der reisende Astronom kann tagsüber treiben, was er will, und es genügt, dass er an jedem Tage eine Sonnenhöhe für die Polhöhe und ein paar Monddistanzen oder Circummeridianhöhen für die geographische Länge nimmt, während der, dem es auf direkte Verzeichnung der zurückgelegten Wegstrecke ankommt, ungleich schärfer angespannt wird. Ununterbrochen hat er auf der Wacht zu sein, um jedwede Richtungsänderung gleich in seinem Konzepte anzumerken, und der Abend in oft schlechter Herberge will zur Mundirung des während des Reisetages gesammelten Materiales verwendet werden. Und wie eifrig unterzog sich Barth dieser wahrlich nicht leichten Pflicht! Von Petermann, der es ja am besten wissen musste, weil er aus dem Rohstoffe die bekannten trefflichen Sudân-Karten zu schaffen hatte, erfahren wir, dass die ein Muster für

---

[32]) A. v. Humboldts Briefwechsel mit Heinrich Berghaus in den Jahren 1825 bis 1858, 3. Band, Leipzig 1863, S. 209 ff.

[33]) Petermann, Dr. H. Barths Reise von Kuka nach Timbuktu, S. 231.

jeden Forscher abgebenden Tagebücher wie in Kupfer gestochen waren, und dass die Beobachtungen an jedem einzelnen Abend noch mit Tinte registrirt wurden. Gewiss, hätte Humboldt dies gewusst, er hätte bereitwillig zugestanden, dass neben der von ihm selbst in Südamerika erprobten Methode, wissenschaftliche Reisen zu machen und zu verwerthen, auch noch eine andere denkbar und zulässig sei!

Ehe wir von Barth's Verdiensten um die Erforschung Afrikas Abschied nehmen, wollen wir noch einmal in Kürze der Hauptpunkte gedenken, in welchen er, eigener Erklärung zufolge[34]), unser Wissen vom dunklen Erdtheile berichtigte und ergänzte. Er lehrte uns das wahre Wesen der grossen Wüste kennen, in welcher die Mehrzahl der Geographen bis dahin nur ein ungeheures Sandmeer erblicken zu müssen geglaubt hatte; er stellte die Lage, Ausdehnung und innere Anordnung des Mendifgebirges fest; er sprach die absolute Unabhängigkeit der dem Tsadsee zufliessenden Gewässer vom Nigir aus und zeichnete den künftigen nassen Handelsweg in das Herz des nördlichen Zentralafrika vor; er erforschte die Hydrographie von Adamaua und Baghirmi; er schuf endlich Klarheit über den Nigirlauf zwischen Sokoto und Timbuktu. Leicht wäre es, diese Aufzählung zu vervollständigen, aber da Barth selber den Mitgliedern des Vereins für Erdkunde diese Quintessenz seiner Entdeckerarbeit darbot, so mag es damit auch für unsere Zwecke sein Bewenden haben. —

Das Jahr 1858 sah unseren Helden, wie wir schon andeuteten, auf eine neue Fahrt ausziehen. In Gemeinschaft mit dem Archäologen Mordtmann bereiste er Kleinasien; sein Bericht[35]) kam zunächst der Alterthums- und Inschriftenkunde zu gute, löste aber auch manche altumstrittene geographische Frage. In erstgenannter Hinsicht ist besonderer Erwähnung der Umstand würdig, dass in einem Felsenpasse nicht weit vom Halys Felsskulpturen gefunden wurden, in welchen Barth's geistvolle Deutung[36]) eine Erinnerung an die geschichtlich berühmte Sonnenfinsterniss von 585 v. Chr. — die erste, und zwar durch Thales, vorausgesagte — erkannte. Von Trebisond führte die Reise zunächst nach Karahissar; weiter ging sie über Amasia, Boghasköi und Kaisarieh zum alten Vulkane Erdschias-Dagh, und von da westlichen Kurs gegen Angora nehmend, kamen die beiden Reisenden, wie Barth schon früher einmal, glücklich in Stambul an. Petermann, dem auch diesmal diese Aufgabe zugefallen war, arbeitete das Itinerar im Interesse der Aufhellung mancher unklarer Punkte in der Geographie Vorderasiens sorgfältig aus. Man konstatirt leicht, dass Barth in der Kunst, seine Objekt

[34]) Koner, a. a. O., S. 21.

[35]) Dr. H. Barths Reise von Trapezunt durch die nördliche Hälfte Kleinasiens nach Scutari im Herbst 1858, Ergänzungsheft Nr. 2 zu Petermanns Geogr. Mittheil., Gotha 18[illegible]

[36]) Barth, Versuch einer eingehenden Erklärung der Felsskulpturen von Boghasköi, Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wissensch., 1859, S. 120 ff.

ırch Anvisirung mit Hilfe des Azimutalkompasses — Peilung — in die :arte zu bringen, namhafte Fortschritte gemacht hatte.

Der Reisedrang des grossen Forschers war auch jetzt noch nicht geillt, und wenn er sich gleich in der Folgezeit nicht mehr so sehr weit, ie zuvor, von seinem nunmehrigen Wohnsitze Berlin entfernte, so beweisen ɔch auch diese europäischen Touren, wie feste Wurzeln die Neigung, emde Länder und Völker zu erkunden, in ihm geschlagen hatte. Im Jahre 361 führte ihn diese Neigung nach der pyrenäischen, im folgenden Jahre ıch der Balkanhalbinsel, und was er auf dieser erfuhr, fasste er wiederum ı einem gedrängten, für die Topographie des noch unbekanntesten Winkels ɔn Europa bedeutsamen Reiseberichte zusammen.[37]) Vom Riesengebirge ısgehend, besuchte Barth die Tatra und andere Parthien der Karpathen, ıerte hierauf den centralen Balkan und suchte insbesondere für das wilde hodope - Gebirge eine Reihe befestigter Punkte zu gewinnen. Gleiches strebte er in Makedonien und im Albanesenlande, wo durch ihn die Lage ıd Ausdehnung des Sees von Kastoria zuerst genau ermittelt wurden. or allem aber ist seine Besteigung des altgriechischen Götterberges anzuıhren, aus welcher hervorging,[38]) dass der Gipfel des Olymps, mögen auch elegentlich versteckte Schneegruben den Sommer überdauern, jedenfalls cht in das Gebiet des ewigen Schnees emporreiche. Drei Jahre nachher ıchte Barth seine 1862 gemachten Erfahrungen durch einen Ausflug nach ontenegro abzurunden, aber auch in der Zwischenzeit war er nicht müssig ewesen, denn 1863 war er in den Südostalpen, in deren Bereich er namenth die italienischen Dolomiten zu studiren bemüht erscheint, und 1864 in alien. Hier wurde der Gran Sasso, die höchste Erhebung der eigentlichen albinsel, bestiegen, um so, was für Barths echt geographische Auffassung ımer als das wichtigste sich darstellte, ein deutliches Bild von der Bodenastik zu gewinnen. Ein Besuch der Insel Kreta, der lange geplant war, ɔnnte nicht zur Ausführung gelangen, weil die Cholera den ganzen iechischen Archipelagus damals (1862) in ihre unheilvollen Bande gehlagen hatte.

Die reisefreie Zeit verwendete Barth in gewohnter Weise zu den nsigsten Studien. Die Berechtigung als Dozent hatte er beibehalten, aber ım Professor wurde er an der Berliner Hochschule erst ernannt, als eine hr ehrenvolle Berufung nach Jena den Beweis erbracht hatte, dass man ıs Verdienst eines solchen Mannes auch in anderen deutschen Ländern zu hätzen wisse. Mehrere kleinere Arbeiten, deren hier nur vorübergehende rwähnung gethan werden kann, sind Erzeugnisse der zweiten Berliner eriode.[39]) An äusseren Ehren fehlte es dem in seinem Vaterlande wenigstens

---

[37]) Barth, Reise durch das Innere der Europäischen Türkei im Herbste 1862. Berlin 364 (separat aus Band 15 und 16 der Zeitschr. f. allgem. Erdkunde).

[38]) Ebenda, S. 193.

[39]) Barth, Kurze Skizze von Timbuktu in der Vergangenheit und Gegenwart, Berlin

vollkommen anerkannten Forscher nicht; er erhielt den Bathorden, die goldenen Medaillen der Geographischen Gesellschaften von Paris und London, das Ehrenbürgerrecht der Vaterstadt und die Mitgliedschaft einer grossen Anzahl von gelehrten Gesellschaften. Nur fiel es einigermaassen auf, dass die preussische Akademie sich nicht dazu entschliessen konnte, Barth zu ihrem ordentlichen Mitgliede zu ernennen. Das offizielle England hat ihm, das muss unumwunden zugestanden werden, die ihm gebührende Ehre rückhaltlos gezollt, aber im übrigen hat es nicht an Engländern gefehlt, welche durch Nörgeleien ihren Groll darüber an den Tag legten, dass eine britische Expedition durch einen Deutschen zu so herrlichem Ende geführt worden war. Die nicht zu leugnende Thatsache, dass Barths Routier der astronomischen Fixpunkte entbehren musste, wurde gegen die Zuverlässigkeit seiner Karte ausgespielt, obwohl Petermann dargethan hatte, dass und wie der hohe Takt des Reisenden diesen Mangel so gut wie ganz auszugleichen vermögend gewesen war. Thörichter noch waren die Anfeindungen einzelner Mitglieder der englischen Antisklavereigesellschaft, welche u. a. daraus Kapital schlagen wollten, dass Barth unter der Maske eines Mohammedaners gereist sei. Dass ein rings von Fanatikern umgebener und argwöhnisch betrachteter Europäer mit seinem abweichenden Glaubensbekenntniss nicht gerade prunkte, ist wohl selbstverständlich, aber unwahr ist nichts destoweniger die Behauptung, er habe äusserlich nur zum Islam sich bekannt. Seine eigene, den Stempel reinster Wahrheit an sich tragende Erzählung[40]) beseitigt in dieser Hinsicht jeden Zweifel, denn in der Oase Asben entwaffnete er die wilden Moslemin durch die offene Erklärung, dass er dem ihm angesonnenen Glaubenswechsel den Tod vorziehe. Und trotzdem derartige „christliche“ Nachrede!

Unbilden dieser Art konnten Barths von Natur etwas reizbares Temperament tief ergreifen und ihn zurückgezogener, verschlossener machen als es sonst seine Art gewesen wäre. Seine Pflichttreue und Charakterfestigkeit blieben sich aber trotzdem immer gleich, und die Berliner Geographische Gesellschaft war durch einige Jahre so glücklich, von dieser Eigenschaften ihres ersten Vorsitzenden Nutzen ziehen zu dürfen. Als solcher hat er die Carl Ritter-Stiftung in's Leben gerufen, welche er auch testamentarisch mit einer Gabe von 1000 Thalern bedachte.

Barths Gesundheit schien — eine Ausnahme von der allgemein beobachteten Regel — durch den langen Aufenthalt unter südlichem Himmel eine ernste Schädigung nicht erfahren zu haben. Gegen kleinere Leiden gewährte eine im Frühjahr 1865 gebrauchte Canstatter Kur erwünscht

1858; Geschichtlicher Abriss der Ölkultur in Nordafrika, Monatsber. d. Ver. f. Erdkunde z. Berlin, (2) 6. Band, S. 87 ff.: Beiträge zur Geschichte und Geographie des Sudâns, Zeitschr. d. deutschen morgenländ. Gesellschaft, 9. Band, S. 518 ff.

[40]) Barth, Reisewerk, 1. Band, S. 346 ff.

[41]) Koner, a. a. O., S. 25 ff.

Abhilfe; da erkrankte er im Spätherbst des gleichen Jahres plötzlich wieder, und obwohl die Ärzte sein Unwohlsein nur für ein leichtes erklärt hatten, nahm ihn am 25. November 1865 ein plötzlicher, schmerzloser Tod gleichwohl von dieser Erde fort. An seiner Bahre aber trauerte die ganze gebildete Welt, am meisten das dankbare Vaterland, das nun erst den unermesslichen Werth dessen, was ihm entrissen worden war, so recht in seiner Grösse zu würdigen begann. —

Ein grosser Gelehrter, ein Arbeiter von unschätzbarer Kraft des Willens, ein genialer Forschungsreisender ist mit Barth dahingegangen. Aber er war mehr als das alles, er war auch ein edler und gerechter Mensch, und gerade dessen muss eine Zeit besonders eingedenk sein, welche nur allzusehr geneigt ist, Entschlossenheit und Kühnheit in der Ausnützung günstiger Gelegenheiten über jene ethischen Eigenschaften zu stellen, in denen doch zuletzt des Menschen wahrer Werth zu suchen ist.

Schopenhauer und seine Mutter.*)

Von
EDUARD GRISEBACH.

In seinem der Berliner Fakultät eingereichten Curriculum vitae von 1819 hat sich Schopenhauer selbst über das Missverhältniss zu seiner Mutter kurz ausgesprochen. Er sagt hier, dass er bei seinem Eintreffen in Weimar, im Mai 1813, im Hause seiner Mutter abgestiegen, daselbst gewisse häusliche Verhältnisse vorgefunden habe, die ihm so sehr missfallen hätten, dass er einen anderen Zufluchtsort aufgesucht habe. Worin diese Verhältnisse bestanden, verschweigt er und hat dieselben auch später weder mündlich noch schriftlich jemals berührt. Nur eine entfernte Andeutung ist in einem Briefe an Goethe (vom 23. Juni 1818) enthalten; indem er hier den lebhaften Wunsch ausspricht, Goethen einmal wiederzusehen, bemerkt er, dass dies Wiedersehen in Weimar nicht stattfinden könne, da seinen Weg über Weimar zu nehmen „bekannte Missverhältnisse verhinderten, so gerne er auch seine Schwester sähe“. Worin bestanden nun diese 1818 noch nicht gehobenen häuslichen Missverhältnisse, die er 1813 vorgefunden hatte? Er fand, acht Jahre nach dem Tode seines geliebten Vaters, dass an dessen Stelle sich am häuslichen Herde ein illegitimer Nachfolger niedergelassen hatte, er fand, dass die Liebe und Zuneigung, auf welche, zumal bei dem Lebensalter der Mutter, er und die Schwester allein Anspruch hatten, nun mit diesem fremden Eindringling getheilt werden sollten, er fand ferner in diesem ihm als „Freund“ seiner Mutter vorgestellten Manne eine Persönlichkeit, die ihm, auch abgesehen von seiner Eigenschaft als Liebhaber seiner Mutter, in hohem Grade zuwider war, er empfand es endlich als Beleidigung seiner geliebten Schwester, dass sie, als sechzehnjähriges Mädchen, genöthigt war, unter Einem Dache mit einem Manne zusammenzuleben, von dem jeder in Weimar wusste, in welchem Verhältniss er zu ihrer Mutter stand.

Der Mann, der in solcher Weise in Schopenhauer's Leben eingegriffen hat, hiess Georg Friedrich Konrad Ludwig von Gerstenbergk, er war 1780 zu

*) Aus dem im Herbste 1896 in der Sammlung von Biographieen „Geisteshelden (Führende Geister)“ erscheinenden Lebensbilde Schopenhauers.

Ronneburg in Sachsen-Altenburg als Sohn des Justizraths Müller geboren, später hatte ihn sein Onkel mütterlicherseits, Konrad Ludwig von Gerstenbergk, um ihm den Adel zu verschaffen, adoptirt. Nachdem er anfangs Advokat, dann Stadtsyndikus in Ronneburg gewesen, war er in Weimarische Dienste getreten und hatte als Regierungsassessor von 1810 bis 1812 in Weimar gestanden, darauf zum Regierungsrath ernannt, war er, nach einer kurzen Dienstzeit in Eisenach zu Anfang des Jahres 1813 dem Geheimen Archiv in Weimar zugetheilt worden. Nebenbei trat er auch als belletristischer Schriftsteller unter seinem ursprünglichen Namen Friedrich Müller auf, er schrieb Novellen und Gedichte für die Taschenbücher und Almanache, vier Novellen erschienen gesammelt unter dem Titel „Kaledonische Erzählungen“ (Tübingen 1814). Wann Johanna Schopenhauer ihn zuerst kennen gelernt, wissen wir nicht. Zu ihr ins Haus zog er erst 1813, als er von Eisenach zurückkam. Er hatte den oberen Stock des Hauses am Theaterplatz gemiethet, nahm aber seine Mahlzeiten am Schopenhauer'schen Familientische ein. Um die Empfindungen zu würdigen, die der Sohn hatte, als er diesen damals 33 jährigen Mann bei seiner 47 jährigen Mutter vorfand, müssen wir uns vergegenwärtigen, wie sie überhaupt seit dem Tode ihres Gatten ihr Leben in Weimar geführt hatte.

Nachdem sie, nach Goethe's Ausdruck „durch die Feuertaufe (d. h. durch die Schlacht von Jena), zur Weimaranerin geworden“ war, hatte sie keinen anderen Gedanken, als dort „in die ersten Cirkel“ zu kommen und selbst einen Mittelpunkt der Geselligkeit zu bilden. In ihren Berichten an den Sohn über dieses gesellige Treiben hatte sie, neben Goethe und Heinrich Meyer, besonders oft Fernow's erwähnt, auch einmal Arthur sehr dringend gebeten, für den Letzteren ein Buch in Hamburg aufzutreiben. Die Wärme, mit der sie über diesen Freund geschrieben, mag Arthur veranlasst haben, ein Wort der Befürchtung zu äussern, dass sie ihm einen Stiefvater geben könne. Sie schreibt darauf am 9. Januar 1807: „Wenn du diesen trefflichen Menschen kenntest, du würdest Alles anwenden ihn zu erfreuen, er ist hier mein erster Freund. Denke dir nur nicht einen hübschen jungen Mann unter Fernow, er ist einige 40 Jahr alt und hat eine Römerin zur Frau.“ Neben Fernow hatte sie übrigens in der ersten Zeit besonders nahe Beziehungen zu dem Rath Karl Friedrich Anton Conta gehabt, der mit ihr in einem Hause wohnte, dann aber, mit dem späteren Kanzler Friedrich von Müller, in einer auswärtigen Mission Weimar verlassen hatte. „Wollte ich“ schreibt sie zu Neujahr 1807 über Conta an Arthur „ausgehen, so hatte ich seinen Arm; wollte ich Schach spielen, so spielte er; wollte ich mir vorlesen lassen, so las er; wollte ich Musik, so sang er zur Guitarre; wollte ich quatre mains spielen, so spielte er; wollte ich malen, so sass er mir; wollte ich allein sein, so ging er; solch einen Cicisbeo finde ich nie wieder.“ Am 23. März 1807 schreibt sie: „An Anbetern fehlt es mir nicht, aber lass dir nicht bange sein, ein, wie ich glaube, reicher Frankfurter Kaufmann, der sich einer Erbschaft wegen, einige Wochen hier aufhielt, hat sehr ernstlich um meine Hand geworben, ich habe ihn aber ebenso ernstlich nach Hause geschickt. Da ist hier auch ein Kammerherr der Grossfürstin, der mich gerne in den Adelstand erheben möchte . . . mich unverhohlen venerirt, alle Welt weiss es, aber abweisen kann ich ihn noch nicht, weil er aller Welt, nur mir nicht seine Absichten erklärt hat.“ Das Verhältniss zu dem geistig so hochstehenden Fernow hatte dann nach und nach alle anderen in den Hintergrund treten lassen. Fernow brachte, wie sie später selbst erzählte, die Abende regelmässig bei ihr zu, und die Freundschaft war allmählich so intim geworden, dass sie, wie bereits erwähnt, im Juni 1808, während Frau Fernow sich im hochgradigen Stadium der Schwindsucht befand

den ebenfalls leidenden Freund nach Liebenstein begleitete, wo sie sechs Wochen mit ihm zubrachte. Als Frau Fernow dann im September gestorben war, zog der inzwischen kränker gewordene Freund — er litt an Pulsadergeschwulst — in das Haus seiner Freundin, während die Fernow'schen Kinder auswärts untergebracht wurden. Trotz ihrer liebevollen Pflege starb Fernow, in ihrem Hause, am 3. Dezember 1808. Über das Verhältniss ihrer Mutter zu Fernow hat sich Adele Schopenhauer später (in den von ihr herausgegebenen Memoiren der Mutter) folgendermaassen ausgesprochen:

„Er war ihr Freund und Lehrer, ordnete ihre ungeregelten und mangelhaften Kenntnisse, lehrte sie das Verständniss der Antike, die ihr früher fern lag, und gab besonders ihrem durch Augustin in Paris technisch bereits entwickelten Talent zur Malerei, die Basis der Kunstkenntnisse, welche ihr später die Herausgabe einiger in dies Fach schlagender Schriften möglich machten. Er war ein edler, am Leben selbst zu grosser Tüchtigkeit gereifter Mann und wandte ihr eine sehr ernste Neigung zu. Was sie für ihn zu thun durch sein Leiden veranlasst ward, ist aus ihrer mit grossem Beifall aufgenommenen Biographie Fernow's zu ersehen; aber nicht mit welcher Zartheit er alles, was in seiner Macht stand, für sie that: ich möchte sagen, es sei von ihm jeder Halt und jeder Schmuck ihres späteren Lebens ausgegangen und sein Geist habe in jeder bedeutenden Stunde desselben auf sie rückgewirkt, wie in ihrer Jugend das Andenken des Predigers Jameson."

Die hier erwähnte Biographie, in der sie ihrem Freunde auch öffentlich ein Denkmal setzte, war betitelt „Carl Ludwig Fernow's Leben, herausgegeben von Johanna Schopenhauer" (Tübingen, Cotta, 1810). Das Buch ist mit einem schönen Titelkupfer geziert, Fernow's Porträt, nach der Zeichnung Gerhards von Kügelgen. Diesen berühmten Maler und Freund Fernow's lernte Johanna Schopenhauer beim Begräbniss Fernow's kennen, zu dem er von Dresden herübergekommen war. Sie trat alsbald in Korrespondenz mit ihm: in der Varnhagen'schen Autographensammlung (auf der Königlichen Bibliothek in Berlin) wird ein Brief von ihr an Herrn von Kügelgen vom 4. Februar 1809 aufbewahrt, in welchem sie ihm das kurz vorher stattgehabte Maskenfest beschreibt, bei dem sie selbst nebst Arthur und Adele mitgewirkt hatte. Kügelgen steuerte zu der Fernow-Biographie auch eine Anzahl Fernow'scher Briefe an ihn bei. Im folgenden Jahre suchte sie Kügelgen in Dresden auf. Goethe's Freundin, die schöne Malerin Luise Seidler, berichtet darüber in einem Briefe an Pauline Gotter, vom 20. September 1810: „Es herrscht auf der Gallerie, namentlich durch die Schopenhauer, seit einiger Zeit ein unausstehliches Cabaliren, um die interessantesten Menschen, als Kügelgen u. s. w. an sich zu ziehen. Mir hat das manchmal ordentlich weh gethan, denn die Menschen vergessen alles über ihre kleinliche Selbstsucht." Über den neuen Freund Kügelgen liess sie sich alsbald auch schriftstellernd vernehmen. Noch vor dem Erscheinen von „Fernow's Leben" veröffentlichte sie in Bertuch's „Journal des Luxus und der Mode" (1809) einen „Brief über Gerhard von Kügelgen's Porträts von Goethe, Wieland, Schiller und Herder", und in folgenden Jahren zwei weitere Briefe „über Gerhard von Kügelgen und Friedrich in Dresden." Kügelgen malte auch ein grosses Ölporträt Johanna Schopenhauer's, das er bereits 1809, gleichzeitig mit den Bildern Goethe's und Wieland's, angefangen zu haben scheint, 1810 hat sie ihm dann in Dresden wieder gesessen, aber erst 1814 wurde das Bild vollendet, welches sich jetzt auf der Weimarischen Bibliothek befindet. H. Düntzer hat dies Porträt in einem guten Holzschnitt vervielfältigen lassen. Es ist ein Brustbild und zeigt uns eine reife, aber noch jugendliche Frau, der leicht vorgeneigte Kopf in üppigem Lockenschmuck, grosse, schmachtende Augen und ein sinnlicher Mund, ein stolzer, mit einer Perlenkette geschmückter Hals, ein voller Busen aus dem mit Spitzen geschmückten, weit ausgeschnittenen

Kleide hervorleuchtend. Etwas werden wir von der Ähnlichkeit dieses Bildnisses freilich abziehen müssen, denn Luise Seidler, die mit Kügelgen inzwischen auch gut bekannt geworden war, sagt uns: „Kügelgens Bilder waren sehr elegant und stets geschmeichelt, weshalb sie immer gefielen.“ Wir können es bei dem Anblick dieses Bildes begreifen, dass Johanna Schopenhauer, nachdem sie die Wittwe eines Mannes geworden, dem sie eingeständlich nicht aus Liebe gefolgt war, nicht danach angelegt war, ihr übriges Leben ohne jeden männlichen Umgang zu vertrauern. Dass sie sich eng an Fernow anschloss, dass sie dann die Freundschaft des ebenfalls verheiratheten Kügelgen suchte, wird ihr daher niemand zum ernstlichen sittlichen Vorwurf machen. Über diese Verhältnisse wird auch der Sohn ihr keinen Vorwurf gemacht haben, wenn er es auch gewiss im Stillen schmerzlich empfunden haben wird, dass der Vater, dem doch die Mutter ihre äussere glückliche Lage allein verdankte, der sie auf den Händen getragen hatte, so bald vergessen war, ja dass sie — in einem an ihn gerichteten Briefe vom 28. April 1807 — über „ihre verlorene Jugend“ klagte, und wenig über ein Jahr nach dem Tode des Gatten von der ersten Reise nach Weimar schreiben konnte: „nie hat mir eine Reise mehr Vergnügen gemacht“ und bald darauf (den 17. November 1806): „ich lebe hier fortdauernd ruhig und folglich glücklich, seit lange, seit meinen Kinderjahren bin ich nicht so glücklich als jetzt gewesen.“ Nicht minder schmerzlich wird er es empfunden haben, dass er auf der Mutter ausdrücklichen Befehl in einem fremden Hause wohnen musste, während sie ihren Freund Fernow bei sich wohnen liess. Aber er schwieg, und wir haben gesehen, dass noch im Jahre 1811, als er zuletzt bei der Mutter einkehrte, sein Verhältniss zu ihr ungetrübt war. Aber er konnte nicht schweigen zu einer so groben Verletzung der dem Andenken seines Vaters schuldigen Pietät, wie es sich die Mutter durch die Anknüpfung des Verhältnisses zu dem vierzehn Jahre jüngeren Mann hatte zu schulden kommen lassen, den er im Mai 1813 am häuslichen Herde vorfand. Es war sehr natürlich, dass er, als ihm diese „häuslichen Verhältnisse“ zuerst entgegentraten, sofort umkehrte, da er in dem mütterlichen Hause keine Heimath mehr erblicken konnte. Als er am 5. November von Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte, hatte er daher die Absicht gehabt, sich eine eigene Wohnung zu suchen: erst als ihn die Mutter „mit Thränen bat bei ihr zu wohnen“ und versicherte, dass er sich „eine falsche Idee“ von ihrer Beziehung zu Gerstenbergk mache, hatte er nachgegeben und, gegen einen verabredeten Pensionspreis, sich bei der Mutter in Kost und Logis gegeben. Im Januar 1814 hatte er mit Bewilligung seiner Mutter den schon genannten, in dürftigen Umständen lebenden Universitätsfreund Joseph Gans aus Berlin nachkommen lassen, für den er der Mutter ebenfalls ein Zimmer abmiethete und der mit an der gemeinschaftlichen Tafel ass, wofür Arthur ebenfalls bezahlte (auch zahlte er ihm Taschengeld und versah ihn mit Kleidern und Büchern).

Im April 1814 kündigte die Mutter plötzlich ihrem Sohne und dessen Schützling schriftlich die Pension, jedoch nicht die Wohnung. Den schriftlichen Verkehr in „Geschäftssachen“ mit ihrem Sohne hatte sie schon vor dieser Kündigung eingeführt, indem sie ihm, bei einem nicht näher bekannten Anlass, geschrieben hatte:

„Seit unserer letzten verdriesslichen Unterredung habe ich mir fest vorgenommen, lieber Arthur, nie wieder von Geschäften mündlich mit dir zu sprechen, weder von angenehmen noch von unangenehmen, weil meine Gesundheit dabei leidet, darum schreibe ich, so wenig ich sonst das Schreiben unter Leuten leiden kann, die einander alle Tage sehen.“

Als Grund der Kündiguug gab sie an, dass sie bei der Pension ihre Rechnung nicht gefunden hätte, auch durch die beständige Anwesenheit des

emden Studenten sich in ihrer Freiheit beschränkt fühle. Der wahre Grund ›r Pensionskündigung aber war, dass das Verhältniss zwischen Arthur und üller von Gerstenbergk so unleidlich geworden war, dass der letztere bereits cht mehr an der gemeinsamen Mittagstafel erschien, sondern in seinen Räumen lein speiste.

Der Sohn verlangte darauf, ebenfalls schriftlich, die sofortige Erhöhung der ir sich und Gans gezahlten Pensionsbeträge. Der Brief, mit welchem ihm nun e Mutter antwortete, wirft auf die ganzen häuslichen Verhältnisse ein so relles Licht, dass er hier, nach dem Wortlaut der ersten Veröffentlichung, ıverkürzt eingerückt werden muss, nur sind die besonders markanten Stellen on mir durch gesperrten Druck ausgezeichnet. Er lautet:

„Die Einquartierung und mancherlei andere Hindernisse hielten mich ab, dir gestern ı antworten, wie ich mir doch fest vorgenommen hatte. Heute will ich es in möglichster ürze der Reihe nach thun. An die Erhöhung deiner Pension gehe ich ungern. Wie froh ır ich, wenn ich dich und deinen Freund als meine Gäste betrachten könnte ohne alle ntschädigung! Ich sehe indess, es ist dir ganz ein Ernst, dass ich keinen Schaden durch ıch leiden soll und ich will auch nicht eigensinnig oder albern generös erscheinen. Willst ı mir also für Gans so viel geben als für dich, da er nicht weniger braucht, so denke ı jetzt, da manche Ausgabe wegfällt, oder doch geringer wird, auszukommen, genau lässt ch dergleichen nie berechnen. Ich schrieb dir wegen des Trinkgelds an meine Leute, eil ich mir bewusst bin, dir wenigstens stillschweigend freie Bedienung versprochen zu ben. Mit Thränen bat ich dich, bei mir zu wohnen, das ist wahr; ich wollte nicht im orn von dir mich trennen. Dann wollte ich auch, dass du meine Lebensweise näher und nger ansehen solltest, damit du keine falsche Idee davon mit dir nähmst. Ich dachte ch, es würde dir gut sein, wieder einmal in einer Familie zu leben. Jetzt weise ich dir cht die Thüre; nie kann mir solch ein Gedanke kommen, du müsstest mich denn aufs eftigste erzürnen. Ich schrieb dir aus keinen anderen Gründen, als die ich dir meldete, as ich dir schrieb. Ich halte es nicht für gut, dass eine Mutter mit ihrem erwachsenen ıabhängigen Sohne in Einem Hausstande lebt; es kommt für beide nie etwas Gutes dabei raus. Dagegen, wenn der Sohn im Orte lebt, ist sein Besuch für beide eine Freude und rholung.

„Ich sehe nicht ein, wohin du diesen Sommer gehen willst. In Dresden ist's traurig, Tübingen oder Stuttgart ist's noch nicht recht geheuer, nach Berlin zurück magst du cht. Ich würde dir rathen, dich hier einzurichten, wo du angenehmer leben und für dich udiren kannst, wie an jedem anderen Orte. Vielleicht aber willst du nach Ilmenau, udolstadt oder in sonst eine schöne Gegend in der Nachbarschaft. Ist dies der Fall, so st du mir, wie wir jetzt leben, willkommen und kannst bis Mitte oder Ende Mai bleiben, wäre mir sogar sehr lieb; denn ich würde dich ungern auf vierzehn Tage oder drei ochen ohne Noth in einen Gasthof oder anderes Logis ziehen lassen. Auf mehrere Monate är' es ein anderes. Die Gründe warum, habe ich dir geschrieben, wenn auch der, dass es ir zu viel kostet, jetzt wegfällt, so bleiben doch die andern: genug, ich wünsche, dass ı nicht für wenige Wochen dir die Last und mir das Missvergnügen machtest auszuziehen. illst du dich auf längere Zeit in Weimar einrichten, so stehe ich gern bereit, dir mit ath und That dabei zu helfen. Da mein Quartier mir, wenn du nicht bei mir wohnst, ı gross ist, so will Müller mir die Last der Miethe dadurch erleichtern, dass er mir die interstuben abmiethet und sein Quartier vermiethet. Dies Quartier enthält fünf Stuben ıd ist nicht wohlfeil. Es ist uns auch nicht gleich, wer darin wohnt: eine Familie mit indern möchte ich ungern darin wissen. Daher ist's nicht wahrscheinlich, dass es vor ›hanni vermiethet wird; sollte sich aber gegen Erwarten eine gute Gelegenheit dazu ıden, ehe du verreist, so werde ich es dir sagen und wir suchen dann uns einzurichten gut es gehen will. Ich kann dann auf kurze Zeit Gans mein Schlafzimmer geben, in

meinem Cabinet schlafen und Müller zieht in Gansens Stube, oder wir sehen sonst uns zu helfen.

„Müller verdrängt dich nicht, er weiss nichts von dem, was wir jetzt miteinander verhandeln; denn es ist meine Art, nie von dem, was ich thue oder lasse, ohne Noth zu sprechen. Ich spreche überhaupt fast nie von dir mit ihm, obgleich er nie sich so über dich ausdrückt, dass du es nicht selbst anhören könntest, weil er weiss, es würde mir weh thun, wenn er es thäte . . . Von jenen unangenehmen Vorfällen zwischen dir und Müller haben wir so viel gesprochen, dass es endlich genug sein könnte. Ich war damals mit dir nicht zufrieden, mit ihm aber auch nicht, ich sagte es ihm wie dir, er erkannte sein Unrecht, in meiner Gegenwart sich so vergessen zu haben, bat mich um Vergebung und die Sache war zwischen mir und meinem Freunde abgethan. Er war fest entschlossen, nie wieder in den gleichen Fehler zu fallen; aber es ging nicht: Ihr seid ein paar einander so entgegengesetzte Elemente, dass es knallen und brausen muss, wenn ihr zusammenkommt, ohne dass jeder deshalb an sich schlechter wäre. Das sah ich deutlich. Ihr könnt nicht nebeneinander existiren, daher traf ich die Einrichtung, nach welcher wir jetzt ganz friedlich leben und uns wohl dabei befinden. Müller hat jetzt keinen Grund, dich fern zu wünschen. Er hasst dich nicht, wie du ihn, er ist darin gerechter als du. Das Alleinessen Mittags ist ihm recht, da er jetzt viel zu thun hat, und es ist möglich, dass diese Einrichtung bleibt, selbst wenn du fort bist; im Übrigen genirst du ihn gar nicht. Dein Treiben und Wesen gefällt mir freilich nicht immer und ganz. Du scheinst mir zu absprechend, zu verachtend gegen die, die nicht sind, wie du, zu aburtheilend ohne Noth und predigst mir zuweilen zu viel. Deswegen aber wünsche ich nicht, dass du ein tüchtiger Husar wärst, wenn auch deine Weise zu sehen und dein Eifer Andern diese Ansicht aufdrängen zu wollen, mir nicht gefällt. Ich weiss, dies ist die jetzige Art der jungen Welt, ich ertrage sie und denke, die junge Welt wird auch einst alt.

„Besonders aber verdriesst es mich, wenn du auf die schimpfst, die, ergriffen von der grossen Zeit, in der wir leben, das Schwerd zur Hand nehmen, selbst wenn die Natur sie nicht dazu bestimmte. Du solltest Anderen ihre Weise lassen, wie man dir die deine lässt, denke ich. Gans ist dann froh, seine angeborene Feigheit hinter dir zu verbergen und pappelt dir nach, ohne deinen Geist zu haben. Das ist gar nicht erfreulich zu hören: lieb wär's mir, wenn du solche Unterhaltung in Zukunft vermiedest.

„Warum unser Familienband dir zerrissen scheint, begreife ich nicht. Lass nur Gelegenheiten zur Theilnahme kommen, du wirst sie bei mir und Adelen nicht vermissen. Schon unsere Bereitwilligkeit, deinen israelitischen Freund aufzunehmen, sollte dir ein Beweis davon sein. Wollte ich dir meinen Freund opfern, weil ihr Euch nicht miteinander vertragt, so thäte ich Unrecht an ihm und mir. Du hast mir oft bei andern Gelegenheiten mit Recht gesagt: wir beide sind zwei — und so muss es auch sein. Genug, ich habe dafür gesorgt, dass Ihr einander wenigstens nie in den Weg treten könnt, da ich die Unmöglichkeit einsehe, dass Ihr Euch je erkennen könntet. Ich aber kenne Euch beide, jeder ist mir lieb nach seiner Art und keiner thut dem andern bei mir Eintrag, keinen werde ich dem andern opfern. Da ich aus Gründen, die ich einsah, eh ich Müllern kannte, weiss, dass wir beide nie in einem Haushalt auf die Dauer leben können, da ich weiss, dass du selbst dies nie wünschtest, warum soll ich mich von einem Freunde losreissen, der mir treu ist und helfend, so wie's Noth thut, der mir meine Existenz angenehmer macht und den ich und viele achtungswerthe Menschen für gut und rechtlich anerkennen? Bloss weil er sich, hingerissen von Zorn, Empfindlichkeit und Hitze unartig gegen dich betrug, der auch nicht artig war? Besonders da ich die natürliche Antipathie zwischen Euch anerkenne, für welche Ihr beide nicht könnt. Da wäre ich sehr ungerecht gegen mich und ihn. Lass ihn nur immer wo er ist, er thut dir keinen Eintrag. Sei mild, gut, theilnehmend gegen mich und Adelen, sitze nicht immer auf dem Richterstuhl uns gegenüber und du wirst sehen, ob wir dir

lieben. Antworte mir nicht, es ist unnöthig. Wenn du deine Abreise bestimmt hast, so sag' es mir, doch das eilt nicht, ich brauch' es nicht lange vorher zu wissen."

Was das in diesem Briefe beiläufig erwähnte Verhalten Schopenhauer's der nationalen Bewegung gegenüber betrifft, so sind die Worte der Mutter, dass er auf diejenigen „geschimpft" habe, die zum Schwert gegriffen, selbst wenn die Natur sie nicht dazu bestimmte, so zu verstehen, dass er nur gegen diejenigen sich ausgesprochen hat, die ohne von der Natur dazu bestimmt zu sein, als Freiwillige in den Krieg zogen. Er stimmte hier eben ganz mit Goethe überein, der sogar noch weiter ging und zu Luise Seidler äusserte: „es sei unrecht von den Studirenden und Professoren, mit in den Kampf zu ziehen da jetzt schon so viel geschehe, dass dadurch Wissenschaften gestört etc. würden." Wie Schopenhauer im Allgemeinen über den Krieg gegen Napoleon dachte, hat er in seinem Briefe an F. A. Wolf vom 24. November 1813 ausgesprochen: „Über die glückliche Befreiung Teutschlands und eben dadurch der höheren Kultur vom Drucke der Barbaren, wäre es überflüssig Ihnen meine Freude zu schildern." Auch wandte er den ins Feld Ziehenden seine thätige Theilnahme zu. Seinem Freunde Helmholtz, der als Lieutenant mitging, schaffte er die Uniform an und gab ihm einen Sophokles mit. Einem anderen Freunde schenkte er einen kostbaren Säbel. Von sich selber aber sagte er, in dem lateinischen Gesuchschreiben an die Jenaer Fakultät um Zulassung zur Promotion in absentia, er habe sich nicht sowohl deswegen, weil er, nach Verlust der Danziger Staatsangehörigkeit, in keinen neuen Staatsverband eingetreten sei, vom Eintritt in das Heer dispensirt, als vielmehr, weil er davon durchdrungen wäre, dass er nicht dazu geboren sei, mit der Faust, sondern mit dem Kopfe dem Menschengeschlecht zu dienen, und dass sein Vaterland grösser sei als Deutschland. Ebenso sagte er in dem eben citirten Briefe an Wolf: „Ich bin wie Sie sehn den Musen auch unter dem allgemeinen Waffengetümmel treu geblieben. Vielleicht wird es Mancher tadeln: aber ich bin mir bewusst Recht gethan zu haben, dass ich nicht in einen Wirkungskreis trat, in welchem ich nichts als guten Willen hätte zeigen können, und dafür einen verliess, in welchem ich, wenn die Götter es zulassen, mehr zu leisten hoffe." Endlich heisst es in der Selbstbiographie von 1819: es habe ihn mit Trauer erfüllt, dass sein Leben in eine Zeit gefallen sei, welche andere Tugenden erfordere als mit denen ihn die Natur ausgestattet habe.

Um auf das Hauptthema des mütterlichen Briefes zurückzukommen, so geht aus demselben klar hervor, dass der Sohn die Entfernung des Hausfreundes, der sich überdies unartig gegen ihn betragen, gefordert hat, dass die Mutter ihn aber nicht „opfern" wollte. Als er dann auf seiner Forderung noch weiter bestand und vermuthlich in deutlichen Worten ihr eröffnet hat, dass er die richtige Idee von ihrem Verhältniss zu Müller gefasst habe, erzürnte er die Mutter dadurch so sehr, dass sie ihm nun wirklich „die Thür wies": sie schrieb ihm, noch in der ersten Hälfte des Mai, den „Scheidebrief", der in seinem Wortlaut bisher nicht bekannt geworden ist. Wir wissen nur, dass der Sohn auf diesen Brief den Spruch des Livius gesetzt hat: Veritatem laborare nimis saepe ajunt, extingui nunquam und ferner: Turpe putant parere minoribus. Das heisst: die Mutter hat den Bruch herbeigeführt, weil sie von ihrem Sohne die Wahrheit nicht hören, weil sie das Opfer nicht bringen wollte, das er von ihr zu fordern berechtigt war. Sie wird aufgeathmet haben, als der Sohn Weimar den Rücken kehrte, als er nicht mehr „als moralischer Stellvertreter des Vaters" vor ihr auftrat, als er nicht mehr ihr das furchtbare Wort des Goethe'schen Orest ins Gedächtniss rief

Und so wuchs ich herauf, ein Ebenbild des Vaters,
Und es war mein stummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.

Freudig hat sie den Freund Müller wieder an ihrem Tische erscheinen sehen — sie lebte ihr ganzes späteres Leben in Weimar mit diesem Manne zusammen. Auf von Gerstenbergk geht die Stelle in einem Briefe Adele's an den Bruder, vom Februar 1819, von dem „Hausgenossen der sich nach dem Süden begeben zu wollen schien," wodurch, da die Mutter mitziehen wollte, Adelen „das Schlimmste was ihr hätte begegnen können drohte." Über diese charakteristische Episode in der Verbindung Johanna Schopenhauer's mit von Gerstenbergk sind wir durch einen Briefwechsel zwischen dem Letzteren und Varnhagen unterrichtet (in Varnhagens Nachlass auf der Königlichen Bibliothek in Berlin). Im Sommer 1818 nämlich waren Frau Schopenhauer und Adele mit Herrn von Gerstenbergk zu längerem Aufenthalt in Baden-Baden gewesen und auf der Durchreise durch Karlsruhe hatten sie die Bekanntschaft Varnhagens, damals preussischer Ministerresident daselbst, gemacht. An diese Bekanntschaft knüpfte nun Gerstenbergk auf der Rückreise an, indem er Varnhagen bat, ihm zur Erlangung der durch den Abgang des badischen Staatsraths von Klüber vakant gewordenen Stelle zu verhelfen, da es ihm in Weimar nicht mehr gefalle. „Ich ging", schreibt er in dem von Mannheim, den 20. August 1818 datirten Briefe, „nach Weimar, um dort in den herrlichsten Kreis zu treten, den man in Deutschland finden konnte: aber Wieland, der mich väterlich liebte, ist schlafen gegangen, Fernow starb früher. Friedrich Majer in diesem Jahre, Heinrich Meier ist auf dem Sprunge sein Leben in der Schweiz zu schliessen, Bertuch nahe dem Grabe, Stefan Schulze und Riemer gingen dem geselligen Leben durch Heirath verloren. Ich habe nur noch Goethe, der allen Anzeigen nach nicht lange mehr sein wird und Johanna Schopenhauer, die unabhängig genug ist, um auch südlicher zu ziehen."

Das bramarbasirende Wort „ich habe nur noch Goethe" ist für den Mann besonders bezeichnend: Goethe hat sich bekanntlich um diesen Regierungsrath, der im Departement des Kanzlers Friedrich von Müller arbeitete, nie bekümmert. Gerstenbergk findet Goethen deshalb lieblos: er hat die Stirn, in einem zweiten Brief an Varnhagen, den er von Frankfurt a. M. aus, den 3. September 1818, schrieb, zu sagen: „Ich liebe Goethe (als Menschen) nicht, denn er liebt beinahe Niemand als sich." In demselben Briefe heisst es noch von Johanna Schopenhauer und ihrer Tochter: „Meine Reisegefährtinnen beklagen mit ihnen und mir die Kürze unseres Zusammenseins. Möge die Zukunft uns das Versäumte ersetzen. Auch den Damen hat es im Süden so gefallen, dass sie leicht ihren jetzigen Aufenthalt wechseln würden."

Varnhagen sagte dem stellenjagenden Regierungsrath in der That seine Unterstützung zu, wofür sich dieser in zwei Briefen aus Weimar, vom 4. und 30. Oktober 1818, bedankt. In dem letzten Briefe bitten „die Damen Schopenhauer Sie und auf Sie um freundliches Andenken." Erlogen ist ohne Zweifel die erste Hälfte der Schlussbemerkung: „Goethe grüsst Sie und befindet sich leidlich." Belogen hatte Gerstenbergk den preussischen Ministerresidenten auch über den Grund seiner Weimarmüdigkeit. Er hatte nämlich, im Brief vom 20. August, hervorgehoben, dass er dienstlich alle Ursache habe in Weimar zufrieden zu sein, der Grossherzog hätte ihn in sieben Jahren durch manche auszeichnende Begünstigungen zum vorsitzenden Geheimen Regierungsrath avanciren lassen, er geniesse die freundschaftlichste Neigung seines Chefs" u. s. w. An demselben 20. August schrieb er aber an den ihm befreundeten Politiker Lindner in Baden-Baden, dass ihm ein jüngerer Kollege, der Geheime Hofrath Schweiger in Jena, vorgesetzt und zum Geheimen Staatsrath und Mitglied des Conseils ernannt sei, und desshalb wolle er den weimarischen Staatsdienst mit dem badischen vertauschen. Diesem Lindner dankt er in demselben Briefe auch „für Alles, was

Sie für Dame Schopenhauer und mich in Baden thaten", und übermacht ihm „die schönsten Empfehlungen von mir und meinen Damen." Trotz der bei Lindner und Varnhagen gethanen Schritte blieb von Gerstenbergk in Weimar sitzen, wo er erst nach weiteren elf Dienstjahren zum Vicekanzler befördert wurde.

Eine öffentliche Anerkennung als „Dichter", wohl die einzige ihm zu theilgewordene, erlebte er 1819, indem Johanna Schopenhauer in der Vorrede zu ihrem ersten Roman Gabriele (3 Bände, Leipzig 1819, 1820) schrieb (Bd. 1, S. VIII):

„Ich fühle mich in meinem Gewissen verpflichtet, zu bekennen, dass . . . . die in diesem Buche enthaltenen Gedichte nicht von mir sind. Ich danke sie einem Freunde, den ich gern vor der Welt nenne. Friedrich von Gerstenbergk, von dem wir schon so manches schöne Lied, so manche zarte Dichtung mit Dank und Freude empfingen, der Verfasser der ‚kaledonischen Erzählungen' und der ‚Phalänen' steuerte meine Gabriele mit diesem Schmucke aus."

Der Schmuck besteht in mehr als mittelmässigen, schwülstigen Liebesgedichten „des Freundes, den sie gern vor der Welt nennt."

Er war eben so recht ein Mann nach ihrem Herzen. Von ihm konnte sie auch sagen, was sie einst von de la Motte Fouqué sagte und uns ein an Luise Seidler gerichteter Brief des Arztes Kieser aufbewahrt hat:

„Ich traf nebst andern, kleinern Geistern Goethe und Fouqué bei der Schopenhauer . . . Beide sassen neben einander. Erst bei solchen Kontrasten fühlt man was uns Goethe werth ist, wie in ihm der wahre, ernste, tiefe deutsche Sinn wohnt, während bei Fouqué nur die normännische . . . Geschwätzigkeit und Witz auf deutschen Verstand und Witz gepfropft erscheint. Die Weiber werden Fouqué lieben, besonders die oberflächlichen: — Mad. Schopenhauer sagte ganz naiv: sie fände sich ganz mit ihm, wie mit einem alten Bekannten, während sie Goethe als das ewig Unerreichbare, Hohe, Herrliche fürchte."

Dass das Verhältniss Johanna Schopenhauers zu von Gerstenbergk zeitlebens fortbestanden hat, wenn sie auch seit ihrem Wegzuge von Weimar (Juli 1829) nach Bonn getrennt lebten, ersehen wir aus den Mittheilungen Karls von Holtei über sie. Derselbe hatte im Frühjahr 1827 ihre persönliche Bekanntschaft gemacht und war dann 1828 nach Weimar zurückgekehrt, um dort einen Cyklus deklamatorischer Vorträge zu halten. Die damals 62jährige Schopenhauer hatte ihn sehr in's Herz geschlossen. Einmal machten sie einen zweitägigen Ausflug nach Jena zusammen und wurden bei ihrer Rückkunft „mit gutmüthigem Spott überschüttet wegen ihres zärtlichen Verhältnisses." Nach Holtei's Abreise traten sie in intimen Briefwechsel. Am 26. September 1828 meldet sie ihm:

„Und noch Eins, lieber Holtei, ich vertraue Ihnen ein Geheimniss an, um das bis jetzt ausser Adele und Gerstenbergk niemand weiss . . . ich verlasse im nächsten Sommer Weimar wahrscheinlich auf immer! G. ist hier der Einzige, den zu verlassen mir recht schmerzlich werden wird." . . .

Als Holtei im folgenden Jahre daran dachte, nochmals nach Weimar zu kommen, schrieb sie ihm, 19. Februar 1829: „ich denke, Sie kommen. Adele freut sich darauf, auch Gerstenbergk." Nachdem sie dann an den Rhein übergesiedelt war, schrieb sie, Unkel bei Bonn, 7. Juli 1830:

„Nur Wenige verstehen mich und vertrauen mir so ganz, wie Sie. Ausser Adelen und Gerstenbergk vielleicht keiner. Und selbst diese vielleicht nicht ganz so wie Sie."

Sie stand mit Gerstenbergk in fortgesetztem brieflichen Verkehr, wie sie denn an Holtei — Unkel 26. Februar 1831 — meldet, dass bei Goethes gefährlicher Krankheit „Gerstenbergk jede Woche ein paar Mal Nachricht von ihm gegeben habe."

Wenn die lebenslängliche Scheidung zwischen Mutter und Sohn aber auch ihren obersten Grund in dem soeben erörterten Verhältniss zwischen Johanna Schopenhauer und Friedrich Müller genannt von Gerstenbergk hatte, so haben doch noch manche andere Ursachen mitgewirkt. Der ernste, tiefethische Charakter

des Sohnes musste sich von dieser leichtfertigen, oberflächlichen, herzlosen. die Mutter völlig verleugnenden Weltdame abgestossen fühlen. War dies doch nicht minder bei ihren eigenen Blutsverwandten der Fall. Im Jahre 1814 schrieb ihre bei der verarmten Mutter in Danzig lebende Schwester Julie, nachdem sie sich über Johanna's „ungerechte Anklagen und Beschuldigungen" auf das heftigste beschwert hatte:

„Sollten wir mehrere solcher Briefe von dir erhalten, die Mutter und ich würden zu Grunde gehen."

Im Jahre 1832 lobte dieselbe Julie Trossiner, einem sie besuchenden Verwandten, Professor Nicolovius, gegenüber, ihren Neffen Arthur, „dass er sich von dem fabelhaften Leben, Treiben und Schreiben seiner Mutter ganz fern halte."

Ihre hässlichen Charaktereigenschaften treten aber nicht nur im Verkehr mit ihren Familienangehörigen hervor, auch Fernerstehende haben ein unangreifbares Zeugniss wider diese Frau abgelegt. So schreibt die schon genannte Malerin Luise Seidler über ein Zusammensein mit „Madame Schopenhauer" im Sommer 1810 an den Arzt Schröder (Dresden 4. Januar 1811):

„Sie wissen noch nicht wie nahe ich in Dresden mit Goethe bekannt geworden bin, wie sehr er sich meiner annahm . . . Man hat mir oft sehr wehe gethan, besonders die Schopenhauer. Kein Tag verging, wo sie mich nicht durch Worte oder Mienen zu kränken suchte. Goethe erschien mir da als ein rechter Schutzengel und Rächer: er brachte zehn Tage in Dresden zu und übersah mit einem Blicke meine Lage. Oder wollte er die Andern demüthigen? Ich weiss es nicht, aber er war mir ein väterlicher, aufmerksamer, gütigster Freund, der die grössten Aufmerksamkeiten für mich hatte . . . mich überall mit hinnahm, mich in Allem auszeichnete, und sich ausser Seebeck, der beständig mit ihm war, garnicht um die Andern bekümmerte. . . . Ach wenn man so allein steht, ist jedes freundliche Wort so viel werth, und nun nach so vielen Kränkungen sich so entschädigt zu sehen!"

Franz Passow berichtet in einem sehr ausführlichen Briefe an Heinrich Voss vom 12. März 1810, über eine unverantwortliche Intrigue der Schopenhauer, durch welche Goethe und Passow zwei Jahre lang getrennt wurden, bis durch einen gemeinschaftlichen Freund Goethes und Passows die Sache aufgeklärt wurde. Nebenbei giebt dieser Brief auch eine ungeschminkte Charakteristik der „Repräsentationsthees der beweglichen und geschwätzigen Madame Schopenhauer", zu denen Passow sich zwar regelmässig einfand, aber „selbst wenig theilnehmend, weil der ewig mit aufgesperrtem Maul lachende und jachternde frivole Ton des Thees nicht in mein Fach gehört."

Ein grosser Menschenkenner, der berühmte Kriminalist Anselm Ritter von Feuerbach, traf mit Frau Schopenhauer 1815 in Karlsbad zusammen und schrieb über sie Folgendes in seinem Tagebuche:

„Hofräthin Schopenhauer, eine reiche Wittwe. Macht von der Gelehrsamkeit Profession. Schriftstellerin. Schwatzt viel und gut, verständig; ohne Gemüth und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend und stets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern, deren Geist zu lauterm Verstande aufgeschosst ist. Der Sitz schöner weiblicher Bildung ist allein in des Weibes Herzen. Das Gänschen, ihre Tochter: ‚Ich habe für Blumenmalerei das vorzüglichste Talent'".

Als von diesem Tagebuchsblatte, im Jahre seiner Veröffentlichung, Arthur Schopenhauer durch seinen Freund Frauenstädt Kenntniss erhielt, dankte er für die Mittheilung und bemerkte dazu: „Die Charakteristik ist nur gar zu treffend. Habe, Gott verzeih mir's, lachen müssen."

Es war vierzehn Jahre nach dem Tode der Mutter, als er diese vertrauliche Äusserung machte, aber er hat es nicht immer mit Humor getragen, eine Frau von solchen Charaktereigenschaften zur Mutter zu haben. Fünf Jahre nach der Trennung von seiner Mutter schreibt J. G. Quandt, der Freund Adele Schopen-

hauer's, über ihn: „ich glaubte tief in seinem Herzen die Zuckungen eines ungeheuren Schmerzes gewahr zu werden, welcher die Erinnerung an eine furchtbare Epoche seines Lebens zu begleiten schien.“

Wie sich die Mutter nach der Trennung von ihrem Sohne diesem gegenüber verhalten hat, wissen wir aus verschiedenen Mittheilungen von Zeitgenossen. Zunächst verbot sie auch Adelen die Fortsetzung des geschwisterlichen Verhältnisses zu ihm: erst der Vermittelung J. G. Quandt's gelang es, im Jahre 1819, die Mutter dazu zu bewegen, dass sie ihrer Tochter die Erlaubniss gab, mit Arthur wieder zusammenzutreffen. Über eine spätere Zeit (1827—1828) erzählt K. von Holtei: „Von dem Sohne war sie längst völlig geschieden. . . . Sie vermied ängstlich von ihm zu reden, ihn erwähnen zu hören, und wurde zufällig, aus Versehen, sein Name genannt, dann schwieg sie, sichtbar verstimmt; sie, deren umgängliche, nachsichtige Heiterkeit sich sonst niemals veränderte.“

Von einem ungenannten Freunde wird berichtet, dass sich einst die Mutter bei ihm bitter über den Sohn beklagte, aber doch bekannt habe: „Wahrheitsliebe ist seine grösste Tugend; nie habe ich eine Lüge aus seinem Munde gehen hören.“

Die sämmtlichen Briefe Arthurs an sie hat sie vernichtet oder deren Vernichtung durch die Tochter angeordnet: vermuthlich, damit die Wahrheit über die Ursache der Trennung nicht einst an den Tag komme.

In ihrem Roman „Die Tante“ hat sie Arthur unter dem Namen „Lothario“ als einen paradoxen Sonderling auftreten lassen.

Von seiner geistigen Grösse hat sie nie eine Ahnung gehabt. Bei dem Erscheinen der ‚Vierfachen Wurzel des Satzes vom Grunde‘ spottete sie: „Das sei wohl etwas für Apotheker“, und als der Sohn darauf erwiderte, man werde es noch lesen, wenn von ihren Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken werde, sagte sie: „von den Deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein.“

Bekanntlich erbt nach Schopenhauer's Lehre der Charakter vom Vater, die Intelligenz von der Mutter. Für sich selbst konnte er daher darüber beruhigt sein, dass die Charaktereigenschaften der Mutter auf ihn nicht übergegangen seien. Die unbestechliche Wahrheitsliebe, die edle Gradheit, das bis zur Starrköpfigkeit gehende Festhalten an den einmal gefassten Beschlüssen, der stolze Unabhängigkeitssinn, der Ernst der Lebensauffassung — alle diese Charaktereigenschaften hatte er von seinem Vater geerbt, während die Heftigkeit des Temperaments wohl auf Rechnung seines mütterlichen Grossvaters zu setzen ist. Dass aber seine geistige Begabung ein Erbtheil der Mutter sei, dieser Überzeugung hat er nicht nur in der Aufstellung der Lehre von der „Erblichkeit der Eigenschaften“ Ausdruck gegeben, sondern hat auch sonst keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, die hervorragenden Verstandesgaben und das schriftstellerische Talent seiner Mutter hervorzuheben. In den verschiedenen selbstbiographischen Skizzen unterlässt er nie, seine Mutter als „berühmte Schriftstellerin“ aufzuführen. „Alles kommt darauf an“, sagt er in den ‚Parergis‘ „wie Einer aus den Händen der Natur hervorgegangen sei, welcher Vater ihn gezeugt und welche Mutter ihn empfangen habe, ja, auch noch zu welcher Stunde; daher man keine Iliaden schreiben wird, wenn man zur Mutter eine Gans und zum Vater eine Schlafmütze gehabt hat.“

Waren Johanna Schopenhauer's Romane und Novellen auch weit davon entfernt, Kunstwerke zu sein, so offenbaren sie doch eine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung. Goethe's Lob der ‚Gabriele‘, in der er u. a. „das Problematische mit grosser Klugheit behandelt“ fand, war daher keineswegs unver-

dient, wenn auch diese günstige Besprechung in erster Linie ein Zoll des Dan[k] war, den der grosse und herzensgute Mann ihr dafür abstattete, dass sie e[…] seiner ihm angetrauten Gattin als die erste ihr Haus geöffnet hatte. In die A[us-]gabe letzter Hand seiner ‚Werke' hat er diese in ‚Kunst und Alterthum' (4. Ba[nd] 3. Heft 1823) niedergelegte Kritik freilich nicht aufgenommen und der „H[of-]räthin" Schopenhauer auch in den ‚Tages- und Jahresheften' nirgends erwäh[nt], während er Arthur Schopenhauer's daselbst zweimal mit Auszeichnung, un[d] ebenso Adelens gedachte.

In dem Porträt, welches Johanna Schopenhauer als alte Frau vor de[m] 1830 erschienenen 1. Bande der Gesammtausgabe ihrer Schriften darstellt, glaub[en] wir eine deutliche Ähnlichkeit, in Stirn, Augen und Nase, mit den Gesichtszüg[en] zu erkennen, die die Bilder ihres grossen Sohnes im Alter zeigen. So hing er geistig doch mit ihr zusammen, wenn auch der grösste moralische Gegensatz zwischen ihnen sie einst und für immer auseinander geführt hatte.

Uwe Jens Lornsen.

Zur Erinnerung an einen deutschen Patrioten.

Von

GEORG STAMPER.

Wirthschaftliches Streben und Sorgen nimmt heute allzusehr die Kräfte der ringenden Gegenwart gefangen; selten dass unsere Tage jenem politischen Idealismus ganz gerecht zu werden vermögen, wie wir ihn nach den Freiheitskriegen, dann nach der Julirevolution in unserem Vaterlande lebendig gesehen, dessen Ziele und tastende Versuche nach der deutschen Einheit, wie es Fürst Bismarck einmal sagte, „von der Pfanne brennen mussten", der aber die Nothwendigkeit klar erkannt hat und den Segen, zu dem es dem Ganzen gedeiht, wenn der Einzelne in den Prüfungen und in der Zucht politischer Kämpfe lebt und seinen Charakter stählt, der am letzten Ende doch stets das Wichtigste, das Entscheidende in aller Geschichte bleibt.

Wie wahr ist jenes Wort von dem Naturgesetze der Undankbarkeit, jener Untugend des hastig dahinlebenden Tages, der es liebt, die führenden Männer schnell abzunutzen und zu vergessen. Wohl steht uns heute ein Recht des Urtheils zu über die Generation unserer Väter; denn dem geeinten Vaterlande und seiner Entwickelung danken wir eine Fülle lebendi[ger] politischer Ideen, in deren gesicherten Besitz jene erst nach langer Zu[…] durch das Geschick wie durch den eigenen Willen am Ende ihrer Schaffe[ns-]zeit gelangten; allein es ziemt uns darum nicht, der Ehrfurcht uns zu e[nt-]schlagen und das Gedächtniss derer zu verwischen, die reiche Saat gestr[eut] im Kampfe um die Güter nationaler Gesittung. In ihrer langen Reihe st[eht] nicht an verborgenem Platze Uwe Jens Lornsen, der Begründer der modern[en] schleswig-holsteinschen Verfassung, jener tapfere, so tiefunglückliche Man[n], der durch seine liberalen Forderungen dem schon kräftig erwachten Nation[al-]

fühl eine Bühne geschaffen, auf der ein Menschenalter nach seinem Hingange jener welthistorische Streit entfacht ward, der in seinen letzten Folgen uns das geeinte Vaterland erringen sollte.

Welcher Wirkung auf seine Landsleute war der Mann gewiss, wenn seinem geistvollen Munde in feuriger und unwiderstehlicher Beredsamkeit die Gedanken entströmten, wenn er sich erhob, die hohe, kraftstrotzende, nordische Seemannsgestalt, das Haupt umwallt von dichtem, buschig gelocktem, hellem Blondhaar, unter dem die tiefen blauen Augen die zündende Leidenschaft des Redners verriethen; leider nagte ein halb wirkliches, halb als unheilbar eingebildetes Leiden an seinem Leben. An dem Tage, da er zu Keitum geboren ward (18. November 1793), als der Nachkomme friesischer Seeleute, war sein Vater, ein Kapitän und Rathmann von Sylt, fern von der Heimath im Sturm auf dem Weltmeere. Erst den vierjährigen Burschen sah er als seinen Sohn, da er heimkehrte, um das Erworbene zu geniessen und nach echter Friesenart als Landwirth zu leben auf dem freien Eigenen, eingedenk des Wortes: „Lewer dued üs Slav“.

Der Sohn ward nach Familientradition zum Seemanne bestimmt, und der junge Lornsen half die Angriffe englischer Kreuzer und die Räubereien von deren Mannschaft auf den friesischen Inseln kräftig abwehren; denn die dänischen Schiffe hatten um 1810 einen bösen Stand gegenüber den englischen Kreuzern, da Dänemark auf der Seite Napoleons focht. Nach neunmonatlichem Dienst auf einem amerikanischen Schiffe des Seemannslebens überdrüssig, entschloss sich Lornsen für ein akademisches Studium und bezog nach einer Vorbereitung auf der Schleswiger Domschule 1816 die Universität Kiel, die er 1818 mit Jena vertauschte. Hier kam der junge friesische Recke mit den breiten Schultern, dem unerschrockenen Muthe und dem derben Humor mitten hinein in das burschenschaftliche Treiben; die allgemeine deutsche Burschenschaft, der erste Nationalverein unserer Geschichte, hat in ihren Denkwürdigkeiten neben dem Namen Heinrichs von Gagern auch den Lornsen's aufbewahrt; und da er in das stille Schleswig-Holstein heimkehrte und nach Ablegung der Prüfung sich für eine praktische Thätigkeit entscheiden sollte, stand dem jungen Brausekopf, den die Welterfahrung des Vaters vor den Enttäuschungen der philhellenischen Freiheitskämpfer zu bewahren wusste, nur der Weg nach Kopenhagen offen, den vor ihm so zahlreiche junge Talente der Nordmark betreten hatten; denn trotz Dahlmann's und seiner Genossen Wirken in den „Kieler Blättern“ fühlten sich Friesen und Holsten wie Jüten und Seeländer noch als loyale Unterthanen der langweiligen Oldenburger, die die dänische Krone trugen. Welche Geschicke hatten diese Elbherzogthümer erfahren, diese klassischen Lande einer Fülle natürlicher und sozialer Gegensätze auf dem engsten Raume! Auf Geest- und Marschland zwischen Buchenwäldern und Weiden, an der stillen Wattensee und den Föhrden des blauen baltischen Meeres, auf den Halligen der Nordsee wie auf den Dünenreihen der friesischen Inseln hausten die tüchtigen,

aber in einem vierhundertjährigen Sonderleben vom übrigen Deutschland abgetrennten Stämme der Holsten und Friesen, die noch einmal wie einst in den Kämpfen gegen die Unionskönige des Nordens als deutsche Markmannen sich erheben sollten. Neben adligen Gütern und Klosterbezirken treffen wir freien bäuerlichen Besitz, neben den Pröbsten und „Verbittern“ die autonomen Sylter „Landesbevollmächtigten“, und trotz des harten Schuldgesetzes auf dem „Kieler Umschlage“ ein städtisches Leben in Husum und Tönningen, dessen Gedeihen nur darum nicht möglich war, weil der englische Schmuggel ihm keine Entschädigung für die fehlende wirthschaftliche Verbindung mit dem deutschen Hinterlande zu bieten vermochte. War doch auch wie einst schon früh Lübeck, das altholsatische Hamburg längst seines eigenen Weges gegangen, da an Stelle der glorreichen Schauenburger, Fürsten gekommen waren, die die Nordmark auszubeuten wussten. Und doch hatte einst die Erhaltung der alten Verbindung zwischen dem dänischen Lehen Schleswig und dem Reichslehen Holstein, die mit so viel Blut besiegelt worden, den Ausschlag gegeben, an jenem für vier Jahrhunderte schicksalsvollen Märzentage des Jahres 1460, da zu Ripen die Landräthe Schleswig-Holsteins den „Karsten avern Belte“, den Dänenkönig Christian I. kürten zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein, er sollte, dahin ging die Meinung des stolzen transalbingischen Adels, die Herrschaft führen, nicht als ein König zu Dänemark, sondern als ein „Herr dieser Lande“. Der berühmte Schwur, den er und alle seine Nachfolger leisteten: „dat se bliwen up ewig tosamede ungedeelt“, ward das Palladium für die Untrennbarkeit der Lande, und auf dieser beruhte ihre ganze Zukunft in deutscher Gesittung. Ward auch Schleswig verwickelt in die skandinavischen Händel, so besassen die Gottorper Herzöge, denen später die Lande zufielen, doch stets Stücke von Schleswig und von Holstein, und jahrhundertelang landtagten beide Herzogthümer zusammen. Deutsch war die Sprache bis hinauf ans Meer, und neben dem „jütischen Low“ und der Eintheilung des Landes nach „Harden“ finden wir von der Königsau bis zur Elbe wenige Spuren dänischen Einflusses. Das „Königsgesetz“ von 1665, das den „Alleingewaltskönigen“ in Dänemark die absolute Herrschaft sicherte, galt in den Herzogthümern nicht; noch machte sich der Gegensatz zwischen dem verschlagenen dänischen und dem ernsten deutschen Wesen, der bürgerlichen Bureaukratie und dem altständischen adligen Selfgovernment kaum bemerkbar, waren doch die Dänenkönige deutschen Blutes und deutscher Bildung, während der schleswig-holsteinsche Edelmann Dänemark regierte. Es war noch lebendig bis tief ins 18. Jahrhundert, jenes Gemeingefühl baltischer Kultur, das als eine Hinterlassenschaft der grossen Tage unserer Hansa die Mittelpunkte geistigen Lebens am Baltischen Meere, Lund, Kopenhagen, Kiel, Rostock, Greifswald und Königsberg einander verband. Was Wunder, wenn sich ein unduldsames Selbstgefühl in diesem Adel zu regen begann, während das kernige Bürgerthum im 16. und 17. Jahrhundert durch seinen Kunstfleiss sich auszeichnete;

ırstens nachher und Niebuhr sind transalbingische Künstlertypen in Art ıd Unart. Stollberg und Voss, Boie, Jacobi, endlich Matthias Claudius, zeichnen den Antheil, den diese Gebiete an Deutschlands Geistesleben ihrend des Jahrhunderts der Aufklärung nahmen. Seit Schleswig 1658 ı souveränes Herzogthum geworden, waren die Landtage, nicht ohne eignes ərschulden, verfallen. 1675 tagte der gesammte Landtag zum letzten Male, 11 noch einmal Prälaten und Ritter, ohne die Städte; es blieb das 18. Jahrındert hindurch jener ständische Ausschuss der Sieben mit ihrem Sekretär stehen, allein auf diesem nexus socialis der Ritterschaft beruhte im wesenthen die alte staatsrechtliche Untrennbarkeit der Herzogthümer. Trotz s Eides, den König Friedrich IV. sich 1721, da er den königlichen und n Gottorp'schen Antheil an dem Lande in seiner Hand vereinigte, von älaten, Rittern und Beamten leisten liess, „ihm und seinen Erbsuccessoren der Regierung secundum tenorem legis regiae treu, hold und gewärtig sein", konnte die Erbfolgeordnung des „Königsgesetzes" auf Schleswigolstein dennoch rechtlich nicht in Anwendung kommen. Der dynastische olz der dänischen Herrscher, wie das nationale Bewusstsein ihres Volkes wachten, ohne dass das nationale Empfinden der „treuen Holsten" darin ıe Gefahr ahnte. Struensee büsste nicht zum wenigsten darum mit dem ıde für seine Reformen, weil er ein Deutscher war. Das maassvolle gimeut des alten Andreas Petrus Bernstorff konnte unter Graf Christian rnstorff's Verwaltung nicht den Widerstand der national-dänischen Partei ter Rosenkrantz hindern. Als dann die freche Inschrift am nördlichen ıore von Rendsburg, seit Friedrichs III. Tagen ein Monument dänischer ıbgier: Eidora Romani terminus imperii, nach dem Zusammenbruch des iligen römischen Reiches verschwunden war, ward das unbeschränkte steuerungsrecht des dänischen Königs in Holstein durchgeführt und dieses ınd selbst dem dänischen Gesammtstaate am 9. September 1806 eingefügt. it sultanischer Willkür wurden alle liegenden Gründe in Schleswig-Holstein 13 bis zu sechs Prozent ihres Werthes mit der Bankhaft für die dänische ıtionalbank belastet. Dänische Sprache drang mehr und mehr ein, und nnoch, da Bernadotte seinen Aufruf ergehen liess, ein Königreich Cimbrien gründen, unter den treuen deutschen Unterthanen der dänischen Krone nd er keinen Anhang. Sie klagten gemeinsam mit den Dänen über nglands Raubpolitik und verziehen dem Könige selbst sein Ausharren bei ıpoleon, bis nach Wien folgten ihm die Bitten der Ritterschaft um Herstellung r alten Landesverfassung, und wie die Krone am 17. August 1816 endlich ierlichst alle Rechte des Landes bestätigt hatte, war Alles vergessen. Aber vei Tage nach dieser Bestätigung berief der König eine Kommission nach openhagen, um eine neue Verfassung für Holstein allein zu entwerfen. or dem Volksunwillen, der sich auf dies Signal erhob, schreckte man zurück, lein man hob die Steuern weiterhin gewaltsam ohne Berufung des Landtags ıs. Auf Proteste der Ritterschaft drohte die Krone mit der Auflösung

ihres Ausschusses. Bekannt ist, wie nach den Karlsbader Beschlüssen die Ritterschaft mit ihrer Klage am Bundestage zurückgewiesen ward, wie man nicht genug politische Fernsicht in Frankfurt besass, um die weltgeschichtliche Bedeutung der schleswig-holsteinischen Frage im Jahre 1823 zu erkennen, und wie selbst die deutsche Nation noch nicht ahnte, was sich in der Nordmark für ihr Schicksal vorbereitete. In diesen Tagen finden wir den jungen Lornsen als tüchtigen Beamten in jener „schleswig-holsteinischen Kanzlei“ zu Kopenhagen, die den Centralpunkt der Landesverwaltung von Dänemark her bildete. Durch ein hartnäckiges Leiden gepeinigt, wollte er trotz glänzender Aussichten für seine Zukunft, die Musse eines Lokalamtes geniessen, und diese, wie er selbst es bezeugt, dazu nutzen, seinem Lande Dienste zu leisten. Der alte Burschenschafter fühlte den Beruf dazu in seiner Seele. Liberale und nationale Ideen waren in jener Zeit noch eng mit einander verknüpft, und Lornsen sah in der freien schwedisch-norwegischen Verfassung ein Vorbild für Schleswig-Holstein. Hatte doch der dänische Kronprinz Christian einst selbst den Norwegern ihre Bauernverfassung verliehen! Dahlmann hatte als Sekretär der Ritterschaft die Liebe zu den alten Rechte Transalbingiens geweckt, schon lebte hell in seinen einstigen Genossen, deren Führer jetzt Nicolaus Falck war, dass Bewusstsein ihres deutschen Volksthums, schon rang sich ein Streben empor, die Fremdherrschaft auf diesem deutschen Boden zu bekämpfen. Die staatsrechtlichen Studien Falcks wie sein „Staatsbürgerliches Magazin“ wirkten in gemässigter Art sie wollten das alte Landrecht zu neuem Leben erwecken helfen. Allein der Sturm der Julirevolution, dessen Spuren auch hier nicht unbemerkt blieben, riefen im Volke, dessen Antheilnahme an dem Rechtsstreite der Ritterschaft nicht lebhaft genug gewesen war, ein stürmisches Verlangen wach nach der Wiederbelebung seines alten Rechtes und dessen der Zeit angemessener Fortbildung. Lornsen fand sich als den anerkannten Führer eines jungen Schleswig-Holstein in der dänischen Hauptstadt. Gegen den Willen seines Vaters, aber auf dem eigenen Beschlusse beharrend, hatte er sich um die Landvogtei auf Sylt beworben und diese Stellung am 17. Oktober 1830 erhalten. Noch ehe er sein Amt antrat, ging er in Kiel an die Agitation für die neue ständische Verfassung, wie er sie sich dachte. In Kopenhagen sah man der Erregung, die sich in den Elbherzogthümern vorbereitete, mit ängstlicher Besorgniss zu, man fürchtete, es möchte sich dort ein anderer de Potter erheben, und Lornsen verstand es, die Angst der Krone zu benutzen. Er kannte das langsame, verständnisslose Regiment an der Kopenhagener Kanzlei her, und da ihm die Zeit gekommen schien zu einer Herrschaft des europäischen Bürgerthums, und er im Handeln das besass, was seine Landsleute „rum hart, klar kimming“, ein weites Herz und einen freien Blick nennen, so hoffte er für ganz Deutschland politisch zu wirken, wenn er in dem Kreise der Kieler Patrioten den Plan vorlegte wie er längst in seinem Innern lebte, und wie er hier vermittelst des un-

sichtbaren Hauchs seiner edlen, uneigennützigen Gesinnung von bedeutsamer Wirkung selbst auf ältere, gereifte Männer wie Falck, Lüders, Hegewisch ward. Dahin ging die Absicht, die Herstellung der reinen Personalunion zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein zu erlangen. Die Agitation für seinen Plan auf dem Lande übernahm Lornsen selbst, wenn er auch nicht überall den erhofften Erfolg in Rücksicht auf die Bereitschaft zum Handeln erzielte; mehr Förderer und Freunde der Sache zu gewinnen gelang dem damals jungen Nationalökonomen Georg Hanssen*) im Holsteinischen. Die Bewegung bedurfte indessen eines bestimmten Zieles, und dies zu geben war die meisterhaft mit dem richtigen Blick für das Wesentliche geschriebene, nur elf Seiten zählende Schrift geeignet: „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein". Die Schäden der Verwaltung deckt er darin auf, den Unsegen, der aus der Heimlichkeit des Staatshaushalts entspringt, und fordert auf Grund des in der „Bundesakte" enthaltenen Versprechens von Landständen, da Schleswig von Holstein unmöglich zu trennen sei, einen für beide Herzogthümer gemeinsamen Landtag; nur ein Viertel der Volksvertretung will er dem Adel überlassen. An die Spitze aller in die Herzogthümer selbst zu legenden Behörden soll in jedem Herzogthum ein Regierungskolleg treten, über beiden ein Staatsrath, und ferner sollen beide einen gemeinsamen obersten Gerichtshof erhalten. Vollständige Trennung der inneren Angelegenheiten von Dänemark: „nur der König und der Feind sind uns gemeinsam", dahin gehen seine Forderungen. Die Ritterschaft wie der hochkonservative Herzog von Augustenburg und dessen Bruder Prinz Friedrich von Noer protestirten gegenüber diesen Forderungen. Mehr als zwei Dutzend Schriften für und wider die Vorschläge verliessen in den ersten Monaten nach Lornsens Auftreten die Presse, und die Schriften Binzers und Michelsens zeigten, wie das Bürgerthum nun die Idee der Selbständigkeit des ungetheilten Transalbingiens erfasst hatte. Lornsen, der körperlich litt, ertrug, ohne ein öffentliches fiskalisches Verfahren zu fordern, die Amtsentsetzung und eine einjährige Festungshaft in Friedrichsort und publizirte auch nicht die Akten seines Prozesses. Seinem Charakter widerstrebte dergleichen, und sein Gefühl konnte auf das Tiefste verletzt werden, wenn Freunde von einem Gnadengesuche sprachen. Während seiner Haft beschäftigen ihn lebhaft die politischen Ereignisse in Deutschland wie Studien zur historischen Begründung seiner politischen Forderungen, die er bei einem späteren, öffentlichen Auftreten für unerlässlich hielt. Doch Lornsens muthiges Auftreten war nicht ohne Erfolg. Die Krone gab am 28. Mai 1831 ihre Absicht kund, in jedem der beiden Herzogthümer, auf Jütland und auf Seeland berathende Provinzialstände nach preussischem Vorbild einzurichten, vor dem reinen Repräsentativsystem scheute man noch zurück. Die Ritterschaft, der diese administrative Maassregel nicht zusagte,

*) Vergl. den Nachruf auf Hanssen von G. F. Knapp in Band I, S. 95 ff.

und die vielleicht auch jetzt weniger sorglos als in früheren Tagen, darin ein Mittel sah, die Untheilbarkeit der Lande aufzuheben, legte eine feierliche Verwahrung dagegen ein, des Inhalts, es könne hierdurch das Landesrecht nicht geändert werden. In Folge der Berathungen über die Provinzialstände und nach dem vergeblichen Versuche des Grafen Adam von Moltke und Falck's, den gemeinsamen Landtag für die Herzogthümer herzustellen, erfolgt am 15. Mai 1834 die Anordnung zur Bildung der beiden Provinziallandtage für die Herzogthümer. Je ein Drittel der Stimmen fiel in beiden Landtagen der Ritterschaft, ein zweites und drittes Drittel der Vertretung des städtischen und bäuerlichen Grundbesitzes zu. Die Wahlen waren unmittelbar; zudem erkannte die Krone den alten nexus socialis der schleswig-holsteinischen Ritterschaft wie alle anderen, beide Herzogthümer verbindenden Rechtsverhältnisse ausdrücklich an, auch das Oberappellationsgericht in Kiel und die gemeinsame Provinzialregierung auf Schloss Gottorp traten ins Leben. Durch die Trennung der Landstände war ebenso wenig wie durch das Bestehen eines Provinziallandtags auf Jütland und Seeland hier die Untheilbarkeit aufgehoben. Die Landtage erschienen als zwei Kurien einer Ständeversammlung, deren Vereinigung vielleicht einmal eintrat; für diese Tage konnte noch Franz Hegewisch's Wort: „Für Holstein, nicht gegen Dänemark!“ die Gesinnung weiter Kreise kennzeichnen. Lornsens Forderungen hatten eine Bresche geschlagen, allein es blieb ihm selbst keineswegs verborgen, dass die nationalen Kämpfe nicht ausbleiben würden und dass sich endlich daraus die nationale Machtfrage mit Nothwendigkeit werde erheben müssen. Erst der fanatischen Nationalpartei der „Eiderdänen“, die den König zu beherrschen verstand und, mit Verzicht auf Holstein, Schleswig bis zur Eider forderte, war es vorbehalten, durch die Verletzung von Nationalgefühl, Rechtsgefühl und Freiheitsstolz die Gegensätze zu schärfen und die politische Leidenschaft mächtig zu entflammen. Nach seiner Entlassung förderte Lornsen eifrig sein Werk: „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins“, das sein Landsmann, der wackere Führer Transalbingiens, Georg Beseler, nach des Verfassers frühem Tode herausgegeben. Lornsen kam auch hier zur reinen Personalunion und verlangte Selbstständigkeit des transalbingischen Staats sogar im Heerwesen. In Verbindung mit der Erbfolgefrage, da in den Herzogthümern, abweichend von der Erbfolgeordnung der lex regia, nur dem Mannesstamme die Nachfolge zustand, wagte er schon den Gedanken einer Trennung von Dänemark als wahrscheinlich aufzustellen. — Der kühne Mann, mit der starken politischen Leidenschaft zum Wirken in einem grossen Staate geschaffen, war eine von körperlichen und seelischen Leiden unstät umhergetriebene Natur. Unter der heissen Sonne Brasiliens, in Marseille und an den Ufern des Genfer Sees suchte er Heilung für seine Qualen, und der Tod einer geliebten Schwester machte ihm das Leben unerträglich, das er am 13. Februar 1838 durch eigene Hand bei Pressy am Genfer See endete.

Wir besitzen in einem seiner letzten Briefe ein Bekenntniss seines Lebens, das den erschütternden Einblick in das gramzerwühlte, aber lautere und starke Gemüth eines tragischen Helden gewährt. — Uns Nachlebenden aber ziemt es, das Andenken des edlen, deutschen Mannes dankbar zu ehren.

Nachruf auf Ludwig Laistner.

Von
WOLFGANG GOLTHER.

Am 22. März verstarb zu Stuttgart Dr. Ludwig Laistner, der gemüthvolle, tiefgründige Forscher und Dichter. Ludwig Laistner ward am 3. November 1845 in Esslingen als Sohn des verdienten württembergischen Volksschullehrers J. Ch. Laistner geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Stuttgarter Gymnasium und im Maulbronner Seminar. 1863—67 war er Zögling des Stiftes in Tübingen, wo er Theologie und Philosophie, aber auch Geschichte und germanistische Fächer studirte. Schon damals machte sich seine Neigung für Sagenforschung geltend. Nur kurze Zeit verblieb er beim theologischen Beruf, als Vikar in Winterbach an der Rems und in Aldingen am Neckar. 1870 nahm er für elf Jahre als Hauslehrer, später als Privatgelehrter seinen Wohnsitz in München. Mit Heyse und Hertz verband ihn warme Freundschaft, aus dem Verkehr mit beiden erwuchsen seinem Schaffen mannigfache Anregungen. 1889 wurde Laistner als litterarischer Berather der Cotta'schen Buchhandlung nach Stuttgart berufen. In anstrengender Thätigkeit verbrachte er die letzten Lebensjahre. Er besorgte den Text der achten Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken, übernahm die Geschäfte eines Sekretärs des schwäbischen Schillervereins und veröffentlichte daneben grosse wissenschaftliche Arbeiten. Laistner war von stattlicher, hochgewachsener Gestalt, aber von zarter Gesundheit, welche dem Übermaass der Geschäftslast endlich erliegen musste. Ein qualvolles Herzleiden warf ihn vor einigen Monaten auf's Krankenlager, von dem er trotz liebevollster Sorgfalt der Gattin nimmer erstehen sollte. Das Leben mag Laistner oft schwer geworden sein. Eine seiner hohen Bedeutung angemessene äussere Stellung war ihm nicht vergönnt, und dennoch erlahmte seine Schaffensfreude nicht.

Der schwäbische Volksstamm darf sich einer Anzahl von Männern rühmen, an deren Spitze Uhland steht, welche in seltenem, glücklichem Ausgleiche poetische und gelehrte Begabung bei ihrem Denken und Schaffen vereinigen. Der Dichter versenkt sich mit sinnigem Nachempfinden in die poetischen Schöpfungen der Vergangenheit, er fühlt gleichsam unmittelbar und erschaut, was anderen verborgen bleibt, der Gelehrte aber gewinnt die äusseren Mittel, die zum Verständniss alter Dichtungen und Sagen nöthig sind, er verschafft die Möglichkeit objektiver Auffassung, er verhindert, dass subjektive, moderne Vorstellungen in die Geisteserzeugnisse der Vorzeit hineingetragen werden. So hilft einer dem andern zum echten, tiefinnerlichen Verständniss, welches dem nüchternen, bloss kalt berechnenden Verstandesmenschen ebenso wenig wie dem geistreichen Witzbold oder dem romantischen Schwärmer jemals in gleicher Reinheit und Schönheit aufgehen kann. Zu dieser erlesenen Schaar, deren Arbeitsweise bereits durch einen gewissen künstlerischen Zug sich auszeichnet, gehört auch Laistner, dem zur echten und rechten Ausbildung solcher Fähigkeiten Wilhelm Hertz ein leuchtendes Vorbild bot. Volle Unabhängigkeit und Selbständigkeit seiner wissenschaftlichen Anschauungen schuf sich Laistner schon

dadurch, dass er nicht mit fertigen Schulsätzen und Lehrbegriffen von der Universität her unmittelbar in den Betrieb der Alterthumsforschung eintrat. sondern erst geraume Zeit später in ruhiger Beobachtung aus der Ferne durch eifriges Lesen und Lernen und eigenes Nachdenken darüber, wohl daneben auch aus persönlichem Verkehr und anregender Mittheilung allmählig seine erstaunlich umfassenden und ebenso gründlichen Kenntnisse sich erwarb. Laistners Eigenart ist so bedeutend, dass wir mit deren vollen, ungehemmten Entfaltung gern auch einiges Übermaass in Kauf nehmen, das vielleicht nach längerem schulmässigem Fachstudium vermieden worden wäre.

Laistner's gelehrte Arbeiten behandeln Litteraturgeschichte und Sagenforschung, letztere auf Grund bewundernswerther sprachwissenschaftlicher, besonders etymologischer Studien. Erst spät aber reiften seine Forschungen zu selbständigen Werken, früher trat er mit Dichtungen hervor, welche übrigens im selben Anschauungskreise wurzeln. Die allererste Veröffentlichung lässt freilich die spätere Entwicklung Laistners nicht im Entferntesten ahnen. 1872 erschien seine Promotionsschrift: Das Recht in der Strafe. Den Inhalt charakterisirt der Zusatz zum Titel: Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Versuch einer Dialektik des Strafrechtsproblems. Die Arbeit ist also philosophisch, nicht juristisch; ihr Hauptzweck geht dahin, zu bestimmen, wie die alte (griechische) und neuere (Hugo Grotius bis Heinze) Philosophie und Rechtsphilosophie von der Straflehre dachte. Die poetischen Arbeiten entnehmen ihren Stoff der Sage und Geschichte. Barbarossa's Brautwerber (1875) ist ein junger Ritter Namens Konrad, der für den jungen Herzog Friedrich auf Werbefahrt entsandt, sich selber in seines Herrn erkorene Braut verliebt und sie auch aufs Württemberger Stammschloss glücklich heimführt. Die anspruchslose Erzählung ist in anmuthige, humorvolle Verse gekleidet. Die vier Novellen aus alter Zeit (Schneekind 1876; der geraubte Spielmann 1880; Heinrike 1880; unehrliche Leute 1879) verweben alte Chronikberichte mit freier Erfindung. Die erste, eine St. Galler Klostergeschichte, knüpft auch an die früher dem Mönche Kero zugeschriebenen altdeutschen Glossen an. Stimmungsvoll ist die Erzählung von den unehrlichen Leuten. Aber im allgemeinen fehlt den Novellen die volle poetische Gestaltungskraft. Sie wirken weder durch unmittelbare Lebenswahrheit noch durch anschauliche Schilderung. Auch die in Versen erzählte Geschichte von Frau Rata ist nicht besonders geglückt. Aus dem Lateinischen übertrug Laistner eine Anzahl mittelalterlicher Vagantenlieder. Die Bearbeitung, mit einer schönen Einleitung und mit nützlichen gelehrten Anmerkungen versehen, trifft den heiteren, frischen Ton der Originale und wirkt sehr gut. Zum Novellenschatz des Auslandes von Heyse und Kurz lieferte Laistner Beiträge aus dem Spanischen. 1884—87 gab Laistner mit Heyse den neuen deutschen Novellenschatz in 24 Bänden heraus. Im 4. Bande steht Laistners beste und schönste Erzählung „Bezauberte Welt". Aus seinem Lieblingsstudium, dem der Volksüberlieferungen, kam ihm die Anregung dazu. Es ist eine schwäbische Bauerngeschichte der Neuzeit. Schilderungen des im Volke noch lebendigen Aberglaubens und der heimischen Natur fügen sich vortrefflich der Erzählung von den Schicksalen eines mit dieser Umgebung fest verwachsenen Liebespaares ein. Ich beabsichtige hier nicht einem berufenen Urtheil über Laistners dichterische Wirksamkeit vorzugreifen, aber immerhin wage ich die Behauptung, dass Laistners poetische Fähigkeit in seinen Sagenforschungen reiner und tiefer als in seinen Novellen hervortritt. In den gelehrten Schriften spielt der Poet eine bedeutende und sehr förderliche Rolle.

Aus den litterargeschichtlichen Arbeiten seien die über Ruodlieb und über das Nibelungenlied erwähnt.

Ruodlieb, der um 1030 in Tegernsee verfasste lateinische Roman, von dem wir nur Bruchstücke aus den Entwürfen des Dichters besitzen, giebt der Forschung eine Menge Fragen auf. Die Bruchstücke müssen richtig angeordnet, so gut als möglich ihrem Inhalt nach ergänzt, im Einzelnen sprachlich und metrisch sorgsam erklärt werden. Die also durch mühsame Einzeluntersuchungen erschlossene Handlung, die für die Kulturgeschichte des 11. Jahrhunderts sehr lehrreich ist, muss endlich auf ihren Ursprung geprüft werden. Seilers Ausgabe des Romanes (1882) veranlasste Laistner zur Veröffentlichung eigener, völlig selbständiger Studien, die von der handschriftlichen Überlieferung anhebend alle Fragen auf's gründlichste erörtern und eine nothwendige Ergänzung und Berichtigung zu Seilers Buche gewähren. Laistners Verdienste um die Erklärung und Würdigung des Romanes sind mindestens ebenso bedeutend wie die des Herausgebers. Nach Laistner lag die Ruodliebsage, die der deutschen Heldensage zugehört, in lateinischer Fassung fertig vor. Der Schöpfer des Romanes fügte die novellistischen Theile aus Lust am freien Fabuliren hinzu. Wir gewinnen ein lebendiges Bild von der Persönlichkeit des Tegernseer Poeten, von der Art und Weise, wie er seinen Stoff zusammentrug und zu einem neuen Ganzen gestaltete.

Auch in die Nibelungenfrage griff Laistner ein. Als die Bruckmann'sche Verlagsanstalt 1886 die Hohenems-Münchener Handschrift (A) des Liedes in phototypischer Nachbildung herausgab, wurde Laistner damit betraut und schrieb eine werthvolle wissenschaftliche Einleitung, worin noch einmal die Lachmann'sche Ansicht vom Handschriftenverhältniss verfochten wurde. Während man neuerdings glaubt, nicht mehr das Originalgedicht, sondern zwei daraus hervorgegangene Bearbeitungen, der Nibelunge Nôt (A B) und Liet (C) zu besitzen, erblickte Lachmann in A den ursprünglichen Text, der zuerst in B, weiterhin in C überarbeitet worden sei. Laistner vermuthet, in der Urhandschrift des Gedichtes seien infolge eines Tintenfleckes mehrere Strophen unleserlich geworden, A habe diese übersprungen, im übrigen aber getreu den Wortlaut gewahrt, während B das Unleserliche durch flache Reimerei zu ergänzen und zu ersetzen suchte. A und B stellen eine Abschrift und eine Bearbeitung aus dem Konzept des Redaktors dar. Ein sicheres Ergebniss hat Laistners Abhandlung nicht erzielt, aber mit grossem Scharfsinn und in anregender Weise der Untersuchung eine ganz neue Seite abgewonnen. Das Original, wie es sich Laistner denkt, ist insofern von dem Lachmann's verschieden, als die Vorlage von A wenigstens an Strophenzahl dem in B erhaltenen Texte ziemlich nahe kam.

Auch eine fleissige Arbeit zur deutschen Grammatik verdanken wir Laistner, über die Sprache einer alemannischen Übersetzung der Benedictinerregel aus dem 13. Jahrhundert. Laistner beobachtet die Wandlung der vollen Endungsvokale des Althochdeutschen beim Übergang ins Mittelhochdeutsche und stellt für dieses Denkmal fest, dass die Endungsvokale, soweit sie nicht durch Apokope und Synkope verloren gingen, auf die drei Kürzen *e i u* eingeschränkt wurden. In den Endungen überwiegt *e* bereits sehr, *i* steht theilweise damit im Wechsel, *u* vertritt althochdeutsches *ô* vor Konsonanz.

Die Sagenforschung ist Laistners eigentliches Gebiet. Neben einzelnen eigenen Abhandlungen und Besprechungen von Büchern Anderer kommen zwei Hauptwerke in Betracht: die Nebelsagen 1879 und das Räthsel der Sphinx 1889. Wer Laistner's Schriften, besonders auch die verschiedenen Rezensionen, aufmerksam liest, thut einen Einblick in die allmälige Entwickelung und Klärung der Anschauungen des Verfassers, die in den beiden grossen Werken zum vollen Ausdruck gelangen. Laistner sucht aus der vielgestaltigen Überlieferung die einfache Grundformel einer Sage zu gewinnen und deren Ursprung festzustellen. Damit

allein ist das richtige und volle Verständniss der Mythenbildung ermöglicht. In den Nebelsagen wird ein Naturvorgang als Grundlage einer Menge von Volkssagen erwiesen. Das wogende Nebelspiel regt die menschliche Einbildungskraft zu mannigfaltiger poetischer Gestaltung an. Der Versuch, die Mythologie als dichterische Naturgeschichte auszulegen, ist uralt und oft wiederholt worden. Besonders Himmels- und Wettererscheinungen werden zur Mythendeutung mit Vorliebe herangezogen. Die natursymbolische Mythenlehre ist zweifellos berechtigt, aber sie ward namenlos übertrieben, falsch angewandt und dadurch entwerthet; es bedarf grossen Scharfsinns, um den mythischen Kern aus nebensächlichen Umhüllungen loszulösen, und feinsten poetischen Gefühles, um diesen Sagenkern aus der Natur zu deuten. Wenigen gelingt bei solchem Suchen ein glücklicher Fund. Uhland ist auch als Mythendeuter unübertroffen, wenngleich zahlreichen Irrthümern und Missdeutungen verfallen, die einmal auf so schwierigen, luftigen Pfaden unvermeidlich sind. Laistner tritt ihm würdig zur Seite. Wenn die Wissenschaft auch nicht allen seinen Behauptungen beipflichtet, so empfängt sie doch reiche, vielseitige Anregung. Dem für Poesie zugänglichen Leser lohnt allseitiger hoher Genuss. Tiefe Einblicke in die dichtende Volksseele hat Laistner jedenfalls gethan und versteht es trefflich, seine Erkenntniss Andern anschaulich zu machen. Im Räthsel der Sphinx zeigt Laistner eine andere unerschöpfliche Quelle des Volksglaubens, die aus dem inneren Menschen selber fortwährend fliesst. Er betrachtet den Alptraum als den Erzeuger zahlloser mythischer Vorstellungen. „Es ist längst bekannt, dass die deutsche Volkssage die Gleichung aufstellt: Alp ist Alb, d. h. das zahllose vielnamige Heer der Elbe, der in der Luft, im Wasser, im Hause und auf dem Felde, in Berg und Wald, Haide und Ackerland, auf und unter der Erde hausenden Dämonen, wird unter der nämlichen Bezeichnung zusammengefasst, von welcher das Alpdrücken seinen Namen hat. Dass in dieser Gleichung zugleich das Räthsel des Mythus beschlossen sei, musste verborgen bleiben, so lange man bei dem Versuche der Auflösung falsche Werthe einsetzte und sich mit dem Ergebniss begnügte, das Volk schreibe den Gewitterwesen oder Windgeistern oder Baumgenien unter anderen Wirkungen auch diese zu, den bekannten quälenden Traum zu erregen, mit anderen Worten der Alp sei ein Alb. Die rechte Lösung ist aber nur zu finden bei der Wortfolge: Alb ist Alp“. Während man also bisher glaubte, die Elbe könnten auch als Alp drücken, behauptet Laistner, dass die Vorstellung von Elben, überhaupt von geisterhaften Wesen erst aus dem Alptraum hervorgewachsen sei. Hier sah und spürte der Mensch gespenstische Wesen in allerlei Gestalten. Ein ungeheures Material von Sagen und Märchen sucht nun Laistner auf die Alptraumformel zu bringen, d. h. nachzuweisen, wie die dichterische Phantasie den Bericht vom Alptraum immer freier und höher ausgestaltete, schliesslich den bewussten Zusammenhang mit der einstigen Grundlage gänzlich verlor. Aber versteckte Spuren, die der Kundige aufzudecken vermag, verstatten noch in vielen Fällen die Anknüpfung an den Vorstellungskreis des Alptraums. Besonders Eigennamen, deren Urbedeutung längst verblasst ist und welche daher häufig auch nur verderbt überliefert sind, zeigen mit Hilfe etymologischer Auslegung Beziehungen zum Druckgespenst.

Die Sagenforschungen beruhen auf erschöpfender Kenntniss der gesammten Überlieferung. Nur wer selber einigermaassen sachkundig ist, kann ermessen, welche Belesenheit und Gedächtnisskraft dazu gehört, das grenzenlos weite, sehr ungleich bearbeitete Stoffgebiet so zu beherrschen wie Laistner. Hilfsmittel, die zur schnellen Orientirung dienen, sind nur wenige vorhanden. Der Forscher muss alles durch unmittelbare, eigene Quellenkunde sich verschaffen. Dabei ist

für jede Märchen- und Sagensammlung besondere Prüfung auf ihre Verlässigkeit erforderlich. Dieses Wissen muss mit scharfsinnigster Kombinationsgabe belebt werden, sonst bleibt es todt. Hier müssen Phantasie und wissenschaftliche Kritik einander helfen, dass kein haltloser Hypothesenbau auf schwachem Grunde aufgerichtet werde. In den Arbeiten Laistners ist der Wortforschung eine hervorragende Stellung eingeräumt. Laistner hat sich mit der neugrammatischen Richtung völlig vertraut gemacht. Auch hier überrascht umfassendes, allein aus eigenem Studium erworbenes Wissen und kühne Kombination. Wenn auch die unmittelbare für die Sagendeutung erschlossene Namendeutung oft zweifelhaft bleibt, wie ja allen weitausholenden etymologischen Folgerungen nur sehr bedingte Wahrscheinlichkeit zukommt, so erhöhen doch gerade die sprachwissenschaftlichen Ausläufe den Werth der Laistner'schen Schriften, die dadurch über das Gebiet des Sagenforschers weit hinaus greifen. Laistner etymologisirt durchaus selbständig, mit vollem Material und mit Benutzung der gesammten wissenschaftlichen Litteratur, er gewinnt daher überall der Untersuchung neue Seiten ab. Noch kein Mythologe hat die Sprachforschung so gründlich, zielbewusst und fruchtbar gehandhabt wie Laistner. Die Etymologie bewegt sich freilich neuerdings wieder in Bahnen, welche der Phantasie viel Spielraum lassen. Tritt sie dann vollends in den Dienst der Mythendeuterei, so geräth der feste Boden bald ins Schwanken. Sein sprachwissenschaftliches Können bewährt Laistner ebenso in der Untersuchung über die germanischen Völkernamen. Die Art seiner Auslegung ist der durch Müllenhoff geübten sogenannten „hieratischen", d. h. dass die Stämme nach religiösen Verhältnissen benannt worden wären, weit vorzuziehen. Laistner erklärt die Völkernamen aus der schlichten Wirklichkeit, während man sonst gerne derbe Spottlust, kühne Bildlichkeit, poetischen Hochflug, andächtige Stimmung darin ausgesprochen fand. Die geschichtliche Erwägung ist der Laistner'schen Erklärungsweise sicher günstiger als der von ihm mit Recht bekämpften. Hier urtheilte der echte Poet nüchterner und einsichtiger als der Philolog, welcher ohne die Fähigkeit eigener unmittelbarer poetischer Empfindung der alten Zeit mit Aufwand umständlicher Gelehrsamkeit dichterische Unmöglichkeiten zumuthete. Laistner's Etymologien im Einzelnen sind jedenfalls ebenso berechtigt und begründet wie die der anderen gegenwärtig sehr zahlreichen Namendeuter. Einer unserer ersten Sprachforscher, Adolf Noreen, hat in ähnlichem Sinne wie Laistner die Etymologie der Mythologie dienstbar gemacht. Sicherere Ergebnisse haben auch die anderen nicht erzielt, wenn sie etwa bei Auslegung der in römischen Inschriften überkommenen germanischen Götternamen die Sprachforschung im weitesten Umfang zu Hilfe nahmen, wenige aber wussten so geistvoll und tiefsinnig zu urtheilen wie Laistner. Die Nebelsagen, welche zum Theil in der schwäbischen Heimath wurzeln und durch herrliche Naturschilderungen sich auszeichnen, und die Sphinx sind sehr schön und anschaulich geschrieben, auch der Laie wird sie mit Hochgenuss lesen und in der Hauptsache verstehen, wenn schon die wissenschaftliche Bedeutung nur der Fachmann würdigen kann. Die Abhandlungen in den Zeitschriften sind schwieriger, weil Laistner hier eine Fülle von Beobachtungen in kürzeste Fassung brachte. Sie verlangen vom Leser viel eigenes Wissen und selbständiges Ergänzen und Nachdenken. Oft wird nur leise angedeutet, was ausführlicher Darstellung bedürfte, um völlig verstanden werden zu können. Fast überströmende Gedankenfülle ist darein gebannt. Neben allem Hochflug der Ideen besitzt Laistner strengen Wirklichkeitssinn. So phantasirt er uns keineswegs nur das Herauswachsen der Mythen aus Nebel und Alptraum vor, sondern er belegt aus nüchternen, fachwissenschaftlichen Schriften die Thatsache, dass aus solchen Ursachen ähnliche Wirkungen auf die menschliche Einbildungskraft, wie seine Sagen-

deutung verlangt, nachweisbar sind. Er versteht es, alle Mittel, die seine Behauptungen stützen können, auch aus entfernten Gebieten aufzufinden und auszunützen.

Aus Laistners Arbeiten spricht seine ganze Art. Wir erkennen den sinnigen Denker, der mit reichstem Wissen ausgestattet in seinen Stoff sich liebevoll versenkt und daraus lebendige Anschauung gewinnt. Die ruhige, maassvolle, von poetischer Empfindung beseelte Darstellung zeugt von den Tugenden des wahren Forschers, der allem äusseren Schein abhold, fest und unbeirrt seinen Weg durchmisst. Bei aller Selbständigkeit seiner Anschauungen stört nirgends ein Zug von Eitelkeit und Selbstüberhebung. Als ein edler, lauterer, wahrhafter, bescheidener Mann erschien Laistner allezeit denen, die seines persönlichen Umganges sich erfreuten. Im Freundeskreise wie in der Wissenschaft bleibt sein Andenken unvergessen, sein Schaffen wird noch lange nachwirken. —

Zum Schlusse verzeichne ich die wichtigsten Arbeiten Laistners. Bei diesem Verzeichniss habe ich W. Hertz für freundliche Beihilfe zu danken.

Promotionsschrift zur Erwerbung des philosophischen Doktorgrades.
Das Recht in der Strafe. München 1872.

I. Poetische Werke.

1. Barbarossas Brautwerber, eine Wirtemberger Sage. Stuttgart 1875.
2. Golias, Studentenlieder des Mittelalters. Stuttgart 1879.
3. Novellen aus alter Zeit. Berlin 1882.
4. Gedichte und Frau Rata im „Neuen Münchener Dichterbuch“, herausgegeben von Heyse. Stuttgart 1882, S. 74 ff.; 212 ff.
5. Bezauberte Welt im Neuen Deutschen Novellenschatz, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Bd. 4, 1884, S. 127 ff.

II. Zur Litteraturgeschichte und deutschen Grammatik.

1. Die Tegernseer Romanfragmente aus dem 11. Jahrhundert, in der Beilage zur Allg. Zeitung 1882, Nr. 328/9.
2. Besprechung der Ruodliebausgabe Seilers im Anzeiger für deutsches Alterthum 9, 70 ff.
3. Die Lücken im Ruodlieb, in der Zeitschrift für Deutsches Alterthum 31, 1 ff.
4. Ruodlieb-Märchen in Russland, ebenda 443 ff.
5. Das Nibelungenlied nach der Hohenems-Münchener Handschrift (A). München 1887.
6. Die Vokale der Verbalendungen in der Zwiefaltener Benediktinerregel, in Pauls und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. 7, 1880, S. 548 ff.
7. Zur ältesten Alba, Germania 26, 415 ff.
8. Zum Reinfried und Archipoeta, ebenda 420 ff.
9. Der germanische Orendel, in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 38, 113 ff.
10. Zur russischen Romanlitteratur (Dostojewskijs Raskolnikow), in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 9. März 1883.

III. Zur Alterthumskunde, Sagenforschung und Sprachwissenschaft.

1. Nebelsagen. Stuttgart 1879.
2. Das Räthsel der Sphinx, Grundzüge einer Mythengeschichte. 2 Bde. Berlin 1889.
3. Nobishaus und Verwandtes, Germania 26, 65 ff.; 176 ff.
4. Zur Herodiassage, Zeitschrift f. d. A. 25, 244 ff.
5. Ur und Wisent, Germania 31, 395 ff.
6. Über den Butzemann, Zeitschrift f. d. A. 32, 145 ff.
7. Besprechungen im Anzeiger f. d. A. 10, 407 ff. (Schwartz, Praehistorische Studien; E. H. Meyer, Indogermanische Mythen I); Anzeiger 12, 167 ff. (Rübezahl, seine Begründung in der Deutschen Mythe); Anzeiger 12, 105 f. (Mähly, vergleichende

Mythologie); Anzeiger 13, 41 ff. (Jahn, Volkssagen aus Pommern): Anzeiger 14, 70 ff. (E. H. Meyer, Indogermanische Mythen II; Homer und Ilias); Anzeiger 16, 336 ff. (Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs, 2. Auflage); Anzeiger 19, 119 ff. (E. H. Meyer, Die eddische Kosmogonie. List, Deutsch-mythologische Landschaftsbilder. Herrmanowski, Die deutsche Götterlehre).

8. Das Haberfeldtreiben, Beilage zur Allg. Zeitung. 1882, Nr. 205.
9. Invento nomine, Zeitschrift f. d. A. 32, 334 ff.
10. Germanische Völkernamen, Stuttgart 1892 (aus den Württemb. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte).

Aus allen Gebieten brachte die Beilage der Allgem. Zeitung zahlreiche kleinere Besprechungen Laistners unter dem Zeichen — γλ. —

Erzherzog Carl von Österreich*).

Von
HERMANN HÜFFER.

Von den österreichischen Feldherren der Revolutionszeit haben erst wenige einen Biographen gefunden. Selbst dem grössten, dem Erzherzog Carl, der nicht allein für Österreich, sondern auch für Deutschland nach allem Wechsel der Verhältnisse ein nationaler Held geblieben ist, selbst ihm ist in beinahe einem halben Jahrhundert, das seit seinem Tode verfloss, eine würdige Darstellung seines Wesens und seiner Thaten nicht zutheil geworden. Denn die frühesten, bald nach seinem Abscheiden hervorgetretenen Arbeiten von Gross-Hoffinger, Schneidawind und Duller konnten, obgleich im einzelnen, wie besonders die letzte, nicht ohne Verdienst, schon nach der Natur der Verhältnisse und der damals zugänglichen Quellen ihrer Aufgabe nur unzureichend genügen. Leicht war diese Aufgabe zudem in keinem Falle; denn sollen in dem Charakterbilde nicht wichtige Züge fehlen, so muss man zugleich dem Staatsmann, dem Feldherrn, dem Kriegsminister, dem kaiserlichen Prinzen, dem Schriftsteller und dem edlen, in allen reinmenschlichen Verhältnissen mustergiltigen Manne gerecht werden. Eine wirkliche Biographie wird in der That erst möglich, nachdem umfassende Untersuchungen in den verschiedenen europäischen Archiven über die gewaltigen Ereignisse, zu denen der Erzherzog in Beziehung stand, ein reiches Licht verbreitet haben. Vor allem ist dann als wichtiges Hilfsmittel die grosse Sammlung „Ausgewählter Schriften des Erzherzogs" zu nennen, welche im Auftrage seiner beiden Söhne von dem Archivar der Albertina, Regierungsrath Malcher, veröffentlicht wurde.**) Abgesehen von einer kurzen nur bis 1814 reichenden, aber

*) Ein Lebensbild im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, verfasst von Heinrich Ritter von Zeissberg. I. B. 1. und 2. Hälfte, Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller, 1895.

**) Ausgewählte Schriften weiland Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl v. Österreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Mit Karten und Plänen. Wien und Leipzig, 1893, 94. Sechs Bände und ein Kartenband. — Als ein drittes litterarisches Denkmal, das der Pietät dankbarer Nachkommen seine Entstehung verdankt, sei hier noch erwähnt: Erzherzog Carl von Österreich als Feldherr und Heeresorganisator. Im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, dann seiner Enkel, der Herren Erzherzoge Friedrich und

sehr interessanten autobiographischen Aufzeichnung, findet man in dieser Ausgabe auch eine Sammlung von Aphorismen, daneben religiöse Betrachtungen und als Hauptbestandtheil die militärischen und militärpolitischen Schriften und Denkschriften, also das lebendigste Zeugniss von der umfassenden Geistesthätigkeit und den seltenen Herzenseigenschaften des Verfassers. Aber die für den Erzherzog charakteristische, bescheidene Zurückhaltung hat bewirkt, dass er selbst bei der Erzählung seiner eigenen Thaten in den Feldzügen von 1796 und 1799 seine Persönlichkeit beinahe zu wenig hervortreten lässt; dann konnten auch in diese Sammlung die nach Tausenden zählenden Briefe, also gerade die wichtigste Quelle für eine Lebensbeschreibung nicht aufgenommen werden. So blieb für den Biographen noch immer eine grosse Aufgabe, sowohl was Forschung als was Darstellung betrifft. Gut, dass sie in die Hände eines Mannes gelegt wurde, der in einem Masse wie wenig andere zu ihrer Bewältigung vorbereitet war. Heinrich von Zeissberg, auf dem Felde mittelalterlicher Geschichte als gründlicher und kenntnissreicher Forscher bewährt, hat durch die Fortsetzung des Vivenot'schen Quellenwerkes über die österreichische Kaiserpolitik sein Interesse und seine Befähigung für die Geschichte der Revolutionszeit an den Tag gelegt, sodann in einer Reihe von Abhandlungen über die Geschichte Belgiens in den Jahren 1791 bis 1794 den Schauplatz, auf welchem der Erzherzog vom Jüngling zum Manne heranreift, der gründlichsten Untersuchung unterworfen.*) Dazu kam, dass amtliche Stellung und persönliche Beziehungen — die wichtigste wird schon auf dem Titelblatt erwähnt — ihm den Weg zu den am schwersten zugänglichen Quellen ebneten. Dass ihm — nicht dem einzigen — auf dem Staatsarchiv von Alfred v. Arneth, auf dem Kriegsarchiv von FML. von Wetzer und Oberst v. Duncker, auf der Albertina von Regierungsrath Malcher wirksamste Förderung zuteil wurde, könnte man, auch wenn die Vorrede nicht den Dank ausspräche, dem Buche entnehmen und sogar noch vor der Vorrede sich selber sagen.

Jede Biographie wird mehr oder weniger ein Stück Zeitgeschichte in sich fassen; denn ein Mensch, der auf Zeit und Umgebung nicht einigen Einfluss ausgeübt oder charakteristischen Einfluss von ihnen empfangen hätte, bietet nicht leicht zu einer biographischen Darstellung Veranlassung. Bei einer so hervorragenden Persönlichkeit wie der Erzherzog musste sich beinahe mit Nothwendigkeit das Lebensbild zu einem Bilde der Zeit erweitern. Nur die ersten Kapitel über die Jugendjahre (S. 1—99) tragen einen rein biographischen Charakter. Der Erzherzog hat sich in der erwähnten Autobiographie über diese Zeit sehr ungünstig ausgesprochen: „Meine Erziehung“, erzählt er, „war kollegialisch vereint mit der von dreien meiner Brüder, ganz nach den Grundsätzen einer militärischen Subordination. Wir wurden zur strengen Erfüllung unserer Pflichten angehalten; aber Niemand wusste mein Zutrauen oder meine Liebe zu gewinnen, weder Eltern noch Erzieher, und zwischen den Brüdern duldete man keine be-

---

Eugen, nach österreichischen Originalakten dargestellt von Moriz Edlen v. Angeli, K. und K. Oberst des Armeestandes. 1. Bd. 1. und 2. Hälfte, Wien und Leipzig 1896. Das Werk, auf den eingehendsten archivalischen Forschungen beruhend, umfasst bis jetzt die Feldzüge von 1796 und 1797, also einen von Zeissberg noch nicht behandelten Zeitraum.

*) Vgl. Zwei Jahre belgischer Geschichte (1791, 1792), 2 Theile. Wien. 1891 Aldenhofen, Neerwinden, Löwen. Wien 1892. — Belgien unter der Generalstatthalterschaft Erzherzogs Karl (1793, 1794), 3 Theile. Wien 1893, 1894, alles in den Sitzungsberichten der Academie der Wissenschaften. Dazu noch: Erzherzog Carl und Prinz Hohenlohe-Kirchberg (1792), Wien 1888, und: Zur Geschichte der Räumung Belgiens und des polnischen Aufstandes (1794). Wien, 1888.

sondere Verbindung." Einigermaassen mag jedoch diese gar zu trübe Schilderung der trüben Gemüthsstimmung des Jahres 1814 zuzuschreiben sein, in welchem sie verfasst wurde. Der Erzherzog musste damals die eigentlich tragische Wendung seines Schicksals empfinden. Er, dessen Lebenskraft im Kampfe gegen den Weltbezwinger wenn auch ruhmvoll, doch meistens vergeblich sich eingesetzt hatte, war bei dem letzten glücklichen Entscheidungskampfe unbetheiligt geblieben, und er entbehrte noch die seiner würdige Lebensgefährtin und das häusliche Glück, das ihn für manches Widrige in den späteren Jahrzehnten entschädigen sollte. Nach den eingehenden Mittheilungen Zeissbergs darf man annehmen, Karl habe unter dem „malheur d'être né prince", das Rousseau in einem bekannten Briefe so kräftig hervorhebt, vielleicht weniger als die meisten seiner Standesgenossen gelitten. Von den beiden Personen, welche seine und der beiden älteren Brüder Erziehung leiteten, war Graf Franz Colloredo, der spätere langjährige Kabinetsminister und Vertraute des Kaisers Franz, ein geistig keineswegs hervorragender aber doch ein wohlwollender, seinem Berufe ganz sich hingebender Mann. Der Zweite, Marchese Manfredini, nachmals in dem politischen Leben Toskanas als Berather des Grossherzogs Ferdinand vielgenannt, zeigt sich klug, kenntnissreich und frei von Vorurtheilen; dem Grafen Hohenwart, dem späteren vielverehrten Erzbischof von Wien, giebt Carl selbst das Zeugniss, er habe sich des Knaben, der, während längerer Kränklichkeit von seinen Erziehern verlassen, vernachlässigt, zurückgesetzt und von seinen Brüdern getrennt worden sei, väterlich angenommen. Carl hat ihm sein Leben hindurch innigste Dankbarkeit bewahrt. Um so schärfer urtheilte er über den Baron von Warnsdorff, der ihm als eine Art militärischer Erzieher seit 1782 beigegeben war. Er nennt ihn (Ausg. Schr. VI, 595) einen herzlosen, ungeschliffenen Mann, einen wahren Korporal, der nur zu befehlen verstand und selbst dem feinen Sittlichkeitsgefühle seines Zöglings Anstoss gab. Erst 1795 konnte sich dieser von dem drückenden Joch befreien, das nach seiner eigenen Überzeugung nicht wenig beigetragen hat, seinem Wesen eine in erster Kindheit nicht bemerkbare Schüchternheit und Zurückhaltung aufzuprägen. Ein Vortheil war dabei, dass die Erziehung, obwohl in Toscana und unter den Augen einer spanischen Mutter, doch einen deutschen Charakter trug, wohl in der Voraussicht, die Prinzen würden dereinst auf Österreich angewiesen sein, da Josef II. nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin (1767) auf neue Ehe und Nachkommenschaft verzichtete. Bekanntlich hatte er den Thronfolger Franz schon als Knaben 1784 unter seine Aufsicht genommen. Nach dem Tode des Kaisers im Frühling 1790 siedelte die ganze Familie nach Wien über, und bald tritt nun für den Erzherzog eine zweite für sein Leben entscheidende Wendung ein. Die begabteste der Töchter Maria Theresias, Maria Christine, in glücklichster Ehe dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählt, hatte schon Anfang 1776 bei einem Besuche in Florenz zu dem damals 4jährigen Neffen eine besondere Neigung gefasst. Sie erwirkte von Kaiser Leopold die Erlaubniss, den Erzherzog ganz an sich zu ziehen und zu adoptiren, was bei der grossen Zahl von Kindern auch für den Kaiser eine Erleichterung sein mochte. Bald nach der Krönung in Prag im September 1791 begab sich Karl zu den mit der Statthalterschaft in Belgien betrauten Adoptiveltern nach Brüssel, und für drei Jahre sind seine Erlebnisse auf das engste mit dem Geschick der Niederlande verknüpft.

Ein weites Feld eröffnet sich dadurch für den Biographen. Der ganze Rest des ersten Bandes von S. 100 an und der zweite Band bis S. 393 sind in der That nach einem kurzen Rückblick auf die Regierungszeit Kaiser Leopolds II. eine Geschichte der österreichischen Herrschaft in Belgien während

der Jahre 1792—94. Die belgische Revolution gegen Josef II. war, wenn auch von anderen Triebfedern ausgehend, der französischen beinahe zuvorgekommen: die geographische Lage, die Erregung der Gemüther brachten das Land mit der neuen Republik in die nächste Berührung. Jeder weiss, dass nach dem verunglückten Einfall in die Champagne das erste grosse Ringen der verbündeten Mächte mit Frankreich auf demselben belgischen Boden stattfand, auf welchem 23 Jahre später die letzte Entscheidungsschlacht geschlagen wurde. Die Bedeutung der politischen und militärischen Entwicklung in den ersten Jahren der Revolutionszeit hat denn auch eine reiche Litteratur hervorgerufen. Von dem Umfang und der sorgfältigen Benutzung überzeugt man sich, wenn man die in den Anmerkungen von Zeissberg aufgeführten Titel der allgemeinen und monographischen Darstellungen vor Augen hat. Wenn belgische Schriftsteller wie Borgnet und Gachard die nationalen Quellen, Albert Sorel und Arthur Chuquet die französischen Archive der genauesten Durchforschung unterwarfen, so wird nun durch Zeissberg in den früher angeführten und besonders in dem vorliegenden Werke durch österreichische Archivalien das Bild vervollständigt und weit schärfer gezeichnet, als es in den werthvollen Aufsätzen der österreichischen militärischen Zeitschrift schon seit 1812, aber nur nach einer Richtung, geschehen konnte. Vorerst tritt dabei das Statthalterpaar in den Vordergrund. Die Erzherzogin Marie Christine hat schon in Adam Wolf, Herzog Albert in Vivenot und Malcher Biographen gefunden. Dazu kommen eben jetzt die Briefe der Erzherzogin an Kaiser Leopold von Hanns Schlitter*), eine sehr werthvolle Sammlung, angeregt durch das Werk Zeissbergs, der zudem Herrn Schlitter eine beträchtliche Zahl von Briefen überliess. Aber manches aus der späteren Zeit, insbesondere das wechselnde, nicht selten gespannte Verhältniss zu Kaiser Franz und im Gegensatz dazu die Zärtlichkeit für den Erzherzog, endlich der politische Ideengang der lebhaften, hochgesinnten, zuweilen auch leidenschaftlich erregten und desshalb nicht klarsehenden Frau zeigt sich mit voller Deutlichkeit in den von Zeissberg neu benutzten Quellen. Carl hat noch keine Gelegenheit, sich selbständig handelnd zu bewähren, aber sein heller Verstand, sein reges Interesse für politische und seine Vorliebe für militärische Angelegenheiten, sein liebenswürdiger Charakter treten in den Briefen über ihn und von seiner Hand unverkennbar hervor. Die schwierige Stellung der Pflegeeltern, die Gegensätze der Parteien in Belgien waren wohl geeignet, den politischen Blick zu schärfen. Im Inneren Hader und Misstrauen zwischen Regierung und Regierten, Gegensätze zwischen den kaiserlichen Behörden in Brüssel und der belgischen Kanzlei in Wien und infolgedessen Unzulänglichkeit der Mittel und Versäumniss der Vorkehrungen gegen die Gefahren, die der Tod des Kaisers (1. März 1792), gerade als der Krieg von Frankreich erklärt wurde, hervorrief. Die Frist, in welcher die französische Heeresmacht in halber Auflösung begriffen war, blieb unbenutzt. Das Gefecht bei La Grisuelle am 11. Juni 1792 zeigt noch das Übergewicht der österreichischen Kriegszucht und giebt dem Erzherzog zum ersten Male Gelegenheit, vor dem Feinde seinen Muth und seine Kaltblütigkeit zu zeigen, die den Adoptivvater „entzückten". Als Brigadegeneral macht er dann unter Hohenlohe-Kirchberg den Feldzug in die Champagne mit, muss aber hier schon gewahren, was auch in seinen Briefen lebhaft zum Ausdruck kommt, dass ein fehlerhafter Plan und die Eifersucht der nur scheinbar noch verbündeten Mächte das Misslingen des Feldzuges und den Rückzug der Preussen bis an den Rhein herbeiführten. Gleichzeitig bricht die Fluth der Revolution über Belgien herein. Verhängnissvoll erwiesen sich jetzt

*) Briefe der Erzherzogin Marie Christine, Statthalterin der Niederlande, an Leopold II. Nebst einer Einleitung: Zur Geschichte der französischen Politik Leopolds II., Wien 18[illegible]

die Nachwirkungen des Bündnisses zwischen Habsburg und den Bourbonen. Seit 1756 und noch mehr seit 1781 hatte man die durch den Vertrag von 1715 vorgeschriebene Vertheidigungslinie ausser acht gelassen; im Innern des Landes fand sich ausser Luxemburg keine haltbare Festung, und in der entscheidenden Schlacht bei Jemappes am 6. November 1792 konnte Herzog Albert gegen Dumouriez' mehr als dreifache Überzahl nicht einmal 13,000 Mann zusammenbringen. Alle Tapferkeit — auch der Erzherzog zeichnete sich persönlich aus — war vergebens. Die Entscheidung der Schlacht, schreibt Zeissberg, wie bereits Schels in der Militärischen Zeitschrift von 1812, dem Umstande zu, dass es den Franzosen gelang, die Haine im Rücken des rechten Flügels der Österreicher zu überschreiten. Nach dem Verluste der Niederlande führt der Winter 1792/93 den jungen Erzherzog in die Residenzen seines Onkels Maximilian nach Bonn und Münster, in eine der Ruhe und geselligen Freuden gewidmete Zurückgezogenheit. Es kommt sogar zu einer kräftigen Mahnung seines kaiserlichen Bruders. Um so entschiedener tritt seine militärische Begabung im Frühling 1793 hervor.

Gleich am ersten Tage des neuen Feldzuges, am 1. März, in dem Treffen, das gewöhnlich nach dem Dorfe Aldenhofen den Namen führt, in Wahrheit aber nach dem Übergang über die Roer bei Höngen entschieden wurde, konnte er als Führer der Vorhut eine an sich untergeordnete Bewegung zu einer für das Treffen entscheidenden machen. Wenn er dem damals hochgeschätzten Generalquartiermeister Mack in einem Briefe des Jahres 1795 das Verdienst des Sieges zuschreibt, durfte Mack ohne Schmeichelei das Lob zurückgeben. Noch bedeutender greift der Erzherzog am 18. März in die Schlacht bei Neerwinden ein, wo er gegen den linken Flügel der Franzosen unter dem General Miranda die Angriffe unternimmt, welche die Niederlage Dumouriez' herbeiführten. Zeissberg hat auf die militärischen Vorgänge ganz vorzüglichen Werth gelegt. Mit Vergnügen wird man die Darstellungen von Witzleben und Chuquet mit der seinigen im Text wie in den Anmerkungen vergleichen. Der Sieg brachte Belgien rascher, als es verloren war, wieder in den Besitz des Kaisers. Aber nun enden auch die glücklichen Erfolge: Koburg und die Verbündeten wussten ihre Übermacht nicht rasch zu benutzen, und schwerer als mit Dumouriez war es, mit den Ständen von Brabant fertig zu werden. Karl hatte jetzt eine bedeutendere Stellung, als zwei Jahre vorher, denn statt seiner Adoptiveltern war er selbst zum kaiserlichen Statthalter ernannt, freilich unter der Leitung der Grafen Franz von Metternich und Mercy, die selbst wieder Befehle aus Wien empfingen. Öfters tritt aber jetzt die eigene Meinung des Erzherzogs hervor, wenn auch nicht öffentlich, doch in dem Briefwechsel mit dem Kaiser. Erfreulich entwickeln sich die Verhältnisse keineswegs. Die Stände waren durch die Ereignisse des Vorjahres nicht einsichtiger geworden; man verliert die kostbare Zeit in Zänkereien und gestattet den Franzosen, unterdessen die ungeheure Macht zu organisiren, welche dann zwanzig Jahre hindurch das Übergewicht in Europa behauptete.

Das Frühjahr 1794 beginnt mit sehr herabgestimmten Hoffnungen. In die zweite Coalition hat die zweite Theilung Polens den Stachel eingedrückt; die Verhandlungen im Haag können den Schaden nicht gut machen. Auch nicht die Reise des Kaisers in die Niederlande. Will man aber von dem Fortschritte unserer Kenntnisse sich überzeugen, so braucht man sich nur zu erinnern, dass vor achtundzwanzig Jahren noch im Ernste geschrieben und vertheidigt werden konnte, der Kaiser sei „aus langer Weile“ nach Belgien gegangen. Dank den eingehenden Untersuchungen Zeissbergs werden wir jetzt durch zwei interessante Kapitel „Genesis der Kaiserreise“ und „Eine Kaiserreise“ (II, 155—209) mit

dem ganzen Gewebe der Gründe und Gegengründe und dadurch zugleich m den Gegensätzen der Parteien bekannt gemacht. Gleich nach der Wiedererwerbung des Landes 1793 wird diese Reise in Aussicht genommen. Es handelt sich dabei ursprünglich nicht darum, dass der Kaiser an die Spitze der Armee trete, sondern dass er persönlich die Huldigung der zuerst durch Erbfolge, dann durch den Krieg erworbenen Provinzen entgegennehmen sollte; man hoffte dadurch die volle Einigkeit zwischen Regierung und Ständen wiederherzustellen. Allein die Stimmung in Belgien erzeugte immer neue Hindernisse, und um die Reise zur Ausführung zu bringen, mussten militärische Beweggründe mit den politischen sich vereinigen.

Die widrigen Ereignisse im Herbst 1793 hatten das Vertrauen zu Koburg erschüttert und die Einigkeit zwischen den Verbündeten nicht vermehrt. Man wünschte, dass der Erzherzog den Oberbefehl erhalten möchte; unter dieser Bedingung erbot sich Mack, der unmuthig im Oktober seinen Abschied erbeten hatte, am 21. November, als Quartiermeister wieder einzutreten. In den letzten Tagen des Jahres spricht der Kaiser die Absicht aus, unter dem Beistande Koburgs die Führung selbst zu übernehmen. Weiter denkt man an den alten Marschall Lacy; im März 1794 wird dagegen der Erzherzog in Aussicht genommen, und sogar die Weisung an Coburg schon entworfen, er möge dem Erzherzog in ähnlicher Weise, wie es bezüglich des Kaisers beabsichtigt war, zur Seite stehen. Nun traten aber Rücksichten der Etiquette hindernd ein. Die Anführer der verbündeten Truppen: der Herzog von York, der unfähige Lieblingssohn Georgs III., und der Prinz von Oranien nahmen Anstand, sich dem jungen Erzherzog unterzuordnen. Und auch davon abgesehen mehrten sich die Gründe, welche die Anwesenheit des Kaisers in Belgien forderten, in dem Maasse, dass der preussische Gesandte in Wien, Lucchesini, schon am 19. März berichten kann, die Reise des Kaisers sei eine festbeschlossene Sache. Es hätte desshalb der damals viel besprochenen unerwarteten Ankunft des Erzherzogs in Wien nicht bedurft, um dieses Ergebniss herbeizuführen. Am 2. April wurde in Begleitung des Erzherzogs die Reise angetreten, die den Kaiser sieben Tage später nach Brüssel und an die Spitze seiner Armee führte; das Unglück war aber jetzt nicht mehr abzuwenden. Der Raum erlaubt nicht, auf die Darstellung, welche Zeissberg den politischen Zuständen im Frühling 1794, den Schlachten bei Courtray, Tourcoing, Tournay, der Rückreise des Kaisers, der Schlacht bei Fleurus (26. Juni) und ihren unglücklichen Folgen zutheil werden lässt, hier näher einzugehen. Schon anfangs Oktober war die kaiserliche Armee auf das rechte Rheinufer zurückgedrängt; Belgien, das linke Rheinufer in der Gewalt der Franzosen.

Eine so unerwartete, folgenschwere Entwicklung hat begreiflicherweise schon damals Erstaunen und Zorn der Betheiligten und, was sich gewöhnlich damit verknüpft, die Neigung hervorgerufen, einzelne Personen und zugleich bösen Willen, ja Verrath für das Unheil verantwortlich zu machen. Kaum brauche ich daran zu erinnern, dass auch in neuerer Zeit zwischen Sybel, Vivenot und mir eingehend die Frage erörtert wurde, ob die Österreicher, insbesondere der Kaiser unter dem Einflusse Thuguts, vertragsmässigen Verpflichtungen entgegen die Niederlande als werthlos, und um die Truppen für andere Zwecke zu verwenden, den Franzosen überlassen hätten. Als Ergebniss meiner auf diese Frage bezüglichen Untersuchungen finde ich (Politik der deutschen Mächte S. 80, Münster, 1869) folgende Worte: „Dass Österreich Belgien zu behaupten wünschte, dass die Räumung nicht freiwillig erfolgte, sondern in militärischen Rücksichten, dazu in der geringen Befähigung der Regierungsbehörden, der Schwäche und

Uneinigkeit des Hauptquartiers ihren Grund hatte, dass ein vorbereiteter Plan für den Rückzug nicht bestand, . . diese Hauptsache darf als entschieden gelten." Freilich „man empfindet, wieviel mehr zwei Jahre später für Mantua als jetzt für Brüssel geschehen sei, und dabei darf man gewiss die Umstände, welche den Werth Belgiens für Österreich minderten, und die polnischen Angelegenheiten nicht ausser acht lassen." Schon der dritte Band des Vivenot-Zeissberg'schen Urkundenwerkes über Österreichs Kaiserpolitik und noch mehr die letzte Darstellung bestärken mich in dem Glauben, dass auch heute in jener Stelle keine Veränderung nöthig sei; nur kann jeder Satz weit genauer und sicherer in allen Einzelheiten ausgeführt und erwiesen werden als vor achtundzwanzig Jahren. Bezüglich der vielbesprochenen Schlacht bei Tourcoing, in welcher der Kaiser absichtlich die Truppen seiner Verbündeten einer Niederlage ausgesetzt haben soll, können wir die Stimmung des Hauptquartiers sowie die Gründe, welche das Eingreifen des Erzherzogs aufhielten, genau verfolgen. Und wenn vormals zwei oder drei von Witzleben veröffentlichte Briefe des Kaisers an Koburg die Grundlage der Untersuchung bildeten, so liegt jetzt die ganze Reihe und insbesondere der Ideenaustausch zwischen dem Kaiser und dem Erzherzoge vor.

Carl nahm übrigens an dem traurigen Ende des Feldzuges in Belgien nicht persönlich theil. Als Koburg am 21. August die ofterbetene Entlassung erhielt, war freilich auf's neue der Wunsch laut geworden, den Erzherzog und Mack an der Spitze zu sehen. Aber politische und persönliche Gründe bestimmten den Kaiser, dem General Clerfayt am 9. September den Oberbefehl zu übertragen und seinen Bruder zur Rheinarmee zu versetzen. Am 13. September trennte sich der Erzherzog von seinen Waffengefährten; die Geschäftsführung der Statthalterschaft hatte er schon seit der Abreise des Kaisers am 13. Juni an Metternich übertragen. Nicht lange und das belgische Gouvernement wurde gänzlich aufgelöst.

Im letzten Kapitel (S. 395—426) begleiten wir den Erzherzog zu seiner Tante und zu seinem Onkel, dem Kurfürsten Max Franz, nach Bonn und weiter nach Schwetzingen, wo der Reichsfeldmarschall Herzog Albert als Oberbefehlshaber der Rheinarmee sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Hier häufen sich die trüben Erlebnisse. Beinahe das ganze linke Rheinufer, Bonn, die Residenz seines Onkels, sieht der Erzherzog in Feindeshand, seine Aussichten auf eine fürstliche Stellung in Belgien verloren, seine Einkünfte geschmälert, seine Gesundheit erschüttert, und mochte auch die Erzherzogin Christine mütterliche Sorge ihm zuwenden, so war doch auf der anderen Seite die stärker werdende Spannung zwischen seinem Bruder und den Adoptiveltern einer wünschenswerthen Gemüthsruhe gewiss nicht förderlich. Im Januar 1795 folgt er einer wiederholten Einladung oder vielmehr Aufforderung nach Wien; scheinbar in gutem Einvernehmen mit dem Kaiser, tritt er doch zu Thugut, dem „Baron de la guerre", in immer schärferen Gegensatz, weil man ihn der Partei des Friedens zuzählte. Der Feldzugsplan, den Herzog Albert nach Wien gesandt hatte, wird ihm geheimgehalten und verworfen; der Herzog nimmt infolgedessen im April seine Entlassung, und Carl erhält, als er eben zur Armee abgehen will, am 5. Mai den Befehl, in Wien zu bleiben. So begiebt er sich mit dem Kaiser zuerst nach Laxenburg, später nach Schönbrunn, die unfreiwillige Musse mit schriftstellerischen Arbeiten ausfüllend, die später in seinem Leben eine so grosse Bedeutung gewonnen haben. Dass die angeblichen Pläne, ihn mit der eben ausgewechselten Tochter Ludwigs XVI. zu verheirathen, keine Begründung hatten, wird von Zeissberg überzeugend nachgewiesen; dagegen ermächtigte der Kaiser die Erzherzogin Marie Christine zu einer testamentarischen Verfügung, welche die Zukunft ihres Adoptivsohnes sicher stellte.

Wir verlassen den Erzherzog an der Schwelle der Jahre, in denen ihm bestimmt war, eine geschichtliche Persönlichkeit zu werden. Mit gutem Grunde hat Zeissberg hier einen Abschnitt gemacht. Vierzehn Jahre: 1796—1809, dauert der zweite Zeitraum, der an den Biographen höhere Anforderungen stellt, aber ihm auch reicheren Erfolg verheisst. Denn in diesem „ersten Bande“ — richtiger in diesem ersten, in zwei starke Bände zerfallenden Theile — tritt die Persönlichkeit des Erzherzogs nicht in dem Maasse, wie es den meisten Lesern wohl erwünscht wäre, in den Vordergrund. Die Ereignisse und die Stellung des Erzherzogs bringen es so mit sich; aber man könnte doch fragen: ist es rathsam, einem biographischen Werke eine so umfangreiche und so tiefeingehende Darstellung der Zeitereignisse einzuverleiben, dass die Gestalt des Helden nicht selten darin verschwindet? Die Mittheilungen über Belgien waren zudem aus den vorbereitenden Schriften grösstentheils dem vollen Wortlaute nach bekannt. Es hätte, soweit ich urtheilen kann, dem Werke nicht zum Schaden gereicht, wären sie verkürzt und statt ihrer in grossen Zügen eine Schilderung des Wiener Hofes und eine Charakteristik der bedeutenden Persönlichkeiten gegeben worden, die in ihren mannigfachen Beziehungen zum Erzherzoge den Blick stets wieder auf ihn zurückgelenkt hätten. In einem der Briefe Voltaires, welche sicher zu dem gehören, was er nach Lessings Urtheile „ziemlich gut gemacht hat“, findet sich — am 17. Juli 1758 an den Grafen Schuwalow gerichtet — folgende Bemerkung: „J'ai toujours pensé que l'histoire demande le même art que la tragédie, une exposition, un noeud, un denoûment, et qu' il est nécessaire de présenter tellement toutes les figures du tableau, qu'elles fassent valoir le principal personnage, sans affecter jamais l'envie de le faire valoir.“ Wenn diese Worte schon für jede geschichtliche Darstellung ihre Berechtigung haben, so noch mehr für die biographische. Der Biograph wird Ereignisse und Personen nicht nach ihrem absoluten, sondern nach dem relativen Werthe und in der Gruppirung und Perspektive erscheinen lassen, in welcher sie für den Helden sich bedeutend erweisen. Die höchste Kunst wird diese Wirkung unwillkürlich erzielen, aber selbst wenn der Leser einigermaassen „Absicht fühlt“, braucht er nicht gleich „verstimmt zu werden“. Offenbar wird nun für den Biographen jene künstlerische Anforderung wesentlich erleichtert, wenn der Held die Ereignisse, die sein Schicksal bestimmen, selbst herbeiführt, wenn demnach der relative mit dem absoluten Werth, die biographische und historische Darstellung zusammenfallen. Und das geschieht, wenigstens annähernd, in den Jahren 1796—1809, in welchen der Erzherzog leitend, wenn auch nur zu oft durch fremden Widerstand gehindert, in die Entwicklung eingreift.

Wäre es erlaubt, für die folgenden Theile einem Wunsche Ausdruck zu geben, so würde er besonders auf die Bequemlichkeit der Leser, aber zugleich auf die leichtere Benutzbarkeit eines in so mancher Beziehung unumgänglichen Werkes gerichtet sein. Man muss sich bescheiden, für die beiden vorliegenden Bände auf das Namensverzeichniss zu verzichten, und es erst für den Schluss des ganzen Werkes erwarten; aber um so mehr hätte es dann durch eine eingehende Inhaltsangabe ersetzt werden sollen. Diese fehlt jedoch, man könnte sagen, ganz und gar; denn einige kurze Überschriften, zuweilen so wenig bezeichnender Art wie „Stimmungen“, „Wanderjahre“, „Bis Köln“, „Ausflüge ins Hauptquartier“, „Eine Kaiserreise“ bilden doch einen sehr unzureichenden Ersatz. Eine andere beträchtliche Erschwerung liegt darin, dass man die Anmerkungen, welche im ersten Bande die Zahl von 1128, im zweiten von 1219 erreichen, ohne jede Sonderung oder Beziehung auf die Kapitel am Schlusse des Bandes suchen muss, vor allem die Daten der Briefe, welche überhaupt nach meiner Ansicht grösstentheils gar nicht in eine Anmerkung gehören, und deren Mangel im Text wenigstens

für mich die Übersichtlichkeit der Zeitfolge, die Klarheit und desshalb die Freude an der Darstellung beeinträchtigt. Ich finde keinen Grund, warum ein Geschichtschreiber, der eine Briefstelle im Texte als Ereigniss anführt, den Leser das Datum, d. h. den Zeitpunkt des Geschehens, an einem anderen Orte mühsam aufsuchen lässt, und warum das, was jeder ordentliche Correspondent als integrirenden, ja oft vorzüglich wichtigen Theil seinem Briefe beifügt, von dem übrigen Inhalte getrennt wird. Sicher lassen sich die beiden hier angedeuteten Desiderien ohne Mühe erfüllen; dass aber auch höher gehende Wünsche bei dem Fortgange des Werkes ihre Erfüllung finden werden, dass es unsere Kenntniss erweitern, Zweifel lösen, Irrthümer berichtigen werde, dafür bürgen die Eigenschaften des Verfassers wie der zu seiner Verfügung stehenden Hilfsmittel.

Erinnerungen an Berthold Auerbach und Ludwig Anzengruber.

Von
JOSEF RANK.

Vorbemerkung. Der liebenswürdige Kenner und Schilderer seiner Landsleute aus dem Böhmerwalde, der eben als 80jähriger in Wien verstorbene Josef Rank, war zweimal so gütig, meinem Wunsche zu willfahren und mir über den Verkehr mit Berthold Auerbach und Ludwig Anzengruber Aufzeichnungen zu Gebote zu stellen. Die Erinnerung an Auerbach erschien am 8. März 1887 in dem damals von mir geleiteten Feuilleton der Wiener Deutschen Zeitung, seither so wenig bemerkt und benutzt, dass ihre Wiederholung in den „Biogr. Bl.“ wohl keiner besonderen Rechtfertigung bedarf. Der Brief Josef Rank's über seine Beziehungen zu Anzengruber stammt aus dem Jahr 1890: Rank hatte im Jahre 1876 einen Essay über Anzengruber in Lindau's „Nord und Süd“ veröffentlicht: er war späterhin der College des Dichters in der Redaktion des Familienblattes „Die Heimat“ gewesen: Grund genug für mich, ihn vor der Niederschrift meiner Biographie Anzengruber's um freundliche Förderung durch Darstellung seiner Begegnungen etc. zu ersuchen. Er entsprach meiner Bitte in gewohnter entgegenkommender Weise. Bei der Knappheit des mir in jenem Buche zugemessenen Raumes konnte ich dort S. 119 und 234 nur das Wesentliche aus Rank's Gedenkblättern ausheben: der erste unveränderte Abdruck des für Rank und Anzengruber gleicherweise bezeichnenden Briefes mag darum hier zum Gedächtniss beider Dichter sich anschliessen. Zu wünschen wäre, dass Rank's Selbstbiographie, die meines Wissens vollkommen druckreif abgeschlossen ist, recht bald erscheinen und das persönliche Andenken des Ludwig Uhland und den Würdigsten seiner Zeit mit Recht werthen Mannes auch dem nachwachsenden Geschlechte lebendig erhalten sollte.

Anton Bettelheim.

I. Auerbach.

Im Jahre 1845 war es mir gelungen, nach Überwindung mancher Gefährden und Hindernisse eine längst ersehnte Reise nach Leipzig, der damals im höchsten Ansehen stehenden Buchhändlerstadt, anzutreten, die insbesondere auf junge österreichische Dichter und Schriftsteller grosse Anziehungskraft übte. Man lebte in Leipzig politisch etwas freier, mindestens unbehelligter als in Österreich, hatte dort Gelegenheit, für literarische Unternehmungen leicht Verbindungen anzuknüpfen, und war sicher, eine grössere Anzahl namhafter Schriftsteller, darunter

geborene Österreicher, zu finden. Von Letzteren befanden sich zur Zeit meiner Reise in Leipzig: Ignaz Kuranda, als Herausgeber der „Grenzboten“: Jakob Kaufmann, als Mitredakteur dieses vielgelesenen Blattes; Herlosssohn, der beliebte Romanschriftsteller und Redakteur des Lokalblattes „Morgenstern“; Moriz Hartmann, der Dichter von „Kelch und Schwert“, der mit der Ausgabe neuer Gedichte beschäftigt war. Von Nichtösterreichern lebten damals in Leipzig: Heinrich Laube, Gustav Kühne, Robert Heller, Hermann Marggraf, Karl Biedermann, Ernst Willkomm. Vor meiner Ankunft hatte sich auch Berthold Auerbach für kurze Zeit in Leipzig niedergelassen: er war von Berlin gekommen, wo er als eben aufgegangener, glänzender literarischer Stern — die erste Folge seiner „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ war vor Kurzem erschienen — viel bewundert und angehuldigt wurde und namentlich in den Meister- und Gesellenvereinen volksthümliche Vorträge hielt. Bei meiner Ankunft in Leipzig war gerade die Frühjahrs-(Oster-)Messe in vollem Gange, der Fremdenzudrang ausserordentlich und die Schwierigkeit, eine Unterkunft zu finden, sehr gross. Moriz Hartmann's liebenswürdiger Vermittlung verdankte ich es, dass ich am Tage meiner Ankunft nicht nur unter Dach kam, sondern auch Zimmernachbar Berthold Auerbach's wurde, der mir von seinen Gelassen ein Kabinet abtrat. Dieses glückliche Zusammentreffen war mir sehr erfreulich und ist mir auch bis heute unvergesslich geblieben.

Auerbach war damals bereits mit der zweiten Folge seiner Dorfgeschichten beschäftigt; die „Sträflinge“ waren theils ausgearbeitet, theils entworfen, die Idee zu seinem späteren Meisterwerk „Die Frau Professorin“ war concipirt und „Lucifer“ stand in allgemeinsten Umrissen fest. Von meinen ersten Schriften waren damals erschienen: „Aus dem Böhmerwalde“ (Sitten und Gebräuche), „Neue Geschichten aus dem Böhmerwalde“, „Weissdornblüthen“; von späteren Geschichten stellten sich die Ideen ein zu „Barthel, das Knechtlein“, zum „Hoferkäthchen“ und zu „Achtspännig“. Das Ziel, das wir uns gesetzt hatten: das Volk mit seinem Leben und Treiben, in seiner Bedeutung und Eigenheit in die Literatur und Poesie dauernd einzuführen, nachdem es sporadisch bereits früher oft und bedeutsam durch Hebel und Immermann behandelt worden, war uns also Beiden gemeinsam, doch hatte ein Jeder, ohne von dem anderen zu wissen, auf einem anderen Punkte des Weges eingesetzt: Auerbach war von seiner speciellen Heimath, dem Schwarzwald, ausgegangen, ich von meiner deutschen Heimat, dem Böhmerwald. Demnach begrüssten wir uns als gute Bekannte, wenn wir uns auch zum erstenmal persönlich trafen.

Ich sehe Auerbach noch vor mir, wie er damals erschien: die Gestalt klein, wohlgenährt, das Gesicht rund und blühend, in den blassblauen, etwas vortretenden Augen freundliche Munterkeit, die Oberlippe mit einem kurzgehaltenen dunkeln Schnurrbärtchen geziert und das Haupt von dichtem schwarzen Kraushaar umwallt, das, wenn er ausging, stramm gebürstet bis in den Nacken hinabreichte, daheim aber wirr durcheinander hing. Die herzlichste Annäherung war das Werk der ersten Stunden und das brüderliche „Du“ besiegelte bald den innigsten Freundschaftsbund.

Auerbach war der (um fast zehn Jahre) Ältere; seine Bildung war harmonisch abgeschlossen, seine Erfahrungen reich und seine Anschauungen über Welt und Menschen abgeklärt. Die Philosophie Spinoza's, die er während seiner politischen Festungshaft*) aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen hatte.

---

*) Hier irrt Rank. Die Verdeutschung Spinozas besorgte Auerbach erst 3—4 Jahre später 1839—41 am Rhein. D. H.

war ihm in Fleisch und Blut übergegangen und leuchtete seinen Arbeiten, auch seinen volksthümlichen, in treffenden, oft tiefsinnigen Sentenzen aus allen Poren. Im Ganzen möchte ich Auerbach, wie er damals erschien, „einen lieben Kerl" in Form eines Vollschwaben nennen. Schon am Morgen nach meiner Ankunft, bei einem gemeinsamen Frühstück, an dem auch Moriz Hartmann theilnahm, lieferte die lebhafte Unterhaltung manches bezeichnende Ergebniss, das zur Beleuchtung unserer Tendenzen und Eigenarten führte. So meinte Auerbach, ich hätte für den Erfolg meiner ersten Schilderungen besser gethan, wenn ich meine Beobachtungen und Studien des Volkslebens gleich zu kleineren und grösseren Geschichten, wie er, verarbeitet hätte, da auf diese Weise den Lesern, die doch in erster Reihe gerne unterhalten werden wollen, ein Reiz mehr geboten worden wäre, sich mit dem Volk und dessen Eigenarten eingehend zu beschäftigen. Dem gegenüber machte ich eine andere Ansicht geltend. „Du, als Schilderer des Schwarzwälder Volkes," sagte ich, „hast ganz recht gethan, zugleich zu schildern und zu dichten. Das Leben der Schwarzwälder ist entwickelter, der Welt bereits bekannter und steht dem hochentwickelten Leben des schwäbischen Stammes, besonders der Sprache nach, nahe; wenn Du also Bilder aus diesem Leben mit Anklängen aus dem anheimelnden, allwärts verständlichen Dialekte brachtest, so durftest Du wegen etwaigen Nichtverständnisses keine Sorge haben. Ich dagegen zog den Vorhang von einem Volksstamme weg, der vorher kaum genannt und beachtet wurde; dieser Volksstamm in seinen Sitten und Gebräuchen vielfach ganz eigenartig und in seinem Dialekt nahezu unverständlich, musste dem deutschen Lesepublikum erst durch objektive Schilderungen seines Lebens und Treibens überhaupt vorgestellt werden; mir stand also zunächst nur ein Theil, aber auch ein sehr wichtiger Theil des Publikums zur Verfügung: Culturhistoriker, Germanisten, Volks- und Landschaftsfreunde — und ich habe von berühmten deutschen Männern bereits Zeichen liebevoller Anerkennung erhalten; Uhland interessirt sich für mein Buch, Jakob Grimm liess mir durch einen Landsmann neulich herzlichen Gruss und Aufmunterung melden, Wienbarg hat mir geschrieben, und von Jeremias Gotthelf aus der Schweiz erhielt ich eine freundliche originelle Zuschrift. Bei meiner zweiten Aufgabe: das Volk in Geschichten aus Dichtung und Wahrheit für das grosse Publikum darzustellen, bin ich auch bereits angelangt und werde sie nach bestem Wissen und Können auch zu lösen trachten."

Bei der philosophirenden Natur Auerbach's war es nicht zu wundern, dass meine Darlegung seinen Beifall fand; eine kleine Geschichte, die ich ihm nebst einigen Ideen mittheilte, welche ich auszuführen beschlossen hatte, überraschten ihn sichtlich angenehm, und als besorge er, dass sich auch Andere auf unsere Bahn drängen könnten, warnte er mich lebhaft, in meiner Vertrauensseligkeit zu weit zu gehen und über Stoffe und Behandlung derselben gegen Andere zu mittheilsam zu sein. „Du glaubst nicht," sagte er, „wie wegfangerisch unsere Collegen von der Feder sind; jeder Stoff, jede gute Idee ist vogelfrei, sobald sie unserer Zunge entschlüpft ist!"

Zu diesem und anderem Ideenaustausch gesellten sich Ansichten über literarische und ästhetische Gegenstände, die auch eifrig fortgesetzt wurden bei kleinen Ausflügen oder auf dem Wege zu Besuchen bei namhaften Autoren und deren Familien.

Eines Abends — wir waren eben von Gustav Kühne, der mit seiner anmuthigen jungen Frau und deren Onkel und Tante in einer Sommerfrische bei Leipzig wohnte, zurückgekommen und wollten den Abend still und gemüthlich mit einander zubringen — lockte uns die sommerliche Wärme und ein prachtvoller Himmel mit Vollmond aus Auerbach's Wohnstube auf den Balkon hinaus;

wir waren, der lieblichen Temperatur und den vorhergegangenen Eindrücken entsprechend, in einer milden, nachdenklichen Stimmung. Auerbach fasste von Zeit zu Zeit ein Haar seines Bartes und zog es, unverwandt nach dem Abendhimmel blickend, sachte zwischen den Spitzen des Daumens und Zeigefingers durch: endlich sprach er:

„Ich kann Dir nicht sagen, wie mir ist; ich fühle mich wie der Mittelpunkt der Welt, wie in einem Brennpunkt fühle ich das Wohl und Weh eines geheimnissvollen All's; es scheint sich meinem Gemüthe ein Wunder, ein Wunderbares, ein Allheilges zu nähern und mir Andeutungen machen zu wollen, die mein irdisches Gemüth nicht zu fassen im Stande ist — ich fühle nur, dass mir wohl und wehe und unaussprechlich wunderbar zumuthe ist! . . . Hast Du Dich nie in Deinem Leben in einem solchen geheimnissvoll unbeschreiblichen Zustand befunden?“

Ich bejahte diese Frage und erwähnte einige ähnliche Zustände, dann erzählte ich einen Vorfall aus frühester Jugend, der mir unvergesslich und unerklärlich geblieben ist. . . .

Die nächsten Tage gehörten zahlreichen Besuchen, vielfachen Zerstreuungen, einem grossen Familienfeste, das die berühmte Firma Brockhaus gab, und den öffentlichen Berathungen einer Schriftstellerversammlung behufs Gründung eines grossen deutschen Schriftstellervereins. Bei diesen Debatten lernte ich Berthold Auerbach auch als Redner kennen. So gewandt er im Privatgespräch sich auszudrücken wusste, so seltsam unbeholfen sprach er in einer öffentlichen Versammlung, und die schönsten und klarsten Gedanken, über die er ja immer und reichlich verfügte, kamen in öffentlicher Rede langsam, schwer, stottrig zu Tage. So war es wenigstens damals; später schien er durch nachhaltigen Eifer sich eine grosse Redegewandtheit errungen zu haben; denn er sprach oft und gerne bei grossen festlichen und patriotischen Gelegenheiten, und was er sprach, war stets höchst geist- und gemüthvoll, wie man ja in öffentlichen Blättern lesen konnte. . . .

Bei der Wiederkehr friedlicherer Stunden waren wir auch wieder die traulich und vertraulich sich nahegekommenen Freunde und fanden stets neuen Anlass zu ernstem und heiterem Ideenaustausch.

Ganz eigen und weihevoll war die Art, wie Auerbach seine Stoffe, die er zunächst zu bearbeiten vorhatte, in sich trug und ausreifen liess; wie er nur stossweise einzelne Scenen niederschrieb, Gedanken und Redefragmente sammelte, die er an der und jener Stelle verwenden konnte; erst wenn Alles reif und lebendig vor ihm stand und die richtige Stimmung sich einstellte, ging er an die peinlich sorgfältige Ausarbeitung des Stoffes.

Von den „Sträflingen“ waren, wie erwähnt, die ersten Capitel bereits fertig. Er las sie mir vor und zeigte mir dann die sprunghaft zu Papier gebrachten Notizen für die Fortsetzung. „Es geht mir eigens,“ sagte er. „Ich weiss Alles, was kommen wird; aber es in der bestimmten Ordnung niederzuschreiben bin ich lange nicht im Stande. Mir wird das Schreiben unerquicklich; darum diktire ich gern, was Concept sein soll. Heute zum Beispiel möchte ich endlich eine Scene der Sträflinge zu Papier bringen, bin aber nicht im Stande, die Feder zu führen.“

„Ei,“ erwiderte ich, „diktire mir und ich will Dir Alles getreu zu Papier bringen, was Du vorhast!“

„Einverstanden!“ rief er und brachte Papier und Tinte. „Die Scene in Deiner Handschrift soll mir ein liebes Andenken bleiben.“

Er diktirte; ich hatte Mühe nachzukommen, und merkte mit Erstaunen, wie Alles: Schilderung, Sentenzen, Gespräche, fast überreif zu Tage kam. Als wir fertig waren, lag der Schluss des Kapitels „Der rechte Mann“ vor uns.

Die liebevolle Art, mit welcher Auerbach seine Stoffe in sich trug und ausarbeitete, war auch schuld, dass er die nun fertigen Arbeiten wie wohlgerathene Kinder liebte und auch gerne loben und rühmen hörte. Geschah Letzteres nicht freiwillig, so fragte er wohl auch nach der Zufriedenheit des Lesers, wobei er aber nie zu erforschen unterliess, was man hier und da auch zu bemängeln fände.

Ich machte ihn gelegentlich einer solchen Anfrage auf einen Umstand aufmerksam, der mir in einer seiner schönsten Geschichten, im „Ivo, das Hairle“, ergötzlich auffiel. Bekanntlich spielte Ivo als Kind in reizender Weise mit jungen Enten; als er später als Studentchen auf Ferien kam, wurde ihm eine dieser Enten gebraten zum Präsentle gemacht. „Deinem Ivo hast Du jedenfalls eine schwere Zumuthung gestellt,“ sagte ich, „da Du voraussetztest, dass er eine jedenfalls fünf bis sechs Jahre alte, zähe Ente mit Leichtigkeit und Vergnügen kauen werde!“ . . . Doch ändere daran nichts, denn die Art, wie Du die Idylle verwerthest, ist köstlich und nur wenigen Lesern wird das Alter des Bratens beifallen!“

Eine wackere Entschlossenheit machte mir Auerbach an einem der nächsten Abende auf neue Art lieb und werth.

Einheimische und fremde Schriftsteller und Künstler hatten sich zu einer geselligen Unterhaltung im „Hotel Pologne“ eingefunden und waren in rasch wechselnden Gesprächen warm geworden, als ein Theil der Gesellschaft, vorwiegend Schauspieler des Leipziger Theaters, der Unterhaltung in grotesker Weise eine sehr zweideutige Wendung gab; das Gelächter einiger Freunde solcher Frivolitäten belohnte auch eine Weile die Bestgeber derselben, bis ein heftiger Schlag auf den Tisch und ein wilder Ausruf Auerbach's betroffenes Schweigen herbeiführte. Er tadelte mit scharfem Verweise diese Art Bierhaus-Humor und drohte mit seiner augenblicklichen Entfernung, wenn die Vereinigung so vieler ausgezeichneter Männer nicht eine Unterhaltung finden sollte, die Geist und Herz anspreche.

Dieses brave, männliche Auftreten hatte eine wahrhaft prächtige Wirkung, die leider Auerbach selbst etwas beeinträchtigte, indem er seinem Siege noch eine kleine Predigt anschloss, in der er den moralischen Fall der Menschen mit einem Traume verglich, in dem man von einer Höhe zu fallen beginne und tiefer und tiefer falle — wobei er mit den Händen den Fall andeutete und mit gedämpfter Stimme langsam fortfuhr: „Und so fallen wir — fallen — fallen — fallen —“

„Na, werden wir bald drunten sein?“ unterbrach ihn Robert Heller ungeduldig.

Grosses Gelächter folgte, in das auch Auerbach einstimmte.

Überrascht wurde ich gelegentlich eines Spazierganges um die Stadt durch die Äusserungen Auerbach's über Jeremias Gotthelf, von welchem damals „Uli, der Knecht“ erschienen war und grosse Anerkennung fand. Auerbach sprach sich herbe gegen den genialen Schweizer Volksschriftsteller aus; er fand die Erzählungsweise desselben zu grobkernig, die Gespräche zu ungemessen, den tendenziösen Ton zu rauh und vorwaltend; Gotthelf benütze sein unleugbar grosses Talent leider zu sehr, um, statt über und für das Volk in schöner, gediegener Form zu schreiben, Kampfpamphlete in das Volk zu schleudern. Ich konnte nicht umhin, die geniale, packende Kraft des Autors in Schutz zu nehmen, trotzdem ich manche uns fremdartig und rauh erscheinende Seite der Erzählungsform zugab. Bezüglich des Meisterwerkes „Uli, der Knecht“ gestand Auerbach endlich zu, dass dasselbe sorgfältig gekürzt als volksthümliches Musterbuch hochgehalten zu werden verdiene. Anschliessend an diese Unterredung wurden in freien Stunden die Principien, welche uns bei dem Bearbeiten volksthümlicher Stoffe leiteten,

immer bestimmter herausgearbeitet und festgestellt; in Auerbach's „Schrift und Volk“ und in seinem Essay über „Hebel“ ist ein Schatz von ähnlichen Ideen und Grundsätzen angesammelt, wie sie uns damals beschäftigt haben. . . .

Je näher der Tag der Abreise kam, desto wärmer schlossen sich unsere Herzen an und desto mittheilsamer wurde Auerbach bezüglich der Ideen, die ihn bei der Ausarbeitung seines Meisterwerkes „Die Frau Professorin“ leiteten. Fast Scene für Scene kannte ich, bevor sie zu Papier gebracht wurden; Auerbach's Notizbuch wimmelte von Aufzeichnungen darüber. Aber Auerbach's ideenreicher Kopf und sein warmes Herz konnten von einem Stoffe nicht ausreichend beschäftigt werden, auch „Lucifer“ drängte sich lebendig vor und wollte seine Aufmerksamkeit haben. So verliess ich also Auerbach zu einer Zeit, wo er im vollen Sturm und Drang der hohen Stufe genialen Schaffens zuschritt, die ihn als Meister unter die Meister deutscher Poesie ebenbürtig einreihte.

II. Anzengruber.

Sehr geehrter Herr Doktor!

In meinem Aufsatz (in „Nord und Süd“), den Sie kennen, ist Alles enthalten, was ich über Anzengruber wusste, bevor ich ihn persönlich kannte; was ich in jenem Aufsatz über die Zeit der Entstehung seiner Stücke mittheilte, ist einer eigenhändigen Mittheilung des Dichters entnommen.

Für meinen Bericht in „Nord und Süd“ bedankte sich Anzengruber in einem liebenswürdigen Briefe, den ich leider nicht beilegen kann, da er unter einem Wust von anderen Briefen und Schriftstücken in einer Kiste auf dem Hausboden begraben liegt. Von Bedeutung und besonderer Charakteristik ist der Brief übrigens nicht.

Anzengruber's persönliche Bekanntschaft machte ich bald nach Erscheinen meines vorerwähnten Aufsatzes, als Direktor Steiner in Concurs verfiel und das Theater an der Wien geschlossen wurde. Laube wollte die Gelegenheit benützen und das Recht der Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld“, welches Recht dem Theater an der Wien ausschliesslich zukam, für das Stadttheater erwerben. Ich versah damals das Amt eines Generalsekretärs des Stadttheaters, und Laube beauftragte mich, vorerst mit Anzengruber mich in's Einvernehmen zu setzen, um über dessen Geneigtheit der Cession des Aufführungsrechtes Gewissheit zu erlangen und dabei die Mittel und Wege kennen zu lernen, die zu dem beabsichtigten Ziele führen könnten. — Anzengruber war so freundlich, über meine Einladung unverweilt auf meinem Bureau zu erscheinen und die nöthigen Bescheide und Aufklärungen auf das Eingehendste zu ertheilen. Seine Einwilligung zur Aufführung des Pfarrers von Kirchfeld im Stadttheater gab er mit Freuden, erbot sich, Herrn Steiner, der möglicher Weise erschwerende Anforderungen stellen dürfte, auf bessere Gedanken zu bringen, und bemerkte, dass in der Hand des Advokaten, der Herrn Steiner und die Masseverwaltung vertrat, die schliessliche Entscheidung liege. Dieser Vertreter und Masseverwalter Steiner's war der Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Prix (der gegenwärtige Bürgermeister von Wien). Meine nächste Mission war also, mit Dr. Prix zu verhandeln und die Bedingungen zu erfahren, unter welchen der Pfarrer von Kirchfeld im Stadttheater aufgeführt werden dürfte. Dr. Prix erwies sich bei dieser Unterhandlung ebenso resolut als entgegenkommend, so dass die nöthige Vereinbarung binnen kürzester Zeit abgeschlossen werden konnte. Das Stadttheater zahlte die üblichen 10 Procent Tantièmen, von denen ein von Direktor Steiner dem Dichter gewährter Vorschuss zuerst in Abzug gebracht werden sollte. Nach Abschluss dieser Angelegenheit sah ich Anzengruber lange Zeit nicht wieder; doch hatten die paar Begegnungen

hingereicht, in meiner Erinnerung ein ausgeprägtes Bild des merkwürdigen Mannes zurückzulassen. Anzengruber befand sich damals noch in voller Manneskraft, sein von einem Vollbart eingerahmtes Gesicht zeigte gesunde Frische, und aus seinen durch die Gläser eines Zwickers leuchtenden Augen flimmerte es dann und wann kampflustig auf; denn er war von den Verhältnissen des Theaters an der Wien sehr übel in's Mitleid gezogen, der Schluss des Theaters, der Abgang gerade der für die Anzengruber'schen Stücke bedeutsamsten Bühnenkräfte bereiteten dem Dichter grossen Schaden, und so mancherlei Beziehungen zur Steiner-schen Direktion liessen Verwicklungen befürchten, welche nicht ohne Prozesse ausgetragen werden konnten. Ich habe den gewöhnlich sehr schweigsamen Dichter später nie mehr so aufgeregt, schwungvoll und redselig gesehen, als da er mir über seine in Frage stehenden Verhältnisse Aufschluss gab und seinen Entschluss motivirte, seine Rechte bis zum Äussersten zu verfechten. . . Doch, wie erwähnt, wickelte sich die Angelegenheit bezüglich des Aufführungsrechts des Pfarrers von Kirchfeld glücklich ab und, wie ich von Anderen hörte, kamen Anzengruber's Beziehungen und Ansprüche bald auch zu friedlichem Austrage.

Etwa zwei und ein halb Jahre später war meine Gesundheit und insbesondere der Zustand meiner Nerven in Folge der aufregenden Bureauarbeit so arg mitgenommen, dass ich Laube und den Direktionsrath ersuchen musste, mich meiner Vertragsverpflichtungen zu entheben. Dies geschah und ich folgte dem ärztlichen Rathe, ein milderes Klima aufzusuchen; ich begab mich in Begleitung meiner sorgsamen Frau nach Görz, wo ich zwei Winter in stiller Zurückgezogenheit zubrachte (1879—1880). Zu Beginn des Frühjahrs 1881, während ich, da meine Gesundheit sich wieder erfreulich erholt hatte, eben Anstalten traf, nach meinem geliebten Wien zurückzukehren, erhielt ich ganz unerwartet von Seite des Herrn Barons Victor v. Erlanger, Eigenthümers der Wochenschrift „Die Heimath“, die liebenswürdige Einladung: die Redaktion dieses Blattes zu übernehmen. Ich kam dem Antrag um so mehr auf das Bereitwilligste entgegen, als ich erfuhr, dass Anzengruber gleichzeitig mit mir und zwar als „Herausgeber“, in die Leitung des Blattes eintreten werde.

Ich dankte Herrn Baron v. Erlanger für die bewiesene Aufmerksamkeit und schrieb auch Herrn Anzengruber, wie sehr ich mich freue, gemeinsam mit ihm in der „Heimath“ nützlich wirken zu können. Anzengruber antwortete allsogleich und in gleich freundschaftlichem Sinne.

Da die Übernahme und Leitung des Blattes mit 1. April 1881 erfolgen sollte und der Monat März bereits begonnen hatte, so war keine Zeit zu verlieren mit den Vorbereitungen. Auf Wunsch des Barons v. Erlanger verfasste ich ein Programm, nach welchem ich glaubte, das Blatt leiten zu sollen, und schickte das Programm dem Herrn Baron und eine Abschrift davon Herrn Anzengruber. Beide waren mit meinen Absichten und Grundsätzen einverstanden und wünschten, dass meine Rückkehr nach Wien thunlichst bald erfolgen möge. Meine Übersiedelung erfolgte auch am 15. März, und von da an begannen die persönlichen Conferenzen in Wien. Nach einem gemeinsamen Besuch bei Baron v. Erlanger besprach Anzengruber mit mir die nächsten Schritte zur Leitung und Förderung des Blattes, wir verpflichteten uns auch, an Beiträgen unserer Feder es nicht fehlen zu lassen, entwarfen den Text eines grossen, öffentlich anzuschlagenden Zettels und zugleich die sehr einfach und bescheiden lautende Einbegleitung der ersten unter unserer Leitung erscheinenden Nummer der „Heimath“. Als liebenswürdiger Charakterzug Anzengrubers fiel mir bei diesen ersten Konferenzen die grosse Aufrichtigkeit und Bescheidenheit auf, die wiederholt im Gespräche durchbrachen. „Ich bin ganz Neuling im Fache der Leitung

eines Blattes", sagte er: „Ich muss mich also vorerst begnügen, meinen Namen herzugeben und auf Beiträge bedacht zu sein, die im engen Kreise meiner Leistungsfähigkeit liegen." Ein andermal, bei Besprechung einer wissenschaftlichen Arbeit, bemerkte er mit Bedauern: „Ich habe leider keine Gelegenheit gehabt, höhere Studien durchzumachen, und bin genöthigt durch fleissige Lektüre nachzuholen, was etwa noch möglich ist; im Ganzen freilich nachzuholen, was versäumt worden, bleibt doch ganz vergeblich!" Ich durfte ihn mit der Bemerkung trösten, dass seine Stücke, wie seine Erzählungen, nach Form und Gedankengehalt gerade den reich und feingebildeten Geist des Dichters zur Geltung bringen.

Über die Art und Arbeit der Leitung des Blattes beschlossen wir folgendes festzusetzen.

Da Anzengruber den Begriff „Herausgeber" im engsten Sinne aufgefasst wissen wollte, das Lesen von Manuskripten hasste und jede Betheiligung an der Correspondenz und Bureauarbeit als nicht zu seinen Obliegenheiten gehörig mit Recht ablehnte, so blieb es bei seinem Wunsche, nur im Allgemeinen von den Arbeiten der Redaktion Kenntniss zu nehmen; wir beschlossen, jede Woche (Mittwoch) eine Sitzung abzuhalten und über die Angelegenheiten des Blattes im Allgemeinen und über den Inhalt der nächsten Nummer im Besonderen Rücksprache zu nehmen. Ich berichtete in solchen Sitzungen über die neuesten Redaktionsvorfälle, legte den Spiegel der nächsten Nummer vor, und Herr Amster, persönlicher Vertreter des Baron v. Erlanger, der die Kunstbeilagen, die finanziellen und technischen Angelegenheiten des Blattes besorgte, ergänzte meinen Bericht durch Vorlage der ihn betreffenden Arbeiten. Anzengruber machte nur hie und da eine Bemerkung, oft blieb er ganz stille, manchmal kam er schon verstimmt und abgespannt in die Sitzung, was er, wenn er darüber gefragt wurde, seinem „miserablen" Körperzustand zuschrieb. In solchen Augenblicken nahm ich gerne Anlass, nach Erledigung der Geschäfte, das Gespräch auf einen heiteren Vorfall in der Redaktion oder auf eine Zeitungsnotiz zu bringen, was Anzengruber alsbald wieder aufgeräumter machte und ihn veranlasste, in drastischer Weise ein bezügliches Erlebniss oder eine Anekdote zum Besten zu geben. Als einmal von zwei Autoren zugleich Anfragen einliefen, wann ihre, von der früheren Redaktion gegen Zusicherung bestimmter Honorare angenommenen Novellen zum Abdruck gelangen würden, wünschte Anzengruber die beiden Arbeiten zu lesen. Er nahm sie gleich mit nach Hause; aber schon am nächsten Tage schrieb er, dass wir die Novellen nicht verwenden könnten und dass er bereits den Autoren geschrieben habe, sie würden ihre Arbeit unbenützt zurückerhalten. Ich sah sofort die Folgen voraus und machte Anzengruber darauf aufmerksam; noch vor der nächsten Redaktionssitzung waren zwei äusserst empörte Briefe der Autoren da, die auf ihrem Schein beharrend, auf deren Abdruck und auf der Honorirung ihrer Arbeiten bestanden. In der Redaktions-Sitzung vertheidigte ich den Standpunkt, dass wir auf Einhaltung der früheren Vereinbarungen angewiesen seien und im äussersten Falle den Autoren mindestens ihr Honorar zu zahlen hätten. Anzengruber war inzwischen milder gestimmt und sagte: „Wenn Sie die Sache ins Gleiche bringen können, soll's mich freuen; es ist mein Übel, dass ich bei der Lektüre so minderwerthiger Arbeiten völlig rabiat werde!" Ich las die beiden Novellen, fand sie doch des Abdruckes werth und schrieb den Autoren in sehr höflicher Weise, wie ihre Arbeiten der neuen Redaktion leider nicht ganz genügend erschienen, dass sie aber mit kleinen Änderungen doch abgedruckt werden sollten, wenn die Herren sich bewogen fänden, das Honorar ganz wesentlich herabzumindern. Meine Briefe wirkten; beide Autoren setzten ihre Honorarforderungen herab und die Sache war mit Zustimmung Anzengrubers in Ordnung. Oftmals

später kam der Dichter bei bedenklichen Angelegenheiten, die zu Prozessen führen konnten, auf den oben bezeichneten Fall zurück und sagte lächelnd: „Das ist Etwas für Ihre milde Art zu vermitteln; ich habe die Geduld und Fassung dazu nicht!“ Ich bemerkte scherzend: „Würden Sie fleissig Manuskripte lesen, so würden Sie bei der Masse unbrauchbaren Zeugs schon Geduld und Fassung lernen und froh sein, dann und wann etwas Brauchbares zu finden!“ „Wenn das ist“, sagte er lachend: „so schicken Sie mir einen rechten Pack der eingereichten Sachen und ich will's versuchen!“ Es geschah — aber schon am zweiten Morgen kam der Pack Manuskripte mit einem zornigen Donnerwetter zurück, das mit der Versicherung schloss: solche Lektüre würde ihn zum grimmigen Bösewicht verschlimmern und nicht, wie ich erwartet, milde und versöhnlich machen. Diese Ansicht und Stimmung kam drastisch zum Ausdruck, als wir drei Preise ausschrieben, für ein Gedicht, für einen kulturhistorischen Aufsatz und eine Novelle. Bei der Wahl von Preisrichtern für die Konkurrenzarbeiten sagte ich zu Anzengruber, dass er wohl so gefällig sein werde, das Preisrichteramt für eine oder die andere dieser Arbeiten zu übernehmen? Er erwiderte entschieden: „Ganz und garnicht!“

Verwundert sagte ich: „Das wäre bedauerlich; Sie haben ja die Wahl, eines der weniger in Anspruch nehmenden Ämter zu übernehmen!“

„Mehr oder weniger anstrengend — nichts da — dass mich Gott bewahre!“

„So z. B. die Prüfung wenigstens der einlaufenden Gedichte“, rief ich, lebhaft wünschend, seinen Namen zu gewinnen.

„Prüfung der einlaufenden Gedichte“, entgegnete er: „Gedichte? Ich? Gedichte schon gar nicht!“

„Also die Prüfung der culturhistorischen Arbeiten“, rief ich.

„Culturhistorische Arbeiten? Nicht mit vier Pferden!“ erwiderte er.

„Mein Gott — also für Erzählungen — Ihr ganz eminent eigenes Fach — da werden Sie doch —“

„Mit meinem — ganz eminent eigenen Fach — hab' ich eh' das ganze Jahr zu thun — nein — ganz und gar nicht!“

Helles Gelächter folgte, in das Anzengruber selbst einstimmte.

Aber bei seinem Willen blieb es. . . .

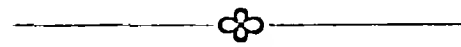
Unter den bei der Redaktion einlaufenden Manuskripten waren ab und zu auch solche, die in den eingeschalteten Gesprächen sich eines Dialektes bedienten. Ich wies diese Arbeiten entschieden zurück, und Anzengruber wünschte meine Ansicht über den Gebrauch des Dialektes kennen zu lernen.

„Bei Schilderung der Sitten und Gebräuche eines bestimmten Volkes, sagte ich, ist der Dialekt da, wo das Volk sprechend angeführt wird, ganz am Platz. In Lokalpossen, in humoristischen Schilderungen des Wiener Lebens z. B. wird der Dialekt erfolgreich angewendet; in Arbeiten aber, die auf Erfindung beruhen oder einer höheren Idee ihren Ursprung verdanken, ist der Dialekt absolut zu vermeiden. Raimunds klassische Volksstücke, die die Wiener Art zu leben und zu sprechen so charakteristisch schildern, sind nicht im Dialekt geschrieben, sondern in einer dem Wiener Dialekt angepassten Schriftsprache und haben dadurch den Vortheil der Allgemeinverständlichkeit.“ Ich wies auch auf die wohlgelungene Popularität der Sprache in Anzengruber's Stücke hin, die man nicht Dialekt nennen kann; dann bemerkte ich weiter: „Ein Gräuel ist die volksthümlich sein sollende Sprache in sehr vielen ernsteren Stücken und Possen der Wiener Vorstadtbühnen; in den längeren Reden, namentlich Monologen, findet sich förmlich ein Periodenbau, beziehende Fürwörter verbinden Sätze, die halbvergangene Zeit ist in den Gesprächen des Volkes gebräuchlich — alles

Dinge, die falsch sind. Das Volk spricht in kurzen bestimmten Sätzen: be-ziehende Fürwörter gebraucht der Dialekt nicht; das Volk benützt für ver-gangene Dinge nur die vergangene Zeit, nie die halbvergangene, eher noch schildert es vergangene Dinge, um sie recht anschaulich zu machen, als gegen-wärtig geschehend." . . . Anzengruber war nachdenklich geworden, vielleicht dachte er nach, inwiefern sein häufiger Gebrauch des Dialektes in Bühnenstücken und Erzählungen mit diesen Ansichten stimme, eine Äusserung darüber that er al-weder bei dieser Gelegenheit noch später. Ich habe bei obigen Bemerkungen, aufrichtig gesagt, die stille Absicht gehabt, bei Anzengruber indirekt eine kleine Warnung anklingen zu lassen gegen die gar zu häufige und ausgiebige Verwendung des Dialektes in seinen Erzählungen — eines Dialektes, der doch kein durchaus echter bestehender Dialekt ist. Sehr viele, insbesondere ausländische Leser finden darin einen erschwerenden Umstand, seine Arbeiten rasch zu verstehen und nach Ver-dienst zu würdigen. . . . Von theoretischen Auseinandersetzungen war Anzen-gruber kein Freund. Als durchaus schöpferischer Dichter folgte er seinen Ein-gebungen und kümmerte sich nicht weiter um Theorien, die in Lehrbüchern und sogenannten geistreichen Abhandlungen zu finden sind; er war dadurch der richtige Praktikus des Schaffens und der helle Gegensatz zu jenen Theoretikern, die wie ein Weihnachtsbaum voller schimmernder Sentenzen hängen, aber nicht im Stande sind, die geringste poetische Arbeit fertig zu bringen. . . .

Da ich mit Anzengruber ausser auf dem Bureau nur selten zusammen kam, so waren Geschäftsangelegenheiten fast ausschliesslich die Gegenstände unserer Unterhaltung. Wohl lud er mich ein, auch Abends einmal in dem Kneipl-ka... zu erscheinen, wo er sich häufig und lange mit namhaften guten Freunden zu-sammenfand, allein solchen Nachtschwärmereien entzog ich mich von jeher be-sonders aus Gesundheitsrücksichten.

Unser gemeinsames Wirken in der Leitung der „Heimath" dauerte drei und ein halb Jahre. . . .



Max Ritter von Widnmann,

Professor der Bildhauerkunst,

geb. 16. Oktober 1812 zu Eichstätt; gest. 3. März 1895 zu München.

Von

H. HOLLAND.

Widnmann's Vater, welcher erst als fürstbischöflicher Leibarzt, dann in glei-cher Eigenschaft eine Stelle am Hofe des Herzogs von Leuchtenberg bekleidete, besass eine von seinen Schwiegereltern ererbte hübsche Gemäldesammlung, deren Anblick in der Seele seines Sohnes die artistische Begabung zuerst erweckte. Obwohl zur wissenschaftlichen Laufbahn bestimmt und desshalb in lateinischer und griechischer Sprache tüchtig geschult, wendete sich derselbe in München zur Kunst und wurde schon im Jahre 1825, trotz seiner Jugend, an der Akademie aufgenommen, wo ihm der liebenswürdige Konrad Eberhard (1768—1859) die Schönheit der klassischen Skulptur erschloss. Nachmals kam Widnmann zu dem phantasievollen und romantischen Ludwig Schwanthaler (1802—1848), dessen hochpoetisches Feuer und fantastische Poesie den Jüngling in die ideale Bahn leitete, welcher er zeitlebens getreu verblieb. Weiter förderte ihn ein dreijähriger Aufenthalt in Rom (1836—39), wo ihn Thorwaldsens schönheitstrunkenes Schaffen ganz für die Antike gewann. Hier modellirte Widnmann eine Reihe von Gruppen und Reliefs, wie „Simson und Delila", einen von den Nymphen geraubten „Hylas", den „Odysseus bei Alkinoos" und

e von Venus dem Paris zugeführte „Helena“; hier entwarf er auch den ganzen Cyclus
ı Compositionen zu dem „Schild des Herakles“ (nach Hesiod), welcher indessen erst 1842
· Ausführung gelangte, ebenso arbeitete er damals schon an den „Umrissen zur Odyssee“,
lche später vollendet und durch Lithographie vervielfältigt wurden. Trotz der fleissigen
ätigkeit liess er sich doch auch von den hochgehenden Wogen des dortigen Künstler-
ens treiben und fand immer noch Zeit, an den fröhlichen Festen der deutschen Lands-
te theilzunehmen, wie er denn auch in einer vom Maler G. Prestel in den Räumen der
lla Malta inszenirten Frankfurter Posse die Rolle eines naiven Frankfurter Bürger-
dchens in liebreizendster Weise spielte. Nach seiner Rückkehr verarbeitete Widnmann
ne Projekte, schuf im Auftrage König Ludwigs I. zahlreiche Büsten, z. B. den General-
d Schlachtenmaler C. W. von Heideck, insbesondere aber das Modell zu der kolossalen
ıtue des Bischofs „Echter von Möspelbrunn“, welche vor der Universität zu Würzburg,
Erzguss durch Ferdinand von Miller ausgeführt, eine bleibende Stelle fand (1847). Die
lge davon war, dass Widnmann nach Schwanthalers Ableben (1848) dessen Stelle als
ofessor an der Akademie erhielt, die er bis 1887 in voller Thätigkeit, einmal auch als
· interimistischer Direktor, bekleidete. Als solcher bildete er eine ganze Reihe von
hülern, unter denen freilich mancher, wie der schon 1881 verstorbene M. Wagmüller,
orenz Gedon, Joh. Hirt, Sirius Eberle und der eminent begabte W. von Rue-
ınn, ihren Meister überstrahlte. — Widnmann erhielt eine ganze Reihe von neidenswerten
ıfträgen zu kolossalen Standbildern, des Tondichters Orlando di Lasso (1848), des Historikers
orenz Westenrieder (1854), des Bildhauers Chr. Rauch und des Benvenuto Cellini für die
ıschen der Glyptothek, des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal (auf dem Domplatze
Bamberg); die Statuen Ifflands und Dalbergs in Mannheim, das Grabdenkmal der Gross-
rzogin Mathilde von Hessen-Darmstadt u. s. w. Ein durch seinen Linienfluss wohllautendes
ıd schön aufgebautes Werk war die Gruppe einer von einem Panther überfallenen „Nomaden-
milie“, welche mit ihren „nomen et omen“ lange Zeit ohne Bestimmung auf allen Aus-
ellungen herumwanderte, ohne eine bleibende Stätte zu finden. Zu Widnmann's besten
eistungen zählte die vor dem heutigen Café Luitpold postirte Schiller-Statue, obwohl
ıch hier wieder die bei der „historischen“ Schule ehedem so beliebte Radmantel-Drapirung
s luxuriöse Beigabe eine leichtentbehrliche Rolle spielte. Im richtigen Gefühl, dass der-
eichen phraseologischer Aufzug doch nicht männiglich aufgemutzt werden dürfe, wählte
'idnmann für das Münchener Goethe-Standbild, mit Benützung der idealen Trippel-Büste,
n griechisches Kostüm, wodurch freilich der geheimräthliche Nimbus der weimarischen
xzellenz vermieden wurde; doch birgt die Statue mehr als eine Achillesferse, namentlich
ırch die platte Magerkeit und zerquetschte Breite der ganzen Figur, deren Anblick nur
on einer Seite erbaulich und erhebend wirkt — ein Missstand, welcher selbst einem
eute namenlosen Etrusker-Bildner niemals gearrivirt wäre! An der heillosen Verquickung
on klassischen Sandalen mit einem spanischen Krönungskostüm laborirt auch die Reiter-
atue für König Ludwig I., wobei übrigens Widnmann ein prachtvolles Projekt Schwan-
ıalers auf Mathias Corvinus nach dem Willen König Ludwigs I. als Vorbild benützte.
Dazu folgten die Statuen auf Gärtner und Klenze nebst einer grossen Anzahl von Büsten,
. B. des Nationalökonomen Fr. List, des Kanzlers Joh. G. Herwart, des Malers Christoph
mberger, Hans Holbein und Karl Rottmann, des Landsknechtführers Jörg Frundsberg
nd vieler Anderer für die bayerische Ruhmeshalle. Ein paar Mal versuchte sich Widn-
ıann auch mit christlichen Stoffen, mit einer „Pieta“ (1853) und einer „Madonna“ (1882),
omit er ein ihm fremdes Gebiet ohne besonderen Erfolg betrat. Sein weniger aus der
eelischen Empfindung, als mit der Schärfe des Verstandes schöpfendes, mit einer grossen
Dosis von Sarkasmus legirtes Ingenium dilettirte damit in einer den Beschauer nicht er-
wärmenden Weise, obwohl er sich zu einer streng positiven Auffassung in religiösen Fragen
ekannte. Zu seinen letzteren Erzeugnissen zählten die beiden Kolossalfiguren des Kastor
und Pollux am Hauptportal der neuen Akademie, deren Ausführung jedoch erst in jüngster
Zeit erfolgte, indess sein Ehrendenkmal auf Peter Cornelius immer noch auf den Erz-

guss wartet. Einen zierlichen Prachtkrug bildete Widnmann für die Fabrik des Grafen Thun in Klösterle (Abbildung in No. 308 von Seemann's kunsthistorischen Bilderbogen). Seine leutselige Jovialität, verbunden mit einer vornehmen Superiorität für die höchsten Aufgaben der Kunst gegenüber dem neuesten folgenschweren Realismus, gestalteten ein Charakterproblem, welches der oberflächlichen Taxirung als unversöhnliches Dilemma erschien, während diese Ingredienzen doch zur ganzen geistigen Mixtur gehören.

Eine Abschiedsrede an Treitschke von G. Freytag.

Im I. Band der „Biogr. Bl." durften wir die Erneuerung des Doktor-Diploms von Gustav Freytag durch die Berliner philosophische Fakultät mittheilen; der Verfasser jenes Festgrusses der akademischen Behörde war unseres Wissens H. v. Treitschke. Die Gesinnungen, die Freytag für diesen nahen Freund wiederholt, insbesondere in den „Erinnerungen" mit so edler Wärme geäussert hat, gelangen nicht weniger anmuthig in dem folgenden — von den „Nachrichten aus dem Buchhandel" übernommenen — Trinkspruch zum Ausdruck.

Im Anfang der sechziger Jahre hatten sich zu einem behaglichen abendlichen Plauderstündchen wenige vertraute Freunde am Stammtisch einer Gaststube Leipzigs zusammengefunden, lauter Männer mit Namen von Klang und Bedeutung, darunter Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke, zwei enge Gesinnungsverwandte. Allmählich hatte sich der Freundeskreis durch Berufung des einen oder andern in einen neuen Wirkungskreis gelichtet. Auch für Treitschke schlug am 11. August 1863 die Stunde des Abschieds; er war nach Freiburg i. B. berufen worden, und es gab eine schlichte, aber für alle Betheiligten gewiss wehmütige Abschiedsfeier, wobei Gustav Freytag, zunächst voll Humor beginnend, dann aber in wuchtigen Ernst übergehend, dem Scheidenden prächtige Worte zurief, die das Wesen beider Männer würdig kennzeichnen und ehren. Diese Ansprache erschien als kleiner Privatdruck, der, soweit wir übersehen konnten, nirgend in einem Buche Freytags zum Abdruck gelangt ist. Sein origineller Titel ist folgender:

Bericht
über die ausserordentliche Sitzung
welche
Der Kitzing
am Dienstag den 11. August 1863
zu Ehren seines scheidenden Mitgliedes
Heinrich von Treitschke
gehalten hat.

Inhalt:

1. Historischer Vortrag in akademischem Styl. Vom Präsidenten Herrn Gustav Freytag.
*2. Poetisches Impromptu. Von Herrn Waldemar Wenck, Mitglied des Festausschusses beim 3. Deutschen Turnfest.
*3. Mein erster Toast. Von Herrn Moritz Busch, vorgetragen von dem Herrn Präsidenten.

(Die mit * bezeichneten Stücke konnten wegen beharrlicher Verweigerung des Manuskripts hier nicht mitgetheilt werden.)

Die mitzutheilende Stelle aus der Ansprache Freytags lautet:

„— — Meine Herren Kommilitonen! Im Leben der Staaten wie der Individuen ist die Beobachtung nicht neu, dass auf längere Zeiten gemächlicher Ruhe und eines stillen Gedeihens Perioden gewaltsamer Erschütterung folgen, in denen aus geheimnissvoller Tiefe zerstörende Kräfte auftauchen: lockende Rufe von Aussen, unwiderstehliche Stimmen von Innen, niederträchtige Briefe von Oben. — Es ist

lehrreich zu beobachten, wie auch den Kitzing*) seit den ersten Tagen des Jahres 1863 der Sturm des Lebens gefasst hat, ein grünes Blatt nach dem andern aus seinem Kranze reissend. Zuerst ging er, der würdige Hauptmann der Genossenschaft,**) der durch seine grossen Augen und seine feste Regelmässigkeit der wahre Grundpfeiler der Sodalität gewesen war. — Und in dieselbe Ecke von Deutschland zog kurz darauf ein zweiter, der höchst werthvolle Botaniker der Gesellschaft***) von einer unwiderstehlichen, für den Kitzing aber gräulichen Sehnsucht nach den Pilzen der Bergstrasse getrieben. — Fürwahr, es war ein sehr wehmüthiges Gefühl für den unbefangenen Menschenfreund, dass der Kitzing eins nach dem andern seiner armen Lämmer dahingeben musste, damit sie dort in der Ferne sich in wilde Bäre verwandelten. Jetzt aber, meine Herren, jetzt geht auch der Dritte! Der Teufel hole meine ruhige Betrachtung und die ganze Geschichtswissenschaft. Jetzt hört der Spass auf, und wir sind zu dem Punkt gekommen, wo wir gewisse menschliche Angelegenheiten ernsthaft ins Auge fassen. —

„Wir sollen Sie verlieren. In dem geselligen Zusammensein unseres kleinen Kreises ist eine Zuneigung und Freundschaft erwachsen, welche uns das Scheiden sehr schwer macht. — Und fragen wir uns: Wie kam es, dass wir uns einander so werth und Sie uns so lieb wurden? Dass die zwanglose Unterhaltung am runden Tisch, das leichte Plaudern von sieben bis acht so gute Kameradschaft hervorbrachte? — so erkennen wir wohl, warum das so wurde. Und wir rühmen zuerst als schöne Eigenschaft deutscher Natur, dass sie den tüchtigen Sinn eines Andern schnell und sympathisch würdigt, auch in leichte Verhältnisse eine herzliche Wärme legt und mit den bunten Farben eines warmen Gemüthes sich alle Umgebung traulich zurichtet. — Den Zauber guter Kameradschaft empfindet der Deutsche völliger als jedes andere Volk. —

„Wenn aber Männer von sicherem Selbstgefühl, zum Theil auf der Höhe des männlichen Alters, in so warmer Empfindung nebeneinander stehen wie Sie und wir, so hat in unseren Tagen solche Freundschaft fast immer noch einen andern Grund. — Es ist auch ein Zusammenklingen der Überzeugungen, welche die Befreundeten über die höchsten Interessen ihres Lebens gewonnen haben. — Es ist auch die Übereinstimmung des Urtheils, Gemeinsamkeit in Liebe und Hass, es ist auch eine politische Freundschaft, welche Sie mit uns verbindet. Und auch dafür wollen wir Ihnen heute danken. Denn besonders kräftig und lauter strömte aus Ihrem Innern Gedanke, Gefühl, Forderung; Ihre feste und rücksichtslose Entschlossenheit hat auch uns nicht selten gehoben, gefestigt und uns die eigene Auffassung bestätigt. — Und ich, der geborene Preusse, nehme mir heute die Freiheit, Ihnen noch meinen besonderen Dank zu sagen für die Treue und Energie, womit Sie das politische Glaubensbekenntniss, das auch ich für den besten Inhalt meines Lebens halte, nicht nur in unserem Kreise, vor dem ganzen Deutschland so mannhaft vertreten haben. —

*) Die an den Namen der Gastwirthe anlehnende scherzhafte Bezeichnung der Tafelrunde.

**) Karl Mathy, der bekannte Politiker und Finanzmann, badischer Staatsminister, während seines Leipziger Aufenthalts (1859 1862) Direktor der Deutschen Kredit-Anstalt. † 1868 in Karlsruhe.

***) Wilhelm Hofmeister, Musikalienhändler in Leipzig, der sich in seinen Mussestunden mit grossem Erfolge naturwissenschaftlichen Studien widmete, namentlich der physiologischen Botanik, und 1863 als Professor der Botanik nach Heidelberg, 1872 nach Tübingen berufen wurde. Er war einer der bedeutendsten Gelehrten seines Faches, in gewisser Richtung ein Bahnbrecher der Wissenschaft. † 1877 in Lindenau bei Leipzig.

„Wir waren stolz auf Sie, als einen der Unsern. Und es darf Sie nicht verletzen, wenn wir heute unter uns Sie einmal rühmen, und wenn beim Abschiedsgruss in Worten sich ausprägt, was Ihnen oft unser Händedruck gesagt hat. So oft Sie eine zahlreiche Versammlung durch die edle Grösse Ihres Vortrags hinrissen, wir, Ihre Freunde, hatten immer noch ein anderes Gefühl, wir genossen behaglich und stolz die Wirkungen, wie unsere eigenen, denn Sie waren unser Mann, einer vom Tisch, einer, der fest in unserem Herzen stand. Und wenn wir doppelt warm das Schöne und Gute aus Ihren Worten empfanden, so sah mancher von uns, nicht Busch*) allein, dabei unruhig und herausfordernd umher, ob das fremde Volk auch den Werth unseres Genossen gebührend anerkennen wollte.

„Aber nicht nur, wenn Sie vor Anderen Ihr Talent prächtig entfalteten, blickten wir mit Stolz auf Sie. Von den ehrlichen und guten Männern unseres Kreises ist Ihr Wesen so beurtheilt worden, wie es, so vertrauen wir, dereinst unser Volk in sein Herz schliessen soll: eine stattliche, frische Kraft, eine grossangelegte Natur, einer, der zum Gelehrten, zum Mann geworden ist, trotz den Hindernissen, welche ein neidisches Schicksal ihm in den Weg legte, in seinem heldenhaften Wesen eine bewunderungswürdige Verbindung von Ethos und Pathos. —

„So tragen wir Sie im Herzen, und darum fühlen wir heute wehmüthig: in Ihnen scheidet aus unserem Kreise ein gutes Theil der Poesie, welche uns erwärmte und hob. Der arme Kitzing gleicht jetzt ohne sein Verschulden dem trotzigen Kriegsfürsten aus arger Zeit, dem einer seiner Generale nach dem andern abfiel. Der aber jetzt von ihm geht, ist der Max Piccolomini. —

„Sie werden in grössere und stärker bewegte Kreise treten, denn Sie tragen etwas in sich, was Sie einem öffentlichen, an Schicksalen reichen Leben entgegenführt. — Aber Sie werden, das hoffen wir, immer an uns als ehrliche und besonders treue Gesellen denken. Die milde Wärme, welche Ältere und Jüngere in unserer Genossenschaft erfüllte, die einfache, unbefangene, gescheute Art unseres Tisches, welche wir nicht zum kleinen Theil der Atmosphäre unserer wackeren Stadt Leipzig verdanken, diese bescheidenen Vorzüge mögen, so bitten wir, Ihnen immer in traulicher Erinnerung sein.

„So spricht unsere Genossenschaft zu Ihnen. Was die Einzelnen, welche Ihnen durch Studien, Geistesarbeit und längere Freundschaft verbunden sind, bei Ihrem Abgang verlieren, darüber machen wir heute keine Worte, mir selbst vermehrt heute die Trauer des Scheidens, dass ich den Kampfgenossen und Freund so spät gefunden und dass ich ihn so früh aus meiner Nähe verliere. Das Bündniss aber soll dauern. —

„Es soll dauern für uns alle. Wir sind die letzten Freunde, welche Sie in dem ersten Theil Ihres Lebens, in den Jugendjahren, in Ihrer Heimath gewonnen haben. Unsere Treue folgt Ihnen hinüber zur Manneszeit, in welcher Sie auf neuem Grunde sich frei und selbstkräftig das neue Haus Ihres Lebens errichten. Hier oder dort, Sie bleiben in unserm Herzen.

„Und so erheben wir uns und rufen mit dem Scheidegruss und Glückwunsch unserem lieben Freunde Heinrich von Treitschke ein Hoch!"

---

*) Moritz Busch, der bekannte Schriftsteller und Journalist, Biograph Bismarcks, damals Redakteur der Grenzboten.

ANZEIGEN.

Friedrich Meinecke, das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. I. 1771—1814. Mit einem Bildniss in Lichtdruck. Stuttgart, Cotta. 1896.

In wie hohem Grade auch die öffentliche Aufmerksamkeit durch die neueren Kriege und die politischen Wandlungen unserer Zeit gefesselt wird, das Interesse an der Erhebung gegen den ersten Napoleon ist dadurch nicht vermindert worden. In Frankreich ebenso wie in Deutschland hat sich der Wiedergeburt Preussens nach dem Tilsiter Frieden und dem Kriege von 1813—1814 eine noch erhöhte Theilnahme zugewendet, die in zahlreichen militärischen, politischen und vorzugsweise in biographischen Werken ihren Ausdruck findet. Dass diese Literatur einen so stark ausgeprägten biographischen Charakter trägt, ist zum Theil die Folge davon, dass viele Memoiren, Erinnerungen, Briefwechsel aus jener Zeit, die früher zurückgehalten wurden, nach und nach an das Licht getreten sind und es ermöglicht haben, die Entwickelung und die Thätigkeit der Einzelnen genauer zu verfolgen.

Unter den Helden des Befreiungskrieges nimmt Hermann von Boyen eine besondere Stellung ein. Wie sein Meister Scharnhorst ist er weniger durch eigentliche Kriegsthaten als durch seine organisatorische und politische Wirksamkeit berühmt geworden. Er ist dabei eine durchaus eigenartige Erscheinung, eine sinnige Natur, zu philosophischer Betrachtung geneigt und doch wagemuthig und entschlossen, von hohem, sittlichem Muthe, von inniger, man könnte fast sagen leidenschaftlicher Liebe zum Vaterlande erfüllt. Vor einigen Jahren sind die Erinnerungen*), die er im Alter niedergeschrieben hat, veröffentlicht worden und haben berechtigtes Aufsehen erregt: jetzt ist der erste Theil einer ihm gewidmeten Biographie erschienen, die weit über die meisten ähnlichen Werke hervorragt und sich den besten an die Seite stellt. Neben der eingehenden Sorgfalt des Verfassers sei namentlich die Unparteilichkeit hervorgehoben, mit der er die Beziehungen seines Helden zu dessen Genossen und Mitarbeitern beurtheilt. Er will nicht nur die Lebensschicksale und die Thätigkeit Boyens darlegen, in gedankenvoller, anziehender Weise zeigt er, wie dessen Persönlichkeit sich im Zusammenhange mit den geistigen Strömungen der Zeit und unter deren mannigfaltiger Einwirkung entwickelt.

Hermann von Boyen wurde 1771 als Sohn eines preussischen Offiziers in dem ostpreussischen Städtchen Kreuzburg geboren. Mit zwölf Jahren trat er bereits in das Heer. Von 1787—1790 war er als Fähnrich auf der Kriegsschule in Königsberg. Er benutzte mit grossem Eifer die ihm hier gebotene Gelegenheit, neben seinen eigentlichen Studien auch Vorlesungen an der Universität zu hören. Zu den berühmtesten Zierden derselben gehörte damals neben Kant der Nationalökonom Kraus, der zuerst in Deutschland im Anschluss an Adam Smith' Lehren die wirthschaftliche Freiheit des Einzelnen vertrat. Boyen hat sowohl Kant wie Kraus gehört, und wenn er auch damals zu jung und zu wenig vorgebildet war, um sie ganz zu verstehen, so haben doch ihre Lehren bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht und grossen Einfluss auf seine späteren Studien ausgeübt. Kaum hatte der geistesfrische Jüngling die Kriegsschule verlassen, als General von Wildau ihn zum Adjutanten wählte. Boyen gewann bald das Vertrauen des Generals, so dass dieser dem jungen Lieutenant die Besorgung der

*) Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Herausg. von Nippold. 3 Bde. Leipzig, Hirzel. 1889 u. 1890.

Geschäfte fast ganz überliess sowohl während des Friedensdienstes, als nachher unter den schwierigen Verhältnissen des polnischen Krieges. Ganz anderer Art als der geniale aber etwas sorglose Wildau war sein Nachfolger, der kernige General von Günther, der an sich selbst wie an seine Untergebenen die höchsten Anforderungen stellte. Boyen widmete ihm grosse Verehrung. Dass er ihm als Adjutant nahe stehen durfte, war für ihn eine vorzügliche Schulung.

Eine andere, nicht weniger lehrreiche Schule waren zehn Jahre des Frontdienstes, erst als Premierlieutenant, dann als Stabskapitän in Gumbinnen und in dem kleinen, weltentlegenen Bartenstein, wo Boyen nur wenig geselligen Verkehr, aber desto mehr Musse hatte, sich dem Dienste und den Studien zu widmen. Mit den Pflichten des Dienstes nahm er es sehr ernst. Wie sein Biograph sagt, hat er „sein ganzes Leben lang einen Zug zu dem Kleinen im Leben gehabt, aber er erfüllte es sich auch mit sittlicher Wärme“. Noch später in seinen Erinnerungen mahnt er, die Geschäfte des kleinen Dienstes nicht als etwas Untergeordnetes und Mechanisches anzusehen, man müsse nur lernen, sie geistig aufzufassen. Er achtet die sittliche Persönlichkeit auch des Geringsten, sucht das Ehrgefühl der Soldaten zu heben, vermeidet die üblichen barbarischen Strafen und freut sich zu sehen, dass seine Kompagnie trotzdem auch in Pünktlichkeit und Sicherheit des Dienstes nicht hinter anderen zurücksteht, dass ihre Tüchtigkeit ausdrücklich anerkannt wird. Ebenso wie an seinen Untergebenen arbeitet er an sich selbst. Zahlreiche Selbstbetrachtungen, für keines anderen Auge bestimmt, zeigen, wie streng er sich beurtheilte, wie sehr er bemüht war, die eigene Persönlichkeit immer klarer herauszubilden. Er ist ein Kind der Aufklärungszeit und des Rationalismus, weiss sich aber vor ihrer Verflachung zu bewahren. Auch die neuen geistigen Anregungen, die von Herder und von Goethe ausgehen, wirken auf ihn. Nach mancherlei Richtungen führt ihn sein Lerneifer, immer aber kehrt er wieder zu den Anforderungen seines Berufes zurück, die den Mittelpunkt seines Denkens und Arbeitens bilden. Über Fragen der Heeresorganisation hat er verschiedene Aufsätze ausgearbeitet, die theils veröffentlicht, theils der Militärischen Gesellschaft in Berlin oder dem Könige eingesendet wurden, so über den Unterricht in den für die Kinder der Soldaten eingerichteten Garnisonschulen, über die militärischen Gesetze, über die Verminderung der Exemtionen (d. h. der Befreiung von der Dienstpflicht), über die Beförderung der Offiziere u. a. Seine Reformvorschläge zeigen ihn erfüllt von Bewunderung für den fridericianischen Staat und sein Heer. Nur einzelnes will er ändern, das den Zeitverhältnissen nicht mehr entspricht. Er verkennt aber, dass die Durchführung seiner Forderungen, namentlich der allgemeinen Wehrpflicht, die er für wünschenswerth erklärt, dem Heere einen wesentlich anderen Charakter geben würde.

Zur Ausführung kamen seine Vorschläge damals nicht, für ihn selbst aber hatten sie den Vortheil, dass man auf ihn aufmerksam wurde und ihn zu einer neuen Thätigkeit berief. Beim Beginn des Krieges im Jahre 1806 wurde er dem Stabe des Oberfeldherrn zugetheilt und bekam so Gelegenheit, mit eigenen Augen die Zerfahrenheit des grossen Hauptquartiers zu sehen, die den unglücklichen Ausgang des Krieges verschuldete. In seinen Erinnerungen hat er später mit herbem Spotte über die hier gemachten Erfahrungen gesprochen. Er wurde bei Auerstädt schwer verwundet, hatte das besondere Glück, vortreffliche Pflege in einem Privathause zu finden, und entging der Gefangenschaft.

Nach dem Tilsiter Frieden wurde Boyen in die Reorganisations-Kommission berufen und gehörte bald zu Scharnhorst's treuesten und eifrigsten Mitarbeitern. Er arbeitete an den Entwürfen für Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die

damals noch auf heftigen Widerstand stiess und vom Könige abgelehnt wurde. Ausserdem war er an der Ausarbeitung der neuen Kriegsartikel, der Verordnung wegen der Militärstrafen, an der Neuordnung des Verpflegungswesens und der Militärbildungsanstalten sowie anderer Theile der durchgreifenden, alle Zweige der Heereseinrichtung umfassenden Reform betheiligt. Mit Einsetzung seiner ganzen Kraft suchte er dieselbe zu vertreten und gegen die Angriffe der „Maulwürfe“ zu vertheidigen, wie er die Gegner der Reform, namentlich die im Geheimen wühlenden, zu nennen pflegte. 1810 wurde er zum Direktor der ersten Abtheilung des allgemeinen Kriegsdepartements ernannt und trat damit in unmittelbare Beziehung zum Könige, dem er über alle persönlichen Verhältnisse: Beförderung, Entlassung, Versetzung, Gehalts-, Ordens- und Gnadensachen, Belohnung und Bestrafung Vortrag zu halten hatte. Da Friedrich Wilhelm Vertrauen zu ihm fasste, fragte er ihn auch in anderen Dingen um seine Meinung, so dass Boyen Veranlassung erhielt, den allgemeinen, politischen Verhältnissen näher zu treten, von denen er sich bis dahin zurückgehalten hatte, da es nicht in seiner Art lag, über den gegebenen Kreis seiner Pflicht hinauszugreifen. Nur im Herbst des Jahres 1808, als die unerschwinglichen und demüthigenden Forderungen der von Napoleon verlangten neuen Konvention den Gedanken eines Verzweiflungskampfes anregten, hatte Boyen in einer Immediateingabe den König gebeten, einen Landtag, eine Versammlung von Vertretern der Nation aus allen Ständen zu berufen und ihnen die Frage vorzulegen, ob man die französischen Forderungen annehmen oder auf alle Gefahr hin ablehnen solle. 1809 war er für den Anschluss an Österreich gewesen. 1811 trat er für die Verbindung mit Russland ein und suchte den Einfluss, den ihm jetzt seine Beziehungen zum Könige und zum Staatskanzler gaben, dafür geltend zu machen.

Als der König sich dennoch für das Bündniss mit Frankreich entschied, nahm Boyen den Abschied. Nur zögernd entschloss er sich, nach Russland zu gehen, so dass er erst nach dem Brande Moskaus in Petersburg eintraf, als die entscheidende Wendung des Krieges bereits stattgefunden hatte. Er ist dann nicht in russischen Dienst getreten, da Kaiser Alexander ihm sogleich Eröffnungen über seine politischen Pläne machte und ihn bat, eilends zurückzureisen, um dem Könige die neuen Vorschläge für ein russisch-preussisches Bündniss zu überbringen. Diese eilige Rückreise erlitt indessen grosse Verzögerung. Erst wurde Boyen an der österreichischen Grenze durch Metternichs Besorgnisse viele Wochen zurückgehalten, dann gestattete Hardenberg nicht, dass er nach Berlin komme, so lange der König dort in der Gewalt der französischen Machthaber war. Auf die Verhandlungen mit Russland hat Boyen daher nicht einwirken können. Desto eifriger betheiligte er sich im Frühjahr 1813 an den Rüstungsarbeiten, nachdem er auf Scharnhorst's Bitte vom Könige zu Gnaden angenommen und als Oberst im Generalstabe wieder angestellt war. Jetzt endlich gelang es durchzusetzen, dass wenigstens für die Dauer des Krieges alle Befreiungen von der Dienstpflicht aufgehoben und alle waffenfähigen Männer zur Vertheidigung des Vaterlandes herangezogen wurden. Während des Waffenstillstandes wurde Boyen Chef des Stabes beim Korps des Generals von Bülow. In dieser Stellung hat er den Herbstfeldzug in Deutschland, den Winterfeldzug in den Niederlanden sowie den Frühjahrsfeldzug in Frankreich mitgemacht und an allen rühmlichen Thaten des Korps hervorragenden Antheil gehabt.

Im Sommer 1814 kehrte Boyen nach Berlin zurück, um das Kriegsministerium in neuer, umfassenderer Weise einzurichten. Sein vornehmster Gehülfe hierbei war Oberst von Grolmann, mit dem er schon früher in der Reorganisations-Kommission zusammen thätig gewesen war. Gemeinschaftlich arbeiteten sie die

neue Wehrordnung aus, welche die bis dahin nur als vorübergehenden Ausnahmezustand bewilligte allgemeine Wehrpflicht zu einer dauernden Einrichtung, zur Grundlage des preussischen Heerwesens machte. Die Gegner der allgemeinen Wehrpflicht und der durch dieselbe bedingten kurzen Dienstzeit der Truppen waren zwar nicht verstummt, nach den glänzenden Erfahrungen des Befreiungskrieges konnten sie aber zunächst keinen grossen Einfluss ausüben. Desshalb eilten Boyen und Grolmann die günstige Stimmung zu benutzen und ihr grosses Werk unter Dach zu bringen. Durch kluge Nachgiebigkeit in Nebenfragen beschwichtigten sie die Bedenken der anderen Minister und bestimmten den König noch im September, ehe er die Reise zum Wiener Kongresse antrat, das neue Wehrgesetz zu unterzeichnen.

Mit diesem grossen Erfolge Boyen's schliesst der erste Band unserer Biographie. Die Fortsetzung wird sich mit dem Kampf gegen die bald eintretende Reaktion, gegen die wieder siegreich werdenden „Maulwürfe" zu beschäftigen haben. Zur Förderung seiner Arbeit richtet der Verfasser an alle Familien, welche Briefe Boyen's besitzen, die Bitte, ihm dieselben mitzutheilen.

Paul Goldschmidt.

Die Memoiren des Grafen Ernst von Münnich. Nach der deutschen Originalhandschrift herausgegeben sowie mit einer Einleitung und einer Biographie des Verfassers versehen von Arved Jürgensohn. Stuttgart, Cotta, 1896.

Der jüngere Münnich, der Verfasser der vorliegenden Memoiren, ist keine so markante Persönlichkeit, wie sein Vater, der berühmte russische General-Feldmarschall. Verständig, ehrlich und zuverlässig ragt doch Ernst von Münnich über ein gewisses Durchschnittsniveau nicht hinaus und hat demgemäss auch in den russischen Wirren der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine lediglich passive Rolle gespielt; eigentlich nur deshalb, weil er der Sohn seines Vaters war, nicht seiner eigenen Thätigkeit wegen sah er sich in den Staatsstreich, durch den Elisabeth die Gewalt an sich zu reissen wusste, verwickelt, musste er Petersburg mit dem Exil von Wologda vertauschen, aus dem ihn erst der Regierungsantritt Peters III. befreite. Er bekleidete fortan im Staatsdienst höhere Stellungen, in denen er sich, ohne eigentlich schöpferische Ideen zu entfalten, doch als kenntnissreicher und gewissenhafter Beamter erwies; insbesondere erwarb er sich als Generalzolldirektor um den russischen Handel Verdienste; betheiligte sich auch nicht ohne Geschick an den Arbeiten der „grossen gesetzgebenden Kommission" von 1767. Er starb am 24. Januar 1788, über achtzig Jahre alt.

Ganz dasselbe, was von Münnichs staatsmännischer Wirksamkeit gilt, waren seine schriftstellerischen Leistungen. Auch seine Memoiren fesseln nicht um ihrer selbst willen, wissen nicht durch Eigenart und individuelle Färbung ein persönliches Interesse zu erregen, sondern sind wesentlich nur durch ihren Inhalt von Bedeutung. Münnich erzählt schmucklos und einfach, dafür aber klar und anschaulich. Er ist durchaus zuverlässig und wahrheitliebend — natürlich hat man nicht zu vergessen, dass er freilich unbewusst und im besten Glauben, die Dinge manchmal nicht so sieht, wie sie sind, sondern sie durch die Brille seines Vaters anschaut. Seine eigene Person tritt meist zurück, nur selten, wie da, wo er seine Hochzeit schildert, bildet sie den wirklichen Mittelpunkt seiner Darstellung; im Ganzen ist nicht er, sondern sein Vater der Held seiner Aufzeichnungen. Diese sind in historischer Hinsicht, insbesondere für zwei Thatsachenkomplexe, von Wichtigkeit: für den türkischen Feldzug (1736—1739) und für den Staatsstreich nach dem Tode der Kaiserin Anna. Seine ausführliche Erzählung des Türkenkrieges erweist sich freilich bei genauerem Hinsehen als nicht ganz selbstständig; abgesehen von anderen Quellen hat er vor Allem Memoiren Mansteins benutzt; doch bringt er auch in diesem Theil seines Werkes eine Anzahl eigener Angaben. Viel werthvoller ist sein Bericht über die Begebenheiten bei Hofe, über die Regentschaft Birons und seinen Sturz durch den Feldmarschall Münnich; hier sind

unsere Memoiren, wenn sie auch absichtlich über die leitenden Personen sich möglichst schonend ausdrücken, eine Quelle ersten Ranges. Leider brechen sie im Juni 1741 ab.

Die kulturgeschichtliche Ausbeute der Memoiren ist bedeutend geringer als die politische. Über die so hoch interessanten inneren Verhältnisse des durch den Willen seiner Herrscher plötzlich in die Reihe der Kulturstaaten versetzten russischen Reiches erhalten wir nur ganz gelegentliche, allzu kurze Notizen; von etwas längeren Ausführungen ist eigentlich nur jene über den Bau des Sadogakanals zu nennen, ausserdem verdient höchstens noch der Bericht über Münnichs Hochzeit Hervorhebung. Wer erwartet, in diesen Denkwürdigkeiten anschauliche Schilderungen von dem Leben des damaligen Russland zu erhalten, der dürfte allerdings enttäuscht werden.

Die Memoiren waren bisher keineswegs unbekannt, aber man besass von ihnen nur eine 1817 erschienene russische Übersetzung. Jürgensohn — der bereits bei einem anderen memoirenartigen, auch nur in russischer Bearbeitung erhaltenen Werk, den „Anmerkungen zu den Memoiren Mansteins", die man lange Zeit dem Grafen Panin zugeschrieben, die Verfasserschaft Münnichs nachgewiesen hatte — gelang es, das deutsche Original im Familienarchiv des Grafen Christoph von Münnich in Dresden aufzufinden. Leider ist diese deutsche Fassung nicht vollständig erhalten; sie reicht nur bis zum Jahre 1739. Die Lücke wird indess zum Theil dadurch ergänzt, dass sich ein Aufsatz im 9. Bande von Büschings Magazin „Antwort auf die vorhergehende Schrift des Herzogs von Curland" als ein diesem deutschen Original der Memoiren entnommener Theilabschnitt herausgestellt hat. Was dann noch fehlt, hat der Herausgeber, um einen vollständigen Text darzubieten, aus der russischen Fassung der Denkwürdigkeiten zurückübersetzt.

Die Ausgabe selbst verdient vollstes Lob. Sie orientirt den Leser in durchaus genügender Weise; durch eine bibliographische Einleitung über die Memoiren selbst, durch eine kurze wohlgelungene Biographie Ernst von Münnichs — einige lästige Wiederholungen in diesen einleitenden Abschnitten hätten sich unschwer vermeiden lassen, — durch kurze sachliche Anmerkungen und ein Register — das, was bei russischen Namen durchaus nicht überflüssig ist, aber leider fast nie geschieht, auch die Aussprache und Betonung der Eigennamen angiebt. — Ausserdem aber befriedigt Jürgensohn auch alle Ansprüche, die man an eine kritische Ausgabe zu stellen hat: es werden alle Abweichungen des deutschen Textes von der russischen Fassung kenntlich gemacht, es sind die wörtlichen oder nahezu wörtlichen Übereinstimmungen der Memoiren mit anderen Quellen durch besonderen Druck hervorgehoben. Es ist dadurch in der That die vorliegende Ausgabe für einen Leser, dem es einfach um den Inhalt der Aufzeichnungen zu thun ist, wie für den wissenschaftlichen Benutzer gleich brauchbar.

Walther Schultze.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. Erster und zweiter Theil. Hamburg und Leipzig, L. Voss, 1890 und 1894.

Von den beiden bisher erschienenen Bänden der Litzmann'schen Schröder-Biographie behandelt der erste die Jugend- und Wanderjahre des Schauspielers und die erste Zeit der Hamburger Periode bis zur Entreprise des Jahres 1767, der zweite den Abschluss der Gesellenjahre und Schröder's erste Hamburger Theaterdirektion von 1771 bis 1780. Er schliesst mit der grossen Künstlerfahrt, die Schröder im Sommer des Jahres 1780 unternahm und die seine Verpflichtung für Wien von Ostern 1781 ab veranlasste. Die Schilderung von Schröder's Jugend- und Wanderjahren liest sich in Litzmann's fesselnder Darstellung wie ein kulturhistorischer Roman. Und eingewoben in diesen Roman ziehen, mit scharfen und markanten Linien gezeichnet, zahlreiche Bilder aus der Litteratur- und Theaterwelt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an unsern Augen vorüber. Indem der Verfasser aus dem Schutt künstlerischer und menschlicher Misere, der Schröder's Jugendjahre überdeckt, den grossen Schauspieler, den energievoll sich emporringenden Menschen, den zielbewussten Schauspielunternehmer vor unsern Blicken erstehen lässt, bleibt er sich

stets seines Programmes bewusst, den grossen Künstler auf dem Hintergrunde seiner Zeit, in seinen Beziehungen zu den bewegenden litterarischen Fragen dieser Zeit zu zeichnen. Fällt dem ersten einleitenden Bande vor allem die Aufgabe zu, neben dem Persönlichen und der Jugendentwicklung des Künstlers das allgemeine Bild der Zeit in ihrem geistigen und litterarischen Charakter zu schildern, so hat der zweite Band die Geschichte derjenigen Jahre zu behandeln, die als die wichtigsten und folgenschwersten in Schröder's Leben und Wirken, mit Beziehung auf seine erste Hamburger Direktion in gewissem Sinne als der Höhepunkt seines Schaffens zu bezeichnen sind. Denn in dieser Zeit entwickelte sich aus dem früheren Tänzer und Darsteller komischer Bedientenrollen der grosse tragische Charakterspieler, der den Ackermann'schen Natürlichkeitsstil zu veredeln und ihn zur Bewältigung höherer Aufgaben zu befähigen wusste, der bahnbrechend und schöpferisch vor allem den Weg zu der Darstellung der grossen Shakespeare'schen Charaktere gewiesen hat. Als Bühnenleiter hat Schröder in der Zeit seiner ersten Hamburger Theaterdirektion energievoll daran mitgeholfen, den Bann der französisirenden Alexandrinertragödie zu durchbrechen und den jugendlichen Vorkämpfern der neuen deutschen Litteratur die Pfade zu ebnen. In inniger Fühlung mit den litterarischen Forderungen seiner Zeit hat er den Führern des Sturmes und Dranges, den Jugendwerken der Klassiker die Pforten seines Musentempels eröffnet, und hierdurch seinerseits, nicht am mindesten durch das Preisausschreiben des Jahres 1775, fördernd und anspornend auf die Produktion der deutschen Dramatiker gewirkt. Vor allem aber sind in dieser Zeit durch Schröder's kräftige Iniative jene denkwürdigen und epochemachenden Schritte geschehen, welche die Gewinnung der Shakespeare'schen. Dramen für das deutsche Theater anbahnten. Mit der entscheidenden Hamlet-Aufführung vom Jahre 1776 war siegreich der Boden gewonnen, auf dem in der Folgezeit der Versuch mit sieben weiteren Werken des Meisters gewagt werden konnte. Ein Hauptantheil an diesen Erfolgen gehörte Schröder's Bearbeitungen der Shakespeare'schen Stücke, die, bei allen Absonderlichkeiten, bei aller platten Nüchternheit, die ungewohnte Kost in äusserst geschickter Weise für Denkart und Geschmack des 18. Jahrhunderts zurichteten. Zum Zwecke dieser Shakespeare-Aufführungen bedurfte es der Bildung und Heranziehung eines Schauspielpersonals, das den neuen, fremdartigen Aufgaben gewachsen war, das dem bis dahin gepflegten charakteristischen Natürlichkeitsstil stärkere heroische Accente abzugewinnen vermochte. Mit der hierbei gebotenen Vorsicht sucht Litzmann auf Grund der einschlägigen Quellen die einzelnen künstlerischen Individualitäten der Schröder-schen Truppe in möglichst lebensvollen Bildern zu fixiren. Die Schwierigkeiten, welche das unzuverlässige und parteiisch gefärbte Material der Theatergeschichte der Bearbeitung nach dieser Seite bietet, sind nicht zu unterschätzen. Um so mehr sind die Vorzüge des Litzmann'schen Buches hervorzuheben. Die vorliegenden Bände seiner Schröder-Monographie können in vieler Beziehung als ein Muster theatergeschichtlicher Darstellung bezeichnet werden. Mit der umfassenden Beherrschung des gesammten einschlägigen Quellen-Materials geht Hand in Hand die souveräne Sicherheit des kritischen Urtheils, das mit Ausscheidung des Unwesentlichen die grossen charakteristischen Züge in die richtige Beleuchtung zu setzen weiss und dabei nirgends die historische Betrachtungsweise, die Gestalten und Dinge auf dem Hintergrunde ihrer Zeit erblickt und abschätzt, vermissen lässt. Nicht der geringste Vorzug des Werkes ist, wie schon angedeutet, dessen flotte und liebenswürdige Schreibweise, die den Leser aller Antheilnahme an der mühsamen Arbeit des Forschers enthebt, ohne der Gefahr zu verfallen, durch feuilletonistische Banalitäten glänzen zu wollen. Bei solchen Vorzügen wird man dem Erscheinen des in Aussicht genommenen Schlussbandes mit berechtigten Erwartungen entgegen sehen.

Eugen Kilian.

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.

Robert Burns.

† 21. Juli 1796.

Von

ALOIS BRANDL.

Die sterblichen Reste des Dichters waren aus dem Stadthaus von Dumfries nach dem Friedhof geleitet und unter dem Pelotonfeuer seiner Kameraden, der Freiwilligen von Südwestschottland, in das Grab versenkt worden. Im Häuschen des liederreichen Accismannes hatte die Wittwe — einst 'bonnie Jeannie', jetzt ein von Sorge gebeugtes Weib — fast gleichzeitig ein viertes Kind zur Welt gebracht, während seine natürliche Tochter Elisabeth in der Obhut seiner betagten Mutter zu Mauchline die Schule besuchte. Ringsum aber lebten die vielen weiblichen Wesen, die er einst ebenso feurig als abwechselnd besungen hatte; und die Adeligen, die zuerst für den vaterländischen Poeten schwärmten, zuletzt aber des unglücklichen Revolutionärs sich schämten; und die gestrengen Geistlichen der Auld Lights, deren Muckerthum er furchtlos gegeisselt hatte. Nur siebenunddreissig Jahre war er alt geworden; daher sass jetzt nicht eine Generation ehrfürchtiger Schüler, sondern hauptsächlich der Areopag der Väter, Mütter und Erzieher über ihn zu Gericht, und das erste biographische Urtheil, das so zu Stande kam, ist ihm bis heute nachgegangen. Ein Geistlicher streute die Fabel aus, der Himmel habe seinen Zorn beim Begräbniss dieses Gottlosen durch Donner, Blitz und Regengüsse ausgedrückt. Besonders anständige Damen wollten nichts mehr von den Versen wissen, in denen er vormals ihre Schönheit gefeiert hatte. Dr. Currie, ein etwas älterer Freund des Verstorbenen, der alsbald seine Lebensbeschreibung und Werke im Interesse der Wittwe und Waisen herausgab (1800), mischte sein ehrliches Wohlwollen mit einer bedeutsamen Dosis von Entschuldigungen und Auslassungen. Eine Dame, welche in der Dumfrieser Zeitung gegen allerlei Verläumder auftrat, kaum zwei Wochen nach dem Begräbniss, und dabei seine Persönlichkeit eher noch höher stellte als seine Dichtungen, gehörte offenbar zur Minorität. Im Allgemeinen war, wie sie selbst sagt, Schottland stolz auf Burns als Poeten, aber nicht als Menschen. England und das Ausland mochte seine Lieder preisen, die Landsleute schüttelten über sein Leben, genauer: über sein Lieben und Trinken, den Kopf. Dass er nicht länger, nicht mehr, nicht Grossartigeres geschaffen, wurde als eine Folge seiner Leidenschaften gefasst, und selbst Carlyle, der 1828 den berühmten Essay über Burns schrieb zeigt sich durchdrungen von Kummer über den moralisch-litterarischen Schiffbruch seines begabtesten Heimathsgenossen.

Naturgemäss erhob sich unter den nationalstolzen Schotten sofort die Frage: warum hat man ihm nicht geholfen? Hatten wir nicht Scharen von

Lords und reichen Leuten, die für ihn sorgen konnten? Eine Pension zu rechter Zeit hätte ihm Befreiung von niedriger Arbeit und die Möglichkeit. seine erste Flamme zu heirathen, verschafft. Im Besitz einer angesehenen Stellung hätte er das Wirthshaus gemieden, statt dessen hat man ihn als Accismann in alle Whiskeykeller geschickt, wie um ihn absichtlich in tägliche Versuchung zu führen. Dass solche Vorwürfe vielfach als berechtigt empfunden wurden, das verräth, abgesehen von direkten Zeugnissen. die Fülle von Spenden, die auf die Hinterbliebenen des Dichters alsbald herabregneten; die Wittwe hatte fortan bequem zu leben; die Kinder konnten gut erzogen und versorgt werden; Schottland suchte an den Nachkommen von Burns, wie einst an denen von Karl I., gut zu machen, was es an ihm selbst versäumt hatte.

Aber hätte Geld ihm wirklich in der gewünschten Weise aufgeholfen? Hätte es einen Bauernsohn von so allseitigem Liebesdrang nicht eher zum vollendeten Don Juan der Gegend gemacht? Ist eine volle Tasche je für ein so elementares Trinkbedürfniss ein Talisman gewesen, der den Gaumen zum Flaschenhasser und den Besitzer zum Temperenzler machte? Auch ist es Burns bis in die letzte Zeit seiner Krankheit nicht so schlecht gegangen. dass er je borgen musste. Diese Skrupel Schottlands sind daher von hervorragender Seite als überflüssig bezeichnet worden. Byron setzte den Fall, sein Liebling Burns wäre ein Patrizier gewesen — was gewiss weniger Versuchungen involvirte, als wenn man den Gärtnerssohn mit geschenktem Gelde ausstaffirt hätte —, und erwog, wie dies auf sein Dichten gewirkt hätte: „Wir würden mehr Glätte haben, weniger Kraft; genau ebensoviel Verse, aber keine Unsterblichkeit; eine Ehescheidung und ein oder zwei Duelle, — dann hätte er wohl, als verfeinerter Trinker, so lange gelebt wie Sheridan und so viele überlebt wie der arme Brinsly“ (1813). Wie sehr Byron Recht hatte, zeigt ein Blick auf sein eigenes Leben: er war ein Patrizier und lebte ein Jahr kürzer als Burns und vermochte seine Landsleute mit seiner Poesie auf die Dauer noch weniger zu befriedigen. Carlyle hatte den Untergang Byrons kürzlich erlebt und noch in frischer Erinnerung, als er 1828 das Geschick der beiden verglich; er kam zum Resultat: Geld war für Burns nicht der Hauptmangel; mancher Dichter war ärmer als er, aber keiner jemals stolzer.

Carlyle suchte für sein unbefriedigendes Leben und Schaffen einen anderen Grund. Ja, nicht recht befriedigendes Schaffen. Er stellte Burns durchaus nicht so hoch, als man erwarten möchte. Aufrichtig und wahr nannte er seine Lieder, aber mehr gereimte Beredsamkeit, gereimtes Pathos, gereimte Vernunft als Melodie und Poesie; selbst die Hexengeschichte „Tom o'Shanter“ führe uns nicht in dämmerige Wunderzeiten zurück, lasse keine tiefen, geheimnissvollen Saiten der menschlichen Natur erklingen, sondern bleibe ein oberflächliches Feuerwerk des Witzes, eine trunkene Phantasmagorie. Burns sei eher mit Musaeus zu vergleichen als mit Tieck. Wie weit Carlyle

dabei von unseren Romantikern beeinflusst und berückt war, ist hier nicht des Näheren zu erörtern. Genug, dass er diese litterarischen Mängel, die er an Burns fand, auf moralische zurückführte, auf den Abgang eines sittlichen Prinzips und Ziels. Milton sei auch nicht reich gewesen, als er das „Verlorene Paradies“ schrieb; sogar verarmt, erblindet, gefährdet; aber er habe ein Himmlisches geglaubt und verehrt, ein Heldenepos gelebt und daher auch gedichtet; er habe Religion gehabt und Burns nicht. Burns sei Skeptiker gewesen, mit einem bebenden Wunsch nach Anbetung im Herzen, doch ohne Tempel im Verstande, tastend in den Nebeln und Schatten des Zweifels. Burns habe das Missgeschick gehabt, in eine rationalistische Zeit zu fallen, das Christenthum nur von den Auld Lights und New Lights vertreten zu sehen, von lauter Weltkindern gelobt und gehätschelt zu werden. Er hätte seine Stunden zwischen Poesie und tugendhaften Fleiss theilen können — geredet wie eine Taube! — und „theilte sie zwischen Poesie und Millionärsbankette“. So verfiel er eitlem, irdischem Ehrgeiz und wurde nur ein stolzer Mensch, gleich Byron, voll Selbstquälerei. War dieser Gedankengang dem noch ziemlich jungen Kritiker von Craigenputtock nicht einseitig durch den Vergleich mit Byron nahegelegt worden? Hat nicht auch Shakspere manchem seiner edelsten, liebsten Helden, wie Hamlet und Prospero, agnostische Sätze in den Mund gelegt und dabei doch unzweifelhaft grosse Poesie geschrieben? Wie stand es mit dem Glauben Goethes und der Gottesfurcht Homers? Wenn wirklich Poesie nur eine andere Form von Weisheit und Religion, ja die Weisheit und Religion selbst ist, wie Carlyle behauptet, wo bleibt dann der litterarische Erfolg so vieler tief gläubiger und gottesfürchtiger Dichterlinge? Es mag gut platonisch sein, das Schöne mit dem Wahren und Guten zu verquicken; aber schädlich ist es für alle drei. Das höchste Schöne ist nicht wahr im Sinn der Wirklichkeit, daher auch nicht zum Führer durch die Wirklichkeit bestimmt; es ist eine Schöpfung der Phantasie, die ein Element für sich ist, unausrottbar durch alles Christenthum, wie das Eisen im Blut, das Gewitter am Himmel, der Wildbach in den Bergen, der Krieg in der Gesellschaft — fasse es, wer da kann, niemand wird es ungestraft vergessen. Widerspruch gegen Carlyle's Auffassung ist auch nicht ausgeblieben. Wer *The Cotter's Saturday Night* dichtete, sagt Leslie Stephen im Dictionary of National Biography (Bd. VII), besass sicherlich ein höheres religiöses Gefühl; und was den Glauben betrifft, hat ihn Carlyle selbst allmählich noch weit entschiedener aufgegeben als sein bäuerlicher Landsmann. Eine systematische Skeptik, hervorgehend aus Kälte des Herzens, kann die Thatkraft leicht lähmen; aber Burns revoltirte vielmehr aus einem warmen Idealismus und männlichen Kraftgefühl gegen ein System kleinlicher Scheinheiligkeit. Sein Stachel war nicht gegen das Christenthum gerichtet, ja nicht einmal gegen die Kirche; als ihn die Pfarrgeistlichkeit wegen seiner unregelmässigen Heirath mit Jean Armour zur Kirchenbusse verurtheilte, stand der stolze Bursch drei Sonntage beim Gottesdienst vor der Gemeinde

17*

von Mauchline; als einmal ein Witzbold in seiner Gegenwart über den Covenant spöttelte, den grundlegenden Akt für die schottische Kirche, wies ihn Burns ernsthaft zurecht, denn der Covenant sei zugleich die Wurzel aller politischer Freiheit gewesen. Selbst zu denken, ja, das hat er sich erlaubt, und gegen Orthodoxe vom Schlage des Holie Willie zu wettern; aber dafür hätte ihm gerade von einsichtig protestantischer Seite vielmehr Dank gebührt. Dass ihm die Bibel zu allen Zeiten Trost und Stütze blieb, hat er seiner Pflegerin in seiner langen Todeskrankheit ausdrücklich erklärt. Klingt das skeptisch?

Unter solchen Umständen empfiehlt es sich, die ganze Fragestellung von neuem zu untersuchen.

Vielleicht sind die verschiedenen Versuche, seinen moralisch-litterarischen Schiffbruch zu erklären, deshalb misslungen, weil es einen solchen bei ihm schlechterdings nicht gegeben hat.

Die neue Ausgabe seiner Biographie und Werke, die soeben William Wallace zur hundertjährigen Erinnerungsfeier seines Todes veröffentlicht, stellt eine Reihe Thatsachen in's Licht, oder in besseres Licht, welche zu letzterer Auffassung stimmen. Zwar liegt zunächst nur der erste Band vor (Edinburg, Chambers, 492 S.); doch kommen da bereits die wichtigsten Punkte zur Sprache.

So hat man sich gewöhnt, seinen frühen Tod — um mit dem Ende anzufangen — als eine Folge zügelloser Lebensweise anzusehen, die hiemit zugleich sein poetisches Schaffen verhängnissvoll beschränkt habe. Über den Charakter seiner Krankheit gewinnt man aus den Berichterstattern keine klare Vorstellung. Es wird von einem rheumatischen Fieber geredet, von einer fliegenden Gicht, von einer Verkühlung. Wer dies auf Liebe und Whiskey zurückführen will, wird viel Scharfsinn aufbieten müssen. Dagegen wird alles begreiflich, wenn man erfährt, dass nicht bloss der Vater des Dichters an der Schwindsucht starb, sondern auch seine Grossmutter mütterlicher Seite mit 34 Jahren einem Lungenleiden erlag (Wallace S. 44). Jahrelange Kraft und Blüthe des Aussehens ist gegen eine solche Anlage oft ein sehr trügerischer Gegenbeweis.

In Bezug auf Bildung ist es merkwürdig, wie viel Denkschärfe bereits der Vater des Dichters „William Burnes, farmer at Mount Oliphant" entwickelte, in einem Katechismusdialog zwischen Vater und Sohn (Wallace S. 455—9), den er selbst verfasste. Reue z. B. wird da nicht bloss als ein Kummer über begangene Sünden definiert, sondern als eine Bemühung, die böse Natur der Sünde zu ergründen. Auch andere theologische Schriften, die der Dichter in der Jugend eindringlich las (beschrieben von Wallace S. 459—462), gefallen sich oft in haarscharfer Dialektik. So heisst es in Goudie's Bible: die grosse Ursache alles moralischen Übels in der Welt kommt nicht von der Wirkung der sogenannten Erbsünde, welche von Generation zu Generation fortgepflanzt wird, sondern von der zu Eitel-

keit geneigten Naturanlage, mit der Adam für die Prüfung geschaffen war. Hält man dazu die eigenen Angaben von Burns über seine Bekanntschaft mit Locke's Essay on the Human Understanding und Adam Smith's Moral Essays, so erscheint Carlyles Ausspruch, Burns habe nie Philosophie gesehen, gewiss nicht zutreffend; und hiemit fällt auch Carlyles Ansicht, er sei, als ihm die kirchlichen Dogmen zweifelhaft wurden, ohne jeden anderen Halt gewesen. Vielmehr zeigt er sich schon in jungen Jahren bestrebt, einen sittlichen Kult auf rein vernunft-religiöser Basis zu üben. Nichts bezeichnender dafür als zwei Gebete an den grossen Unbekannten und Allmächtigen (Wallace S. 82 und 115), beide deutliche Nachahmungen des „Allgemeinen Gebetes“, das einst Pope seinem von Shaftesburys Geist erfüllten „*Essay on Man*“ als Anhang beigegeben hatte. Statt der Anrede an den persönlichen Vater im Himmel heisst es bei Pope: „*Thou first great cause, least understood*“; ähnlich hebt Burns an: „*O Thou Great Being, what Thou art surpasses me to know*“ und „*O Thou unknown, Almighty Cause*“. Nichts wüssten wir von der Gottheit, sagt Pope, als dies, „*that Thou art good*“; ebenso Burns: „*no other plea I have but, thou art good*“ — darum hab' Nachsicht mit mir, dem du „wilde, starke Leidenschaften“ gegeben hast! Er ahnte also früh das gefährliche Temperament, das er in sich trug, und bot sofort die Mittel der Bildung auf, um es zu bekämpfen.

Auch seine litterarische Schulung hat man unterschätzt. Die Phrase vom Naturdichter, der keine Meister kennt, dem sein Genie alle Vorbilder ersezt, der so gewissermaassen die Poesie neu erfindet, hat bisher am Fall Burns eine Hauptfestung gehabt. Dagegen hat sich nun Wallace das Verdienst erworben, manche Einflüsse englischer und schottischer Kunstdichter des 18. Jahrhunderts auf ihn aufgedeckt zu haben. „*I dreamed a lay*“, geschrieben von Burns, als er siebzehn Jahre alt war, zeigt im Gesammtinhalt, in einzelnen Ausdrücken und in der Technik enge Übereinstimmungen mit Mrs. Cockburn's Flowers of the Forest (S. 51). „*Winter*“, sein ältestes gedrucktes Gedicht, und „*No churchman am I*“ enthalten je einen Vers aus Young, die Grabschrift auf seinen Vater einen aus Goldsmith. Auf Entlehnungen aus Pope ist bereits oben hingewiesen worden. Ramsey und Ferguson, als Landsleute des Dichters, die kurz vor ihm die gemüthvollen Motive des Volksliedes mit der Kunsttechnik zu vereinbaren gesucht, sind als seine direkten Vorläufer zu betrachten. Mit Ossian war er bekannt; er entnahm ihm den Namen Luath für einen seiner „*Twa dogs*“. Die Psalmen hat er in mehreren Jugendversuchen paraphrasirt (Wallace S. 116 ff.). Endlich hatte er die Technik des Volksliedes zu lernen: den bewegten Eingang, wo möglich mit einem Ausruf; den Marschrythmus, der jeden Vers in zwei Hälften theilt und jede Hälfte mit einem schweren Ictus versieht; die Wahl von lauter sinnlichen und heimischen oder doch längst populär gewordenen Wörtern; die Wiederholungen, den Refrain u. s. w. Dies Können war ihm durchaus nicht angeboren; wir besitzen einen Jugendversuch von ihm, „*Handsome*

Nell", worin er noch allerlei Zeilen einmischt, die dem Tone des Volksliedes durchaus widerstreben, z. B. *„without some better qualities"*; *„her reputation is complete"*; *„it's inocence and modesty, that polishes the dart"* (Wallace S. 45). Er hatte also trotz seiner glücklichen Anlage auch zu arbeiten, bis er das erreichte, was immer der Gipfel der Kunst gewesen ist: vollendete Natur; und manche Variante in Wallace's Ausgabe zeigt, wie emsig er noch in späteren Jahren an seinen alten Produkten feilte. Keine köstlichere Mitgift hätte ihm in jener überklug gewordenen Aufklärungszeit in die Wiege gelegt werden können als jener schlicht ergreifende Volkston; strebte ihm die heutige englische Poesie nur eifriger nach, statt sich in ehrgeizigen Reflexionen und künstlichem Elisabethinerthum zu gefallen! Aber für Carlyle ist das nur gereimtes Pathos und gereimte Rhetorik, und Carlyle ist ein ehrenwerther Kritiker.

Des Weiteren behauptet Carlyle, Burns habe keine Entwickelung genommen, er sei immer geblieben, was er zu Anfang der Zwanziger gewesen, ohne Fortschritt. Das ist wahr. Nachdem Burns von den einfachen Strophenformen des Volksliedes rasch zu den verschlungenen vorgedrungen war, blieb er dabei (abgesehen von gelegentlichen Versuchen im Kunststil). Nur ist das nicht so zu erklären, als wäre Burns ohne Strebsamkeit gewesen, in einem kümmerlichen Zustand materieller oder moralischer Art. Die Technik des Volksliedes erlaubt eben keine wesentliche Steigerung, denn sie will nicht durch und auf den Verstand wirken sondern auf das Gemüth, und das Gemüth ist am reichsten und frischesten in der Jugend; nur der Verstand wächst mit den Jahren. Über das Volkslied, die volksthümliche Lyrik und komische Volksballade aber ging die Anlage von Burns überhaupt nicht hinaus. Wohl versuchte er sich einmal im Drama: ein Fragment ist vorhanden, das Übrige fiel unter den Tisch. In epischer Hinsicht hat er es gar nie versucht, eine ernsthafte Ballade zu dichten, obwohl die berühmtesten Muster dieser Art ihm bekannt waren und einen hinreissenden Eindruck auf ihn gemacht hatten. Die anpruchsvolleren Gattungen der Kunstlyrik hat er selten mit Erfolg probirt. Eigentlich kann man es daher nur loben, dass er bei dem blieb, wozu er taugte. Hätte er es nicht gethan sondern durchaus auf fremden Sätteln reiten wollen, dann erst könnte man von einem Niedergang bei ihm reden und dessen Grund erforschen wollen.

Die Liebe ist in der Biographie von Burns der verfänglichste Punkt. Die hübschen Mädchen waren ihm Gegenstand eines glühenden und sehr weitgehenden Entzückens, das sich mit einer naiven Dankbarkeit gegen den Schöpfer verband, bis sein Cultus irdischer Schönheit fast den Charakter eines Gottesdienstes annahm. Die Regeln des Junggesellenclubs von Tarbolton, die wesentlich von Burns herrühren, enthalten die bezeichnende Vorschrift: „Jedes Mitglied muss ein frankes, ehrliches, freies Herz haben, ohne Schmutz oder Niedrigkeit; und muss erklärter Liebhaber von einem oder mehreren weiblichen Wesen sein". Die Dirnchen waren ihm das

Salz des Lebens; sie halfen ihm stets in ein Hochgemüth, ungefähr wie es patriotische Begeisterung manchmal that, und in späteren Jahren des öftern die Kanne. Um diese Verhältnisse hat sich ein gut Theil Klatsch gehäuft; aber die Untersuchungen von Wallace zeigen jetzt, dass immer jene Auffassung die richtigste gewesen war, die dem Dichter das bestmögliche Wollen zutraute.

Da ist zunächst die Geschichte mit Elisabeth Paton, von der seine natürliche Tocher stammte. Warum er sie nicht geheirathet? Seine eigene Mutter erklärte, Elisabeth sei nicht blos ausnehmend hübsch, sondern zugleich so rührig und ehrlich gewesen, dass ihre Dienstfrau, als sie das Unglück merkte, nach Kräften zur Ehe drängte: aber Elisabeth war grob und äusserst ungebildet; hatte einen Kopf unlenksam wie ein Bauer und wollte von keiner Art Verfeinerung wissen. Daher war die Familie des Dichters gegen die Heirath, zumal das Mädchen selbst sagte, Burns habe ihr nichts versprochen. Sie heirathete nach einiger Zeit einen Knecht und gab eine ausgezeichnete (most excellent) Frau ab; womit sich die Angelegenheit für uns ‚ländlich, sittlich‘ erledigt.

Warum er dann Jean Armour, die ihm Zwillinge schenkte und dafür mit ihm Kirchenbusse thun musste, nicht sofort zu seiner Frau machte, ist längst bekannt: ihr Vater erlaubte es nicht, bis Burns durch die Veröffentlichung seiner Gedichte zu Ansehen gelangte. Aber Burns wartete nicht ruhig, sondern entschloss sich in der Zwischenzeit zur Auswanderung nach Amerika, bereitete auch alles dazu vor, bis ihn abermals der Erfolg der Gedichte aus der Verlegenheit befreite. Dies Unternehmen schien bisher vielen Lesern abenteuerlich und sogar berechnet, sich den Vaterpflichten zu entziehen. Jetzt lernen wir aus Wallace, dass damals eine Menge junger Burschen aus derselben Gegend in gleicher Weise auswanderten, ohne dass absonderliche Beweggründe dabei zu suchen wären; und dass Burns durch Gerüchte, die seine Jean allerdings in einem sehr argen Licht erscheinen liessen, zeitweilig zur bittern Überzeugung gekommen war, er müsse sie aufgeben (Wallace, S. 345).

Besonders schlimm hatte endlich jene dumm-schlaue Kirchbuchforschung, die auch bei uns vor einiger Zeit das Sesenheimer Pfarrerstöchterchen mit schmutziger Verleumdung bewarf, der Mary Campbell mitgespielt, der liebenswürdigen Hochschottin, der Burns nach kurzer, innigster Freundschaft, als sie plötzlich starb, das berühmte Gedicht *„Mary in Heaven“* nachsang: *„O ling'ring star, with lessening ray thou lov'st to greet the early morn.“* In den Pfarrpapieren von Dundonald fanden sich Berichte von einer Mary Campbell, die kurz vorher mit einem ganz schlechten Menschen ein scandalöses Verhältniss gehabt hatte. Schnell war die ‚starke Wahrscheinlichkeit‘ fertig, sie sei die Mary Campbell des Burns gewesen, dessen schwärmerische, ja fromme Verse auf sie dann entweder höchst thöricht oder geradezu frivol erscheinen müssten. Dagegen zeigt jetzt Wallace, dass diese Berichte nicht von

der Geliebten des Burns handeln, sondern von einer ganz anderen Mary Campbell, ihrer Cousine (S. 474 ff.) Die echte Mary bleibt also — um die Worte von Prof. Nichol zu wiederholen — die weisse Rose, die aufwuchs und blühte inmitten seiner Passionsblumen.

Es soll nicht geleugnet werden, dass sich Burns durch seine Schürzenjagd mit Sitte und Sittlichkeit in Conflikt setzte. In schweren Stunden und Wochen hat er es gebüsst. Ob es ihn aber dichterisch ruinirt oder geschädigt habe, ist eine andere Frage. Eher kann man die umgekehrte Wirkung vertreten: das Dichtertalent hat in sein Leben Sturm und Wetter gebracht; es füllte seine Phantasie mit sinnberückenden Vorstellungen, so stark, dass sie sich nicht bloss in Versen, sondern auch in Thaten umsetzten; den Wahrheitsreiz seiner Lieder bezahlte er mit seinem Leumund und Gewissen. Dichter und Künstler drängen immer nach dem Naturrecht, während die Gesellschaft stets an den historischen Rechten und gewordenen Vorrechten hängen muss. Es liegt eine tragische Grösse in dem Kampfe, den Burns, wie ein feuriges Rennpferd, gegen diese Schranken aufnahm und mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit durchführte. Die damalige Zeit in Schottland mit ihrem halb modernen Rationalismus und halb mittelalterlichen Calvinismus setzte ihm ausnehmend viele Schranken entgegen; aber ein Burns wäre zu jeder Zeit und bei jedem Volke mit den bestehenden Gewalten in Streit gerathen. Er war der echte Lyriker, der in seinem Hochgefühl aufgeht, dessen dichterische Vollkraft nicht zu denken ist ohne seine persönlichen Rücksichtslosigkeiten, und den überdies ein urwüchsiges Bauernvolk umgab, das sich aus seinem Fensterln und Bechern lange nicht so viel machte als unsere heutigen stadtgebildeten Litteraturkritiker.

Darum hat es die Burns-Gemeinde wahrhaftig nicht nöthig, etwa mit einem begeisterten und einem beschämten Auge sein Jubiläum zu feiern. Hat doch selbst der Prophet Carlyle in späteren Jahren, als er nicht mehr in Craigenputtock sondern in London weilte und mit kosmopolitischem Blick *„Heroes and Heroism“* schrieb, seine Meinung geändert und Burns als *„a giant original man“* gefasst, als einen Bauerngott gleich dem alten nordischen Thor; nicht mehr als einen mit sich selbst uneins gewordenen Skeptiker, sondern als eine Seele von besonders gesunder Robustheit; nicht mehr als einen gottbegnadeten Dichter mit bedauernswerthem Leben, sondern als eine Persönlichkeit, an der die geniale Aufrichtigkeit und Consequenz die Hauptsache sind, so dass die Dichtungen verhältnissmässig nur wie geringe Fragmente seines eigentlichen Wesens erscheinen.

Ignaz von Döllinger.

Von

BERNHARD MÜNZ.

Anlässlich der vierhundertjährigen Stiftungsfeier der Alma mater Ludovico-Maximiliana brachte der Rector Magnificus I. v. Döllinger am 2. August 1872 folgenden Trinkspruch auf München und dessen Bürger aus: „Ein griechischer Philosoph hat es als sein höchstes Lebensgut bezeichnet, dass er in Athen geboren und Bürger dieser Stadt sei, da es nur eine Stadt in der Welt gebe, in welcher man ein menschenwürdiges Dasein führen könne. Gleiches sagen die Franzosen von Paris. Wir Deutsche haben kein Paris und wollen keines. Wir wollen keine Stadt, welche aus dem ganzen grossen Reich alle Lebenskräfte an sich zieht und absorbirt, nicht an der Isar, nicht an der Donau, nicht an der Spree. Wem aber der Vorzug zu Theil geworden, München anzugehören, der denkt und sagt: In München ist gut leben! Keiner von uns wird willig die Stadt verlassen, die ihn einmal gastlich aufgenommen, wenn nicht ganz besondere Gründe ihn ziehen. Was aber ist es, was uns Allen diese Stadt, diese Heimath so theuer macht? Dass München eine Stadt der Paläste, der Museen, der Akademien, eine Stätte der Kunst und Wissenschaft ist, das verdankt es zum guten Theil der Weisheit, dem Kunstsinnn der bayerischen Könige; dass es aber eine so angenehme Stadt ist, in der es sich so bequem lebt, dass sie für eine Hochschule so ganz und gar geeignet ist, dass ihr Gesundheitszustand ein so befriedigender geworden — das ist ein Verdienst der Häupter der Stadt. Von den Anfängen Münchens wird berichtet, dass sein Wohlstand daher rührt, dass Kaiser Ludwig alles durch Bayern gehende Salz nach München gewiesen hat. Auch jetzt noch ist München die Stätte des rechten Salzes, das die Staaten und Völker vor Verfall und Fäulniss bewahrt. Möge ihm dieser Vorzug immer bleiben, möge es stets die Stadt guten, echten, nicht dumm gewordenen Salzes sein!“ Dafür, dass Döllinger die Stätte seiner Wirksamkeit nicht überschätzt hat, indem er sie wegen ihres attischen Salzes pries, liefert er selbst einen glänzenden Beweis.

Johann Josef Ignaz v. Döllinger, der älteste Sohn des berühmten Anatomen und Physiologen Ignaz Döllinger, war zu Bamberg am 28. Februar 1799 geboren. Über seine Kindheit war kein wolkenloser Himmel gebreitet. Sie war nicht trübselig, aber auch nicht glücklich; sie war nicht freudenarm, aber auch nicht freudenreich. Sie war eben nicht von dem Zauber zärtlicher, trauter, anheimelnder Liebe verklärt und floss auch nicht in kindlichem, unbewusstem, tändelndem Spiele dahin. „Die Eltern — Autorität und Strenge“, liess er sich in einem Gespräche mit der geistvollen Frau Luise von Kobell vernehmen, „lagen noch in der Luft, als ich ein Kind war; das „Sie“, das man gegen Vater und Mutter anwandte, thürmte sich für die Kinder auf, statt des vertrauten „Du“ in unseren Tagen, — und der Gehorsam war eine Art Natur- und Gesetzgewalt. Kinder hatten zu gehorchen, Eltern zu befehlen; dagegen kam nur in Ausnahmsfällen eine Widersetzung oder eine Kritik auf.“ Auch das frühzeitige und viele Lernen war nicht darnach angethan, ihn die Poesie sorgloser Kindheit voll auskosten zu lassen. Mit fünf Jahren lernte er die lateinische, mit sieben Jahren die griechische Sprache. Im Alter von zehn Jahren stand er bereits mit der französischen Sprache auf so vertrautem Fusse, dass er Voltaire lesen konnte.

War er zu Hause mit seinen Aufgaben fertig, so musste er, statt sich in Gottes freier Natur herumtummeln und Käfern und Schmetterlingen nach Herzenslust nachjagen zu dürfen, der streng religiösen Mutter aus einem Erbauungsbuche vorlesen, wie er sie denn auch regelmässig in die Kirche zu begleiten hatte und mit ihr in derselben oft mehrere Stunden zubrachte.

Es ist rührend, wie Döllinger schon als Knabe auf die Idee verfiel, Theologe zu werden. Sein Vater, dessen Strenge er fürchtete, förderte seine Wissbegierde theils durch eigenen Unterricht, theils durch Gespräche. Nur auf diejenigen Fragen, welche er an den Vater in theologischer Beziehung stellte, erhielt er die stereotype Antwort: „Das weiss ich nicht", oder „das weiss man nicht", so dass er im Finstern tappte. Dadurch ward in ihm der Gedanke angeregt, sich der Theologie zu widmen, um das Dunkel zu zerstreuen und der Mutter über vielerlei Dinge Auskunft geben zu können. Dieser Gedanke fasste im Laufe der Zeit in seinem Geiste immer tiefere und festere Wurzeln, so dass er sich von ihm nicht mehr loszureissen vermochte. Er dachte dabei weniger an den Geistlichen, als an den Gottesgelehrten. Die Mutter hatte, wie nicht anders zu erwarten war, seine Berufswahl auf das wärmste unterstützt. Der Vater verlangte aber, dass er neben der Theologie sich auch der Jurisprudenz zuwende. Er bezog also die Universität Würzburg, an welcher sein Vater Professor war, und hörte die Rechtsgeschichte bei Brendel und die römischen Institutionen bei Kleinschrodt. Die Vorlesungen wurden ihm jedoch durch ihre Oberflächlichkeit, Kleinkrämerei und unerträgliche Langweiligkeit so verleidet, dass er sie vernachlässigte und den Juristen auf den Nagel hing. „Ja", meinte er, „wenn ich nach Berlin gegangen wäre, Savigny und Eichhorn gehört hätte, wäre ich vielleicht Jurist geworden".

Die theologischen Vorträge, welche Döllinger in Würzburg zu hören bekam, liessen allerdings auch viel zu wünschen übrig; gleichwohl begnügte er sich mit ihnen, da er durch einen innern Drang der Theologie in die Arme getrieben worden war. Im Jahre 1822 beging er zur grossen Freude seiner Mutter die Feier des ersten Messopfers. Bald darauf wurde er Kaplan in Oberscheinfeld in der Bamberger Diöcese. Er fühlte sich glücklich und schwelgte in der Hoffnung, Landpfarrer zu werden, auf die Gemeinde nachhaltig wirken und nach des Tages Mühen in einem stillen Garten weilen oder zu Hause ungestört der Wissenschaft leben zu können. Seine idyllischen Träume gingen jedoch nicht in Erfüllung. Es war ihm nicht beschieden, sich selbstgenügsam von dem Markte des Lebens abseits zu halten; vielmehr war ihm von dem Schicksal eine Heldenrolle im Kampfe gegen einen alten Erbfeind des deutschen Volkes zugedacht. In der Weltgeschichte und in der Weltlitteratur sollte er einen bedeutenden Platz einnehmen.

Im Jahre 1823 finden wir ihn als Lehrer am Lyceum zu Aschaffenburg, von wo der junge Gelehrte schon nach drei Jahren einen Ruf als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an die Universität in München erhielt, der er durch sein ganzes Leben treu blieb. Zu dieser Würde gesellten sich nach und nach andere Ehrungen. Er wurde zum Propst des Stiftes St. Cajetan und zum Mitgliede der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften ernannt. 1845 gegen seinen Willen von der Universität in die Kammer der Abgeordneten gewählt und in den Jahren 1848—49 war er in der Frankfurter Nationalversammlung politisch thätig. Nachdem das Ministerium Abel am 17. Februar 1847 vom König Ludwig I. wegen einer seine Favoritin Lola Montez betreffenden eigenthümlichen Begebenheit*) entlassen worden war, wurde er

*) In I. N. Sepp's „Görres" [Bd. 23 der „Geisteshelden"] eingehender geschildert.

gleich mehreren seiner Kollegen, welche zu den Anhängern des Ministeriums gehörten, der Professur enthoben; selbst aus der Kammer musste er auf des Königs Geheiss scheiden. Er wurde jedoch nach zwei Jahren vom König Maximilian II. wieder in sein Lehramt eingesetzt, mehrere Jahre später zum Ritter des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft ernannt und in das Kapitel desselben berufen. Der König zeichnete ihn auch dadurch aus, dass er ihn als lebenslängliches Mitglied in die Kammer der Reichsräthe berief.

Die Wirksamkeit, welche Döllinger bis zum Ende der Fünfzigerjahre entfaltete, war nichts weniger als erquicklich. Sie war nicht durch das Licht von Liebe und Aufklärung erhellt, sie trug vielmehr das Gepräge starrer Unduldsamkeit und Kampfeswuth, den Stempel jenes Kreises, dessen Seele Joseph von Görres war. Seine Schriften: „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen“ (Regensburg 1846—48) und „Luther, eine Skizze“ (Freiburg 1851) athmen einen leidenschaftlichen Hass gegen den Protestantismus, sie haben seinen Namen fast zum Symbol des katholisch-kirchlichen Fanatismus gemacht. Luther kommt in ihnen als gewissenloser, mit der Wahrheit willkürlich umspringender, sittlich tief unter den Heiden stehender, geradezu pöbelhafter Charakter schlecht weg. Die Reformation wird nicht auf eine innere Nothwendigkeit, sondern auf die Neigung ihres Urhebers zur Verzerrung, zur unnatürlichen und krankhaften Entstellung an sich wahrer Gedanken und christlicher Vorstellungen und Empfindungen zurückgeführt. Luther wird in der „Skizze“ folgendermaassen geschildert: „Er hatte einen geschärften Blick für das Böse in allen Gestaltungen und Erscheinungen des Lebens, ein Temperament, das sich vorzugsweise mit Erspähung des selbstischen, unreinen Elements in den Handlungen und Zuständen der Menschen, wie in den öffentlichen Angelegenheiten des Staats- und Kirchenlebens beschäftigte und nährte. Dass der Mensch, nicht bloss der noch Gott entfremdete, sondern auch der bereits im Zustande der Begnadigung befindliche, fortwährend in allen Handlungen, auch den aufs beste gethanen, sündige, und jeder That etwas Böses, Gott an sich Missfälliges beigemischt sei, dass auch das leichteste der göttlichen Gebote von den Frommen nicht wahrhaft gehalten werden könne, das war bei ihm Lieblingsbehauptung.“ Wie nahe musste es für ihn, zumal er mit der kirchlichen Lehre wegen des Dogmas von der Rechtfertigung des Menschen in Zwiespalt gerathen war, bei dieser Anschauung von der unermesslichen Ausdehnung des Reiches des Satans liegen, in allen Äusserungen des kirchlichen Lebens die schlechten Früchte einer schlechten Lehre zu erblicken und Alles begierig zusammenzutragen, was nur immer als praktisches Zeugniss gegen sie ausgebeutet werden konnte!

Seine streng ultramontane Gesinnung bethätigte Döllinger auch politisch als entschiedener Vorkämpfer für die Ansprüche der katholischen Kirche gegenüber dem Staate. So gehörte er als Mitglied des Frankfurter Parlaments zu den bedeutendsten Führern der katholischen Partei, welche sich bemühte, anlässlich der gewaltigen Veränderungen in allen öffentlichen Zuständen der Kirche eine unbeschränkte Selbständigkeit in der Ordnung ihrer Angelegenheiten, als da sind die Feststellung und Verkündigung ihrer Glaubens- und Sittenlehre, die Gestaltung ihres Gottesdienstes, die Verwaltung der kirchlichen Heilsmittel, die Handhabung kirchlicher Zucht und Ordnung, die Aufrechterhaltung ihrer Verfassung, der Verkehr der Einzelnen wie der Gemeinden mit ihren Oberen, die Bestimmung der wechselseitigen Beziehungen zwischen den Geistlichen und den Gemeinden, die Erziehung und Einsetzung der Geistlichen und anderen kirchlichen Diener, die Bildung und Leitung besonderer kirchlicher Genossenschaften und die Verwendung des kirchlichen Vermögens, zu verschaffen. Er entwarf

den Wortlaut der darauf bezüglichen Bestimmung, welche vom Parlamente nur theilweise in die Grundrechte, dagegen von Preussen unverändert als Artikel 15 der Verfassung aufgenommen und erst durch ein Gesetz vom 5. April 1873 wieder aufgehoben wurde.

Bemerkenswerth ist es, dass Döllinger trotz des engsten Anschlusses an den Papst sich dem deutschen Fühlen und Denken nicht ganz verschloss. Obwohl er das Losungswort ausgab, dass die Rechte Roms keine Knechtschaften der deutschen Kirche sind, erklärte er doch der kirchlichen Richtung, deren Streben darauf hinauslief, „mit gänzlicher Zurücksetzung oder Vernachlässigung der Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkes ihm dasjenige, was eine andere Nation nach ihrer Eigenthümlichkeit in religiöser Beziehung gestaltet und entwickelt hat, aufdringen und wie einen fremden Rock dem sich sträubenden deutschen Volke anziehen zu wollen“, den Krieg und empfahl auf der Konferenz aller deutschen Bischöfe zu Würzburg im Oktober und November 1848 eindringlich die Herstellung einer deutschen Nationalkirche, welche die vereinzelten Bisthümer Deutschlands zu einem grossen, wohlgegliederten Ganzen verbinden sollte.

Allein tempora mutantur et nos mutamur in illis. Nachdem Döllinger sich durch mehr als zehn Jahre mit dem ihm eigenen Feuereifer in kanonisch-historische Studien vertieft hatte, offenbarte er wesentlich geänderte Anschauungen. Der Umschwung in seinen Überzeugungen zeigte sich zum ersten Male im Jahre 1861 in einigen im Odeonssaale zu München vor einem gemischten Publikum gehaltenen Vorträgen, in denen er die Möglichkeit des Unterganges des Kirchenstaates und dessen Folgen für die Kirche besprach. Sie gipfeln darin, dass die Kirche an und für sich ohne zeitliches Besitzthum bestehen kann, wie sie Jahrhunderte hindurch ohne dasselbe ihre Unabhängigkeit gewahrt und die Interessen der christlichen Völker gefördert hat. Niemand möge daher an ihr irre werden, wenn die weltliche Fürstengewalt des Papstthums, sei es zeitweilig, sei es für immer, verschwinden sollte. Sie sei füglich nicht das Wesen, sondern eine Beigabe desselben, nicht Zweck, sondern Mittel, wofür sie denn auch allezeit von den Heroen der kirchlichen Wissenschaft ausgegeben wurde. Diese haben in der Verbindung der höchsten kirchlichen Gewalt und Würde mit einem weltlichen Königthum nicht etwa einen Vorzug oder eine Vollkommenheit gesehen, sondern nur etwas durch die Noth der Zeiten Gebotenes. So behauptete der Jesuit und Cardinal Bellarmin in seinen Controversen, dass es an sich allerdings besser wäre, wenn die Päpste sich bloss mit den geistlichen Dingen, die Könige aber mit den weltlichen befassten; aber wegen der Bösartigkeit der Zeiten seien durch die göttliche Vorsehung dem Papste und anderen Bischöfen weltliche Fürstenthümer gegeben worden. Es sei in der Kirche gegangen, wie bei den Juden, bei denen erst zuletzt, in der Makkabäerzeit, das Königthum mit dem Priesterthum vereinigt wurde.

Einen weiteren Schritt nach vorwärts that Döllinger 1863, als er als Vorsitzender der von ihm in Gemeinschaft mit Haneberg und Alzog nach München berufenen Versammlung katholischer Gelehrten einen Vortrag über die „Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie“ hielt, in welchem er die deutschen Theologen nachdrücklich aufforderte, nicht ganze Gebiete des Wissens, als ob sie von dämonischen Mächten besessen seien, vornehm von sich zu weisen, sondern die Treue gegen die Kirche mit der freien Selbständigkeit der wissenschaftlichen Forschung zu vermählen, die Theologie in Bezug auf Methode und Kritik den anderen Disciplinen gleichzustellen und sie durch das Studium der Geschichte und der Philosophie zu befruchten. Diese Rede, in welcher, was uns füglich bei einem Theologen nicht wundern kann, das Ein-

übersehen ist, dass zwischen der freien Wissenschaft und der Autorität kein Bund geflochten werden kann, dass nur die Wissenschaft, welche sich Selbstzweck, nicht jedoch Mittel zu einem ihr fremden, ausser ihr gelegenen Zwecke ist, frei ist und frei macht, dass die Philosophie als Religionsphilosophie die Glaubenslehre von vornherein als eine zu Recht bestehende Wahrheit anerkennt und sich ihr im Principe unterwirft, fand nur bei einem Theile der Zuhörer Anklang. Die modernen Scholastiker, welche auf dieser Versammlung versöhnt werden sollten, bekämpften sie in äusserst skandalöser Weise. Um einen offenen Bruch zu vermeiden, sendete man schliesslich ein den Gegensatz überkleisterndes, aber nicht beseitigendes Huldigungstelegramm an den Papst, in welchem die Freiheit der Wissenschaft schmählich preisgegeben wurde. Dieses Fiasco war die wohlverdiente Busse für Döllinger's unnatürliche Coalitionspolitik. Nur in dem Geiste eines schwankenden, innerlich noch nicht geklärten Mannes konnte der Gedanke Wurzel fassen, Männer der Wissenschaft und über die Wissenschaft zur Tagesordnung übergehende Römlinge unter einen Hut zu bringen, sie zu zeitgemässen wissenschaftlichen Unternehmungen zu vereinigen. Döllinger war in sich noch nicht genug gefestigt, um nicht Rücksichten zu nehmen. Er hatte die Kinderkrankheiten der geistigen Selbständigkeit noch nicht überwunden. Aus dieser Unreife erklärt es sich auch, dass er Jakob Frohschammer, dem unerschrockenen Philosophen der Weltphantasie, als er nach Maassregelung seines Buches über den Ursprung der Seelen zur Unterwerfung unter das vom Papste bestätigte Index-Decret gedrängt wurde, trotz seiner Missbilligung des ganzen Verfahrens zur Nachgiebigkeit rieth. Er fürchtete, dass im Falle des Widerstrebens der Lehrstuhl Frohschammer's, bei welchem als dem sogenannten „katholischen“ Philosophen die künftigen Theologen Philosophie hören mussten, einem Jesuitenzögling ausgeliefert werden würde. Dies wollte er jedoch verhüten. Er betrachtete es als das kleinere Übel, sich vor der Index-Congregation zu beugen, als sich seine Lehrthätigkeit untergraben zu lassen. Dass hierdurch der Wahrheit ein Schnippchen geschlagen und der jesuitische Grundsatz, wonach der Zweck die Mittel heiligt, zu Ehren gebracht würde, — daran dachte der Diplomat Döllinger nicht.

Vor lauter Rücksichten beging er übrigens eine Rücksichtslosigkeit gegen einen Mann, welcher sich unter allen Umständen das Recht der eigenen Überzeugung wahrte und das absolute, unbedingte Recht der Wahrheit auf sein Banner schrieb. Alle katholischen Gelehrten Deutschlands waren zu der erwähnten Versammlung eingeladen worden, nur Frohschammer nicht. Man war eben sorgsam darauf bedacht, nicht vorweg bei den Jesuiten und in Rom Verdacht zu erregen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, dürfen wir aber nicht verschweigen, dass die Einberufer die Gnade hatten, den Beschluss zu fassen, dass Frohschammer, falls er gleichwohl in der Versammlung erscheinen sollte, nicht vor die Thüre gesetzt werde. Sein Erscheinen wäre ihnen freilich eine unliebsame Überraschung gewesen, weil sie von demselben eine Vereitelung ihrer Versöhnungskomödie befürchteten. Sie kannten jedoch den bescheidenen Philosophen sehr schlecht, wenn sie sich von ihm einer Aufdringlichkeit versahen.

Döllinger wuchs indess zusehends mit seinen höheren Zwecken. Sein Gesichtskreis hatte sich wesentlich erweitert, als er im Jahre 1867 in der Rectoratsrede: „Die Universitäten sonst und jetzt“ das Thema von der geistigen Freiheit wieder aufnahm. Er entwirft in ihr ein farbenprächtiges Bild, wie Deutschland, welches am spätesten unter den grossen Kulturvölkern an die Errichtung hoher Schulen ging und an ihnen im Allgemeinen bis zum Ende des

siebzehnten Jahrhunderts und noch im Beginn des achtzehnten verkommene Stätten geistiger Beschränktheit, trockener Schulmeisterei und pedantischer, den Bedürfnissen der Nation wenig frommender Buchstabengelehrsamkeit besass, sich seit der Gründung der Berliner Hochschule, welche Geist vom Geiste Wilhelm von Humboldt's war, zu dem klassischen Lande der Universitäten emporgerungen, sie zu einer solchen wissenschaftlichen Vollständigkeit und Tüchtigkeit ausgebildet hat, dass es in der Gegenwart unstreitig nicht nur alle anderen Länder hierin übertrifft, sondern, man darf fast sagen, im Alleinbesitze der rechten Universitäten ist. Er findet den Schlüssel zu diesem ungeahnten Aufschwunge der deutschen Universitäten in der Thatsache, dass sie den Rahmen des herkömmlichen scholastischen Formelwesens sprengten und mit der handwerksmässigen, schablonenhaften Abrichtung brauchbarer Beamten, Advocaten und Ärzte brachen. Sie vertrieben den Zwang und die Beschränkung aus ihren heiligen Hallen, sie pflegten die Wissenschaft einzig und allein nach ihren allgemeinen nothwendigen Prinzipien und machten sich statt der Zersplitterung des Wissens die Einheitlichkeit und Universalität der Bildung zur Aufgabe. Die Fakultäten, welche sich bisher kühl bis ans Herz gegenübergestanden waren, gewannen Fühlung mit einander, sie reichten sich die Hände zum Bunde und überwachten und ergänzten sich gegenseitig. Die losen Disciplinen der Wissenschaft traten aus ihrer streng fachlichen Abgeschlossenheit und Einseitigkeit heraus, sie wurden sich ihrer organischen Zusammengehörigkeit bewusst und griffen demgemäss in einander. Die akademischen Lehrer hielten sich als Männer der Wissenschaft in richtiger Würdigung der eigenen Wirksamkeit und in maasshaltender Selbstbeschränkung schön bescheiden vor Augen, dass sie Maschen eines ausgedehnten Netzes, Glieder eines mächtigen Gefüges und als solche im besten Falle nur im Stande seien, ein Bruchstück der Wahrheit zu entdecken, einen geringen Beitrag zur Verwirklichung der Idee der Wahrheit beizusteuern. Andererseits trugen sie als Lehrer dafür Sorge, dass eben dieser Zusammenhang ihres Wissenszweiges mit der Universitas literarum und hinwiederum in jenem selbst die Verbindung jedes Theiles mit dem vorhergehenden und nachfolgenden den Jüngern veranschaulicht werde, dass diese sich stets von jedem Orte ihrer Wissenschaft aus nach allen Richtungen hin zu orientiren vermögen. Sie gingen zu diesem Zwecke nicht bloss systematisch, sondern zugleich auch historisch zu Werke, indem sie den ganzen Werdeprocess, welchen ihre Disciplin durchgemacht hatte, ihren Zuhörern plastisch vergegenwärtigten. Durch diese Methode der Concentrirung, der Erschliessung weiter Gesichtspunkte, welche um die Theile ein geistiges Band schlingen, und der Erweckung des Sinnes für Entwicklung und geschichtliche Stetigkeit wird der Blüthe der deutschen Nation der Weg zur Selbständigkeit erschlossen; sie wird mit all dem Rüstzeug ausgestattet, welches ihr ermöglicht, in individualisirender Entfaltung ihrer geistigen Anlagen an dem Gebäude, an welchem ihre Lehrer und Meister gearbeitet haben, sicher ihre Kräfte zu messen. Nachdem Döllinger so den Wissenschaften und Hochschulen die Bedingungen ihres Wachsthums und Gedeihens abgelauscht, wendet er sich zum Schlusse an die Studirenden der Theologie und giebt ihnen auf ihren Lebensweg unter Berufung auf die Mahnung Christi: Γίνεσθε τραπεζῖται δόκιμοι („Werdet gute Wechsler") die goldene Regel mit: „Sie haben sich eine Wissenschaft erkoren, welche den Anspruch macht und machen muss, dass alle übrigen zu ihr hinführen, dass diese ihrer als Grundlage wie als Schlussstein bedürfen. Die Theologie selber aber kann nur dann beweisen, dass solch' eine fürstliche Würde unter den Disciplinen ihr wirklich zukommt, wenn sie es versteht, sich der Hülfe dieser Schwestern zu bedienen, wenn sie Raum hat und weitherzig genug

ist. auch hinreichendes Selbstvertrauen besitzt, um das echte, edle, aus allen den Werkstätten unserer Fakultäten zu Tage geförderte Metall, die besten Früchte aller Zweige des grossen Wissensbaumes, als ihr Eigenthum hinzunehmen und mit diesem Pfunde nach Kräften zu wuchern. Wehe der Theologie und wehe ihren Jüngern, wenn sie, wie ein nervenschwaches Weib, sich absperren wollte gegen jeden frischen Luftzug der Forschung, wenn sie jedes ihr oder nicht einmal ihr, sondern nur den Theologen unbequeme Ergebniss der Geschichte zurückwiese, als eine allzu derbe, ihrer schwächlichen Constitution nicht zusagende Speise. Gerade daran hängt für sie Leben oder Tod, dass ihre Pfleger und Jünger jenen historischen Sinn in höchster Reinheit bewahren, der sich in der Anerkennung aller fremden Vorzüge und Güter, in der Verwerthung aller auf anderem Gebiete gefundenen Wahrheiten bewährt . . . . Üben wir also die Kunst, echte Münze und unechte im Reiche der Geister, ganze und halbe Wahrheit, ganzen und halben Irrthum gehörig zu unterscheiden, in jedem Wahn, jeder schiefen oder falschen Behauptung das beigemischte Körnchen von Wahrheit mit geübtem Auge aufzufinden und auszuscheiden, nicht aber unbesehen oder nach dem blossen oberflächlichen Schein und Wortklang zu verdammen".

Döllinger setzte diese goldene Regel, welche er seinen Zuhörern nicht warm genug ans Herz legen konnte, selbst in die That um. Er war ihnen ein mustergiltiges, leuchtendes Beispiel, da er mit sich streng ins Gericht ging, mit seiner Vergangenheit gründliche Abrechnung hielt, sich an Leopold Ranke, den er als das Vorbild der grössten Objektivität pries, emporrankte und sich so zu einem tadellosen Wechsler ausgestaltete. Es erhellt dies besonders aus seinen durch Anmuth und Würde, gediegenen Gehalt und Formvollendung ausgezeichneten „Akademischen Vorträgen" (München, 1888—91), welche in drei umfangreichen Bänden gesammelt sind. Aus ihnen spricht ein nach allen Seiten harmonisch entwickelter Mann, der durch Erforschung des Einzelnen zur Erkenntniss des Allgemeinen, durch Einsicht in die Vergangenheit zum Verständniss der Gegenwart, durch Wissen zum gottinnigen Glauben vordringt. Indem sie dem deutschen Volke die Vergangenheit mit der Gegenwart vermitteln und die Zukunft vorbereiten helfen, legen sie ein klassisches Zeugniss ab von der geklärten Weltanschauung ihres Verfassers, welcher weit entfernt davon, jeden Kieselstein in dem Garten seiner Wissenschaft für einen Diamant, dagegen die Diamanten auf den anderen Gefilden nur für Kieselsteine anzusehen, den fremden Wissensgebieten volle Werthschätzung angedeihen liess. Wir grüssen in ihnen den von heissem Patriotismus durchglühten Lehrer der Jugend, den die Erscheinungen sub specie aeternitatis betrachtenden Hohepriester der Wahrheit, welcher nicht nur die Universalgeschichte der Kirche, sondern auch die politische und Kulturgeschichte Europas in ihrer inneren Nothwendigkeit und ihrer Folgerichtigkeit beherrscht, und den in der Hingabe an die Lebenslehrerin Geschichte gereiften Menschenfreund, der sich als Wahlspruch das schöne Wort der Sophokleischen Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da" auserkoren hat.

So war allgemach die Zeit herangekommen, in welcher Döllinger als Geistesverwandter Dante's, mit dem er sich durch sein ganzes Leben mit besonderer Vorliebe beschäftigt hat, erstrahlte. Er verstand mit dem Dichter der „Göttlichen Komödie" unter der Theologie keine abstracte, an dem Buchstaben haftende Wissenschaft, sondern die aus dem Geiste der reinen evangelischen und altkirchlichen Lehre schöpfende lebendige Tochter des Himmels, die beseligende Erkenntniss Gottes und der göttlichen Dinge, welche ein Geschenk der höchsten göttlichen Gnade ist, die uns hienieden im Spiegel schauen lässt, was wir im Jenseits von

Angesicht zu Angesicht sehen werden. Er trug mit ihm in tiefbewegter Seele die Sorge um die ganze Christenheit, er war der Prophet, Lehrer, Warner und Wegweiser seines Volkes, er verkündete unbekümmert um die Folgen die ganze volle Wahrheit und brandmarkte das Übermaass der päpstlichen Gewalt als das grosse Übel der Welt. Wenn Dante der römischen Curie das Kainszeichen aufgedrückt hat, dass sie, um ihrer Habsucht und ihrem Machtgelüste zu fröhnen, das Schwert mit dem Hirtenstabe vereint hat und zu einem Markte geworden ist, wo Alles feil ist und Christus täglich verschachert wird, so dass der Apostel Petrus sich bemüssigt sieht, seinen Nachfolgern den Vorwurf an den Kopf zu schleudern: „Meine Grabstätte ist zu einer Kloake voll Blut und Gestank geworden", so machte Döllinger seiner Entrüstung Luft, als er 1867 erfahren hatte, dass man in Rom daran denke, die unheimlichsten Gestalten der fluchwürdigen Inquisition als leuchtende Vorbilder christlicher Gesinnung und That auf die Altäre zu stellen, einen Wütherich wie Arbues, der sich in Saragossa den Beinamen eines „acerrimus persecutor haeresium" verdient hatte, heilig zu sprechen. Und angesichts der drohenden Gefahr, dass das bevorstehende Vatikanische Concil Pius IX. die von den Päpsten seit Gregor VII. beanspruchte Krone der Allgewalt über jeden einzelnen Christen und der Unfehlbarkeit in Glaubensentscheidungen auf das Haupt setzen könnte, goss er ein Meer von Licht über die Maulwurfsarbeit Roms aus. Er verfolgte auf Grund des eingehendsten Quellenstudiums den anderthalbtausendjährigen Verlauf und Entwicklungsgang des Papstthums und wies in dem 1869 aus sachlichen Gründen unter dem Pseudonym Janus veröffentlichten Werke: „Der Papst und das Concil" nach, „dass das ganze Gebäude der päpstlichen Omnipotenz und Unfehlbarkeit auf List und Trug, Zwang und Gewaltthat in mannigfaltigen Formen beruhe, und dass die Bausteine, mit denen dies Gebäude aufgeführt worden ist, einer durch alle Jahrhunderte, seit dem fünften, sich erstreckenden Reihe von Fälschungen und Fictionen und darauf gegründeten Schlüssen und Consequenzen entnommen seien." Keines seiner Werke war Döllinger so ans Herz gewachsen, wie der „Janus", und dies ist sehr begreiflich, denn er war dazu ausersehen, in die Speichen der Weltgeschichte einzugreifen, eine Lehre, an deren Folgen das alte deutsche Reich zu Grunde gegangen war, abzuwehren. Das Erscheinen des schneidigen Buches, welches auch die Unvereinbarkeit einer päpstlichen Zwingherrschaft mit den Verfassungen der europäischen Staaten betont, war denn auch in der That ein epochemachendes Ereigniss. Es machte den Namen Döllinger's weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus allerorten, wo Sinn für die Freiheit der Gedanken und des Gewissens herrschte, berühmt und wirkte selbst auf die jesuitische Partei, welche es dem leicht erregbaren und den verschiedenartigsten Eindrücken zugänglichen Papste mit ihren Ideen angethan hatte, anfangs geradezu niederschmetternd. Da der Greis auf dem Stuhle Petri nicht mit Unrecht fürchtete, dass es die öffentliche Meinung aus ihrer Lethargie aufrütteln und in allen Gauen Deutschlands eine seinen Plänen feindliche Bewegung entfesseln könnte, wurde es von der Index-Congregation auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt.

Der Senior der theologischen Professoren Deutschlands liess es jedoch nicht bei dem „Janus" bewenden. Er vertheilte an die Väter des Concils in deutscher und französischer Ausgabe ein Schriftchen: „Erwägungen für die Bischöfe des Conciliums über die Frage der Unfehlbarkeit", welches in zusammengedrängter Fassung alle gegen die Unfehlbarkeit zeugenden geschichtlichen Thatsachen vorführt und in den Schluss ausklingt: „Eine der Folgen, welche die wirklich zum kirchlichen Dogma gewordene Unfehlbarkeitstheorie nach sich ziehen müsste, wäre

eine ganz unberechenbare Schwächung des Ansehens der Kirche. Denn nichts kann diesem Ansehen der Kirche in den Augen aller Gläubigen sowohl als aller Fremden nachtheiliger sein, als wenn sich zeigte, dass eine kirchliche Lehre durch das Mittel oder wenigstens unter wirksamer Beihülfe absichtlicher, lange fortgesetzter und festgehaltener Fictionen zu Stande gekommen sei. Dies ist nun aber mit der Meinung von der päpstlichen Unfehlbarkeit augenscheinlich und unwidersprechlich der Fall. Die Erdichtungen, durch welche diese Meinung vorbereitet, empfohlen, endlich in die scholastische Theologie und in die Rechtsbücher eingeführt worden ist, erstrecken sich vom 5. bis in das 13. Jahrhundert, und selbst der heilige Thomas von Aquin, dessen Autorität so viel zur Verbreitung und Befestigung der Unfehlbarkeitsdoctrin beigetragen hat, ist durch erdichtete Zeugnisse der griechischen Kirche hintergangen worden". Seine vernichtende Kritik der mit 400 Unterschriften bedeckten Unfehlbarkeitsadresse der Mehrheit der Bischöfe versetzte die heilige Stadt in Aufruhr; dagegen zeitigte sie in dem Magistrat von München den Entschluss, ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt zu verleihen, welche Auszeichnung er indess ablehnte, weil er nicht dazu beitragen wollte, dass eine rein kirchliche Frage auf ein anderes Gebiet übertragen werde. Er erhob ferner seine warnende Stimme in einer Auseinandersetzung über „Die neue Geschäftsordnung des Concils und ihre theologische Bedeutung", welche der Münchener Erzbischof Gregorius von Scherr als ein Verbrechen kennzeichnete, wie es selbst Luther nicht begangen hatte. Weiter bearbeitete er für die „Allgemeine Zeitung" die „Römischen Briefe vom Concil", welche wie Bomben in Rom einschlugen, weil sie dem die Unfehlbarkeit vorwegnehmenden Regolamento, das die Bischöfe zur ängstlichen Geheimthuerei verpflichtete, einen Strich durch die Rechnung machten. Sonst verband man mit dem Begriffe des Concils stets den der vollständigsten Öffentlichkeit: man glaubte es der Idee der Katholicität schuldig zu sein, dass die gesammte christliche Welt nicht nur erfahre, dass etwas beschlossen wurde, sondern auch, wie es beschlossen wurde; die Berathungen waren bei offenen Thüren und unter Zulassung Aller, welche zuhören wollten, gepflogen worden, unterschied sich doch die Kirche gerade dadurch von dem Heidenthum, dass ihr alles Geheimwesen fremd und unnatürlich war. Nach den neuesten Vorschriften sollten indess Alle über Alles das strengste Schweigen beobachten. Schon die Vorarbeiten zu dem Concil mussten unter dem Eidessiegel des heiligen Officiums der Inquisition gemacht werden. Den Bischöfen selbst wurde nicht offen und deutlich mitgetheilt, zu welchem Zwecke sie die Reise nach der ewigen Stadt antreten sollten. Der Verfasser der „Römischen Briefe" handelte also im besten und edelsten Sinne des Wortes päpstlicher als der Papst, indem er mannesmuthig ein realistisches Bild der Vorgänge, die sich in Rom hinter den Coulissen abspielten, entrollte, mit überlegener Menschen- und Sachkenntniss das ganze Gespinnst der Concilspolitik mit ihren kleinen und grossen Künsten schonungslos zerpflückte, auf die hervorstechendsten Träger derselben, die bedeutendsten Bischöfe der verschiedenen Nationalitäten, den die anderen Orden in Schatten stellenden Jesuiten-Orden, dem die spanische National-Physiognomie des 16. Jahrhunderts unauslöschlich aufgeprägt ist, und sein Verhältniss zu Pius IX. charakteristische Streiflichter warf. Um eine Probe derselben zu liefern, sei der meisterhaften Schilderung gedacht, welche an die Scene anknüpft, da Bischof Ketteler von Mainz nach der in der Generalcongregation vom 13. Juli vor sich gegangenen Abstimmung über das Unfehlbarkeits-Schema vor dem Papste auf die Kniee niederstürzte und Minuten lang unter Thränen flehte, der Vater der katholischen Welt möge der Kirche und dem Episkopate durch etwas Nachgiebigkeit den verlorenen Frieden wiedergeben. „Es war ein eigenthümlicher Anblick", fällt Döl-

linger ein, „diese beiden Männer, verwandte und doch wieder grundverschiedene Naturen, in solcher Lage, den einen sich vor dem anderen auf dem Boden windend, zu betrachten. Pius ist totus teres atque rotundus, fest und unerschütterlich, dabei glatt und hart wie Marmor, geistig unendlich genügsam, gedankenarm und unwissend, ohne Verständniss für die geistigen Zustände und Bedürfnisse der Menschheit, ohne jede Ahnung des Wesens fremder Nationalitäten, aber gläubig wie eine Nonne und vor Allem tief durchdrungen von Verehrung für die eigene Person als das Gefäss des Heiligen Geistes, dabei Absolutist von der Zehe bis zum Scheitel und erfüllt von dem Gedanken: ich und ausser mir Niemand. Er weiss und glaubt, dass die Heilige Jungfrau, mit der er auf vertrautem Fusse steht, ihn entschädigen will für die Verluste an Land und Leuten durch die Restauration der päpstlichen Herrschaft über die Staaten und Völker wie über alle Kirchen. Auch glaubt er fest an die wunderthätigen Ausströmungen aus dem Grabe Petri. Vor diesem Manne warf sich der deutsche Bischof nieder, begeistert für die ideale Grösse und unerreichbare Höhe des Papstthums und zugleich getragen von dem aristokratischen Bewusstsein des westfälischen Edelmannes und dem hierarchischen Selbstgefühle des Bischofs und Nachfolgers der alten Reichserzkanzler, dabei doch auch wieder umflossen von deutscher Geistesatmosphäre und bei aller Glaubensentschiedenheit angekränkelt von der Blässe des Gedankens, innerlich ringend mit der bangen Ahnung, dass die geschichtlichen Thatsachen in die Länge Recht behalten, und dass das Schiff der Curie, wenn es auch jetzt mit von günstigem Winde geschwellten Segeln stolz einherfährt, zuletzt an diesem Felsen zerschellen werde".

König Ludwig II. ehrte sich und „seinen Bossuet", indem er ihm am 28. Februar 1870 eigenhändig schrieb:

„Mein lieber Stiftspropst von Döllinger!

Ich hatte die Absicht, Sie heute zu besuchen, ward aber leider durch Unwohlsein verhindert, mein Vorhaben auszuführen, Ihnen persönlich zu Ihrem heutigen Geburtsfeste meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche auszusprechen: ich sende sie daher auf diesem Wege. — Ich hoffe zu Gott, Er möge Ihnen noch viele Jahre in ungetrübter Frische des Geistes und der Gesundheit verleihen, auf dass Sie den zu Ehren der Religion und der Wissenschaft übernommenen Kampf zur wahren Wohlthat der Kirche und des Staates glorreich zu Ende führen können. Ermüden Sie nicht in diesem so ernsten und folgenschweren Kampfe und mögen Sie stets von dem Bewusstsein getragen werden, dass Millionen vertrauensvoll zu Ihnen als Vorkämpfer und Hort der Wahrheit emporschauen und der sicheren Hoffnung sich hingeben, es werde Ihnen und Ihren unerschrockenen Mitstreitern gelingen, die jesuitischen Umtriebe zu Schanden zu machen, und dadurch den Sieg des Lichtes über die menschliche Bosheit und Finsterniss zu erringen. Das walte Gott, und darum will ich ihn bitten aus Grund der Seele.

Unter Erneuerung meiner aufrichtigen und innigen Wünsche für Ihr Heil und Wohlergehen sende ich Ihnen, mein lieber Stiftspropst von Döllinger, meine freundlichsten Grüsse und bleibe mit den Gefühlen des steten Wohlwollens und unerschütterlichen Vertrauens stets

Ihr sehr geneigter König Ludwig."

Doch all' der Liebe Müh' war umsonst. Das Dogma triumphirte und der Genius der Geschichte musste zusehen, wie der Heilige Vater am 18. Juli 1870 unter dem Zucken der Blitze und dem Rollen der Donner die Botschaft der Infallibilität verkündigte. Die Stimme des hervorragendsten deutschen Theologen hatte kein Echo gefunden, sie war verhallt wie der Ruf des Predigers in der

Wüste. Und es ist ein tief ergreifendes Schauspiel, dass er sich selbst einen nicht geringen Theil der Schuld daran beimessen musste. Es ist herzbewegend und doch zugleich herzerhebend, wenn er vor Frau von Kobell in sokratischer Selbsterkenntniss das wehmüthige Bekenntniss ablegt: „Ich empfinde oft im tiefsten Innern einen Gewissensskrupel, denn ich habe als Theologe viel gut geheissen, viel in meinen Büchern im schönsten Lichte gezeigt, von dem ehrlichen Wunsche beseelt, die Religion und die Kirche zu heben, und manchen Fehler verschwieg ich. Dadurch habe auch ich dazu beigetragen, den Klerus zu bilden, der später das Unfehlbarkeits-Dogma befürwortet und angenommen hat. Man geht oft weit und gelangt dann plötzlich, unvermuthet an einen Punkt, wo man Halt macht, weil sich das Gewissen sträubt, weiter zu gehen. So erging es mir bei diesem Dogma."

Der Erzbischof von München-Freising, welcher am 13. Juli mit non placet gestimmt und den Protest vom 17. Juli unterzeichnet hatte, war ohne Sang und Klang am 19. Juli in München angekommen. Zwei Tage darauf empfing er sämmtliche Professoren der theologischen Facultät unter Führung Döllinger's in Audienz. Nach einem einleitenden Gespräche erklärte er zur allgemeinen Bestürzung: „Roma locuta est, die Folgen kennen die Herren selbst. Wir können nichts anderes thun, als uns darin ergeben." Zum Schlusse der Aufwartung wendete er sich an Döllinger mit den Worten: „Wollen wir also auf's Neue für die Heilige Kirche zu arbeiten anfangen." Döllinger, in dem es während der ganzen Audienz gekocht hatte, erwiderte in der ihm eigenen scharfen Weise: „Ja, für die alte Kirche!" Der Erzbischof entgegnete mit verhaltenem Zorn: „Es giebt nur Eine Kirche, keine neue und keine alte." Da warf Döllinger ein: „Man hat eine neue gemacht." Und er hielt sein Wort. Am 25. August 1870 versammelte er um sich in Nürnberg zehn Geistliche und zwei Laien, welche einmüthig einen geharnischten Protest gegen die Vaticanischen Beschlüsse erhoben, weil sie unter Bedingungen zu Stande gekommen waren, welche den Anforderungen eines wahrhaft ökumenischen Concils schnurstracks zuwiderliefen. Damit gab er den Anstoss zu der altkatholischen Bewegung, an welcher auch der kgl. Oberstceremonienmeister Graf Moy lebhaften Antheil nahm. Auf der Versammlung in München zu Pfingsten 1871 wurde eine von Döllinger entworfene Erklärung angenommen, welche der Hoffnung Ausdruck gibt, dass der jetzt ausgebrochene Kampf die längst ersehnte und unabweisbar gewordene Reform der kirchlichen Zustände, sowohl in der Verfassung als im Leben der Kirche, anbahnen und verwirklichen werde. Sie schliesst mit den schönen Worten: „In solcher Rückschau und Vorschau zeigt sich uns ein Bild echt kirchlicher Regeneration, ein Zustand, in welchem die Culturvölker katholischen Bekenntnisses, ohne Beeinträchtigung ihrer Gliedschaft an dem Leibe der allgemeinen Kirche, aber frei von dem Joche unberechtigter Herrschsucht, jedes sein Kirchenwesen, entsprechend seiner Eigenart und im Einklange mit seiner übrigen Culturmission in einträchtiger Arbeit von Klerus und Laien gestaltet und ausbildet, und die gesammte katholische Welt sich der Führung eines Primats und Episkopats erfreut, der durch Wissenschaft und durch die thätige Theilnahme an einem gemeinsamen Leben sich die Einsicht und die Befähigung erworben hat, um der Kirche die ihrer einzig würdige Stelle an der Spitze der Weltcultur wieder zu verschaffen und auf die Dauer zu erhalten. Auf diesem Wege, und nicht durch die Vaticanischen Decrete, werden wir zugleich uns dem höchsten Ziele christlicher Entwickelung wieder nähern, der Vereinigung der jetzt getrennten christlichen Glaubensgenossenschaften, die von dem Stifter der Kirche gewollt und verheissen ist, die mit immer steigender Kraft der Sehnsucht von unzähligen Frommen, und nicht am wenigsten in

Deutschland, begehrt und herbeigerufen wird. Das gebe Gott!" Zwischen dem mystischen Traume des gegenwärtigen Papstes von der Wiedervereinigung der orientalischen Kirche mit Rom und den Unionsbestrebungen Döllinger's gähnt demnach eine unüberbrückbare Kluft.

Als dann auf dem Münchener Altkatholiken-Congress im September 1871 die Bildung selbstständiger altkatholischer Gemeinden auf die Tagesordnung gesetzt wurde, erklärte sich Döllinger, obwohl er die Eingabe vom 1. Juli, in welcher behufs Herstellung einer ständigen Seelsorge in München um Auslieferung einer der dortigen Kirchen sammt den dem Gottesdienste geweihten Sachen und den entsprechenden Einkünften an altkatholische Geistliche angesucht wurde, unterzeichnet hatte, gegen diesen Antrag, weil durch die Annahme desselben die völlige Trennung von unzähligen Katholiken, die sich um des lieben Brodes willen unter das caudinische Joch Roms beugten und mit Schmerzen auf eine Erlösung aus ihrer geistigen Knechtschaft harrten, vollzogen würde. Nichtsdestoweniger erschien er auf dem nächsten Congress, welcher ein Jahr später in Köln stattfand, und er ertheilte allen hier gefassten Beschlüssen, auch demjenigen, welcher die Bischofswahl in Aussicht nahm, rückhaltlos seine Zustimmung. Als erster Bischof der Altkatholiken ward Döllinger ins Auge gefasst. Der an die Ruhe des Studirzimmers gewöhnte 74-jährige Greis konnte sich jedoch nicht entschliessen, ein neues Leben zu beginnen.

Der Congress ernannte unter anderem eine Commission, welche zu untersuchen hatte, inwieweit ohne Beeinträchtigung der einzelnen kirchlichen Individualitäten eine friedliche Annäherung erreichbar sei und welche Verschiedenheiten in Lehre und Praxis durch Erklärungen oder Zugeständnisse ausgeglichen werden könnten. Zum Vorsitzenden dieser Commission wurde Döllinger gewählt, welcher dazu berufen war wie kein Anderer, zumal er in demselben Jahre in München sieben Vorträge über das Thema der „Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" hielt. Die Commission führte einen lebhaften Briefwechsel, welcher zur Folge hatte, dass Döllinger für den 14.—16. September 1874 die erste Unions-Conferenz nach Bonn ausschrieb. An derselben betheiligten sich 10 deutsche Altkatholiken, 1 Schweizer, 2 Franzosen, 10 deutsche Evangelische, 3 Dänische, 4 Russen, 1 Grieche, 19 Anglicaner aus England und 6 Amerikaner. Der zweiten, welche vom 10.—16. August 1875 in Bonn abgehalten wurde, wohnten bei: 18 Altkatholiken aus Deutschland und der Schweiz, 7 deutsche Evangelische, 22 Mitglieder der orientalischen Kirchen, darunter 3 Bischöfe, 49 Anglicaner aus England, Schottland und Irland, darunter 1 Bischof, 15 Amerikaner und 1 Reformirter aus Frankreich. Über den Berathungen waltete indess kein günstiger Stern, da der politische Gegensatz zwischen England und Russland auf dieselben düstern Schatten warf und überdies die Kluft zwischen der griechischen und lateinischen Kirche durch die „Pandorabüchse" des Unfehlbarkeits-Dogmas erweitert und vertieft worden war. Dennoch hegte Döllinger die Zuversicht, dass die Verheissung: „Es wird ein Hirt und eine Herde werden" in Erfüllung gehen werde. Er baute auf die Zukunft, weil er es als ein Ding der Unmöglichkeit betrachtete, dass eine Jugend, welche bei der Nährmutter aller Wissenschaften in die Schule geht, von der Philosophie in die Erkenntnisstheorie eingeführt wird, auf Treu und Glauben sich von Männern, deren Lebensregel es ist, etwas zu glauben, weil es absurd ist, gängeln lassen könne.

Der hochsinnige König war über die unerschütterliche Überzeugungstreue Döllinger's entzückt und zollte ihm den Tribut seiner Bewunderung in einem eigenhändigen Schreiben vom 28. Februar 1871. Das interessante Schriftstück lautet:

„Mein lieber Stiftspropst und Reichsrath Dr. von Döllinger!

Ich kann Ihr heutiges Geburtsfest nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen durch Übersendung meiner besten und innigsten Glückwünsche ein Zeichen meiner besonderen Gewogenheit zu geben. — Gleich dem Lande bin ich stolz, Sie den Unsrigen nennen zu können, und hege die frohe Zuversicht, dass Sie wie bisher als Zierde der Wissenschaft und in erprobter Anhänglichkeit des Thrones noch lange Ihr ruhmreiches Wirken zum Besten des Staates und der Kirche bethätigen werden. Kaum habe ich nöthig hervorzuheben, wie hoch mich Ihre so entschiedene Haltung in der Unfehlbarkeitsfrage erfreut; sehr peinlich berührt mich dagegen, dass Abt Haneberg seiner innern richtigen Überzeugung zum Trotz sich blindlings unterworfen hat. Er that es, wie ich vermuthen darf, aus „Demuth." Dies ist meiner Ansicht nach eine sehr falsch verstandene Demuth, es ist eine niedrige Heuchelei, officiell sich zu unterwerfen und nach aussen eine andere Überzeugung zur Schau zu tragen als jene, von welcher das Innere erfüllt ist. — Ich freue mich, dass ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe, ich habe es immer gesagt, dass Sie mein Bossuet, er dagegen nur mein Fenelon ist. — Jammervoll und wahrhaft mitleiderweckend ist die Haltung des Erzbischofs, der sobald schon in seinem élan nachliess; sein Fleisch ist eben stark und sein Geist ist schwach, wie er aus Versehen einst selbst in einem seiner Hirtenbriefe verkündet hat. Sonderbare Ironie des Zufalls! — Stolz dagegen bin ich auf Sie, wahrer Fels der Kirche, nach welchem die im Sinne des Stifters unserer Heiligen Religion denkenden Katholiken in unerschütterlichem Vertrauen mit hoher Verehrung blicken dürfen. Ich versichere Sie, mein lieber Herr Stiftspropst, der steten Fortdauer meines Wohlwollens und bleibe, Ihnen meine freundlichsten Grüsse sendend,

Ihr sehr geneigter König Ludwig."

Erzbischof Scherr trug durch sein Verfahren gegen Döllinger dafür Sorge, dass der König in der Ansicht, die er sich über ihn gebildet, bekräftigt werde. Als der Stiftspropst von seinem Oberhirten ermahnt worden war, „meinem väterlichen Herzen all den Kummer zu nehmen, der es schon gegenwärtig Ihretwegen peinigt", und seine Unterwerfung unter das neue Dogma zu erklären, entgegnete er am 28. März 1871 suaviter in modo, fortiter in re, dass er sich als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger und als Bürger nie und nimmer dazu verstehen könne, und er stellte die ehrerbietige Bitte, es möge ihm gestattet werden, bei der bevorstehenden Zusammenkunft der deutschen Bischöfe in Fulda seine Gründe hierfür vorzubringen oder, wenn dies nicht thunlich sein sollte, in einer aus Mitgliedern des Domcapitels zu bildenden Commission dieselben auseinandersetzen zu dürfen, damit die Versammelten ihn nach Möglichkeit zu Nutz und Frommen seiner nach Hunderttausenden zählenden Gesinnungsgenossen durch Beweise widerlegen, seine etwaigen Irrthümer in Anführung und Auslegung von Zeugnissen und Thatsachen berichtigen. Der Erzbischof jedoch hatte den traurigen Muth, seine jüngste Vergangenheit zu verleugnen, indem er das Gesuch mit der Begründung abschlägig beschied, dass die Sache bereits endgiltig entschieden sei, da ein allgemeines, rechtmässig berufenes und frei versammeltes Concil nach reiflicher Erwägung die katholische Lehre vom Primate des Papstes erläutert, formulirt und definirt habe. Am 3. April 1871 wurde Döllinger von dem Ordinariat des Erzbisthums München-Freising verständigt, dass sämmtlichen Theologie-Candidaten der Erzdiöcese der weitere Besuch seiner Vorlesungen bei Strafe der Ausschliessung aus dem Seminar verboten worden sei. Anbei wurde ihm bedeutet, dass der Erzbischof ihn zwar nicht an der Fortsetzung seiner Vorlesungen zu hindern vermöge, dieselbe aber immerhin nur im offenbaren Widerspruche gegen ihn stattfinden könne. Obwohl der greise Professor mit ganzer Seele an seiner aka-

demischen Lehrthätigkeit hing, in welcher er gab und empfing, stellte er sie doch sofort ein. Am 17. April wurde er von dem Ordinariat benachrichtigt, dass gegen ihn „zur Rettung seiner Seele und zur Warnung anderer" der grosse Kirchenbann wegen des Verbrechens der äusseren und formalen Ketzerei „durch specielle Sentenz declarirt und diesem kirchlichen Richterspruche die entsprechende Öffentlichkeit, wie hiermit in Aussicht gestellt wird, gegeben werden müsste." An demselben Tage wurde dieser Beschluss dem Obersthofmeisteramt und dem Prodecan von St. Cajetan mitgetheilt. Am 18. April wurde das Stadtpfarramt von St. Ludwig in München beauftragt, am künftigen Sonntage den 23. d. Mts. beim Pfarrgottesdienste von der Kanzel verkündigen zu lassen, dass unser hochwürdigster Herr Erzbischof an den Stiftspropst und Professor Dr. von Döllinger die oberhirtliche Erklärung habe ergehen lassen, dass derselbe „wegen bewusster, hartnäckiger und öffentlicher Leugnung klarer und sicherer kirchlicher Glaubenssätze der grösseren Excommunication mit allen daran hängenden canonischen Folgen verfallen sei."

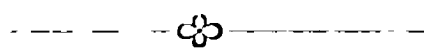
Diese Maassnahmen schmerzten Döllinger tief, denn das Kirchenrecht betrachtet, wie er in den vom 1. März und 12. October 1887 datirten Zurückweisungen der vom Münchener Erzbischof Antonius von Steichele und dem Nuntius Ruffo Scilla gemachten Bekehrungsversuche hervorhob, den Bannfluch nicht bloss als ein über das Seelenleben gefälltes Todesurtheil, sondern es giebt auch den Leib des Gebannten dem Mordstahle jedes beliebigen Eiferers preis. In der That liess der Polizeipräsident ihn förmlich warnen, ohne Begleitung auszugehen, da Attentate gegen seine Person im Werke seien. Dafür ward ihm von der öffentlichen Meinung eine glänzende Genugthuung bereitet. Die Feinde hatten wohl gehofft, Döllinger durch seine Maassregelung zu isoliren, ihn von allen Seiten mit Feinden zu umgeben, den Volkshass wider ihn aufzustacheln, — kein einziger seiner Freunde kehrte ihm jedoch den Rücken, sein Anhang vermehrte sich im Gegentheile um mehr als das dreifache und sehr viele seiner Standesgenossen versicherten ihn ihrer Zustimmung. Die Universität München ehrte ihr excommunicirtes Mitglied durch die Wahl zum Rector, die dortige Akademie der Wissenschaft wählte ihn nach dem Tode Justus von Liebig's zu ihrem Präsidenten, die Universität Wien verlieh ihm den philosophischen Doctorhut und die Universität Oxford erwies ihm die für einen Ausländer äusserst seltene Ehre, dass sie ihn zum Doctor der Rechte ernannte.

Er hat diese Auszeichnungen um so mehr verdient, als er in seinem Benehmen gegenüber dem Erzbischof Scherr, welcher ihm so viel Leid zugefügt hatte, auf der Höhe eines echten und wahren Jüngers Jesu stand. Zu keiner Zeit verlautete von ihm ein hartes Wort oder eine Klage gegen seinen Gegner; er befleissigte sich vielmehr im Gespräche mit Freunden einer vorurtheilslosen Beurtheilung desselben. Er nahm durchaus keinen Anstand, seine Lichtseiten sine ira et studio anzuerkennen, und rühmte die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er im Jahre 1859 den König Maximilian II. in seiner Abneigung gegen den ihm vielfach angerathenen Staatsstreich durch die mannhaften Worte: „Majestät haben die Verfassung beschworen, ein Staatsstreich wäre ein Bruch derselben" bestärkt hatte.

Döllinger war ein Mann, welcher Gott gab, was Gottes ist, und dem Staate, was des Staates ist. Es kann nicht stark genug hervorgehoben werden, dass er ein ausgeprägt deutsch-nationales Bewusstsein besass. Der „Deutscheste unter den Deutschen", wie er von dem ihm durch dreissig Jahre befreundeten Gladstone genannt wurde, stimmte in der am 30. März 1864 gehaltenen Gedenkrede auf König Maximilian II. folgenden Preis auf das Volk der Denker und Dichter

an: „Deutschland ist das Herz Europas und mehr als dies. Man darf wohl sagen: die ganze Welt bedarf Deutschlands, gleichwie Deutschland der ganzen übrigen Welt bedürftig ist, denn es ist das geistige Centrum, welches alle weltbewegenden Ideen entweder erzeugt oder doch an sich zieht, verarbeitet und wieder ausströmt. Es ist das Schlachtfeld, auf welchem alle grossen Geistesschlachten geschlagen werden. Es giebt kein Volk auf Erden, welches dem deutschen gleich käme an Allseitigkeit, an der Gabe das Fremde zu seinem Eigenthum umzubilden, und dieser Leichtigkeit des Aneignens geht doch wieder die zähe Beharrlichkeit des stillen, jahrelangen Forschens und die schöpferische Kraft des ureigenen Hervorbringens zur Seite . . . . . In höherem Grade als jedes andere Volk sind die Deutschen in der modernen Welt, gleich den Griechen in der alten, zum Priesterthum der Wissenschaft berufen, und sie haben diesem Berufe bisher keine Unehre gemacht.“ Er war ein begeisterter Verehrer des Fürsten Bismarck und tadelte in den schärfsten Ausdrücken die Zeitungen, welche zum grössten Schaden der Jugend nicht aufhören, kleinliche und engherzige Kritik an dem unvergleichlichen Staatslenker zu üben. Wir werden von dem jugendlich fühlenden Greis hingerissen, wenn er mit Feuereifer für die gefährdete Wahrheit eine Lanze bricht und voll Wärme zur Frau von Kobell sagt: „Wie viel wird an Bismarck bekrittelt und gerüttelt, die grossen Züge seines Lebens, seine hervorragenden Verstandesanlagen, seine ursprüngliche, echt deutsche, mächtige Natur wird bald durch diesen, bald durch Jenen angegriffen. Die Natur hat Bismarck aus einem Guss gegossen, er ist ein Prachtwerk an Patriotismus, aber wie viele der Presse Angehörigen spritzen ätzende Säuren darauf und verstümmeln es in armseliger, missgünstiger Weise, stellen Fehler ins Licht und ehrfurchtgebietende Fähigkeiten in Schatten. Die zeitungslesende Jugend sieht das Zerrbild, wägt auf der Wage der Journalisten das Gute und Schlechte ab und betrügt sich selbst um die Begeisterung für einen begeisterungswerthen Mann.“ Von dem Reichskanzler ging er zu einem Ausblicke auf die Vergangenheit und Gegenwart der nationalen Idee in Deutschland über, wobei sich ihm angesichts der trostlosen Zerfahrenheit und Zerklüftung der Parteien im Reichstage der ein unsägliches Weh in sich schliessende Seufzer entrang: „Lernen denn die Deutschen nie aus der Geschichte? Soll sich die traurige Zerrissenheit und die Schmach in Deutschland wiederholen?“

Döllinger hat am 13. Januar 1890, nachdem ihm sein Schüler und Freund Professor J. Friedrich, welcher mit ihm zugleich in Acht und Bann gethan worden war, die letzte Wegzehrung gereicht, die Augen für immer geschlossen. Fassen wir seine Entwicklung in kurzen Zügen zusammen, so hat er sich erst spät, am Abend seines Lebens zu kühnem Einspruch entschlossen. Dafür ist er von Stund' an im Dienste der Wahrheit keinen Augenblick still gestanden. Er hat sich unermüdlich ihrer Pflege hingegeben, rastlos dem Lichte zugestrebt. Er war wie selten ein Gottesgelehrter berufen, den Jüngern der Theologie den Wahlspruch: „Theologus sum, nihil divini a me alienum puto“ zu empfehlen, denn er war die glänzende Verkörperung desselben.



Eine neue Biographie des Franz von Assisi.

Von

ARNOLD E. BERGER.

Ausserordentliche litterarische Erfolge der Vergangenheit lassen sich durch historisch-psychologische Analyse in der Regel befriedigend erklären, in der Gegenwart erscheinen sie zuweilen völlig räthselhaft. Hier liegt uns ein Buch*) vor, dem Niemand seinen so rasch erworbenen Ruhm vorausgesagt hätte, und von dem ebensowenig Jemand sagen kann, aus welchen geheimnissvollen Faktoren dieser merkwürdige Erfolg sich zusammensetzen mag. Das Buch enthält die Lebensgeschichte eines katholischen Heiligen, geschrieben von einem protestantischen Theologen. Es wendet sich nicht fabulistisch-erbaulich an die breite Kirchenfrömmigkeit der Menge, sondern quellenkritisch, gelehrt und gründlich an die gebildetste Lesewelt. Es ist nichts Aufdringliches, Herausforderndes oder Verblüffendes darin, nur ein ruhiges, ehrliches Bewusstsein seines Werthes. Man begegnet hier weder tiefsinnigen Problemen, noch geistreichen Theorieen, überhaupt der imponirenden Macht des Gedankens nicht. Der Verfasser wollte im Wesentlichen nichts geben als den genetisch begründeten Zusammenhang der geschichtlichen Thatsachen, die sich auf das Leben des heil. Franz und die Anfänge seines Ordens beziehen, überall nach jenem vollsten Maasse strenger Sachlichkeit strebend, welches die Beschaffenheit der Quellen und die Schwierigkeit der Beurtheilung eines unserem Verständniss nahezu entrückten Seelenlebens irgend zulassen. Eine durchaus wissenschaftliche Studie also über einen mittelalterlichen Heiligen, von der aber binnen wenigen Monaten neun Auflagen gedruckt werden mussten, — man wird zugeben, dass eine solche Erscheinung sich nicht ohne Weiteres verstehen lässt. Äussere Umstände haben allerdings mitgesprochen. Herr Paul Sabatier hatte sein Buch dem heiligen Vater überreicht, dieser liess ihm unter Ausdrücken aufrichtiger Hochachtung als Dank den apostolischen Segen ertheilen, und ein halbes Jahr später wurde das Werk in den Index der verbotenen Bücher gestellt. Die klerikale Presse hat den Verfasser mit Schmutz beworfen, ihm die unlautersten Beweggründe untergelegt, seine Arbeit mit giftigen Schmähungen überschüttet und ihr das Brandmal der systematischen Geschichtsfälschung aufgedrückt. Keine Frage, dass der blinde Hass, der sich gegen den „Ketzer", den „Sektirer" in schreiender Verläumdung wandte, dem Buche einen beträchtlichen Anhang zugeführt hat. Der Hass ist begreiflich: geht doch Sabatiers dringlichstes Bemühen darauf aus, nicht nur das Bild des Heiligen von ungeschichtlichen Ausschmückungen und den schablonen-

*) Leben des heiligen Franz von Assisi von Paul Sabatier. — Autorisirte und durch Originalmittheilungen des Verfassers bereicherte Übersetzung der neunten Originalauflage von M. L. Berlin, Georg Reimer 1895. 8°.

haften Zuthaten der Legendenphantasie gereinigt in seiner menschlichen Echtheit wiederzugewinnen, sondern auch die antiklerikale und antimonachistische Richtung seines Wesens kräftig zur Geltung zu bringen, seine geheimen Konflikte mit dem Papstthum in helles Licht zu rücken und sogar, in ältere protestantische Betrachtungen wieder einlenkend, ihn wie einen einsamen Vorläufer der Reformation darzustellen. Damit schiesst er freilich wieder ein gutes Stück über das Ziel hinaus.

Dass das religiöse Ideal des heil. Franz ein die Schranken des Mönchthums weit übergreifendes war, dass es, aus den tiefsten Bedürfnissen der Laienreligiosität erwachsen, den Begriff eines über das kanonische hinausreichenden geistigen Priesterthums enthielt, als dessen Kennzeichen das apostolische Leben auf Grund der Herrenworte des Matthäus-Evangeliums festgestellt wurde, darin wird man mit dem Verfasser unbedingt einig sein. Hingegen wird seine Neigung, den heiligen Franz mit der Papstkirche in prinzipiellen Widerspruch zu bringen und vollends Vorklänge des Protestantismus aus seiner Lebensgeschichte herauszuhören, entschieden abzulehnen sein. Wenn er meint, von einer Bestätigung der Franziskanerregel durch den Papst hätte für Franz keine Rede sein können, da diese Regel ja auf Jesu eigenen Worten ruhte, wenn er den Heiligen als den Verkündiger der Selbstregierungsrechte des Gewissens feiert, was ihn in einen schmerzlichen inneren Zwiespalt mit der Hierarchie verstrickt hätte, wenn er ihm die Eigenmächtigkeit des unabhängigen religiösen Genius zuschreibt, da er mit Umgehung der kanonischen Gesetze das Gelübde der heil. Clara empfangen und mit dem Papstthum fort und fort um die Autonomie seines Ordens gerungen habe, so trägt er damit seiner Darstellung Färbungen auf, die aus einer völlig unbefangenen Betrachtung der Quellen schlechterdings nicht zu schöpfen, vielmehr diesen Quellen nur durch isolirte Beleuchtung mit überscharfen Schlaglichtern künstlich abzugewinnen sind. Franz von Assisi muss so ganz ausschliesslich als reiner Gefühlsmensch gewürdigt werden, dass man mit kirchenpolitischen Gedankenreihen ihn auch nicht von ferne in Berührung bringen darf. Er war aller politischen und organisatorischen Gaben baar. Er beugte sich vor der überlegenen Regierungsweisheit der Hierarchie, wie er demüthig gegenüber den gelehrten Theologen seine Unzulänglichkeit bekannte. Es war kein Zug von Trotz, Eigensinn oder Auflehnung in ihm, denn seine ganze Sehnsucht war der Friede. Selbst seine Reflexion hatte für Polemik schwerlich Raum. Sein religiöses Ideal enthielt nichts, was auf eine Umbildung der äusseren kirchlichen und sozialen Ordnungen gezielt hätte, nicht einmal eine Aneignung dieses Ideals durch die Gesammtheit der Gesellschaft hätte er ins Auge zu fassen gewagt. Er ging völlig auf in dem stillen vorbildlichen Wirken von Mensch zu Mensch, und was ihn dabei leitete, war einzig die Liebe, die in Demuth, Selbstverleugnung und hilfreicher Arbeit die Herzen zusammenschliesst zum unsichtbaren Reiche Gottes, dem Reiche des Friedens, der Brüderlichkeit, der

Gottinnigkeit, der Christusjüngerschaft, heiter erhaben über alle Verflechtung mit irdischem, materiellem Trachten, einig mit dem Willen des Herrn und seiner ältesten Jünger in selbsterwählter fröhlicher Armuth, die ihm die höchste Freiheit bedeutete, weil sie von der Welt und ihren Versuchungen sich losgesagt und somit die Welt der Herrschaft der auf das Ewige gerichteten Seele unterworfen hat. Dieses religiöse Ideal hat Franz nicht geschaffen, er hat es nur mit dem Reichthum seines strömenden Innenlebens erfüllt und ihm die hinreissende persönliche Prägung geliehen, in der es die folgenden Jahrhunderte unwiderstehlich beherrscht hat. Aber wenn der festhaftende Zauber persönlichen Lebens die Ideale grosser Menschen nicht alt werden lässt und ihre dauernde Anziehungskraft begründet, so lässt er sich doch nicht einfach nachmachen. Hier liegt auch der schwache Punkt des Franziskanerthums. Franz war eine wunderbar schlichte, kindlich gute, heiter verklärte und harmonische Natur, aber zugleich in der einseitigen Inbrunst, mit der er sein Ideal verbildlichen wollte, von so hochgespannter Gemüthslage, dass er in einer permanenten Exaltation wie in seinem natürlichen seelischen Element lebte. Das erscheint bei Sabatier zu wenig betont, er hat seinen Heiligen fast etwas zu gesund gezeichnet. Darum wurde es die Tragik im Dasein des Franziskus, dass er daran glauben konnte, diese seine persönliche Lebenshaltung anderen Gemüthern mittheilen, ja sie zur Norm einer brüderlichen Lebensgemeinschaft machen, also das Feinste, Unfasslichste, Unnachahmlichste in ein Regelnetz einfangen und darin für alle Zukunft sicherstellen zu können. Gegen die weitere Entwicklung seines Ordens hat er dann sich beständig gewehrt, und verletzt, verstimmt von seiner eigenen Schöpfung sich weggewandt, aber nicht als ob er Abfall oder Verweltlichung darin gesehen oder den Bund mit der Hierarchie wirklich für verderblich gehalten hätte, sondern weil er, der Gefühlsmensch, es nicht ertragen konnte, dass der natürliche Lauf der Dinge mächtiger war, als der höchste Wunsch seiner Seele, ohne dass er selbst der unbarmherzigen Logik der Zustände etwas anderes hätte entgegenhalten können, als eben immer wieder dieses nämliche verletzte Gefühl. Es ist dem neuesten Biographen nicht gelungen, diesen Gesichtspunkt festzuhalten, sondern es wirkt die altprotestantische Betrachtung noch in ihm nach, dass die Kirchengeschichte sich aus Perioden der religiösen Erneuerung urchristlichen Lebens und aus Perioden des Abfalls zusammensetze. Mit grösserem Rechte hat ein berühmter Kirchenhistoriker gesagt: „Der erste Schritt, einer Idee die Wirklichkeit zu ertheilen, ist immer schon ein Abfall von ihr“. Es ist nicht die Sache eines unparteiischen Geschichtschreibers seinen Stoff unter dem Einfluss so diskutabler Werthurtheile zur Darstellung zu bringen, und was die Entwickelung des Minoritenordens angeht, so hätte der Verfasser den umsichtigen Untersuchungen von Franz Ehrle lehrreiche Hinweise entnehmen können, wie man ihr unter Verzicht auf die irrige Abfallsthese zu ihrem guten geschichtlichen Rechte verhelfen kann.

Aber unser Biograph hat sich in seinen Helden mit so hingebender Liebe eingelebt, dass es ihm fast unmöglich fällt, mit anderen Augen zu sehen. Und damit kommen wir zu der besten Stärke seines Buches. Er hat eine Arbeit von acht Jahren darin niedergelegt. Man kann nicht gründlicher, umfassender zu Werke gehen, als er es gethan hat. Er hat das Quellenmaterial in einer unübertrefflichen Ausdehnung und mit mühsamstem Fleisse durchgearbeitet, er ist allen Wegen des Heiligen gewissenhaft nachgepilgert, er hat das italienische Volk und die italienische Landschaft von heute ebenso eifrig studirt wie das Leben und Treiben der Gesellschaft des dreizehnten Jahrhunderts, er ist darüber beinahe selbst zum Franziskaner geworden und predigt beweglich seinen Zeitgenossen, wie dringend es ihnen noth thue, mit einem Tropfen franziskanischen Oeles gesalbt zu werden. Ist es denn heute anders, als damals? lautet seine Frage. Begeht nicht auch unsere moderne Civilisation das grosse Verbrechen, dass sie Alles nur nach dem Kaufpreis taxirt und nur das gelten lassen will, was Geld kostet? Verachtet sie nicht darüber jene echten und reinen Freuden, die Jedem erreichbar sind, und an denen die Seele sich sättigt? Wo ist der Glaube geblieben, der Berge versetzen kann? Die Skeptiker von heute wollen uns bloss beweisen, dass es eben vollkommen überflüssig sei, Berge zu versetzen. Aber am jüngsten Tage werden uns weder Philosophen noch Theologen richten, und darum ist es besser, für ein Ideal, selbst für ein trügerisches, zu sterben, als sich für die Nichtigkeiten eines poesielosen Daseins, dem alles Begeisternde fehlt, zu erhalten. Man meint, der Besitz erhöhe die Genussfähigkeit, und man merkt nicht, dass die Seele austrocknet, indem sie zur Sklavin des Besitzes wird, und dass mit dem Wachsen der äusseren Freiheit die innere rettungslos verschwindet. Unsere moderne Erziehung verurtheilt die Augen zum Schweigen und lässt das Herz mit seinen heiligen Rechten verkümmern. Die Religion ist ein Opfer der Theologie geworden, und Niemand weiss, wie sehr diese beiden auseinanderzuhalten sind. Dem leeren Blendwerk des Mammons und wurmstichigen Spekulationen sind schon zu viele Opfer gefallen. Unser Leben ist nicht ein Kampf für das Göttliche, es ist ein Blutbad, in dem sich wilde Thiere die Beute streitig machen. Aber der Erlöser wird kommen, die Zeit ist ihm reif, und er wird wiederbringen die franziskanische frohe Botschaft, die da den Armen gilt, den Gesang der Liebe und der Freiheit: dass Menschenglück, Herzensfriede und Lebensfreude unabhängig sind von Geld, Wissen und Macht, dass die Seligkeit ruht in der Reinheit des Herzens, dass der Friede kommen wird, wenn sich die Menschen entschliessen werden, das Gute zu wollen. In Städten und Dörfern, Palästen und Hütten seufzen tausende von bekümmerten Seelen, und sie harren schon auf einen neuen Christabend.

So wird der Geschichtschreiber zum Propheten und zum franziskanischen Bussprediger. Bedeutsam nennt er die Bettelorden eine Internationale. Er vergleicht das europäische Bewusstsein, wie es zuerst im 13. Jahrhundert

erwacht sei, mit dem von 1789. Damals, im Zeitalter der Bettelorden, war die Geisterbewegung eine religiöse, sie ging von den Laien aus und wollte der Geistlichkeit die Schlüssel des Himmels entreissen. Wäre diese Revolution an ihr Ziel gelangt, sie hätte zum allgemeinen Priesterthum und zur Gewissensfreiheit jedes Einzelnen geführt. Aber wenn die Revolution von 1789 uns alle zu Königen erheben konnte, so vermochte weder das 13. Jahrhundert noch die Reformation uns allen Priesterrechte zu verleihen. Hier liegt der tiefste Widerspruch unseres Lebens: politisch sind wir frei, moralisch und religiös gebunden. Dass diese letzten Sätze für Frankreich einen etwas zutreffenderen Sinn haben, als für Deutschland und andere europäische Länder, beweist noch nicht das Geringste für ihre Richtigkeit. Unseres Erachtens sind diese Sätze vollkommen irrig, aber im Verein mit den oben wiedergegebenen Paränesen an die moderne Welt geben sie jedenfalls eine charakteristische Probe von dem ehrlichen Ernst, der schwungvollen Warmherzigkeit und dem schönen Idealismus unseres von franziskanischem Reformeifer beseelten Zeitendeuters.

Und wie gern überlässt man sich dem vollflutenden Strome seiner Beredsamkeit! Er hat eine bezaubernde Gabe der Mittheilung. Hat man den Heiligen von Assisi mit vollem Recht den Troubadour Gottes genannt, so möchte man Sabatier den Troubadour des heiligen Franz nennen. Er ist immer Lyriker, aber ein Lyriker von grübelndem Hange und einer starken plastischen Kraft, die bald bewegte und farbenreiche Bilder des Volkslebens vor uns hinstellt, bald fein abgetönte Landschaften, bald das reizvolle Idyll einer Einsiedelei, bald ergreifende Szenen von der Landstrasse. Dazwischen erscheinen die prächtigsten Portraitköpfe: Innocenz III., Kardinal Ugolino, Dominikus, die heilige Clara, die einzelnen Ordensbrüder, ausgeführt mit einer ganz ausserordentlichen Kunst der Menschenschilderung, Alles meisterhaft gesehen und erfüllt von sprühendem Leben. Bewundernswerth ist die sicher kombinirende Phantasie, mit der die Quellen zum Sprechen gebracht werden; selten wird ihnen etwas abgezwungen, willig scheinen sie alles herzugeben, und wie selbstverständlich wächst die Darstellung aus ihnen hervor. Hier ist in der That die Liebe der Schlüssel zur Geschichte geworden, aber die Liebe ist zugleich die kluge Schatzhalterin einer weitschauenden Gelehrsamkeit. Die kritischen Auseinandersetzungen und Quellennachweise füllen ein gutes Drittel des Buches aus.

Mit feiner Hand wird der Kreis konstruirt, aus dem der Heilige hervorging. Das spezifisch Italienische wird sorgfältig herausgearbeitet; selbst der Name seiner Schöpfung, dem ‚*popolo minuto*‘ entnommen, hatte ursprünglich lokalgeschichtliche Bedeutung, und die hinreissende Wirkung der franziskanischen Friedensbotschaft empfängt ihre volle Beleuchtung erst aus den unaufhörlichen Parteikämpfen und Bürgerkriegen, aus der Unsicherheit des öffentlichen Lebens in Italien. Die provenzalische Herkunft der Mutter des Heiligen, aus der z. B. Thode noch weitgehende Schlüsse zog, wird von

Sabatier als schlecht bezeugt bei Seite gelassen. Dagegen wird auf die ritterliche Lebenshaltung des jungen Franz und ihre fortdauernden Nachwirkungen ein besonderer Nachdruck gelegt. Von daher stammt sein lebendiger Sinn für die Poesie der Natur, des Kultus und der idealen Liebe, der nur zum Theil seine Quelle in Bibel und Mystik hat, von daher seine Freude am Schönen, Zarten und Hochsinnigen, an Bild, Klang und Farbe, sein feiner Takt, sein enthusiastischer Aufschwung, der von Welteroberung träumte, sich mit den frommen minoritischen Paladinen als eine ritterliche Tafelrunde fühlte und die erhabene Armuth wie seine Dame verehrte: ihr hatte er ritterliche Treue geschworen, ihr brachte er Alles zum Opfer, ihr diente er mit der ganzen Liebeskraft, deren seine grosse, reine Seele fähig war, für sie wollte er sterben, wie jene tapferen Helden, die wider die Ungläubigen für ihren Gott und ihre Herrin in den Tod gingen. Aber zu dem Ritter gesellte sich in Franz auch der wandernde Spielmann: gern verglich er sich mit der schweifenden Lerche, der es nur wohl wird unter dem freien Himmel, und seine souveraine Sorglosigkeit, seine Unbekümmertheit um den kommenden Tag, seine ewig junge Naivetät, sein inniges Frohbehagen an Gesang, Saitenspiel, Tanz und Feier sind die Vagantenzüge seines Naturells. Schon früh bricht seine Herzensgüte, sein Mitgefühl für die Nothleidenden bisweilen ergreifend hervor. Die Frage, warum er, der reiche Kaufherrnsohn, es eigentlich besser haben solle, als die hunderttausend Enterbten, weicht nicht aus seiner Seele, und ein tiefer innerer Gegensatz zu dem in Erwerbsinteressen und materiellen Mühen aufgehenden Vater bildet sich immer schärfer heraus. Knapp und klar umreisst der Verfasser die kirchliche Lage um das Jahr 1209: er schildert die Hierarchie und ihre Gebrechen, wie sie schon damals mit Schmerz und Erbitterung bekämpft wurden, er schildert die Sektenbewegungen in den Laienkreisen, die Entstehung des apostolischen Lebensideals, die waldensische Propaganda, die aufregenden Wirkungen der joachimischen Weissagungen vom Anbruch eines heiligen Zeitalters und zeigt, wie das neue Evangelium von der Armuth den jungen Franz völlig in Besitz nahm und ihn zum Erlöser, zum Heiland seines kranken Jahrhunderts bestimmte. Seltsamerweise sucht man unter den geschichtlichen Voraussetzungen des Franziskanerthums an dieser Stelle vergeblich den heiligen Bernhard, ohne den doch die persönliche Lebensgemeinschaft mit Christo, wie Franz sie predigte, gar nicht zu denken wäre. Besonders werthvoll ist die starke Betonung der sozialen Richtung des franziskanischen Ideals: es zielt nicht etwa in mönchischem Sinne auf die W e l t f l u c h t, sondern auf die rettende und helfende Arbeit i n der Welt: sein Kernpunkt ist die Liebe, die durch Aufopferung siegt. Franz schuf einen Orden der Arbeit: die Brüder sollten die Armuth, d. h. die absolute Freiheit von der Welt, wirklich erleben, um in dieser Freiheit für das Reich Gottes schrankenlos wirken zu können; und das sollten sie thun, indem sie mit den Bauern und Handwerkern, mit allen Armen und

Niedrigen die Arbeit theilten, überall die helfende Hand anlegten, in der Freude und in den Leiden der Arbeit den Menschen herzlich nahe kamen, sie durch Vorbild und Zuspruch für die demüthige Nachfolge Christi und sein unsichtbares Reich gewannen und für diese geistige Speisung als Gegengabe das tägliche Brot des Leibes empfingen. Die Arbeit sollte die Regel sein, das Betteln die Ausnahme, und auch diese Ausnahme bedeutete nichts Entehrendes, denn haben nicht auch Jesus und seine Jünger von dargebotenem Brote gelebt? Das Almosen ist für die Armen der „Tisch des Herrn", die Speise der Engel und der Vögel, die nicht säen, nicht ernten, nicht in die Scheuern sammeln. Aber damit die Brüder in diesem dienenden Leben nicht aufgehen und der Reinheit des evangelischen Geistes nicht verlustig werden, dazu bedarf es eines geregelten Gleichgewichts zwischen thätigem und beschaulichem Dasein: immer wieder muss in einem weltfernen Leben der Einsamkeit und Innerlichkeit die Seele gereinigt und gestärkt werden zum echten apostolischen Wirken in der Menschenwelt. Der Glaube an die Kraft seines christlichen Lebensideales war so stark in Franziskus, dass er nicht nur äusseren Andachtsübungen keinen hohen Werth beilegte, sondern auch, der Richtung der Zeit entgegen, auf den Nimbus des Wunderbaren geflissentlich verzichtete: fasten, beten, weinen und sich kasteien kann ja auch der Sünder, aber eines kann er nicht, er kann seinem Gott nicht treu bleiben; Franz traute weiterhin sich allerdings die Gabe zu, Wunder zu thun, aber er verschmähte es, seine apostolische Wirksamkeit durch Wunder vor der Menge erst zu bekräftigen. Die Geschichte der Ordensentwicklung, die in ihren klerikalen Umbildungen sich immer weiter von dem Ideal ihres Stifters entfernte, hat der Verfasser mit so herzlichem Antheil und soviel echter altfranziskanischer Betrübniss dargelegt, dass man sie nicht ohne Bewegung lesen kann. Die Eifersucht, mit der er für seinen Helden Partei nimmt, hat freilich die Unbefangenheit seines Urtheils z. B. über den heil. Dominikus einigermaassen beeinträchtigt, und der Satz, dass sich seit 1221 Alles innerhalb des Ordens ohne Wissen des heil. Franz oder sogar gegen seinen Willen vollzogen habe, wird nicht aufrecht zu erhalten sein. Der Grund für die zunehmende, bis ins Übersinnliche hinaufgesteigerte Schwermuth des Heiligen ist viel weniger mit dem Verfasser darin zu suchen, dass er fühlte, sein bestes Denken und Streben stehe in Gefahr, böswillig verkannt und verrathen zu werden, als vielmehr darin, dass er in seiner Natur nicht die Kraft und die Gaben fand, sein religiöses Ideal in alle Herzen siegreich und bleibend einzupflanzen und der Welt jene Erlösung zu bringen, von der er in der Jugend geträumt hatte. Der Höhepunkt dieser in's Krankhafte verzückten, weltabgekehrten Schwermuth war die vielumstrittene Stigmatisation: die einsichtsvolle Kritik des schwierigen Problems führt den Verfasser übrigens zu Ergebnissen, die von denen Karl von Hases beträchtlich abweichen.

Wer könnte schliesslich der innigen Pietät des Geschichtschreibers

für seinen geliebten Heiligen die aufrichtigste Achtung versagen! Er kann es der Kirche nicht verzeihen, dass sie dem gottbegeisterten Propheten das Priestergewand umgelegt und den unabhängigen religiösen Genius der Nachwelt als einen Zögling der Geistlichkeit dargestellt hat. Diesen vermeintlichen Verrath wollte er gut machen. Für ihn ist Franz von Assisi weder der Kirche noch der Wissenschaft das Geringste schuldig geworden, er ist ihm ein direkter Nachkomme von Christus, Paulus und Augustin, ein Geist von königlichem Geschlecht; und da er keiner Einzelgemeinschaft, sondern der ganzen Menschheit angehört habe, so soll auch der katholischen Kirche nicht länger zugestanden werden, dass sie ihr Besitzrecht über ihn geltend mache. Das Körnchen Wahrheit in diesen Ausführungen ist, dass Franz von Assisi wie jeder eigenständige religiöse Genius einen neuen Typus der Frömmigkeit gefunden und die Menschen gezwungen hat, diesen unbedingt anzuerkennen. Aber deshalb haben wir kein Recht, ihn aus dem Zusammenhange der kirchlichen Entwicklung herauszuheben und der katholischen Kirche den Stolz, den Enthusiasmus zu verkümmern, mit dem sie ihn den ihrigen nennt. Wenn Franz der Menschheit angehört, so gehört ihr doch die katholische Kirche ohne Zweifel nicht minder an, vorausgesetzt, dass man unter „Menschheit“ nicht ein beliebiges konstruirtes Abstraktum versteht, ein doktrinäres Etwas, das sich etwa in der Geschichte epochenlang versteckt zu halten pflegt, um plötzlich in einzelnen begnadeten Männern wieder ans Licht zu treten. Das Buch des geistvollen Franzosen fordert also schwerwiegende Einwendungen heraus, dennoch kann man nicht anders von ihm scheiden, als in warmer Dankbarkeit. Es ist das schönste, tiefste, reichste und gelehrteste Werk, das über den heiligen Franz und seine Stiftung je geschrieben wurde; es ist das Werk eines hervorragenden Geschichtsforschers, der zugleich ein Poet ist, und der in seiner Brust ein frommes Herz trägt.

Die Übersetzung ist gut nachgefühlt und genussreich zu lesen. Irrungen sind selten, nur eine Anzahl hässlicher Druckfehler sind stehen geblieben. Der Verlagsbuchhandlung gebührt Anerkennung dafür, dass sie eines der vornehmsten Erzeugnisse der biographischen Litteratur nunmehr auch den weiteren Kreisen des deutschen Publikums erschlossen hat.

Nicolaus Coppernicus.

Von

A. VON BRAUNMÜHL.

Wenige Kulturepochen vermögen denjenigen, der sich für die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes interessirt, so sehr zu fesseln, als jene Zeit, da mit Guttenbergs grossartiger Erfindung ein neues wissenschaftliches Leben zu erwachen begann. Mit dem Verfalle der griechischen Kultur waren namentlich die exakten Wissenschaften zu Grabe getragen und schienen nach einer kurzen,

wenn auch hoch entfalteten Blüthe in dem arabischen Weltreiche, in der vorwiegend religiösen Richtung des Mittelalters für immer untergegangen.

Da kam jene neue Zeit, und mit ihr traten geisteskräftige Männer auf, die die schwere Arbeit begannen, mühselig gesammelte Schriften eines verschwundenen Volkes, dessen Sprache man kaum mehr kannte, zu entziffern und nicht nur die poetischen Schätze des klassischen Alterthums zu heben, sondern auch die exakten Wissenschaften zu neuem Leben zu erwecken. Diese Sammelarbeit, die mit ihr verbundene lebhafte übersetzerische Thätigkeit und namentlich die neue Kunst des Buchdruckes veranlassten eine rasche Verbreitung jener Schriften in den Kreisen der Gebildeten und schufen so die Grundlagen, auf denen die begabtesten Geister der Zeit weiterzubauen vermochten. Zu diesen aber gehört in erster Linie Nicolaus Coppernicus.

Er war geboren am 19. Februar 1473 in der deutschen Stadt Thorn im Bisthum Ermland, so dass wir ihn mit Stolz einen Deutschen nennen dürfen, wenn auch sein Vater Niklas Koppernigk aus Krakau in Polen gebürtig war. Dieser verlegte als junger Mann seinen Wohnsitz nach Thorn und schwang sich zu einem begüterten Kaufmann auf. Aus seiner Ehe mit Barbara Watzelrode, die aus einer der angesehensten Familien der Stadt stammte, ging Nicolaus als das jüngste von vier Kindern hervor. Als sein Vater bereits im Jahre 1483 starb, fiel die Sorge für die Hinterbliebenen dem Bruder der Mutter, Lucas Watzelrode anheim, welcher Domherr an der Kathedrale in Frauenburg war und bereits 1489 Bischof von Ermland wurde. Als solchem standen ihm die reichen Einkünfte des Bisthums zur Verfügung, das damals die Stellung eines kleinen Königreichs einnahm, und er sparte wahrlich nicht mit den ihm zu Gebote stehenden Summen, um den Kindern seiner Schwester eine gute und sorgfältige Erziehung geben zu lassen. Namentlich hat Nicolaus des Bischofs Zuneigung und Gunst zeitlebens in hohem Maasse besessen. Denn dieser war ein ebenso gebildeter als gelehrter Mann und wusste daher die vorzüglichen Anlagen des Knaben, die sich schon auf der Johannisschule in Thorn zeigten und nachmals so herrlich entfalteten, wohl zu schätzen. Aber auch Coppernicus hat seinem Oheim den Dank dafür zeitlebens in treuem Herzen bewahrt und dessen Namen dadurch, dass er den eigenen unsterblich machte, der Nachwelt überliefert.

In seinem 19. Lebensjahre ging er auf die Universität Krakau, die von König Casimir dem Grossen 1364 gestiftet worden war. Diese Universität hatte sich damals eines grossen Besuches, namentlich von Seite der Deutschen, zu erfreuen, und in jenen Jahren, als Coppernicus daselbst studirte, wies sie mehr als 1000 Zuhörer auf. Allerdings herrschte noch auf den Lehrstühlen überwiegend die scholastische Anschauung und Lehrweise, und des Aristoteles gewaltiger Einfluss hatte seine Macht auf die Gemüther noch nicht verloren. Aber dennoch wurden in Krakau früher als auf den deutschen Universitäten Berührungspunkte mit der neuen Zeit gewonnen, die von Italien ausging. So lehrte dort in der Artistenfakultät der Humanist Laurentius Corvinus, zu deutsch Rabe, welcher über die römischen Klassiker las, und mit ihm schloss Coppernicus sofort ein inniges Freundschaftsbündniss. Auch hatten schon früher verschiedene Sendboten des Humanismus die Universität Krakau vorübergehend besucht und daselbst freie Vorträge gehalten, so der berühmte Philipp Buonacorsi, bekannt unter dem Humanistennamen Callimachus, und der unermüdliche Vorkämpfer des Humanismus, Conrad Celtes, der sich 2 Jahre daselbst aufgehalten hatte, um bei dem hochberühmten Albert v. Brudzewo mathematische und astronomische Studien zu treiben. Brudzewo war auch noch in Krakau, als der junge Coppernicus dahin kam, lehrte aber nicht mehr Mathematik. Dennoch ist es

sehr wahrscheinlich, dass Coppernicus mit ihm in nähere Privatbeziehungen trat und von ihm Unterweisung in Astronomie und Mathematik erhielt, denn er warf sich schon damals mit besonderer Vorliebe auf das Studium dieser Wissenschaften und machte sich mit dem Ptolemäischen Almagest und mit jenem Welt-Systeme bekannt, gegen das er nachmals den Kampf eröffnete. Schon in Krakau hat Coppernicus Tüchtiges gelernt, sowohl in der Theorie, als auch in der praktischen Verwendung der astronomischen Hilfsmittel, denn als er nach Absolvirung der Artistenfakultät, der er drei Jahre angehört hatte, die Universität verliess, beschäftigte er sich sofort mit selbständigen astronomischen Beobachtungen.

Als er 1494 nach der Vaterstadt zurückgekehrt war, wurde er von seinem Onkel veranlasst, in den Dienst der Kirche zu treten, da jener hoffte, ihm durch seinen Einfluss sehr bald ein einträgliches Amt in seinem Bisthum verschaffen zu können. Inzwischen sollte aber der junge Mann zu seiner weiteren Ausbildung und zum Studium des kanonischen Rechtes vorerst nach Italien gehen, um daselbst direkt an den neu eröffneten Quellen der Gelehrsamkeit zu schöpfen. So überstieg er im Jahre 1496 die Alpen und traf mit dem Beginn des Wintersemesters in Bologna ein, wo er sich in die Natio germanorum, den Verein der deutschen Studenten, aufnehmen liess.

Von jeher übte der heitere Glanz des Südens auf den Nordländer eine verlockende Anziehung aus: Italien war stets und ist noch heute das Land der Sehnsucht für den Deutschen. Damals aber trat zu den üppigen Reizen der Natur noch der Ruf, den Italien als das Mutterland des Humanismus, als die Pflanzstätte der neuen Bildung genoss; und wirklich war auch daselbst durch die erneute Pflege der Künste und Wissenschaften ein Zustand der Kultur geschaffen worden, wie ihn im Alterthum höchstens Athen und Alexandrien zu ihren besten Zeiten aufweisen konnten. Daher kam es, dass gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus Deutschland und Frankreich, aus dem hohen Norden und dem fernen Osten Schaaren von Wissbegierigen nach Italien strömten, um ihren Gesichtskreis zu erweitern und namentlich die Schätze des neuerschlossenen Hellenenthums zu heben.

Diesen letzteren Zweck verfolgte auch Coppernicus neben seinen juristischen Studien, denen er wohl weniger aus besonderem Interesse, als durch die Anforderungen seines späteren Berufes gezwungen, oblag. So sehen wir ihn denn eifrig mit der Erlernung der griechischen Sprache sowie mit dem Studium der platonischen Philosophie beschäftigt, die erst neuerdings aus jahrhundertelangem Schlummer erweckt worden war, um der herrschenden Richtung der Aristoteliker schwere Konkurrenz zu machen.

Schon damals mag vielleicht in seinem erfinderischen Geiste der Gedanke an ein neues Weltsystem aufgekeimt sein, wenn er jene dunklen Stellen in Platons Schriften las, die allerdings mit ziemlicher Sicherheit vermuthen lassen, der grosse Philosoph habe in seinen späteren Jahren sowohl die Achsendrehung der Erde angenommen, als auch die Sonne statt der Erde in die Mitte des Weltalls gestellt. Wir wissen nicht genau, welche griechischen Schriftsteller ausser Plato damals Coppernicus in Bologna noch las, als er bei dem berühmten Atonius Urceus Griechisch lernte, aber soviel ist sicher, dass er, wenn nicht schon damals, so doch nicht sehr lange hernach, den Plutarch kennen lernte, denn in der Widmung an Papst Paul III., die er seinem grossen Werke voransetzte, zitirt er eine Stelle aus jenem Schriftsteller, worin derselbe erzählt, dass schon die Pythagoräer Philolaus und Ekphantos, sowie Heraklides aus Pontus eine Bewegung der Erde angenommen haben. Ja er sagt sogar, dass er gerade durch diese Stelle veranlasst worden sei, sich mit der Vereinfachung des Ptolemäischen Weltsystems intensiv zu beschäftigen.

Auffallend ist es, dass Coppernicus denjenigen griechischen Mathematiker hier nicht anführt, der thatsächlich 270 Jahre vor Christus schon das nämliche System, wie er selbst, gelehrt hatte, nämlich Aristarch von Samos, und zwar ist dieser Umstand um so merkwürdiger, als derselbe Plutarch in der nämlichen Schrift, aus welcher Coppernicus sein Zitat entnahm, von Aristarch erzählt, „dass er, um die Himmelserscheinungen richtig zu stellen, die Erde sich in einem schiefen Kreise herumwälzen und zugleich um ihre eigene Achse drehen liess.“ In der That kannte Coppernicus, wie die neueste Forschung nachgewiesen hat, diese Stelle, denn sie findet sich in der uns noch erhaltenen Originalhandschrift seines berühmten Werkes erwähnt, aber wieder durchgestrichen, so dass sie beim Drucke desselben nicht aufgenommen wurde. Was die Beweggründe waren, die ihn diese wichtige Stelle unterdrücken liessen, kann man wohl vermuthen, aber nicht mit Sicherheit feststellen. Jedoch schmälert nach unserer Ansicht die Kenntniss derselben das Verdienst unseres Forschers keineswegs; denn dass der Gedanke allein nicht genügte, dem neuen Weltsystem Lebensfähigkeit zu verschaffen, das beweist gerade Aristarch, dessen Anschauungen wieder in völlige Vergessenheit gerathen waren. Erst Coppernicus ist es gelungen, durch die Begründung seines Systems demselben die dauernde Herrschaft zu sichern.

Äusserlich gehörte Coppernicus in Bologna allerdings der Universitas der Rechtsstudenten an. Da ihn aber seine angeborene Neigung zu astronomischen Studien trieb, so trat er in enge persönliche Beziehung zu Dominicus Maria de Novara, der daselbst der Hauptvertreter dieser Richtung war. Ihn unterstützte er in seinen astronomischen Beobachtungen uud bildete auch seine theoretischen Kenntnisse im Unterrichte des Meisters aus, dessen hervorragendes Lehrtalent von seinen Zeitgenossen besonders hervorgehoben wird. In engem Umgang lernten sich die beiden für ihre Wissenschaft gleichbegeisterten Männer bald schätzen und schlossen ein inniges Freundschaftsverhältniss, dessen Coppernicus noch als Greis gern gedenkt. Dasselbe war um so enger, als beide die gleiche Grundanschauung verband, denn auch Novara war ein frei denkender Kopf und stand als selbständiger Forscher dem aristotelisch - ptolemäischen Lehrgebäude gegenüber, das er keineswegs als vollständig gefestigt, wie die meisten seiner Zeitgenossen ansah. Es besteht kein Zweifel, dass Coppernicus aus dem Umgange mit diesem Manne von weitblickendem Geiste, der seine eigenen Wege ging, für seine späteren Anschauungen den grössten Nutzen gezogen hat.

Noch vor Ablauf des 2. Studienjahres in Bologna hatte es der Bischof von Ermland durchzusetzen verstanden, dass Coppernicus eine Domherrenstelle in Frauenburg und zugleich eine Verlängerung seines Urlaubes zur Vollendung der Studien in Italien erhielt. Wenn der Bischof selbst in diesem entlegenen Erdenwinkel eine fürstliche Stellung genoss, so war die eines solchen Domherrn eine edelmännische zu nennen. Zu eigenem Hause und eigenem Grundbesitz kam eine entsprechend hohe Einnahme, die den Inhaber einer solchen fetten Pfründe über jede leibliche Sorge erhob. Dazu war weder eine besondere theologische Ausbildung noch auch nur der Empfang der Priesterweihe verlangt, so dass gerade zur Zeit des Coppernicus kaum einer der Stiftsherren dem Dienste am Altare vorstehen konnte. Auch unser junger Astronom ist niemals Priester gewesen, sondern hat nur die niederen Weihen erhalten.

Die ganze Beschäftigung der Domherren bestand, ausser in ihrer Verwaltungsthätigkeit, in der Betheiligung am politischen Leben, an den beständigen Kämpfen des Bischofs mit dem Deutschorden und den polnischen Königen.

Nachdem so Coppernicus' äussere Verhältnisse genügend sicher gestellt waren, ging er nach fast vierjährigem Aufenthalte in Bologna im Jahre 1500

nach Rom, woselbst er ein ganzes Jahr blieb und Vorlesungen über Astronomie hielt, die von einer grossen Zahl von Studenten, von hochangesehenen Männern und hervorragenden Gelehrten besucht wurden. Es wird erzählt, dass Coppernicus, der schon in Krakau den Pinsel zu führen gelernt hatte, in Rom auch mit dem gleichaltrigen Michel Angelo in regem Verkehr gestanden habe, eine Nachricht, die nicht unwahrscheinlich klingt, wenn man beachtet, dass damals ein inniger Verkehr unter den hervorragenden Geistern in dem zu jener Zeit noch kleinen Rom (es zählte nämlich nur 70000 Seelen) stattfand. — Jedenfalls hatte er Gelegenheit, seinen Gesichtskreis im Umgange mit hervorragenden Männern zu erweitern und den bereits gewonnenen selbständigen Standpunkt immer mehr zu befestigen.

Im Jahre 1501 kehrte er in seine Heimat zurück, um sich doch einmal in seine neue Würde in Frauenburg einführen zu lassen, wusste sich aber sofort wieder einen weiteren Urlaub von seinem Kapitel zu verschaffen, den er unter der Bedingung erhielt, dass er in Padua Medizin studire, „damit er dem Bischof und seinen Confratres ärztlich beistehen könne".

So treffen wir ihn denn noch im selben Jahre in Padua, das in jener Zeit die hervorragendste medizinische Hochschule war. Daselbst vollendete er neben dem Studium der ärztlichen Wissenschaft auch seine juristische Ausbildung und betrieb unter Marcus Musurus eifrig griechische Sprache und Litteratur. 1503 ging er nach Ferrara, holte sich dort den Doktorgrad des kanonischen Rechtes und kehrte dann wieder nach Padua zurück, wo er mit verschiedenen Studien beschäftigt, wahrscheinlich bis 1506 blieb und dann für immer Italien verliess.

Zehn der schönsten Jahre seines Lebens hatte er daselbst zugebracht und sich in dieser Zeit eine umfassende, vielseitige wissenschaftliche Bildung erworben. Ausser in Mathematik und Astronomie, wo er die gründlichsten Kenntnisse besass, war er in alle Studien des Humanismus eingedrungen. In der Lektüre der griechischen Schriftsteller hatte er sich nicht nur jenen ästhetischen Sinn, der uns bei Betrachtung seines Weltsystems unmittelbar entgegentritt, sondern auch jenen philosophischen Geist angeeignet, der ihn allein befähigte, der Reformator der bisherigen Weltanschauung zu werden.

Kaum war Coppernicus nach Frauenburg zurückgekehrt, so zog ihn sein Oheim, unter dem Vorwande medizinischer Hilfe zu bedürfen, an den bischöflichen Hof in das benachbarte Heilsberg, und dort blieb er sechs Jahre bis zum Tode seines Gönners.

In dieser Zeit der Musse, wo er beständig den Umgang jenes ebenso hochgebildeten als für die neue Richtung begeisterten Mannes genoss, begann er bereits mit der Aufzeichnung der wissenschaftlichen Entwickelung und Begründung seines Systems, das nachmals (1543) in jenem unsterblichen Werke in der Öffentlichkeit erschien, welches den Titel „De revolutionibus orbium coelestium libri sex" oder „sechs Bücher über die Kreisbewegungen der Himmelskörper" führt.

Als Coppernicus nach dem Tode seines Oheims nach Frauenburg zurückgekehrt war, richtete er sich in einem Thurme der Stadtverwaltung eine kleine Sternwarte ein, die er jedoch nur mit den dürftigsten Instrumenten ausstattete. Er fertigte dieselben nach den Vorschriften des Ptolemäus eigenhändig in der denkbar einfachsten Gestalt, indem er z. B. Gradtheilungen mit Tintenstrichen auftrug. Dass mit solch primitiven Hilfsmitteln eine grosse Genauigkeit in den Beobachtungen nicht erreicht werden konnte, braucht nicht betont zu werden, aber Coppernicus strebte auch eine solche nicht an; so sagte er einmal: „ich würde hocherfreut sein, wenn ich im Stande wäre, meine Ermittelungen bis auf

10', der Wahrheit nahe zu bringen". Gerade durch diesen Ausspruch zeigte er aber, wie genau er mit der Leistungsfähigkeit der älteren ihm zur Verfügung stehenden Beobachtungen bekannt war, denn die Alten konnten die Örter der Fixsterne an der Himmelskugel nur bis auf 10', genau bestimmen, und von den Örtern der Planeten, die sich erst auf jene gründen, konnte man erst recht keine grössere Genauigkeit verlangen. Hätte er also bei seinen wenigen Beobachtungen, die nur zur Ergänzung der astronomischen Tafeln der Alten dienten, eine grössere Genauigkeit angestrebt, so würde er hieraus wenig oder gar keinen Nutzen haben ziehen können. Erst einem seiner Nachfolger, dem dänischen Astronomen Tycho de Brahe, war es vorbehalten, durch Konstruktion feinerer Messapparate sowie durch beständige Beobachtungen, die er während seines langen Lebens ununterbrochen fortsetzte, den Grund zu neuen astronomischen Tafeln zu legen, welche die älteren an Genauigkeit weit hinter sich liessen.

So tritt uns denn Coppernicus weit weniger als beobachtender und rechnender Astronom entgegen als vielmehr als Philosoph, dem es in erster Linie darum zu thun war, die wahre Einrichtung des Weltenbaues zu ergründen.

Doch verlassen wir für den Augenblick diese seine astronomische Thätigkeit, um auf seine ferneren Lebensschicksale noch einen kurzen Blick zu werfen.

Lange konnte er sich seiner Musse in Frauenburg nicht erfreuen, denn schon im Jahre 1516 musste er nach dem Schlosse Allenstein, wo er fast 4 Jahre ein umfangreiches Besitzthum des Kapitels zu verwalten hatte. Dadurch wurde er mitten in das praktische Leben versetzt, das ihm mit seiner rauhesten Seite entgegentrat. Denn in dem Kampfe, den damals der deutsche Orden mit Polen führte, war das Bisthum Ermland der Kriegsschauplatz, und das nahe an der Grenze gelegene Schloss Allenstein wurde beständig von der Kriegsfurie umtobt. Ausser den vielen Anforderungen, die in jener Zeit das öffentliche Leben an den stillen Gelehrten stellte, erhielt er auch noch vom Bischof den Auftrag, einen Plan zur Reform des Münzwesens auszuarbeiten, das sich in Ermland so gut, wie überall am Beginn des 16. Jahrhunderts, in heilloser Verwirrung befand. Auch diese Aufgabe löste er, wie alle, die ihm gestellt wurden, mit grösster Gewissenhaftigkeit, und es war wahrlich nicht seine Schuld, wenn die geplante Münzreform damals noch nicht zustande kam.

Als im Jahre 1523 der Nachfolger seines Oheims, Bischof Fabian von Lossainen starb, da wurde der Gelehrte, dessen Tüchtigkeit sich in schwerer Zeit erprobt hatte, zum Verwalter des Bisthums ernannt, ein Amt, das er über ein halbes Jahr inne hatte. Während dieser kurzen Zeit gelang es ihm, durch geschickt geführte Verhandlungen von König Sigismund den Erlass eines Ediktes zu erreichen, durch welches dem Bisthum alle während des Krieges besetzten Städte und Schlösser wieder zurückgegeben wurden.

Diese Proben seiner allseitigen Verwendbarkeit, vor allem aber der Ruf seiner grossen Gelehrsamkeit hatten seinen Namen schon weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes bekannt gemacht. Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, bezeugt ausdrücklich, dass Coppernicus schon um das Jahr 1525 hochberühmt gewesen sei, obwohl er damals noch keine Zeile über sein neues System veröffentlicht hatte. Erst 5 Jahre später sandte er an verschiedene befreundete Gelehrte eine kurze Skizze seiner neuen Lehre, die so rasch bekannt wurde, dass bereits im Jahre 1533 der päpstliche Sekretär und Astronom Widmannstad dem Papste Clemens VII. vor grosser Versammlung in den Vatikanischen Gärten einen Vortrag über das neue System halten konnte. Dasselbe fand im Vatikan die beifälligste Aufnahme, und niemand hätte damals noch geahnt, dass genau ein Jahrhundert später der hervorragendste Vertheidiger des coppernicanischen Welt-

System, dessen bewunderungswürdigem Scharfsinn die Begründung der neuen Lehre soviel verdankt, Galileo Galilei, mit knapper Not dem Scheiterhaufen entgehen würde.

Coppernicus zögerte Jahr um Jahr mit der Veröffentlichung seines grossen Werkes, hauptsächlich weil er, wie er selbst sagte, die Verachtung scheute, die ihm wegen der Neuheit und scheinbaren Widersinnigkeit seiner Lehre unzweifelhaft bevorstand. Selbst Georg Joachim Rhaeticus, der seine Professur in Wittenberg aufgab und nach Frauenburg ging, um sich von dem Meister in die Mysterien der neuen Lehre einweihen zu lassen, und auf den Coppernicus grosse Stücke hielt, vermochte ihn nicht zu einer Veröffentlichung zu bewegen. Erst seinem vertrauten Jugendfreund Tideman Giese, dem gelehrten Bischof von Culm, und dem Cardinal Nikolaus Schoenberg gelang es, seine Bedenken zu zerstreuen, so dass er sich endlich entschloss, das Werk in Druck zu geben. Zu diesem Zwecke überliess er es seinem Freunde Giese, der es sofort dem Rhaeticus übergab, weil er denselben als Fachmann und begeisterten Verehrer des grossen Gelehrten in Frauenburg als die geeignetste Persönlichkeit erkannte. Rhaeticus setzte sich auch alsbald mit dem Nürnberger Drucker Johann Petrejus, den er schon von früher kannte, in Beziehung, indem er nach Nürnberg reiste und anfangs selbst den Druck des Werkes leitete. Bei seinem Weggange von Nürnberg aber ersetzte ihn der bekannte Andraeas Osiander, der mit Coppernicus in brieflichem Verkehr stand, und von diesem rührt auch jene unglückliche Vorrede her, die er nicht in Übereinstimmung mit dem Verfasser dem Werke vorsetzte und zwar ohne Angabe seines eigenen Namens. Dieselbe steht in schroffstem Gegensatze zu der von Coppernicus herrührenden Widmung an Papst Paul III., indem sie die Lehre selbst als eine hypothetische hinzustellen suchte, „die keineswegs mit dem Anspruche ersonnen worden sei, irgend jemand zu überreden, dass die Sache sich wirklich so verhalte, wie sie in dem Buche gelehrt wird, sondern lediglich nur, um eine richtige Grundlage für die Rechnung aufzustellen.“ Dem entgegen hat Coppernicus die Grundlagen seines Systems als ganz unumstösslich angenommen und die Lehre von der Erdbewegung mit festestem Glauben an ihre Unfehlbarkeit hingestellt. Das beweisen sowohl die erwähnte Widmungsschrift von dem Papst, als auch eine Menge von Stellen des Werkes selbst, sowie ein erst neuerdings aufgefundener Brief Gieses an Rhaeticus.

Die Gründe, welche den Osiander zur Abfassung dieser Einleitung veranlassten, scheinen zweifacher Natur gewesen zu sein. Einerseits stand er selbst auf dem Standpunkte, dass er die Lehre des Coppernicus nur für eine Hypothese ansah, die eine bequemere und mehr Sicherheit bietende Rechnung ermöglichte, und andererseits glaubte er damit dem Werke leichteren Eingang bei seinen Glaubensgenossen verschaffen zu können und so den Absatz für den Verleger zu erleichtern.

Wie schon erwähnt, erschien das Werk im Jahre 1543 und zwar Ende April. Coppernicus hat also seine Publikation noch erlebt, denn er starb am 24. Mai, 70 Jahre alt nach fünfmonatlichem schweren Leiden. Die neuesten Forschungen haben auch die Richtigkeit der Überlieferung ergeben, dass ihm ein fertiges Exemplar an seinem Todestage noch vorgelegt worden sei, und der Sterbende es mit zitternden Händen berührt habe.

Über die letzten Lebensjahre des grossen Mannes ist uns nur wenig bekannt; wir wissen nur, dass er in steter Zurückgezogenheit nur seinen wissenschaftlichen Studien lebte, die er nur dann unterbrach, wenn er gerufen wurde, um Kranken mit seinen medizinischen Kenntnissen beizustehen. Nimmt er auch in der ärztlichen Wissenschaft keine hervorragende Stellung ein, so ist uns doch

überliefert, dass er auch seine in Italien gesammelten Erfahrungen in diesem Fache zum Heile seiner Mitmenschen nutzbringend zu verwenden wusste.

Nachdem wir so ein Bild von dem Leben des berühmten Astronomen auf dem Hintergrunde seiner Zeit gezeichnet haben, bleibt nur noch übrig, seine gewaltige Schöpfung einer kurzen Betrachtung zu unterziehen und die hauptsächlichsten Folgen derselben zu schildern.

Werfen wir zunächst einen Blick auf jene Weltanschauungen, welche vor Coppernicus die Wissenschaft beherrschten.

Das älteste Weltsystem, von dem wir Kunde haben, ist das des Eudoxus und Kalippus, das aus dem vierten Jahrhundert vor Christus stammt und auf den sogenannten homocentrischen Sphären beruht. Eudoxus dachte sich nämlich die Erde im Mittelpunkte der Welt; um sie kreiste zunächst der Mond, dann Merkur, Venus, die Sonne und die drei damals bekannten äusseren Planeten: Mars, Jupiter und Saturn. Jeden dieser Himmelskörper dachte er sich an einer krystallenen Sphäre befestigt, und diese rufen durch ihren Umschwung um den gemeinsamen Mittelpunkt aller, nämlich um den Mittelpunkt der Erde, die erwähnte Kreisbewegung in verschiedenen Zeitlängen hervor. Diese sieben ineinanderliegenden Krystallsphären umschloss noch eine achte, die Sphäre der Fixsterne, an welcher die letzteren wie goldene Nägel angeheftet waren. Sie drehte sich innerhalb 24 Stunden einmal um die Erde. Um das Fortschreiten der Äquinoktialpunkte zu erklären, sah man sich aber alsbald genöthigt, die Existenz noch zweier weiterer Sphären anzunehmen, und eine elfte Sphäre endlich war der Sitz jener geheimnissvollen Kraft, welche den Umschwung des ganzen Systems zustande brachte: das sogenannte primum mobile.

Schon die oberflächlichste Vergleichung dieses Systems mit dem, was die direkte Himmelsbeobachtung zeigt, liess erkennen, dass dasselbe ein durchaus falsches war. So müsste es z. B., um nur das Greifbarste zu erwähnen, vorkommen können, dass Merkur und Venus der Sonne gegenüber zu stehen kommen, was nie eintritt, indem ja Venus bekanntlich nur als Morgen- und Abendstern vorkommt, während sich Merkur in noch grösserer Sonnennähe bewegt. Auch bleiben die einfachsten Erscheinungen, die sich an die Bewegung der Sonne knüpfen, hierdurch unerklärt.

So sah sich denn schon Hipparch, der um 150 vor Christus lebte, genöthigt, um eine wenigstens einigermaassen dem wirklichen Augenschein entsprechende Sonnentheorie schaffen zu können, die Erde aus dem Centrum des Sonnenkreises herauszurücken, so dass die Sonne, nach seiner Annahme, in einem sogenannten excentrischen Kreise innerhalb eines Jahres die Erde umlief. Hierdurch wurde es wenigstens möglich, die wechselnde Grösse des scheinbaren Sonnendurchmessers sowie die verschiedene Länge der Jahreszeiten zu erklären, indem unter dieser Voraussetzung einerseits der Abstand der Sonne von der Erde sich verändert und andererseits in den verschiedenen Jahreszeiten ungleich grosse Bahntheile von der Sonne durchlaufen werden. Ganz in derselben Weise musste man auch den Mond und die Planeten in excentrischen Kreisen sich bewegen lassen, um ihre wechselnden Geschwindigkeiten in den verschiedenen Theilen ihrer Bahn, die sogenannte erste Ungleichung, wenigstens einigermaassen darzustellen.

Die Planeten zeigen aber in ihrer Bewegung noch eine zweite Ungleichung, welche darin besteht, dass sie sich bald rechtläufig, d. h. in der Reihe der Ekliptikzeichen, bald rückläufig oder in entgegengesetzter Richtung bewegen, während sie bei dem Übergange von dem einen Zustand in den andern einen Moment stille stehen — stationär werden.

Um diese merkwürdige Erscheinung erklären und rechnerisch verfolgen zu können, führte der berühmteste Astronom des Alterthums, Claudius Ptolemaeus aus Alexandrien, in seinem astronomischen Fundamentalwerke, dem Almagest, die Theorie des Epicykels ein. Er dachte sich nämlich den Planeten nicht direkt auf seiner excentrischen Kreisbahn bewegt, sondern auf dem Umfang eines kleineren Kreises, dessen Mittelpunkt jene Bahn beschreibt. Durch passende Wahl des Durchmessers dieses epicyklischen Kreises im Verhältniss zum Durchmesser der Bahn, die sein Mittelpunkt beschrieb, gelang es nun zum Theil, die Rechnung innerhalb einer gewissen Genauigkeitsgrenze mit der Erscheinung in Einklang zu setzen, wenn auch in einigen Fällen das System noch weiter komplizirt werden musste. Aber die Einheit und Harmonie des Weltgemäldes war dadurch gründlich zerstört; und dem Coppernicus, der nicht nur mit dem Geiste des Mathematikers, dem es um eine möglichst klappende Rechnung zu thun ist, sondern mit den Anforderungen des Philosophen an die Untersuchung herantrat und überall die Einfachheit in den Gesetzen der Natur als das oberste Prinzip erkannte, erschien diese Epicykeltheorie mit ihren willkürlichen Voraussetzungen als eine Verunstaltung der ästhetischen Form des Weltalls. Sehen wir zu, was er über diesen Punkt in seiner Widmung an Papst Paul III. selbst sagt; es heisst dort:

„Die alten Mathematiker konnten die Hauptsache, nämlich die Gestalt der Welt und die sichere Symmetrie ihrer Theile, weder finden noch berechnen. Vielmehr ging es ihnen ebenso wie Jemanden, der von verschiedenen Bildern Hände, Füsse, Kopf und andere Glieder, die nicht mit Beziehung auf ein und denselben Körper, wenngleich an sich sehr gut gemalt sind, zusammenfügen wollte; es würde, indem die einzelnen Glieder nicht zueinander passen, bei der Znsammensetzung eher ein Monstrum als ein Mensch entstehen. Es muss also im Verlaufe ihrer sogenannten methodischen Beweisführung etwas Wesentliches übergangen sein, oder etwas Fremdartiges, nicht zur Sache Gehöriges sich eingeschlichen haben. Dies würde ihnen auf keinen Fall begegnet sein, wenn sie festen Grundsätzen gefolgt wären. Denn wären sie nicht von trügerischen Hypothesen ausgegangen, so würde sich alles, was aus ihnen hergeleitet wurde, zweifelsohne als richtig bewährt haben“.

Indem er also eine bessere und namentlich weniger willkürliche Erklärung als die der Griechen aufsuchte, durch welche vor Allem die Gleichförmigkeit aller Bewegungen gewahrt bliebe, denn diese sah er den Scholastikern folgend noch immer als das oberste Prinzip an, kam er auf den Gedanken, statt das Firmament mit seinen zahllosen Fixsternen als bewegt anzunehmen und die Planeten in den abenteuerlichsten Bahnen wandeln zu lassen, der Erde eine mehrfache Bewegung beizulegen. Die Grundbegriffe seines Systems hat er in sechs Axiomen mit folgendem Inhalt niedergelegt: Für alle Himmelskörper und deren Bahnen gibt es nur einen Mittelpunkt; in diesem steht die Sonne, die von der Erde und allen Planeten umkreist wird. Sie ist also der Mittelpunkt des Weltalls. Die Erde aber ist nur Centrum der Mondbahn. Ferner: Alle Bewegungen, die wir am Himmel wahrnehmen, speziell die Bewegung der Sonne, rühren nicht von einer Bewegung des Himmels her, sondern sind nur eine Folge der Erdbewegung. Die Erde nämlich dreht sich einmal täglich um sich selbst und umläuft in einem Jahre die Sonne. Das Firmament und die letzten Himmelsräume bleiben dabei ganz unbewegt. Endlich stellte er noch den Satz auf: Die Entfernung der Sonne von der Erde ist im Vergleiche zur Weite des Firmamentes so klein, dass das Verhältniss beider gar nicht angegeben werden kann.

Demgemäss denkt sich Coppernicus das Weltsystem in folgender Weise angeordnet: Zunächst stellt er in die Mitte des Ganzen die Sonne als die Leuchte

der Welt, indem er begeistert ausruft: „Durch keine andere Anordnung habe ich eine so bewunderungswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, als die Lenkerin der ganzen Familie kreisender Gestirne in die Mitte des schönen Naturtempels wie auf einen königlichen Thron setzte". Um diesen Centralkörper bewegt sich dann Merkur in ungefähr 3 Monaten, Venus in 9, die Erde, die selbst wieder von dem Monde umkreist wird, in 12 Monaten; dann folgt Mars mit 2 Jahren, Jupiter mit 12 und Saturn mit 30 Jahren Umlaufszeit.

Das ganze Planetensystem aber wird umschlossen von der Sphäre der Fixsterne, die unbeweglich wie die Sonne und in solcher Entfernung sind, dass von ihnen aus die Erdbahn nur wie ein Punkt erscheint, denn nur durch diese Voraussetzung bleiben die Erscheinungen an den Planeten dieselben, ob man sie auf die Sonne oder auf die Erde bezieht.

Es würde den Rahmen dieser Biographie überschreiten, wollte man im Einzelnen darstellen, wie viel leichter und ungezwungener in diesem Systeme die Himmelserscheinungen erklärt werden können als in den Weltordnungen der Alten. Wir werden daher im Folgenden nur die Hauptmomente hervorheben und die Beweismethode charakterisiren, deren sich Coppernicus bediente.

Dass der Annahme einer Drehung der Erde um eine feste Axe nichts im Wege steht, und dass hierdurch der einmalige Umschwung des ganzen Firmamentes innerhalb 24 Stunden sofort erklärt ist, wissen wir heute alle, ja wir haben für die Richtigkeit derselben die untrüglichsten physikalischen Beweise. Solche Beweise konnte Coppernicus natürlich damals noch nicht beibringen, deshalb zeigte er zunächst an einem Beispiele, wie die Annahme der Erdbewegung durchaus nichts Widersinniges besitzt, indem er darauf hinwies, dass derjenige, der in einem Schiffe längs der Küste hinfährt, sich in dem nämlichen Sinnentrug befindet, indem er glaubt, das Schiff stehe still, während das Ufer sich zu bewegen scheint. Als Beweise für die Wirklichkeit der Achsendrehung kann er nur Gründe anführen, wie sie in jener Zeit, wo die scholastischen Anschauungen noch allgewaltig herrschten, an der Tagesordnung waren. So sagt er z. B.: „Da der Himmel, der alles enthält und birgt, der gemeinschaftliche Ort aller Dinge ist, so lässt sich nicht sogleich verstehen, warum nicht eher dem, welches in ihm enthalten ist, als dem, welches enthält, dem Gesetzten als dem Setzenden, eine Bewegung zugeschrieben wird." Dies ist eine echt scholastische Begründung, wie sie vor den Augen des modernen Naturforschers, der mathematisch-physikalische Beweise fordert, nicht bestehen kann, man kann das Argument höchstens als einen Wahrscheinlichkeitsgrund bezeichnen. Die Anführung solcher Wahrscheinlichkeitsgründe charakterisirt die eine Seite der Beweismethode des Coppernicus. Die andere, werthvollere aber besteht darin, dass er stets die leichtere und genauere Erklärbarkeit der Himmelserscheinungen auf Grund seines Weltsystems hervorhebt. Dabei verhehlt er sich jedoch keineswegs, wenn er auch vollkommen von der Wahrheit seiner Anschauung überzeugt ist, dass ein wirklich mathematisch zwingender Beweis für die zweite Bewegung, die er der Erde beilegt, nämlich die Fortschreitug in ihrer Bahn, erst dann geleistet sei, wenn man eine Parallaxe der Fixsterne nachweisen könne. Dieser Nachweis ist aber erst in unserem Jahrhundert geführt worden, da zur Messung einer solchen Parallaxe, d. h. des halben Gesichtswinkels, unter dem von einem Fixstern aus der Erdbahndurchmesser erscheinen würde, sehr vervollkommnete Messinstrumente nothwendig sind. Hätten die Nachfolger des Coppernicus mit der gleichen Ehrlichkeit wie der grosse Meister diesen Umstand eingestanden, so wären manche unnöthige Streitigkeiten, die der neuen Weltanschauung mehr schadeten als nützten, unterblieben.

Diese jährliche Bewegung der Erde behandelt Coppernicus eingehend und it grosser Klarheit, indem er geometrisch nachweist, wie unter ihrer Annahme ınz dieselben Erscheinungen eintreten, als wenn die Erde stille stände, und die ›nne sie in Zeit eines Jahres umliefe. Die scheinbare Sonnenbahn, die Ekliptik, ·scheint hier als die Projektion der wirklichen Erdbahn vom Sonnenmittelpunkte ıs auf die Himmelskugel. Die Neigung der Ekliptik gegen den Himmels-ıquator wird dadurch erklärt, dass die Erdachse eine bestimmte Neigung gegen e Ebene der Erdbahn einhält, und dieser Umstand hinwiederum, verbunden it dem jährlichen Umlauf, giebt die Mittel zur Erklärung des Wechsels der ıhreszeiten.

Coppernicus spricht aber noch von einer dritten Bewegung der Erde, e er die Deklinationsbewegung nennt. Darunter ist aber nichts weiter zu ›rstehen, als jene Eigenschaft der Erdbewegung, durch welche die Erdachse ›ständig dieselbe Richtung beibehält, das heisst beständig parallel bleibt. Da oppernicus die Ursache dieser Erscheinung in dem Wesen, in der natürlichen estimmtheit der Erde selbst suchte, so musste er sie als eine ihr nothwendig ıkommende, ihr immanente, eigene Bewegung finden. Wir dagegen fassen sie als ne Folge der beiden anderen Bewegungen, der Rotation und der fortschreitenden ahnbewegung auf, welche ein- für allemal die Beibehaltung der Richtung der otationsaxe bedingen.

Was nun endlich die Planetentheorie betrifft, so ist dieselbe durch die .nnahme der Erdbewegung von Seiten unseres Gelehrten allerdings wesentlich ›reinfacht worden, konnte jedoch unter Festhaltung der Gleichförmigkeit in der reisbewegung eine definitive Erledigung nicht finden. Eine solche war vielmehr ›st möglich, nachdem einerseits ein neuer Schatz von weit genaueren Himmels-eobachtungen durch den bereits erwähnten dänischen Astronomen Tycho de rahe mit unermüdlichem Fleisse gesammelt worden war, und andererseits da-urch, dass es dem Genie unseres Kepler gelungen war, die wirklichen mecha-ischen Gesetze zu entdecken, nach denen die Bewegungen der Himmelskörper vor ch gehen.

Durch die Arbeiten dieser beiden Männer konnte Coppernicus' Planeten-ıeorie erst richtig gestellt werden, so dass sie in ihrer ursprünglichen Form heute u den nur mehr historisch interessanten Antiquitäten gehört.

Die coppernicanische Weltordnung dagegen ist nicht nur geblieben, ondern durch die Beweise, die wir mit unseren verfeinerten Hilfsmitteln zu ›isten vermögen, heute zu einer unumstösslichen Wahrheit geworden, an der die ahrhunderte nicht mehr zu rütteln vermögen.

Nicht allein die Astronomie, sondern die ganze geistige Kultur des Ienschengeschlechtes trat mit jener grossartigen Entdeckung in ein neues Entwicklungsstadium.

In dem aristotelischen Weltenbau, den sich die Scholastik des Mittelalters .ngeeignet und in ihrer Art noch weiter ausgeschmückt hat, steht der Mensch, las bevorzugteste aller Wesen, in der Mitte des Alls auf der allein ruhenden, ınbeweglichen Erde, die nur seinetwegen da ist, und nur seinetwegen umkreisen lie Sonne, der Mond und die Planeten die Erde, um ihr Licht und Wärme zu penden. Droben aber über der letzten Sphäre ist der Wohnsitz der Seeligen, ler Himmel, dessen Glanz durch die Fixsterne zu uns herniederstrahlt. — Diese ›oetische, dem Selbstgefühle und dem Hochmuthe der Menschen so sehr schmei-chelnde Anschauung sollte durch die neue Lehre des Thorner Philosophen mit einem Male vernichtet sein! Die Erde war nicht mehr das feste Centrum der Welt, ıuf das sich alles andere bezog, sondern an diese Stelle war die Sonne getreten,

von der Coppernicus ausdrücklich sagt, sie sei die Spenderin alles Lebens der Erde und die Leuchte für das ganze Planetensystem. Die Erde aber w dadurch in die Reihe der übrigen Planeten versetzt, vor denen sie nichts me voraus hatte; und da umgekehrt der naheliegende Schluss gezogen werd konnte, dass dann auch die Planeten Körper wie unsere Erde sein müssten. war hiermit sofort die Anzahl der Welten vermehrt, und die Frage nach ihr Bewohnbarkeit entrollt. Endlich war die Lehre von der Unermesslichkeit d Weltraumes eine unmittelbare Folge des coppernicanischen Systems. Sie al musste bald auch die letzte krystallene Sphäre zertrümmern, die das Weltall u schloss, und dem Gedanken an die Ausdehnung des Fixsternheeres in unendlich Fernen freie Bahn geben.

Dass alle diese Consequenzen nicht nur eine völlige Umgestaltung d Astronomie bedeuteten, sondern ihren Einfluss namentlich auch auf die religiö Ideen geltend machen mussten, wird man begreiflich finden.

Daher kam es denn auch, dass die Theologen die ersten waren, die ge das neue Weltsystem zu Felde zogen, und zwar anfangs die protestantischen noch grösserem Eifer als die katholischen. So sagt z. B. Martin Luther, d wie sein gelehrter Freund Melanchthon ein entschiedener Gegner der ne Lehre war, in seinen Tischreden: „Es ward gedacht eines neuen Astrol der wollte beweisen, dass die Erde bewegt würde und umginge, nicht aber d Himmel oder das Firmament. Sonne und Mond, gleich als wenn einer, der einem Wagen oder in einem Schiffe sitzt und bewegt wird, meynete, er s still und ruhete, das Erdreich aber und die Bäume gingen und bewegten Aber es geht jetzt also; wer da will klug sein, der muss ihm etwas Eig machen, das muss das allerbeste sein, wie er's machet. Der Narr will die ga Kunst Astronomei umkehren. Aber, wie die heilige Schrift anzeigt, so h Josua die Sonne stillestehen und nicht das Erdreich“.

Auch die katholischen Theologen verhielten sich ablehnend gegen die n Lehre, da aber die Kirche anfangs keine Gefahr in der Verbreitung des Buc zu sehen schien, so waren die Angriffe von dieser Seite aus weniger hef Viel hat hierzu jedenfalls auch Osianders Vorrede beigetragen, denn da diese a Behauptungen nur als Hypothesen hinstellte, die allein den Mathematiker u Astronomen interessiren sollten, so wird mancher das Buch nach ihrer Lektü sofort wieder aus der Hand gelegt haben.

Auch von Seiten der Astronomen fand das Werk eine verschiedene A nahme. Die Mehrzahl derselben hielt, wie es bei neuen Erscheinungen immer gehen pflegt, an der alten Lehre fest, theils aus Bequemlichkeit, indem es ein ordentlichen Mühe und energischen Studiums bedurfte, um sich in die neuen A schauungen einzuarbeiten, theils, und hierin nicht mit Unrecht, weil die Bew kraft der von Coppernicus angeführten Gründe nicht für überzeugend gen gehalten wurde.

Erst als im 17. Jahrhundert der grosse Reformator der Naturwissenschaft Galilei, den Grund zu den Prinzipien der modernen Mechanik legte und s unsterblichen Dialoge über die beiden Weltsysteme schuf, in denen er die phy kalische Begründung des neuen Systems gab, da traten die bedeutendst Geister seiner Zeit der coppernicanischen Weltanschauung bei, die sich von da mit unwiderstehlicher Gewalt immer weiter verbreitete. Wohl suchte die Kirc jetzt dem Umsichgreifen der neuen Richtung ein Ziel zu setzen, indem sie d Coppernicus Buch, das 73 Jahre unbeanstandet gelesen worden war, verb „bis es verbessert worden sei“, und den kühnen Vorkämpfer der Lehre von d Erdbewegung vor die Inquisition stellte. Aber weder der schmachvolle Widerr

zu dem sie Galilei zwang, noch das bis in unser Jahrhundert aufrecht erhaltene Verbot konnten die Verbreitung der Wahrheit hemmen. Siegreich hat sie sich, wenn auch unter schweren Kämpfen, behauptet und dem Namen ihres Verkünders die Unsterblichkeit gesichert.

Ludwig Gabillon.

Geb. zu Güstrow, 16. Juli 1825; gest. zu Wien, 13. Februar 1896.

Ferien-Erinnerungen.

> Es ist so schwer, sich von dem Tod der Menschen zu überzeugen, die wir so innig liebten, aber sie sind auch nicht todt, sie leben fort in uns und wohnen in unserer Seele. — —
>
> Heinrich Heine an seinen Vater.

Am 15. Februar 1896 haben sie Ludwig Gabillon zur letzten Ruhestätte geleitet. — Feiner, dichter Schnee rieselte auf den schwarzen, silberverzierten Sarg, als er über die Stufen, durch den Vorgarten, unter der brennenden Laterne, die ihm zum letzten Male leuchtete — zu seinem Hause hinaus getragen wurde; ein trauriges, feierlich friedliches Winterbild! — — Es war ein Wetter so recht nach des Verstorbenen Sinn. Bei solchem Schnee liebte er es, stundenweit, und vor Allem auf den unmöglichsten Wegen, im Freien herum zu streifen; in hohen Stiefeln allen Hindernissen trotzend, die ihm Regen, Schnee und Eis entgegensetzten. „Gottvergnügt“ wie er selbst so gerne sagte, liess er die Natur freudig auf sich wirken, von seinen Hunden begleitet, die lustig um ihn sprangen. Wie froh und erfrischt kam er da heim, gestärkt zu neuer Arbeit, und bereit zu jedem gemüthlichen Beisammensein bei einem Glase Wein. Er hatte ein so sonniges, auch für die kleinen Freuden des Lebens so dankbares Gemüth, wie sonst wenig Menschenkinder, das Dasein voll geniessend, bei ernster Arbeit sowie in ungestörter Ferienfreiheit; immer war er wohlgemuth und bester Laune, die sich, in verständnissvollem Kreise von Angehörigen und Freunden, bis zur tollsten, hinreissendsten Begeisterung steigerte. Es war ein unversiegbarer Schatz von Frohmuth, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte in ihm, sodass niemals eine trübe oder böse Stimmung andauern konnte; wie Egmont sprach er dann: „Das war ein fremder Tropfen in meinem Blute, gute Natur wirf ihn wieder heraus!“ —

Und doch hat er das Leben von so trauriger Seite kennen gelernt. Eine düstere Kindheit, unerquickliche, verworrene Familienverhältnisse trennten ihn in seinem Fühlen und Denken schon frühzeitig von seiner Umgebung. Aber nicht um wie Andere sich verbittert in sich selbst zurückzuziehen, nein, um den schönsten Märchenträumen nachzuhängen und die fabelhaftesten Luftschlösser für die Zukunft zu bauen. Einstweilen hatte er sein liebebedürftiges und liebevolles Kinderherz einem kleinen, struppigen Hundeköter geschenkt, der ihm seine Zärtlichkeit reichlich vergalt. Neckten seine Schul-

kameraden den Liebling, dann prügelte er sie saftig durch. Das war die gesündeste Art, seinen Gefühlen Luft zu machen. —

Er durchmass das Gymnasium zu Schwerin, kam dann auf die Hochschule und sollte sich nach dem Wunsche seines Vaters, der Steuerrath war, zum Mediziner ausbilden. Aber der Sohn wollte nicht und ging nach einem Semester Rostocker Universität zur Schauspieltruppe von Bethmann einfach durch! — Am Ostermontag des Jahres 1844 betrat er als Statist zum ersten Male die Bühne: „Ein Indianer" in Kotzebues „Sonnenjungfrau". Doch wurde dem schönen 19jährigen Jünglinge mit dem klangvollen, mächtigen Organ bald ein grösserer Wirkungskreis eingeräumt. Es dauerte nicht lange und er durfte auch in Sprechrollen auftreten. Zum ersten Male als Handwerksbursche im „Faust" hatte er zu sagen:

„Nach Burgdorf kommt herauf; gewiss dort findet ihr
„Die schönsten Mädchen und das beste Bier,
„Und Händel von der ersten Sorte!"

Und das gehörte just zu Ludwig Gabillons Lebensprogramm! — Nach 52 Jahren sprach er seine letzten Worte auf der Bühne, unbewusst tiefsinnige Abschiedsworte, auch im „Faust" als „Erdgeist." Es war wenige Monate nur vor seinem Tode, doch sein einzig schönes Organ klang so voll und glockenklar wie nur je, in Goethes göttlichen Versen:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
„Wall' ich auf und ab,
„Webe hin und her!
„Geburt und Grab,
„Ein ewiges Meer,
„Ein wechselnd Weben
„Ein glühend Leben, — —

Und ein „glühend Leben" ist ihm „am sausenden Webstuhl der Zeit" gewirkt worden; ein Leben voll Farbenpracht und Sonnenwärme. Im Anfange seiner Carriere war er nicht nur Schauspieler, sondern auch Sänger: er sprang, als Naturschwimmer, zuversichtlich und verwegen in die unbekannten Fluthen der Musik, und tauchte immer wieder heil aus der um ihn wogenden Brandung der Töne empor! — Er rettete durch solchen Wagemuth manchem Direktor nicht nur die gefährdete Abendeinnahme bei einer plötzlichen Absage des „wirklichen" Tenors, sondern er sammelte für sein ganzes Leben die heitersten und schönsten Theatererinnerungen und eine gründliche Kenntniss aller viel gespielten Opern und Singspiele der damaligen Zeit. Nach Jahrzehnten noch war er im Stande, mit Hilfe seines geradezu verblüffenden Gehörs und dem feinen, vom Vater ererbten musikalischen Verständnisse, ganze Akte aus „Freischütz," „Robert der Teufel" „Nachtlager von Granada," und vielen andern Opern fliessend vorzusingen. Er war eine unglaublich vielseitig begabte Natur. Wie viel ernste, erfolgreiche Arbeit war ihm vergönnt, als darstellender Künstler und Regisseur zu leisten, wie viel Freude hat er durch sein herrliches Naturell um sich

rbreitet, wie viel Wohlthaten hat er verübt, in aller Stille mit der Selbst- rständlichkeit des guten Herzens. Eine Jugendgespielin aus Schwerin erzählte ch seinem Heimgang eine kleine, unscheinbare Geschichte von ihrem Kame- den, die so viel werth ist, als eine seiner besten Rollen: er war als blutjunges ırschlein bei einem gründlichen Schweriner Festessen geladen, natürlich ss nach Landesbrauch der Wein in vollen Strömen. Als alles in bester immung war, meldete sich ein Bettler. Die Honoratioren, der Störung bei so wichtiger Aufgabe abhold, wollten den Armen wegschicken, doch Ludwig abillon, der Jüngste und wohl Unbemitteltste in der Gesellschaft, gab lles, was er an Baarschaft bei sich hatte, und meinte, in so froher Laune ınne man erst recht keinen Bittenden abweisen. — Und nach Jahr und ıg am Wiener Burgtheater, da seine Stimme mehr galt als damals in :hwerin, gründete er vor mehr als einem Menschenalter mit einigen anderen ollegen den Unterstützungsverein „Schröder", dem er Jahrzehnte lang als izepräsident und Präsident zum Segen aller Betheiligten vorstand, bis ır Verein mit dem inzwischen neu geschaffenen Pensions-Institut des Burg- eaters verschmolzen wurde. Das Kapital zu dieser wohlthätigen Institution, e eine Wittwen- und Waisenversorgung für die Einzahlenden war, und ımen in unverdiente Noth gerathenen „fahrenden" oder festgefahrenen :hauspielern Unterstützung gewährte, wurde nur durch thatkräftige Selbst- lfe (ausserordentliche Vorstellungen, Prozent-Abgaben aller in Vereinen ler sonst ausserhalb des Hoftheaters zu Gast geladenen Mitglieder des urgtheaters) erspielt und auch — erschrieben. Alle schreiblustigen Kollegen ıaten sich auf fremden Antrieb zusammen und erzählten in Feuilletons, die für ın wohlthätigen Zweck besonders gut honorirt und dann in dem (wiederholt ıfgelegten Buch) *Decamerone aus dem Burgtheater* gesammelt wurden, eigene rlebnisse meist aus ihrer Bühnenlaufbahn. Eine ganz köstliche Geschichte, och aus der sonnigen Ferienzeit, berichtete Ludwig Gabillon, mit reizvoller :hriftstellerischer Originalität, die seine ganze Art und Weise hell beleuchtete: - Er zählte sich mit grosser Vorliebe zu den letzten Riesen in unserer :hwächlichen Zeit, und Triumphe auf dem Gebiete des Kämpfens, Ringens, 'echtens, Springens und wie die Sportkünste alle hiessen, die er trieb, alten ihm mehr noch als die Bewältigung einer grossen Rolle. So bringt r auch die Geschichte eines lustigen Ringkampfes. Der Gegner, mit dem er ich in aller Gemüthlichkeit zu messen hatte, war ebenfalls ein „letzter Riese" nd Bildhauer seines Zeichens. Gabillon siegte natürlich, denn sonst wäre ı die ganze Geschichte nicht erzählt worden. Eine „Riesen"-Bowle war er Abschluss, und der junge Bildhauer machte von seinem hochgeschätzten 'einde ein prächtiges kleines Relief. Nach einem halben Jahrhundert auchte das, inzwischen in Vergessenheit gerathene Relief, wieder auf und st nun ein sprechender Beweis für die Richtigkeit der erzählten Geschichte, lie sich bei Baron Malsburg auf Schloss Escheberg zugetragen; ınd ein noch sprechenderer Beweis dafür, dass der junge Held damals

bildschön und „gottvergnügt“ aussah, genau so wie man ihn sich vorstellt wenn man das Gedicht liest, das Bodenstedt, der auch dabei gewesen auf diese Aventiure gemacht. —

Doch wer zählt die frohen Abenteuer alle, die der stark Mecklenburger, mit dem leichtlebigen französischen Blut in den Adern bestand? — Die Ringkämpfe lustiger und manchmal ernster Art? — All die fröhlich durchzechten und durchsungenen Tage und Nächte? — Alle Bergfahrten bei Sonnenschein und Regen, bei Sturm und Nebel? — Alle die Ruderfahrten auf Flüssen, Seen und dem Meere seiner Heimat das ihn auch bald einmal auf einer Schwimmtour, die er unfreiwilli auf einen ganzen Tag ausdehnen musste, verschlungen hätte. Tollkühn wie er stets war, achtete er weit ins Meer hinaus schwimmend nicht der wachsenden Fluth und entrann nur mit knapper Noth dem drohenden Tode. Doch so leichtes Spiel sollte der nicht haben, einer solchen Fülle von Jugendkraft und Jugendlust gegenüber. Das Ende von dergleichen waghalsigen Unternehmungen war immer nur ein ungeheurer Durst und ein ungeheures Trinkgelage, — zum Schlusse erzählte er seine Abenteuer dann auf die ergötzlichste Art, hatte selber seine Freude dran und seine Zuhörer erst recht, — denn seine Rednergabe war ein Erbtheil seiner aus Südfrankreich emigrirten Grosseltern, — die schweigsame verschlossen Art der Mecklenburger war ihm fremd. —

So floss sein Leben dahin; nach ernster, mühevoller Arbeit, die auch fortwährend wachsende Erfolge krönten, das volle, freudige Geniessen der Freiheit, die er wie wenige auszunutzen wusste. Er verstand sich auf Alles — In seiner Kindheit und Jugend, auf den ausgedehnten Seen seiner Heimath war er ein famoser Schiffer und Schlittschuhläufer. Ebenso sicher war er als Reiter und stets, bis in sein hohes Alter, ein vortrefflicher Fechter, vor Allem aber Jäger mit Leib und Seele. Doch nicht nur die ritterlichen Künste wurden geübt, auch das Handwerk blühte in den Ferien. Da war er Zimmermann, Forstmann, Wegbauer, Anstreicher u. s. f. und entwickelte bei allen Hantirungen eine staunenswerthe Geschicklichkeit und Geduld. War das Werk vollendet, die Hand müde gearbeitet und hatte ein eindringlicher Regen ihn und seine Hunde auf seinen Ruderfahrten schon dreimal des Tages bis auf die Haut durchnässt, so setzte er sich in seine behagliche Stube, zum grünen wohlgeheizten Ofen, — ein Cognac war auch nicht weit — und der feine Duft einer edlen Cigarre verbreitete sich im wohligen Raume. — Dann nahm er ein Buch zur Hand und las. Er las viel und gern und mit bester Auswahl: meist Geschichtswerke, mit Vorliebe die alten Classiker, Sagen, Seeräuberabenteuer vom heimathlichen Strande, und geschichtliche Romane. So war er einer der ersten, die zu Zeiten, in denen Ekkehard noch ein Ladenhüter war, den Werth des Buches erkannte und in einem herzlichen Brief an den freudig überraschten Dichter anerkannte. Seine Hauptfreude war Walten

cott, der war ihm vertraut bis in die kleinsten Einzelheiten, der war sein Freund in guten und schlimmen Tagen gewesen. Auf jede Reise, auf jeden Ausflug nahm er ein Werk des Lieblingsdichters mit, war auch im „Ruckack“ der Platz zwischen dem Flanellhemde, der Cognacflasche, etlichen Nahrungsmitteln, noch so eng! — So mancher Band kam dann eben so egendurchnässt oder durchräuchert heim, wie sein Besitzer. — Durchäuchert? — Ja, zu Ludwig Gabillons grössten Virtuositäten, auf deren Anerkennung er auch hohen Werth legte, gehörte das Feueranmachen. Er ehauptete, Niemand auf der Welt könne nur annähernd so gut Feuer achen wie er. Waren Fels und Wald, Holz und Erdboden noch so nass, fiff der Wind noch so arg durch alle Fugen einer verlassenen Almhütte, r erweckte auf dem feuchten Grunde mit grosser Kunst und Liebe bald stig prasselnde Flammen, die selbst die trübseligste Regenlandschaft beaglich machten; so behaglich warm, wie es in seinem eigenen Gemüthe ar, durch das er Alles um sich herum, selbst ohne Feuer, zu erwärmen wusste.

Wer ihn so am Feuer sitzen sah, — in die Flammen schauend, den Rauchwolken folgend, die feinen Dampfwölkchen liebevoll betrachtend, die us seinen naturgemäss stets nassen Juchtenstiefeln sich langsam emporräuselten, im Lodenrock von unbestimmter aber anheimelnd grüngrauer Baummoosfarbe, im grünen, verwetterten Hut, mit einem selbst gepflückten Strauss von Almrosen und „grantigem Jager“ drauf, den langen wohlerrobten Bergstock in der kräftigen Rechten, — der sah ein Bild vollommener Behaglichkeit. Er war zufrieden mit sich und seinem Herrgott, er die Welt so prächtig geschaffen, just zur Freude von Ludwig Gabillon.

Diese schönste Ferienglückseligkeit blieb sich Jahrzehnte lang treu, enn als er, dem Meere und Moore seiner Heimath entfremdet, durch 42 Jahre n Wien lebte, da hatten es ihm die Berge und Seen der grünen Steierark angethan.

Doch auch für freudig begrüsste Oster-, Pfingst- und andere Festtage es Jahres, war für einen behaglichen Unterschlupf im Walde gesorgt. In er Nähe von Wien, unweit der Donau hatte Ludwig Gabillon mit Freunden nd Collegen eine Jagd gepachtet, die er an jedem freien Tage aufsuchte. — Die Jagdherren hatten sich an dem schönsten Punkte des Reviers eine kleine, rgemüthliche Jagdhütte erbaut, die sie mit aller Liebe ausstatteten, um ort auch „gottvergnügte“ Stunden und Tage zu verbringen. Es wurde atürlich viel geschossen, denn das war Pflicht, — auch viel vom Theater eredet, denn das war Gewohnheit, — aber dann wurde viel gegessen und och mehr getrunken, und das war eitel Vergnügen, — auch gedichtet und esungen ward, dass der Wald weithin erklang, und Alles sprühte von Witz nd Geist und herzerquickendem Humor! —

Doch wo sind sie alle, die Ritter dieser frohen Tafelrunde? — Der Kreis ist längst zersprengt, seit mancher liebe Kamerad zur Ruhe geangen, — nun ist auch Der zur Ruhe gegangen, der der Lebendigste und

Tollste unter ihnen war! Ludwig Gabillon ist für immer still geworden. — Denn es kamen die letzten, grossen, unfreiwilligen Ferien an diesen unermüdlichsten, pflichttreuesten Mann heran. Es kam die Stunde, in der er fühlte, dass sein Tagewerk zu Ende sei — mit welchem Schmerz fühlte er es — und gleich zu Beginn seiner Krankheit gab er sich keiner Täuschung mehr hin. Eines Abends, da trat er zu seinem vielgeliebten Hagen-Standbild, das ihm die Collegen zum 40jährigen Burgtheater-Jubiläum geschenkt, zur Erinnerung an seine grösste künstlerische Leistung, an seinen Hagen Tronje. Lange und traurig betrachtete er das kleine Erzmonument und sprach zu ihm: „Du, Du stirbst auch!" — — Er starb, wie er gelebt, voll Güte und Geduld, die in einer tiefen Harmonie seines ganzen Wesens wurzelten, gross und edel sein schweres Schicksal tragend. Und als die letzte Nacht gekommen war, in der er mit dem Tode rang, da raste ein wüthender Sturm um sein Haus und rüttelte mit lautem Heulen und Aechzen an allen Thüren und Fenstern. Es war wie ein Abschiedsgruss, den er dem sterbenden Nordlandsrecken zurief, dessen Freude es in guten Tagen gewesen, mit dem Sturm zu Wasser und zu Lande zu kämpfen und ihn zu besiegen! —

Doch nun ist der Sturm Sieger geblieben, der singt sein unsterbliches Lied auf Ludwig Gabillons Grab!

Habrovan, Ende Juni 1896. H. B.-G.

Albrecht Ritschl.*)

Von

K. STOCKMEYER.

Einer der bedeutendsten Theologen dieses Jahrhunderts, der seit Schleiermacher wohl den wirksamsten Einfluss auf die Entwicklung der theologischen Wissenschaft ausgeübt hat, ist Albrecht Ritschl.

Er wurde geboren am 25. März 1822 zu Berlin. Sein Vater war der Bischof Ritschl, ein würdiger Kirchenfürst von gründlicher Bildung, thatkräftigem Charakter und warmer Frömmigkeit. Seiner kirchlichen Richtung nach war der Bischof Anhänger der Union und als solcher ebensosehr dem einseitigen Lutherthum wie dem Rationalismus abgeneigt. Einmal war Schleiermacher bei Ritschls in Stettin auf Besuch. Man fuhr aus, Schleiermacher sass im Innern des Wagens, der kleine Albrecht auf dem Bocke. Ritschl selbst hat sich später dieses Erlebnisses oft und gern erinnert und dasselbe in verschiedener Weise gedeutet, nämlich entweder so, dass er vom Kutscherbock aus einen freiern und weitern Blick als Schleiermacher gehabt habe, oder so, dass Schleiermacher der Ehrensitz im Wagen der Theologie gebühre, ihm aber der geringere Kutschersitz, von wo jedoch der Wagen weiter geführt werde.

*) Zu obiger Skizze wurden benutzt: Die Schriften Ritschls, die 2bändige in den Jahren 1892 und 1896 bei Mohr in Freiburg erschienene Biographie (von Ritschls Sohn geschrieben), endlich persönliche Erinnerungen des Verfassers.

Nach absolvirter Gymnasialzeit entschloss sich der 17jährige Ritschl, in Bonn Theologie zu studiren. Er schreibt darüber einige Jahre später:

„Zum Studium der Theologie trieb mich nicht bloss die kindliche Gewohnheit, das werden zu wollen, was der Vater ist, sondern ein speculativer Drang, das Höchste begreifen zu wollen . . . . Ich habe bis jetzt meinen Entschluss Theologie zu studiren, nicht zu bereuen brauchen, obgleich der Hass und Fanatismus, der gerade auf dem Gebiete der Theologie sich geltend macht, die Verdächtigungen und Intriguen, mit denen wissenschaftliche Fragen von einer gewissen Partei abgewiesen werden, mir manchmal den Wunsch hervorgerufen haben, diesem Gebiet fern geblieben zu sein."

In Bonn übte die weihevolle Persönlichkeit von Nitzsch die grösste Anziehungskraft auf den Studenten aus. „Es hat mir Keiner so imponirt wie Nitzsch, ich ging stets mit einem gewissen Herzklopfen zu ihm", sagt Ritschl, und im Jahre 1867 schrieb er dem verehrten einstigen Lehrer zu dessen 80jährigem Geburtstag u. A. das folgende: „Inmitten der schnöden Parteisucht, welche die Theologie und die Kirche verwirrt und die lebendige persönliche Überlieferung den Interessen der Repristination oder Revolution aufopfert, habe ich meine Selbständigkeit an der Pietät aufzurichten gelernt, mit welcher ich unter meinen Lehrern vor allem Ihnen ergeben bin."

An der ungeheuren Gährung und Unruhe, welche die einander so diametral entgegenwirkenden Einflüsse von Strauss und Hengstenberg in der Seele des Jünglings hervorriefen, nahm der Vater mit liebendem und besorgtem Interesse Antheil. Und als später in Halle die Philosophie Hegels auch Ritschl in ihren Zauberkreis bannte und ihn den Einwirkungen Tholucks zu entfremden drohte, warnte der Bischof:

„Ich gestehe, dass ich hinsichtlich dieser Fragen noch oft um deinetwillen in Sorgen schwebe und dann nur in dem Gedanken wieder Beruhigung finde, dass, wenn es dir nur ernstlich um Wahrheit zu thun ist und du unbefangen genug bist, sie nicht irgend in einem menschlichen System zu suchen, du sie gewiss noch finden wirst und vielleicht bald. Was nur blähet, was nicht zur Heiligung des Herzens, zur Kräftigung des Willens, zur Gottseligkeit führt, das ist entweder schädlich oder unnütz oder ungenügend."

Hierauf antwortete der Sohn:

„Du sorgest um meine sittliche Entwicklung bei meiner Theologie. Eine Religiosität ausserhalb der sittlichen Praxis ist nichts, ist Irreligiosität. Ich habe zwar noch viele Seiten, die abgeschliffen werden müssen. Aber das ist erst möglich in einer konkret sittlichen Praxis, im Amts- und Staatsleben. Desshalb bitte ich dich, meinen Übermut, der sich allerdings noch nicht gelegt hat, zu ertragen und mich nicht für unverbesserlich zu halten. Meine theologische Thätigkeit führt mich wirklich zur Kräftigung des Willens, ist also weder schädlich, noch unnütz, noch ungenügend. Darum bitte ich dich, lieber Vater, auch in dieser Hinsicht um Vertrauen. Die kindliche Liebe zu dir und Mutter ist für mich ebenfalls eine Quelle der Sittlichkeit. Verstopfe sie mir nicht, indem du mich von dir stössest. Du hast mich von Jugend auf zur Selbständigkeit angeleitet, du hast mich namentlich zum Studium der Philosophie ermuntert, du musst auch noch den Schritt thun, meine errungene wissenschaftliche Selbständigkeit anzuerkennen. Glaube doch nicht den Verdächtigern der Philosophie."

Dass Ritschl den ethischen und specifisch christlichen Kern seiner Weltanschauung dem hegelschen Intellectualismus nicht preis gab, bezeugt auch eine Predigt, die er im Jahre 1847 gehalten und aus der wir die folgenden Sätze herausheben. „Über beide (das jüdische und deutsche Volk) ist, nachdem sie die Anwartschaft auf die Herrschaft der Welt, als ihr theuerstes Kleinod gehegt, die Heimsuchung Gottes ergangen. Aber schlimmer als die politische Erniedrigung ist der Verfall

der stillen und starken deutschen Sitte und der Verlust des Schwerpunktes in der Religion. Die Erwartung einer Besserung dieser Zustände knüpft sich allein an die bussfertige Rückkehr zu Christus." Dann spricht er die Hoffnung aus, dass „ein Mann nach dem Muster und in dem Geist von Paulus und Luther eine Neubildung der Kirche vollbringen werde, der mit dem rechten Wissen auch die rechte Kraft verbindet, der nicht bloss durch Überzeugung des Verstandes, sondern, weil er selbst ein volles und frisches Herz hat, unwiderstehlich Herzen und Willen zu bewältigen vermag. Sollten aber Unglauben und Spaltung weiter um sich greifen und unser Volk immer mehr vom rechten Weg zum Heil abkommen, dann wird Gott in irgend einem andern Volk den neuen religiösen Trieb pflanzen. Und wenn dann auch unser Volk zermalmt werden sollte, um nie wieder aufzuleben, so wird doch die Religion Jesu Christi nicht untergehen. Sollen wir dies Schicksal wagen, sollen wir unbedacht den Weg ziehen, der mit dem Selbstmord unseres Volkes endigt? Wir wollen zu Gott flehen, dass wir hiermit verschont bleiben."

Am 11. Mai 1846 habilitirte sich Ritschl in Bonn. Allein eine sog. glänzende Dozenten-Karriere war ihm nicht beschieden. Die 18 Jahre, die er in Bonn wirkte, sind arm an äussern Erfolgen, aber um so reicher an Enttäuschungen und Geduldsproben. Es vergingen beinahe 7 Jahre, bis Ritschl vom Privatdozenten zum ausserordentlichen Professor vorrückte, und von da wieder 7 Jahre, bis er endlich Ordinarius wurde. Die Zahl der Zuhörer war ebenfalls lange Zeit eine sehr bescheidene, es kam auch vor, dass Ritschl das angekündigte Kolleg gar nicht lesen konnte, weil sich keine Studenten einfanden. Kurz, ein gar langsames Avancement, das zu der späteren Berühmtheit des Mannes einen seltsamen Kontrast bildet.

Der Grund hiervon ist wohl einerseits darin zu suchen, dass Ritschls Lehrweise für die Tiefern und Strebsameren unter den Studenten zwar ungemein anregend, ja geradezu überwältigend, für die grosse Masse aber zu compakt und dem Durchschnittsverständniss zu wenig angemessen war — andrerseits in dem Umstand, dass er sich sehr bald von der Hegel-Baurschen Richtung entschieden lossagte und in entscheidenden theologischen Fragen eine durchaus positive Stellung einnahm, dabei aber selbstverständlich das Recht der Kritik und der freien Forschung keineswegs preisgab, sondern vielmehr energisch verfocht. Folge davon war, dass er bei den Freisinnigen als Apostat scheel angesehen wurde, bei den Orthodoxen aber als kritisch und ketzerisch verdächtig war, ein Schicksal, dass auch manche seiner Schüler bis zu dieser Stunde zu erdulden haben.

Den Bruch mit Baur vollzog Ritschl im Jahre 1849 durch die Herausgabe des Buches „Die Entstehung der altkatholischen*) Kirche". Das war eine wissenschaftliche That von epochemachender Bedeutung. Baur behandelte das Neue Testament und die älteste Kirchengeschichte nach dem Schema Hegels: Thesis, Antithesis—Synthesis. Infolgedessen nimmt er eine judenchristliche Thesis an, eine heidenchristliche Antithesis, dann folgt als Synthesis eine Versöhnuug im 2. Jahrhundert. Alle neutestamentlichen Bücher zwingt Baur in dieses Schema hinein und fasst sie als Tendenzschriften auf, als blose Illustrationen jenes Hegelschen logischenProzesses, in denen bald die judenchristliche, bald die heidenchristliche, bald die versöhnende Tendenz vorwalte. Gegen diese willkürliche Behandlung des Neuen Testaments erhob Ritschl Protest, indem er nachwies, dass wir es in der Bibel nicht mit todten logischen Begriffen, sondern mit lebendigen Personen zu thun haben. Bei aller Anerkennung der Bedeutung

*) Altkatholisch hier nicht im Sinne von christkatholisch, sondern gemeint ist die alte christliche Kirche in den ersten 2 Jahrhunderten.

und der grossen bleibenden Verdienste Baurs, führte er dessen Ansicht vom Gegensatz in der ältesten Kirche auf das richtige Maass zurück und zeigte, wie unter dem mächtigen Einfluss Jesu Christi und seiner Apostel von Anfang an eine gemeinsame Basis in der Gemeinde befestigt wurde und dass Schwankungen in den biblischen Anschauungen gar nicht stets aus prinzipiellen Gegensätzen, sondern aus den verschiedenen Stimmungen der Schriftsteller selbst zu erklären seien.

Während die Fachgenossen, wie die Göttinger Theologen und sogar Delitzsch das Buch als eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuesten theologischen Literatur beurtheilten und König Friedrich Wilhelm IV., welchem Bischof Ritschl es präsentirte, in einem anerkennenden Schreiben den darin sich kundgebenden wissenschaftlichen Ernst und Scharfsinn lobte — zerzauste die Bonner Fakultät das Werk wie eine Kandidatenarbeit und fertigte den Verfasser statt mit der Beförderung zum Professor mit einer „Aufmunterung“ von 100 Thalern ab. Das that ihm wohl wehe, verbitterte ihn aber nicht. Er nahm die Sache in seiner Weise mit Humor und tröstete sich: „was lange währt, wird gut, und Meisters Lehrjahre sind doch wohl amüsanter als seine Wanderjahre mit den Allegorien!“ Weniger leicht fiel es den Eltern, sich in die Zurücksetzung des Sohnes zu schicken, besonders der Mutter verursachte sie Kummer. Sehr schön schreibt darüber Ritschl: „so sehr ihm Mutters Kummer leid thue, so tröste es ihn doch wieder, dass Mutterliebe für ihn gekämpft und gerungen, und er hoffe, dass seine Ergebung auch die Unruhe des Mutterherzens lindern werde.“ Endlich am 29. Juli 1853 erlebten Ritschls Eltern, die sich einige Wochen in der Nähe von Bonn aufhielten, die Freude, ihren Sohn als ausserordentlichen Professor in der Aula maxima seine lateinische Antrittsrede über Origenes halten zu hören. Zwei Jahre später erhielt Ritschl den theologischen Doktortitel.

Es war im Herbst 1857, dass der 35jährige Ritschl sich mit Ida Rehbock verlobte. Sie war 4 Jahre jünger als er. Er lernte die einfache, fromme aber feinbegabte Pfarrerstochter bei ihrem Schwager Pastor Steitz in Frankfurt kennen. Am 12. September hielt er um ihre Hand an. Dieser Brief ist kein leidenschaftlicher Erguss, sondern es sind die ehrlichen Worte des gereiften, auch auf die Möglichkeit einer versagenden Antwort gefassten Mannes. „In diesem Fall, schreibt er darin, wollen Sie mir Ihre Verzeihung schenken, dass ich Ihre Ruhe zu stören gewagt habe. Aber auch in diesem Fall seien Sie von meiner innigsten Verehrung und meinen herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl überzeugt.“

Ich kann es mir nun nicht versagen, einige Stellen aus dem Briefwechsel der Verlobten mitzutheilen; wir sehen daraus, wie innig ihr gegenseitiges Verhältniss sich gestaltete, welch' tiefes Verständniss sie für sein Wesen und seinen Beruf zeigte, aber auch wie weich und zart und gefühlvoll er sein konnte. Er freut sich, dass die Liebe Ida's sein Gefühlsleben flüssig gemacht habe, denn sein Lebensgang habe ihm die Fähigkeit, weiche Eindrücke zu empfangen, verbergen müssen. Indem er so sein Gefühl durch Selbstironie unterdrücken musste, nahm er die ironische Haltung auch gegen andere an, welche ihm so oft als Bosheit und Gefühllosigkeit ausgelegt worden war. Er bittet seine Braut, sie möge ihn von diesem Gebrechen heilen. „Der Boden, heisst es anderswo, auf welchen Deine Liebe als Licht und Regen eingewirkt, hat sehr lange brach gelegen, ist mit Steinen überschüttet worden, und die Keime, die er in sich barg und die durch Dich hervorgelockt worden, sind mir selbst noch wenig bewusst gewesen.“ Einmal ruft Ritschl aus:

„Im Gedanken an diesen neuen Lebensfrühling und alle Keime, die er wachruft, ohne dass ich sie mit einem Blick alle überschauen kann, soll ich nicht lustig sein? Ich

habs mit Ernst angefangen und im Ernst will ichs fortführen. . . . Es ist doch die Macht des unaussprechlichen, unerschöpflichen Geheimnisses, der alles sittliche Wesen seinen Ursprung und seinen Werth verdankt, unter welcher wir gegenwärtig stehen, die uns in ihrer speziellsten und ursprünglichsten Offenbarung durchdringt, und uns selbst Staunen abnöthigt. Da hört alles warum? auf, warum liebst du mich, warum liebe ich dich . . . Die Liebe ist Wunder und voll Wunder."

Und sie: „Ich möchte wünschen, dein Weib zu werden, nicht wie so mancher Mann die Stellung des Weibes auffasst, in ihr Territorium verbannt und gut genug zu den scherzhaften Unterhaltungen der Geselligkeit und der Mussestunden. Ich möchte mehr sein, nicht nur deine Angetraute, sondern würdig erfunden werden, deine Vertraute zu sein, im tiefsten Sinne des Wortes. Ich will nicht Wissenschaft mit dir treiben wie Dunkers Frau oder Politik und Schriftstellerei wie Kinkels, aber du sollst mich für fähig halten, dich in allem zu verstehen und was dich im Innersten bewegt, mit dir zu theilen." Und eine solche Vertraute ist sie ihm geworden. Er rühmt, dass sie ihn zu seinen Vorlesungen begeistere. In jenem Winter las Ritschl Ethik, und da ist es nun überaus köstlich, wie er dieses Colleg mit seiner Braut brieflich von Punkt zu Punkt erörtert in lebhaftestem Gedankenaustausch. So klagt sie ihm z. B., sie habe schon gehofft, der Welt abgestorben zu sein. Nun aber erscheine ihr, der Braut, die Welt zu schön, als dass sie sich ihr abgestorben fühlen könne. In diesem Zwiespalt ging sie nun Ritschl an, ihr zu helfen und ihr das Herz zurecht zu setzen. Hierauf antwortete er (und da sehen wir nun Ritschl wie er leibt und lebt): „Also so asketische Lebensabsichten hast du gehabt? und bist in aller Ruhe so bedenklich, dass sie nicht mehr Stich halten wollen? und rechnest mich zur Welt, welcher der Christ absterben soll? und giebst mir doch nicht den Laufpass? Wie steht es denn aber mit deinem Christenthum, mein Herz? Begiebst du dich denn in den Bann der unchristlichen und gegenchristlichen Welt, wenn du mich liebst, einen Doktor der christlichen Theologie? Ich weiss freilich nur zu gut, wie mangelhaft meine Frömmigkeit ist, aber ich weiss, dass Christus, der uns zumuthet, alles weltliche, sofern es widergöttlich ist, zu verlassen, der Herr ist über alle Welt und sie mit seinem göttlichen Lebenszweck in allen Beziehungen durchdringen und erneuern will."

Am 14. April 1859 fand die Hochzeit statt, im Sommer gleichen Jahres wurde Ritschl Ordinarius mit 800 Thalern Gehalt. Sein Familienleben gestaltete sich überaus freundlich und glücklich. Es wurden ihm in Bonn 3 Kinder geboren, auch seine Universitätsthätigkeit wurde erfolgreicher und fruchtbarer. Dennoch zögerte er keinen Augenblick, dem im Jahre 1864 an ihn ergangenen Ruf nach Göttingen Folge zu leisten.

Bevor wir die theologische Wirksamkeit Ritschls in Göttingen schildern, möge im engen Anschluss an die eben erwähnte Verheirathung ein Ereigniss vorweggenommen werden, welches nicht lange nach der Übersiedlung dorthin sich zugetragen — der Hinschied der Gattin. Sie starb am 30. Januar 1869. „Sanft ist das Dasein erloschen, so schreibt Ritschl seiner Schwiegermutter, dem ich 10 so ungetrübt glückliche Jahre verdanke. Um so einsamer wird mein fernerer Weg im Leben sein, als Ida alle meine Gedanken und Empfindungen getheilt, mein Gemüth gesammelt, meine Affecte beruhigt und gereinigt hat. Und unsere Übereinstimmung bezog sich auf Alles, was überhaupt zwischen uns zur Beurtheilung oder uns zur Erfahrung kam". „Wir haben hier keine bleibende Statt," schreibt Ritschl einige Wochen später einem Freunde, den gerade auch ein Todesfall in seiner Familie getroffen hatte, „sondern die zukünftige erstreben wir — mit diesen Worten lass mich die Mittheilung erwiedern, welche dein letzter Brief

enthält, sie enthalten den einzigen Trost, den wir bei dem Heimgang unserer Lieben schöpfen können, denen wir in demüthigem Glauben und Ergebung in Gottes Willen nachzufolgen haben. Ich kann dir über mich nichts weiter schreiben, wenn mir nicht die Thränen die Augen verdunkeln sollen, als dass ich dem stille halte, der mich richtet, und dass ich nach der Sammlung strebe, in meinem Berufe nicht zurückzubleiben. Werden mir die Kinder erhalten und wachsen sie in Bescheidenheit und guter Sitte heran, so kann ja mein Leben wieder einen Schatz gewinnen". Und einem anderen Freund berichtet er: „Da geht nun ein Tag nach dem andern hin, geregelt ist das Leben, still und freundlich die Umgebung durch meine Schwester, ich kann mich in meiner Berufsthätigkeit oder in der Unterhaltung mit einem Freunde für die Dinge interessiren, die zur Sprache kommen, und dann, wenn ich zu mir zurückkehre, möchte ich laut aufschreien, um den hervorstürzenden Thränen freien Lauf zu machen." Und einem Dritten meldet er den Fortgang seiner schriftstellerischen Arbeit u. a. mit den Worten: „Dass ich dies leisten konnte, habe ich als eine besondere Gunst empfunden, ich war mir bewusst etwas zu treiben, wozu mich Ida angetrieben hatte. . . . Dem Leiden kann man nun einmal nur durch Handeln begegnen, das ist das Gesetz aller Tröstung. Die Schönheit des Lebens ist für uns dahin; aber es hat doch auch seinen Werth in der Kraftäusserung, welche der einsamen Selbstständigkeit obliegt."

Und in der That, Ritschls wissenschaftlich-productive Thätigkeit in den nun folgenden Jahren war eine erstaunlich fruchtbare. An der Schwelle des Alters, wo Andre abzuschliessen oder doch ihre Arbeit einzuschränken pflegen, hat er seine theologischen Hauptwerke geschrieben und eigentlich erst jetzt seinen Ruf fest begründet und eine um ihn sich sammelnde theologische Schule gestiftet. Wir nennen die beiden grossen Werke, von welchen das erste zu Anfang der 70er und das zweite zu Anfang der 80er Jahre entstanden ist: „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung" und die „Geschichte des Pietismus."*).

Indem ich nun im Folgenden versuche, die Theologie Ritschls in ihrer Eigenart und spezifischen Bedeutung zu kennzeichnen, bin ich mir wohl bewusst, dass dies bei dem beschränkten Raum dieses Blattes und in Anbetracht seines auf Nichttheologen berechneten Leserkreises nur ganz skizzenhaft und summarisch geschehen kann.

An die Spitze seines Systems stellt Ritschl den Satz: Es giebt keine natürliche Theologie, d. h. mit der Vernunft, mit den Mitteln theoretischen Erkennens gelangen wir nicht zu einem Wissen von Gott, wie wir eben so wenig auf diesem Weg im Stande sind, das Dasein Gottes zu leugnen. Grundfalsch ist daher das bisher übliche Verfahren, unabhängig und ausserhalb des Christenthums eine Lehre von Gott feststellen zu wollen, indem man die Mittel dazu von irgend

*) Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung. 1. Band: Die Geschichte der Lehre 1870. 2. Band: Der biblische Stoff der Lehre 1874. 3. Band: Die positive Entwickelung der Lehre 1874. Bonn, bei Marcus. Jetzt in 3. und 4. Auflage erschienen.

Geschichte des Pietismus. 1. Band: Geschichte des Pietismus in der reformirten Kirche 1880. 2. und 3. Band: Geschichte des Pietismus in der lutherischen Kirche 1884 und 1886. Bonn, bei Marcus.

Ausserdem ist hier noch zu nennen: Schleiermachers Reden über die Religion und ihre Nachwirkungen auf die evang. Kirche Deutschlands. Bonn 1874. Unterricht in der christl. Religion. Bonn 1875, jetzt in 5. Auflage. Theologie und Metaphysik. Zur Verständigung und Abwehr 1881, jetzt in 2. Auflage.

einer Philosophie entlehnt und zu dem so gewonnenen Resultat die Wahrheiten der geoffenbarten Religion hinzuaddirt. Ein christlicher Dogmatiker muss vom Standpunkt der christlichen Gemeinde ausgehen und einfach fragen: was haben wir als Christen an unserem Gott, welche Gottesoffenbarung ist der Gemeinde durch ihren Stifter zu Theil geworden, nicht dem Einzelnen sondern der Gemeinde, denn der Einzelne ist religiose und überhaupt geistige Persönlichkeit nur als Glied der Gemeinschaft. Das Objekt der Offenbarung ist nicht zunächst eine theoretische, sondern eine praktische, den Willen bestimmende Angelegenheit des menschlichen Geistes.

Die heilige Schrift ist als Urkunde der Stiftung unserer Religion Norm dieses Glaubens, nicht im Sinne eines Gesetzescodex, sondern so, dass jede Lehre der Bibel in Betracht ihres Werthes gemessen wird an der Harmonie mit der Zweckbestimmung des Ganzen.

Das leitende Princip des Ritschl'schen Systems ist der Gedanke des Reiches Gottes. Dieses ist die Organisation der Menschheit, die aus dem Motiv der Liebe handelt. Man hat um dieser Definition willen Ritschl vorgeworfen, das Religiöse gehe bei ihm völlig im Ethischen auf und verliere seinen selbstständigen Werth. Ritschl verwahrt sich dagegen und vergleicht das Christenthum mit einer Ellipse, die einen religiösen und einen ethischen Brennpunkt hat. Beide d. h. Erlösung durch Christus und sittliche Organisation der Menschheit haben ihre selbstständige Bedeutung. Auch das Reich Gottes wird von Ritschl stets auf seine religiöse Wurzel und andererseits auf sein religiöses Ziel zurückgeführt. Darum wird das Christenthum definirt als die monotheistische vollendet geistige und absolut sittliche Religion, sofern sie auf Grund des erlösenden und das Gottesreich gründenden Lebens ihres Stifters in der Freiheit der Gotteskindschaft besteht und den Antrieb zu einem Handeln aus Liebe in sich schliesst, welches auf die sittliche Organisation der Menschheit gerichtet ist. Die Schleiermachersche Definition der Religion als Abhängigkeit von Gott ergänzt Ritschl durch den Begriff: Herrschaft über die Welt. Beides, Abhängigkeit und Freiheit wird vermittelt durch den Gedanken des Reiches Gottes.

Es ist nach dem bisher Gesagten nicht anders zu erwarten, als dass Ritschl bei der Gotteslehre im engern Sinne die hergebrachten vier Gottesbeweise einer scharfen Kritik unterzieht und nur den moralischen Beweis Kants in modifizirter Gestalt gelten lässt, aber stets unter der Voraussetzung, dass die christliche Gemeinde die Wirklichkeit Gottes bereits im religiösen Glauben erprobt hat und somit eines theoretischen Beweises im strengen Sinne nicht bedarf, auch wenn derselbe geleistet werden könnte. Er weist alle metaphysischen Speculationen über Wesen und Substanz Gottes aus der Theologie fort und stellt die ganze Gotteslehre unter das der biblischen Offenbarung entnommene Wort: Gott ist die Liebe. Unter diesen eminent praktischen Begriff werden sämmtliche Eigenschaften Gottes subsumirt. Ritschl sagt im Anschluss an Kant: wir erkennen die Dinge nicht wie sie an sich, sondern stets nur wie sie für uns sind. Wenn Heiden, wie die Neuplatoniker oder Juden, wie Philo, über den Begriff des allgemeinen, unterschiedslosen Seins speculiren, so ist ihnen das nachzusehen, wenn aber christliche Dogmatiker wie Frank in Erlangen mit Pathos das Absolute preisen als den Felsen, der uns erzeugt, und den Gott, der uns geboren, wenn Luthardt in Leipzig behauptet, durch Ausscheidung der Metaphysik würde das Christenthum entwerthet — so sind dies theologische Verirrungen, die bei Ritschl eine heftige Entrüstung und scharfe Verurtheilung rufen.

Einen breiten Raum und eine zentrale Stellung nimmt in Ritschls Dogmatik die Christologie ein. Abstrakte Formeln und metaphysische Spekulationen

werden uns auch hier erspart. Wir hören nichts über die Art und Weise, wie die zweite Person der Trinität, der präexistente Christus Mensch wurde, nichts davon, was Christus an sich sei oder wie seine göttliche und menschliche Natur in einer Person zu begreifen seien, sondern wir werden sofort auf den realen Boden der christlichen Gemeinde gestellt und sehen, was Christus ihr geworden. Christum cognoscere est beneficia ejus cognoscere. Nur indem Christus ihr die vollkommene Gottesoffenbarung, das religiöse Gut der Versöhnung und das höchste sittliche Ideal bringt, konnte sie die Aufgabe des Reiches Gottes, welches im Handeln aus Liebe besteht, erfüllen. Wenn wir Christum und sein Wort verstehen wollen, so müssen wir eine Gesammtanschauung seines Berufslebens gewinnen. In diesem hat er die Gnade und Treue Gottes den Menschen vollkommen geoffenbart und zugleich seine Herrschaft über die Welt im geduldigen Leiden siegreich erwiesen. Hier liegen für Ritschl die Wurzeln der Gottheit Christi. Christus hat durch seinen bis zum Tod geleisteten freiwilligen Berufsgehorsam sich selbst die Gottesgemeinschaft gesichert und zugleich die Gemeinde, die er gestiftet, zu Gott hingeführt. Von einem zornigen Gott, der durch ein stellvertretendes Strafleiden zu versöhnen wäre, wie die juridische Satisfactionstheorie der Orthodoxen will, ist nirgends in der heiligen Schrift deutlich und klar die Rede. Vielmehr setzt schon das alttestamentliche Opfer einen gnädigen Gott voraus. Versöhnung ist nach Ritschl nicht Umwandlung des Zornes Gottes in dessen Gnade, sondern Verzichtleistung des Sünders auf den Widerspruch gegen Gott. Die Erlösung von der Sünde ist unauflöslich an das Wirken Christi gebunden, und zwar nach der übereinstimmenden Lehre der Apostel an die Thatsache seines Todes. Das ist aber nicht so zu deuten, als sei der Tod Christi von seinem übrigen Leben zu isoliren, im Gegentheil, derselbe darf nur im Zusammenhang mit dem ganzen Leben des Erlösers betrachtet werden. Der Tod Christi, sagt Ritschl, ist das Compendium seines werthvollen Lebens im Dienste Gottes und der zu gründenden Gemeinde, er kommt auch dem Einzelnen nur zugut, sofern derselbe Glied der Gemeinde ist.

Dies, soweit es in so engem Rahmen untergebracht werden kann, das wichtigste aus Ritschls Theologie. Der Kundige wird die Verwandtschaft und Abhängigkeit von Schleiermacher, Kant und den Reformatoren leicht entdecken, aber er wird zugleich die kräftige Selbständigkeit, mit welcher die einzelnen Fragen erörtert sind, und die einzigartige Sicherheit und Folgerichtigkeit in der methodischen Behandlung des Ganzen bewundern. So leicht es sein möchte, Ritschl in dem und jenem Punkt Einseitigkeit und Übertreibung nachzuweisen, so schwer dürfte es dem Unbefangenen fallen, die Neuheit und Fruchtbarkeit seiner Grund-Gedanken zu verkennen, und nur der Parteifanatiker kann eine bleibende heilsame Einwirkung Ritschls auf die protestantische Theologie in Abrede stellen.

Gleichzeitig mit dem steigenden Einfluss der Göttinger Theologie und der Bildung und Verbreitung einer Ritschl'schen Schule mehrten sich auch die Angriffe der Gegner. Es wurde sowohl von links als von rechts die Parole ausgegeben, Ritschl neige, indem er die Bedeutung der Gemeinde stark betone, zum Katholizismus, er mache sich mit seiner Unterscheidung von theoretischem Erkennen und praktischen Werthurtheilen der doppelten Buchführung schuldig, er repristinire den Rationalismus u. s. w. Ich halte diese Vorwürfe für unberechtigt. Wer so energisch gegen alle natürliche Gotteserkenntniss und gegen die Unterordnung der christlichen Wahrheit unter dieselbe protestirt, wer von Gott nur in sofern etwas wissen will, als er durch Christus uns geoffenbart ist, wer für das normative Ansehen der heiligen Schrift so kräftig einsteht — der sollte vor dem Verdacht des Ra-

tionalismus gesichert sein. Und was den Vorwurf des Katholicismus betrifft, so meine ich, wir Protestanten sollten dankbar sein, wenn in unserer an Subjektivismus leidenden Zeit, Jemand wieder auf den Werth der Gemeinschaft hinweist. Ritschl würde katholisiren, wenn er die Gemeinde über oder an die Stelle von Christus setzte, aber nach ihm lebt Christus in der Gemeinde, die nur durch ihn geworden. Ritschl würde katholisiren, wenn er sich einen hierarchisch gegliederten Klerus als Gemeinde dächte, nun will er aber gerade jeden Rechtsbegriff vom Gedanken der Gemeinde fern halten. In der Ethik kommt es ihm vor Allem darauf an, die principielle Verschiedenheit des Protestantismus und Katholicismus evident zu machen. Diese Verschiedenheit ist nämlich nicht, wie oft irrthümlich angenommen wird, eine blos dogmatische; vielmehr zeigt sie sich besonders deutlich am sittlichen Ideal. Nach katholischer Lehre besteht dieses in der Weltflucht und ist eigentlich nur im Mönchsthum vollständig verwirklicht — wir Protestanten aber streben nach einer Charakterbildung, die in Beherrschung der Welt sich äussert und die in jedem ehrlichen Beruf kann erworben werden. Und wie kann den Verfasser des Pietismus auch nur der leiseste Vorwurf des Romanismus treffen? Gerade das Katholische, das im verkehrten Sinne Weltflüchtige, bekämpft Ritschl bei den Pietisten, sowie er auch ihrer übertriebenen Werthschätzung der religiösen Gefühle und speciellen Gnaden-Erfahrungen — den einfachen Vorsehungsglauben und die Berufstreue des Christen gegenüberstellt als grundlegende Factoren der christlichen Frömmigkeit.

Ritschl thaten die Anfeindungen der Gegner wehe, so wie ihn andrerseits nichts mehr freute, als wenn seine Schüler und Anhänger ihm bezeugten, dass seine Theologie für ihre praktische Wirksamkeit von Segen sei. Er wollte mit seiner Wissenschaft nicht der eigenen Ehre, sondern der Kirche Jesu Christi dienen. Ein stark ausgeprägtes Selbstbewusstsein war ihm freilich eigen, aber des Ehrgeizes und der Eitelkeit hätte man ihn nicht verdächtigen sollen. Wenn man ihn als Ungläubigen denunzirte, so konnte er's nicht mit akademischem Gleichmuth hinnehmen. Er forderte allerdings energisch Anerkennung der von ihm ans Licht gestellten Wahrheiten, aber nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Wahrheitsliebe: wäre etwas von Streberthum in ihm gewesen, so hätte er nicht zahlreiche Berufungen an auswärtige Universitäten u. a. die viermalige nach Berlin ausgeschlagen. Oft hat er's bezeugt, der Ehrgeiz sei ihm während seiner langsamen Docenten-Karriere gründlich ausgetrieben worden. In seiner Stellung zu Göttingen fand er das hannoversche Lutherthum im Verein mit dem Welfenthum gegen ihn geschäftig, und an zahlreichen Pastoralkonferenzen wurde Ketzergericht über ihn gehalten, weil er die Jugend verwirre und die Gemeinden beunruhige. In seiner Polemik konnte er scharf und derb werden, und Widerspruch von Seiten seiner Freunde liebte er nicht. Er hielt auf stramme Manneszucht im eigenen Lager, hier mochte etwas vom preussischen Militarismus in ihm stecken.

Als ich ihn im Frühjahr 1888, ein Jahr vor seinem Tode, besuchte, sagte er im Hinblick auf die ihm zu Theil gewordenen Anfeindungen mit sichtbarer Wehmuth: „Sie treiben einen Sport mit mir“, dann beklagte er sich über einen Schüler, der ihn in einem Punkt seiner Dogmatik korrigiren wolle, und schloss mit der humoristischen Bemerkung: „Sie sehen, die Zähne sind mir ausgefallen, aber die Haare darauf sind geblieben.“ Immerhin hat er noch die Genugthuung erlebt, dass seine Theologie von den meisten bedeutenden Vertretern des deutschen Protestantismus mit mehr oder weniger grossen Modifikationen acceptirt wurde und auf zahlreichen Universitäten zur Geltung gelangte. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Kaftan und Harnack in Berlin, Herrmann und Joh. Weiss in Marburg, Wendt in Jena, Loofs in Halle und zahlreiche Andre. Ja man darf

›hl sagen. dass jeder wissenschaftliche Theologe, auch wenn er dem grossen ›ttinger Meister nicht Heeresfolge leistet, doch dessen Einfluss sich irgendwie zu ›terziehen genöthigt wird. Selbst im Seminar der Brüdergemeinde zu Gnaden-ld findet seine Lehre Boden, und mehrere der dortigen Lehrer zeigen sich von itschlschen Gedanken infizirt.

Vom kirchlichen Parteitreiben hielt Ritschl sich grundsätzlich ferne, wie auch seinen Schülern die Bildung einer besondern Partei ernstlich wiederrieth. ›ch bin nicht von der Clique“ pflegte er zu sagen. Die Kirchenzeitungen mit rer oft gehässigen und giftigen Polemik sah er als vollgiltigen Beweis für die ‹istenz des Teufels an. Auf die Anerbieten von Seiten der Minister, am irchenregiment Theil zu nehmen, ging er nicht ein, und von seinem Mandat für e Hannoversche Landessynode hat er nur selten Gebrauch gemacht. Er hielt für seine Pflicht, die ganze Kraft seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu idmen. Auf dem Höhepunkt seiner Thätigkeit stand Ritschl wohl, als er im ›mmer 1887 als Prorektor das 150jährige Jubiläum der Göttinger Universität ı leiten hatte. Seine damals gehaltene Festrede wurde von gewisser Seite heftig ıgegriffen. Ritschl suchte den innern Zusammenhang der politischen Richtungen ›s Klerikalismus, der Fortschrittspartei und der Sozialdemokratie nachzuweisen ıd zu zeigen, wie sie sämmtlich mittelalterlichen Gedankenkreisen entstammen. ass die anwesenden Vertreter des Fortschritts und des Centrums sich weidlich ›er diese Ausführungen ärgerten, kann ihnen nicht verdacht werden. Ritschl ›lbst bezeugte an diesem Tag: „Es war doch wohl der höchste Moment in einem Leben. Jetzt ist derselbe überschritten“.

Ich hatte das Glück, während der drei Semester, die ich in Göttingen zu-rachte, häufig im Hause Ritschls verkehren zu dürfen. Da lernte ich ihn im amilienkreise kennen, nicht den streitbaren Theologen, sondern den liebenswürdigen, astfreien und launigen Wirth und Hausvater. Freilich, was man so gewöhnlich albung nennt, musste man bei ihm nicht suchen; keine erbaulichen Redensarten nd frommen Ermahnungen, keine geistliche Feierlichkeit, kein steifer, hochwürdiger ›onsistorialrath, sondern ein joviales, ungezwungenes Wesen mit köstlichem, schlag-›rtigem Mutterwitz, der das Berliner Kind verrieth. Aber auch bei der fröh-chsten Laune hat Ritschl den Ernst eines tiefen, zarten Gemüths und sittlichen ›dels nie verleugnet. Er musste, um eines seiner Lieblingsworte zu gebrauchen, ls „ein Ganzes in seiner Art“ betrachtet und verstanden werden. Wie lebte er och ganz in seiner Theologie! War ein neues Buch erschienen oder hatte er ›lbst auf seinen theologischen Entdeckungsreisen einen wichtigen Fund gemacht der von seinen Gegnern wieder einen Angriff erfahren — da musste er dem vollen lerzen Luft machen, sei es im Gespräch mit Freunden und Schülern oder im Kolleg.)a konnte man bei Erklärung des Römerbriefes plötzlich zu den Pietisten in den Niederlanden oder zu Anna Schlatter nach St. Gallen geführt werden. Ritschl flegte im Kolleg zu diktiren und zwar sehr rasch, dazwischen frei erklärend vor-utragen. Ans Dictat band er sich nicht, sondern gestaltete den Stoff gewöhnlich uf dem Katheder zu neuer Form, was ihm, wie er selbst sagt, grosse Befriedigung ›ewährte. Sein Stil — und das gilt besonders auch von Ritschls Büchern — war icht glatt und fliessend, sondern von knapper, kunstvoller Prägnanz und Origina-ität. Oft gingen wir aus dem Kolleg nach Hause, wie betäubt durch die Wucht ıeuer, gewaltiger Gedanken, die hier Schlag auf Schlag auf uns niedergefallen waren.

Mit grosser Anstrengung begann Ritschl im Winter 1888 seine Vorlesungen ınd führte sie noch bis zu Weihnachten. Dann gestattete ihm das zunehmende Herz-eiden das Verlassen des Hauses nicht mehr. Es folgten Wochen schweren Leidens. „Er ertrug es, so wurde mir aus Göttingen von nahestehender Seite geschrieben,

mit merkwürdiger Geduld, die ihm bei seiner energischen Natur wohl nicht leicht wurde, und bewies eine Liebesfülle, Weichheit und zarte Rücksicht auf seine Umgebung, die uns oft zu Thränen rührte." Noch bis fast zuletzt erledigte er seine Dekanatsgeschäfte und Korrekturen für die Druckerei, diktirte noch 2 Tage vor seinem Tode in voller Geisteskraft einen überaus trostreichen Kondolenzbrief an die Wittwe eines eben gestorbenen Freundes. Über das Ende selbst lasse ich den Sohn Ritschls reden, dem ich die schöne pietätvolle Biographie des Vaters hiermit auf das Wärmste verdanken möchte.

„Wir wussten, dass sein Leben nur noch nach Minuten, allenfalls nach Viertelstunden zählte. Er hatte mir früher einmal gesagt, wenn er stürbe, sollte ich ihm die beiden letzten Verse von „O Haupt voll Blut und Wunden" vorsagen. Nun aber vermochte er, völlig bewusstlos, menschliche Rede nicht mehr zu vernehmen, und in der feierlilichen Stille des Todes mussten wir schweigend Abschied von dem theuren Vater nehmen. Ein Todeskampf blieb ihm erspart. Nach wenigen tiefen Athemzügen verschied er ruhig und sanft am Morgen des 20. März, einige Minuten vor halb acht. Ich drückte ihm die erloschenen Augen zu.

Wer hätte ihm die Erlösung von seinem schweren Leiden und dieses friedliche Ende eines Lebens voll Arbeit und Kampf missgönnen wollen, da ihn Gott nach seinem unerforschlichen Rathschluss nun zu sich nahm in die ewige Ruhe der Vollendeten! Sein Andenken und sein Lebenswerk aber sind lebendig geblieben, und dankbare Verehrung wird noch lange Zeit von dem geistigen Vermächtniss dieses Entschlafenen zehren."

Briefe von Moriz von Schwind

an den Bildhauer Ludwig Schaller.

Bearbeitet von **H. HOLLAND.**

Sehr ergiebig für Schwind's Leben und Schaffen erweisen sich die Briefe an den Bildhauer Ludwig Schaller. Geboren am 13. Oktober 1804 zu Wien (sein Vater war der Maler Anton Schaller 1772—1844, vgl. Nagler XV. 138 und Wurzbach XXIX, 92), kam der zu den Jugendfreunden Schwind's zählende Künstler schon im Frühjahr 1828 nach München, wo er anfangs bei Ernst Maier und bei Ludwig Schwanthaler, seit 1831 aber schon selbständig arbeitete. Unter seinen zahlreichen Statuen ist sein Herder-Monument in Weimar (ausgeführt 1845—50) wohl die gelungenste Arbeit. Schaller behielt zeitlebens eine bewundernde Verehrung für Schwind, welcher ihn auch nach Möglichkeit in Protektion nahm und empfahl. Zu Schwind's Seltsamkeiten gehörte, dass er immer Schiller sprach und in den Anreden seiner Briefe schrieb, wogegen auf der Adresse der Name richtig gebraucht wurde. Bei Schaller's am 29. April 1865 erfolgtem Ableben wurde sein Nachlass nach damaliger Unsitte durch eine Auktion vertrödelt und seine gesammte Korrespondenz als Makulatur auf den Boden des Atelier's ausgestreut; Herr Bildhauer und Professor Max Widnmann (geb. 16. Oktober 1812 gest. 3. März 1895. Vgl. den Nekrolog in den „Biograph. Blätt." 1896. III 226 ff.) sammelte daraus zufällig die hier folgenden fünfundzwanzig Briefe Schwind's und lieh mir dieselben 1873 zur Abschriftnahme und Benützung, mit dem Wunsche, davon keinen Gebrauch zu machen, so lange er oder Frau Louise von Schwind (sie starb am 29. November 1894 zu Karlsruhe) im Leben weile

ch machte die Abschrift, gab die Originale zurück, sammelte theilweise mit Schober's Hülfe, die nöthigen erklärenden Notizen, obwohl auch hier viele persönliche Beziehungen nicht gelöst oder erläutert werden können, eine Arbeit, welche nur einem Zeitgenossen möglich gewesen wäre. Ich habe, ebenso wie in den an Bauernfeld gerichteten Briefen (im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft“ 1896. VI, 225—310), einige wenige Stellen gestrichen, welche nur die Familie betreffen und gar kein weiteres Interesse bieten. Für Schaller's künstlerische Bedeutung sei kurzweg auf die Artikel bei Nagler XV, 139 und Wurzbach XXIX, 102 und meinen Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ (1890, XXX, 563) verwiesen.

Die daraus für Schwind's Biographie gewonnene Ausbeute ist vollständig neu, insbesondere über seine Reise nach Italien und die spätere Brautfahrt; einzelne kurze Daten daraus benutzte ich 1891 für meine Arbeit in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ (XXXIII, 449—69), wo sich die über Moriz von Schwind und seine einzelnen Werke angewachsene Literatur ziemlich ausführlich verzeichnet findet. Einen schönen Behelf bietet auch der Artikel Wurzbach's in dessen „Biographischem Lexikon“ (1876, XXXIII, 127—191), obwohl sich über der Bewältigung des fast unübersehbaren Materials doch einzelne Irrungen und Unsicherheiten finden. Meine Aufgabe hier war nur, einen kurzen Nachweis über die in den vorliegenden Briefen erwähnten Personen, Bilder und Verhältnisse zu geben und möglichst bündig nachzuweisen, wo etwa weiterer Aufschluss zu erwarten wäre. Dass dieses allen Betheiligten nach Wunsch ausgefallen sein sollte, darauf will ich gerne verzichten. Für wirkliche Besserung und Belehrung war ich jederzeit dankbar.

Ein neuer, beträchtlicher Zuwuchs von Schwind-Briefen steht bevor, wenn es Herrn Dr. A. J. Domela-Nieuwenhuis endlich gelingen sollte, sein lange vorbereitetes Buch über den Maler Dr. Ferdinand Fellner (1800 gest. 1859) zum Abschlusse zu bringen, wodurch eine bisher ungeahnte Lücke in der Kunstgeschichte, insbesondere über Fellner's tüchtigen Antheil daran, zur weiteren Kenntniss gebracht und geschlossen würde.

I. Wien, 3. November 1834.

Lieber Freund Schiller.

Warum bekomme ich keine Anzeige, über die glückliche Ankunft des ehrwürdigen Hundertgulden-Briefes? er wird sich doch nicht mit dem Geld davon gemacht haben trotz dem Post-Recepisse das ich in Händen habe? Du wirst staunen, dass ich noch hier bin, wirst es aber billigen, wenn ich meine Gründe sage. Ich habe mich an die Arbeit des Kronprinzen gemacht, und gefunden, dass es eine Teufels-Arbeit ist. Die gründlich verrückten Bestimmungen für die Armida[1]) nöthigt mich dieses Zimmer zurückzuweisen. Bedenke, die erste Forderung lautet, dass auf einer Seite der Morgen anbrechen soll, auf der anderen noch Nacht sey, also abgesehen von der Gemeinheit einer lebensgrossen Luft wird eine Wand gelb, eine dunkelblau und die zwey dazwischen Iris. Diese Luft soll nun behandelt werden wie ein Grund!! Ornamenten drauf und die Gegenstände im Pastetenstyl und überdies noch die, die am Morgen und hellen Mittag vorgehen und dem Text nach vorgehen müssen, auf die Nachtwände; kurz da ist nichts zu machen. Ich werde mich höflichst entschuldigen, dass ich keine Zeit habe. Dem Autaris war ich so glücklich

[1]) Vgl. Moriz von Schwinds Wandgemälde im Schloss Hohenschwangau, sechsundvierzig Kompositionen. Nach den Aquarell-Entwürfen in Kupfer gestochen von Julius Naue und Hermann Walde. Leipzig (1885) bei Alphons Dürr. Schwinds Befürchtungen erwiesen sich als übertrieben, gerade die Bilder aus diesem Cyclus sind voll Schwung, Geist und Leben.

einigen Sinn und Zusammenhang abzugewinnen. Wie viel Verdruss ich dafür erndten werde weiss ich noch nicht. Ich habe meine Zeichnungen hübsch gross gemacht, die Figuren 6—7 Zoll, um mir in der Arbeit einigermaassen genug zu thun und mich gegen den Vorwurf sicher zu stellen, dass ich des Kronprinzen Aufträge gering schätze. Die Tage sind kurz, bey Licht kann ich nicht in Farben arbeiten, ich sehe also wahrhaftig nicht ein warum ich um schweres Geld, in Venedig oder Florenz Arbeitstage zubringen soll, da ich es hier mit aller Bequemlichkeit thun kann und mir auf diese Weise die Reise ungestörter und wohlfeiler mache. Zudem haben wir die bösen Blattern im Haus und ich kann nicht wissen, ob ich nicht heute hier abreise und morgen weiss Gott wo an dieser Teufelskrankheit darniederliege. Ich will also abwarten biss ich gewiss bin dass sie an mir vorüber gegangen sind. (Sage davon der Kirchner [1]) nichts! Sonst weiss sie sich vor Aengsten nicht aus. Mit der Sendung für sie habe ich mich mit einer versprochenen Privatgelegenheit hinhalten lassen, aus der nach mehrerem Aufschieben jetzt gar nichts wird, so muss ich wieder zu den Fatalitäten der Mauth und Post meine Zuflucht nehmen. Ich hoffe dass es ihr recht gut geht und dass sie einen schönen Gruss von mir gern anhört.) Das Geld ist wohl noch zurecht gekommen? Vom Onkel habe ich erfahren dass du vom Schwandaler [2]) einen Löwen bekommen hast, es ist wohl der, der den Brunnen in Hohen-Schwangau tragen soll. Ist er von Stein? tragt er sonst was ausser dem Brunnen? Wenn du mit deinem Zins noch in Verlegenheit bist, so schreib es, ich kann im Nothfall helfen. Das Geld für die Reise fordert einen geringeren Capital-Angriff als ich dachte; es war ziemlich was an Interesse beysammen. Ich bin froh an meiner Casse einen neuen Grund zu haben schnell zu reisen. Beim Onkel habe ich gespeist, die Tante kam erst am Schluss des Essens zum Vorschein. Deinen Bruder Theodor hätte ich um die Welt nicht mehr erkannt, er ist ziemlich gross, ein ganz sauberer Kerl und von grosser Eleganz. Wenn mir recht ist, hat er als Bub stark geschielt, was jetzt kaum mehr zu bemerken ist. Pretaner (?) seine Brüder sind sehr lustige und liebenswürdige Leute. Der alte Herr kommt öfter zum Neuner ins Caffeehaus, wo er sich sehr gut unter den jungen Leuten zu gefallen scheint. Huber, [3]) der dich vielmals grüsst, ist noch nicht lang aus Neapel und Rom zurück. Von Cornelius erzählte er, dass er von meiner Reise wisse und sich sehr auf mich freue? Von dem Carton sey ein fünftheil fertig!! Schweminger [4]) habe ich noch nicht gesehen. Ich gab ihm in den ersten Tagen ein *Rendevous* das er aber nicht hielt. Durch Hirschheuter [5]) liess er mich in Kenntniss setzen, dass er nicht gesonnen sey mir seine Arbeit sehen zu lassen, das heisst soviel als ich möchte ihn nicht besuchen, wozu ich mich natürlich weiter nicht dränge; Schober hat mir eine Beschreibung seiner Bilder gemacht die den Satz sehr bestätigt, dass einer auf schlechtem Weg immer schlechter werden muss. Einige *Vignetten* von ihm belustigen das Publikum sehr. Ranftl [6]) geht mir aus dem Wege und das sehr auffallend. So viel ich höre ist er wüthend, weil ich in Beziehung auf die „Puppe in Gefahr" gesagt haben soll das Narrenthum in Gefahr überzugehen. Kramer habe ich nicht gesehen. In der „Schlumpe" war ich einmal. Die Leute sind lustig und anständig und ich ging öfters hin, aber ich fürchte die Blattern zu verpflanzen.

---

[1]) Therese Kirchner, die Gattin des Architekturmalers Albert Emil Kirchner (geb. 12. Mai 1813 zu Leipzig, gest. 4. April 1885 zu München), sie starb am 12. September 18[illegible].

[2]) Ludwig Schwanthaler.

[3]) Christian Wilhelm Huber Linguist, nachmals General-Consul in Alexandrien. Wurzbach IX, 374.

[4]) Wahrscheinlich der Historienmaler Heinrich Schwemminger, Wurzbach XXXII, 365.

[5]) Joseph Hirschheuter, Bildhauer. (1801—1859) gehörte zu dem Freundeskreise von Bauernfeld, Danhauser, Feuchtersleben, Mayerhofer, Schober, Manschgo, Schubert. Sein Bildwerk stellte einen von einem Thurme niederschauenden Glöckner vor. Wurzbach IX. 54.

[6]) Mathias Johann Ranftl Maler, (1805—1854) Wurzbach XXIV, 328.

Kuppelwieser[1]) fragt immer um mich, ich gehe aber nicht hin; wie ich höre l man uns an einem dritten Orte zusammenbringen, auch gut. Am 6. ist die Aufführung Belazar[2]) in der Reitschule. Es sind über 800 Musiker beysammen und die Proben ıen sehr befriedigend seyn. Die Lümmeln lassen aber Niemand dazu und ein Beschützer l Kenner wie ich ist gezwungen an einer Hinterthüre auf der Stiege zu stehen und zu schen. Was ich auf diese Weise gehört habe, einen Chor und die Begleitung einer Arie ›st einigen Tönen des Solosanges ging vortrefflich, und die Wirkung die so eine sse macht ist unbeschreiblich. Warum kann ich nicht einen Sperrsitz für den Straubuen nehmen, zunächst den schönsten Frauen! Wie liebenswürdig würde er schnebeln!

Mayerhofer wird dieser Tage erwartet. Schober ist noch hier und bleibt noch e Weile. Man hat hier einen Steindruck nach dem „Erndtefest" von Robert[3]); veh! dafür bekommt man die Ehrenlegion. Auch ein geschabtes Blatt „*Cromwell* bey Leiche *Carl's* des ersten." [4]) Die Veranlassung Gott weiss wie vieler erhabenen Aufsätze cht genau den Eindruck wie ein sammetner Ueberrock. Nun wie viel schöner sieht (es?) dem Kohlmark(t) aus, als auf diesen Teufelsbildern. Die schönst gefärbten Kleider l Wickler[5]) geben dem strahlenden Helios Gelegenheit eine Masse von Tinten zu duziren, dass einem die Augen übergehen und wie natürlich das alles ist, man sollte uben es wäre von Robert gemalt. Von Fendi[6]) höre ich er sey um eine *Gratification* ı 10 Fl. für die Vorsehung eingekommen, weil er Zeuge war, wie sie einen Buben vor n Unglück bewahrt hat in den Dreck zu fallen. Führich[7]) habe ich auch gesehen ist mit seiner Stelle zufrieden, ist aber noch immer der alte, betten oder Anektoden ählen und dazwischen ein Loch. Grüsse alle schönstens und schreibe recht bald wieder nem Freund Schwind.

(P.S.) An Olivier[8]) schreibe ich nach der Aufführung. Randhartinger[9]) lässt ɜ grüssen, wie auch Bauernfeld und Scanderbek.[10])

Wien, 14. November 1834.

Liebster Freund! Wer mir das Brandl[11]) mit dem „Phantasus" geschürt hat, weiss Teufel. Item ich kann nichts dagegen sagen, als was ich in dem beyliegenden an hulz[12]) geschrieben habe. Es wäre vielleicht das beste, er tragt meinen Brief zu

---

[1]) Leopold Kuppelwieser geb. 13. August 1796, gest. 17. November 1862 zählte Schobers Jugendfreunden, er zeichnete auch zwei Scenen aus dem fröhlichen Treiben der ɜunde zu Atzenbruck.

[2]) Schwind meint damit Händel's 1744 componirtes Oratorium „Belsazar", ein bei hreren Künstlern nicht selten vorkommender Lapsus calami.

[3]) Leopold Robert (1794—1835).

[4]) Nach Delaroche gestochen von H. Duport.

[5]) Wiener Frauenmäntel ohne Ärmel.

[6]) Peter Fendi (1796—1842) wurde der „Peter-Hebel der Genremalerei" genannt d nach seiner Persönlichkeit als klein, höckerig und gnomenhaft geschildert. Wurzbach, , 173.

[7]) Joseph von Führich geb. 9. Februar 1800, gest. 13. März 1876.

[8]) Vielleicht der Maler Woldemar Friedrich Olivier (der jüngere Bruder des ɜrdinand Olivier) welcher 1829 von Wien nach München kam und unter Schnorr an ssen Fresken in der Residenz Verwendung fand. A. v. Schaden Artistisches München 36 S. 102.

[9]) Benedikt Randhartinger, Hofkapellmeister und Componist. Wurzbach XIV, 322.

[10]) Unter „Scanderbek" ist wahrscheinlich der Historiker Johann Paul Kaltenıeck. (1804—1861) gemeint (Wurzbach X, 406).

[11]) „Prandl"-Feuerchen, Verdruss; wahrscheinlich bezüglich auf den von Schwind in r Residenz gemalten Saal mit Bildern zu Ludwig Tieck's Dichtungen.

[12]) Über den Historienmaler Leopold Schulz (ein Jugendfreund Schwind's), geb. 1804 Heiligenstadt, gest. 6. Okt. 1873. Vgl. Nagler XVI. 66. Wurzbach XXXII. 183 ıd meinen Artikel in der Allgem. Deutsch. Biographie.

Klenze[1]) nach den Umständen die er zu beurtheilen wissen wird. Sage ihm dass ich i dieser Voraussetzung von andern was ihm angeht, geschwiegen habe. — Ich habe die Pep besucht und nebst dem kleinen Maxl wohlauf gefunden. Es sieht alles genau so aus wi voriges Jahr, nur ist der Bub gesunder und munterer. Es wäre Raum genug ihm a genehmes zu erzeigen, aber es geht mir hart zusammen. Möge er doch bald so stehen da er ihnen tüchtig beyspringen kann.

Ich zweifle nicht dass Du von Klenze eine Arbeit bekommst. Sollte es aber ve rückter Weise sich wieder hinausschieben, so kann ich im Nothfalle noch immer Mit machen und ich hoffe dass du dich an mich wendest. An Quaglio[2]) werde ich schreibe vielleicht kann er doch handeln lassen.

Die grosse Aufführung des Händlischen Oratoriums war noch über alle Erwartun Die Arien gehören nicht zu den bedeutendsten, wurden auch nicht besonders gesunge obwohl man aber nichts zu tadeln hatte. Die Chöre aber wovon einige zu den grösste gehören was der alte Perückenstock gemacht hat, machten eine erstaunliche Wirkun Sänger waren nahe an fünfhundert. Sie hatten sich im Redouten-Saal versammelt u begaben sich in eine Art Zug von hinten hervor auf ihre Plätze welche Prozession na der Uhr 13 Minuten dauerte und damit die Viertel Stunde voll wurde, kamen in der I noch zwey nachzügelnde Damen. *Violons* waren 30, Celli 60, Bratschen 50 u. s. f. Dir toren 2 in Schweiss gebadet. Wie ich herausgieng bemerkte ich erst dass mich die Ohr schmerzten, beym Zuhören fühlte ich mich in angenehmen Zustand der vollsten Befriedigun Das Publikum war zahlreich und führte sich trefflich auf. — So etwas soll eine ande Stadt aufweisen.

Der Neuigkeiten giebt es manche.

Mango[3]) ist hier auf einige Tage. Mayerhofer ist hier mit der nicht unge gründeten Hoffnung, die Stelle eines General *Consuls* in *Corfu* zu erhalten. Seine Fr ist in der Hoffnung. Schober ist hier und bleibt hier. Ein unerwartetes und glückliche Uebereinkommen mit seinem verrückten *Onkel* (der früher in Atzenbruck war) macht ihn zu Besitzer der Herrschaft Chorherrn zwischen Kloster Neuburg und Tülln. Schwen minger habe ich noch nicht gesehen. Baurnfeld ist im Kampf mit dem Burg-Theate Pollack[4]) war hier und zeigt sich als sehr liebenswürdiger und mannhafter Freun Niembsch[5]) Poet von ausgezeichnetem Talent, und angenehmster Mann den ich an Eu addressiren, wollte, muss leider seine Reise unterlassen, wodurch mir eine wohlfeile Gelege heit zu Sendungen zu Wasser wird. Ich muss jetzt schon warten, biss die Kronprinze Zeichnungen auch mit können, wovon ich noch eine zu machen habe. Es wäre ein ve teufelter *Scandal* wenn ich wieder nach München müsste, ich hoffe Schulz wird diese *colanten* und kostspieligen Streich von mir abwenden, ich thue es aber lieber als dass i als einer dastehe, der davon läuft und seine Schuldigkeit im Stich lässt. Dass ich d Zeichnungen des Autaris hier gemacht habe, bin ich sehr froh; denn auf der Reise hätt es mir Ausgaben und Unbequemlichkeiten genug gemacht. Thäter grüsse herzlich. i freue mich sehr ihn in München zu finden. Grüsse deinen Bruder[6]) und Schulz vielmal. u empfiehl mich bey Schnorr und Olivier. Nach Italien wird gegangen, und das nächste Ja in München ein tüchtiges Bild gemalt. Geschieht es nicht habe ich auch nichts dage

---

[1]) Leo von Klenze der Baumeister geb. 29. Februar 1784, † 27. Januar 1864.

[2]) Domenico Quaglio geb. 1. Januar 1787 zu München, † 9. April 1837, der E bauer des Schlosses Hohenschwangau. Vgl. meinen Artikel in der Allgem. Deut. Bi graphie XXVII.

[3]) Vielleicht der Maler Johann Manschgo. Vgl. Wurzbach XVI, 394.

[4]) Der Genremaler Leopold Pollack. Vgl. Wurzbach XXIII, 75.

[5]) Der Dichter Nikolaus Lenau.

[6]) Der Historienmaler Eduard Schaller geb. 1802 zu Wien, gest. 2. Febr. 18 in Wien im Hause seines Freundes Leopold Schulz. Vgl. Nagler XV. 142. Wurzba XXIX, 94 und meinen Artikel in der Allgem. Deutsch. Biographie XXX, 558.

(Still zu lesen) Freund hüte dich vor solchen Extasen wie die dem goldenen Talar ler Fr. v. S. gegenüber. Wenn Du die Kirchner siehst grüsse sie vielmal ich bin recht roh dass ich noch zur rechten Zeit habe Wort halten können. Die Gefahr mit einem eflickten Gesicht nach Haus zu kommen, ist vorüber und ich bin noch so schön als zuvor. ch bin weder abgeneigt noch zu faul ihr zu schreiben, aber es könnte Unannehmlichkeiten eranlassen und du kannst ihr alles erzählen. Ich bin ausser von 6—7—8 bei Neuner mmer zu Hause und befinde mich sehr wohl dabei. Dein Schwind.

Soll ich dir auch Handschuhe mitschicken? oder —

II. Wien, 10. December 1834.

Liebster Freund!

Ich habe das Vergnügen zu melden dass ich von meinem verteufelten Uebel jetzt änzlich hergestellt bin, und mich einige kleine Schwächen abgerechnet besser befinde als eit Jahren. Was man alles *salva venia* ausschwitzt ist unglaublich, und die Blattern[1]) nögen auch hübsch was verarbeiten. Mein Kopf ist von der angenehmsten Leichtigkeit nd von den tausend Blähungen und Blutbeängstigungen weiss ich nichts mehr. Möge es ange so bleiben! Ich kann mir garnicht vorstellen dass ich derselbe, der mager und blass n dieser grauslichen *Sauce* gelegen und für den man schon die letzte Wegzehrung für öthig hielt. Im Vorbeigehen gesagt sterben an dieser Schweinerei täglich 2—4 auch 8 enschen, geimpft oder nicht, das ist alles eins.

Herrn Quaglio kannst du lesen lassen dass ich das letzte Blatt heute mit günstigem Vind *componirt* habe und also in ein paar Wochen allenfalls bis zum neuen Jahre meine endung machen werde. Ich schreibe ihm jedenfalls auch bald, um wo möglich für das chlafzimmer günstigere Anordnungen zu erhalten.

In so einer Lage wie die meine, sieht man erst wie sehr man beim *componiren* uch körperlich in Anspruch genommen wird. Obwohl ich seit acht Tagen weder an den ugen noch in der Hand die geringste Schwächen fühle und auch um mir die Zeit des Haus-Arrestes zu vertreiben, in einem fort Landschaften, Städte, Lampenschirme nd so Zeug nach der Ellen gezeichnet habe, so war mir doch, wenn ich daran vollte etwas zu zeichnen, was Effect erfordert, ordentlich der Zusammenhang zwischen Kopf und Hand aufgehoben. Ganz fertige Gedanken verwirrten sich und es stellte sich änzliche Unlust, und wenn ich es *forciren* wollte unwiederstehlicher Schlaf ein, das ist ber jetzt auch gehoben.

Beiliegendes schöne Gedicht, das ich in den ersten leidlichen Tagen zusammen getopselt habe, sei so gut und bestelle nebst meinem schönen Gruss an Schütz.[2])

An Merz[3]) würde ich schreiben, aber ich weiss nichts anderes als was ich dir erzäle, agegen möchte ich mich gerne aus einem Briefe von ihm über Manches beruhigen.

(Geheimniss).

In Geldsachen müssen wir uns verständigen: Du kannst dir denken, dass ich die Bezahlungen von Medizin und Doktor nicht meiner Schwester zur Last legen kann, und uch den Dienstboten und meinen Nichten, die sich entsetzlich mit mir plagen mussten, in Geld und diesem und jenem was Geld kostet, Geschenke machen muss wenn ich nicht chundig seyn will. In welcher Zerfetztheit meine Kleider waren ist dir nicht fremd, die

---

[1]) Im November 1834 wurde Schwind von den gefürchteten, damals stark herrschenden Blattern befallen, lag schwer krank darnieder, kam glücklich mit ein paar kaum bemerkbaren Narben durch.

[2]) Der Kupferstecher Hermann Schütz geb. 1807 zu Bückeburg, kam 1831 nach München, starb daselbst am 12. April 1869. Vgl. meinen Artikel in der Allgem. Deutschen Biographie. XXXIII.

[3]) Der Kupferstecher Heinrich Merz (geb. 7. Mai 1806 zu St. Gallen, starb am 29. Juli 1875 auf einer Bergparthie auf dem sog. Wilden Kaisergebirg nächst Kufstein). Vgl. meinen Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie. XXI. 482. Der Künstler arbeitete damals an dem grossen Cartonstich von Kaulbach „Narrenhaus“.

Hosen die ich habe sind an dem bekannten Riss gestorben, der Frack reichte mir nur meh an die Hosenträger, und das schwarze Röckl eng, alt und gebrechlich hat auf der Reis völlig den Rest erhalten. Ich stecke also in einem Schneider *Conto* von 70 Fl. M. un habe was nicht zu vermeiden ist in *Caffe* und Wirthshaus manchen 5 Fl. ausgegeben. Da Geld zur Reise ist also auf das Nothwendigste beschränkt, so dass wenn ich noch wa wegnehme ich entweder garnicht oder nur nach Venedig oder Florenz reisen kann. Brauchst du nothwendig Geld so kann ich eine 100 Fl. *Obligation* verkaufen was jetzt ohne Schaden, die jährliche 5 Fl. abgerechnet geschehen kann. Ist es nicht so dringend so kan ich dich mit 100 Fl. an Quaglio anweisen, der sie wohl zahlen wird obwohl er erst i März, aber das ganze auf einmal. zu zahlen versprochen hat. Also berechne dich un schreibe. Das Geld des Quaglio sichert dir auf jeden Fall den Zins.

Während meiner Abreise ist plötzlich der Poet abgereist, der die Handschube hätt mitnehmen können. Entschuldige mich bei der Kirchner und grüsse sie schön. Ic wünsche sehr dass sie sich ihrer Lage bemächtigen könnte. Meinem Versprechen werd ich zugleich mit den Zeichnungen nachkommen.

Grüsse deinen Bruder, Schulz und Prel (?) und empfiehl mich bei Schnorr. Wi steht ihr denn mit Kaulbach? Dein Freund Schwind.

Wie tröstet sich Heinzmann[1]) der arme Kerl!

IV. Wien, 2. Januar 1835.

Liebster Freund!

Ich hätte heute auf jeden Fall geschrieben, wenn ich auch deinen Brief nicht be kommen hätte, denn ich dachte schon meine Geld-Propositionen hätten dich verdrossen, oder ihr wäret alle miteinander krank da auch *Oncle* der fleissig ins *Caffehaus* kommt, keinen Brief bekam. Mir gehts ganz gut. Auf der Nase bin ich um einige Narben schöner, auch auf der Stirn werden bald einige ihre bleibende Niederlassung erklären. In einer Woche schicke ich meine Sachen an Quaglio ab. Der alte Russ[2]) war so entzückt, dass er einen förmlichen Wunsch aufsagte. Die Geschichte mit dem Kunstverein ist wieder zum Durch gehen, wir wissen es aus Erfahrung, und die frommen Freunde werden wieder zu nicht zu brauchen sein. Ich glaube dass zu Wien einem guten Bild keine solche Begegnung z Theil wird. Habermann[3]) weint fast um historische Bilder und macht die charmantesten Einladungen, worauf ich aber erwiedern musste, dass ich mich um so weniger auf di Transportkosten, die andere Kunstvereine auf sich nehmen, einlassen könnte als es aus gesprochen sei, dass von auswärts lebenden nichts dürfe angekauft werden. Er war etwa verdutzt und deutete an, das liesse sich wohl machen; nächstens wird er wieder besucht beschenkt und bearbeitet. Dass die Figuren[4]) wieder abgesagt sind ist auch kein kleine Schrecken, indessen scheint es doch vorwärts zu gehen. Ich für meinen Theil werde gerad durchrutschen.

Schulz soll sich an mir ein Beispiel nehmen der ich durch 14 Tage und Nächt unleidliches Reissen mit bewunderungswürdiger Geduld ertragen habe. Dem Hoffmann werd ich wohl so viel schuldig sein, weiss aber nicht ob ich ihn an Schulz adressirt habe oder nicht. Wenn er ihn bezahlt hat möchte er nur sagen ob ich es hinaufschicken oder der Pepp geben soll. Kaulbach ist ein rechtes — — sich immerfort mit solchen Gemeinheiten erwische

[1]) Karl Friedrich Heinzmann, Landschafter, Lithograph und Porzellanmaler (geb 2. Dezember 1795 zu Stuttgart, gest. 9. Juli 1846). Vgl. m. Artikel in der Allg. Deutsche Biographie.

[2]) Über den Historienmaler Karl Russ (1779—1843), vgl. Holland Schwind 1873 S. 95 (das. auch die angeblichen Spottverse von Schwind).

[3]) Hofrath Habermann Kunstvereinsdirektor (Schober).

[4]) Die anmuthigen Frauengestalten kamen doch zur Ausführung (vgl. Tafel I in Naue's Ausgabe des Hohenschwangauer-Bilder-Cyklus).

zu lassen.[1]) Es ist ewig Schad dass der gute auch gar kein Talent zum grob seyn hat. Solche Schimpfereyen blamiren auch gewissermaassen die ganze Künstlerschaft vor dem Ausland, das ohnedem geneigt ist uns alles Üble nachzusagen. Ich muss gestehen, dass mich mein hiesiger Aufenthalt den grossen Mangel an Bildung der in München herrscht, recht fühlen lässt. Am Ende hat der unbedeutendste Kerl so viel Kenntnisse und gute Art, dass man doch vor solchen Teufeleyen sicher ist. Von Dullers Zeitschrift[2]) habe ich zwei Blätter gesehen, es ist der alte Schmarn, Schwulst und Leerheit sind das Motto.

Die erste Kunstnachricht spricht von einem Portrait einer Dame und „ein Engel am Bette eines Kindes" von Binder.[3]) Ich hoffe das ist zum dritten und letzten Mal. Es wird von ihm beiläufig gesagt, dieser bedeutende Künstler sey ganz eigentlich ein Maler, und dieser Maler sey ganz eigentlich ein Künstler. *Lirum larum* Löffelstiel, pumpt drauf los und zahlt nicht viel, wäre passender gewesen. Die Düsseldorfer Sachen werden schon nach Wien finden. Ich kann mirs denken was das für Mistficher (!) seyn werden. Der Wiener Schnorr[4]) hat in Paris glücklich gezogen, er macht die Jungfrau von Orleans gross!!! gross!!!

Weihnachten habe ich recht lustig zugebracht und die Neujahrsnacht auch. Was haben wir schon für solche Nächte zusammen durchlebt. Wir tranken zu Hause Punsch, ich, mein Bruder (der nach Gmunden mit 600 Fl. angestellt ist), meine Schwäger, Schwestern und Nichten. Nach Mitternacht ging ich in die Stadt in ein *Caffé* Haus auf dem Kohlmarkt, wo Schober, Bauernfeld, Kaltenbeck[5]) und viele andere beysammen waren. Eine Zeit lang war ich fast alle Abend eingeladen und (habe) die Süssigkeit und Langeweile kurzer Spiele und sechspaarigen Tanzens in vollem Maass geschlürft. Die Mali Schallhammer[6]) hat die Blattern unmenschlich und war noch näher daran als ich abzufahren. Jetzt ist sie ausser Gefahr, aber tüchtige Narben werden nicht ausbleiben denn sie sind ihr hin und her zusammengeflossen. Noch immer sterben täglich Leute an dieser Schweinerey. Man will die ganze Armee noch impfen. Das Bibelheft[7]) will ich hohlen und schauen wie viel Exemplare ich absetzen kann, wie sich das aber rentiren soll weiss ich nicht, wenn nicht das Geschäft des Verkaufes ernsthafter angegriffen wird. Empfiehl mich bestens bei Schnorr und versichere ihm dass ich über Kaulbach höchstens empört sey. Deinem Bruder und Schulz alles Schöne. Md. Kirchner meinen *Respect*. Dein Freund Schwind.

Der Poet ist abgereist während ich krank war . . . sitze ich wieder da bis auf weiteres. Für Quaglio bin ich fertig; antworte recht bald! Von der Nettl nichts neues, aber durch meine Schwägerin manches aus früherer Zeit. Die alten Geschichten. Was meinst du?

V. Wien, 13. Februar 1835.

Liebster Freund Schiller!

Meine Arbeiten circuliren keineswegs sondern ich wartete immer vergebens, dass mich der Kronprinz mit den neuen *Scizzen* hohlen lassen würde, was aber immer noch nicht geschehen ist. Heute endlich habe ich sie dem *Secretär* gegeben der versprochen hat, biss

---

[1]) Bezieht sich auf die von den Brüdern Rohmer verfassten Artikel in der „Zeitung für die elegante Welt", welche dem Kaulbach zugeschrieben wurden. Der ärgerliche Handel ist kurz angedeutet in Förster: Gesch. der deutsch. Kunst 1860. V 153.

[2]) Eduard Duller (1809—1853) redigirte die „Erholungsstunden" (Frankfurt 1834 in 12 Heften) und den „Phönix" (ebendas. 1835—36).

[3]) Über Jos. Binder (1805—1863) vgl. Holland Schwind 1873. S. 14 u. 51.

[4]) Über den Geschichtsmaler Ludwig Ferdinand Schnorr von Karolsfeld, Vgl. Wurzbach XXXI, 55—62.

[5]) Vgl. oben Anmerkung 16 zum I. Brief. — Die hier zusammenkommenden Genossen nannten sich die „Stern-Freunde" (Schober).

[6]) Eine Schwester des Geschichtsforschers Anton Ritter von Schallhammer (1800—1868). Wurzbach XXIX, 108.

[7]) Die Volksliederbibel, deren Herausgabe Woldemar Friedrich von Olivier 1834 begann.

morgen früh Antwort zu schaffen, dann schicke ich den ganzen verrückten Binkl[1]) morgen oder übermorgen an Quaklio (!) Ein appartes Packet wird (an dich *adressirt*) die Pokale samt Brief für Schwandaler[2]) (!) und eine *Quittung* über 28 Louisd'or enthalten, wovon ich 3 schon in München erhalten und 25 an dich ausbezahlt werden. Ergreife deinen Zins und den andern verscharre, denn ich komme gewiss ohne einen Kreuzer nach München und muss mit dem überbleibenden zu wirthschaften anfangen. Wird die Noth sehr gross so grabe wieder aus. Die Stelle vom „Englischen Kaffeehaus"[3]) hat mich völlig gerührt. Welch treffliches Mittags-Essen blüht mir alle Tage und welchen Schmaren wird man euch *serviren*. Ich glaube nicht dass der unsterbliche Maurer der Wirthshauskost überdrüssiger war als ich, und nicht einmal eine Schneiderstochter weiss ich, die ich heyrathen möchte[4]). Wenn du einmal wie ich jetzt in ein gutes Hausleben geräthst, da wirst du erst einsehen dass die Hundewirthschaft zu der wir verurtheilt waren, ohne Freunde gar nicht auszuhalten wäre. Wo möglich nicht vorzulesen. Was Schnorr betrifft so nimm dich in Acht. Obwohl ein guter Kerl, wird er bei vermeintlichem Verstossen, wie ich einmal erlebt habe, recht böse, so dass alle Besinnung dazu gehörte nicht zu vergessen, dass einem so guten Mann und Freund „ein kleiner Rumpler" zu gut zu halten ist. Es kann seyn dass der Wind von der Seiten geht, denn so ein innewohnender Grimm sucht Gelegenheit wieder einmal auszubrechen.[5]) Aber sage davon ja nichts weiter.

Von Klenze mag wohl zu glauben seyn, dass er einen Verdruss mit dem König hat, obwohl ich nicht begreifen kann wie er hineinkommt, aber es ist gar nicht zu denken dass das so bleiben sollte. Wenn der dumme Schwabe[6]) eine rechte Nase bekommt so bin ich es ganz und gar zufrieden. Wie hat sich den Kaulbach herausgeholfen? Für meine Person ist mir alles gleich; wenn ihnen meine Sachen recht sind, werden sie schon kommen, wenn nicht, so ist die Welt gross genug und hat gewiss einen Zipfel an dem sie zu packen ist.

Ich führe jetzt den wunderlichen Heiligen[7]) aus. Wenn es den Leuten beym Anschauen so gut wird, als mir beym Arbeiten so geht es. Einige wird es immer geben die es für recht halten dass sich unsereiner nicht ganz und gar zum Spielkasten qualifizirt in den ein Anderer die Walzen einlegt. — Schulz lasse ich vielmals danken und werde das Geld hinausbesorgen. Es ist schmählich von mir dass ich seit meiner Krankheit noch nicht wieder draussen war, aber wenn es eine Entschuldigung ist dass ich gar nirgends hinkomme, so kann ich mich darauf berufen. Ich arbeite den ganzen Tag, gehe Abends ins Kaffeehaus und das nicht immer und bin Abends zu Haus wo ich ein *Quartett* eingerichtet habe, oder Mozartische *Sonaten* geige, die unendlich schön sind und die mir ganz leidlich gelingen. Meine Mutter und Schwester muss ich auch besuchen und so geht ein Tag

---

1) Bund, Bündel.

2) Diese an Erfindung eines Benvenuto Cellini würdigen Projekte zu Humpen, Pokale und anderweitigem Trinkgeräth gingen aus Schwanthaler's Besitz an den Grafen von Pocci über. Vgl. Holland Schwind S. 82.

3) Ein ehedem vielbeliebter Tummelplatz der Münchener Künstler am sog. Dultplatz.

4) Eine alte Anekdote von dem Historienmaler Hubert Maurer, geb. 10. Juni 1738 zu Röttchen bei Bonn im Kölnischen, gest. 10. Dzbr. 1818 zu Wien. Wurzbach XVII, 140, berichtet, er habe 1772 eine Schneiderstochter Eleonora Arand geheirathet, sei nach der Trauung gleich wieder an seine Arbeit in's Palais Kaunitz und Abends nach seiner Junggesellenwohnung gegangen, völlig vergessend, dass er verheirathet sei. Während seiner Reise nach Rom gab er seine Frau in die Obhut ihrer Eltern, lebte aber dann mit ihr in fünfunddreissigjährig glücklicher Ehe. „Als Künstler behauptet Maurer eine ehrenvolle Stelle, als Kirchenmaler hat er Vorzügliches, mitunter Grosses geleistet." (Wrzb.)

5) Seltsamer Weise notirt hier Schwind an einem Anderen eine auch völlig auf ihn selbst passende Beobachtung. Ich habe die Stelle bedeutend gekürzt. Dieses Geständniss Schwinds *sub rosa* wirkt mit unwiderstehlicher Heiterkeit auf den objectiven Leser.

6) Fr. Rohmer? (Vgl. oben IV. Brief, Anmerkung 4.)

7) Schwind hatte denselben schon als Entwurf im Herbste 1828 von Wien nach München mitgebracht. Vgl. Förster Gesch. der Deutsch. Kunst 1860, V. 134.

nach dem andern herum. Neulich war ich auf dem Künsterball bei Straussl (Josephstätt-Theater). Dein *Oncle* Habermann[1]), *Nobile*[2]) und Ender[3]), sonst war von den ältern niemand da. Die Moden waren abscheulich und zu wenig, so begab ich mich um zehn Uhr in das Rauchzimmer, wo ich aushielt biss 6 Uhr früh. Dialer[4]) mit grauen Haaren jammert über gänzliche Brodlosigkeit, er hatte auch wirklich keins auf der Rechnung aber eine unvernünftige Menge Bier. Er spricht davon in München Arbeit zu suchen. Mit Schwemminger Joseph[5]) unterhielt ich mich recht gut, mit Henry ist nicht viel anzufangen. Er hat den Reichlischen Preis gewonnen, das Bild habe ich noch nicht gesehen. *Alconièri*, ehmals Kohn[6]), ist ein höchst närrischer Kerl, Stöber[7]) charmant genug. Fendj war unendlich freundlich da er von meinen Arbeiten für den Kronprinzen weiss, während er noch vor wenig Wochen gar deutlich merken liess, das ihm die Lobreden die ich seinen Werken halte, nicht fremd geblieben sind. Ranftl[8]) schaut aus wie ein alter verbogener Buchhalter, Rahl[9]) strapezirt sein Maul und so liess sich „die goldene früh' erwarten."

Was macht denn bey euch der Fasching, besucht ihr die Gesellschaft mit den verbogenen Blumen, genannt Frohsinn? oder warst du im Museum? Wie sieht denn das Volk alles aus? Ich muss doch noch auf einen vornehmen Ball gehen um die Phäakinen zu beobachten. Schütz (oder Schulz) bedeckt sich mit Schmach wenn er die Antwort auf meine erhabenen Verse schuldig bleibt. Menz suche zu bewegen dass er mir schreibt, ich möchte zu gerne wissen wie es ihm geht und wie er an mich denkt, es giebt keine ehrlichere Haut auf der Welt. Wie geht es bey Amsler?[10]) Unsere edlen Barone bitte ich vielmals zu grüssen, wie auch die Mad. Kirchner. Hast du die Möbeln noch? und wirst du die Wohnung behalten? Dein Bruder und Schulz sticken noch bei der Mamsell? An Binder schreibe nur tüchtig grob, es wird ihm wahrhaftig nicht unrecht geschehen und an mich recht liebenswürdig und bald. Deinem Bruder und Schulz alles Schöne.

Dein Freund Schwind.

VI. 1. März 1835[11]).

Liebster Freund!

Du erhältst hier die Zeichnungen für Herrn von Quaglio die ich Dich an ihn zu besorgen bitte ohne sie weiter jemanden als Schulz und deinem Bruder zu zeigen. Herr von Quaglio ist in einem vorauslaufenden Briefe ersucht Dir gegen beyliegende Quittung das Honorar laut Contract auszufolgen.

Zunächst bitte ich Dich mir nach Rom wohin ich morgen von hier abreise *al caffè greco* 100 fl. i. Münz zu schicken. Das andere bewahre mir auf, ich werde es auf jeden Fall brauchen. Vier, fünf Louid'or magst du aber immerhin nach Bedürfniss verbrauchen.

Grüsse alle schönstens, und lass mich nicht lange auf Antwort warten.

Dein Freund Schwind.

---

1) Habermann ist in dem mir zugänglichen Material nicht nachzuweisen.

2) Peter Nobile k. k. Hofbaumeister (1774 † 1854). Wurzbach XX, 376.

3) Joh. Nep. Ender Historienmaler (1793 † 1854). Wurzbach IV, 38.

4) Dialer ist wenigstens in dieser Schreibung für mich nicht nachweissbar.

5) Joseph Schwemminger ein Bruder des oftgenannten Heinrich (hier Henry).

6) Kohn-Alconièri wahrscheinlich der von Wurzbach XII, 299 aufgeführte Schriftsteller.

7) Nach Schobers Mittheilung der Kupferstecher Franz Stöber (1795 † 1858). Wurzbach XXXIX, 75.

8) Math. Joh. Ranftl 1805—54.

9) Karl Rahl Historienmaler, geb. 13. August 1812, gest. 9. Juli 1865. Wurzbach XXIV, 230 und das schöne Buch von A. George-Mayer, Erinnerungen an Karl Rahl. Wien 1882.

10) Samuel Amsler geb. 17. Dzbr. 1791 zu Schinznach, seit 1829 in München, gest. 18. Mai 1849.

11) Dieser Brief wurde mir in einer von Max Widnmann (welcher das Original an einen Autographen-Sammler verschenkt hatte) gemachten Abschrift vorgelegt.

VII. Venedig, 7. April 1835.

Liebster Freund Schiller!

Du verdienst eigentlich gar keinen Brief von mir, da du so grausam bist mir ein von deiner Hand geschriebene Adresse bepackt mit einem lichtblauen Gefabel von Max zu schicken ohne auch nur ein Wort beizusetzen über allgemeines Befinden. So etwas ist eine garstige Überraschung in einer Stadt in der man wie verrückt, allein und seekrank und wie ein Verhungerter um Briefe herumläuft.

Du kannst nicht glauben wie schwer es mir wurde Besuche zu machen da ich immer an dem wunderlichen Heiligen arbeite und eine Menge Teufelszeug zu besorgen hatte, das einmal nicht von der Hand zu weisen war. Die immer wieder verschobene Abreise meines Bruders, der jetzt in Gmunden ist, war auch keine kleine Abhaltung. Ich habe diesen Spion (?) über alles lieb gewonnen. Ihr könnt euch denken wie oft ich mich hier an euch erinnere. Du darfst durchaus den Gedanken nicht aufgeben nach Italien zu reisen, denn diese Geschichten sind einmal zu schön. Das Meer, obwohl es Kopfweh und Speihen macht nur genug, ist eine Nothwendigkeit zu sehen.

Denke dir der Spitzbub von Pudelkopf lässt mich ohne Briefe. Ich habe lang geschwankt was zu thun, heut früh habe ich mich aber entschlossen. Ich habe in Wien mit des Kronprinzen *Secretär* ausgemacht, dass ich das Zimmer mit Jagden, Tänzen, kurz 6 heiteren mittelalterischen Gegenständen selber malen wolle. Ich glaube recht gethan zu haben mich darum anzunehmen und jeder wird es billigen wenn er bedenkt, wie wichtig mir des Kronprinzen Gunst seyn muss, wie sehr ich durch die ohne Zweifel sehr mittelmässige Ausführung Gefahr laufe, in seiner guten Meinung zu verlieren und dass ein Abgang von den Klenzischen 600 fl. und der Zeit die mich Blattern und Winter kosten (denn wer mag reisen wenn er von 5 Uhr an im Wirthshaus allein sitzen soll) eine Erfrischung der Kassa nothwendig machen. Ich meldete alles an Quaglio und verlange Antwort nach Venedig, die aber nicht hier ist. Mein Pass lautet wohl durch Ober-Italien nach München aber nicht nach Rom. Ich begnügte mich damit weil eine Aenderung neue Laufereyen gemacht hätte und ich nicht zweifelte der Pudl würde aufwarten wenn ich mich herbeylasse ihm selbst etwas zu malen, und ich im Herbst zur Reise doch einen neuen Pass brauche. Genug ich habe mich resolvirt nach München zu gehen und biss Ende September da zu arbeiten. Quaglionen habe ich das angezeigt und der Teufel müsste drin sitzen, wenn er mir die Arbeit nicht geben wollte. Ich glaube es wäre vor der Hand gut, du giengst zu Schwandaler und ersuchtest ihn er möge Quaglionen etwas bearbeiten. Sollte meine Standrede gar nichts genützt haben? Ich habe ihm in demselben Brief mit den Bechern[1]) wegen deiner bedeutend zugesetzt. Auch bey Schnorr sage dass ich könne etwas für den Kronprinzen zu machen. Ich hoffe ihr seyd noch in gutem Einvernehmen.

Schulzen werde ich wohl noch treffen, wohl auch deinen Bruder. Ich kann über Wien genügende Aufschlüsse geben. Geld ist da und das nicht wenig. Könnte ich doch jeden der sich in München eingearbeitet hat auf einige Monate wegtransportiren', es geht einem über Vieles die Augen auf und vor allem über den Posten den man einnimmt und über den Nutzen und Schaden den man sich für seine Person erworben und zugezogen hat.

Ueber Binders Beförderung muss ich herzlich lachen. Ich kann mir ihn als Professor nicht anders denken, als mit der Grazie mit der er *Quadrille* getanzt hat. Weh Veit! du hast ausgedient und die Zeit der Grobheit ist dir nicht mehr ferne. Weh Binder du wirst nun auch von mir um Geld geplagt.

Dem Wiesbadener Architekten war ich nicht im Stande viel Gefälligkeiten zu erweisen, aber doch einiges. Hier in Venedig traf ich einen Hr. Brüls angenehmen

---

[1]) Bei Übersendung der im obigen fünften Briefe erwähnten Zeichnungen zu Pokalen.

Changers[1]) der den Winter über in München war, und o Jammer den zwergenhaften Voigt[2]), den Schütz (Schulz) kennt und flieht. Dieses kleine Gespenst liegt im Zimmer neben mir darnieder an einem Fieber das ihm wie er versichert der Mangel an Bier zugezogen. Wenn mich das Luder nur nicht auf der Reise einholt, ich werde sonst als Affenführer aufgefangen.

Ein Unterkommen werde ich fürs erste wohl bey dir finden. Könnte ich das Zimmer wieder haben, würde es mich sehr freuen. Madam Kirchner alles Schöne. Lebe recht wohl, ich freue mich herzlich euch alle bald wieder zu sehen. Sollte es wieder alles Vermuthen nichts seyn so thut es nichts, ich kann es so kaum mehr erwarten etwas in Oehl zu mahlen. Ich werde euch noch einmal schreiben damit ihr meine Ankunft genau voraus wisst, und mit den nöthignn Triumpfbögen, Illuminationen, Aufzügen und Gedichten nicht in Verlegenheit kömmt. *Evviva Signori amici il nostro umillissimo Italiano* Schwind.

P S. So eben bekomme ich einen Brief von Quaglio dass es mit der Malerey in Hohen-Schwangau nichts ist. Er und seine Arbeit können mich (Schwind hat den frommen Wunsch ganz ausgeschrieben, dessen Wiedergabe hier wohl unnöthig ist). Sei so gut und hole das Geld bey ihm, die Quittung hat er schon. Am besten ist es, wenn von der ganzen Geschichte nicht die Rede ist.

VIII. *Venezia 23 Aprile 1835.*

Ecco mi ancora carissimo amigo Shalliero fermo ancora in Venezia, aspettando con dolore un passaporto nuovo da Vienna, e danari, che ambedue me rendano capace de persequir il mio viaggio verso di Roma, in reggio nella servitu di questa stupida bestia d'un pudlaccio e di un principe giovanni che oggi non sa che a detto jeri, e che sempre occupato, si non po vedere nessuna volta, e lascia tutto nelle mani d'un segretario, dei finezze di quello ciascuno sia libero per le gracia di Dio. So geht es mit dem Italienischen wenn ich nicht stecken bleibe, was in jedem Satz beyläufig so oft geschieht als er Worte hat. Wir wollen suchen wie es mit dem übrigen geht. Dein Brief, so sehr es mich freute ihn auf der Post zu finden, hat mich in einige Schrecken (Verbum fehlt); erstens, dass es gar so schlecht mit der Arbeit aussieht, hohl der Teufel alles mit einander, und dass zu vermuthen steht. Schulz würde nicht nach Wien reisen.

Anlangend dich weiss ich nichts zu rathen auch vor der Hand nicht zu helfen da ich unendlich zufrieden sein muss, nach so verzweifelten Beschädigungen, wie der Abzug der sechshundert tapfern liebenswürdigen lebensfrohen gesunden und tugendhaften Gulden, diese Trähne[3]) ihrem Andenken! diesen schäbigen Ausreissern und die nothgedrungene Ueberwinterung in Wien; noch immer im Stande bin meine Reise zu vollenden und dort für den ersten Anlauf bey der zurück Kunft einiges vorräthig finde. Halt nur in Gottesnahmen aus so gut es geht, es wird sich etwas finden. Man wird dir doch nicht ganz in den Wind hinein Versprechungen machen. In ganz grosser Noth beyläufig wie meine auf dem Dampfschiff, wird auch Beysprung, schönes Wort! nicht ferne seyn! Betreff's meiner was soll ich thun. Jetzt bin ich so weit in Italien, wer weiss wie ich wieder dazu komme und zu dem lasst sich die Sache verzweifelt schön an. Mein Aufenthalt wird kurz seyn, denn über 4 Monate reicht mein *Proviant* nicht, vielleicht nicht ganz so lang, wenn ich nicht mit

---

[1]) d. h. Genre; „Changers" nach der von Cornelius beliebten, norddeutschen Aussprache dieses Wortes.

[2]) Mit diesem wie bei Schwind gewöhnlich, verschriebenen Namen ist der Dichter Carl Wilhelm Vogt gemeint. Von Jugend auf gnomenhaft verwachsen, aber mit grosser poetischer Begabung ausgerüstet, dichtete derselbe und verbrauchte sein nicht unbedeutendes väterliches Erbe; lieferte 1836 eine öfters aufgelegte „Beschreibung von Hohenschwangau" und einen Führer durch die baierischen Alpen. Im Jahre 1848 spielte er eine lächerliche Rolle als Volksbeglücker und Tribun, schrieb als schnöder Journalist in allen Farben, machte eine Unzahl von Büchern und Projekten, bis er, arm und vergessen, 63 Jahre alt, am 29. Juli 1874 zu München verschied.

[3]) Hier ein zufälliger Dintenklex.

leeren, ganz leeren, entsetzlich leeren Taschen nach Hause kommen will; aber besser kurz als gar nicht, vielleicht besser kurz als zu lang. Ist es nicht eine Schande zu denken wie dann am klügsten seyn wird anzufangen, aber *dio mio* die Zeiten gewinnen ein fatales Aussehen, „und Andresl möchte gern leben!" Welche fünfzigtausend Teufel reiten denn den Schnorr dass er noch einen so entsetzlichen Kleiderhandel unternimmt? Es wird also schon an Arbeit für den neuen Bau gedacht, ist alles schon verpachtet? Auf unser einen wird da schwerlich etwas kommen. Auch gut. Indessen dürfte es nicht übel seyn Augen und Ohren bey der Hand zu haben. Dass man von der Sache mit Hhn-Schwg. weiss, macht am Ende nichts. Die Trefflichen die mich besuchen wollten, kann ich vielleicht wo anders hin laden wo es auch nicht übl ist. Quaglios Brief ist im Nothfall gut mich gehörigen Orts zu entschuldigen, und wenn sich der Kronprinz für meine Arbeiten interessiren will, werde ich immer etwas haben wo er sich überzeugen kann dass ich Glink[1]) den Göttlichen nicht nachstehe, *basta*. Ich habe mich hier schon ordentlich herumgetrieben, und die wichtigsten Sachen zwey, dreymal gesehen. Meine Hauptfreude aber ist *San Giovanni e Paolo*, nebst der Marcus (Kirche) in der ich täglich eine kleine *Revue* halte. Die Untersuchungen über *Composition* findet (sic!) hier wenig Ausbeute, ich hoffe überhaupt den ganzen Plunder los zu werden. Ueber den Charakter des *Titian* bin ich ganz irre. Ich kann gar zu keinem rechten Begriff kommen was denn das für ein Menschenkind ist. *Paol Verones* ist derjenige, den mancher kennen lernt, aber selten in seinem rechten Humor. Dagegen setzen mich die Alten in Erstaunen. Diese Kirchlichen haben einen verteufelten Vorsprung, schon dadurch dass sie Glieder einer geistigen Gesellschaft sind, während die anderen nur zu oft, von dem sehr materiellen Interesse, einer Macht von dieser Welt abhängen. Diese Judenkerls von *Dogen* haben sich nicht wenig erlaubt die Kunst zu Staatzwecken zu erniedrigen, wie Ringseis[2]) sagt. Seys wie es will die Sachen sind gut und ich für meinen Theil freue mich unendlich dass ich das alles sehen kann. Ich wohne sehr angenehm bei Spaun's Schwager habe eine prächtige Aussicht, bin ganz ungestört, im freyen Gebrauch von Büchern, Kupferstichen in Massen, eines herrlichen *Claviers*, unschätzbaren Bedientens und habe überdiess eine kleine aber sehr honette Bildersammlung im Haus. Mit Quaglios Sachen werde ich, dem Himmel sey eine Wachskerze versprochen *grande flagrante spangente odori e dipinta ed ornata con fiori e santi!!* dieser Tage fertig: das ist eine schöne Unterhaltung! Die *Riva* besuche ich täglich zweymal, wenn ich nicht vorziehe in der Gondel herumzufahren *per un swansiger* die Stunde. Zwei treffliche Erzähler machen mir das grösste Vergnügen. Der eine *Tonin Bangnatio* schwarz angezogen mit zinnernen Ringen von kolossaler Grösse an den Fingern, reisst Possen über die Alles unmenschlich lacht, von denen ich aber, da er den Dialekt spricht, fast gar nichts verstehe. Der andere zerlumpt und schmierig wie man sich gar nicht vorstellen kann, erzählt im grössten Pathos sehr rührende Geschichten. Missethaten geschehen vom schwersten *Caliber*, Geister erscheinen sie zu entdecken, noch öfter aber und fast immer wird ein Tyrann, schlechter Kerl und Ungeheuer vom Kaiser Joseph *il dolcissimo amigo della infelice umanita, il buonissimo sovrano* unerkannt überrascht und dann in *Galla* verurtheilt. Nebenbey bemerke ich einen alten der noch seinen einst rothen Mantel trägt, die Zierde des Venetianischen Adels. Dermalen ist er ganz schäbig, nur in den tiefsten Falten roth und häufig mit blauen und schwarzen Fetzen geflickt. Eine Gondl von einem Capuziner gerudert, während sein *Camerad* im Kammerl schläft, in einem ganz entlegenen verfallenen *Canal*, machte sich auch nicht übel. Ein Winkel an einer Kirche verschmäht die gewöhnliche Inschrift *rispetate la casa di Dio* und schreibt *Dio te vede*. Man denke

1) Der Maler Franz Xaver Glink, geboren 1795 zu Burgau, ein Schüler von Langer, wurde mit Ausführung einiger Compositionen Schwinds für Schwangau betraut. Er starb am 21. Februar 1873.

2) Dr. Joh. Nep. von Ringseis, der originelle Charakterkopf, Leibarzt und Reisebegleiter König Ludwig I., geb. 16. Mai 1785 zu Schwarzenhofen in der Oberpfalz, gest. 22. Mai 1880.

sich *Dio* wie er zuschaut. Das Gesindel von Matrosen und vor(aus) die noblen schönen einzigen *Venetianerinnen* unterhalten mich trefflich. Abends gehe ich öfter in eine Kneipe mit hinlänglich verrückten Individuen: Ein Buchhaltungs Beamter, so zu Schanden gerechnet, dass er auch Sonntags wie vom bösen Geist getrieben in die Kanzley muss und allein, verzweiflungsvoll irgend etwas rechnet. Ein Hauptmann der täglich rapportirt wie viel Prügl *Pisan Sabion* und *Agostion* die gottlosen Schufte bekommen haben. Gott sey Dank hat er jetzt acht Tage Haus-Arrest, weil der *Sabion* der Lump bei der letzten Parade besoffen war und in dem erhabenen Moment der *Revue* zu speyen anfing. Ein Luder von Oberlieutenant spricht von sich als dem schwarzen Hofer. In einem *Caffe*haus treffe ich Maler *Br*... der den Folz verehrt, einen französischen Verehrer des Cornelius und ein Venet. der nichts schöneres weiss als einen dermassen *scorzirten* Christus von *Pordonone* dass er breiter als lang ist. *Adieu. Schwind nel Caffè greco.*

NB. Es wird eine Kiste *Pomeranzen* unter deiner *Adresse* anlangen, die ich auszuzalen und zu *Schnorr* zu *spediren* bitte. Deinem Bruder und *Schulz* sowie das Kupfer stechende Geschlecht, Schwandaler Hiltes nebst den gutgeborenen Baronen alles Schöne. Ist es wahr das Bürgl[1]) todt ist? Was macht Hängmann?

IX. Rom, 19. März[2]) 1835.

Liebster Freund Schiller! Bedenke dass das der dritte Brief ist den ich heute schreibe und entschuldige dass er so kurz aussehen wird. Ich bin vorgestern angekommen. Cornelius ist noch hier, reist aber Samstag ab. Seinen *Carton*[3]) habe ich gerade noch gesehen, freue dich darauf, der ist sehr schön. Wrangel studirt die Farbe, das heisst er malt alte und junge Vettln nach der Natur, das scheint hier Mode. Löhr[4]) ist in der *Campagna* kommt aber in acht Tagen. Die Landsleute gehen alle in tiefer Trauer[5]) Ich gehe zu ihnen in die Kneipe und unterhalte mich ganz gut. Sie grüssen euch alle. Berger[6]) war sehr krank, ist aber seit gestern ausser Gefahr. Pollak[7]) bleibt noch ein Jahr hier, ist sehr eifrig mich herumzuführen, aber als täglicher Begleiter nicht zu brauchen. Seiz[8]) bleibt hier hat einen Schnurrbart und ist sehr angenehm. Nadopp[9]) wird wohl auch zu meiner *Compagnie* gehören. Koch,[10]) Wagner,[11]) Overbeck[12]) habe ich vor der Hand auf der Gasse gesehen. Gfn. Inglheim hat mich Schönmann[13]) vorgestellt und ich habe Schulzens Empfehlungen ausgerichtet. Er war erfreut zu hören dass es ihm gut geht. Ohms hat ein abschreckendes Äussere. Das *campo vaccino* wird bald gar nicht mehr zu kennen seyn. Sie räumen den Schutt weg, fassen alles schön ein, haben, wie alles mit Klagen versichert, alle Cypressen umgehaut, kurz es wird so viel wie möglich einer Lichtensteinischen Anlage gleich gemacht. Ich wohne auf dem spanischen Platz in einem

---

1) Der berühmte Genremaler Heinrich Bürkel, geb. am 29. Mai 1802 zu Pirmasens, wurde damals todt gesagt, starb aber erst am 10. Juni 1869 zu München.
2) Verschrieben für Mai.
3) Zum „Weltgericht" in der Ludwigskirche. E. Förster Gesch. der deut. Kunst 1860. V, 53.
4) Emil Ludwig Löhr, Landschaftsmaler, geb. 1809 in Berlin, gest. 21. April 1876 zu München.
5) Wohl noch wegen des am 2. März 1835 erfolgten Ableben des Kaiser Franz.
6) Bildhauer?
7) Leopold Pollak Landschaftsmaler. Wurzbach XXIII, 75.
8) (Max) Alexander Seiz, Historienmaler, geb. 1811 zu München, gest. 18. April 1888 zu Rom. Vgl. m. Artikel in der Allg. Deut. Biogr. XXXIII, 655.
9) Franz Nadorp Landschafter und Historien-Maler, geb. 1794 zu Anholt in Westfalen, 1814 nach Prag, Jugendfreund von Führich; ging 1828 nach Rom, starb daselbst 17. Septbr. 1876. Vgl. Andresen Die deutsch. Maler-Radirer. 1867. II, 278.
10) Jos. Ant. Koch Landschaftmaler, geb. 27. Juli 1768, gest. 12. Januar 1839.
11) Jos. Martin von Wagner, Bildhauer 1778 † 1858.
12) Fr. Overbeck 1789 † 1869.
13) Joseph Schönmann, Historienmaler. Wurzbach XXXI, 167.

recht angenehmen Zimmer bey braven lustigen Leuten (No. 71), es ist aber doch besser in *caffe greco* zu *adressiren*. Ich habe keinen Brief hier vorgefunden, hoffe aber er ist unter Weg. Solltest Du aber doch veranlasst gewesen seyn auf eine Anzeige meiner Ankunft gewartet zu haben ecco la und schreibe gleich. Ich fühle auch schon lang ein Bedürfniss nach einem Brief von Schulz aber dieser Tyrann scheint nicht einzusehen dass meine Briefe an Dich ohnedem an alle sind. Meine Reise war nicht die beste und ich rathe jedem einen Freund abzuwarten. Mein *Compagnon* war einmal zu unleidlich mit seinem ewigen *Gollorütt* und seiner Lust zu *chgobbüren*. Er wollte auch immer wissen warum man nicht nach der Natur male da man doch nach der *Nadhuur* zeichne. Vielleicht glaubt er auch man componire nach der Natur. Das sind Ludern! Bey Schnorr und Amsler bitte ich dich alles Schöne auszurichten. Ich habe mich sehr lebhaft an den 15. May vom vorigen Jahr erinnert. Man scheibt doch Kegl? Merz und Schütz, Reichlin und Aretin alles Schöne. Schreibe bald oder gleich und treibe andre an ein Gleiches zu thun. Dein Schwind. Mdm. Kirchner meinen Respect.

(*Al sue giatissimo Sign. Sign. Luigi Schaller scultore, Monaco in Baviera.* Sonnenstrasse No. 3.)

X. Rom den 1. Juny!!!

Theuerster Freund Schiller *cosa vol dire questo* alle Tage laufe ich auf die Post und immer *niente, niente.* Ich denke zwar immer es müsse schon unterwegs (sein), aber ich muss am Ende doch je eher je besser anfragen was es für einen Hacken hat. Bedenke wie unangenehm es wäre hier pumpen zu müssen, und schicke entweder alles was du hast, am besten in Form eines Wechsels an *Torlognia* oder schreibe was zu schreiben ist, damit ich mich von Wien aus verproviantire *ma presto prestissimo.* Ich habe mich hier schon sehr fleissig umgesehen kann aber nur sagen dass alle Beschreibungen nicht passen besonders in Bezug auf die *Rafael*ischen Sachen. Die Teppiche werde ich heute sehen.

Bey Koch war ich. Er hat eine Landschaft mit Apoll unter den Hirten *molto bella* und *Diana* und *Actäon* nebst sechs andern fertigen zu Hause. Von seinen historischen Sachen habe ich einen Theil des Dante gesehen, die zum Theil recht gut gedacht sind. Eine Zeichnung von *Cerelli* die er hat, muss ich gestehen dass mir gar nicht eingeht. Wenn die andern nicht besser sind dann begreife ich dass er viel macht. Die Sachen von Koch in der *Villa Massimi* sind auch wahre Todtentrüchl-Arbeit, obwohl es Mode scheint die andern Arbeiten gar nicht anzuschauen. Ihr kennt die Sache ohnedem, so will ich nur sagen wie mir an den Sachen des Ovbk. der Uebergang von einer fast lächerlichen Naivität, wie in dem Bilde wo die beyden verbrannt werden sollen [1]), zu den eleganten Nebenfiguren sichtbar ist, einer der grössten Uebelstände in der neuen Kunst. Es ist merkwürdig an den alten Bildern sind die Nebenfiguren beynah oder bis zum zuwiedern wirkliche Portraite, in demselben Sinn wie die Sheakspearischen Nebenfiguren, und bey denen die versichern ihnen nachzustreben, stehen sie Modell ärger als bei *Dominichin* oder irgend einem barocken Meister. Da heisst's Luft geben. Führich seine Sachen machen mir gar nicht Eindruck, man sieht die Zeichnung auf blauem Papier aus schwarzen und weissen Drukern componirt. Schönmann ist ein einziger Kerl und obwohl er der Palast frömmigkeit zu ehren alle Worte die damit zusammenhängen, aus spricht wie der Ammerling, so ist er doch der gescheidteste und lustigste. Bauer [2]) arbeitet stark an einer Kreuztragung die von der Stelle nicht fertig wird. Rath ist so erschrecklich dumm dass man gar nicht weiss wie man vorbeyfindet und dazu gehörig vorlaut und grob. Flatz [3]) kriecht wie eine Maus hinter dem Pater Zwersch der immer zum Essen kommt. Ausserdem zeigt sich Marko

[1]) Sofronia mit Olinto auf dem Scheiterhaufen, von der ritterlichen Clorinde befreit.
[2]) Franz Bauer, Bildhauer. 1798. † 1872.
[3]) Flatz, geb. 1800, † 19. Mai 1881.

Mayer[1]), Alt[2]) Vater und Sohn, Seitz und Schubert. Von Seitz weiss ich nicht genug gutes zu schreiben. Der Kerl ist so liebenswürdig lebendig und vernünftig, dass manche seiner früheren Eitelkeiten nicht mehr mit ihm zusammzureimen ist. Das wird gewiss ein tüchtiger Mann. Die bewusste Kuppel[3]), die mit Kaulbach und Hermann contrahirt, hat Cornelius auch ihm angetragen, er mag aber nicht. Mir für meinen Theil wird es immer klarer dass wenn man mich in München nicht so beschäftigt dass ich mit allen Kräften arbeiten kann so sitz ich gleich auf und gehe nach Wien. Zu verhungern braucht man nicht wenn man etwas leistet, das ist gewiss und das übrige liegt nicht in unserer Hand. Pollak schämt sich seiner Versuche Historienmaler zu werden. Er malt seine italienischen Kerls sehr lebendig und sauber, ist kreuzlustig dabey und thätig, was will man mehr. Löhr ist fast begraben in Landschaftsstudien die fast durchaus fleissiger seyn könnten, aber doch genug, sie haben (ihn) in Thätigkeit und eine Art von Selbstständigkeit versetzt. Er ist in Albano und kommt nur manchmal herein. Er grüsst Schulz und Schaller vielmals. Oms und Inglheim liess ich mich vorstellen, richtete meine Empfehlungen aus, die ziemlich schlecht aufgenommen wurden, wie mir schien, da aber weder ein Gegenbesuch noch eine Einladung erfolgte kümmere ich mich nicht weiter um sie. Bey Overbek war ich noch nicht auch nicht bey Thorwaldsen. Morgen gehe ich in die französische Academie um einmal zu sehen was diese Kerls machen. *O Dio* wäre nur einer von Euch da, der Wein ist so famos gut dass um jede Flasche Schad' ist die nicht von ordentlichen Leuten getrunken wird. Der Bauer ist auch ein rechtes Kameel mit seiner rothen Nasen und seinen Witzen über die Niemand lacht als er, dass doch so wenig Leute einen selbstständigen Zustand ertragen können. Wenn nur Schönmann nichts machte als Landschaften die ihm vortrefflich gelingen während die sanften Heiligen und Engeln auf gar schwachen Füssen stehen. Wer Rom noch sehen will, der komme bald. Der *Campo vaccino* wird renovirt ich glaube wahrhaftig sie haben nicht weniger im Sinn. Das Colosseum ist voll neuer Mauern. Der Friedens Tempel mit einer schönen hohen dichten gelben Stakete umgeben. Die Bögen und Säulen stehen jedes wie in einer Badwanne mit einer zarten geweihten Mauer umgeben. Es ist einzig. Im Lateran habe ich den Pabst[4]) das Volk segnen sehen, es geht dabei zu wie bey den Englischen Reitern!

Ich bitte dich schreibe nur gewiss gleich ob bei Schnorr durch den dummen Pulverthurm[5]) kein Unglück geschehen ist, sie wohnen so nah. Suche auch zu erfahren ob bey Riedl alles wohl ist. Geht ihr fleissig Kegel scheiben? Ich rede so leicht davon München zu verlassen, aber es wird mir schwer werden, denn ich habe diese Leute so gern. Was macht Merz, Schütz? es schreibt keiner trotz meinen schönen Versen. Leb wol und lass mich nicht in diesem schönen Lande von Unruhe gequält werden, ich glaube oft du bist krank oder weiss der Teufel was geschehen ist. *Adio.* Schwind.

Der Madame Kirchner *mei reveri.*

XI. Rom 19. Juni 1835.

Liebster Freund Schiller! So eben ging Bauer von mir, mit dem ich diesen Abend eine Flasche *Orvieto* getrunken habe. Obgleich ich etwas betrunken bin, will ich doch noch heute schreiben, um dich nicht einen Posttag länger in Besorgniss zu lassen. Dein Brief hat sich richtig unter Lit. M. vorgefunden. Ich war noch nicht in Verlegenheit und so ist alles gut. Jetzt packe aber alles was noch da ist zusammen und schicke mir es gleich

---

1) Unter den 116 Trägern dieses Namens findet sich bei Wurzbach (XVIII) kein Markus Mayer.

2) Jakob und Rudolf Alt. Vgl. Wurzbach I, 15.

3) In der protestantischen Kirche zu München, gemalt von Karl Heinrich Hermann. (Vgl. m. Artikel in der Allg. Deutsch. Biogr.)

4) Gregor XVI. (1831—46).

5) Am 16. Mai 1835 sprengte der Bombardeur Stanislaus Schmidt das Pulvermagazin auf Oberwiesenfeld, wodurch der Stadt, namentlich durch die zersplitterten Fensterscheiben, ein ungeheuerer Schaden erwuchs.

damit ich dann damit nach Haus reisen kann. Ich habe eine Zeichnung in Wasserfarben gemacht, die Arbeiter die erst Abends in den Weingarten[1]) kommen, habe alles bis auf ein Paar Gallerien gesehen und will jetzt auf acht Tage aufs Land gehen, dann noch eine Recapitulation vornehmen und dann nach Neapel gehen. Ich habe mir vorgenommen die Sachen in Pompeji nach Kräften zu studiren, denn ehe ich mich hergebe dem schlechten Geschmack (zu dienen) frischweg zum Zimmermahlen zu greifen. Die Nachrichten aus

ein grosses Glück und eine treffliche Vorbereitung war. Es ist mir leid dass Du nicht mehr von Cornelius schreibst. Er war von der ganzen Geschichte sehr wohl unterrichtet und lebte der Hoffnung als ein ganz unbetheiligter zu einer vernünftigen Beylegung bedeutend beyzutragen. Ich fürchte aber sein Hass gegen Schnorr und die Bosheit des Kaulbach wird von dem guten Vorsatz zu nichte machen was die höchsteigenen Launen übrig lassen. Am Ende können doch alle diese Wände nicht geweisst oder die Arbeit wie Schotterfuhren an den wenigstnehmenden überlassen werden. Hier geht alles hübsch langweilig herunter. Das grösste was ich hier an Begeisterung erlebt habe, war ein langer, halb betrunkener Monolog eines Bildhauenden Freundes der an gänzlichem Mangel an Zusammenhang und Unterscheidung alles übertraf was ich je gehört habe. Das Thema war beyläufig dass die christliche Bildhauerey ganz wie die Antike müsse behandelt werden. Davon ergab sich als Ableitung dass die Arrestanten keinen freyen Willen, wohl aber 2 Paul des Tages haben, dass Thorwaldsen zwey Jahre nicht gearbeitet, wenn er aber die zwölf Apostel allein gemacht hätte, 24 Jahre hätte arbeiten müssen, mithin ein christlicher Bildhauer genannt werden könne obwohl es gegen seinen Glauben sey. Dass die Antiken auch natürlich seyen und *Michl angelo* Gruppen aus dem jüngsten Gericht des *Fiesole* gestohlen habe *etc.* so unsinnig ist beyläufig alles, nur nicht so lustig. Meine Zeichnung[1]) wird fort und fort angesehen und belobt wie der grüne Klee, der scheint hier wohlfeil.

Diese Tage reise ich nach Neapel was ich so schnell als möglich abthun will, um endlich wieder einmal nach Haus und an die Arbeit zu kommen, wozu mich nebst andern auch die Furcht vor der *Garantäne* antreibt die leicht verhängt werden könnte wenn die Cholera die jetzt in Nizza ist, weiter um sich griffe. Die Hoffnungen mit Linz sind etwas schwächer, d. h. mit den Aeltern giebt es Förmlichkeiten. *Vedremo!* ich vergieb mir nichts und verliere den Kopf nicht, geht's wie's will. Bald ein mehreres davon, aber jetzt lasst es ja verschwiegen seyn. Was macht denn Heinrich, ist er noch in München oder Hannover? ich weiss gar nichts von ihm. Ist dein Bruder schon weit. Ich habe hier noch nach *Tivoli* zu fahren um die Bilder des *Titus* zu sehen *poi parto.* Seitz grüsst dich vielmals. Kennst du den Höfler? er ist sonst ein gescheidter Mann aber die Kunstansichten sind zu verrückt. Leb wohl und grüsse alle von deinem Freund Schwind.

P. S. Damit du das andere ungestört vorlesen kannst schreibe ich von den Geldsachen abgesondert. Was du mir schickst ist allerdings erstaunlich wenig. Vorausgesetzt dass du richtig 550 Fl. von Quaglio bekommen hast, sollten doch noch 250 Fl. da seyn, denn mehr als 50 Fl. kannst du doch nicht für den Farbenesel, die Post und meine Röcke ausgegeben haben. Ich habe jetzt nach Wien um Geld geschrieben, das mich in Florenz erwarten soll, denn es ist nicht vorauszusetzen dass du in Zeit von 3 Wochen wirst schicken können. Es macht vor der Hand nichts, aber wenn ich zurückkomme so muss ich darauf rechnen es in Bereitschaft zu finden, denn ohne Geld kann ich in Guckuks Namen nicht seyn da ich mich auch mit Farben einrichten muss und dgl. Schreibe nur auch du an Binder und sage ihm gerade heraus, er solle sich an dich erklären ob er zahlen wolle, da er schon meine Briefe nicht beantwortet. Ich müsste ihn im Nothfall klagen, mir ist es eins, denn so ein Betragen ist unverschämt. Mit Schwandaler den ich schönstens zu grüssen bitte, könntest du etwas von Quaglio reden. Vielleicht weiss er etwas das im Anzug ist. Auf jeden Fall mache ich mich an den „Ritter Curt“, und habe ihn vielleicht untermalt biss der Kronprinz kommt. Den muss ich in München erwarten. Geht ihr auf keinen Sommerball? Wie sieht das Volk jetzt aus? An die Barone alles Schöne. Ich freue mich schon auf Neapel und das Meer wie verrückt. Am Hafen herumzulaufen ist ein zu grosses Vergnügen. Es ist sehr der Mühe werth Venedig, Padua und Triest zu sehen. Wäre die Sixtinische und etwas grosses von Raphael dort man hätte genug daran. Die Sachen in Padua von Giotto werden von nichts übertroffen. Adieu. Schreib nach Florenz.

---

[1]) Ritter Kurt's Brautfahrt? (oder die Arbeiter im Weinberg?)

XIII. Rom 6. Sept. 1835.

Lieber Freund Schiler! (!)

Gestern kam ich von einem dreywöchentlichen Ausflug von Neapel zurück, und fand zu meinem grossen Vergnügen deinen Brief im *Caffé greco.* Es scheint dass ein Brief an dich verloren gegangen ist, denn ich glaube dir bestimmt von einem Plan für die nächste Zeit und auch von Thorwaldsens Statue geschrieben zu haben um die du mich frägst. Was das erste betrifft, reise ich Donnerstag 8 Tage (heute ist Sonntag) von hier ab, wahrscheinlich mit bedeutendem Leidwesen, denn so eine Stadt wie Rom giebt es einmal nicht wieder. Ich werde so viel möglich mit der Post reisen, aber mich doch in Padua und Venedig und später bei meinem Bruder in Gmunden und in Linz etwas aufhalten, wie es eben sich thun lässt und dann nach München kommen, um dort allda zu bleiben biss der Ritter Kurt fertig ist. Ergiebt sich mittlerweile eine Bestellung von König oder Kronprinz, ist es gut, wo nicht gehe ich mit dem fertigen Bild nach Wien, wo ich schon mein Fortkommen werde zu finden wissen. Eher als ich den Knecht oder Possenreisser mache, suche ich ein Zimmermaler-Gewerb zu kaufen und kann da vielleicht mehr ins Werk setzen. Im äussersten Fall bin ich auf alles gefasst, will aber das bessere hoffen.

Thorwaldsens Statue, aber sage es um alles in der Welt nicht weiter, gefällt mir ziemlich wenig[1]). Der Mann hat auch das Unglück dass er immer machen muss was nicht sein Talent ist. Man sieht er wollte ein deutsches Pferd machen, brachte aber ein Ding zu Stand ohne Brust mit grossem Kopf und langmächtigen Haxen. Die Rüstung ist flau gearbeitet, überhaupt die ganze Figur nicht von ihm, man sieht es stark. Hätten sie's doch von Schwandaler machen lassen!

Den Brief den du nach Florenz geschickt hast, werde ich bekommen; aus dem letzten, der im ganzen, ich weiss nicht warum, einen etwas traurigen Eindruck machte, geht doch Gott sey Dank hervor, dass du den trefflichen Prelauer[2]) beschäftigen kannst, also Arbeit hast. Lasse nur den Muth nicht sinken, ist es bis jetzt gegangen, wird es weiter auch noch gehen. Denke nur an die bürgerlichen Gläubiger, Schulz und ich werden dich nicht fressen. Ich hoffe durch Duller die kleinen Kupfer Platten[3]) zu verschachern, dann kann ich eine Weile aushalten. Ich habe gelernt mein Geld aufschreiben und etwas Verdienst wird sich schon finden. Wenn ich dich überhaupt plagen muss, so ist es um einen monatlichen Zuschuss, den ich aber im Nothfall auch anderswo auftreibe. Ich bin sehr begierig wie ich (in) München aufgenommen werde, mir ist fast Angst unter alle diese Feindseeligkeiten hineinzukommen, hoffe aber es wird sich niemand viel um mich kümmern, und so fern man Protection nöthig hat, verlasse ich mich auf Schwandaler. Viel Freude ist auf keinen Fall zu erwarten. Von Linz hätte vor 14 Tagen schon Antwort kommen sollen, bis jetzt ist aber nichts da.

Die Reise nach Neapel mache ich mit Loehr im *Cabriolet* auf Arguisanis Wagen. Ich war vierzehn Tage lang in Rom herumgezogen biss ich endlich abreisen konnte. Die verrückten neapolitanischen Verordnungen gegen die Cholera, brachten alle gemachten Verabredungen zu nichte. Auch das letzte mal wiesen sie uns an der Gränze zurück, weil in dem Pass des *Conducteurs* eine Kleinigkeit fehlte. Wir mussten anderthalb Tage in Terracina bleiben und zwey Nächte dazu bis der Pass *corrigirt* von Rom zurück kam. Loehr war in Desperation, ich unterhielt mich aber prächtig. Die Stadt ist ein interessantes Loch und die Aussichten so schön das mir die Zeit nicht lang wurde. Abends badete ich im Meer und rauchte am Fenster einige vergnügliche Pfeifen. In Neapel machte ich es sehr einfach. Morgens ging ich an den Hafen, dann ins Museum, Nachmittags schlief ich, Abend ging ich an der *Strada nova* hinaus und wenn es finster war ins Theater.

---

1) Die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian für München.
2) Der Name ist undeutlich.
3) Sie erschienen später unter dem Titel „Radir-Almanach“.

Eineh Tag brachte ich in der Gegend von Puzoli[1]) zu, in Gesellschaft des Frankfurter Brentano[2]) sammt kümmerlicher Gemalin, des *Doctor* Höfler, eines Schweizer Geistlichen und des jungen Rhoden[3]). Himmel was hab ich ausgestanden! ist das ein affektirtes und gefühlloses Volk! Greller habe ich das *fatale* der frommen Parthey oder besser der Partheyfrommen nie hervortreten gesehen. In Pompeji war ich Gott sey Dank, allein mit dem jungen Rhoden. Den *Vesuv* zu besteigen gelang mir nicht. Es war viel schlechtes Wetter, mit der Gesellschaft ging es auch nicht zusammen und allein kostet es zu viel. Er rauchte stark, feuerte aber nicht. Wenn man am Meer spazieren gehen kann braucht man nichts weiter, solche erstaunliche Dinge wie der Vesuv sind für die Engländer, für mich nur in sehr guter Gesellschaft. An den *Pompejanischen* Sachen fand ich sehr viel Aufklärung, vor allem die dass es eine grosse Thorheit ist diese Art wieder in Schwung bringen zu wollen[4]).

Wenn ich bedenke wie höchst verschiedene Arbeiten ich gesehen, die doch jede einen vollkommenen Eindruck macht, so finde ich (mich) in der Ansicht ganz bestärkt, dass jeder thun soll wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Das ist aber heut zu Tage sehr schwer, denn biss man weiss dass man einen Schnabel hat, ist er von vielem Anstossen schon ganz verbogen. — Seitz wird mit seinem Bilde „Esau und Jakob“ nächstens fertig, es gehört dem Frl. Linder. Harres (?) ist an der Schwindsucht gestorben. Der arme Kerl kam bald nach mir an, sah aber schon so schlecht aus dass ich ihn nicht mehr erkannte. Die Reise und die schlechte Luft haben ihn vollkommen umgebracht. Bauer und Roth sind bös auf mich, oder möchten es gern seyn, weil ich mit Schönmann allein spazieren gegangen bin. Der dumme Esel von Roth fing an sich meiner mit Sticheleyen zu erbarmen biss ich ihn einmal am Tisch tüchtig ausmachte. Ein Architekt Haslinger ist als Pensionär angekommen. Tunner (?) malt an einer Madonna. Der alte Koch hatte das Podagra, läuft aber jetzt wieder lustig herum. Er will meine Arbeit sehen. Pollak habe ich mit Kirner[5]) in *Molo di Gaeta* getroffen. Der Kerl ist sehr fleissig, und macht seine Sachen ganz sauber. Schulz wird wohl schon gesund seyn, vielleicht treff' ich ihn noch. Wenn du mir noch schreibst, thue es nach Venedig. Grüsse deinen Bruder, Prelomer und Heinrich recht schön und leb' wohl. Dein Freund Schwind.

P. S. Grüss die M. K. recht schön wenn du sie siehst. Bei Schnorr meine Empfehlung.

XIV. Venedig 1. October (1835).

Liebster Freund Schiller!

Vorgestern Abends bin ich hier angekommen nach ununterbrochener *Diligence*fahrt von Rom, welches ich Donnerstag den 24. verliess, über *Ancona* und Bologna. Florenz konnte ich leider wegen der *Cordone* nicht passiren. Ich sinne jetzt auf den nächsten Weg zu meinem Bruder nach Gmunden und Linz. Ich habe hier einen Brief von Paur (oder Spaun?) gefunden, der wieder nicht ordentlich lautet. Denn Ritter Kurt habe ich nach allen Seiten durchstudirt und zweifle nicht dass die Arbeit frisch vorwärts gehen wird. Eine bedeutende Veränderung obwohl sie wenig Störung macht, soll dem Ganzen die rechte Rundung verschaffen, indem sie den Theil wo die jungen Leute bey dem Bücherladen stehen, mit in die Handlung verflicht. Die Aufklärung und bestimmte Ansicht über Farben und Stimmung die ich in Rom glaube erobert zu haben, werden dem ganzen auch aufhelfen.

Sage Merz er sey ein schlechter Mensch, Tyrann und Kieselherz da er meinen schönen *Vers*reichen Brief durch fünf Wochen unbeantwortet liess. Ich habe correspondirt

---

[1]) Puzzeoli.

[2]) Christian Brentano, ein Bruder des berühmten Dichters Clemens Brentano.

[3]) Francesco von Rhoden (auch Rhoder), Historienmaler, ein Sohn des Landschafters Joh. Martin von Rhoden.

[4]) Und doch malte Schwind zu Karlsruhe die Gemälde-Gallerie des Philostratus!

[5]) Der Genremaler J. B. Kirner, geb. 1806, † 19. Nov. 1866.

wie das schönste Handlungshaus und das ist der Dank! Ebenso verdient Schulz den Staubbesen. Das wird sich alles finden. *In ricompenza* bringe ich weder Palmstöcke noch Matrosen Pfeifen mit, wie sich vielleicht mancher einbildet. Ich kann von Glück sagen dass ich einen pumpfähigen Mann gefunden habe, sonst sässe ich noch in Rom. Die ewigen Verzögerungen mit der *Cholera* soll dieser und jener hohlen. Wenn euch im Herumgehen ein Quartier aufstösst, so schaut es an, es ist besser etwas früher umzusehen, als dann im *Raptus*. In der Lerchenstrasse[1]) wäre es mir lieb oder so wo. Ich habe einen Brief von Binder mit 50 fl. bekommen den er nach Wien an meinen Schwager geschickt hat. Der ist wieder so dumm als möglich. Etwas Rechnung, etwas Klage dass das Geld zu wenig ist und damit *punctum*. Schönmann und Turner haben die Altarbilder für Triest!!! es ist einer ein Esel wie der andere. Zu dem kropfigen Schuster könntest du auch gehen und ihm sagen er soll mir gleich ein Paar Stiefl machen, denn ich bin ganz in Fetzen. Bis 15—16 hoffe ich anzukommen, wenn nicht unerwartete Aufenthalte eintreten, mit denen ich bis jetzt so reichlich gesegnet war.

Grüsse deinen Bruder und Schulz recht schön und empfiehl mich bei Schnorr. Auf baldiges Wiedersehen. Dein Freund Schwind.

XV. Gmunden 20 July 1836.

Lieber Freund Schiler!

Ich will den Posttag nicht versäumen damit ihr nicht vergeblich auf Nachrichten wartet, und etwa meint, ich lasse mir's nicht angelegen seyn. Ich kam vorgestern hier an und fand statt meines Bruders die Nachricht, er sey vor acht Tagen mit dem andern Bruder davon gereist. So hat dieser Brunner Schlingel nicht können zwei Zeilen schreiben! Der hiesige Bruder wird morgen zurückerwartet da sein Urlaub schon gestern aus war, dann wollen wir gleich die nöthigen Schritte thun. Ich kann nichts thun bis er kommt, weil er die bewussten Versetzungsgegenstände eingepackt hat.

Reise und Aufenthalt in Linz waren ziemlich matt, hier ist es aber einzig schön. Bey Hartmann wurde ich aufgenommen wie Apoll unter den Hirten, ich könnte aber nicht sagen, dass mein Herz übergelaufen wäre. In Florian war ich nicht, kann also auch nichts sagen, wie es steht. Die Paar Tage die ich hier bin habe ich mit Warten, Baden, Lesen und Schlafen zugebracht denn die Hitze ist gross.

Schreib mir bald wie es allen geht und empfiehl mich aller Seits. Für die gehabten Mühen und Zeitverluste möge dir alles angenehme zu Theil werden. *Adieu* Dein Freund Schwind.

XVI. Carlsruh 4 Nov. 1842.

Liebster Freund Schiller!

Dein Brief wurde mir nach Hallstadt nachgeschickt. Auf der Reise kam ich nicht dazu zu schreiben. Ich war die letzten 14 Tage vor der Hochzeit so hin dass ich nicht mehr recht auf den Füssen stehen konnte: Hitze, Arbeit, Herumlaufen und eine mörderische *Cucarilla* (?) brachten mich ganz auf den Hund, so dass ich mit genauer Noth das nothwendigste voreinander brachte. Ich fuhr im gepackten Wagen von Poweck (?) begleitet nach Lichtenthal, wurde um 12 Uhr getraut und fuhr um 4 Uhr davon. Es ging über Offenburg, Donaueschingen nach Constanz, wo wir den 3. Tag eintrafen. Von da nach Lindau und noch denselben Tag *per* Eilwagen nach Kempten. Von da über Reute (2 St. von Hohenschwangau das ich mich aber nicht entschliessen konnte anzusehen) Lermos und Delfs nach Innsbruck, wo wir einen Tag blieben, Abends mit dem Eilwagen abfuhren und den andern Tag um $^1/_2$6 in Salzburg ankamen. Es war der 11. und den 12. nach 9 Uhr fuhren wir nach einem Spaziergang über den Mönchsberg wieder weiter. Ich fürchte fast wir waren denselben Tag in Salzburg ohne es zu wissen. In Hallstadt blieb ich 12 Tage, restaurirte zwei alte Temperabilder an der Kirche und machte eine kleine

[1]) Heute Schwanthalerstrasse benannt.

Zeichnung mit Wasserfarben. Die Gegend ist herrlich und ich kann sagen dass ich da sehr zufriedene Tage erlebte. In Linz hielt ich mich 2 Tage auf und fuhr mit dem Dampfschiff nach Wien. Mit mir zugleich Herr von Olivier. Er machte ein ganz fremdes Gesicht als ich an ihm vorbeiging so dass ich ihn nicht gleich erkannte. Ich ging ihm dann absichtlich ein Paar mal in den Weg, traf aber immer auf dasselbe fremde Gesicht, und musste denken, er kenne mich wirklich nicht oder wolle mich nicht kennen und so liess ich es dabei bewenden. Mit mir zugleich fuhr ein Kind, das sah neben mir über den Schiffsrand; ich staunte nur immer über die merkwürdige Schönheit des Kindes. In Nussdorf wartete Bruder, Schwestern und Nichten, so dass man sich im Gedränge aus den Augen verlor. Ich wohnte die ersten Tage mit Frau und Bruder Franz, der mitgereist war, im Wirthshaus auf der Wieden, nach 3 Tagen erst zog der Wiener Bruder von Hietzing in seine Stadtwohnung und ich zu ihm. Wir blieben 3 Wochen, assen aber nur 3 oder 4 mal zu Hause, so zalreich waren die Einladungen. Am 18. October reiste ich mit dem Eilwagen nach Linz wo ich Rasttag machte, dann nach Regensburg wo ich 2 Tage blieb. Dann mit dem Landkutscher in sehr bequemem Wagen über Ingolstadt, Donauwörth, wo ich den alten Pauli traf. Nördlingen. Ueber Gmund nach Stuttgart wo ich wieder einen Tag blieb. Sonntag Abends um 6 Uhr traf ich hier ein. Die Wohnung fand ich eingerichtet (Stephanien-Strasse No. 70) geheitzt und beleuchtet. Hochzeitsgeschenke die Menge und Schwiegermutter Schwager und Freundinnen der Frau versammelt. Mir träumte in der ersten Nacht, dass ich die Sporen wieder an die Stifel schraubte und einen Mohrenkopf ritt. Da ich den zu langweilig fand brachte man mir einen Falben mit schwarzem Schweif und Mähne. — Ich habe Platz für einen Gast, ja ich könnte ohne viel Ungelegenheit einen Schüler oder Gehülfen abgesondert einlogiren. Im Bau bekomme ich ein geheiztes Attelier.

Von Kunstsachen zu reden, war ich von den Innsbrucker Figuren[1]) aufs höchste entzückt, namentlich der Kaiser selbst ist unübertrefflich. Die Mozartsstatue, abgesehen davon dass eine grosse Bronce-Figur immer ein Ansehen macht, fand ich langweilig und entsetzlich roh gearbeitet, Falten wie die Prügel, Hände die nicht zum Gesicht passen, den entsetzlichen Sack von Aermel und das Gesicht als hätte er sich die Nase verbrannt. Der Taktprügel hätte ihm gehört um jeden Preis. Dein Bruder schenkte mir eine sehr hübsche Landschaft. Er ist trotz seiner durch Lektiongeben sehr gedrückten Lage immer derselbe unverdorbene. Schulz sein Bild ist recht schön, die Figur des heiligen Augustinus namentlich lässt nichts zu wünschen übrig. Das Diplom für den Gewerksverein und Entwürfe in Farben für die Decoration einer Art von Odeonsaal sind sehr schön. Ein oder zwei Altarbilder für die Rösnerische Kirche sind ihm gewiss, und für zwei Jahre hat er die Stelle Dannhausers der auf so lang nach Paris geht, sammt Gehalt angetreten. Also 1400 Fl. für zwei gewiss; seien es 3 Bilder, um 800 mehr. Kuppelwieser macht seine Sachen gut, namentlich haben mir die Proben in Fresko sehr gut gefallen, auch die *composition* für das grosse Altarbild, die *assunta* des hl. Johannes von Nepomuck ist ganz gut. Kraft war ausgezeichnet freundlich. Er sagt wenn ich um die *custoden*stelle an der Gallerie eingekommen wäre, hätte ich sie wahrscheinlich bekommen. Ich bin froh dass sie Schnorr hat, ich kann mich besser noch eine Weile herumschlagen. In Regensburg traf ich Gärtner im Dom, im Begriff Reichlin eine Vorlesung zu halten über die Vorzüge des byzant. Styles vor dem Gothischen. Da ist zu begreifen wie die Kanzel zu einem Dach gekommen, wie vom Tandlmarkt. Giessmann[2]) kam ebenfalls zum Vorschein. Gegenbauer[3]) erzählte viel von Holland und Belgien was die Lust hinzureisen sehr steigert.

Beiliegende 50 Fl. bitte ich dich zu übergeben als die Interessen von den in Wien

[1]) Am Grabmal des Kaiser Maximilian.

[2]) Friedrich Giessmann, geb. 31. Fbr. 1810 zu Leipzig, gest. 27. Sept. 1847 zu München, ein geschickter Techniker im Fresko und treuer Schüler und Gehülfe bei Julius Schnorr.

[3]) Anton Gegenbauer geb. 1800 zu Wangen im Allgäu, Prof. an der Kunstschule zu Stuttgart, starb 31. Januar 1876 zu Rom.

befindlichen zwei Tausenden. Dann erkundige dich um die Renten-Gesellschaft in Gotha oder ob in München selbst eine ist. Wie ich jetzt gesund bin und aufgelegt zu arbeiten befreit von Hass und Trotz, sehe ich noch besser ein als zuvor dass ich auf diesem Weg nicht hätte beharren können ohne ganz zu Grund zu gehen. Was hätte geschehen können kann jetzt nicht mehr geschehen, und so muss man sich fassen und beruhigen. Ich lebe der Hoffnung dass wir über das vergangene beruhigt, uns mit dem Troste werden wieder sehen können, das wir uns lieber an Leib und Seele wohlerhalten, als in furchtlosem un verderblichem Trotz untergegangen haben sehen wollen. Vor der Hand ist Schweigen das beste, denn jedes Reden frischt wieder auf.

Ueber meine Badner und hiesigen Angelegenheiten soll bald etwas entschieden werden. Die Aussichten sind ziemlich günstig. Das beste ist dass ich ganz gefasst bin auf eigene Faust und Rechnung eben so gern, fast noch lieber zu arbeiten als auf Bestellung. Das tägliche Brod ist nicht zu wenig, sondern etwas sehr dankenswerthes, wenn man denkt wie manchem es knapp zugemessen ist. Schnorr gratulire bestens zur glücklichen Vollendung seiner Arbeit, und der grossen Anerkennung die sie findet. Du schreib recht bald und versprich einen Besuch, damit du die kärgliche Zumessung von diesem Sommer wieder gut machst. Leb wohl und schreib recht viel von allen Freunden und Bekannten. Genelli und Schütz (Schulz ?) schönstens zu grüssen vergiss nicht von Deinem Freund Schwind.

XVII. Carlsruh 15. Jenner ~~1844~~.

Liebster Freund Schiller!

Dein langes Schweigen fangt (an) mir ängstlich zu werden. Ich ersuche Freund Genelli dir diesen Brief zu bringen, und falls du noch gehindert wärest selbst zu schreiben, mir von deinem Befinden Nachricht zu geben. Kannst du aber, so thu es in zwei Zeilen.

Das Folgende hat keine Eile, aber ich bitte dich die Sache in Erwägung zu ziehen. Der *Carton* dürfte in 14 Tagen fertig sein. Ich möchte ihn nach München schicken, um zu erfahren suchen ob der Gegenstand zieht und was Leute von Geschmack darüber sagen. Schiene es rathsam so möchte ich dass ihn der König und der Kronprinz sähe — vielleicht bestellt ihn einer. Das Ugartische Bild[1]) dürfte Anfangs Merz nach München kommen desgleichen die „Elfen". Ich würde unter uns gesagt, auf Förster und Kaulbach ein wenig rechnen, aber vor allem Deine Meinung wissen. Ich meine die Sachen könnten sich sehen lassen, und da der König, laut Kunstblatt eine Neue Pinakothek baut, so wäre eine Bestellung nichts undenkbares. Die Frankfurter haben meinen Gegenstand nicht *placidirt*. Dagegen habe ich einen andern bewegterer Natur, der mich sehr anzieht. Der heil. Bernhardt predigt den Kreuzzug. Conrad III. der erste Hohenstaufe, nimmt den kleinen Mann da er im Gedräng nicht fortkann, auf die Schulter und trägt ihn hinaus. Es ist dies dieselbe Predig in der der Kaiser, der lang nicht daran wollte, ausruft: „Mein Heiland, ich will mich deiner Sache nicht entziehen" und das Kreuz nimmt.[2]) Friedrich I. als junger Mann ist gegenwärtig und sonst noch was gut und theuer ist, nebst gerüstetem Volk. Gesund ist alles. Der Bub fängt an Zähne zu kriegen. Von Schnorr kein Wort. Wie geht's? Schulz ist angestellt. Ich arbeite wie besessen und es geht gut. Duller muss krank sein weil nichts von ihm erscheint und kein Brief kommt. Ich bin recht glücklich mit meiner Frau. so ist (es) einen Tag wie den anderen. Die grossen Bilder sind hier. Ich meine mit dieser Malerei kann man nichts feines machen, und so mag sie treiben wer will. Reich[3]) ist wohlauf und macht seine Figur sehr schön. Ich meine aber es ist hier aus mit der Kunst. Lieb wär's mir zu hören, wenn du meine sämmtlichen Briefe ins Feuer würfest. In der Hoffnung bald gutes zu hören Dein Schwind.

Herrn Ludwig Schaller, Bildhauer d. G.

---

[1]) Lukas v. Führich. Moriz v. Schwind S. 38. Gfr. Ugarte (Ritter Kuno von Falkenstein. Holland S. 104).

[2]) Lukas von Führich: S. 122.

[3]) Xaver Reich Bildhauer geb. zu Hüfingen 1815, lernte bei Zwerger in Frankfurt und bildete sich zu München weiter aus.

VIII. Carlsruh 29. Febr. 1844.

Liebster Freund Schiller!

Du wirst jetzt nichts eiligeres zu thun haben, als deine sämmtlichen Brunnenzeich-ıngen einzupacken und ohne irgend wem ein Wort zu sagen, sie an meinen Bruder ugust Schw. Kaiserl. Rath *etc. adr.* K. K. Hofkammer) nach Wien zu schicken, oder Eduard[1]) mit dem Auftrag sie zu ihm zu bringen aber ohne Aufschiebung. Es ist ein 'eg da, sie wohlempfohlen unmittelbar an den Finanz-Minister Kübeck zu bringen, an n auch durch Heuss' Vermittelung Schw.'s schwäbiges Projekt gegangen ist. Ich erde es übrigens an Vorstellungen bei unterschiedlichen Hofräthen nicht mangeln lassen, ss es ein *Scandal* ist, wenn ausgezeichnete Innländer immer übergangen werden. Wird chts daraus, so hat man das seinige gethan, und ist wenigstens um das weiter, dass man ieder einmal übergangen wurde. Schulz hat ein Projekt gemacht, das ganz gut ist, ın werde ich ihm schreiben, dass er dich gleich nennt. Bei mir ist alles wohl. Den hein schicke ich nebst Erklärung und unmassgeblicher Instruction. Es wird in Frankfurt hon gehen. Früher wusste ich mit den Leuten nichts anzufangen als sie zu lieben oder hassen, jetzt weiss ich auch sie laufen zu lassen und sie zu gebrauchen. Es ist alles iteinander Lumpenpack, mit ganz geringen Ausnahmen. Fr. danke bestens für ihren ıten Willen sich meinem etwaigen Aufenthalt in München nicht entgegen zu stellen. h werde mich wo anders auch durchhauen. Die Zwerge sind bis zum Lasiren fertig. öthe und Schiller" wäre ich höchst begierig zu sehen, hast du keine Zeichnung die du hicken konntest? Leb wohl und halte dich tapfer, es kommen dir auch noch lustige Tage, st du doch keine so *desperaten* Geschichten auf dem Hals als ich. Dein alter Freund hwind. P.S. Vom Kronprinzen ist noch immer nichts da.

Sr. Wohlgeb. Herrn Ludwig Schaller, Bildhauer in München. Arcisstr. 8.

IX. Frankfurt 30. May 1846.

Liebster Freund Schiller!

Wenn du so lange nicht schreibst, ist mir immer als wäre ein Unglück geschehen er um die Wege. Denke dass deine sparsamen Berichte die einzigen sind die ich erhalte, ssgleichen von Genelli. Dass Olivier nach Dresden nicht mitgenommen wird, sagte mir eeb[2]), auch in welcher Desperation die Frauen sich befinden. Ich muss gestehen dass gesehen von allem andern, auf mich bei dem ganzen *maneuver* wenig Rücksicht ge-mmen worden ist. — In Dresden sticht man mich aus, und sorgt zugleich dass ich cht nach München kann, im Fall der König an mich dächte. Gott sei Dank, ich ınn mir selber helfen und denke ohne Titel und Orden noch Manchem zu schaffen zu achen.

Il mio quadro ist eigentlich fertig bis auf ein Paar Pfoten. Ich lasse es im Rahmen ehen und gehe von Zeit zu Zeit hinein um mit frischem Aug da und dort etwas nach-helfen. Ich möchte das meinige thun dass man dem Bilde von Seite der Durchführung cht an den Leib kann. Mein Atellier ist ziemlich cokett hergerichtet, damit man doch was zu sehen bekommt. Ein kleines Bild habe ich gut verkauft, es steht aber noch bei ir. Vom Rommer ist noch immer nichts entschieden, indessen werde ich doch dieses ıhr noch etwas in Fresko malen, ein grosses Medallion in einem Saal. Gieb Acht, bis ım Herbst hin mache ich ein wenig Spectakl. Jetzt mache ich eine Transparentzeich-ıng. In Berlin wird jetzt eben die *subscribirung* für das H. Monument eifrigst be-ieben, da könnte ich meine *dedication* an den König anbringen — ich will nemlich n 10. fort und grad aus nach Berlin, man muss es doch gesehen haben, und sich zeigt haben. Eigentlich sollten wir uns in Bamberg treffen und den Main herab nach

[1]) v. Bauernfeld.

[2]) Johannes Leeb, Bildhauer, geb. 1790 zu Memmingen, gest. 5. Juli 1863 zu ünchen.

Frankfurt fahren — aber da meine Frau bis August im Bad bleibt, so kann ich dich nicht einladen. Später kannst du auch gleich im neuen Haus wohnen. Es ist jetzt in Zwecker Händen der die Plafonds malt, in steter Verfolgung der Schreiner, die Böden legen. Sein Geschäft scheint sich sehr gut einzurichten und kann hin und her ein Wort für ihn sprechen. Leuchtweis[1]) hat seinen Pocal mit Glanz fertig gebracht, der Beifall war laut und allgemein. Der würde auch eine Freude haben wenn du kömmst! Seine Frau könnt ein wenig schöner sein. Ich hoffe in Leipzig deine Statuette von der *f. D. fuge* zu sehen, ich bin sehr begierig.

Nach Rüdigsdorf[2]) bin ich dringend eingeladen. Ich wollte ich könnte mich auf 14 Tage hinlegen und eine moderne *Novelle*[3]) aufzeichnen die ich im Kopf ganz fertig habe, und die ihre Wirkung nicht verfehlen würde. Ich mag es aber nicht auf solch riesciren und habe auch keine Zeit. Nun möchte ich auch wissen was der „Herder"[4] macht, wie weit bist du? bleibt so viel übrig dass du kannst nach Paris reisen? Von hier kostet es 40 Fl.! Wir sollten zusammen gehen. Was hört man von der Professur Schraudolph[5])? Es wäre doch des Teufels wenn ich das ausschlagen müsste. In Leipzig wird es auch leer mit 1500 Fl. Unabhängigkeit ist aber mehr werth. Leb recht wohl und schreib recht bald und viel Deinem alten Freund Schwind.

P. S. Dillè ist besser, aber es scheint, dass er sich mit dem Deutschkatholicismus seine Nerven für immer übl zugerichtet hat. Er ist eben ein Gschaftlhuber!

XX. Frankfurt 5. Nov. 1846.

Liebster alter Freund Schiller!

Es ist glaube ich lange genug, dass ich dir nicht geschrieben habe. Erstlich wusste ich nie recht wo du warst, und zweitens war ich mit dem Haus in einem Trubl und Geldsorge, dass mir die Augen übergingen. Es kostete ein 3000 Fl. mehr als ich angesetzt hatte. Item jetzt sitze ich seit *Sept.* drin und bin sehr zufrieden. Vor ein Paar Tagen kam ich von einer Reise nach Berlin zurück, wo ich mich denn auch in Weimar zwei Tage aufhielt. Der Platz auf den „Herder" zu stehen kommt, ist reizend und erinnert mich so lebhaft an dich, dass ich lieber gleich geschrieben hätte. Dazu war aber keine Zeit. Den Hintergrund bildet die alte Kirche und zwei Strebepfeiler machen eine sehr gute Abgränzung, so wie das Fenster einen guten Schluss nach oben. Herders Haus ist in der Nähe. Die Transparent Geschichte habe ich in Ordnung gebracht. Da Weimar und nicht Morungen in Preussen, wie ich immer glaubte, der Ort der Aufstellung ist, so ist der Erbprinz von Weimar die gehörige Person der es zuzueignen ist. Prof. Schöll hat das übernommen, und zweifelt nicht dass der Erbz. die Zeichnung (ich habe eine neue gemacht und hingebracht) kaufen wird. Da lass ich sie frischweg auf Stein zeichnen. Hanfstengl wird mit dem Druck Wort halten, und so denke ich (wird) ein Paar Hundert Thaler zu gewinnen sein, die ich zur Aufbesserung deines Honorars bestimmte, das Schöll ohnedem sehr gering fand. Ich will einmal sehen ob ich meinen Bekannten etwas abnehmen kann wenn's drauf ankommt. In Berlin hatte ich alle Ursache zufrieden zu sein. Ich hatte den „Rhein" mit, um mit Cornelius darüber zu sprechen. Rauch der ein herrlicher Mann ist, fing daran dermassen Feuer dass er den König herbeischaffte (Cornelius hatte mir eines seiner 4 Ateliers eingeräumt) der den auch ganz gehörig entzückt war. Rauch sagte mir er habe den König darnach gesprochen und ihn geradezu *„montirt"* gefunden, eben so dass der König von dem „Kinderfries" immer als einer Arbeit gesprochen

---

[1]) Vgl. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt. 1862.
[2]) Zu Dr. Crusius.
[3]) Die „Symphonie".
[4]) Abbildung der „Herder"-Statue in No. 42 Eggers Kunstblatt vom 21. Oktober 1850.
[5]) Joh. Schraudolph, der Historienmaler, geb. 13. Juni 1808, gest. 31. Mai 1879.

die ihm besonders gefallen, ohne aber zu wissen dass er von meiner Erfindung sei. Jetzt weiss er es. Die Farbenzeichnung vom „Freiburger Münster“ hat er gekauft. In Dresden war ich auch. Ein freundschaftliches Mittagmahl auf der Brühlschen Terasse von etwa 20 Freunden war ganz prächtig und Abends war ich bei den jungen Leuten eingeladen, die mir alle Auszeichnung erwiesen. Leichtweisens Pokal macht *Furore*. Eine Preiserhöhung von den ausgesetzten 400 Fl. auf 800 Fl. wurde gerne angenommen, und ich hoffe diese köstliche Arbeit wird noch andere Folgen haben, als das Fass feinen Weines das ihm als *bona mano* ins Haus geschickt wurde. Mein Sängerkrieg ist seit 8 Wochen ausgestellt und die Zeitungen in Frankfurt schweigen — eine kurze Anzeige abgerechnet. Ein früher ausgestelltes Bild, das sehr gefiel, blieb gleichfalls ohne Erwähnung. Sie wollen nicht loben und trauen sich nicht zn schimpfen — und können mich . . . Die „Musikanten“[1]) wären wohl bald fertig, hätte ich nicht um des leidigen Geldes Willen wieder müssen Holzschnitte annehmen. Es ist mir stark an den Kragen gegangen und ohne ein halbes Dutzend Wunder weiss ich nicht wie ich durchgekommen wäre.

Die Ausstellung in Berlin von 1700 Nummern machte mir gewaltig *Courage*. Es ist nicht möglich, dass dieser gedankenlose Plunder sich durch seine abgedroschenen Efekte noch lange sollte erhalten können, gegenüber von Poesien. Gieb Acht was ich für Geschütz auffahre das nächste mal in München oder Berlin. Du darfst mir glauben das Bild von Schorn[2]) thut einem ordentlich wehe. Der Gegenstand leidet an einem unheilbaren Uebl — es ist ohne alle Befriedigung — die Pfaffen sind zu lumpig um einen Triumpf des Rechts, das Schneidergesindel zu schäbig um ein Märtyrthum vorzustellen. Dazu ist der Gegenstand gar nicht ausgebeutet, eine alberne Stummheit liegt über dem Bild, und doch zieht einen ein gewisses dramatisches Vermögen an, unter dem Wust von ganz leblosem Zeug. Der Schneider müsste zittern bis in die Knie, die Weiber mit überladener Pracht — Kleider aus Messgewändern — hin und her ein Fetzen abgerissen. Die Hälse bloss zum Köpfen, zwei drei zusammengeschnürt „die Hände blau vom binden“ sollten sich anders ausnehmen als die sammtenen Decken.

Riedl fängt sich an zu verbrauchen — Pollak ist offenbar übergeschnappt vor Beleuchtung. Bendemann wird so verhöhnt, dass man sich seiner annehmen muss. Von Hübner gar nicht zu reden. Heidegg[3]) lässt mir sagen es sei in der Künstlerschaft ein Gerede ich würde nach München berufen werden. Das wird eine harte Nuss werden — denn ich mag nicht gehen. Sage aber nichts. In Leipzig kann es auch kommen. Ich weiss eigentlich nicht, wie sie bei der Menge leerer Trohne (!) um mich herumkommen sollen. Für Leipzig habe ich heimliche Schritte gethan.

Baurath Lange[4]) war bei mir und sagte mir es gienge Dir wieder besser und das Uebel scheine sich zu heben. Nun Gott sei tausend Dank, es ist mir zu nahe gegangen. Hätte ich nur gewusst, dass du in ein Salzbad gehst, so hätte ich dich zu meinem Bruder nach Ischl gethan, wo du die ganze Geschichte umsonst gehabt hättest. Schulz schreibt gar nicht mehr, Binder auch nicht. Ich kann Dir sagen, wenn ich immer wieder lese von den 3 Königen auf dem Schiff und dem Traume Josephs, so wird mir übel. Wer zum Teufel soll sich für die Sachen noch interessiren die schon viel tausendmal besser da sind. Leb recht wohl und der Himmel lasse dich recht gesund werden. Streng dich nicht an mit schreiben, sende aber Botschaft durch Genelli mit dem ich noch immer correspondire. *Adio* Dein alter Freund *Schwind*.

---

[1]) Die Musikanten, auch das Hochzeitsbild oder die Rose genannt.

[2]) „Die Wiedertäufer“ von Karl Schorn (geb. 16. Oktober 1803 zu Düsseldorf, gest. 7. Oktober 1850 zu München).

[3]) Der General und Schlachtenmaler C. W. von Heideck, genannt Heydecker. Vgl. Allg. Deutsche Biogr. XI, 295.

[4]) Ludwig Lange, der griechische Oberbaurath und Professor an der Münchener Akademie, geb. 22. März 1808 zu Darmstadt, gest. 31. März 1868 zu München.

XXI. Frankfurt 26. Decemb. 1846.

Liebster Freund Schiller! Bald nach Deinem Briefe der mir die allergrösste Freude machte, kam einer von Gärtner worin mir die Münchner *professura* im Namen des Königs angeboten wurde. Ich wollte dir erst schreiben, wenn alles in Ordnung ist, denn dass ich mit Frau und Kind so etwas nicht ausschlagen kann, versteht sich von selbst — es dauert mir aber zu lang. Ich habe es hier ganz geheim gehalten, damit die Philister nicht glauben, ich wolle mich aufhalten lassen, und du bist auch so gut und sprichst mit niemand davon, als Genelli und wenn du's für nothwendig hältst mit O. Die Sache geht jetzt ihren Weg beim Ministerium. Ich habe eine genaue Instruction verlangt, da ich nicht Lust habe alles allein zu thun — habe also noch in der Hand zurückzutreten. Lass nur einmal deine Meinung hören. Ich will dir sagen, wie es hier steht. Durch die Berufung Lessings ist hier alles auf lange hinaus verdorben. Sie können jetzt ohne sich zu blamiren keinen von der andern Fahne anstellen, das Institut bleibt also eine Bubenschule und die *Administratoren* in den Händen eines Genrekerls und des *Passavants*. Es ist an Aufträge, an ein Kunstleben nicht mehr zu denken. Steinle wird auch nicht zu lange unangesteckt bleiben. Das lässt sich denken und dann fällt die *Sachsenhäuser* Wirthschaft auch über den Haufen. Meine Bilder verkaufen sich schwer. Zeuge dessen ich keine einzige Bestellung habe, ein schäbiges Deckenstück abgerechnet. Mit Holzschnittzeichnungen mich abzugeben ist mir zur Last, da meine Augen es nicht mehr recht aushalten wollen, und es eine verdammte Last ist Anfangsbuchstaben auszudenken und darüber wichtige Gedanken liegen lassen. Denk dazu, es käme Krankheit oder Krieg, was müsste ich mir für Vorwürfe machen Frau und Kindern gegenüber. Wenn ich den Gehalt von 1150 Fl. habe und den Zins von meinem Haus, brauche ich mich um nichts mehr zu scheeren und kann ohne weiters grosse Sachen unternehmen, oder kleine wenn es mir beliebt, mit einem Wort als Poet leben statt als Miethgaul.

Der Erbprinz von Weimar hat die Dedication nicht angenommen. Vom König von Preussen verlautet nicht das geringste. Für die Stelle in Leipzig ist von Seiten der Dresdner *Academie* Jäger[1]) vorgeschlagen, dem ich es herzlich gönne, aber wenn mir alle Aussichten abgeschnitten werden, soll ich auch den König von Bayern, den einzigen der an mich denkt, vor den Kopf stossen? Dann muss ich auch sagen, wenn einem die Kunst am Herzen liegt, kann man nicht zurückbleiben, wenn einem endlich einmal ein Platz angeboten wird, wo man sie mit Musse und mit Erfolg ausüben kann. Was hab ich von aller Anstrengung in Carlsruh? Wer kümmert sich um diese Sackgasse. Was hab' ich von Frankfurt? Ich sehe dem Fass auf den Boden und die Lumpenkerls hängen mein Bild, dass es kein Mensch sehen kann und die Fr. Zeitungen schweigen davon. Könnten sie unser einen ungeschehen machen, sie thäten es. Was ich zu machen habe, ist mehr als eine Liebhaberei, es ist ein Beruf, und da kein Anderer machen kann, was ich mache, eine Pflicht. Wie freue ich mich meine Sachen unter Freunden zu machen, die sie verstehen und einem auch etwas rathen können!

Ich mache mitunter die schönsten Pläne. Wenn der König dein Haus einmal einreissen lasst, schauen wir den Platz zu bekommen und bauen eines hin nach unserm Bedürfniss. Wenn ich hier nur leidlich mein Haus verkaufe, habe ich zwanzigtausend Gulden, das andere wird gepumpt. Wohl ist Gott sei Dank alles bei mir. Das Bild mit den Musikanten — da ich wieder eine Parthie von 26 Holzschnitten abgethan habe — wird jetzt fertig gemacht. Ich denke man wird von der Farbe auch reden können. Wo würdest du mir rathen zu wohnen? Ich denke an die Müllerstrasse oder so wo. Ich hoffe deine Gesundheit hält jetzt und im Frühjahr stellst du dich dann vollends her — kann sein wir reisen ein Stück zusammen, da in Linz von einer Fresko Arbeit die Rede ist[2]). Von meiner Frau alles Schöne. *Adio* Dein alter Freund *Schwind.*

---

[1]) Gustav Jäger, geb. 12. Juli 1808 in Leipzig, gest. das. 19. April 1871.
[2]) Holland S. 114.

XXII. Frankfurt 11. Jenner 1847.

Liebster Freund Schiller. Ein sehr freundlicher Brief von Gaertner theilt mir die Nachricht mit dass meine Anstellung fix und fertig ist. Hier reissen sie Augen und Maul auf, weil ich niemand etwas gesagt habe. Ich denke bis Ostern einzurücken. Meine Frau schreibt an die Frau Dietz (du bist gebeten den Brief hinzuexpediren) wegen verschiedenen häuslichen Fragen. Du würdest mich recht verbinden, wenn du mir schriebst wo O wohnen, damit man nicht hinzieht, wo man ihnen alle Tage begegnen muss. Ich möchte eine Wohnung haben zu ebener Erd — ersten Stock 5—6 Zimmer und etwas Garten. Ich würde bis 500 Fl. geben, glaubst du dass man da was rechtes haben kann? Lerchenstrasse, Sonnen- Müllerstrasse, so etwas. Das Musikantenbild ist ganz übermalt und zwar so dass es mit Lasuren kann fertig gemacht werden, was etwa 14 Tage dauern wird. Biss es so weit trocken ist, fang ich heute ein Deckenstück in Öhl an rund 8 Fuss im Durchmesser, fast lebensgrosse Figuren: Es ist mir sehr angenehm, dass ich diese Uebung noch habe bevor ich den Rhein anfange mit dem ich in München den Tanz eröffnen will. Du wirst jetzt auch wieder ein Haus haben wo du gern hingehst, wir wollen uns schon einrichten, einfach aber gut. Ich möchte mit dem Gehalt und meinen Interessen auslangen, um mich mit voller Freiheit der Kunst hinzugeben.

An Ferdinand O(livier) werde ich schreiben.

Für Leipzig ist glücklich von Seite der Dresdner Academie Jäger vorgeschlagen. Ich gönne ihm's gerne, und würde um keinen Preis Schritte zu seinem Nachtheil thun. — Schreib recht bald und wenn du was zu erzälen hast so thue es ja — es vergisst sich sonst. Wie ist meine Ernennung in München aufgenommen worden? Leb wohl und schreib recht bald. Ich denke wenn es geht bis Ostern zu kommen. Wie gehts bei Genelli? *Adieu.* Dein alter Freund *Schwind.*

XXIII. Frankfurt 13. Febr. 1847.

Liebster Freund!

Wegen der Wohnungen bin ich sehr dankbar und vollkommen einverstanden. Bis 15ten Merz längstens bin ich da und da können wir gleich eine aussuchen. Ich zweifle nicht dass gegen meine jetzige Behausung alle zusammen wie Löcher aussehen werden. Eins möchte ich dich bitten dem Schneidermeister Daffner zu sagen, er möchte Aufschläge und Patten für meine Uniform alsobald beim Goldsticker bestellen, und mir sagen lassen ob ich ihm ein Maass meiner Halsweite schicken kann damit auch der Kragen vorgenommen wird, damit wenn ich komme das Prachtgewand gleich kann gemacht werden, säume aber ja nicht den Bock in Bewegung zu setzen. An Ferdinand hätte ich längst geschrieben, aber du kannst dir denken wie mir die Arbeit über den Kopf wächst. Das Haus ist verkauft, immerhin mit einem Gewinn von 5000 Fl. ein Paar hundert weniger. Es ist genug. Endlich hat man mir auch das Diplom als Ehrenmitglied der Akademie in Dresden zugeschickt — es ist vom 1ten September *datirt.* Duller habe ich neulich besucht — er ist in einer Geschäftigkeit, die kein zweiter aushält, Vorsitzer der Armencommission, Kirchenvorstand, Secretär des literarischen Vereins und zwanzig anderer Mitglied — hat alle Tag 3 Sitzungen und schreibt nebenbei dem Teufel ein Ohr weg. Das alles entfremdet ihn freilich nach und nach unsern Kunstinteressen. Gratuliere zu Herders Vollendung, ich freue mich über die Massen deine Sachen wieder zu sehen. Grüsse Alle bestens und vergiss den Geisbock[1]) nicht denn ich muss in Uniform zum König gehen. Adee Dein alter Schwind.

Wohlgeb. Herrn Schaller Bildhau., Mitglied der Akademie, Arcisstr. 8.

[1]) Bestellung der Uniform beim Schneidermeister.

XXIV. München den 20. Juni 1847.

Liebster Freund Schiller! (in Wien)

Ich habe immer auf die Entwürfe der Monumente gewartet, desgleichen auf die Entscheidung wegen der Architecktur-Professur, und so bin ich über den 15. weggekommen ich wusste nicht wie. Jetzt will ich nicht versäumen dich aufmerksam zu machen, dass die Nachricht von des alten Reinhard's Tod eingetroffen ist, wodurch eine Staats-Pension von 800 Fl. leer wird. Ebenso ist dem Kirchmaier[1]) Praxiteol seine von 600 Fl. vacant, um die sich Eugen Neureuther bewirbt, der aber wahrscheinlich eine Stelle in der Porzellanfabrik bekommt die früher Gärtner gehabt hat. Ich denke wenn ein Ausländer Hofmaler sein kann (sie werden aus demselben Fond bezahlt) so kann auch ein Ausländer Staats-Pensionär sein, wenn ihm der König wohl will. Wie ich bei ihm war, sagte er auch gleich: Sie haben einen ausgezeichneten Landsmann hier, Bildhauer Schaller, macht ein sehr schönes Monument *etc.* eine Lobrede. Denke dir also eine Bittschrift aus, damit du sie einreichen kannst wenn du kommst, oder schicke sie, es wird aber nicht so eilig sein. Die Titulatur wirst du wissen oder kannst sie bei der bayr. Gesandschaft erfahren. Ich habe mit dem Allergnädigsten Unglück, er war allbereits 3 mal vergebens an meiner Thüre, was mir aber insofern recht ist, als ich ihn lieber in einem etwas besser aussehenden *Atellier* empfangen will. Vom Rhein ist untermalt die Gruppe des Rheins, der Mosel und des Mains, wo noch ein Paar Kinder fehlen, da kann man sich also bald sehen lassen. Gonzenbach[2]) hat mit seinem Antrag reussirt, er wird die Musikanten stechen. Wie? ist eine andere Frage. Ich rechne darauf dass Merz etwas nachhilft. Mit der Architektur Professur wissen wir noch gar nichts. Drei Gesuche kamen an die Akademie, drei andere, worunter Lange seins, hat der König oben behalten — vielleicht ein gutes Zeichen. Sein Schwiegervater ist gestorben. Wenn du wieder kommst findest du uns schon in den frisch angestrichenen Zimmern. Ich denke es soll dir gefallen. (Da ich Gonzenbach eine Zeichnung mache, wofür er 500 Fl. bezahlen muss, so brauchst du dich wegen unserer Rechnung nicht zu sorgen). Schnorr war einmal Abends bei uns, arbeitet was Zeug zusammenhält und zieht im September aus. Schubert sein Kleines und Frau sind wohlauf. Aus der Linzer Arbeit scheint nichts zu werden — du verlierst dabei etwa 40 Medallion-Köpfe, um die dir auch nicht sehr leid sein wird. Du wirst jetzt mit unserer alten Kameradschaft herumziehen und dich in frühere Zeiten versetzen. Schau ja alles genau an damit du mir recht viel erzälen kannst. Manschgo's[3]) Zimmer zu sehen gäb ich was, denn ich würde wieder im Jahre 28 leben. Sage Allen dass ich mich ganz über die Maassen freuen werde wenn ich wieder einmal hinunter komme. Bis dahin — ich bin ein verheiratheter Mann — möchten die Herrn Junggesellen keine Leimsieder sein und einmal heraufkommen. Nun wünsche ich dir alles Glück zu deinen Plänen, aber auch den gehörigen Gleichmuth wenn nichts daraus wird. In der österreichischen Kunst wächst das vernünftige sehr dünn. Das Bad hat hoffentlich ganz gut angeschlagen, und darüber können wir uns mehr freuen als über Aufträge, die immer mit gehörigen Verdruss gespickt sind. Leb wohl und grüsse alle bestens und lass bald von dir hören. Dein alter Freund Schwind.

XXV. 13. VI. 1863 (aus Reichenhall.)

Lieber Freund Schiller!

Leider hab ich es nicht mehr machen können vor meiner Abreise zu dir zu kommen. Du weist wie es in solchen Fällen geht. Willst du so gefällig sein und mit dem inliegenden Briefe zu dem Brillenmacher zu gehen, beim Carlsthor links im Ober-Pollinger Haus oder gleich daneben. Ich brauche nothwendig eine andere Brille. Im Falle er gegen

---

[1]) Jos. Kirchmaier geb. 1773 zu Rockersing (Niederbayern), gest. 1845 zu München. „Praxiteol" humoristische Abkürzung für Praxiteles.

[2]) Karl Gonzenbach geb. 1806 zu St. Gallen 1838—1878 in München, starb 13. Juni 1885 zu St. Gallen.

[3]) Eduard von Bauernfeld.

alle Erwartung Anstand nehmen sollte sie mir auf Credit zu schicken, so sei so gut und erbiethe dich sie zu zalen.

Ich bin Dienstag angekommen und habe Mitwoch angefangen zu arbeiten. Ein Leviten-Engel ist fertig, vom zweiten Kopf und Flügel. Die Stationen machen wir 4 Fuss gross. Es ist dieselbe Mühe und sie sehen doch was gleich.

Ich wohne neben der Kirche, am entgegengesetzten Ende der Kurgasse. Was ich bis jetzt gesehen habe, will nicht viel heissen. Morgen fahre ich auf einen Besuch nach Salzburg. Schön wär's, wenn du einmal herkämst, wenn die Arbeit weiter sein wird.

Wie der Brillen Macher heisst, weiss ich nicht, er war früher bei Bach. Ich hab ihm geschrieben dass du im Nothfall für mich zalen wirst, er wird's aber nicht annehmen. Ganz der deinige M. v. Schwind.

Reichenhall 13. Juni 1863.[1]) Schreib auch einmal einen — Brief.

Geschichte der Familien Mylius.

Von

HERMANN LÖSCHER.

Im Jahre 1751 und 1752 gab der Jenenser Universitätsbibliothekar Johann Christoph Mylius (geb. den 29. Juli 1710 in Buttstädt, gest. 1756 in Jena) ein dreibändiges Werk heraus, betitelt: Historia Myliana vel de variis Myliorum Familiis earum ortu et progressu etc. Es war ein Unternehmen riesigen Gelehrtenfleisses, nicht nur die Geschichte der eigenen Familie zu schreiben, sondern die Untersuchungen auch auf alle irgendwie auffindbaren Namensvettern auszudehnen. Die meisten Stücke dieses seltenen Werkes sind im Besitze grosser Bibliotheken; nur eine kleine Anzahl hat sich in den Mylius'schen Familien fortgeerbt.

Im Jahre 1892 fasste ein Nachkomme jenes Magisters, Wolfgang Mylius zu Frankfurt, den Plan, das fast vergessene Werk seines gelehrten Vorfahren zu erneuern. Dabei musste das alte lateinische Gewand fallen, und das Buch, wo es nicht vollständig war, ergänzt werden. Dann war die Geschichte der einzelnen Familien fortzuführen bis auf die Gegenwart. Es ist dies keine kleine Aufgabe. Nur der Fleiss des Herausgebers und die Bemühungen der übrigen Familienglieder, sowie das Entgegenkommen zahlreicher Behörden ermöglichten das Zustandekommen eines solchen Werkes.

Leider starb der genannte Wolgang Mylius mitten in seiner Arbeit im Jahre 1894. Das Ganze wäre Bruchstück geblieben, hätte sich nicht ein Vetter von ihm, der Apotheker Johann Carl Mylius in Buttstädt (S.W.), der Vollendung der Familiengeschichte unterzogen. So ist es ihm vor Allem zu danken, dass dies Musterstück einer deutschen Familiengeschichte in einem 352 Seiten starken grossen Oktavbande, in vorzüglicher Ausstattung von einem Mylius (in Sonneberg S. M.) gedruckt, mit drei bunten Wappentafeln und vier Stammtafeln, sowie mit fast 30 Bildern aus alter und neuer Zeit geschmückt, im Vorjahre erschienen ist.

[1]) Nach kaum zwei Monaten starb der edle Stadtpfarrer Dr. C. Rinecker welcher die Ausmalung seiner im romanischen Styl neu erbauten Kirche durchgesetzt hatte, schon am 30. August 1863. (Holland S. 192.) Er hatte sein ganzes Vermögen zum Bau und zur Ausschmückung dieser Kirche verpfändet, ohne ihre Vollendung zu erleben. Sein von Kaspar Zumbusch gemeisseltes Relief-Portrait ist mit Recht im Chor der Kirche zum Gedächtniss angebracht. Schwinds Bildercyklus daselbst ist inzwischen schon sehr schadhaft geworden; eine treffliche Ausgabe davon in Lichtdruck hat die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst (Wien. 1892) veranstaltet.

Da das Buch im Buchhandel nicht zu haben ist, und doch nicht nur als Vorbild einer Familiengeschichte, sondern auch in biographischer Hinsicht viel Interessantes bietet, sei auch in diesen Blättern auf dasselbe aufmerksam gemacht.

Vorerst sei zur Nachahmung auf die äusserst praktische Anordnung des Buches hingewiesen. Eine solche Arbeit kann nicht durchgehends in Stammbaumform geboten werden, da diese Form selbst bei dürftigen lebensgeschichtlichen Beigaben einen viel zu breiten Rahmen einnehmen würde. So wurden hier in jeder Familie gesondert die Geschlechter in aufsteigender Reihe behandelt. Jede Generation trägt einen lateinischen grossen Buchstaben als Zeichen. Steht am Rande eine deutsche Ziffer, so bedeutet das, dass von diesem Mylius Nachkommen vorhanden sind, die dann weiter unten in der nächsten Generation unter der gleichen Zahl zu finden sind. So lässt sich von jedem Zweig sofort und mühelos ein Stammbaum aufstellen.

Die Einleitung bildet ein Aufsatz über Namen und Ursprung der Mylius. Es wird darauf hingewiesen, dass die Entstehung des Namens in seiner griechischen Form (μύλιος-Müller) in die Mitte des 16. Jahrhunderts fällt, als es Sitte war, seinen guten deutschen Namen Müller oder Möller in ein lateinisches Molitor oder griechisches Mylius zu verwandeln. Meist waren es Gelehrte bes. Geistliche, die diese Mode befolgten. Der Verfasser weist aber mit Recht auch darauf hin, dass hier die Universitätsbehörden von grossem Einfluss waren, weil sie bei Einschreibung der jungen Studenten in die Matrikeln eben auf eigene Hand die Namen in die lateinische oder griechische Form abänderten. Dabei herrschte eine grosse Mannigfaltigkeit, denn die „Müller“ nennen sich ausser mit den beiden genannten fremden Namen auch noch: Molinarius, Molanus, Molinarus, Mylonius, Mylaeus u. s. w., ja auch Zusammensetzungen wie Mesomylius (Mittelmüller) und Xylomylius (Holzmüller) finden sich.

Der Name „Müller“ bezieht sich natürlich bei allen Gliedern zunächst auf das Gewerbe, das die Vorfahren der Mylius ursprünglich betrieben. Das lässt sich deutlich beweisen bei dem Geschlecht, dem die Verfasser der beiden Familiengeschichten entstammen, bei den „Mylius aus Schleiz“.

Ebenso wie es heute von „Müllern“ wimmelt, so war im 16. Jahrhundert kein Mangel an „Mylius“. Gerade dadurch aber wird die Familiengeschichte ziemlich verwickelt. Davor schreckt der Verfasser nicht zurück, denn er bietet auch die ausgestorbenen Linien dar und in einem Anhange führt er zahlreiche Mylius auf, die sich nach den vorhandenen Unterlagen nicht in eine der behandelten Familien eingliedern lassen.

Manche Familie „Müller“ dürfte vorhanden sein, die mit jenen Mylius in Verwandschaft steht, aber den deutschen Familiennamen bewahrt hat. Wir können es dem Verfasser nicht verdenken, dass es ihm „an Muth fehlte, sich an eine Genealogie der „Müller“ heranzuwagen“.

Eine gewisse Zusammengehörigkeit der behandelten Familien scheint sich aus der Übereinstimmung der Familienwappen zu ergeben. Doch ist diese oft äusserlicher Art. Über die Wappen der Mylius handelt ein zweiter einleitender Aufsatz.

Das am meisten verbreitete, und dem Namen am besten entsprechende Mylius'sche Wappen ist das auf Tafel II gebotene. Es zeigt in silbernem Schild drei rothe Rosen auf gedornten Stengeln und mit Blättern versehen, die sich aus einem halben blauen Mühlenrade erheben. Auf dem gekrönten Helme befindet sich ein wachsender rother Greif, der auf den Ursprung aus der später zu erwähnenden Greifenmühle hinzudeuten scheint. Dieser Greif hält ein silbernes Mühlengetriebe in den Pranken. Verändert und vermehrt wurde das

Wappen von Kaiser Joseph, der 1768 für Ernst Heinrich Mylius, Edlen von Ehrengreif (gest. 1781 zu Stuttgart, war zuvor württembergischer Gesandter in Wien) einen zweiten linken Helm mit Adlerflügel hinzufügte. Ebenso erhielt dessen Sohn Gustav Heinrich Freiherr Mylius von Gnadenfeld 1789 im Wappen einen dritten mittleren Helm mit 3 Rosen hinzugefügt.

Den grössten Theil des Buches nimmt die Geschichte der Mylius aus Schleiz ein, der auch die Verfasser der Familiengeschichten entstammen.

Gegen Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts lebte in Schleiz David Gering, der dort eine steinerne Mühle errichtet, die sich um 1751 als Davidsmühle noch in jener Stadt befand. Der Besitzer der „Davidsmühle" wurde „Davidsmöller" oder auch der „reiche Möller" genannt. Er besass ausserdem noch die Greifenmühle bei Crimmitschau in Sachsen. Von seinen drei Söhnen soll der erste: Kaiserl. Hofrath, der zweite: sächs. Minister geworden sein, während der jüngste „David Möller" die beiden Mühlen in Besitz nahm. Dessen zwei Söhne theilten sich in den Besitz, und von ihnen entstammen 5 weitverbreitete Familien.

Vom Schleizer „Möller" leiten sich ab die Nachkommen des Böttchers Balthasar Möller in Greiz, dessen Sohn Valentin den Namen Mylius annahm. Er starb 1562 als Pfarrer in Liebenroda in Thüringen.

Sein Sohn ist der als Gelehrter und poeta laureatus bekannte Johannes Mylius, der Professor an der Universität Jena war und dort 1575 starb.

Von Hans Möller, dem zweiten Sohne des Schleizer Möller, leben Nachkommen noch heute in Norddeutschland. Auch hier war es ein evangelischer Geistlicher, der den Namen Mylius annahm, nämlich Georg Müller, der als Professor und Superintendent in Wittenberg, und danach in Jena wirkte. In Jena war er einmal Rector magnificus. Er starb in Wittenberg, wohin er abermals berufen wurde, 1607. Viele seiner Nachkommen sind Geistliche gewesen, so in Jena, Buttstädt, Hannover. Auch der anfangs genannte Verfasser der Historia Myliana entspross diesem Zweige.

Die Familie des jüngsten Bruders, dieser aus Schleiz stammenden Möller, mit Namen Andreas, theilt sich durch seine beiden Söhne Balthasar und Berthold in zwei grosse Linien. Balthasar, der ältere, der sich später Mylius nannte, war Pfarrer in Schleiz, und starb dort 1596 als Schlossprediger und Superintendent. Viele seiner Nachkommen sind Geistliche in Sachsen gewesen, nicht wenige auch berühmte Rechtsgelehrte an der Universität zu Leipzig. Auch die obengenannten geadelten Mylius entstammen dieser Linie. In der Familie der Berthold Möller nahm Andreas, gestorben als Pfarrer zu Reinsdorf bei Greiz, den Namen Mylius an. Seine Nachkommen leben heute noch.

Den zweiten grossen Hauptzweig der Familie bilden die Kinder des Simon und Caspar Müller, Söhne des Greifenmüllers in Crimmitschau. Simon war Lehrer in Glauchau. Seine Söhne, beide Geistliche, nannten sich später theils Mylius, theils Molitor. Zahlreiche Geistliche und Rechtsgelehrte entstammen diesem älteren Zweig. Aus dem jüngeren Zweig, der von Caspar Müller (gestorben als Pfarrer in Thurm bei Glauchau 1591) sich herleitet, entstammt der Herausgeber der neuen Mylius'schen Familiengeschichte. Die Familie ist bis nach Frankreich, Dänemark, Amerika verbreitet.

Die zweite behandelte Familie ist die der Mylius aus Wetter in Hessen, die auf einen Walkemüller daselbst zurückgeht, dessen Sohn als Pfarrer in Viermünden die Namen Molitor, später Mylius annahm.

Zu erwähnen sind aus dieser Familie: Johannes Mylius, der als Rath 1680 in Marburg starb und sich durch verschiedene dramatische Arbeiten bekannt machte. Auch diese Familie blüht heute noch in Darmstadt.

Hieran reiht sich die Familie: Mylius aus Kottbus. Auch diese führen ursprünglich den Namen Müller oder Möller, und erst Johannes, der 1563 in Wittenberg immatrikulirt ward, nimmt den Namen Mylius an. Diese Familie hat unser ganz besonderes Interesse dadurch, weil sie mit Lessing verwandt ist. Am 3. November 1705 verheirathete sich Caspar Mylius, damals Diakonus in Elster bei Kamenz, später Pfarrer in Reichenbach bei Königsbrück, mit Anna Dorothea Lessing, Tochter des Kamenzer Bürgermeisters Theophilus Lessing, und Schwester von Lessings Vater. Aus dieser ersten Ehe stammt Christlieb Mylius, Rektor in Königsbrück, der Lessing den ersten Privatunterricht ertheilte. Aus einer zweiten Ehe stammt der Dichter und Naturforscher Christlob Mylius ab, der 1722 in Reichenbach geboren, 1754 unverheirathet in London starb. Sein treuer Freund Lessing, der sich in Leipzig und Berlin sehr eng an ihn angeschlossen hatte, gab 1754 dessen vermischte Schriften heraus. Mylius war es gewesen, der Lessings erste Gedichte in seine Zeitschrift „Der Naturforscher“ aufnahm. Der Verfasser der Familiengeschichte bietet hier sehr ausführliches biographisches Material, das dem Literarhistoriker gewiss willkommen ist.

Ein weiterer Schriftsteller aus dieser Familie ist Wilhelm Christhelf Sigmund Mylius, geboren 1754 in Berlin, der besonders durch zahlreiche Übersetzungen aus dem Französischen und durch Theaterstücke bekannt geworden ist. Vieles veröffentlichte er unter dem Pseudonym G. Bider. Er starb, durch den Krieg von 1806 verarmt, 1827 in Berlin. Auch diese Familie besteht noch in einzelnen Ausläufern.

Die vierte der behandelten Familien sind die Mylius aus Ansbach. Die Forschungen gehen hier zurück bis auf einen Mylius, der Leibarzt in Schweden war und später in Ansbach lebte, wo er um 1690 starb. Vielleicht ist er ein Nachkomme des Davidsmöller aus Schleiz. Seine Nachkommen siedelten sich in Frankfurt an. Hier lebte z. B. Heinrich Mylius (geb. 1769, gest. 1854), der ein grosses Bankhaus in Mailand gründete und sein ganzes Vermögen zu gemeinnützigen Zwecken verwendete. Eine der schönsten Strassen in Frankfurt a. M. trägt den Namen dieses edlen, kunstsinnigen Mannes. Glieder dieser Familie finden sich noch in Frankfurt und Mailand.

An diese Mylius schliessen sich die aus Gernrode. Der Stammvater ist der erste lutherische Geistliche und Superintendent der Abtei Gernrode in Anhalt. Dieser Mann ist ein eigenartiger Vertreter der Reformationszeit. Über ihn berichtet Andreas Hoppenrod in seinen Gernroder Annalen, die Meibom in seine „Deutsche Geschichte“ II, 417 ff. aufgenommen hat. Eine Reihe gelehrter Männer entstammen diesem Familienzweig bis auf den heutigen Tag, wo wir dessen Glieder besonders in Norddeutschland verstreut finden.

Auf einen Lohgerber Erasmus Möller geht der Stamm der Mylius aus Arnstadt zurück. Sein Sohn Wolfgang, der den Namen Mylius annahm, war Pfarrer in Flurstedt (gest. 1638). Viele Geistliche und Lehrer entstammen diesem Geschlecht. Zu erwähnen ist Wolfgang Mylius, der Gothaischer Hofkapellmeister wurde und als einer der bedeutendsten Musiker nach dem dreissigjährigen Kriege galt.

Aus dieser Familie stammen ferner der Begründer der Mylius'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin, in dessen Verlag Goethes „Stella“ erschien. Ebenso wie dieser Mylius ist einer seiner Brüder bekannt geworden. Es ist der Maler Carl Heinrich Mylius, der leider als junger Mann schon 1758 starb. Von ihm stammt u. A. das beste Bildniss Gellerts. Die Familie ist mit Ende vorigen Jahrhunderts ausgestorben.

Bis in unsere Zeit dagegen hat sich auch die Familie der Mylius aus

Nordhausen erhalten. Der Stammvater ist Berthold Müller, ein Bäcker jener Stadt. Hier ist es einmal kein Geistlicher, der den Namen in die griechische Form umwandelt, sondern der Schlosshauptmann Caspar Mylius, auf der Feste Hohnstein bei Stolberg (gestorben 1568). Dagegen finden sich unter den Nachkommen eine ganze Anzahl von Geistlichen, die meist ihrem engeren Vaterlande gedient haben. Die Familie ist heute noch in Nordhausen zu finden.

Unter diesen bürgerlichen Familien erwähnt der Verfasser auch eine adelige, die der Freiherren von Mylius in Köln. Diese altrheinische Adelsfamilie kommt bereits um 1350 urkundlich vor. Der Ursprung des Namens geht auf die Form „Myle“ zurück, woraus später „Mylius“ geworden. Die Familie ist eng mit Köln verbunden. Ein Zweig wandte sich im 16. Jahrhundert nach Holland und nahm dort den Namen van der Myle an.

Die drei Söhne des Bürgermeisters und Buchhändlers Johann Heinrich Arnold v. M. in Köln wurden um ihrer Kriegsdienste willen 1715 in den Freiherrnstand erhoben. Ihre Nachkommen sind nur im Mannesstamm des mittelsten: Anton Ulrich, ausgestorben.

Drei erloschene Familien beschliessen das Buch.

Die Mylius aus Suhl haben bis 1832 bestanden. Ein Wendelin Müller, Kaufmann aus Suhl, ist hier der Stammvater. Sein Sohn, der als Diakonus von Themar 1577 die Concordienformel unterschrieb, nahm den Namen Mylius an, während einer von dessen Söhnen — für die damalige Zeit ein seltenes Vorkommniss — wieder zum deutschen Namen Müller zurückkehrte, bei dem auch dann seine Nachkommen blieben. Es war der 1630 als Pfarrer in Wiedersbach gestorbene Nikolaus Müller. Ein Zweig der Familie siedelte nach Kronstadt über und hat den Siebenbürger Sachsen eine Zahl von Ärzten geliefert.

Noch früher als diese Familie erlosch die der Mylius aus Salzwedel. Hier geht die Kenntniss bis auf einen Mühlenbesitzer Bernhard Sirow zurück, dessen Sohn als Rechtsgelehrter nach Hamburg ging. Sein Enkel Bernhard nahm als Arzt den Namen Mylius an. Er starb als Stadtphysikus und Lehrer der Physik am Pädagogium in Würzburg. Die Familie blieb zumeist in Bayern (Regensburg und Sulzbach), wo sie 1792 erlosch.

Noch früher ging ein die Familie der Mylius aus Meissen, die auf einen Baumeister Peter Müller, geboren um 1490, zurückgeht. Sein Sohn Andreas nannte sich Mylius. Er trat in die Dienste des Herzogs Johann Albrecht I. von Mecklenburg-Güstrow und wurde 1570 vom Kaiser Maximilian II. gelegentlich einer Gesandtschaftsreise in den Adelstand erhoben. Über sein Leben hat G. C. F. Lisch 1853 eine Schrift herausgegeben. Er selbst hat sich verdient gemacht durch zwei wichtige Mecklenburgische Geschichtswerke „Genealogie“ 1575 und „Annales“, eine Geschichte der Zeit des Herzogs Johann Albrecht. Seit etwa 1600 nennen sich seine nicht sehr zahlreichen Nachkommen: Milies oder von Milies.

Ausser diesen geschlossenen Familien hat der unermüdliche Sammelfleiss des Herausgebers noch eine grosse Anzahl von Namensvettern gefunden, die sich, soweit jetzt die Hilfsmittel reichen, in die vorhandenen Familien nicht eingliedern lassen. Diese hat er in einem Anhange unter „Verschiedene Mylius“ zusammengefasst. Die Anordnung ist chronologisch, so dass man sich auch hier leicht zurechtfinden kann. Es sind darunter eine ganze Zahl bedeutender Leute aus allen Gauen Deutschlands. Es würde jedoch zu weit führen, auf diese näher einzugehen.

Den Schluss des Buches bilden zwei Namenregister. Das erste führt alle behandelten Mylius nach dem Vornamen, Geburts- und Todesjahr auf; das zweite, nicht minder werthvoll, bringt ein Verzeichniss aller mit den Mylius in Beziehung

stehenden Personen. Diese Register erhöhen die Brauchbarkeit des Buches für den Forscher wesentlich. Vielleicht wäre ein drittes Verzeichniss der in dem Buche vorkommenden und mit den Mylius in Verbindung stehenden Ortschaften zweckdienlich gewesen. Denn ganz besonderen Werth besitzt diese umfangreiche Familiengeschichte für die Geschichte zahlreicher Orte.*)

Es ist ja nur biographische Kleinarbeit, die hier geboten wird. Aber aus vielen kleinen Steinchen lässt sich schliesslich mosaikartig doch ein grosses Bild zusammen setzen, zumal reiches kulturgeschichtliches Material an zahlreichen Orten eingestreut ist. Diese Zeilen möchten gern mit dazu dienen, alle die, die mit Abfassung einer Familiengeschichte beschäftigt sind, auf ein vorzügliches Vorbild hinzuweisen, zugleich aber auch den Forscher auf diese gründliche Arbeit zu lenken, die ja leider buchhändlerisch nicht vertrieben wird und darum auch den meisten unbekannt bleiben dürfte. Hoffentlich erwerben unsere grossen öffentlichen Bibliotheken, die die alte Historie Myliana besitzen, auch diese Fortsetzung und Erweiterung des alten Werkes.

Solchen, die besonderes Interesse an dem Buche haben, stellt Verfasser dieser Zeilen [in Zwönitz, Sachsen] sein Exemplar gern leihweise zur Verfügung.

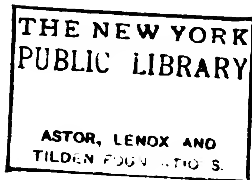
*) Verfasser dieser Zeilen hat dies für seine jetzige Heimath ausgeführt in „Aus dem Zwönitzthale“ Ortsgeschichtl. Zeitschrift, 1895, No. 2: „Zur Geschichte der Familie Mylius in Zwönitz 1611—1690“ (Verlag von Herm. Graser in Annaberg i. S.).

---

bm. **Wandlungen.** Lebenserinnerungen von Carl Jentsch. Leipzig, Grunow, 1896.

Schlesische Zustände, Kleinstädtisches, Bauern- und Priesterleben während des letzten halben Jahrhunderts steigen in diesen frisch, wahrhaftig und volksmässig geschriebenen Denkwürdigkeiten auf. Jentsch, der Sohn eines protestantischen Vaters und einer katholischen Mutter, kam als halber Knabe in katholische Convicte und Alumnate. Launig und lebendig schildert er seine geistlichen Führer und Hirten, Pfarrer und Capläne. Aufrichtig gedenkt er seiner Schwankungen, die ihm während der Bewegung wider die Unfehlbarkeit und zur Zeit des Kulturkampfes wiederholt zu Weiterungen mit seinen Oberen und endlich in das Lager des Altkatholicismus führten, dessen Schwächen der Autor nicht beschweigt. So gewinnt uns der gescheite, muntere Gesellschafter nicht als untadeliger Principienreiter, vielmehr als echter „Mensch mit seinem Widerspruche“, im Temperament und in seiner behaglichen Gesprächigkeit ein echter Vollblut-Schlesier.

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.



Neue Beiträge zur Biographie von Ludwig Anzengruber.

Mitgetheilt von ANTON BETTELHEIM.

I.

Im Oktober 1860 trat der damals 21jährige Anzengruber sein erstes ngagement als Schauspieler in Wiener Neustadt an; leidenschaftliche Vor- be für die Bühne lag ihm vom Vater her im Blute; in seinen Knaben- id Lehrlingsjahren war es sein eifriges Bemühen, trotz der ungemein engen erhältnisse seiner von einer kärglichen Wittwenpension und dem Ertrag ner kleinen „Pfaidlerei" lebenden Mutter, die Wiener Theater zu besuchen: n Bestreben, dem sein Vormund, Andreas Schumacher, seines Zeichens anzleibeamter und in seinen freien Stunden Literat, bisweilen hilfreich itgegenkam. Das Zusehen und Zuhören genügte dem Jüngling nicht lange. r versuchte sich als Possenschreiber nach dem Vorbild Nestroys. Er achte auch die Bekanntschaft des Gesangskomikers Carl Treumann vom eopoldstädter Theater, der ihm ein paar Stunden gab. Und endlich — n 4. Juni 1860 — wagte er es, sich dem putzigen Direktor des Meid- iger Theaters, Groll, mit der Bitte vorzustellen, ihn ohne Gage zu en- igiren. Die Geschichte dieser Begegnung hat unser Dichter gleich dazumal einem Sedezhefte „Unter'm Mond. Eine Sammlung von Satiren, edichten, prosaischen Aufsätzen und Aphorismen von LANZ" - d. h. L. Anz(engruber) — „Wien 1860", launig beschrieben. Groll be- hrte von dem Minderjährigen einen Revers der Mutter, in dem sich die- lbe „vollkommen damit einverstanden erklärte, dass ihr Sohn Ludwig nzengruber an dem zu Meidling befindlichen Theater unter Direktion des rn. Ludwig Groll sich zum Schauspieler bilde; sowie sie für die Subsistenz- ittel desselben sorgen wird, bis er ein festes Engagement anzutreten im tande sein werde." Damit waren alle Schwierigkeiten behoben: noch an mselben Nachmittag durfte Lanz an der Probe von den „Modethorheiten" eilnehmen, in denen ihm die „kleine Roll'" des Fiakers Mischauf — n vorbedeutungsvoller Name für den künftigen Reformator der Volks- ihne — zufiel. Die folgenden Rollen des jüngsten Mitglieds der (durch ngezählte Lächerlichkeiten in der Wiener Lokalgeschichte fortlebenden) iebhaberbühne im Meidlinger Theresienbad hat unser Autor in demselben ir handschriftlich vorliegenden Hefte „Unter'm Mond" folgendermaassen ıfgezeichnet:

Theatrum Meidlingianum
Dramatisches Mixpickle
von
Lanzius.
Personen:

Fehding, Stachlow } Räuber	Ein Werber
	Schneider
Patzer, Photograph	Grossvater
Mischauf, Fiaker	Vogt v. Worms
Hanns, Steffel } Bauern	Christian, Tafeldecker
	Laridon, Koch
Schmul, Pereles, ein Trödler } Juden	Sam, François } Diener
Washalter, Wirth bei Watzhausen	Sesseltrager
Duster, Commissionär	Lanz (ein Andern sein Narr)
Melzer, Gast	

Dem Personen-Verzeichniss folgt ein schnurriges Stück in kurzathmigen fünf Akten (eigentlich nur Scenen), in denen zum Beschluss vor dem im Sorgenstuhl sitzenden Lanz „geistergleich alle obigen Gestalten", d. h. die Charaktere auftauchen, die der Anfänger darzustellen hatte. Und nicht nur in Worten, in spassigen Bleistift-Karrikaturen stellt das Heft „Unter'm Mond" Anzengruber's 20 im Meidlinger Theater gegebene Rollen vor uns hin mit munteren Glossen. So ruft Lanzius z. B. dem Fiaker zu: „Mischauf, ich kenne Dich, mein holder Junge; Du hast viel von mir an Dir . . als meine ganze Kleidung — Du bist mein erster theatralischer Versuch — leb wohl." „Fehding! — Du mein zweiter bist theurer als der erste mir. Hausschuhe, sonst ein Luxusartikel mir, gekauft 1 fl. 40 kr. entfleuch." „Ha, Stachlow, Du theuerster, mit ausgeliehenem Bart, Du 50 Kreuzer-Räuber! vergeh!" „François, Du schweigsamer Domestique, den ganzen Abend sprachst Du 7 Worte!! verstumm auf ewig!" „Vogt v. Worms in schwarzer Kleidung, weisst Du, was Deine schwarzen Strümpfen kosten an Baarem, was an Müh Deine Schuhzierathen — zieh dahin!" „Schmul — ich weiss mich Deiner leider zu erinnern, an Deinem Barte wog Spagat und Draht 4 x." In diesem selbstparodirendem Tone geht es fort bis zum Ende: „[17]) Werber: Der Groll gab Dich mir, o Werber, ich sag voll Groll dafür verderb er und Du auch, [18]) Patzer, [19]) Pereles, [20]) Sesseltrager — dies sind die letzten, die weder mich noch's Publikum ergetzten, fort. (Die Gestalten sind all verschwunden.)

„Wie hab ich ohne Lohn mit euch mich plagen müssen,
So muss man mondenlang 'ne dumme Stunde büssen."

Der gleiche Spottvers träfe auf die folgenden sechs Wanderjahre zu, die Anzengruber aus der nächsten Nähe von Wien nach Steiermark, Süd-Ungarn und Slavonien bis an die Militärgrenze verschlugen, wenn seine Schicksale während dieser Hungerjahre nicht gar zu mitleiderregend wären. Die einzelnen Leidensstationen dieser Wander- und Prüfungszeit waren mir wohlbekannt. Manche groteske, trübe und tragikomische Erinnerung hat der

Dichter wohl auch in seinen spärlichen (nach seinem Heimgang im I. Band der Gesammelten Werke gedruckten) autobiographischen Blättern: Bis zum Fertigwerden und Eine Erholungsreise festgehalten; anderes gab Stoff zu ernsten und schwankhaften Historien, z. B. der Kalendergeschichte „Wie mit dem Herrgott umgegangen wird". Meine oft wiederholten brieflichen und mündlichen Bitten, die Eindrücke und Erfahrungen dieser bitteren Tage und Jahre nicht nur in beiläufigen Andeutungen im Gespräch, sondern in geschlossener Erzählung festzuhalten, beantwortete der Dichter meist mit Vertröstungen auf die Zeiten des Alters, in denen beschauliche Rückblicke an die Stelle von schöpferischen Stimmungen treten würden. Der jähe, vorzeitige Heimgang des Fünfzigjährigen hat ihn und uns, wie um so viel anderes, auch um solche Stunden der Sammlung und Selbsteinkehr betrogen.

Was ich in der ersten Auflage meiner Anzengruber-Biographie (S. 53 und S. 231 ff.) über diese „Werdezeit" mittheilen konnte, findet erfreulicherweise eine sehr ausgiebige Ergänzung durch die folgende Reihe von Briefen an seinen Jugendfreund und nachmaligen Schwager Franz Lipka. Herr Lipka (derzeit Beamter des Wiener Magistrates) war der Sohn eines mit Anzengrubers Vater in demselben Bureau dienenden Rechnungs-Rathes.*) Selbst literarisch angeregt und eine Weile zum Beruf des Schauspielers geneigt, verkehrte er seit dem Spätherbst des Jahres 1849 mit dem dazumal zehnjährigen Ludwig Anzengruber unausgesetzt bis in dessen letzte Zeiten; war und wurde er immer mehr sein treuer Kamerad, der Gefährte seiner Spaziergänge, der Hausgast in der kleinbürgerlichen Wirthschaft von Mutter Anzengruber und Grossmutter Herbich, der Vertraute der ersten künstlerischen Versuche seines Gespielen. In vier Aufsätzen: Aus Anzengrubers Lehr- und Wanderjahren**) hat uns nun Franz Lipka nicht nur mit dankenswerthen anekdotischen Aufschlüssen, sondern auch mit einzelnen, nur viel zu sparsamen Briefproben beschenkt, die es mir als Biographenpflicht erscheinen liessen, ihn um Einblick in seine ganze Korrespondenz mit Anzengruber zu ersuchen. Herr Lipka willfahrte meinem Wunsche sofort in höchst entgegenkommender Weise. Seiner Güte verdanke ich die Kenntniss des obenerwähnten Heftes „Unter'm Mond". Seiner Sorgfalt verdanken wir die Erhaltung eines weiteren Heftes „Gedichte und poetische Versuche von Ludwig Gruber 1863". Seiner Freundlichkeit verdanke ich endlich die im Jahre 1892 für mich angefertigte Abschrift der folgenden LVII Jugendbriefe von Ludwig Anzengruber, meines Erachtens den wichtigsten und werthvollsten, die mit und nach den bisher gedruckten aus späteren Jahren stammenden Briefen des Dichters (an Bolin, Gründorf, Gürtler, Familie Holzinger, Rosegger, Rosner, Schlögl) in die Öffentlichkeit traten. Mittlerweile hat das Anzengruber-Curatorium (Dank einer Widmung

*) Bettelheim, Ludwig Anzengruber, 1891. S. 97.

**) Illustrirtes Wiener Extrablatt vom 8., 9., 23. und 30. Dezember 1891.

des Herrenhaus-Mitgliedes Ludwig Lobmeyr) 49 Briefe von Anzengruber an Lipka, sowie das Heft „Unter'm Mond“ und die Handschrift „Gedichte und poetische Versuche“ erworben und einstweilen mir zur Aufbewahrung anvertraut; demgemäss war ich in der Lage, Lipka's Abschrift in den meisten Fällen mit der Urschrift zu vergleichen. Und nun mögen die Briefe selbst für sich sprechen. Besonderer Erläuterung bedürfen diese jugendlichen, mitunter überschwänglichen und überderben Ergüsse kaum. Sie würden, auch wenn ihr Schreiber nicht Ludwig Anzengruber hiesse, das Herz jedes Unbefangenen bewegen durch den Ton lauterer Wahrhaftigkeit, mit der ein das Höchste anstrebender Kunstjünger in unablässigem Kampf mit der gemeinsten Sorge um das tägliche Brod sein Leben und Leiden „in allerhand Humoren“ abschildert und trotz aller Demüthigungen und Enttäuschungen den Sinn für das Grosse und Reine keinen Augenblick sich umdunkeln lässt.

I. Wr. Neustadt, am 3. October 1860.

Lieber Freund!

Meine liebe Mutter sowohl als auch ich sind wohl und glücklich hier angelangt und langweilten uns bis heute in diesem Krähwinkel nach Noten aber ohne Musik. —

Was mich betrifft, so war ich nahe daran, vom 25. bis 30. (wo die 2. Vorstellung war) vor Langerweile zu sterben, in welchem Falle ich aber testamentarisch mir die Beerdigung in Wr. Neustadt verbeten haben würde, weil ich nicht (ebenfalls aus Langerweile) der allgemeinen Auferstehung zuvorkommen möchte. —

Also ich langte am 25. v. M. an und stieg beim „goldenen Strauss“ ab, wo ich mir ein Zimmerchen nahm, von welchem alldasiges beschriebenes Papier Dir ein 20tel Naturgrösse repräsentirt; in selbem stand ein Bett, 1 Tisch, 2 Sessel, 1 Waschtischchen, 1 Stiefelknecht und ein gewisses Töpfchen, damit war's alle. Die Fenster (Jalousien) gingen in ein verdammt finsteres Gässchen, so dass ich, um nicht in diesem rasend schönen Logement verbleiben zu müssen, den ganzen Tag fluchend und schimpfend auf den Strassen und Gassen und Weiden und Haiden hinbrachte.

In Folge dieser Verbringung konnte mich H. Neumann (Jnspicient, Schauspieler und Theaterdiener) nicht auffinden und ich musste mir meine 1. Rolle „Rehdenboom, Kaffeegast“ selbst vom Director Ziegler holen.

Also nun zum Theater! Dir einen Zettel zu schicken, ist mir unmöglich, da wir selbst daran solchen Mangel leiden, dass unser Garderobier die Schauspieler fragen muss, was sie darstellen, da er keinen Zettel zur Hand hat.

Das Repertoire bis heute stellt sich so: 1. Vorstellung 29. September: „Der Familiendiplomat“; 2. Vorstellung 30. September: „Zwei Mann von Hess“ (ich als Rehdenboom); 3. Vorstellung 1. October: „Ehemann vor der Thür“, „Gebildeter Hausknecht“; 4. Vorstellung 2. October: „Graf Essex“ (Ich als Robsai. Diener bei Essex); 5. Vorstellung, 3. October „Talisman“.

Im „Graf Essex“ statirte ich auch noch als Ritter im 3. und als Sherif im 5. Act. — Im „Talisman“ hab' ich (also am heutigen) zu statiren als Gast und als Rolle den Notarius Falk, der auch eigentlich nichts zu thun noch zu sagen hat. — . —.

Was das Theater selbst anlangt, so ist es sehr nett und zierlich uud verhält sich Orchester, Darstellung, Beleuchtung, kurz Alles gegen Alles zu dem verdammten Meidlinger Lipperl-Theater, wie sich eben ein solides Theater gegen eine Harfenisten-Tribüne verhalten kann.

Was das Personal betrifft, sind es meist tüchtige Schauspieler, wenn auch gerade keine Künstler, die sich ihren Aufgaben doch so gewachsen zeigen, um ein billiges *(ohne Ironie)* Publikum zu befriedigen.

Jetzt zu den Niclas'schen Schülern . . . Herrn Keller und Frl. Wollstein, beide noch sehr jung (er 17 Jahre); ich kenne sie von Meidling aus, wo sie im Ehrgeiz in der Küche mitspielten. So viel ich die Wollstein kenne, ist sie zwar ein talentvolles Mädchen, hat aber ein so fremdklingendes Organ, dass es mir wenigstens leid thut, sie nicht mit besseren Stimmmitteln ausgerüstet zu finden. Unser Hr. Keller dagegen ist ein ziemlich stolzes feines kleines Herrchen, mit dem sie (die meinigen Herren Collegen nemlich) sich in der Garderobe viel Spass erlauben; zum Exempel: Er kommt gerade und setzt sich zu seinem Platz; da geht ein schon ziemlich behäbiger Komiker vorbei und fragt: „He, wer ist denn das?" „Unser lieber College Hr. Keller" schreit ein Anderer. „So" — sagt der Erste, setzt sich zu seinem Platz und nach einer Weile beginnt er langgezogen zu dem nichts Arges denkenden Keller: „He, Hr. Keller, sind Sie der, der sich im Burgtheater hat zweimal erstechen lassen?" (Wie unangenehm dem die Frage war, kannst Du dir denken.) Sie treiben's mit dem Herrn Keller auf eine Art, die wienerisch „schon aus der Weis' ist".

Da haben wir ferner noch einen Hr. Winkler, ehemaligen Choristen der Josefstadt, dem gerade am heutigen bei der Probe des „Talisman" ein kleines Malheur passirte; er hat nemlich, wie dies hier schon fast gemeiniglich ist, 1 Tag vor Vorstellung die Rolle zur Hand bekommen, selbe war ein schwacher Bogen — er hatte sich selbst dazu noch ein Couplet (weiss nicht, aus welchem Stück) beigelegt, da kommt heute vormittag die Probe und er muss sich ein jedes Wort vom unterirdischen Samiel heraufholen, und da eben heute abends die Vorstellung ist, geht dies Ding nicht und die Rolle wird einem Anderen übertragen. Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, dass Hr. Dir. Ziegler zwar sehr ungehalten wurde, aber auch nicht ein unzartes Wort gebrauchte. (Überhaupt ein scharmanter Mann.) Wenn ich Dir nun sage, dass wir hier eins der besten, dankbarsten Publikümer haben, so wirst Du schliessen können, wie sich der Mensch selbst geschadet hat. Ich selbst habe nun freilich bis jetzt, wo ich eben heute zum 3. Male vor's Publikum trete, keine gute, aber auch keine schlechte Rolle gehabt, — hiermit sei's für diesmal genug — nächstens mehr! —

Gruss und Empfehlung von mir und meiner Mama an Deine geehrten Eltern, Hr. Bosqueti, Frl. Valerie, Onkel Hauenthal und Alle, die sich für uns so freundlich interessiren.

Also auf baldiges Wiederschreiben! Somit leb' wohl, ich bin und bleibe

Dein Freund L. Anzengruber.

Meine Adresse: An L. A. Schauspieler zu W. Neustadt Lange Gasse 218 1. Stock 4. Thür.

II. Wr. Neustadt, den 24. October 1860.

Lieber Freund!

Sie ist da, die Zeit, in welcher ich Dich in Anspruch zu nehmen gemüssigt bin*) . . . . Aber jetzt lassen wir die Geldgeschichten, mir wird ohnediess übel, wenn ich zuviel davon reden höre, denn was ich nicht hab', nimmt mir kein Rab'.

*) Hier folgt eingehende Anweisung, wo und wie Lipka die Pension von Anzengrubers Mutter im Universal-Cameral-Zahlamt beheben, seinem Schneider 6 fl. zahlen und den Rest nach Neustadt senden soll.

Lieber Freund hüte Dich vor dem Hr. Niclas.

Dieser Hr. Niclas ist also richtig wie ich hier erfuhr der Volkskomiker Niclas (id est Harfenist) seine Unterrichtsmethode scheint sehr gut zu sein — für ihn!!! für seine Schüler aber nicht, übrigens ist er in meinen Augen wie ich jetzt die Dinge vor mir sehe ein —, da er Leute unterrichtet, denen nicht nur alle geistige Befähigung zum Theater fehlt, sondern denen die notwendigsten, die äusseren Gaben abgehen so z. B. die Wollstein und den Keller. Zur Wollstein hätte jeder ehrliche Mann gleich von allem Anbeginn gesagt: „mein Fräulein, mit diesem Organ spielt man nicht Komödie". Und ein Mensch, der einen Keller (17 Jahre alt und von mehr als untersetztem Wuchse mit Knabenstimme) zum 2. Liebhaber vorschlagen kann, der ist entweder ein Trottel oder ein Hallunke. Die Folgen haben sich bereits gezeigt. Der erste Gagetag (16. Okt.) kam und brachte den beiden Niclas'schen Zöglingen die Kündigung — in 4 Wochen können sie gehen. Mit ihnen geht Hr. Winkler, den ich schon in meinem ersten Schreiben an Dich erwähnte, und Hr. Anzengruber bleibt und freut sich sehr, da er jetzt auf alle S—rollen Aussicht hat.

Vorgestern, Montag den 22. gaben wir „die Perlenschnur" — — ich und Andere haben statirt und chorirt. Oh, unser Repertoire bringt alles Erhabene und Niedere, so haben wir den 20. d. M. „Kabale und Liebe" verarbeitet, daß dem Schiller'schen Skelett wol die Knochen geschauert haben — dann gaben wir wieder „die Kinder von Aspern" vom Schustermeister Pirzel — so was gefällt — Die „zwei Mann von Hess" haben wir 3 mal gegeben — — — Doch genug vom Theater, oh wär' ich in Wien — hier ist's sündentheuer und erzlangweilig, niederträchtig gepflastert und alle Woche einmal gekehrt, wenn Vollmond im Kalender steht zünden's die Laternen gar nicht an, und wenn er nicht im Kalender steht, löschen's sie's früher aus, als's angezunden haben; die Leut' geh'n hier so breitbeinig, wie wenn sie zur Cavallerie gehörten, — alle sind dumm, wie der Tag — denn die Nacht ist das Gescheidteste in Wr. Neustadt. — Ich schlaf jetzt von circa 1/2 10 Uhr abends bis 8 Uhr früh! — Sind die seligsten Stunden meiner Neustädter-Existenz. — Also, Franz, sei ein braves Bubi — schau Dich um und thu', um was ich Dich bitt — Schreib' bald Deinem getreuen Freunde

Lud. Anzengruber,
Schauspieler, Dichter und sonst noch eine ganze Menge, was er selbst nicht weiss.

NB. Alle Empfehlungen, wie gewöhnlich — mir fehlt nicht die Höflichkeit und Achtung, wol aber der Raum dazu.

III. Wr. Neustadt, am 30. October 1860.

Lieber Freund!

Vielen Dank für die freundliche Besorgung aller meiner Angelegenheiten! — Und als Ausdruck meines Dankgefühles magst Du dieses Schreiben in sehr gross Octav betrachten. — Übermorgen ist Allerheiligen, ein Feiertag, somit ein Zusammenkunftstag für uns, so wir in *Wien* Beide wären — da dies aber nicht der Fall ist, so wollen wir brieflich eine Zusammenkunft halten. — Geh Du am Neustädter-Kanal spazieren, ich geh' am Wienfluss spazieren — oder — umgekehrt — geh' Du am Wienfluss, ich geh' am Neustädter-Kanal spaziren — Du denkst Dich zu mich und ich denk' mir zu Dir — die Gegend ist dann ziemlich egal, wie Figura zeigt*) — (6 1/2 Meilen aus einander — aber sieht sich gleich.) Also gut, wir gehen mit einander spazieren — zwar 6 1/2 Meilen

*) Anzengruber unterbricht wiederholt den Text durch Zeichnungen: hier findet sich im Brief eine drollige Federzeichnung der Pappel-Allee am Wiener Neustädter Canal.

weit auseinander — aber wir haben's uns vorgenommen und sind einmal eigensinnige Kerls. —

So und nun fange ich an zu erzählen:

Mit meinen Collegen stehe ich stets auf freundschaftlichem Fusse; nun haben wir Wr. Neustädter Künstler einen Götterverein gebildet, d. h. einen Verein, der Unterhaltung und Geselligkeit unter uns befördern soll und in welchem jeder von uns den Namen eines Gottes führt: Zeus, Merkur etc. etc. (NB. mit und ohne Recht.)

Jupiter hat eine Keule*) mit ehemals goldenem, jetzt silbernem Knopfe, mit dieser Keule schlägt Pluto alle Sterblichen, die Götter werden wollen, todt, wenn sie zuvor Gründe angeben, die sie veranlassen, das Leben verlassen zu wollen.

Ich will Dir meine Creirung zum Gotte schildern.

Ich trat eines Freitags (alle Freitag, da wir an diesem Tage nichts zu thun, ist unsere Versammlung) in den Fischhof, so heisst unser Gasthaus, und werde mit wahrhaft kanibalischem Geschrei empfangen. Dann führte mich Merkur aus der Gaststube und pochte an die Thür, Jupiter ruft „Herein!“ und wir traten ein.

„Wer stört mich in meiner Götterruh'?“ frägt Jupiter, und Merkur rapportirt: „Auf meiner Ruckras' hob i an Sterblichen dargrabelt, der gern ein Gott wer'n möcht'.“ (Merkur spricht nemlich reines Wienerisch.)

Also nahte ich mich zitternd und zagend den Himmlischen und sagte meine Gründe, warum ich sterben möchte, her.

1. Möcht' ich sterben aus Langerweile, weil's hier in der Neustadt so langweilig ist, wenn ich nicht schon aus dem Grunde g'storb'n bin und Gespenst geworden bin, weil ich den ganzen Tag umgeh'.

2. Möcht' ich sterben, weil ich über kurz oder lang ohnedies des viel schmerzlicheren Hungertodes sterben müsst', da ich ein Stückl Schriftsteller bin und die Schriftsteller es wol nach ihrem Tode zu einem Denkmal, aber vor selbem zu keinem ordentlichem Gastmahle bringen.

3. Will ich sterben aus purer Collegialität, denn wenn alle meine Collegen hin sind, was mach' ich noch allanig.

Hierauf wurde ich zum Gotte geschlagen und erhielt merkwürdigerweise den Namen Momus. —

Jetzt musst Du wissen, dass wir eine geschriebene Zeitung, betitelt „Die lose Goschen“ alle Freitag herausgeben, wer Beiträge liefern will, liefert sie, hat er sie aber nicht geliefert, wenn er sich einmal verpflichtet hat, zahlt er 5 Kr. ö. W.

Redakteur der Zeitung ist Merkur, dass Momus einer der Hauptmitarbeiter, kannst Du Dir denken.**)

Der famöse Keller heisst in unserer Versammlung Ganimed und habe ich ihn den letzten Freitag in der „losen Goschen“ in einer Rede des Momus an die Götter furchtbar verarbeitet. Ferner hab' ich der „losen Goschen“ für dasselbe Mal das Crinolinen-Couplet und was glaubst Du noch? gegeben — ich gab ihr das im Proteus enthaltene famose Gedicht „Ganimedens Namenstag“ — hat Alles grosse Furore gemacht.

In die nächste Nummer kommt „Der Ritter von Lingensherd.“ Zeus-Cronion spreche: Der heisst nicht umsonst Momus! — —

*) Wiederum parodistisch eingezeichnet.

**) Bettelheim, Anzengruber, S. 55. Eine Schnurre: „Die schauderliche Plunzen“ ist noch in Anzengrubers Schriftenkasten aufbewahrt.

Einstweilen genug von unseren Götter-Abenden! —

Mein Stück „Der Onkel ist angekommen“ gedieh bis zum 3. Akt. jetzt noch den 3. gedichtet, das Ganze umgearbeitet, abgeschrieben und dann eingereicht — und dann — zurückgeschickt! Oder sonst was.

Meine Rollen halten mit haarsträubender Consequenz das 6 Wortsystem ein — oje — oweh! Übrigens spreche ich mit Irxenmayer*): „Brav dazur g'schaut“ — und so schau' ich halt brav dazur — und zur, wenn ich nichts zu thun habe.

Gruss und Empfehlung von mir und meiner Mutter an Deine werten Eltern, Hr. Bosqueti, an Onkel Hauenthal, an Frl. Valerie B. (und an Alle, die ich etwa ausgelassen habe, — nimm das buchstäblich, so hast Du für's ganze Jahr Arbeit).

Somit grüsst Dich Dein getreuer Freund

Ludw. Anzengruber,
Schauspieler, eine Treppe hoch, 4. Thür, in Wiener Neustadt
— Gasse engagirt lange No. 218.

IV. Wr. Neustadt, den 24. November 1860.

Lieber Freund!

(Einleitung, betrifft Lipkas Personalien). Ich aber selbst, selbiger, am selbigsten sitze hier in Wr. Neustadt wie Jeremias auf den rauchenden Trümmern — von Jerusalem, d. h. so desperat wie dieser, d. h. aber nicht über den Fall von Wr. Neustadt, richtiger Jerusalem, denn mich machte der Fall des Nestes froh, und ich sässe Scipio gleich auf den Trümmern von Wr. Neustadt, richtiger Karthago. — Die Pest auf dieses Nest!

Ich arbeite über Hals und Kopf meine Posse „Der Onkel ist angekommen“, 3 Akte mit Gesang zu vollenden, damit die Theater-Sekretäre wieder etwas zum Lesen und zum Zurückweisen haben können.

In der letzten Nummer der „losen Goschen“ machte Merkur die Anmerkung: „Einem on dit zufolge soll Gott Momus zum wirklichen geheimen Hausstatisten ernannt worden sein.“

Einen Witz, den ich selbst über mich selbst gemacht habe, weil die Direction so freundlich ist, mir nicht nur stets die ekelsten Rollen zu geben, sondern mich auch noch oft statiren lässt — ich kann Dir sagen, ich habe Neustadt sammt seinem Theater satt bis zum Halsbindl. Ich setze Alles daran, wieder nach Wien zurückzukommen, — und nun griesse (würde Schulz d. j. sagen) mir von mir und meiner Mama Alles, was auf meiner ersten Grussliste steht. — . . . . . . Und somit überlasse ich Dich mit einem trostreichen Lächeln Deinem unentwirrbaren Geschicke und verbleibe Dein treuer Freund

Ludwig Anzengruber.

V. Wr. Neustadt, 29. November 1860.

Theuerster Freund!

(Einleitung betrifft wieder Personalien von Lipka.) Groll ist ein Ochse, wie so ziemlich alle Theaterdirektoren. Was mein Im guten Angedenken stehen betrifft, so ists gewiss nicht bei ihm. Bei wem denn, das frag' ich, he? Denn kennen möcht' ich die, die freundlich meiner denken.

Glaubst Du etwa, ich führe hier in der Neustadt ein Götterleben? — O nein, mein Werthester, ich sage Dir, seit meinem zweimonatlichen Hiersein habe ich die Neustadt in Grund und Boden verflucht sammt ihrem Theater. — ich

*) Nach einer freundlichen Mittheilung von Hr. Lipka der Spottname eines in seinem Elternhause verkehrenden drolligen Mannes.

weiss nicht, habe ich Dir schon geschrieben, vom 10. bis 14. d. M. war Rott*) auf Gastspiel bei uns, spielte seine Forçerollen, den Thomas im „Teufel im Herzen", den Zigeuner im gleichnamigen Stücke, excellent, sage ich Dir, glaubst Du, er habe den Lohn erhalten, den er sich verdient? — Eine Woche darauf kommt ein Violoncellkratzer namens Lasner mit einem Mensch vom Kärnthnerthortheater Frl. N. — die verarbeitet die „Nandl" im Versprechen hinter'm Herd", die „Picarde" in „Kurmärker und die Picarde", ferner die Hauptrolle in dem einaktigen „Am Clavier", und diese beiden werden mehr beklatscht, herausgerufen, besser besucht und demnach mehr bezahlt als Hr. Rott — Oh, so ein Schweinspublikum!

Ich habe noch immer S—rollen, noch immer Statirerei, obwol ich meinen Collegen Manches vorthun könnte, — die Regie ist niederträchtig, wird abwechselnd von beiden Directoren geleitet. Oh H . . . . . Direction!

Theuerer ist's fast zu leben wie in Wien, ungesellig ist's, beleuchtet — o — gepflastert — u — scheusslich durch und durch — O miserables Saunest! O Wien, Wien, Wien! —

Ja, mein theuerster Hirsch, ich sehne mich nach Wien aus mehr denn 10 Gründen.

Apropos 10! — Wenn die Direction etwa noch d. M. einem Mitgliede kündigt, so hat sie im Laufe der zwei Monate, die wir spielen, wirklich schon zehn Mitgliedern gekündigt.

Auch wir haben „Käthchen von Heilbronn" gehabt, und damit Du Dir einen Begriff von unserem Arrangement in manchen und vielen Dingen machen kannst, zeichne ich Dir die Brückendecoration.**)

Als Käthchen aus der Thür I tritt und 'nüber zum Thurm will, stürzt, als sie am Pfeiler b anlangt, der Theil c der Brücke ein, wie sie sich wendet und zurück will, bricht auch der Theil a ein und sie bleibt auf dem unbeweglichen Pfeiler b stehen — der Cherub schwebt herab — und der Vorhang thut desgleichen. —

Gestern war so par Exempel die Einnahme unseres Heldenspielers Hr. Schaper, was nahm er ein? — Was glaubst Du? -- Nun dreissig und vier Gulden, sage 34 fl. ö. W. — Hahaha — ich bin froh, dass ich kein' Einnahm' hab'. — . . . . Wundert Dich etwa mein guter Humor, nun so weit sollst Du mich schon kennen, dass dieses kein Zeichen des Wohlergehens bei mir ist, ausgelassen sein kann ich trotz Allem.

Also mach' auch Du Deine Lazzi in dem ernsten Stücke des Lebens; der wahre Ruhm ist, ernst bei den heiteren und lustig bei den traurigen Situationen zu sein, und diese Übung seiner Geistesgegenwart ist dessen würdig, der ein Schauspieler werden will — so — Amen! — . . . . . Also lebe wohl, es grüsst Dich und Alle sammt seiner lieben Mutter Dein getreuer Freund

Lud. Anzengruber,
sprechend wie Montezuma: „Lieg' ich denn auf Rosen?"

VI. Wr. Neustadt, den 27. December 1860.

Bester Freund!

Da sitz' ich wieder, glücklich angekommen in der Allzeitgetreuen, wo ich vor allem Anbeginn schön angekommen bin, und rolle wieder — oh ich Un-

*) Der treffliche Volksschauspieler, 1871 der erste Meineidbauer im Theater an der Wien.

**) Wiederum Federzeichnung.

glückseliger — aberscht dem Weisen ist allens Worscht! — . . . . . nach Neujahr hoffe ich von Dir ein Schreiben über mein Stück „Der Onkel ist angekommen“ — ist's angenommen — gut — ist's nicht angenommen, sage ich mit Holofernes-Nestroy „nun ist schon gut!“ —

Grüsse mir Alles und lebe glücklich . . . . . und schaffe Dir eine grosse Portion Geduld an, denn um auf dieser gummielastischen Welt fortzukommen braucht man entweder Geld, Geld und wieder Geld oder Geduld, Geduld und wieder Geduld! — Ich habe ersteres nicht und zweitere wenig — üble Übelstände! — Ich fuhr, wie Du weisst, um 2 Uhr weg und kam aber erst um circa 5 Uhr hier an, — woher mag das rühren, offenbar daher, dass der Train langsamer fuhr — meinst nicht auch? — . . . .

O ich liebe die gute alte Zeit, wo man noch Kniehosen mit Lätzen trug, wo man noch Passionsspiele aufführte, in denen unser Herrgott sprach wie ein Mannheimer Schuhflicker, — wo man die Juden massakrirte und die Teufel exorcirte — wo man des Geistes wenig achte — den Leib jedoch recht wohl bedachte — wo man — wo man — mit einem Worte die Läuse lieber selber frass, als sich von ihnen fressen liess! — — In allem Übrigen verbleibe ich, — einem baldigen — und dann noch einem Schreiben entgegensehend, — Dein getreuer Freund

Ludwig Anzengruber.

VII. Wr. Neustadt, am 25. Jänner 1861.

Theurer Freund!

. . . . . Lass' mich Neues hören von Wien und den Wienern. — Was meine Komödien betrifft, so lass' sie liegen — Ich will nicht Dir auch noch unnöthige Scherereien und Laufereien machen — ich hab's jetzt faktisch satt, und rühre sobald gewiss keine Feder mehr, um eine Posse oder ein Volksstück zu schreiben — ich werfe mich jetzt auf feine Lustspiele und dgl. mehr — aber Alles hat Zeit — hin und her aus und eine Bühne und Bablatschen reicht sich so allgemach die Hand . . . . (Bittet um eine politische Zeitung) . . .

Was mich betrifft, so befinde ich mich so scheusslich als nur möglich; wenn Schiller sagt: „ernst ist das Leben und heiter die Kunst“, so mag er recht haben, die Kunst an und für sich mag heiter sein, das Kunstleben nimmt häufig einen sehr eklen Anstrich und in den scheusslichen Tagen pekuniärer Fretterei, Rollenmisere und Stückabweisungen bleibt mir nur ein lichter Stern, das Bewusstsein, selbst in der engen Zwangsjacke Besseres leisten zu wollen, und die innere Gewissheit einer Befähigung, die, wenn sie sich einmal hervorgethan, mir einen ehrenvollen Platz anweisen wird.

Ich hoffe und strebe, so lange ich noch die Gedanken Anderer wiederzufühlen und zu geben vermag, so lange ich noch Gedanken, die in mir auftauchen, festzuhalten verstehe, — und so gerüstet kämpfe ich — und siegen muss ich oder fallen — dass aber das Erstere geschehen möge, das hoffe ich zu Gott, aber nicht zu dem alten Überall und Nirgends der Kirche, sondern zu dem, der in den Adern des Weltalls dem Blutstrom gleich gesetzmässig pulsirt — und in dessen Hand ich mich willenlos ergebe und doch sein werde: wie ich bin. —

Leb' wohl, schreibe bald und sei gleich mir in diesen blöden Zeiten ärgster Wirrnisse kein in den Taglungerer und Angstbeber, sondern ein thatkräftiger Fatalist — — Amen!

Es grüsst Dich Dein getreuer Freund Lud. Anzengruber, thatkräftiger Fatalist für heut' und immer, Schauspieler und Dichter. (Von beiden letzteren die Anerkennung noch im Schoosse dunkelster Zukunft begraben.)

VIII. Wr. Neustadt am 4. Februar 1861.

Lieber Freund!

Meinen Dank für die schnelle Besorgung vorigen Monat, und für den Fall, als Du so gut sein willst, und mir meinen „angekommenen Onkel“ an der Wien einreichen willst, liegt ein Brief an H. Mirani bei. —

Und nun, Jüngling, weilen Du mir noch mehreres zu berichten hattetest, so thu's in Deinem nächsten Schreiben, verstehst? — Amunt! —

Jetzunder kann's losgehen — ich surch, ich surch ein Engagement und wenn ich's findt', so hab' ich's — ich schreib' jetzt und was schreib' ich, den Brief da schreib' ich; glaubst etwa, eine fünfaktige Tragödie für's Burgtheater — nein — ich geh' überhaupt ganz weg vom Theater — am 24. März, wenn der Palmsonntag ist, weil's dann aus ist — und geh' wo anderschter hin — vorerst kum ich nach Wien — also g'freu Dich! — (folgt eine scherzhafte Abkanzelung Lipka's). — Wundere nicht Dich darob, dass dieses Schreiben mit so viel „Lerchenfelder Ausdrücken“ aufgedonnert ist; die Pflicht ruft mich nach dem Tempel der Kunst und in selbigem Tempel führt man auf: „Ein Wiener Freiwilliger“ und ich bin der Kastl-Toni, Freiwilliger, welcher (hier nehme ich meine Rolle heraus und zähle) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, *9* — *neun Zeilen* zu reden hat — gelt ja, da spitzt Du — gelt — han, was — . . . .

Zur Bekräftigung dessen folgt mein Repertoire sowol, als auch das unserer Bühne, ein St. neben einem Stück bedeutet statirt — dieses Repertoire reicht von dem denkwürdigen Tage, an welchem ich so glücklich war, Dir zu Wien mein Repertoire zu zeigen, bis zum heutigen Tage.

26. Dec. „Nach 15 Kerkerjahren“ Baron von Epernon — 27. „Angeplauscht“ der Junggeselle der Schusterzunft — ein Gast — 28. „Der Schneider als Naturdichter“ (Matras als Gast — vortrefflich gespielt) ego St. 29. u. 30. „Präciosa“ (Müller, welche am Treumanntheater gegenwärtig engagirt ist, spielte die Titelrolle wahrhaft scheusslich.)

1861. 1. u. 2. Jänner. „Der Zunftmeister von Nürnberg“, Pfinzig, Rathsherr. 4. „Doctor Faust's Hauskäppchen“, Christl, ein Bauer (Matras als Gast vortrefflich). 5. „Der Tower von London“, Gefangenwärter. (Benefice des 1. Liebhabers Joh. K. — er nahm ein 34 fl., eine der höchsten Einnahmen dieses Jahr). 6. „Die Verwahrlosten“, Stäblein, Festarrangeur. 7. „Das Tagebuch“, „Wer isst mit?“ (im 1. Stücke) Bedienter. (Im ersten Stück gastirte als „Lucia“ ein Frl. E. — mittelmässig.) 8. „Die Hammerschmiedin aus Steiermark“, ein Kellner. (Gastrolle des H. Liebwerth, früher am Josefstädter-Theater, Durchgeher 1. Classe, Schauspieler minderer.) 9. „Der Antheil des Teufels“, Mezzi, Officier — (Benefize der naiven Liebhaberin Betti Hain) — *Erfolg 13 fl. ö. W.* — sage dreizehn.) 10. „Die Königin von 16 Jahren“, „Mädchen von Elisonzo“ — 1. Stück St. (Zweites Debut der Eschborn im 1. Stücke die Königin Christine hielt zum Zeichen ihrer Hoheit stets die Hände so*) die Linke heraus.)

11. „Das hohe C“, „Stadtmamsell und Bäuerin“ — nichts zu thun. (Matras in der Meixner'schen Rolle — wehe! — überhaupt über die ganze Aufführung des „hohen C“ Wehe!) 12. „Der Zunftmeister von Nürnberg“ zum 2. Male. 13. „Die Drachenhöhle bei Röthelstein“ oder „Der Hammer um Mitternacht“ (Prrr. —) Barband, Räuber, — Webertoni, Bauer. 14. „Die Luftschlösser“, „Ein Zündhölzchen zwischen zwei Feuern“, im ersten Stück zweiter Bedienter. 16. „Nagerl und Hand-

*) Wieder eine Carricatur eingezeichnet.

schuh", St. (Benefice des Väterspielers und Localrollen-Darstellers C. Gürtler — 26 fl.) 17. „Kunst und Natur", Ajax, Bedienter. (Drittes Auftreten der Eschborn, die als Volontairin an der Bühne bleibt.)

18. „Lieb'sg'schichten und Heiratssachen", Georg, Bedienter. (Matras sehr brav.)

19. „Die Judenfamilie", Bloch, Buchhalter. (Jene Episode, die mir in Meidling Beifall errang, gänzlich 'rausgestrichen.) 20. „Der Felsensteg" oder „nach 16 Jahren", Rouget, ein Vagabund. 21. „Hochzeit und Festung". — nichts zu thun. 23. „Die Schwoagerin", „Die Naturgrille — 1. Stück 1. Soldat — 2. Stück Christel, Bauernbursche. (Benefize der Frau Gämmerler — fl. 15 ö. W.) 24. „Aus Scherz wird Ernst", Peter, Knecht. 25. „Das Concert", „Die schlimmen Buben" — frei. (Matras — Willibald — wer Nestroy nicht darin gesehen, konnte zufrieden sein.) 26. „Beim letzten Mittel" zum 2. Male. 27. „Julerl, die Putzmacherin", Seicherl, ein Spiessbürger. 28. „Schloss Greifenstein" oder „Der Sammtschuh" — St. 30. „Der blaue Domino", „3 Jahr' nach dem letzten Fensterln" — nichts zu thun. (Benefiçe der Localsängerin Michel 40 fl. 31. „Die Strick-nadeln" — frei. Februar, 1. „Staberl als Freischütz" — Ludwig. Jäger. (Matras als Gast — Staberl — brav.) 2. „Das Testament des grossen Kurfürsten" — Graf Dohna, Kammerherr. 3. „Ein Wiener Freiwilliger", Kastl-Toni — Freiwilliger. 4. „Der kleine Schatz". „Wer isst mit?" zum 2. Male — im 1. Stück Johann, Bedienter. Notiz: „Der blaue Domino" ist eine funkelnagelneue Operette — hier getextet, hier componirt. — Musik von unser'm hiesigen Kapellmeister *Altschul* — Text von einem hiesigen Oberlieutenant. Die Musik ist nichts Präcioses — der Text aber der ungeheuerste Schmarn, den man sich denken kann — die Oper drang auch nicht durch. Freund Gürtler machte Altschul aufmerksam auf meine Wenigkeit und dieser, obwol er meine Leistungen von unseren Götterabenden her kannte, sprach sich geringschätzend aus. Jetzt hat's das Rindvieh — ich hätte ihm einen netten Text geliefert, jetzt hat er einen Schmarn in Händen, den er nirgends hingeben kann. — Zum Schlusse bitte ich Dich, verschnappe Dich nicht, wenn Du zu Mirani kommst und sage ihm nichts, dass mein Opus schon irgendwo eingereicht war. —

Mit Gruss von mir und meiner Mutter Dein treuer Freund

L. Anzengruber.

NB. „Der kleine Schatz" im obigen Repertoir, der aufgeführt wird am heutigen, ist von dem Verfasser des „blauen Domino". Den Erfolg nächstens.

IX. Wr. Neustadt, am 16. Februar 1861.

Theurer Freund!

Gruss und Handschlag vorerst — dann Bitte: geh' nur wieder zu Mirani hin, Dich anzufragen, was mit meinem Stücke ist, gibt er Dir einen Brief, so schick' ihn mir, nimm das Stück wieder zu Dir (wenn's, was wahrscheinlich ist, zurückgewiesen wird) ich werde dann weiter über beide disponiren — d. h., wenn Du noch Lust hast, sie mir wohin zu geben.

Das wäre das Geschäftliche — — Es freut mich recht, dass Du aufgesessen bist — (willst Du wirklich vom Theater wegggeh'n?) — wie naiv! — sag' ich nicht gleich zu Anfang „ich such', ich such' ein Engagement" und sag' ich dann nicht „ich gehe vom Theater weg — um Ostern, weil da Alles gar ist — ja, schau den vorigen Brief nur an — so ist's. Bei Briefen von grossen Männern muss man jede Silbe lesen — merkse vous! — aber aufgesessen bist Du, also: Reit', Veitl, reit'! —

Wenn Du wüsstest, wie ich mich hier befinde, Du würdest mich nur bedauern, mit meiner Beschäftigung, die fortwährend an's höhere Stadium grenzt — steh' ich da — selbst mit dem Schreiben will's nicht recht vorwärts, ich bin ein Wickelkind in der Schicksalfatsche, den Sutzel eines niederträchtigen Fortkommens im Maul, abgespannt von der Mutterbrust einer honetten Aussicht, der alten hinkenden, blinden, buckligen krummbeinigen Wärterin G'frett anvertraut, untergebracht im Findelhause eines vertranschten Zeitalters, da möcht' ich wissen, wie ich aufkommen soll, o, o, o, aber, ut, re so la mi fa — aber ich beut' dem Schicksal Trotz — behalte meinen Humor . . . . Wien, meine geliebte Geburtsstadt, wie freu' ich mich, Dich wiederzuseh'n, doch nicht auf zu lange, denn kein Engagement haben und kein Geld haben, das ist mehr, als sich einer wünschen kann. — Wenn's gut geht, darf ich wahrscheinlichst etwas über 7 Wochen privatisiren — was derweil thun? — hm? — weisst Du nicht ein paar Häuser, wo ein Stiefelputzer, Kleiderbürster, Zimmerkehrer u. dgl. m. nothwendig geworden, sonst konnte man auch Lampenputzer, Pudelwascher, Pferdestriegler, Rauchfangfeger u. dgl. m. werden, denn dass ich mir mit der Feder das Nothwendige verdiene, das glaub' ich kaum, selbst wenn ich statt für die Bühne für die „Bablatsche" schreiben würde. — Zeitung! — Pah, wird auch schwerlich geh'n, und an einer Wiener Bühne unterzukommen sich träumen zu lassen — zu stolzer Traum! — . . . .

Im nächsten Herbst muss entweder das Schicksal einen Umschwung nehmen, oder ich schwing' mich um und lieg' auf alle Viere da —

Kein Geld!

Was für ein furchtbarer, schrecklicher, der Hölle entstiegener Zustand — ohne Geld kann man 1. nicht essen, was man sehr gerne essen möchte — 2. Nicht thun, was man sehr gerne thun möchte — 3. Nicht lassen, was man sehr gerne lassen möchte. — Wo hinaus mit der Aufzählung all dieser Dinge, die man nicht kann ohne Geld — . . . . .

Das ist g'wiss, ich restaurire mich immer, so oft ich einen Brief nach Wien schreibe oder so oft ich auf Wien denke — im Ganzen genommen fühle ich mich recht behaglich in meiner jetzigen Stellung, so behaglich, wie ein altzeitiger Inquisit in den Armen der eisernen Jungfrau — ich verdiene mir sogar manchmal 50 kr., wenn ich den Text einer Operette in einer Partitur unterlege — ich kriege manchmal sogar Kaffee oder Bier umsonst — o göttergleiches Schwelgen! —

Da hab' ich einen Collegen Böhm — Kaufmann, der sein Geschäft verpachtet, aus Liebe zur Kunst zum Theater ging, Mann von 28 Jahren, Ehemann und Vater — ansässig in Friedenau — den beredet der Ziegler, er solle herkommen nach der Neustadt, sich hier ausbilden, damit er als roui = oh = routinirter Schauspieler nach Karlsbad (in der Nähe von Friedenau) wieder zurückkäme. — Böhm, sonst an Liebhabertheatern, an den öffentlichen Theatern in Eger etc. etc. den Ferdinand, Karl Moor, Abbälino etc. etc. spielend — geht auf den Vorschlag ein, fühlt sich unendlich geschmeichelt, als Ziegler zu ihm sagt: „Schreiben Sie früher, als Sie kommen, damit wir darnach das Repertoir einrichten können". — Der gute B. klopft an 50 fl. bei der Herreise, in Neustadt hier 200 fl. breit — und bekommt schliesslich, nachdem er paar Monat' volontirt, 30 fl. ö. W. Gage und spielt solche Rollen und statirt wie *ich*!!

Und die Moral von der Geschicht:
O trau' den Directoren nicht! —

Alles herzlich von mir und der Mama grüssend bleibe ich Dein treuer Freund

L. Anzengruber.

X. Wr. Neustadt, den 25. Februar 1861.

Theurer Freund!

. . . . Was hast Du denn so in der Bibliotheka Kaiser Königlichius hofn gelesen?

Nenne mir das grosse Werk, damit ich an Büchertiteln mein Ohr erquicke. ich weiss so fast nicht mehr, wie eine Zeitung oder aber ein Buch aussieht. Meiner Seel', mir (und Dir vielleicht auch) kommen meine Briefe vor wie unsere Spaziergänge — o mein herrliches Belvedere, wie schön bist Du, wie freu' ich mich wieder in Deinen Laubgängen zu wandeln — in diesen Gängen, wo ich mein 1. Gedicht „Lied vom Leiden", meinen „Meister Inspiratione" schrieb, auch auf den „Hades*) freu' ich mich! — Aber derselbe bin ich nicht mehr, der von Wien fortgegangen — derselbe harmlose gemüthliche Kerl nimmer — ich bin umgänglicher, vorsichtiger, ein gut's Theil boshafter geworden — jetzt mag's biegen oder brechen — ich bin auf's Feststehen gefasst — ich hab' mir mein Träumen so ziemlich abgewöhnt — die Verhältnisse des Theaterlebens wirken so sonderbar auf jeden ein, der sie zum erstenmale sieht, dass ich wohl wünsche, es möchte ein jeder schüchterne Jüngling den Antritt machen — man wird ihm schon kündigen, wenn er nicht zu brauchen ist. — Ha, mein Theuerster. die Zeit des Aufhörens rückt immer näher — am 23. März letzte Vorstellung — welche Wonne — und ich noch kein Engagement — o welch' ein Schmerz — schreib' mir nur bald, was mit meinem Stück ist — Du meine Sonne — damit ich wieder Dir schreiben kann — Du mein Herz! — Weisst, ich will dann beide Stücke einem Agenten durch Dich schicken, der mir auch ein Engagement verschaffen soll — no und nachher wird es schon wer'n — nachher wird es schon wer'n, dass es einmal anders wird wer'n. — Bis zum Antritte meines neuen Engagements geb' ich Lectionen, schreibe, dichte, thue, was ein Mensch eben thun kann, wenn er eben nur ein Mensch ist! — Lectionen, hör' so etwa — in der Schauspielkunst (oder was), in der Dichtkunst (oder was) oder noch etwas; bin ich Lehrer der Schauspielkunst, kommt gewiss der Böhm zu mir — was?! — glaubst nicht auch — bin ich Lehrer der Dichtkunst — kommt gewiss der Kammeritsch**) zu mir, — was?! — glaubst nicht auch? — bin ich Lehrer eines neuen philosophischen Systems (wie die Welt aus was geworden zu nichts wird) — kommt alle Welt zu mir — was — glaubst nicht auch! —

Ja, Männer unternehmenden Geistes liebe ich, bin ich nicht Alles in Allem, so misch' ich mich doch in Alles und schau alleweil aus, wie wenn ich kein Wasser getrübt hätte, — wüsst' ich, dass ich mich in pekuniärer Lage so wohl befinden würde, wie in geistiger, dass ich mich leiblich eben so gut befinde, als wir uns geistig unterhalten werden, wenn ich wieder nach Wien komme, so wär' ich zu Tode froh — mir, dem die kleinste Sorge zuwider wie lauwarmes Wasser ist — giebt eine solche Gfrettstellung, wie meine jetzige — so oft ich mich derselben erinnere, einen Schupfer, dass ich vom Pegasus herabgeschmissen. Stunden, Tage, Wochen lang — auf der prosaischen Dreckkugel (Erde genannt), worauf wir Mistkäfer züchten, liegen bleiben muss — . . . .

Ja richtig, was sagst Du denn zu dem „Onkel ist angekommen" — Du hast mir nur gesagt von Boschetti, von Dir nicht — kannst's schon 'raussagen, wenn's Dir nicht g'fallt — ich lasse jedem seine Ansicht über mich, und ohne

---

*) Nach Lipka's Mittheilung ein kleiner Thalkessel nächst dem Laaer-Berge, voll schattiger Gebüsche und Brombeersträuche, ein Lieblingsplätzchen der Jugendfreunde.

**) Ein bald nachher verstorbener Jugendfreund. Seiner Schwester Mathilde Kammeritsch machte Anzengruber später, erfolglos, einen Heirathsantrag. Bettelheim, Anzengruber, S. 59—61.

mir irgend unangenehm zu werden oder etwa gar mir weh zu thun, kann er sie mir in's Gesicht sagen — ich habe doch auch eine Meinung von mir, die durch nichts erschüttert wird. — Soll ich jetzt das Schreiben schliessen — just net! — so lang noch ein Platzerl ist, nicht — meine und meiner Mama Grüsse an Alle, und somit habe ich Dir nichts mehr zu sagen, als dass ich Deinem Schreiben mit Vergnügen entgegensehe und dass Du mit Dank Deines Cassiereramtes enthoben bist, da ich die nächste März-Quittung wohl selbst einkassiren werde, — ich muss dann noch in Wien Quartier suchen etc. etc. — und dann wollen wir sehen, was weiter zu thun ist — da sag' ich à Dieu — zu deutsch „mit Gott" und geh' meine Wege vorwärts — 's ist so ein fester Glaube in mir, dass eine höhere Macht mich nicht werde fallen lassen. — Apropos, Du hättest viel mündlich mit mir zu sprechen? — na, wenn's warten kann, heut' ein Monat, pressirt's, so schreib' es im nächsten Briefe Deinem Freunde

L. Anzengruber.

XI. Wr. Neustadt, am 2. März 1861.

Bester Freund!

Dein Brief vom 23. Febr. trägt Wiener-Poststempel vom 24. — 11 Uhr früh und Poststempel Wr. Neustadt 25. Febr. — somit bekam ich ihn erst, nachdem mein Schreiben vom 25. abgegangen war, daher die Confusion. — Grossen Dank, lieber Freund, für die gütige Besorgung aller meiner Angelegenheiten . . . . und nun bitte ich Dich, thu' mir noch einen Gefallen, gebe mir beide Stücke „Gefundene Eltern" und „Der Onkel ist angekommen", beide mit beiliegendem Schreiben dem Agenten Böhm (Adresse auf dem Briefe) — lass' ihm das Schreiben lesen und frage ihn, ob er etwa mir was zu sagen habe und für diesen Fall schreibe Du mir's auch — willst Du so gut sein — kannst ja, wenn Du ihn nicht gleich triffst, später wieder nachfragen.

In den Händen
Des Agenten
Sind die Stücke, 's ist zum loben,
Treu und ehrlich aufgehoben.
Du und ich, wir sind sie los,
Ach, wie ist die Freude gross! —

Dass ich boshafter, misstrauischer geworden, hab' ich Dir schon geschrieben, jetzt will ich Dir noch eine Eröffnung machen — glaubst Du etwa, ich habe hier in der Neustadt zugelernt — ja, prost die Mahlzeit! — Im Schriftstellerischen vielleicht — im Schauspielerischen nicht — in dieser Hinsicht ist die Provinz nichts — sie bildet routinirte Schauspieler — ja — aber selten mehr — — bei mir ist's doppelt schlimm — wie gerne wollte ich studiren — aber es thut's halt net — keine Mittel, nichts!

Keine Beschäftigung auf dem Theater, welches mir doch wieder zuviel Zeit hinwegnimmt, um etwas Erkleckliches im Schriftstellern zu leisten — eine Lage zum Verzweifeln!! —

Gestern den 1. März hatte eine alte Schauspielerin namens Anna Gutsch ihr Benefice, und zwar wurde gegeben „Die Räuber" — Herr *Lewinsky* als Gast den „Franz Moor"! —

Das ist mein Mann — sein Spiel hat mich wieder aufgefrischt — ich athme etwas freier — ich spielte den „Grimm"! — — Lewinsky ist gross — von Anfang bis zum Ende! — —

Mit Sehnsucht erwartest Du mich in Wien, und ich sehne mich auch nach Wien — vielleicht komme ich an in Wien — mein sehnlichster Wunsch! — Josefstadt — Wieden — wo es auch sei — wo nicht — „Je nun, so dann" heisst's im „Sonnwendhof" — — wir werden uns in circa 23 Tagen wiedersehen

— doch bin ich eines Schreibens von Dir gewärtig, auch wenn Dir Böhm nichts zu sagen hat — und somit grüsst Dich und Alle seinerseits und von Seiten seiner Mutter Dein treuer Freund

L. Anzengruber
Schauspieler, talentirter Kopf, intelligenter Kerl
und in Wahrheit *Nichts.*

XII. Krems, den 29. September 1861.*)

Lieber Freund!

Glücklich bin einstweilen ich hier angekommen und sende Dir vielmalige Grüsse — ich schreibe Dir anbei ein qua Tagebuch.

September den 24.

Hatte die Nacht, als ich von Euch ging, sehr schlecht geschlafen, aus Furcht, das vermaledeite Dampfschiff zu versäumen, war schon um 5 Uhr auf dem Wege nach den Weissgärbern und sagte um 6 Uhr meiner geliebten Vaterstadt und allem Lieben, was drum und dran ist, ein herzliches Lebewohl — und fuhr ab — zu Nussdorf (nachdem wir wol eine volle Halbestunde bis hin gefahren) stiegen wir in ein anderes grosses Schiff und fuhren zum Sterben langweilig bis 1/23 Uhr nach Stein — von da spazierte ich gemächlich, meinen Reisesack unter'm Arm, nach Krems — dieses Krems ist kein übles Städtchen. hat wirklich ein romantisches Aussehen — ich kehrte bei der „weissen Rose" ein und ging dann sogleich um Quartier zu suchen und mir das Städtchen zu beschauen — es gefiel mir, wie gesagt, sehr; abends kehrte ich im Bräuhause ein und trank dort paar Gläser gutes Bier, traf dort einen „urgemüthlichen Österreicher" — den hättest Du sehen sollen, Du würdest eingesehen haben, wie tief unter dem Niveau dieses charmanten Kerls Dein geliebter Mayer oder Toni als Prototyp eines urgroben gemeinen Kerls gestanden hätte. Es war wirklich ein aufgeweckter witziger Kopf, mit dem ich zu thun hatte, den ersten Abend in Krems verbrachte ich sohin nicht langweilig. —

Nur noch folgendes vom Theater, nach welchem ich mich gleich nach meiner Ankunft begab, weil Dir. Lauffner daselbst wohnt. Das Gebäude ist wirklich miserabel, es ist, wie in Neustadt, eine alte pensionirte Kirche, nur ist in Neustadt die Kirche mehr maskirt, hier steht sie offen unläugbar vor Aller Augen.**)

Mach Dir nach dieser Skizze einen Begriff davon; von innen sah ich es noch nicht; ich erfuhr folgendes: 1. dass erst Samstag, den 28. die erste Vorstellung sei (welche noch nicht bestimmt.) 2. dass Freitag, den 25. Probe sei. 3. dass a. der Schauspieler Preissing von der Josefstadt als Scholzischer Komiker engagirt sei und b. auch der vielbesprochene Pilko von Baden bei Wien.

Was ich ferner noch in der Schnelle ersehen, war, dass alle Bänke an den öffentlichen Spazirgängen viel praktischer eingerichtet waren als bei uns in Wien. nemlich alle sind mit Rückenlehnen versehen**) — (nach Figura).

September den 25.

An diesem Tage, meinem 2. in Krems, fand ich Quartier — und einen alten Bekannten von der Neustadt — Köppl — der hier wieder mit mir engagirt ist. Ich kauft mir Obst um 10 Kr. und bekam 30 Zwetschken, 2 Pfirsiche, 2 hübsche Weintrauben. — Es gibt in Krems ein Gewerbe, von dem kein Wiener Ahnung haben mag, es gibt hier nemlich „Einschlagmacher".

*) Den Sommer 1861 verbrachte Anzengruber (nach Lipka) ohne Engagement in Wien.

**) Lustig eingezeichnet.

Du glaubst vielleicht „Wetterzauberer“ oder Leute, die unseren „Theater-Einschlag“ machen — Gott bewahre, es ist Weineinschlag, womit der Most geschwefelt wird.

Auch sah ich einen Seifensiederschild*), wo der kaiserliche Adler nach folgender Figur profanirt wird; in jedem Schnabel trägt er ein Pfund Kerzen — bravo! — und einen Heiligenschein um jedes Haupt — O Safensieder! ———— Entschuldige diese grosse Pause, die Du im Lesen nicht zu machen brauchst, ich gehe eben zu Dir. Lauffner um, als am bestimmten Tage, heute den 26. nachzufragen, was am 28. (als Schreibedatum dieses Briefes) denn gegeben werden wird. —

September, den 26.

Als ich zu Dir. Lauffner ging, kam ich bei einem Gewölbe vorbei, an welchem folgender Zettel zu lesen war: „Man wird höflich ersucht, an der Glocke zu läuten —“ Ich wollte dem guten Manne schon den kleinen Gefallen erweisen, aber ich dachte daran, dass ich nicht in Wien, sondern in Krems bin — ich kam zu Lauffner — am 28. also von heute übermorgen ist „Ein Hausmeister aus der Vorstadt“ von ? — ich habe darin wieder einen Quartel-Liebhaber, Gustav benamset. Morgen ist die erste Probe und morgen erwarte ich auch meine Mutter. — Noch will ich Dir sagen, dass ich à la Lindenberg in Neustadt, so auch in Krems gesonnen bin, Schreibmeister zu werden, bin neugierig, wie sich das Geschäft rentirt. —

Jetzt, wo ich dies schreibe, bin ich gerade retour vom Kaffeehause gekommen, wo ich für einen „kleinen Schwarzen“ zu 10 Kr. ö. W. — die „Fliegenden Blätter“, die „Vorstadtzeitung“, „Fremdenblatt“, „Zamarsky's Familienbuch“ und

das „Kremser Wochenblatt“

las, auch bin ich gewillt, Mitarbeiter dieses Journals zu werden.

September, den 27.

Heute früh ging ich in unsere „Kunstausschrotthütte“ und erschrack, und erschrack! Mon Dieu! Mort Dieu Sacre demi-mond! — ganz, aber ganz — bis auf den grossen Zuschauerraum, der grösser ist, als der von Neustadt, sonst aber ganz, was Bühne anbelangt, „Meidling“ — also „einwendi so schen wie auswendi“ es war aber für diesmal keine Probe und ich zog getäuscht ab. Dafür morgen 9 Uhr!

Nachmittags beim Dampfschiff gewartet — umsonst, meine Mutter kam nicht, ich zog getäuscht ab — dafür morgen nach 2 Uhr. — Zu Lauffner gegangen und gleich 3 Rollen empfangen in „Liebesg'schichten und Heiratssachen“ (am Samstag, den 29.) Posse in 3 Akten von Nestroy — lauter Quartelrollen und selbst mit dem redlichsten Willen, diese Schmarrn zu einer Geltung zu bringen, ich meine durch präcise Darstellung und durch passende originelle Maske, wirst Du doch zu Schanden, weil Dir, selbst wenn Du Dir's hast im Schminken und allem Teufel etwas kosten lassen, nicht die physische Zeit zum gehörigen Umzuge und Umschminken bleibt. Für heute genug, ich gehe wieder in's Cafe (deren es hier 3 gibt.)

September den 28. respective 29.

Ich schreibe Dir also von gestern, gestern also war unsere erste Vorstellung, wenn alle so werden, wie es bisher leider den Anstrich hat — no gute Nacht! Oh, pfui dara Teifel!! —

In der Garderobe sieht's aus wie in Meidling, im Theater sieht es aus, was Schmutz und Arrangement betrifft, noch unter Meidling. —

Ha diese Schlampatität, das is schon mehr als z'viel!

*) Lustig eingezeichnet.

Zuerst also Ansprache, id est laut Zettel „Eröffnungsworte“ gesprochen von Dir. Lauffner, im Stile der berühmten Rede „des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu geniessen, ist mehr als Geld und Tugend werth“, im Sinne des deutschgerebelten Sprachgermanismus-Elends und Nothg'frettes.

Die Vorstellung „Der Hausmeister aus der Vorstadt“ von Anton Langer — tschiri tschari, lari fari, Palawatsch — so spieln's in Meidling och! —

Dann wundern sich diese Kürbisköpf', denen schon die Plützerkern ausgegangen sein, wenn niemand in ihre verlumpte Keischen einigeht — zwei Gesellschaften vor uns, die letzte und die vorletzte haben im Jänner aufhören müssen — vielleicht sind wir die 3. Gesellschaft — „je nun so dann“ sehen wir uns etwas früher, indess grüsst Dich herzlich, auch von Seite der Mama (Dich und die Deinen versteht sich) Dein treuer Freund

L. Anzengruber
desperater Kremser-Thespis-Karren-Zieher.*)

XIII. Krems, den 29. October 1861.

Lieber Freund!

Anbei Dein Crepiritiv an Brauer, wenn Du so gut sein willst, nehme meine poetischen Papiere „in die Kost“, da sie aber schon genug haben von den Behandlungen in den Theater-Kanzleien, so fressen's wol nix mehr. Denn zurück bekomme ich das Stück so sicher, als ich zu Wien meine gute Laune wieder bekommen werde, wenn ich nur erst wieder dort bin.

Hoffend, dass Du den Kanzleihabern „unter der Donau“ mir zu Lieb' an Kragen gehst, will ich Dich, da ich's 1. wegen weiter Entfernung, 2. wegen Mangels (nicht an o weh) (sondern an) Ö. W. nicht vermag, Dich wirklich zu traktiren, mit Theaterschau- respect. Hörgerichten oder rüchten regaliren. . . **)

Nun weiter:

1. Was (nach Anfrage Deiner Mama) Hr. Bilko (den Köppl sehr bezeichnend einen faulen Lackl nannte) für Gage hat, so sage ich, obwol ich es nicht ganz genau weiss, doch. für gewiss keinen Deut mehr als 40 fl.

2. Deine ebenfalls dazumalige Frage nach Garderobe beantworte ich dahin, dass wir für Ritterstücke etc. prächtiges Costüm, für Posse etc. miserables haben. (Nun folgt Personal und Repertoir, speziell das Repertoir Anzengrubers) und nun sage ich Dir nun noch, dass ich von den Stücken, die in Vorbereitung sind — 5 Bediente und 3 andere Schmärre in Händen habe.

„Tempora mutantur“ — Nun ja, so wechselt, liebe Zeiten, ändert euch aber bischen schnell!

Und für dieses Mal gehab' Dich wohl, grüsse von mir und meiner Mama, was sich in Eurem Hause grüssen lässt, einen Handkuss vermelde Deiner Mama und sage ihr, sie möge sich den Schlaf nicht rauben lassen, wenn ich ihr auch sage, dass Bilko nächstes Frühjahr nach Linz kommt — ich glaube fast, in diesem Falle liegen Oedenburg und Linz im Wendekreise der lügenden Zungl, über die noch einmal der Wendekreis des Krebses herlaufen wird — ach, käme nur einmal auch ein Wendekreis in mein scheusäliges Geschick, ich lechze à la Hugolino im Hungerthurm darnach und noch kein Anzeichen — a pah! — qua pahh! — wenn sich's nicht ändert, muss ich mich ändern, nur bleibe ich für alle Fälle, also auch geändert, Dein treuer Freund

Ludwig Anzengruber.

---

*) Hier im Original eine 15 Zeilen lange Nachschrift in Chiffern. Ein folgender Brief vom 25. Oktober betrifft eine Geldsendung.

**) Nun folgt eine „Votivtafel“, angeblich in der Theater-Einfahrt gefunden: S. A. V. S. T. A. L. L. I. B. U. S. etc.

.V. Krems, den 25. November 1861.

Bester theuerster Freund!

. . . .

Und zur Hauptsache!

O pfui dara Teufel! Freund Franz! Du machst Dir keinen Begriff von ›sem Theater, Meidling hat doch noch Statisten (wir haben keine!) Nichts ›stoweniger verhauten wir zur Schillerfeier „Maria Stuart" — o! o! o! . . . .

Meine Wenigkeit spielte diesen Abend ein schauderhaftes Mixed pickle, denn ›ine Rolle enthält

1. die Anmeldung:

„Mylord von Leicester — und
„das wage ich dem Lord nicht zu sagen,
„Er würde mir's nicht glauben."

2. den Anführer der Trabanten. (Es waren aber keine Trabanten und Leicester rief also: „Heda, Trabant!" — worauf ich eintrat.)

3. hatte ich alle die Meldungen: „Der Schrecken geht durch London ›. etc.

4. den Staatssecretär Davison.

Um dem Unsinn die Krone aufzusetzen, stand ich auch als Letzterer am ›ttel! Ein Staatssecretär, der die Wache im Vorsaal hält, der erst schreit: ›ur das Haupt der Stuart, das noch heute fällt, kann ihn besänftigen" (den ›bel nemlich) und der sich dann fürchtet, das Todesurtheil nur zu übernehmen, ›geheuer, so was gibt's nur und gab es wol nur in der Saison 1861 unter Herrn ›rector Lauffner in Krems!

Bilko wurde auf den „Mortimer" stürmisch von den Herren Buben auf ›r Galerie gerufen, kam auch sogleich, nachdem er sich todtgestochen, heraus ›rannt, und sagte mit strahlender Freude im Angesichte, mit bebender Zunge ›hts als: „der todte Mortimer! — der todte Mortimer!" — und lächelte selig. ›rauf gung er in die Garderobe, zog sich aus und — ging ins Parterre ›tzuzusehen und gesehen zu werden!!!

Ich säg' da gar nichts dazu, das Andere kann sich Jeder denken!

Die Geschäfte gehen sehr schlecht, dass man auf das Aufhören des ›eaters gefasst sein muss; ein Künstler dürfte wol durchgehen, ein Anderer will ›ndigen, also auch das noch, nicht nur keine Leute, die mehr zusehen, sondern ›ch keine mehr, die spielen, ein merkwürdiges Theater das, zu Krems in der ›ison 1861 unter der Direction des Hr. Direct. Lauffner! —

Dann, mein Theuerster, geben wir nächstens „Der Goldbauer" — gelt, ›r können's, ein Repertoir haben wir zum alle Zuständ'kriegen. Das dank' ich ›es der böhm'schen Böhmin*), einmal aufgesessen und nie wieder. So. ›nktum! . . . . und grüsse Alle, wie gewöhnlich, verbleibend Dein ›uer Freund

Ludw. Anzengruber.

V. Steyr, den 20. Februar 1862.

Theurer Freund!

In grösster Eile thue ich Dir hiermit kund, wie ich hierartig zu hausen gewiesen wurde.

I. Konnte Dir. Lauffner die Gage nicht bezahlen.

II. Wurde in Folge dessen Theil gespielt — (vom 21. Jänner bis 9. Feuar bekam aber jedes Mitglied in der Theilung nur 9 Fl. 44 Kr.)

*) Frau des Theater-Agenten Böhm.

III. Da kommt Dir. Matras von Steyr und lässt die Absicht blicken, das Kremser Theater zu übernehmen.

IV. Da bin ich natürlich meines Engagements versichert worden, und um nicht in Krems unthätig zu sitzen, kam ich

V. am 14. Februar nach Steyr, wo ich bis dato hause.

All das Nähere, was Dich interessiren dürfte, erfährst Du baldigst — und Du wirst wol meine lange Pause, herbeigeführt durch solch' aufregende Umstände, entschuldigen, umsomehr, wenn ich meinem Versprechen nachkomme und Dir einen Musterbrief nächstens senden werde, der Dir in bekannter mephistolodischer Manier die näheren Details ausmalen wird.

Doch ich als vieltalentirter, von Dir anerkannter Schriftsteller verlange nebst obiger Nachsicht noch die Erfüllung nachstehender Bitte (als Honorar) . . . .

Sei so gut, nach diesen Instructionen zu verfahren, und es wird Dir dankbar sein Dein treuer Freund

Ludwig A.

XVI. Krems, den 26. März 1862.

Theuerer Freund Franz!

„Grüss' Dich Gott, grüss' Dich Gott, Bruder Straubinger!" — Ja, ich bin wieder in Halle — in Krems will ich sagen, und wehe! ich komme so von Steyr zurück, als ich von Krems nach Steyr kam, als vacirendes Mitglied einer ditto abgewirthschaftet habenden Direction. — O weh, o jerum!

Wie ich mich in Steyr befunden etc. etc., das Alles auf meiner Durchreise durch Wien, wo wir uns hinlänglich ausquatschen werden, interessirt Dich jedoch etwas ganz besonders, sag's, oder besser schreib's, ich werde Dir in allen Puncten Rede stehn — apropos Punct und Rede stehen — Du äusserst den Wunsch, zu wissen, was es mit jenem favoritenstrasslernden Gerüchte von „Komisches für's Theater schreiben und gutes Honorar dafür" sei — ja — erklärt mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur, wie die Leut mir so was nachreden können und dann will ich Dir nach Möglichkeit erklären, wie ich über solche Neuigkeit überrascht war — ich gutes Honorar, hahaha! — ein weisses Atlasbindl als Werth in fundus (vom Neustädter Götterabend) und 58 Kr. sage funfzig acht Kreuzer vom „Telegraf", das war bis zur Stund, was Anerkennung mir vergunnt, mir dem Ludovico Einziggruber, — Lieber Freund! Hier liegt auch die Quittung vor Deinem Auge und sie fleht stumm Dich an, in Worten kann sie's ja nicht sagen, Du möchst sie in Zahlamt einitragen, erheben all den bezeichneten Betrag und so gut sein, bis zu jenem Tag, wo Du mich schaust in Vindobona, wo wir vor Freude alle zona*), die besagten 14 Fl. 58 Kr. aufzubewahren als treuer Schweitzer. — Also, lieber Franz, seins ma so gut, wenn ich kum af zu haus, zahl' ich Stampferl Unblachte, was is gute, was brennte a satrazenski, dass glabte, ganze Hals kriegt ma Loch, wie an Sieb und Magel drehte sich wie Gspiel ringlinge — diesen Gefallen thu' mir also nochmals und dann schreibe auch bald Deinem treuen Freunde

L. Anzengruber.

XVII. Vincovce, den 27. Juli 1862.

Bester Freund!

Womit soll ich beginnen — mit einer Entschuldigung, dass ich so lange nicht geschrieben, ob ich gesund geblieben? — nein — ich bin sehr angehängt gewesen, bin's eigentlich jetzt noch mehr, war und bin noch so missmuthig und

*) Zaunen = Weinen.

mit mir selbst zerfallen, dass ich wol an alle meine Freunde und Bekannten oft herzlichst und sehnlichst dachte, den Wolken an sie die schönsten Grüsse übergab, aber nie der Post — doch ich kenne Dich, Du verzeihst, da ich reuig diesen halben Bogen anschmiere.

Also, nach meiner Abreise am 27. komme ich noch selbigen Abend nach Pest und schnarche auf dem Schiffe, und am 28. lande ich abends in Apathin und treffe Hr. Dir. Kistler am Strande, der über mein Kommen nicht sehr erfreut, da schon unterdess Jemand gekommen, mich nach dem grossen Gasthofe schickte — o wehe mir, dachte ich — die Wehen kamen, ich erhielt nur 20 statt 25 fl. Gage, weil ich so dumm war, ohne Contrakt auf das Wort der dummen Gans Böhm hinunter zu gehen und Kistler in dem Briefe 20 — 25 fl. schrieb; meine Beschäftigung fing sehr schön mit „Leim" im „Lumpaci" an, blieb niederträchtig und der verfluchte Hund liess mich ferner recht gemüthlich Episoden spielen nach wie vor — ich hasste ihn und seine Frau Gemalin, die Directrice, aus dem Grunde meines Herzens, und so kamen wir nach dem 2. Stationsorte, nach Palanka*), dort kam ich, wie der Mensch nicht dem Schicksal entgeht, in Schulden, die ich nicht berichtigen konnte, von wegen meiner miserablen Gage, einstweilen aber gährte es wie in mir so auch in der Gesellschaft und ein Complot entspann sich, in Folge dessen in der Nacht Hr. Franz und Hr. Gruber (so heisse ich hier der Kürze halber) aus ihrem Engagement heimlich entwichen und am Tage darauf in Mittrovitz bei Hrn. Dir. Konderla anlangten und freundlichst empfangen wurden. Diesen beiden folgten noch 3 Mitglieder, so dass unser geöhrter Hr. Dir. Kistler mit 6 (er dazugerechnet) sage sechs Personen zurückblieb.

So gung Ludwig durch — alles Nähere ist so urkomisch, dass es nur erzählt werden kann, ich hebe mir's bis auf Wiedersehen auf; mit meinem neuen Dir. Konderla zogen wir von Mittrovitz nach Vincovce, Alles Militärgrenze, hier bei diesem neuen Director in dieser neuen Gesellschaft bin ich

wohlbestallter jugendlicher Held und Liebhaber,

habe schon im „Zigeuner in der Steinmetzwerkstatt" den Robert,
in der „Grille" den Landri und den Didier,
im „Einer von unsere Leut" den Kraus,
in der „Zurücksetzung" den Baron Heeren,
„im Mädl aus der Vorstadt" den Gigl etc. gespielt.

Na also, Liebhaber, jugendlicher — was ist das ein Tausch — im Winter werde ich wahrscheinlich in Warasdin sein, — doch jetzt weisst Du einstweilen genug von mir, nun zu Dir . . . . na, schreibe mir bald, ich werde dann nicht mehr säumen, trotzdem, dass ich viel büffeln muss; im nächsten Schreiben sollst Du mehr hören von Deinem treuen Freunde

L. Anzengruber.

XVIII. Essegg, den 14. October 1862.

Bester Freund!

Wärst Du ein Komödiant gleich mir, der schon an manchem Provinzorte geweilt, ich ersparte viel an Tinte und Papier oder hätte Musse, Dir Interessanteres zu schreiben, als solche dumme Um- und Auszugsgeschichten, ich ersparte Raum und könnte gleich mit den lokalen Eigenheiten beginnen, ich könnte über das Reise-Kapitel einfach sagen: „Bruder, wie immer!" aber so, na also —

---

*) Seine „Komödiantenfahrt" nach Apathin und Palanka brachte Anzengruber die groteske Bekanntschaft eines „Adjutanten des Generals Bem": No. 4 der Wochenschrift Wiener Leben vom 26. Jänner 1873.

ich kam meinerseits von Vincovce am 27. nach Essegg und suchte 8 Tage Quartier, es ist hier, weil die Festung klein ist, eine rechte Noth an Wohnungen: es gibt zwar eine Unter- und Oberstadt, aber die erstere ist schon sehr unten und die zweite sehr oben, beide nahe an 1/2 Stunde von der Festung entfernt, die obere ist doch noch etwas näher, aber kann der Schauspieler im Winter beinahe 1/2 Stunde bei weiss Gott was für einem Wetter und was für einem Koth oder G'frier, dass d'Ohrwaschel aberfall'n, nach der Festung rennen? noch herrscht hier der schöne Brauch in der Festung (wo ich nun doch mit Faust zu reden „ein verfluchtes Mauerloch“ gefunden habe), dass man die Thore um 1/212 Uhr schliesst und erst morgens gegen 5 Uhr wieder öffnet; Kettengerassel, womit die Sträflinge durch die Strassen ziehen, jeder hinter sich einen Grenzer mit „aufgepflanzten“, überzeugt Dich endlich ganz und gar, dass Du in einer Festung bist. Nachdem ich 8 Tage Wohnung gesucht, suchte ich 7 Nächte meine Mutter, eine äusserst angenehme Beschäftigung, da das Dampfschiff hier des Nachts oft um 1/212 Uhr, einmal sogar um 1/21 Uhr ankam; aus der Festung gesperrt, muss ich nach der Unterstadt rennen und in einem Gasthause übernachten, endlich am 9. d. M., als ich zum 7. Male mit ungarischen und slavonischen und deutschen Kernflüchen nach dem Schiffe aussah, kam meine Mama, es war erst 11 Uhr, ich wagte es und ging keck mit ihr nach der Festung — das Thor war offen, wir hinein, das obligate „Halt! wer da?“ wurde meinerseits mit einem ebenso obligaten „Gut Freund?“ beantwortet, und so zogen wir denn in „Essig“ ein.

Die erste Nacht, als ich hier ankam, setzte ich mich in's Wirthshaus: Du musst Dir vorstellen, wie Ludwig Gruber, recte Anzengruber, damals eigentlich aussah und sich befand; in Vincovce bekam ich ein gottverfluchtes Fieber, das mich einiger Pfunde „Luders“ beraubte, meine Wangen bleichte, meine Haare ausgehen machte und noch anderen Unfug mit mir wehrlosem armen Kerl trieb; überall nun, in Apathin, in Palanka, in Mitrowitz war das Bier entweder leidlich oder sehr gut; wir kommen nach Vinkovce, bleiben dort einen vollen Monat, und das Bier ist dort nicht zu trinken, ein Wiener einen Monat ohne trinkbares Bier — und ich es gleichsam als Medicin für meine Leiden betrachtend! — Das Bier, es half nichts, schmeckte nach Tannzapfen, es fällt ihnen, scheint's, beim Brauen immer ein ganzer Wiesbaum hinein in den Kessel — in Essegg, hiess es nur, giebt es gutes Bier — o welch' ein Trost! — Lui IV. sitzt also in benambseter Herberge und sein erster Schrei ist „Bier“ — das Bier erscheint, er erhebt sein Glas — Gott, wie das musicirt — er setzt es mit innigem Wohlbehagen an die Lippen — na buxumi! — plötzlich schneidet er ein Gesicht, als wie der Tyrann von Syrakus, als ihm sein Leibsclave Zanga den Nachttopf nicht ordentlich ausgerieben und der Geruch salmiakalischer Nebelschleier, so aus dem verpönten Topfe aufstiegen, sein gekröntes Geruchsorgan, will ich sagen das Geruchsorgan des Gekrönten beleidigte, — ach das Bier, wenn es auch nicht nach Tannzapfen, so schmeckte es doch nach Tannzäpflein — dieses ausgezeichnete Medicament, welches für Bauchzwicken sehr gut ist, kostet die Maass 20 kr. — Doch gibt es auch hier ein Pester-Bier, die Halbe 13 kr., ganz gut. — Nun befinden wir uns, ich und meine Mama, gesundheitlich ganz wohl, von der Frau Pecunia waren wir nie begünstigt, und heuer, durch die scheusslich weite Entfernung von Wien in die Hände des Directors gegeben, musste ich leider auf 26 fl. abschliessen. Dahero räuchere ich der Melpumeia nicht mehr mit 5 kr. Cuba, sondern mit echten Ludros Stinkadores à 1 1/2 Nkr., sie muss sich's schon gefallen lassen.

. . . . . es war unlängst ein bissiger Aufsatz in der Sachs'schen Theaterzeitung, der das Kistler'sche Unternehmen tüchtig verriss, worauf viele schon engagirte Schauspieler ihre Contrakte an die Böhm zurückgaben.

Und somit grüsst Dich derweilen Dein vielbeschäftigter (nicht gerade auf der Bühne, mehr beim Schreibtisch) Dich liebender Freund

L. Anzengruber.

NB. Schreibe nicht an „Anzen“, sondern an „Gruber“; nächstens erhältst Du unser bisheriges Repertoir und Vieles zur Charakteristik der Directoren.

Ludwig.

XIX. Essegg, den 25. November 1862.

Bester Freund!

(Einleitung, betrifft Personalia — diesmal Versatzscheine.)

. . . .

Das versprochene Kapitel über Directoren abzuhandeln will ich mir ersparen, es ist zu umfangreich, und da wir uns in Wien im Frühling hoffentlich wieder finden, sehen und sprechen werden, werde ich Dir mein theatralisches Notizenbuch für Essegg sowol vorlegen, als auch interessante mündliche Mittheilungen machen — ich kann Dich versichern, dass hier die Talentlosigkeit besser gedeiht, als das Talent; ich bin jetzt so zu sagen fast theater- und schreibmüde geworden — ich lasse die Welt laufen, wie sie lauft, „und da ich nicht als ein Talent kann kürzen diese feinberedten Tage, bin ich gewillt, ein Dummkopf jetzt zu werden.“ (Frei nach Shakespeare in Richard III.) — Bei Gott, ich sage Dir, ich bin hier eingefroren, eisig ist mein Fühlen, mein Denken setzt Eiszapfen an poetische Laven, ich werde in Essegg „Essig“ werden. Doch wozu Dir dieses Gemälde — vorwärts! — ist die Parole für den Strebenden — Rückwärts oder bergab die für den fertiggewordenen Allons, enfants, pour la patrie. — Mit Gruss und all den gewöhnlichen Grüssen unseres bisherigen Briefwechsels verbleibe ich Dein treuer Dich aufrichtig liebender Freund

L. Gruber.

XX. Essegg, den 25. Februar 1863.

Lieber Freund!

Gerne würde ich auf all' Deine Fragen: was ist's mit Sommer? antworten, wenn ich's a dato nur selbst wüsste; aber leider weiss ich noch nichts, von Wien kommt nichts und wieder nichts — weder von all' den 3 Agenten, an die ich geschrieben, noch von Hrn. Andreas Schumacher; da ich nun nicht auf's Geradewohl von hier aus nach Wien fahren kann noch mag, so bleibt mir nichts übrig, als hier unten in diesem Saulande zu verweilen und unsere Frühlings-Wiederseh'ns-Hoffnung ist beim Teufel, „wenn nicht besondere Dinge sich ereignen,“ sagt „Griffet“ im „Pamphlet“ — ich habe aber keine Hoffnung auf diese Besonderheiten — ich habe ja um und um kein Glück, den vergangenen Donnerstag, den 19. Februar hatte ich meine Einnahme, gab eine Novität für hier: „Die wilde Lori“, machte Cassatheil (hört! hört!) 17 fl., sage ganze 17 Gulden und 7 ganze Gulden Überzahlung macht S. S. 24 fl. — Schreibe Du mir etwas Tröstliches — wie ist's mit Dir? Was hast Du vor? — Und noch Eins — willst Du mir einen grossen Gefallen erweisen, so gehe im Vorübergehen noch einmal mir zum Schumacher hin, richte ihm meinen herzlichen Gruss aus und frage ihn, ob er Dir nichts für mich zu sagen oder zu geben habe. — Du musst wissen, das ist auch Einer jener wenigen Menschen, die mich lieben und die ich liebe und er lässt nichts von sich hören, das ängstigt mich — solltest Du ihn auch nicht antreffen, ziehe doch, sei so freundlich, Erkundigung im Amte ein, ob er krank sei? — oder? — — Doch Amen — schreibe mir; — habe

ich Gewissheit über ein Engagement, so erhältst Du allsogleich ein Schreiben. — Meine Grüsse an Alle . . . . Dein treuer Freund

Ludwig Gruber,
Gemalificter Beneficiant.

XXI. Essegg, den 24. März 1863.

Lieber Freund!

. . . . Es steht die Geschichte hier so im Wackel, dass ich nicht einmal weiss, ob ich nicht das scheussliche Vergnügen haben werde, Wien wieder einmal als Pflastertreter kennen zu lernen. — Am letzten Tage, Samstag den 28. d. M. wird es sich entscheiden, wie, wann, was . . . . . wenn Du heute herabkömmst, wirst Du sagen, der Ludwig ist doch der einzige gescheidte Mensch hier — gescheidt wären manche — aber Menschen weniger. Du wirst und kannst mich schon herzlich bedauern, wenn Du willst — über die Zerrissenheit meiner Lage, der auch, wenn sie anhält, bald die Zerrissenheit des Charakters und Versumpfung aller Anlagen folgen dürfte.

Nun sei so gut und schreibe mir wie sonst gütigst so schnell wie möglich, hast Du mir Neues von Schumacher, von Dir etc. etc. mitzutheilen, wird es mich sehr freuen — auf dieses Dein erhofftes Schreiben erhältst Du allsogleich Antwort, da bis dahin sich die Lage und Situation aufgeklärt haben wird; ich hoffe noch immer, Dir dann nur Erfreuliches mitzutheilen — einstweilen auf Wiedersehen — es grüsst Dich und die Deinen herzlich

L. Gruber,
ein eine dunkle Existenz führender.

XXII. Vöslau, Juni 24. 1863.

Bester Freund!

Du weissest, dass nun sowol ego als auch meine Mama uns in Vöslau vulgo vulgata in Gainfahren befinden und zwar ein den Umständen nach leidliches Leben führen. — Gespielt wurde schon den 17. (da es den 16. regnete) und zwar angefangen mit „Ein glücklicher Familienvater“ — dann kam „Die Ausspielerin“, dann „Er will nicht sterben“, „Die schöne Müllerin“ — „Zwölf Uhr“ — „Die Hochzeitreise“, „Die schlimmen Buben“ und heute ist „Doctor Wespe“. — Ich spielte nichts als meinen Schulmeister Wampel. — Die Gegend ist wunderschön, ich habe einstweilen schon einen Ausflug nach Baden gemacht — die Gesellschaft bis auf wenige Mitglieder recht brav — unter diesen räudigen Schafen befindet sich unsere liebenswürdige Haimann, die nicht nur durch und durch Anfängerin ist und hässliches Weibsbild, nein, die auch nichts lernt, anderen die Scenen verdirbt und ob ihrer ekelhaften Frechheit und jüdischen Schmutzigkeit den Spitznamen „Tei tei terem Gallmeyer“ führt. — Nun, va bene! — für Marburg dürften jedenfalls für's erste eintreten mehrere Änderungen im bestehenden Körper und auch einige Ergänzungen desselben auf mehrere 2. Fächer hin. Pour le moment weiss ich Dir gerade nicht mehr zu erzählen, als dass ich schon fleissig gearbeitet habe, denn ein Lustspiel: „Vom Regen in die Traufe“ (1. Akt) liegt schon fix und fertig in meinem Pulte und „Der Versuchte“, Drama in 2 Akten mit einem Vorspiele „Der Nachlass des Mörders“ in 1 Akt ist mit obbenanntem Vorspiele bereits begonnen — habt Acht! — Dann kommt — „Ein Wiener Strassenkehrer“, ein deutsch-patriotisches Volksstück — ein Roman: „Von der leichten Seite“ — und was weiss ich noch, vielleicht noch eine kleine oder grosse Unzahl oder Mehrzahl oder Einzahl von Gedichten. — — o pfui Teufel — quinckelt gerade da draussen vor meinem Fenster ein Kerl mit

einem Dudelsacke. — Weg mit Kunst und Poesie — ich muss Dich zum aberten Male belästigen mit Aufträgen — sei so gut, mir selbe zu erledigen . . . . .*) Ctens und letztens — Schöne Bitte, einliegendes Billett an Hrn. Schumacher zu überbringen, und sollte er in puncto puncti Dich bestellen, bitte ich um balde, baldigste, allerbaldigste, bällerbäldigste Einsendung.

Und nun grüsse mir herzlich alle die Deinen, Deine mir, ich weiss nicht warum, so zugethanene Mama, denn ich hab' sehr wenig Liebenswürdiges, aber desto mehr Sonderlinghaftes an mir, Deinen Papa, die gute Fr. Beitl etc. etc. — Vielleicht komme ich balde! — Es hängt von der Unterstützung ab, — der Schusterpapp! Was Marburg anlangt, so heisst's bis jetzt freilich, lieber Freund, Geduld — Geduld . . . . . Aber vederemo sagen die Malsamimänner, so sagte unsere liebenswürdige Tei-tei-terem-Gallmeyer als „Ausspielerin" statt Salamimänner. Aus ist's — ici le rest —

Dein treuer Freund Ludwig Gruber, Schauspieler,
Gainfahrn No.

XXIII. Vöslau, den 16. Juli 1863.

Bester Freund!

Glaubst Du denn, guter dummer Freund, dass Du 1. eine Adresse brauchst — Schauspieler in Vöslau genügt vollkommen; 2. dass ich mit so riesiger E . . . . geduld Deinen 2ten Brief abgewartet hätte, hätte ich Deinen ersten nicht empfangen und daher sehr logisch auf die Resultate der Gänge zu Schumacher etc. gewartet, ehe ich wieder schreibe?! —

Du siehst, ich ziere meine Briefe mit einer Vignette**), damit Du an selben noch mehr Freude habetest und damit ich Dich extra für Deine Extrabemühungen belohne. — Die künftigen Schreiben werden ditto mit einem solchen Thurmgoldknopf geziert erscheinen. Und nun dank' ich Dir für Deine Nachrichten, wenn mir auch die von Schumacher wenig dankenswerth erscheint. — Inliegenden Brief sei so gut und bestelle an die Adresse des „ollen Wortbrüchigen" — nanu ich hoffe, er wird im Aujuste mir nicht in den April geschickt haben! —

Was Du mir über die Freikartenquelle berichtest, erfreute mich umsomehr, als ich hoffen kann, Dich nicht ein- oder zweimal, sondern öfter zu sehen; dass Du mir sehr angenehm sein wirst, wenn und wann Du kommst, kannst Du Dir denken — nur schreibe mir das Wann — und fahre schon wegen der Hin- u. Retourkarte, die selben Tags benützt werden muss, mit dem ersten Zuge von Wien ab, — dann triffst Du 1/49 Uhr in Vöslau ein und das erlaubt mir, Dich, wenn ich auch beschäftigt sein sollte, am Bahnhofe zu erwarten, da unsere Proben, um 6 Uhr früh beginnend, gewöhnlich um 1/2 oder 8 Uhr aus sind — ausser Du wählst Dir einen Tag, an dem meine Wenigkeit frei ist, d. i. der Montag und der Samstag, an diesen Tagen gehört der Vormittag mir und der Nachmittag bis 5 Uhr, dann ist gewöhnlich Probe für die Komödie des künftigen Tages — die um 7 Uhr endet — es wäre denn der Fall, dass die Retour- und Hin- — die Hin- und Herkarten nicht für Dich um ein Viertel ihres Preises zu erstehen wären — dann ist es was Anders, dann kannst Du auch nachtlagern in Granada. — Mir ist's in Hinsicht auf meine furchtbar schmale Kasse unmöglich, vor Schumacher sein Wort gehalten, nach Wien zu kommen, dann aber werde ich's wohl einmal wagen — Dir ist's jedenfalls leichter, bis dahin mich zu besuchen — ich kann Dir mit litterarischen Arbeiten aufwarten — ich habe während meines Auf-

*) Betrifft Zahlungen, darunter ein Wechsel.

**) Dieser, wie die folgenden Briefe, mit gezeichneter Vignette. Zuerst: russischer Trost für polnische Wittwen: ein Büttel, der eine Dame knutet.

enthaltes in Vöslau geschrieben „Vom Regen in die Traufe“, Lustspiel in 1 Akt — dann „Der Versuchte“, Drama in 2 Akten, mit einem Vorspiele: „Das Vermächtniss des Mörders“ in 1 Akt, (zusammen 3). Von dem ersten bereite ich eben eine Abschrift vor, die ich Dir, wenn Du nicht böse darüber sein willst, bei Deinem Besuche mitgeben werde zum Einreichen am Carltheater bei Hrn. Dir. Carl Treumann. — Meine Posse „Der Onkel ist angekommen“ dürfte wahrscheinlich hier mit verändertem Titel „Allerhand Falschheiten“ oder „ein Onkel, der ungelegen kommt“ zu meiner Einnahme aufgeführt werden. — Natürlich bleiben aberscht meine Entrée - Couplets weg, da keine Musik dazu existirt, und werden Einlagen an deren Stelle treten. —

Nun werde ich Dir etwas von uns erzählen — die grosse Teiteiterem-Gallmeyer ist bereits gekündigt und hört mit 1. August auf, Vöslau und die Umgegend unsicher zu machen. — Diese Woche ist zu unserem grando Gfrett der grösste Affe seines Jahrhunderts „Klischnigg“ hier eingetroffen und wir spielen diese Woche fort und fort Affenkomödien — diese sind aber von Klischnigg mitgebracht worden und daher so spät ausgetheilt, dass es geradezu — diesen Schmarn — von heut' auf morgen lernen heisst! —

O ciel! — Mit meiner Beschäftigung könnte gerade jeder Chargenspieler von Fach, aber nicht ein „Gruber“ zufrieden sein, der es weit und weiter bringen will. —

Vielleicht wird es noch — und vielleicht noch bei Radler! — . . . . . .

Schreibe bald — auch was Du meinem Besuch-Vorschlage für und wieder einzuwenden und zuzustimmen hast — und dann schreibt auch bald Dein treuer Freund

Ludw. Gruber.

Beglücke mich bald mit Deinem ersten Besuche!!

NB. schau, dass ich Antwort von Schumacher bekomme, damit ich weiss, wie ich d'ran bin.

XXIV. Vöslau, den 25. Juli 1863.

Bester Freund!

. . . . Willst mich vielleicht mit einer Heimsuchung überraschen — voila, ich bin da; ich will Dir nicht unser Gainfahrnerhaus No. heute schreiben, sondern mit nächstem Briefe auch die Abbildung meiner Sommervilla, die a viel Geld 'kost hat, übersenden, wie ich Dir hier die vordere Ansicht unseres Sommertheaters*) übermache; unser Theatrum befindet sich, wie Du siehst, sehr im Grünen, Du siehst die ausgesteckten Fahnen in den Lüften flattern, ergel regnet es nicht — recte unter den Fahnen befindet sich ein Schild, das besagt: „Johann Edlen von Radler's Sommertheater“ — unter diesem Schilde erblickst Du eine kleine Einsiedlerhütte, selbe ist die Casse, an welcher Director und Directorin abwechselnd walten — obwol eigentlich der Schauspieler hingehörte, eben da er nie bei Casse ist. Weiters im Hintergrunde sieht man die Schweizerhäuser. —

Nun also unser Haus No. 186 — voila tout! — Kommst oder kommst net — unser Director fahrt sehr häufig nach Wien, aberscht mir erfahrt's erst, wenn's schon g'scheg'n is, und wo er absteigt, is das noch mehrerigste Ghambnuss. — Bis zum September bleiben wir da — na ja — komm' mal und schreib aber vorher, hörst . . . . . . Vorbei sind nun die Gastspiele des Klischnigg und des Frl. Ullmeier vom Theater an der Wien — nun beglückt uns Klesheim und wer noch, das weiss der Allmächtige! — ich bitte Dich dringend um ein baldiges Antwortschreiben bezugs der Andr. Schumacherschen Angelegenheit; Du

*) Vignette: Das Sommertheater zu Vöslau.

kannst ihm nebst meinem Gruss auch meine grösste Noth vermelden; ich soll 1. August zahlen und habe keinen Kreuzer — Amen. . . . . Schreib' und komm' bald zu Deinem Freund

L. Gruber.

XXV. Vöslau, den 5. August 1863.

Lieber Freund!

So viel Freude mir Dein Kommen machte, so viel Ärger machte mir die Erscheinung . . . ., wirft mir der mit lateinischen Sprichwörtern herum etc. etc., ja ich kann ja nicht immer den Petiskus oder ein anderes Fremdwörterbuch mitschleppen, in denen die gang und geben lateinischen Sprichwörter alle vorkommen, also hoffentlich auch die von Hr. P. citirten; dass die Herren ewig noch nicht den Unterschied zwischen geistreicher und gelehrter Unterhaltung einsehen! Man kann ja geistreich über selbst Geistloses reden, aber gelehrte Unterhaltung führe ich nicht, da ich in vielen Punkten meinem Kopfe folge und geradezu im im Conflikte mit ihren Thesen bin — das aller geistloseste ist, mit Brocken höherer Bildung immer umherzuwerfen, von denen Niemand satt wird.

. . . . hol' jetzt Alles der Teufel! was ich Dir eigentlich sagen wollte, ist ja, dass wir eben letzten Montag gehindert wurden, uns nach jeder Richtung auszusprechen, uns gemüthlich zu unterhalten, zu rauchen, zu trinken, zu witzeln, kurz, wieder einmal zu leben, wie wir einmal ohne Hindernisse als flotte Jungens leben wollen, wieder so einen Probetag zu feiern aus dem Leben zweier Lichtköpfe und Dunkelfeinde, Sarkasten und Optimisten — also, lieber Freund Franz, wenn es Dir möglich, so komm' doch diesen Samstag früh, wir wollen wie gesagt wieder 'mal fidel sein — Du wirst durch Dein alleiniges Kommen grosse Freude mir sowol bereiten, als sich auch schmeichelt, Dir bessere Unterhaltung als neulich zu bereiten Dein Freund

L. Gruber.

NB. Schreibe jedoch auf alle Fälle gleich!!

XXVI. Vöslau, den 24. August 1863.

Bester Freund!*)

Nach Deinem Schreiben vom 18. d. M. freute ich mich schon, Dich wieder zu sehen, doch siehe da, das Wetter zog uns einen Strich durch die Rechnung — nun hoffe ich, Dich doch bald zu sehen, vielleicht nimmst Du kommenden Samstag — soll mich freuen — im Falle Du mir das Vergnügen schenkst, sei doch so gut und erfülle mir zwei Bitten in puncto der Vöslauer Reise, erstens bring' mir wohl aufnotirt: Wie die brennende Liebe auf lateinisch heisst und welche, gelbe oder rothe, Blüthen? — und dann nimm auf meine Kosten einen Dienstmann — den brauchst Du keineswegs mir nach Vöslau zu bringen, sondern der soll meine Schriften, das grosse Packet, so bei Dir liegt, nach der Bahn befördern, in Vöslau nehm ich es über und Du hast somit keine Scherer- und Trägerei und ich ersetze Dir dann den Ersatzmann. —

Was Schumacher betrifft, so lasse ich ihn ersuchen, die Sache bald zu erledigen mit dem Stücke, denn je länger es liegt, je mehr narre ich mich mit Erwartungen, ich dachte mir es schon eingereicht, und nun ist noch gar nichts geschehen — es bleibt ohnedies im günstigsten Falle einer Annahme genug lange liegen und im Abweisungsfall bin ich weniger genarrt, wenn ich die Hoffnung nicht so übers Maass trenirt habe. Was endlich das Nichtschicken anbelangt, so

*) Vignette. Eine Denkmünze: Umschrift: KLISCHNIGG AFFIBUS GRANDUS 1863.

ist's für uns, für ihn sowol als für mich sehr traurig, besonders für mich in einer Beziehung, als ich schon darauf gerechnet habe und jetzt in Vöslau aufsitze.

Doch ich hoffe, Dich zu sehen, richte Dir's mit Deiner Herreise ein, wie Du willst, nur schreibe mir — Du kannst mir gleich im Schreiben schreiben, wie latein „brennende Liebe“ geschrieben wird und wie sie blüht — und was den Schriftenpack betrifft, so richte Dir's nach Komodität ein, es wird ja noch immer nicht Deine letzte Fahrt nach Vöslau's Gestaden sein, von Deinem Abschiedsbesuche erwarte ich aber umsomehr, dass Du die oben erbetene Freundlichkeit mir erweisen werdest, als ich jetzt nach und nach die Hoffnung aufgebe, Wien vor Marburg wieder zu sehen — ich hatte auf Schumachers Unterstützung gerechnet — jetzt bleibt noch eine sehr schwache Hoffnung auf meine Einnahme — die sind aber alle hier schlecht.

Da wir vergangenen Samstag uns nicht einmal einen anständigen Schwips, geschweige denn einen Affen zusammen antrinken konnten, da wir eben nicht zusammen waren, so sende ich Dir an der Spitze dieses Briefes einen Affen — aber der ganze Klischnigg — es ist doch merkwürdig.

Einem Schreiben, das ihm anzeigt, wenn (je nachdem Dir's genehm) Du ihm die Freude Deines Besuches zu machen gedenkst, entgegensehend, zeichnet sich (Gauthrie u. Grei'sche*) Periode) Dein treuer Freund

L. Gruber.

Kimm wenn Du willst, Du kimmst gelegen.

XXVII. Vöslau, den 19. September 1863.

(Vignette „Mein Wappen“.) Motto!

Wer mit hellem Kopf und hellem Herz sich nicht wahr gibt,
Ist ein Narr, der Licht siebt! —

Bester Freund!

5 Fl. 77 Kr. d. i. bei Heller und Pfennig der Ertrag meiner Einnahme. — Nun in diesem Abschiedsschreiben für Vöslau meinerseits und Wien Deinerseits, wir reisen Dienstag früh, seien alle Punkte erwähnt, die zu erwähnen sind.

Pro primum et maximum — mo und mus erbitte ich von Dir . . . . ein Schreiben, dafür erhältst Du eines als Antwort mit üblicher Vignette — — Freund, lasse mich jetzt . . . . nicht in Stich — *a*) peinige meinen lieben Freund und Vormund Andreas Schumacher, den ich trotz der mit mir getriebenen Schindluderei herzlich grüssen lasse, — er ist ein Mann, vor dem ich den Hut herunter nehme — ob das viel sagen will — ich hoffe in einer Weise doch! — und *b*) Wegen meines „Versuchten“ poussirt die edle Josefstadt — . . . . . .

Schreibe mir, sobald sich etwas herausgestellt hat, sei es irgendwo — Josefstadt oder Schumacher — falls Du nach der wahrscheinlichen Zurückweisung meines „Versuchten“ nicht mehr in Wien sein solltest, so schreibe, denn ich muss die Beitl legitimiren durch ein Schreiben — auf dass ich mein Stück wenigstens doch retour erhalte — Amen . . . . . .

Da ich von Marburg erst nach Krems meine Grüsse senden werde, so wünsche ich Dir zur Monstre-Reise nach daselbst alles Glück und besonders dort gutes Wetter, die schöne Gegend wäre dort.

Wenn Du jemalen meiner so bedarfst in irgend einer Weise, wo ich vielleicht in Wien domicilire, so kannst Du versichert sein, ich werde Maass um Maass Dir gerne nach Möglichkeit meine ziemlich angewachsene Schuld zurückzahlen, und wo

*) Das Geschichtswerk, das in der Bibliothek von Anzengruber's Vater war.

es an mir liegt, gerne Deiner Freundschaft Zinsen geben — denn sie ist echte Münze, wie ich Dir meine echt und unverfälscht bewahren werde — mit der Liebe hab' ich's nicht, ich muss mein Alles an die Freundschaft setzen.

Nun, lieber Franz, lass' noch ein Schreiben von Wien nach Marburg vom Stapel und melde etwas Dankenswerthes, Gutes Deinem wahren Freund

Ludwig

Ehschonwissen.

XXVIII. Marburg, den 8. November 1863.

Bester Freund! *)

Zürne nicht, dass ich so lange beharrlich schwieg, aber ich hoffe, Dir Etwas mittheilen zu können — leider schweigt es von allen Seiten beharrlich und alle meine jüngsten Geisteskinder, wie sie sich auch nannten — Deine Bekannten — sie haben mir kein Lebenszeichen noch eingetragen.

„Der Versuchte" — liegt bei Forst — „Vom Regen in die Traufe" — liegt „Ich weiss nicht wo?" — und „Der Automat" — was mich am meisten empört, ist in Händen des Kapellmeisters des Oedenburger Theaters und ich habe keine einzige — bis heute keine einzige — anerkennende Zeile für meine vorwitzige Gefälligkeit —

So geht es mir —

Einstweilen ist hier in Marburg ein zweiaktiges Drama entstanden: „Er heilt seine Liebe" — ich werde es liegen lassen. —

Nun sollen nach meinem Programme, das ich meiner Thätigkeit vorgeschrieben habe, daran kommen

„Opfer der politischen Vehme" } Lustspiele
„Ein Billet doux um einen Regenschirm" } (einaktig)
„Wiener Strassenkehrer" — Lokal-Lebensbild —
„Pierre de Strass" — Roman —
„Rosamunde" — Tragödie —

und wo möglich soll so ziemlich Alles bis Ostern vollendet sein. —

Das Theater hier ist sehr hübsch, gross und nett, die Gesellschaft gewiss nicht schlecht. Meine Beschäftigung ist der Zahlung nach recht angenehm, ich habe wenig zu thun und kann daher nach Herzenslust meine literarische Laufbahn fest und fester begründen — ich überstudire mich nicht. — Hätte ich nicht die überwiegende Neigung zur Poesie, ich könnte bei meiner obenaus anstürmenden Geistesrichtung mich recht unglücklich fühlen — so lasse ich den theatralischen Theil meiner Production fallen und wende mich der literarischen mit desto grösserem Eifer zu; ich spiele meine kleinen Partien mit der Ruhe und dem Verständnisse eines Schauspielers, der es beklagen kann, schon mehrere Jahre seines Lebens dieser sogenannten Kunst gewidmet zu haben.

Hier copire ich während all dem meinen „Versuchten", den ich hier aufzuführen gedenke, und meinen „Telegrafisten im Nachtdienst". — Bei meinen weiteren Arbeiten fürchte ich, weil ich keinen Erfolg der früheren sehe, einen kleinen Rückschlag, die Lustspiele, fürchte ich, dürften etwas matter — oder besser gesagt handwerksmässiger gerathen — die Localposse ist ein Ding an sich nicht von hohem, besser keinem Werthe und ist mir nur, einen Stoff dieser Richtung los zu werden.

Der Roman „Pierre de Strass" hat eine Schmuckgeschichte zum Gegenstand — ein Mann wird von seiner Frau betrogen und selbe, den Schmuck ihres

*) Vignette: Das Gruberhaus zu Gainfahrn.

Galans tragen zu können, lässt sich von ihrem Gemal einen falschen Schmuck schenken — sie stirbt, die Echtheit des falschen Schmuckes kommt an's Licht so wie ihre Falschheit*) — Die Charaktere des Romans sind „falsche Steine", doch ist die Täuschung eine eingeleitete Rache. — Das ist der erste Roman, den ich schreibe — Versuche hatte ich schon mehrere begonnen, aber nie ausgeführt. —

Meine „Rosamunde" soll eine Feiertagsarbeit, eine Erholung für mich werden, und Pegasus soll seinen Flug kühn aufwärts beginnen dürfen; ich sehne mich nach den Regionen der reinen Dichtung — dort will ich frisch 'mal Athem schöpfen. —

Das ist's, was jetzt in mir webt und was ich mit Gott ausführen will mir zum Troste, unbekümmert um das Andere und die Anderen . . . . . .

Nach den Zeitungen rutsche ich dies Jahr aus der 5. Altersklasse heraus, da selbe nicht einmal einberufen wird, und Du rutschst leider hinein; ich hoffe, dass Du d'raus kommst — ich will nicht für Dich fürchten — das fehlte noch, dass sie mir den einzigen Freund, der ganz mich versteht, der mir wie ein Magen des Geistes meine Produkte verdaut und mich wieder nährend, reproducirt — an dem ich, das ist mein fester Glaube, in einigen Jahren, die ihn reifen werden, einen tüchtigen Mitarbeiter finden werde und eine Stütze in seinen Kenntnissen, dass wir einander ergänzen — wenn sie, sag' ich, mir Dich in die Montur steckten — alle Teufel! gerad' heraus, ich weiss Dich nicht zu ersetzen.

Nun schreibe in Gottes Namen, der bei mir das Ich der Natur ist und wo möglich Gutes und Schönes. Ich habe diesen Brief mit der Vignette meines Gainfahrner Logis geziert — ich denke, die Stunden dort waren so übel nicht — es wird uns lange nicht wieder so gut werden; gedenke mein und schreibe bald, wie es auch wieder thun will und wird Dein

Ludwig Gruber,
Schauspieler zu Marburg.

XXIX. Marburg, den 25. November 1863.

Bester Freund! **)

Ich schreibe, weil ich schreibe, weil ich eben in der Laune bin, ein Stündchen mit Dir zu plaudern und wir vernünftige Leute uns immer etwas zu sagen haben. Neues weiss ich gerade nichts — gar nichts — unser Direktor wird hier schauderhaft verschimpfirt und die Gesellschaft leidet mit darunter — mein „Versuchter" liegt halter (wie die Ausländer schreiben) noch bei'm Forst — was mit „Vom Regen" ist, weiss ich noch nicht, sintemal ich nicht mal wusste, ob und wer's eingereicht — hat Dir denn Schumacher einen Brief mitgegeben — nein, nicht wahr — wozu also die 6 verlorenen Wochen — „der Versuchte" wird hier zur Einnahme meines Freundes und Collegen Klang gegeben; ich schreibe mir entweder selbst noch ein Stück zur Einnahme, betitelt „Ein Deserteur der grossen Armee", Schauspiel in 5 Akten. — Der Klang gehört zu jenen, die auch überzeugt von meinem Talente sind, obwol er mein Wesen weniger versteht, was kein Wunder ist, denn Du weisst, ich bin auf den 1. Moment gar nicht, auf den öfteren Umgang hin erst etwas leserlich. — Komm' ich jedoch nicht mit dem Deserteur zurecht, so hab' ich mein zweiaktiges Drama „Er heilt seine Liebe." —

Doch wie sich's wendet, ich bleibe für die Welt „Ludwig Gruber", ob sich

*) Ein ähnliches Motiv hat Guy de Maupassant in einer Novelle behandelt.

**) Vignette: En avant, ein Sturm — zu einem Festschmaus.

etwas an diesen Namen knüpft, möge die Zukunft entscheiden, ich wag' es nicht zu prätendiren, denn ich fühle es jetzt mehr wie eh', ich stehe jetzt an einem Wendepunkt meines Lebens, jetzt muss ich einzig und allein mich der Literatur in die Arme werfen können — und so könnte was mit mir werden — oder es zwingt mich die Brodrücksicht — ein Komödiant zu bleiben, als welcher ich im Missmuthe wol täglich schlechter werden würde. Ich kann höchstens eine Anstellung für Episoden in Wien annehmen. — Je weiter sich mein ermöglichter Austritt aus dem Verbande der Provinztheater hinausschiebt, je düsterer wird die Zukunft und je niedergedrückter meine Stimmung und verloren geht die Zeit, die, ich kann sagen hunderte von Plänen reifen lassen könnte, die in mir schon keimen — ich lechze nach Erfolg — und Du wirst sehen, es kommt keiner — ich werde im Stillen schaffen und schaffen, die lodernde Begierde, die Pläne in's kleinste zu zwängen, wird mich aufreiben — und wenn dann die Anerkennung kommt, so werde ich als der Meister von lauter Torso's die Kraft nicht mehr haben, Ganzes oder überhaupt etwas zu schaffen.

Hol's der oder jener — Rrr — ein anderes Bild. — Grüss mir herzlich den Papa Köppl — ich bin hier Bedienter, Banquier, Negoziant und wie sie heissen, diese Rollen, die das (alte Schreibart) oder der Schrecken und der (alte Schreibart) oder das Gift der Schauspieler sind, diese zweiquartlichen heraufstinkerischen Partien . . . . ich bin im 4. Jahre meiner schauspielerischen Laufbahn da, wo ich anfung, denn am heutigen spiele ich in der „Waise aus Lowood“ den Sam, also gerade jene Rolle, welche ich vor Jahren zu Meidling gespielt habe. — Das ermutigt und spornt an — zum Todtschiessen, wenn es sich auszahlte, dieses an sich erbärmliche und erst durch seinen Gebrauch bedeutend werdende Ding, Leben genannt, selbst zu kürzen. Ich werf' das nur so hin — nicht etwa, weil mir selbstmörderisch zu Muthe ist, so lange mir Eines bleibt, die Ehre, so lang' denk' ich nicht daran, ich verstehe höchstens diese eine Gattung des Selbstmordes, die Verletzung des Innersten des Menschen, der Seinsbedingung bei allen edlen Naturen — der Ehre — die greift mir keiner an, noch trete ich sie selber mit Füssen — also was weiter! — Ich mag kein Gesalbader . . . . ich bin kein Freund nasser Augen — sind sie da, — so mögen sie sein — meine bleiben auch nicht trocken, wenn ich fremde Augenpaare nass sehe — aber ich vermeide das Traurige — Du weisst, — nicht aus Leichtsinn, ich schätze die Thränen zur rechten Zeit, aber ich mag nicht die Wasserkünste immer spielen sehen, wie in alten Heul-Romanen und Komödien nicht, so auch nicht im Leben. — Gott mit uns Allen und wir mit ihm. Wer sich nicht ein Stück von ihm fühlt zu gewisser Zeit, der ist kein Mensch — in jener Bedeutung, als der Mensch das Höchste von dem ist, was die Erde in ihrem Ideenkasten als produzirbar dem All vorweist. — — Schreibe mir, was Du willst und denkst, bin jetzt so unschlüssig, an was ich zuerst Hand anlegen soll — ich muss an meinen Deserteur gehen — aber soll ich's denn mit Novellen versuchen? — Ich bin's fast willens; die Bühne ist mir schon in mehr als einer Richtung ekel — sie heulen über wenig und schlechte Novitäten, aber neu eintretende Talente werden nicht ermuntert — ich danke für die Ehre. Ich sehe keinen Erfolg, kein Mittel, energisch auftreten zu können zum nächsten Frühjahr, und wenn es damit all ist, bin ich wieder für ein ganzes Jahr ein todter Mann. — Mir gehen jetzt Gedanken, Spässe, Alles unter der Hand verloren, kleinlich tritt die nächste Sorge für die Zukunft mir vor die Fernsicht derselben, ich brauche Erheiterung — schreibe viel! Deinem Freunde

Ludwig Gruber.

XXX. Marburg, 25. Dezember 1863.

Bester Freund! *)

In der That bin ich mehr als jemals verlegen um einen Stoff für diesen meinen letzten Brief in diesem Jahre; seit meiner Grossjährigkeit datirend von heut nicht mal 5 Wochen nimmt die Verwaltung meines nicht daseienden Vermögens, d. i. respektive die nur irgend mögliche Herbeischaffung eines solchen mein ganzes Denken in Anspruch, dabei arbeite ich um so weniger, also Du siehst, es wird sich auf die Art schon machen — die reitzvolle Aussicht für diesen Sommer raubt mir die Ruhe und Ueberlegenheit, und komme ich mir meinen schriftstellerischen, oft schon lange festgestellten Plänen gegenüber vor, wie einer lieblichen Kokette vis-à-vis, nemlich etwas sehr verlegen, ausserordentlich blöde. Der Teufel kann sich kein einzig Haar aus dem Schwanz reissen, dazu ist er zu viel Egoist, das kümmert uns zwar nichts, mich nicht und Dich nicht — aber das thut nichts. Es ist nur so nebenbei die Rede davon, und ich habe diese geistreiche Sentenz hier eingeflochten, weil ich mir wie eine Borste am After des Verdammten vorkomme und kein Engel rupft mich aus dem heillosen Sitze ab. Traurig aber wahr. —

. . . , ... Das theatralische Gfrett is sehr schön von der Weiten, wo man die Flinserln in der Goldstickerei nicht gewahrt, aber nah und näher wird's sehr traurig — hol's der und jener, jetzt sitz' ich 3 Monate hier und was hab' ich gearbeitet, was arbeiten können. Nichts! Ein Drama, das sie mir nirgends aufführen werden: „Er heilt seine Liebe!" den 2. Akt und den 1. Akt von „Ein Deserteur der grossen Armee" (kriegt 3 Akte und ist ein Drama) — jetzt frag' ich, werd ich fett werden, nein und abermals nein. — Paar Gedichte ohne Feile und ohne Werth, das ist noch schlimmer. — Jetzt geben sie mir'n Stauffacher im „Tell" — Aston in „Monterose" — und ich mag nicht — gehindert an Allem und Jedem, hasse ich das verfluchte Hemmniss, die Komödie und wende mich zur Dichtkunst, die wenigen freien Stunden, vergebne Kraft anzuwenden — denn Niemand kann zweien Herren dienen. — Ich kann Dir kein Präsent machen, ich schick' Dir also aus meiner Fabrik ein „Gedicht." —

Grossmutter und Enkelkind.

Grossmütterchen sitzt an der Wiege
Vom Enkelkind,
Hier schwellt der Quell zum Lebenskriege,
Der dort verrinnt.
Wie Quellgerisel und Versanden
Die Beiden sind
Wie auch das Ufer an den Landen
Dies End' es find't.
Wie Spott erscheinet, Kind geworden
Die Alte blind,
Die kindisch tändelt nun in Worten,
Und altklug lacht das Enkelkind.
Es klaffen weit die beiden Pforten,
Die Ein- und Ausgang jedem sind,
Doch im Gemach ist's dunkel worden,
Von aussen auch kein Licht sich find't.
Da klingt in Tönen, in umflorten
Ein Wiegenlied dem Enkelkind,
Es schaukelt müder Fuss die Wiege,
Es klingt der Sang,
Es treibt bergauf, bergab die Stiege
Der heit're Klang;
Er streifet zwischen Lachen, Weinen —
Mir wird so bang —
Ein Räthsel bleibt des Textes Meinen,
Der doch nicht lang.
Dasselbe kehrt eintönig wieder
In diesen Sang,
Es sinken beiden müd die Lider
Verstummt der Klang. —
Mir ist's, als säng' das Leben unverstanden
Und Schlaf umstricket uns mit Banden —
Nicht Sang noch Melodie verbleibt uns klar,
Nur dass der Schlaf das beste war.

*) Vignette. Schauderhafte Blamage. Sänger: Am nächsten Eck in heller Sonn', harrt Liebchen mein, o süsse Wonn'! — in Wahrheit eine Alte von ausbündiger Hässlichkeit.

Sieh' Dir's an das Ding. — schreibe mir noch einmal für dies Jahr: Du gabst mir im letzten Schreiben Hoffnung von einer Entscheidung bei Treumann, ich glaube an nichts Rechtes — nun wie es sei — schreibe.

Für das kommende Jahr wünsche ich Dir all und jedes Glück, wir wollen ja sehen, was seine Zeichen bringen . . . . Also schreibe bald Deinem seienden und verbleibenden Freunde

Ludwig Gruber m. p.

NB. = heisst nota bene — m p heisst aber nicht manu propria — sondern gemopst — denn mopsen thu' ich mich hier — Servus (heisst G'schlav.)

XXXI. Marburg, den 4. März 1864.

Bester Freund!

Oben, unten, überall Pech — überall Pech! — Einnahme des Hrn. Ludwig Gruber: „Der Versuchte" — Resultat pecuniäres: 13 fl. — o W: o W! Resultat der Dichtung: sehr angesprochen, wurde trotz ziemlich matter Executirung des Stückes seitens meiner Collegen am Schlusse zweimal gerufen — kurz das Stück gefiel!*) — Was thu' ich dermit — Lieber Franz, ich bin schon sehr schleissig an Seel und Geist, wenn die Nicht-Erfolge in betreffs Pecunia so fortdauern, so fühl' ich, werd' ich zuletzt noch ein ganz gewöhnlicher Possen-Fabrikant und Roman-Verdramatikaster. —

Schreibe mir nun auch noch mal, was ist's mit der dummen Stellungsgeschichte? — — . . . . für'n Sommer hab' ich derweilen nichts — o Jerum — dös is viechdumm! —

Der „Versuchte" hat also seine Feuerprobe überstanden — o Gott, wie ich nach Wien komme ist's erste, dass ich Hrn. Forst aufsuche — d. h. eigentlich 's erste ist wie ewig, dass ich Dich aufsuche — ich find' Dich doch gewiss: zum Vaterlands-Vertheidiger werden Sie (die hohen Herren) Dich doch nicht machen! — Tod und Teufel — ich schmiere Dir da ein paar Zeilen her ohne Sinn und Verstand — hol's der und jener, ich hab' jetzt in letzterer Zeit auch sehr wenig davon in Vorrath — ich bin ein montirtes Geschütz — mi haben's stumm g'macht. — „Vom Regen in die Traufe" haben's auch z'ruckg'wiesen, die Oxen! ich schreib' nichts für'n Treumann, das steht, der Esel soll froh sein, wenn er überhaupt was bringt, er könnt's brauchen, denn er hat ja nichts, wie sein . . . Repertoir beweist — auch gut — ich bin fuxteufelswild — der Treumann ist so der 3., der am Carl-Theater Concurs macht — O someriano Gfretto grande, nix pecunia und nix haberliani de Brodo aveco quargelinski su Krügelio de Wazsafti (muss 's just Gersten sein?!)

Geh', schreib' mir bald, hol mich dieser und der — gelt, sie haben Dich nicht erkrabbelt? — Wie ist's weiters mit Dir? — Schreib' — und dann auf Wiedersehn! Au revoir — a Mars — a Vienne — Behüt' Dich Gott und schreibe bald Deinem Freunde

L. Gruber,
derzeit Geistesgestörter.

XXXII. Warasdin, den 25. April 1864.

Bester Freund!

. . . . weil ich am gestrigen Abend den „Lindewirth" gespielt han. — Meine Beschäftigung siehst Du aber aus dieser Rolle nicht heraus — denn wie brillant auch die letztere genannt werden kann, so

---

*) Vgl. über diese erste Aufführung Dr. F. v. Radler in Friedjungs Deutscher Wochenschrift 1884 Nr. 2 und Bettelheim, Anzengruber, 57.

miserabel ist die erstere, die Beschäftigung — Du kannst Dir nicht vorstel[len] wie mir Wien abgeht, 's ist grausam — ich sehne mich nach einer Zusamme[n]kunft wieder mit Dir, nach einem gemüthlichen Leben in Wien, wenn's auch leid[er] nur etliche Wochen, wie's schon oft war, dauern sollte — ich befinde mich hi[er] so missmuthig wie nie — Freund, wir brauchen uns beide — wie lang wird u[ns] das Schlamassel noch beim Schlaffittchen halten —?— Ich hoffe. Dich dies[en] Herbst in Wien zu sehen — ich habe Dir Vieles vorzulesen, sehr viel — Du kennst nicht „Er heilt seine Liebe", Drama (mein Lieblingskind) — „Ein Deserteur der grossen Armee", Schauspiel, „Die Komisin oder der Krama und sein Töchterl", a G'spas mit G'sang, und „Glaçehandschuh und Schurzfell", Volksstück.*) Dieses letztere sende ich an Deine gütige Mam[a], wenn ich es erst copirt habe, damit sie es gütigst an Forst überreichen lasse. Viel[-] leicht geht's einmal mit dem. Gedichte habe ich ein paar gute gemacht und ein paar schlechte — wie's halt kommt. — Schreib' mir bald, wie's Euch geht, schreib' mir auch so ein Blatt voll wie ich — ich kann's fordern, ich bin Dein bester Freund — was Du Niemanden sagst, kannst Du mir sagen — ich habe Dir Manches ver[-] traut, was ich Niemanden anvertraut habe, noch werde. — Ich bin hier hypochondrisch — ich habe Anlagen von Natur aus dazu — hier werd' ich schon unleidlich — Eins freut mich herzlich, Deine Untauglichkeit zum Soldaten.

Lass' mich's erfahren, Franz, wenn Du was am Herzen oder im Kopf hast — ich meine keinen Rausch — Freundchen, wenn wir flott werden — wir werden wieder flott sein — aber bis sie kommen wird — mich erfasst eine ungeheure Wehmuth bei dem Gedanken, alt und älter zu werden und endlich ein Alter zu haben, was ich in der Jugend verlangte, nach Altmeister Goethe's Ausspruch — mich presst's aber eines nie mehr dann erlangen zu können — — sie wird auch älter, die Eine,**) die ich meine, und ist ja eo ipso älter als ich — 's ist ein gräuliches Aussehen das in die Zukunft — ich bin hier sehr, sehr missgelaunt — Du wirst's finden in meinem Briefe — schreib' mir also, ich hoffe auf Dein Schreiben.

Wiedersehen liegt fern — ferne — es kommt auch der Herbst, soll der auch täuschen — ich mag's noch nicht glauben — ich hab' Dich sehr lieb, Franz — na, Wien ist der Punkt — lass' uns träumen und hoffen — wir werden sehen, wie wir uns erblicken. — Apropos, Du willst wissen, wie Ludwig Gruber honorirt wird — meine Talente taxiren sich auf die Belaufssumme von 24 fl. — vier[-] undzwanzig Gulden das Monat — leb glücklich. Dein treuer wohlfeiler Freund

Ludwig.

XXXIII. (ohne Datum.)

Theurer Freund!***)

Anbei erhältst Du zur gefälligen Besorgung an Herrn Forst Brief und Stück.*) sei so gütig und besorge es, ich habe in dem Schreiben selbst aufmerksam gemacht, dass das Stück in Folge seiner politischen Anspielungen nicht zu lange Zeit liegen bleiben darf, bitte Dich, betreibe die Sache. In dem gedachten Schreiben habe ich bemerkt, dass „Der Versuchte" zu Marburg aufgeführt wurde und einen guten Erfolg hatte; zum Beleg der Aufführung schicke ich Dir

*) Das Manuscript dieses Stückes wurde 1892 von dem Käufer der Bibliothek des Josephstädter Theaters, Herrn Jantsch, aufgefunden, die Komödie selbst kürzlich in Troppau gespielt.

**) Seine Mutter, die treue Gefährtin seiner Reisen.

***) Vignette: Tyroler Gold. Scherzbild.

Rezension und Zettel der Vorstellung — Du wirst sie nicht verschleudern, wie ich Dich kenne, behalte sie und weise sie vor nur zum Belege — so habe ich auch den „Versuchten“ zurückgefordert, sollte ihn Dir Forst ausliefern, so nimm ihn und mache mit dem Stücke den Versuch bei dem Theateragenten Kratz (Waffenmeister des Burgtheaters) — sollte etwas dabei herausschauen, so halbiren wir, wie versprochen, den Vortheil. — Von „Glacéhandschuh und Schurzfell“*) hoffe ich jedoch baldigst ein Resultat, sonst muss das Stück an die Wien und von da an's Treumanntheater — Du kannst es schnell einmal durchlesen, ehe Du es abgiebst — Du wirst sehen, es ist eine gewandte Mache und gewiss das Beste, was ich bisher in diesem Genre geschrieben . . . . Den nächsten Brief adressire jedoch nicht mehr nach Warasdin, sondern nach Gross-Kanizsa (Ungarn) — Du wirst ja am 25. meine Adresse eines Näheren erfahren — ist Alles in Ordnung, so schreib' mir ausführlich, hörst! sehr ausführlich, ich freue mich auf Nachrichten aus Wien.

Noch hoffe ich das Beste vom „Glacéhandschuh“, wenn da auch nichts wird, so soll der Teufel dreinschlagen — dann weiss ich nimmer, was sie wollen — die E . . . . (Ehrenmänner!) —

Den Brief an Kratz schicke ich Dir, im Falle er benöthigt werden sollte, erst mit der Mai-Quittung, bis dahin hast Du wol schon den „Versuchten“ in Händen.

Lieber Franz, gehab' Dich wohl! — Wir sehen uns wieder im Herbst; wir werden sehen, wie wir uns sehen. Ich hoffe das Beste. Es ist die höchste Zeit, dass ich mich aus dem Schlamassl herauswutzle und einen Erfolg sehe, des Erfolges sind meine Sachen werth. —

Verflucht heiss sind die Bretter, die die Welt bedeuten und glühend heiss ist die Feder in der Hand — leb' wohl, schreib' ordentlich, — viel — hörst — sonst soll auch Dich der Teufel holen, kommt mir nicht darauf an, ihm ein wenig mehr an den Hals zu werfen — o dann sehen wir uns dort unten wieder.

Unser Verhältniss hier in Warasdin wird von Tag zu Tag ungemüthlicher — soll's auch der Teufel holen — — Ich endige, thue, was ich Dich gebeten und schreibe ausführlich Deinem besten Freunde

Ludwig.

P. S. Grüsse mir von mir und meiner Mutter alle die Deinen.

Ludovicus Gruberianus,
Histrionus Warasdiniensis,
Gfrettissimus maximus.

XXXIV. Gr. Kanizsa, den 25. Mai 1864.

Theurer Freund!

Drei Worte, inhaltsschwer, enthalten mein Ganzes, was ich eigentlich am Ende heute zu schreiben wüsste, ich nenn' sie Dir „G'sund und z'wider!“ — 3 Worte, inhaltsschwer sind's, die ich an Dich zu richten hab' als Bitte: Gib mir Nachricht! über Alles, was ich gefragt und gesagt — ich schreib' Dir schon noch in diesem Monat, kannst Dich d'rauf verlassen — aber jetzt heisst's schliessen, denn der Brief muss stante pede auf die Post und die Zeit ist mir gemessen — ich bin wieder Kopist und kopire Stücke für den Direktor — also noch zweimal 3 Worte:

Pfürt Dich Gott — Grüss' mir Alle — (von uns allen).

Dein treuster Freund
Ludwig Gruber.
Schauspieler in Gross-Kanizsa.

---

*) Vgl. Note * zu XXXII.

XXXV. Csakathurn, den 1. Juli 1864.

Theurer Freund!

Ich nehme heute nicht umsonst die Feder zur Hand, denn ich habe Dir Vieles zu erzählen.

1. Komme ich nicht nach Wien, wie es vorhergeheissen, den heutigen Tag — ich bin reengagirt worden, und zwar mit reducirter Gage — denke Dir, ich hatte 24 fl. und kriege jetzt 20 fl., bin zugleich für Warasdin gewonnen und erhalte 26 fl. Wintergage.

2. Fürchte Dich deshalb nicht, es gibt ein Wiedersehen, denn dass ich das Rindvieh nicht bin und gehe mit einem solchen Betyarn nach Warasdin, das kannst Du Dir denken — ich komme nach Wien — und wahrscheinlich den 1. August — denn ich spare wie ein Hund, um die nächste Pension ganz für meine Reisespesen in der Hand behalten zu können; bin ich 'mal in Wien, dann geh's wie's geht, ich fechte mich durch — doch bliebe ich, müsste ich mich selbst durchhau'n!

Ich bitte Dich, etwas für mich zu thun; willst Du inliegendes Schreiben an Schumacher befördern? ich weiss nicht, lebt er oder ist er todt — er soll Dir Antwort geben! — Sei so gut, lebt er, so kann er gerade jetzt viel für mich thun.

Dann hätte ich eine Bitte an Dich, die Du erfüllen kannst, wenn es Dich selbst reizt, oder unterlassen — thust Du's, gut — so dank' ich Dir's — thust Du's nicht, so deshalb keinen Groll nich —

Willst Du meine Einzige, die immer noch die Einzige ist, und vielleicht doch nie die Meinige wird, kennen lernen sammt der Familie Wallner, so geh in die ehemal'ge Fleischmannsgasse, vielleicht heisst sie noch so — gleich das Haus hinter'm Photografen — Du weisst's vielleicht ohnedies — im 3. Stock (linke Stiege) Thür, die gerade entgegensieht der Stiege — Wallner wohnt dort — (das Haus auf der linken Seite von der Hauptstrasse!) dort kannst Du Dich einführen mit einer Empfehlung und Entschuldigung so lange Nichtschreibens von mir, kannst fragen, wie es Allen geht — und ihnen erzählen vom Anzengruber, was Du weisst — kannst sagen, dass ich oft und viel an sie denke (an die Leute nemlich, meine Liebe — id est eigentlich innige Freundschaft — ahnen sie wohl kaum) und sie fragen, was Du von ihnen allenfalls mir berichten darfst, insbesondere wie es den beiden Brüdern beim Militär geht, um welche ich schon in grosser Sorge war. — Thu's, wenn Du Zeit und Lust hast. —

Gehst Du nicht in Fürst's Singspielhalle? Schreib' mir, ich kann Dir freies Entrée recommandiren, kostet Dich gewiss nur einen Gang. —

Wenn nur Schumacher, falls er lebt, etwas thut für mich — — Etienne & Friedländer von der „Presse“ sollen, hör' ich, gesonnen sein, selbst ein Journal herauszugeben und da könnte Schumacher für mich reden, denn bei Gott, ich streiche No. No. aus lieber auf Pränumerationsscheinen, als ich so ein Theater- und Direktions-Esel bin — Geb's Gott, — . . . Du und wenige noch — sehr wenige sind diejenigen, um derentwillen ich gerne so stände, dass ich für Andere stehen kann. —

Ich zweifle auch an der Annahme des neuen Stückes seitens Forst's — man bringt eher einen Elefanten durch ein Nadelöhr, als einen Theatersekretär vom System des Wegwerfens neuer Produkte ab — geb' Gott, es sei anders — ich hoffe sehr schwach — besser, als ich glaube schon gewonnenes Spiel zu haben und dann erdrückt mich die getäuschte Hoffnung.

Ich schreibe fort und fort, so lange Ideen in meinem Kopfe vegetiren können — das Gedeihen sei der Zeit anheimgestellt. Freund — ich freue mich

mehr als jemals Dich wiederzusehen und Dir so manches Neue meiner Produkte aufzuweisen. Du wirst staunen, nicht wie die Form — das ist's nicht, ich bin kein Förmler weder in Poesie noch Leben, nein, wie mein Denkkreis, wie meine Sprachvergewaltigung sich herausgemacht hat — ich habe 4 dramatische Piecen neu für Dich — viele Gedichte — Unzahl von Notizen — . . . . . . Summa Summarum habe ich jetzt 13 Stücke geschrieben — (1 aufgeführt) führe 32 Notizhefte mit mir, und bin erst, was das beste ist, etwas über 24 Jahre — ich habe Dir einmal auf dem Spaziergange — wohin, weiss ich nicht, ich denke, es war, als wir durch die Stadt nach Hause marschirten — ich wohnte im Schmardahof dazumal — erklärt: ich wolle auf Erfolg warten bis zu meinem 30. Lebensjahr — und dann — gehen, von wo man nicht mich braucht — diese Idee steht fester als je vor mir — —

Ich danke Dir für Deine gütige Besorgung der letzten Angelegenheiten meines Kanizsaner Briefes — grüsse Dich und Deine Frau Mutter herzlich wie Alle — und wie es auch meine Mutter thut — — wir sehen uns, denn ich bin zum Durchgehen fester als je entschlossen — dann wollen wir plaudern, lachen und schindluderiren — bis dahin schreibe, wo Du etwas weisst, noch vor dem 25., wo nicht, in Bausch und Bogen alsdann Deinem Freunde

Ludwig Gruber.

P. S. Zeige auch Schumacher die Rezension!! —

XXXVI. Csakathurn, den 17. Juli 1864.

Bester Freund!

Anbei erhältst Du wieder ein Schreiben von mir und inliegend eines an Schumacher — ich bitte Dich um aller Welt willen, lass' mir ihn nur jetzt nicht einschlafen und frage Dich an, da ich es nicht thun kann — meine letzte einzige, meine ganze Hoffnung beruht auf der Thätigkeit, auf dem Wohlwollen dieses meines väterlichen Freundes — es mag wahr sein, ich verursache jetzt Allen, die sich meine Freunde nennen, vielleicht Kummer, gewiss Plage, aber ich hoffe eine Zeit, wo ich Euch's vergelten kann, wo Ihr vielleicht einige Befriedigung darin finden werdet, mir geholfen zu haben, wo ich Ehre und Alles daran wenden werde, Euch gerecht zu werden.

Etwas Neues! nächste Woche — (Dienstag) ist die letzte Vorstellung — reisen wir nach Rohitsch — dem berühmten Sauerbrunn — also welch' ein Schreiben Du etwa vor'm 23./24. datirt noch an mich zu senden hättest, das richte schon nach Rohitsch, von wo Du jedenfalls die Quittung erhalten wirst — ich kann Dir natürlich unter solchen Umständen nicht sagen, wann ich das Vergnügen haben werde, diese Sau-Direktion zu verlassen — es kommt eben darauf an, was Schumacher in Wien erwirkt . . . ich hoffe von dieser Pension unter allen Umständen das Reisegeld retour behalten zu können und somit immer reisefertig dazustehen — a tempo, wie das Stichwort von Wien eintrifft, bin ich dort!

Mir ist's und geht's im Geiste vor, als stände ich jetzt am Scheidewege und müsste jetzt glücklich zu werden anfangen oder elend bleiben —

Glaubst Du, ich bin noch jung — ich reiss' mir alle Jahre ein Dutzend graue Haare vom Scheitel, mein Kopf gewöhnt sich vor der Zeit an die Production dieser Zeichen des Alters — also alt — wie der „Zerrissene" von Nestroy sagt — „also uralt — Greis — Tatl! —" —

. . . . . Also schreib' mir im nächsten Schreiben — sei es bälder oder erst auf mein Schreiben vom 25., das erst kommt — lass' mir den Schumacher nicht ohne Anfrage — habe ich einen Haken zum Anhalten, so will ich bald in Wien sein — o wäre das bald. —

Nun ich hoffe, und hoffe, dass ich nicht vergebens hoffe.

Also auf briefliches Wiedersehen noch diesen Monat — wollte Gott. mein Ahnung würde wahr, die mir sagt: Wir sehen uns persönlich in Wien im Monate August 1864. — Kein Nebelbild! — es empfiehlt sich Dir und den Deinen sammt seiner Mutter Dein getreuer Freund

Ludw. Gruber,
Schauspieler in Rohitsch (Steiermark).
(P. S. aber erst vom circa 22. ab.)

XXXVII. (ohne Datum) Poststempel: Sauerbrunn 25. Juli.

Theurer Freund!

. . . . Meine beiliegende Adresse bringe an Hrn. Schumacher mit meiner Empfehlung — ich höre noch nichts von Rettung oder sonstigem — ich bin veraber nicht getröstet und doch muss ich jetzt bald etwas hören, denn sonst komme ich viel zu spät für ein anständiges Engagement nach Wien, ein unanständiges habe ich ohnedies. —

Ob oder ob nicht, ich bin in verfluchter Lage, — nach Wien kommen ist recht lieb, doch lebe Du in Wien! — gehorsamer Diener, ich hab's schon genossen — hätte ich Blech, ja, doch so unbeschlagen, wie ich bin — nein — wenn ich Aussicht hätte auf dies oder das, wäre ich auch dabei — aber so — hol' mich der Teufel — hier ist eine Gegend, paradiesisch, und doch kein Baum des Lebens darin — alles todt in solchen Verhältnissen — die ganze Gesellschaft hat sich nicht hingesehnt und wünscht sich daher jetzt auch weg — kein Geld, von Vergnügen nichts, erbärmliche Bretterbarake, in die die Kurgäste schwerlich hineingehen werden — miserable Direction — ergo: verstimmte Gemüther — schreib mir und schreibe bald und schreibe Etwas! — so ein kleines Ausgewirktes von Schumacher. — Es ist Zeit, dass ich loskomme — die Devise fängt an: „Jetzt oder nie!" zu lauten — schreib geduldig Deinem ungeduldigen Freund

Ludwig, Adresse an Ludwig Gruber
Schauspieler wohnhaft in Stoinscheggs
Gasthaus No. 37 zu Sauerbrunn in Untersteiermark.

XXXVIII. Sauerbrunn, den 29. Juli 1864.

Lieber Freund!

Du wirst vielleicht ein Schreiben mittlerweile erhalten haben, das nach Vöslau mit einem durchgebrannten Collegen ging und von dort nach Wien — der Teufel hol's — les' es uud beachte es nicht — es wird höchstens Eins davon wahrgemacht werden müssen, die Finanzoperation mit Gritsch. — Genug . . . .

Die Darstellungsgabe ist, wie A. W. Schlegel schon bemerkt, die verbreitetste unter Allen — um so seltener ist die ausserordentliche Begabung — uud so denn offen heraus — diese ausserordentliche Begabung fehlt mir — die Vernunft, der Verstand ersetzt in dieser Branche nie das Genie — und was wir Talent heissen ist gewöhnlich nichts als Routine, verbunden mit einem anständigen gesuchten, daher überraschenden Manderlmachen — ich hasse die Bühne nicht als Institut, ich widerrathe sie aber jedem jungen Manne aus 2 Gründen, die in der Sache selbst liegen.

Es giebt 2 Charaktere, leichte und ernste. Die ersteren haben das Leben zum Zweck — die letzteren müssen einen Zweck zum Leben haben — die Bühne, wie sie einst war, war ein Märtyrerstand, verlieh somit dem Vagabunden eine Art Glorienschein, die Spannkraft des Elends schraubte seine Talente bis zur

Höhe von Kunstleistungen empor — die Dichterperiode, die noch Menschenloos und Leid sang, täuschte auch die ernsten Charaktere, und selbe brachten das Gesungene — gewichtig wie Apostel — wie Sendboten der Dichtkunst — des Menschengeistes vor das Licht der Lampen — diese Zeiten sind vorbei —.

Derjenige, der den Genuss beim Theater sucht, der findet ihn, aber nicht den reinen — er findet die aufreibendsten Orgien und geht gewöhnlich in Liebe und Wein physisch und moralisch unter — der Ernstere wirbt eine Weile mit Ernst und sucht ein vorgespiegeltes Ideal und plötzlich tritt die ganze Nichtigkeit und Schaale seines Treibens ihm erschreckend vor's Auge. Darum ein Leben gelebt, um das Publikum für ein Leggeld zum Lachen, zum Weinen gebracht zu haben — damit ein Director reich, ein Publikum unterhalten werde!! — Du wirst die Frage aufwerfen, hat ein Diurnist so einen hohen Lebenszweck — nein — aber er kann sich einen unterlegen — er kann frei sein, wie der Schauspieler es ist oder zu sein glaubt — die Feder in seiner Hand ist nicht an's Rechenbuch geschmiedet. Und er hat ein ruhiges Einkommen, eine ruhige Laufbahn — während das Ringen auf der Bahn des Komödianten demselben die unschuldigste Lebensfreude vergiftet — das ist's — der ruhige Genuss des Lebens macht so viele Naturen, die von Haus aus zu den unausgesprochenen gehören, human und gut — das wilde hastende Treiben der Bühne verdirbt sie, macht sie, wenn gar nichts anderes — unwahr —! — Willst Du Mensch bleiben, so entsage der Komödie — es heisst wol, keine Regel ohne Ausnahme — aber es heisst Gott versuchen, die Ausnahme an sich selbst verbürgen zu wollen — und wenn die Ausnahme da ist, so ist sie von der Regel eingekeilt, wird ihrer Einzelstellung bewusst — das ist's, was den Schmerz hervorbringt — das Unzufriedensein — die Klippe!! — . . . .

Ich correspondire mit Dir. Bertalan, der Bruck, Pettau und Leoben hat und am 3. September anfängt — daher möchte ich so gerne den Empfehlungsbrief an Dir. Röhring bald haben, dass ich nicht etwa nach den Saunestern abschliesse, wenn ich nach Pest kommen kann. Also ich bitte baldigst um meinen Empfehlungsbrief. —

Schumacher schreibt zwar, er wolle meinen dichterischen Geist durch die Einreihung ins praktische Leben retten. — — Ich hoffe nichts und habe nur den Wunsch, wenn möglich in Pest unterzukommen. —

Was weiter?! — Weiss ich's! — Ich bin in solcher Stimmung, dass ich jede angefangene Arbeit liegen lasse — dass ich in den Tag hinein gehe wie der selige Raimund in höchster Hypochondrie — ich sehe die Leute nicht an, sie sind mir zuwider — die paradiesische Gegend ist mir ekel, denn der kleinste Genuss ist verbotene Frucht. —

Schreibe so bald als möglich, was es mit Pest ist — und was es mit meinem Stück ist — an welchem Tage Dir's Forst zurückgibt — (denn annehmen das gibt's nicht) — thu' mir kund und zu wissen balde, was mir kund und zu wissen nöthig — wann wir uns wiedersehen, theurer Franz, das wissen die dort oben — die Götter — indessen in der Ferne verbleibe ich wie bisher in nächster Nähe Dein Freund

Ludwig Gruber.

XXXIX. Sauerbrunn, den 2. August 1864.

Lieber Freund!

Soeben unterschreibe ich den Contrakt des Hrn. Dir. Bertalan für Bruck a. M., Leoben und Pettau — als 1. und 2. Vater und Episode (d. h. Alles) mit 30 fl. Gage, 1/4 Einnahme in Leoben, 1/2 Einnahme in Pettau — der

Contrakt geht von 1. September an — also erspare ich das Privatisiren, eine weitere Reise — das Bittere ist, dass ich mein geliebtes Wien und Dich, bester Freund, also schwerlich auch dieses Jahr wiedersehe — Tröste Dich, wie ich's muss und verbleibe mit mir in fortwährender Correspondenz. — Ich habe dies Engagement so schnell angenommen, weil ich mir von den Gängen meines alten Freundes Schumacher wenig verspreche — hilf Dir selbst, wenn Du Gottes Sohn bist, heisst's — also solltest Du zu ihm gehen, so sage ihm meinen herzlichsten Gruss, meinen innigsten Dank für seine Theilnahme, seinen gewiss heissen aufrichtigen Willen und ich brauche à present den Empfehlungsbrief an Röhring nicht. — Grüss' mir Alles in Wien von mir und meiner Mutter herzlichst — sollte Forst — und warum nicht, es ist schon öfter dagewesen — mein Stück zurückweisen, so schreib' mir's schnell — rechne das Porto nur auf, ich bitte Dich, sodann es an der Wien einzureichen — und werde ein paar Zeilen an Rott beilegen und es denselben überreichen lassen — wer ist Sekretär an der Wien? —

Komme es, wie's komme — ich habe Engagement und bin beruhigt — Du siehst, Schauspieler, die 5 Jahre in der Welt herumziehen und verwendbar und brav sind — Köppl kennt mich und nennt mich so, und ich bin seither um ein Gewaltiges besser geworden — (grüss' mir den Papa Köppl von mir recht herzlich, wenn Du ihn siehst) also, dass ich sage, Schauspieler meiner Qualität haben auch nur 30 fl. — aber ich lasse Dich nicht allein in Wien — die Sonne muss einmal scheinen und ich werde dann nach Wien kommen — mit frischer Kraft und alter Freundschaft und verbleiben, was ich war und bin und sein werde Dein treuer Freund

Ludwig.

P. S. Am 16. reise ich von hier, denn ich habe meinem Director aufgesagt und gekündigt — der Esel hat gestaunt — ich habe das vormittags in meiner Wuth gethan — das Vieh hat mich reducirt — das hab' ich Dir geschrieben — hat aber in Sauerbrunn den 1. Tag gesagt, ich habe meine 24 fl. wieder — da hat's ihm leid gethan und er hat mir nur die reducirte Gage ausbezahlt — da sagte ich, ich kann nicht leben — da sagte er, es geht ihn das nichts an, ich kann gehen, denn er nimmt's nicht ein, die Gage — also sagte ich, dass mich das nichts anginge und dass ich gehe und hab's ihm schriftlich gegeben — und siehe da, kaum hab' ich das gethan, so erhalte ich den Engagementsbrief — also unterzeichne ich und bin den Schliffel los.

Der Obige —
Schauspieler (aber nicht for ever).

XL. Sauerbrunn, den 15. August 1864.

Lieber Freund!

Dein Brief hat mich wahrhaft überrascht, sollte denn wirklich ein Streif die dunklen Wolken meines bisherigen Geschickes hell umsäumen — fast zweifle ich — und um so wärmer hoffe ich es — Zweifeln und Hoffen stammen aus einer Lende, aus der des grossen Unerkennbaren — wenn Forst sich wirklich meiner annimmt, so wird Alles noch zur Rede kommen, natürlich auch ein Wiener Engagement. Den beiliegenden Brief an Forst — persönlich oder per Post, wie Du willst, ich schicke ihn nur Ersparnis halber so, damit ich zugleich an Dich schreiben kann — Du siehst, wie schnell ich Deinem Rathe gefolgt bin und an Forst geschrieben habe . . . . Ich danke Dir vielmals für alle Deine gehabte Mühe und hoffe, sie Dir treulich zu vergelten, wenn wir Beide erst wieder in Wien traulich beisammen sein werden — ich hoffe jetzt wieder.

dass das nicht zu lange währen wird, das Zuwarten bis auf diese Zeit, wo wir eine sehr kleine Gesellschaft — aber dafür eine desto lustigere und geistigere bilden wollen — wir werden sie die „Inseparables“ taufen, weil diese niedlichen Thiere aus dem Geschlechte der Papageien stammen, die 200 Jahre alt und schrecklich klug werden — oder wir taufen sie noch ganz anders, wir taufen sie „Castor und Pollux“: J : A : Na! — Der Eine ist im Himmel, während der Andere im Erebus umkrabbelt und J A Na ist die grosse Eselei — zum Schluss —: so etwas früher und allein besprechen zu wollen — so sei's denn genug des Sinn's und Unsinn's — mit froher Hoffnung grüsse ich Dich — mögen nahe Tage uns aufklären, was wir von den späteren zu erwarten haben. Sage Forst, wenn er sich erkundigt, wohin ich gehe, dass ich wahrscheinlich diese Woche noch nach Bruck a. Mur reise. Vom 28. an treffen mich alle Briefe sicher dort, berichte dasselbe, wenn Du mit Schumacher zur Sprache kommen solltest, auch — ich fange wieder an, aufzuleben, und glaube bald etwas Tüchtiges wieder an's Licht zu fördern nach so langer Füllarbeit. Dein getreuer Freund

Ludwig.

XLI. Sauerbrunn, den 25. August 1864.

Theurer Freund!

. . . . Wir sehen uns nun schon einen Herbst, einen Sommer und jetzt wieder einen Herbst nicht durch das gottverfl . . . . . Herumzigeunern — gesetzt nun, es gelänge mir nach Wien zu kommen . . . . . Holl' (2 l macht nix, wird scharf mit Fluchconsonanten gesprochen) Alles der Teufel! — ich brauche Alles, Schminke, Tod und Teufel, Theaterwäsche, Höll' und Himmel und Perrücken, Katz und Ratz — woher??? — Diese Direktoren haben geradezu Nichts, verlangen daher im umgekehrten Verhältnis von ihren G'schlaven Alles!

Wenn ich nur schon los wäre! — Wie Forst ein Stück von mir aufführt, so schreibe ich momentan ein 2tes — hol' mich der Henker — ich bin hier so faul, dass einige Gedichte — ein paar Notizen Alles sind, was in Sauerbrunn gediehen ist. —

Von meinen grossen Entwürfen und Plänen nicht zu reden — niederträchtig — das ist Alles entworfen aber weiter nichts. —

Ich bin harb — sehr harb — mir sagt meine Lage ganz und gar nicht zu — ich hasse diese Bretter, diese Lampen — und diese Lumpen vor den Lampen und auf den Brettern.

Meinen verbindlichsten Dank für all' Deine Mühen und Plagen, die Du für mich hattest — ich hoffe, Du wirst ihrer nicht gedenken — destomehr meiner, wie ich Deiner gedenke — ich bin begierig, was aus der Sache sich machen lässt, ob das Eisen so lang warm bleibt, bis es sich schmieden lässt! —

Schreibe mir alsbaldig von Dir — von Forst — von Schumacher — und was Du sonst schreiben kannst und willst — nur schreibe gleich, damit ich reisefertig sein kann.

Kurz schreibe, erfreue mich durch ein paar Zeilen und sei versichert, dass Du mit jeder Zeile verbindest Deinen getreuen Freund

Ludwig.

XLII. Bruck a. Mur, 2. September 1864.

Bester Freund!

Gedrängt von meinem Herzen schreibe ich, weil vielleicht dieses gerade sehr voll ist, Dir einen sehr leeren Brief, da Du aber gewöhnlich über meine Briefe

erfreut scheinst, so sei es, ich schreibe aus Freundschaft, Du nimmst ihn aus Freundschaft, den Brief, und so gleicht sich's aus; ich danke Dir vielmal für Deine pünktliche Besorgung des letzten Geldbriefes — wir sind Tags darauf um 2 Uhr Nachts abgefahren nach einem gemüthlichen Abschiedsabend — um 5 Uhr waren wir in der Eisenbahnstation Pöltschach und entfuhren und glaubten, um 10 Uhr doch wol in Bruck zu sein — o nein — ein Train, uns entgegenkommend, brach die Haxe — nein Axe — und wir mussten 3 Stunden auf der Strasse uns in Pekau die schöne Gegend betrachten — o weh — und kamen um 1 Uhr erst nach Bruck, weh uns, — nun bin ich hier — für mich hat's bereits kein Interesse mehr, ob ich das oder das spiele — ich spiele bereits nach Rollen, die ich im Hause habe, Wurm in „Kabale und Liebe" — Kaunitz im „Wort a. d. Minister" und mehrere mehr nützliche als angenehme Rollen — C'est tout egal! — des is mich allens eens, würde Papa Wrangel sagen — ich bereite ein neues Volksstück vor, „Das vierte Geboth" — soll hübsch werden, so mein Genius und der Herr Gott will.

. . . . ich sag' Dir, mit der Komödie will's nichts heissen — die besten Talente stehen auf halbem Wege um — und vor solchen . . . . , wie die Brucker — Gott verzeih' mirs, zu scheinen sein thun, zu spielen ist mehr Ekel als Vergnügen!

Wenn ich in Wien nur einmal 2 Fuss breit habe, um nicht ganz „Pekuniarnixis" dazustehen, so dampfe ich dahin — es scheint mir der Weg dahin noch sehr weit — denn bis sie, wenn sie ja mein Stück aufführen, damit fertig werden, es auf die Bretter zu bringen, das dauert wol noch — 2 Jahre! — he! ich lese eben im „Fremdenblatt" von Flamm's „falschen Blondin" — wird ein niedliches Stück sein, wie der spannende Titel, der an „falsche Catalani", „falsche Pepita" etc. erinnert, schon hinlänglich muthmassen lässt.

Ich bin selbst jetzt schon neugierig — sehr neugierig — doch lassen wir's dahingehen — sprechen wir nichts — schreiben wir nichts — ich bin dessen müde — und wünschte es sowohl zu haben, wie der Kummerer Jani und der arme dumme Nahler — ceciderunt in profundum. —

Fad' ist das Leben, das ich führe — ihm fehlt der Stachel und der Schwung und was am ungeübten Schauspieler und Schriftsteller — die Freude der Arbeit, das macht am geübteren nur der Erfolg und die Aussicht auf die geöffnete Wettrennbahn — nun der Schauspieler mag im Hintergrunde bleiben, wenn er will — bei mir nemlich. — Den inliegenden Brief sei so gut und übergebe bei Gelegenheit mit einem vom Momus an seine Adresse an Gürtler — ich freue mich, wenn es ihm gut gehen sollte — —

Herr Gott, wenn ich nur endlich mein Stück im „Fremdenblatt" oder sonst wo lesen würde definitiv angekündigt — dann den Zettel selbst — aber so, — mir kann doch Niemand zum Vorwurf machen, dass ich es nicht erwarte! —

Wie geht's Dir und den Deinen, Du kannst es nicht ermessen, wie ich mich sehne nach Dir, Du bist mein Freund, mit dem ich die innersten Gedanken austausche — aber fasst sie ein Briefbogen — Du bist mein derzeitiges Publikum — denn Fremden dränge ich mich nicht auf — ich würde Dir jetzt Sachen vorlegen können, Pläne besprechen — aber geht das schriftlich? — nein — meine Pläne scheinen hölzern in der Notizheft-Ausarbeitung, in der ich sie Dir mittheilen könnte, ohne den Lichtstreif des Gemeinten schnell im Gespräche hineinwerfen zu dürfen — Kurz ich bin höchst unzufrieden — ich sehne mich ferner nach Wien — mein Belvedere, meine Laaerwald-Promenade, unsere Abendgänge durch die Stadt, die Schmauswaberl, unsere Galerie im Belvedere, das Bummeln am Graben und Kohlmarkt bei Licht, jedoch nicht bei Nacht, dass Du nicht auf

·hwarze Gedanken kommst und meinst, ich habe es auf eine Hochzeit bei ıaternenschein, auf eine Brautnacht in 5 Minuten abgesehen.

Wenn Du auch in Staatsdiensten, wir würden den Nachmittag für uns ɔben — was mehr! — wir wollen sehen, was für eine Fratze uns die nächste ukunft schneidet, wenn wir ihr den Schleier vom Gesicht nehmen.

Schreibe mir noch, bevor ich Bruck verlasse. wir geben nur 10 Vorstelıngen hier — schreib' Dir nur die 10 Xr. gut, es ist ein Geschäftsbrief. ich ın Dein Client. Du mein Advocat — wenn uns der Prozess gelingt, 5 Maass Lärzen nächstes Frühjahr auf diversen Spaziergängen zu verschlucken mit ·einem getreuen

Ludwig.

Gestern 1. Vorstellung: „Wie man Häuser baut“ — Birchpfeifer'sche Sache — spielte den Freiherrn Vernezobre (wurde gerufen nach dem effectv. ktschluss) Gesellschaft nicht schlecht.

LIII. Bruck a./Mur, den 24. Sept. 1864.

Lieber Freund!

. . . . Sei so gütig und grüsse mir, wenn Du nach der Josefstadt kommst, ·n Gürtler herzlichst von Momus — recte Anzengruber — jetzt noch rekterer ·ruber.

So viel bis jetzt, mehr schreibe ich Dir nicht, so lang ich nicht weiss. was t und nicht ist.

Ich muss Dir aufrichtig sagen, mich fuchst es gewaltig, dass ich von Forst ichts als Worte und Worte zu hören bekomme — wenn das Alles ist, was er ıut, dann reut mich mein hübsches Epistel sehr, das ich ihm geschrieben — hol' ın der Henker! —

Ja: Flamm's „falscher Blondin“ können sie aufführen, „Almenrausch und delweiss“ — aber „Glacehandschuh und Schurzfell“ mit Nichten. —

Ich habe seit Glaçehandschuh 2 kl. Pieçen geschrieben, aber seit August eine Zeile eines Ganzen — ich bin entmuthigt, missgestimmt und habe sehr iel zu thun.

Nächstens mehr — schreibe bald und adressire, da wir am Montag nach ıeoben fahren, auch den Brief nach „Leoben“. — Dein getreuer Freund

Ludwig

hier beliebtes Mitglied und eine der ersten Kräfte — ! —

N. B. Könntest Du mir nicht die No. des bewussten Hauses in der Fleischıanngasse, wo die Wallner wohnen, schreiben — wär mir angenehm.

D. Obige.

LIV. Leoben, den 3. Oktober 1864.

Lieber Franzl!

Um Dir meinen Egoismus zu beweisen, nehme ich Dich alsogleich beim Wort nd schicke Dir den Brief an Wallner — besorge ihn gütigst, nachdem Du ihn elbst gesiegelt — Du kannst Dich mit selbem Schreiben ruhig vorstellen.

Berichte mir über Deine Aufnahme etc. etc. . . . .

Der Forst — na meinetwegen — auf ihn gelten folgende Verse, die Einer, er sich ertränken wollte, an den unwillkommenen Herauszieher richtete:

„Mein edler Freund und Lebensretter,
„Komme, ach, nur ein wenig später,
„Dann empfängst Du meinen Dank. . . .“

Nach Goethe's Grundsatz: „Doch wem nichts daran gelegen" . . . habe ich grossen Eindruck auf die hiesige Lokalsängerin gemacht. —

Franzl, schreib' bald, was Dir zu wissen wird von Wallner's oder Forst — ich hoffe auf ein Wiedersehen im April 1865 — es wird uns doch nicht das Schicksal in den April schicken? —

„Kunde bald wisse zu thuen und machen" Deinem Freunde

Ludwig.

XLV. Leoben, den 12. November 1864.

Theuerster Freund!

Anbei ein Brief an die Wallner's, entweder Dir zur gütigen Besorgung oder doch zur Kastelhineinwerfung eingeschickt — Du musst den Beweggrund nicht verkennen, ich wollte eben unter Einem Dir schreiben, also blieb nichts übrig als Einschluss — Aberscht, apropos, weil von Besorgung die Rede ist. wenn mir etwas versprochen ist, so bin ich ganz Tyrann; . . . . . Freund, schreibe mir den nächsten Brief unfrankirt — hörst Du: unfrankirt, aber schreibe **bald** — schreibe mir wieder einmal vernünftig als mein Freund — ein bischen Spaziergang auf Schreibpapier. — Siehe von Dir erbitte ich mir die Briefe unfrankirt, von Anderen verbitte ich sie mir — höre, ich habe ein eigenthümliches Malheur, ich gefalle den Lokalsängerinnen — die hiesige. ein sehr hübsches Mädchen, quält mich um Gedichte — aber sie honorirt sie doch mit Küssen. die nicht übel sind — aber die andere Sauerbrunner-Collegin. plagt mich alle armlang um Briefe und das durch unfrankirte Wische — ich darf immer wieder 15 Kr. auslegen für Avançen, die man mir macht, an denen mir aber nichts gelegen — das macht mich verdriesslich — ich habe ihr einen wol freundlichen aber kalten Brief geschrieben, hilft dás nicht, dann sibirische Kälte — Du weisst, ich kann das.

Weisst Du, für was ich mich mehr und mehr qualificire? für Intriguants — mein Leonhard in „Maria Magdalena" von Hebbel gefiel sehr — und dergleichen Rollen, Charakterrollen, jugendliche — etc. —

Mit Gedichten kann ich Dich füttern, wenn ich nach Wien komme — mit Theaterstücken. das weiss ich noch nicht, — jedenfalls nicht füttern — denn ich schreibe vielleicht Eins — ich sage Dir, noch nie hat mich ein Nichterfolg so niedergedrückt, wie der letzte. wo ein Forst mir schöne Worte sagen lässt und sich wol nicht nach seiner Ueberzeugung zu thun getraut — noch so ein Sieg und ich bin verloren! für die deutsche Bühne —! Es ist ein gährendes drängendes Treiben in mir, nach dem historischen Schauspiele spannen sich alle meine Fibern und Kräfte, leuchtend steigen gewaltige Gedanken herauf und ich habe nicht das nöthige Material, sie zu gestalten, zu verkörpern — Novellen. Romane liegen mir im Kopfe — stil- und inhaltgewaltig — die Feder entsinkt der muthlosen Hand, ich zweifle an meiner Zukunft — jenes alte Objekt, das all meinen satyrischen Geist verkörpern soll, jenes Jahrbuch, jene Kalender, der „Wandelbare" *) — es liegt in formlosen Entwürfen vor mir — meine Lustspielstoffe lachen mich an — ich verstehe ihr Lächeln nicht mehr — ich bin so elend. mir

*) Nach Lipka schon vor Beginn seiner theatralischen Thätigkeit geplant. Als Symbol des steten ruhelosen Wechsels der Zeiten und Verhältnisse sollte Format und Ausstattung sich immer ändern und nur der Titel unveränderlich derselbe bleiben.

s sein zu können, was ich sein könnte — wenn je einer so geknebelt, angebunden ır, so bin ich's — geknebelt von einer Kunst, die nicht einmal ein feiles Brod — die kein Brod ist — ich bin tagelang in einer Stimmung, die mich wünschen sst, ich wäre nicht — oder ich wäre Nichts — als das halbe Etwas! —

Ich habe auf den glühendsten Traum meiner Jugend auf Ruhm und Nachruhm rzichtet und wollte nichts, als still bescheiden schaffen, unbekümmert um die nerkennung der Welt — den Gebilden meines Herzens und Busens leben — ıd siehe, just auf dem Punkte der grössten Entsagung, fordert das Elend von ir die grösste, es verlangt, dass alle Pläne liegen todt und starr ohne Auferstehung · es entzieht mir alle Mittel, mich hineinzudrängen in die Vergangenheit, um in waltigen Worten die Zukunft zu predigen, die ich ahne —! es lässt mich darben — rderben — und wo ich schon heruntersteige zum Volke und ihm die Hand reiche, ie in meinen Volksstücken — da lässt man mich nicht dazu, meinen Ruf an selbes langen zu lassen. Sage mir, was bleibt dem vielnamigen Lanz. Gruber, Anzenuber —? — Nichts — Meine Zukunft: das Zigeunerleben eines Provinzhauspielers — mein Dichten — hier und dort zur Einnahme ein selbstverfasstes tück — ich habe keinen Kampf, als den mit mir — und darum keine Berühmtheit - zum Kampfe mit der Zeit fehlen mir die Waffen. —

Grüsse mir Deine Leute und schreibe bald — ich bitte Dich, unfrankirt, ıs vollem Herzen, was Du willst. Deinem Freunde, dem armen

Ludwig Gruber.

: : Bald schreiben

etze die Adresse selbst auf den Wallnerischen Brief, wenn Du ihn nicht hintragen annst — und siehe den grossen Egoisten, ich rede nur von mir, wie ist's mit Dir, mer Freund?! — Du bist der einzige Vertraute meines innersten Lebens — Gott halte Dich mir! —

.LVI. Ohne Datum.

Liebster bester Freund!

Wenn Du die riesige Gefälligkeit hättest, beiliegenden Brief an seine Adresse u befördern, er ist zum Namenstag des alten Schumacher — also das wäre m 30. d. M. —

Was nun Dich und mich betrifft, so sind wir beide krank, so viel ich sehe, ir liegen im Delirium — meine Lieder strotzen voll Weltschmerz mit Liebe emischt — ich werde mich aber bald mit Kaltwasser curiren. Was Dich betrifft, reund, so habe ich Dir 2 Wörtchens zu sagen.

1. Prüfe Dich, bevor Du Dich ewig bindest an die Comptoirreiterei!

2. Entwickle Selbstvertrauen, was für einen einzelnstehenden — Du stehst inzelner als ich — leichter wird.

..... es treibt uns nach Höherem — Viele werden's nicht begreifen — na lass' ns folgen des Schicksals Ruf — was auch daraus werden wolle — prüfe und eschliesse dann —! Dornig ist der Pfad aber hausbacken nicht.

Den armen Boschetty bedauere ich sehr — Deiner Mutter unseren Gruss nd aufrichtiges Beileid. —

Lieber Freund, die Sorge um Dich liegt mir ungeheuer am Herzen — schreibe ir, was Du denkst — im nächsten Briefe Ausführlicheres pro et contra — wahrcheinlich datirt er schon von Pettau, wo domiciliren wird Dein aufrichtiger Freund

Ludwig Gruber.

XLVII. Pettau, den 25. December 1864.

Lieber Franzl!

Ich grüsse Dich mit Herz und Sinn, wenn auch aus weiter Ferne, das Jahr 1865 naht — etsch! ich komme Dir mit der Gratulation voraus! — und ich wünsche Dir herzlich alles Glück, was uns werden kann — Dir und den Deinen auf dieser Erde wird immer Eins durch's Andere betroffen. Was mich betrifft, so wittere ich's fast, das Jahr 1865 wird ein Etwas bringen, das meine dunkle Zukunft lichtet und, bei Gott, ich bin jetzt so selbstbewusst genug geworden, die Erfüllung solcher Prophezeiung zu erzwingen.

Halt' aus, Freund, sei klug und stark und harre Deines Freundes, den Dir die Ostern bringen werden, der munter mit frohem Sinne Dir die frühzeitigen Falten von der Stirne lachen wird. Lass' uns zusammen sein und sehen, ob uns die Welt ein Korn in unsern Garten säen kann, wenn wir's nicht dulden wollen. Ich hab' Dir viel zu erzählen, kann Dich viel lesen lassen. — Unter uns, ich bin verliebt gewesen, das erstemal in meinem Leben mit starkem Ansatz; Dank meinem Genius, der's nie zum Ueberschnappen kommen lässt — bin ich geheilt — daher die überwiegende Produktion lyrischer Gedichte — es sind welche darunter — na still vom Eigenlob — aber Mit- und Nachwelt wird vielleicht sagen, ich [illegible] ein Heine-Copist, ich lass' ihr die Freude, warum sollen 2 Köpfe, besonders in gleichen Punkten nicht auch gleich und doch originell denken und fühlen! —

Beiliegenden Brief an **Forst** sei so gut zu lesen, zu siegeln und zu besorgen — gibt er die Manuskripte 'raus, so schicke sie Beide mir zu per Post auf meine Rechnung — die Stücke wandern nach Graz — vielleicht —

Schreibe mir, wie ist's mit Dir, mit Schumacher etc. mit Boschetty — (keine **telegraphische Depesche!**) Brief, honetten Brief! — Nochmals meinen Gruss und von meiner Mutter und unser beider Glückwunsch zum neuen Jahr für Dich und die Deinen.

Es grüsst Dich mein Genius, der im Staubgewande **Ludwig Anzengruber** heisst, sich **Gruber** schreibt und sich zeichnet als Dein Freund

Ludwig.

XLVIII. Pettavium, den 29. December 1864.

Lieber Freund!

Gleich nach Empfang Deines freundlichen vom 28. setze ich mich hin und schreibe . . . . . .

Nun bitte ich Dich, lieber Freund, um folgendes: schreibe mir ja gleich nach Empfang meines Schreibens, ich vergass Dich zu bitten letzthin, thue es daher jetzt: schliesse in Dein Schreiben ein das **Blatt vom Correspondenten** mit der **Rezension** des „Versuchten" und den Zettel — das Stück geht mit einem andern nach **Graz** — ein College Namens **Rennert**, Freund von mir und Vertrauter meiner Muse, fährt am 3. Jänner 1865 nach **Graz**, seiner Vaterstadt, und wir wollen's dort einreichen. Da bis dahin ein langweiliger Herr Forst die Stücke nicht einmal heraussuchen wird, so wäre es unnütz, zu warten; wenn daher Herr Forst seine Meinung ausspricht und die Stücke Dir einhändigt, so behalte sie in Gottesnamen bei Dir — aber wie gesagt, Rezension und Zettel sende gleich in ein Schreiben eingeschlossen — dies meine Bitte.

Mit der Bühne, wenn von Graz kein Erfolg kommt, dürfte ich als Schrift-

steller wieder auf einige Zeit abgeschlossen haben — was sonst wird, wissen die Götter! — Zu Ostern hoffe ich Dich bestimmt wieder zu sehen, wenn es nur nicht unter peinlichen Verhältnissen geschieht — wie dem sei — gusseisen ist mein Humor und wir werden sein, wie wir waren; es kommt die Zeit, wo ich's der Welt zeige, dass ohne Protektion ein Talent aufkommt — ich will mich protegiren — selbst —

Jetzt zu Dir — schreibe! — mehr kann ich Dir nicht sagen — wir sind leider Gottes jetzt schon so lange getrennt, dass wir unseres näheren Umganges, Aug' in Aug', Wort um Wort, des fruchtbarsten Umganges — Geistesblitz um Geistesblitz — so zu sagen entwöhnt sind — ich weiss wol, dass wir die Alten sind und sein werden, was unser Fühlen und Denken im Allgemeinen betrifft — aber das Besondere, wie weit Du vorgerückt bist in gesunder Weltanschauung, das kann ich nicht beurtheilen — ich hoffe das Beste von Deinen Talenten — und darum kann ich mich nicht überheben, ein Ja oder Nein entschieden auszusprechen — ich spreche das, was die Muse zu Dir spricht — Schreibe! — Du würdest es auch ohne mein Ja doch thun und auch mit meinem Nein durchsetzen — oder Du müsstest keinen Funken dichterisches Feuer in Deinen Adern haben.

Ich sage Dir, schreibe, aus Dir heraus, wie Du glaubst, fühlst, denkst, was kann im schlimmsten Falle daraus werden: eine excentrische Jugendmache! Nun gut — excentrische Jugendmachen waren „Die Räuber“ — „Götz“ — etc. etc. — ohne Anfang kein Werden! — Eines haben diese Kinder frühreifer Erzeuger, dass sie das Eigenste der Väter an den Tag legen, und dass man erst dann, nachdem man diese ersten Sprösslinge gesehen hat, sagen kann, ob der Vater etwas verspricht, selbst wenn die Kinder etwas verschroben aussehen. Darum folge Deinem Drange — heraus an's Licht mit den Ideen, die Dich bewegen, gewöhnlich wird etwas Gutes aus derlei. Studire die Zeit, die Du schildern willst — die Personen genau und sollten sie 3 Worte nur bei Dir sprechen, so seien sie so gesprochen, dass man nicht erst auf das Personale des Stückes zu sehen braucht, um zu wissen, wer sie gesprochen — das ist's, was ich Dir zu sagen habe, dass die Verhältnisse von dazumal noch in unsere Zeit hereinklingen, noch lange nicht ruhen, sondern fortspielen und greifen in unsere Tage, ist gewiss, dass derlei Stoffe daher packen, keine Frage — beginne getrost mit Muth und Hoffnung — vollende und winke Dir ein besserer Erfolg, als bisher mir von eklen Verhältnissen dreimal gebundenen, noch lange nicht erstorbenen hoffenden Dichter — schreibe — es werden unsere Tage früher kommen vielleicht, als wirs glauben — die Alten gehen zu Grabe und die Neuen sollen die Kräfte mit uns messen auf gleichem Boden — wir wollen sehen — tritt in die Arena ein — hinter uns schliessen sich die Schranken und todt — oder siegend müssen wir heraustreten — ich glaube an den Sieg — bei mir und Dir — Amen! —

Weiters habe ich für heute nichts auf dem Herzen — für Deine Mittheilung aus der „Freien Presse“ danke ich Dir, sie hat mich sehr interessirt — schreibe bald, wie ich Dich gebeten — am 1. oder 2. Jänner muss ich Deinen Brief haben, sonst nützt mir's nichts! —

Den Silvesterabend werde ich dem alten Jahre ein Pereat bringen mit Allem, was uns darin gequält und werde 1865 leben lassen — kein Hoffen mehr, kein leeres — Streben — Ringen!! — und ich werde Dich leben lassen und grüssen im Geiste — als Waffengenossen, mit dem ich Rücken an Rücken Alle von mir

halten will, die gegen uns sind und die neue Aera, die herüberwinkt aus weiter Ferne, meinem Aug' entdeckbar — die Zeit der Vernunft — lass' desgleichen auch Du sie leben und in stiller Nacht des Silvester lasse in uns aufgehen den Keim, der dem Schoosse der Natur, unseres durchlebten Gottes, zum Reifen anvertraut sei — und reifen wird — und lasse leben, leise wie ich — aber es soll in späteren Zeiten hallen — Deinen Freund

Ludwig
(wie er sich sonst nenne — der Gleiche! —)

XLIX. Pettavium, den 8. Jänner 1865.

Lieber Franz!

Sei so gütig, diesen inliegenden Brief zu siegeln — lese ihn auch, Du darfst wissen, um was es sich handelt — und an Schumacher so bald als möglich gelangen zu lassen. Du siehst, es handelt sich um eine Existenzfrage — bitte die Antwort aus

1. ob er so freundlich sein würde —
2. wann Du kommen darfst, um ein Resultat zu fragen.

Ich bitte Dich, thu' mir den Gefallen und tribulire den Alten, sonst ist's nichts.

Ich bin Dein Freund und wünsche Dir der Musen volle Gunst zu . . . dem ich zu Ostern selbst den Puls fühlen will — ich hoffe gesunde Schlagadern zu finden — schreibe, sobald Du was weisst und bleib' mein wie ich Dein getreuer Freund

L. Gruber.

L. Pettau, den 25. Jänner 1865.

Lieber Freund!

Der Pester Brief ist benützt — aber noch keine Antwort erhalten — hol's der Satan — jetzt versuch' ich's mal mit Graz — und dann werde ich ja sehen —

Sei nicht böse, wenn ich Dir so rein gar nichts schreibe, aber ich habe vollauf zu thun, weiss nichts und bin voll Unruhe.

Wenn aber was ist, so hörst Du's gleich — schreib' Du mir hübsch, dafür sollst Du mich zu Ostern sehen.

Nochmals entschuldige Deinen schreibenachlässigen aber getreuen

Ludwig Gr.

LI. Pettau, den 25. Februar 1865.

Lieber Freund!

Gott zum Gruss und die Quittung zum Troste! — der Teufel hole alle Direktionen — ich habe von Pest und Graz noch keine Antwort — was ist's mit Wien — warst Du mal wieder zur Abwechslung bei Forst?! —

's ist alles eins — Ostern rückt herein in's Land und die Stunde des Wiedersehens wird schlagen, ehe wir's erwarten — ich meinestheils freue mich herzlich darauf — ich bin, was meine Ansichten vom Leben und von meinen Mitgeschöpfen betrifft, sehr schwarzgällig geworden, und ich werde Dich freudig begrüssen, wenn ich Dich wiedersehe, als einen Menschen — das Bild Deines verewigten Vaters taucht jetzt öfter vor meinem Geiste auf — wie eine Ruine einer schön angelegten, vom plötzlichen Brande zerstörten Stadt — menschenleer — und früher wohnlich — Friede sei seiner Asche — und uns wahre Gott vor einem gleichen Loos —

cht zu edel — ist mein Wahlspruch geworden, lasse ihn auch den Deinen sein · nur wir zwei wollen wahr sein gegen einander, wenn sich alle Welt belügt ıd wir sie — Gott — unser Gott mit Dir! Dein Freund

Ludwig.

Schöne Antwort bitte ich — Vorgeschmack unseres Zusammentreffens.

Der Obige.

II. Radkersburg, den 25. März 1865.

Lieber Freund!

Die letzte Quittung vor meiner Ankunft, — es gibt ein Wiedersehen — enn Ihr Kinderchens ein billig Quartier irgend in Eurer Nähe wisst — reservez oi — am Juni wär' wieder mein Engagement bei Radler in Vöslau angängig, s dahin weiss ich noch nicht, was ich thue — aber vielleicht kommt's von lbst in Wien. —

Lieber Freund, ich bringe auch meine Mama in traurigem Zustande nach Vien, sie ist in dem Hundenest, in Pettau auf dem dortigen unbestreuten Glatteise efallen und hat den rechten Arm gebrochen — derselbe ist nun unter Bandage.

Wie ist's mit Dir, schreib' — lass' mich's wissen, was Du weisst — ich eue mich herzlich auf das Wiedersehen mit Dir, denn ich bin ausgehungert nach lenschen — so traurig, als auch die Verhältnisse sind, eins tröstet mich — wenn h nur mit heiler Haut über die schauderösen 2 Monate April und Mai hinausomme — mein Schauspielertalent entfaltet sich letzter Zeit überraschend — hier ı Radkersburg bin ich sehr beliebt.

Schreib' mir noch einmal — dann das Weitere mit Mund und Herz von einem getreuen Freund

Ludwig.

P. S. Schönen Gruss von mir und Mutter an Alle und Deine liebe Mama ersteht sich ohnehin —! Auf Wiedersehen!!!

III. Radkersburg, den 6. April 1865.

Lieber Franz!

Freund, Bruder, Bundesgenosse!

Freundlichen Gruss und Danksage und herzliche Annahme Eures gastfreundichen Anbotes*) — nun ich weiss, wo ich absteige, fahre ich, was ich sonst nicht ethan hätte, Nachts den 8. (Samstag) nach der Vorstellung von hier ab, lange lso Palmsonntag nachmittag, recte abends — zwischen 5 oder 6 meines Wissens n Wien an — also am Bahnhof!

Was ich noch zu bitten habe, ich gebe morgen Freitag meine Kiste per 'racht auf, sollte sie vor mir in Wien an Eure Adresse einlangen, übernimm sie uf meine Kosten — wahrscheinlich ist's nur, dass sie nach uns eintrifft. Sie birgt las literarische Futter — aber ich nehme schon ein Reservezögerl mit, damit wir Vorlesung haben können, Palmsonntag, den Rest verbleiben wir im Hause — ıächsten Morgen — Spaziergang, etwas vor die Linien — um Luft, freie Luft u athmen und dann Festsetzung des weiteren Programms.

*) Die Familie Lipka beherbergte Mutter und Sohn Anzengruber gastlich in einer Kammer ihrer Wohnung.

Ich sehne mich nach Dir — ich komme wund und müde wie ein auf die Knochen zerhauener Fechter aus der Arena — doch mich wird der Aufenthalt bei Dir heilen — und die Nähe von Wien, wenn ich in Vöslau domizilire. Ich werde rufen „es lebe die Zukunft“ so freudig wie sonst und ich werde zu regeln versuchen — doch wie sie aussieht — wir bleiben die Alten —

Dein Freund

Ludwig.

Gruss an Alle von mir und Mama (der Arm ist wenigstens aus der Bandage, wenn auch noch unbrauchbar). P. S. Ich bin begierig . . . und kann Dir auch interessante Bekanntschaften unter meinen Geisteskindern versprechen — Auf Wiedersehen von heut' den 3. Tag!!

LIV. Gainfahrn, den 6. Juni 1865.

Lieber Freund!

Dass wir hier glücklich angekommen sind, verbrauche ich Dir wol nicht erst zu vermelden, es heisst zwar, wenn Einer eine Reise thut — aber ich wüsste von meiner Reise von Stolpe nach Danzig nichts zu erzählen, als, dass ich ankam.

Ich befinde mich in demselben Quartier, wie vor zwei Jahren, wohlgemerkt aber das andere Zimmer, nicht jenes, das ich besass — das vis à vis — ich fand hier in der Gesellschaft meist Bekannte, die Minderzahl ist mir neu — wie eigentlich die Gesellschaft aussehen wird, weiss ich noch nicht, den Tag, als ich ankam, spielten sie schon — und zwar „Die Hochzeitsreise“ von Benedix und „Der Zigeuner“ von Berla, da es aber bei der Vorstellung regnete, so wurde nur das 1. Stück ausgespielt — Sonntag vorher war auch schon eine Vorstellung — den Pfingstmontag spielte ich den Bitterlin — (eine grosse, aber gerade nicht, wie Radler schrieb, gute Rolle) —

In Ermanglung einer besseren Nutzanwendung der Zeit machte ich mich über das Archiv her — von einer wahren Vernichtungswuth angefallen. — Der Unsinn „Leviathan“ lebt nicht mehr. . . .

Wenn ich Muse — ernstere Muse finde hab' ich vollauf mit Reinarbeitung meines Notizmaterials zu thun — habe mir vorgenommen, die Novellen „Diebs-Annele“, „Aus den Papieren eines Seelsorgers“ fertig zu schreiben und „Die gelben Rosen“, ein Genrestückchen, 1 Akt, zu verfassen.

Jetzt soll die Rede auf Dich kommen . . . . . .

Besuche mich in Gainfahrn, sobald Dir's möglich, Du wirst mich herzlich erfreuen — Meinen Handkuss Deiner gütigen Frau Mama — meinen Gruss an Adelaide,*) herzliche Grüsse von meiner Mama!

Der Pflicht getreu schrub ich dieses 1. Schreiben und verbleibe immer möglichst guter Nachricht entgegensehend Dein getreuer

Ludwig.

LV. Gainfahrn, den 24. Juni 1865.

Lieber Freund!

Anbei die leidige Quittung . . . . . .

Nun, Freunderl, was ist's mit Dir . . . . ich bitte Dich, sobald mein Bogen in Deinen Händen, nicht mit der Antwort zu zögern, sondern mir Alles zu berichten, was in Eurem mir lieben Kreise vorgeht.

*) Nachmals Anzengrubers Frau.

Was ist's mit „Rosamunde"? traust Dich d'rüber? — frisch daran!

Ich habe auch meine Pläne — aber ob sie nicht wieder gleichen Erfolges sind —? —

Na „vorwärts" ist mein Wahlspruch! . . . . . .

Grüsse von mir und meiner Mutter die Deinen alle herzlichst. — Unser Befinden ist wohl, möge das Euere wenigstens so sein — obwohl ich Euch besseres wünsche.

Schreibe bald Deinem getreuen Freunde

Ludwig Gruber.

Wenn Du hübsch brav schreibst, erhällst Du den nächsten Brief wieder mit Vignette. Comprenez vous? Aber brav sein und schön und g'scheidt schreiben.

Der Obige.

LVI. Gainfahrn, den 24. Juli 1865.

Lieber Freund!

Ich grüsse Dich zwar nicht aus weiter Fern', sondern aus grosser Näh', aber doch sind wir leider nicht nahe genug, um unsere Gedanken auf andere Weise als schriftlich austauschen zu können.

Ich bin wieder auf dem besten Wege, theatermüde zu werden — bin entschlossen, keinesfalls, wenn irgend möglich, nach Krems zu gehen — habe deswegen schon der Böhm geschrieben — bitte Dich, so Du vielleicht sie wieder heimsuchst, meine Empfehlung auszurichten nebst Anfrage, ob sie meinen Brief empfangen und etwas zu thun gesonnen wäre? —

Ich sage Dir, hier ist's schon grosse Schmiere. Aussi möcht' ich! — Jetzt gastirt Rott bei uns, die Lokalsängerin Grün, der Hr. Ex-Director Flerx wird erwartet und die 3 Zwerge sind bereits nach brillanten Geschäften abgereist. — Herburger gastirt gleichfalls hier.

Lieber Freund, entschuldige — ich bin in Eile, also vignettet sich nichts, aber ich bring's ein — . . . . ich grüsse Euch Alle in meinem und meiner Mutter Namen — Deiner Frau Mama meinen Handkuss.

Lass' Dein Schreiben nicht so mager sein als meines — kommst Du nicht, so komme vielleicht ich, — eher als Du denkst. —

Für jetzt schreibe — und sei versichert, dass mit und ohne Vignette Dein Freund ist und bleibt

Ludwig Gruber, genannt Anzengruber, Schauspieler, abzugeben Gainfahrn No. 186.

LVII. Gainfahrn, den 26. August 1865.

Lieber Freund!

Anbei die Quittung — es war eben die Frage — die Quittung oder ich — ich komme sehr bald nächster Tage nach Wien.

Neuigkeit: Ich bin gekündigt —! vom 6. September an bin ich wieder in Wien.

Schicke mir diesmal das Geld nicht — ich hole es in Persona.

Alles Weitere mündlich — Dein Freund

Ludwig.

LVIII. Gainfahrn, den 28. August 1865.

Theurer Freund!

Sende gleich nach Empfang dieses das Geld — ich weiss noch nicht, wann ich hineinkomme — denn ich komme noch einmal vor ich übersiedle nach Wien — mein Feldzugsplan ist entworfen, ich bleibe — und sollte ich in die sauersten Aepfel beissen — in Wien — ich will doch sehen — erst ist's Strampfer, dann Treumann, dann Fürst, zu Einem muss ich, wenn's Graz gilt — ich will schriftstellern und nicht mimen. das nebenbei — mich freut's, wenn Du der Ansicht bist, dass es mit dem Theater nichts ist — ich sage Dir: es ist nichts — Du versauerst dabei wie in jeder Lage, wo Dir Licht und Odem fehlt. . . . Wir wollen eine Zukunft haben und wir werden eine haben! Du hast das Deine gelernt, lerne noch und verwerthe die Kenntnis — lass' uns nicht Kinder der Zeit in ihren schwachen, lass' es uns in ihrem starken Sinne sein, lass' uns zu dem ringenden strebenden Theil übertreten — nicht träumen, sondern wachen — Vorwärts heisst's — zurück können wir nicht mehr, hinter uns liegen die Schiffe verbrannt — ein Thor der noch säumt — kämpfe — ich bin entschlossen, das Zusehen aufzugeben — es handelt sich nicht bei mir allein um die Existenz des leiblichen, es handelt sich auch um die des geistigen Menschen — also frisch vorwärts — den bessern zu retten.

Franz, sei klug, noch siehst und sahst Du nicht, was ich — lasse das blinde Antollen gegen die unbekannten Verhältnisse der Welt — lass' uns friedlich Fuss fassen — und diesen Fleck mit dem grösseren Rechte des Eroberers der geistigen Waffen erweitern.

Schlag' ein, bleibe den Deinen — ich will versuchen, soweit in meiner Macht, Dir zu bleiben — die Allianz soll blühen — sie ist eine heilige — Wirf über Port unsern Theaterschwulst — wir sind zu männlich, um da mitzumachen — und wenn auch die Ausnahme uns Männer zeigt von Genie und Kraft in diesem Felde — das bestätigt die Regel, dass nur ein Genie ungestraft diese Bahn betritt der Kunst der Täuschung — ohne sich zu täuschen an sich und dem Geschick. — Das eine steht uns offen, das Reich der Poesie — des Wissens unermesslich Reich, wo auch die kleinste Flamme noch leuchtet und brennt — nimm das zu Herzen und denke an Deinen Freund

Ludwig.

Mein und meiner Mutter Gruss — wir sehen uns in Bälde — was wird. das wird und hoffentlich wird es gut, nicht durch Hoffnung, sondern durch That und Kraft. Amen! —

II. Zur Chronologie der Werke Anzengrubers.

Der Werth dieser Jugendbriefe für die Biographie des Dichters ist um so höher anzuschlagen, je zurückhaltender Anzengruber späterhin in seinen Mittheilungen wurde: „was mich und meine Lebensläufe in auf- und absteigender Linie anlangt — so schrieb er mir am 9. December 1883 — „so haben diese in meinen Augen wenig Interessantes, ich müsste nur einmal vom Teufel geritten werden, mein liebes Ich autobiographisch der Welt als etwas ganz Besonderes vorzuschwindeln: es würde das ein gar kleines Lebensläufel in Genrebildchen abgeben. So an meinen Erlebnissen herumzuklauben, ist mir recht langweilig, es müsste mir eben erst abgefragt werden, was einen Anderen daran und davon interessirt, um darauf zu verfallen, dass ich's erzähle. und in dieser Hinsicht stelle ich Ihnen jede Frage an

„mein“ Schicksal frei.“ Nun liegt und lag mir aber nichts ferner, als Abfragen und Aushorchen. Der einzige Wunsch, den ich dazumal dem Dichter gegenüber aussprach, war der nach einer genauen Chronologie seiner Schriften, eine Bitte, der er sofort willfahrte in dem eigenhändigen hier wortgetreu wiederholten Verzeichniss.

Pfarrer, geschrieben 1869, aufgeführt 1870.
Meineidbauer, geschr. 1871, aufgef. 1871.

1872.

Kreuzelschreiber, geschr. 6./4.—3./6. 1872, aufgef. 1872 October.
Elfriede, geschr. 17./6.—15./8. 1872, aufgef. 1873 August 4mal.
Umarbeitung 30./11. beendet.
Plan von Bertha von Frankreich 30./6.
„Früher Tod“, Novellette, Dioskuren (beendet 22./12.).

1873.

Tochter des Wucherers, geschrieben 1./1.—30./1., aufgeführt 1873 17./19. Oct.
Teufelsträume (Dioskuren) } Juli und August.
1. Akt von Hand und Herz }

1874.

G'wissenswurm 2./4. 1. Akt, aufgeführt 19./9.
14./4. 2. „
16./4. 3. „
Hand und Herz 2. Akt im April, aufgeführt 31./12.
3. „ im Juli,
beendet 5. August.
Doppelselbstmord 28./11. begonnen, aufgeführt 1876 1., 2., 3., 5. Februar.
13./12. 1. Akt.

1875.

21./1. 2. Akt.
26./1. beendet.
Diebs-Annele (D. Reichskalender) } 21./3.—21/4. [Bis hierher 1. Seite des Manuscriptes.]
Märchen des Steinklopferhanns, 28./9., das 4. beendet,
über das frühere findet sich keine Aufschreibung, auch ist dieses als 4. eingeschoben und war eigentlich das 6. (letzte).
14./12. Eine dramaturgische Plauderei.

1876.

18. Febr. Drei Prinzen, Märchen, begonnen. Kalend.-Gesch.
23. Febr. Schandfleck begonnen
(5. April „Drei Prinzen“ beendet.)
25. Aug. Schandfleck beendet.
13./9. Herr Professor (Bekannte v. d. Str.) beg.
22./11. Ledige Hof begonnen, } aufgeführt 27./1. 1877.
30./12. „ beendet, }

1877.

22./2. Der Herr Professor, beendet.

27./2. Eine Begegnung (Dorfg. I. Bd.)
März. Wie der Huber ungläub. w. Dorfg. II. Bd.
Juni. Ein Wilder von Profession. Bek. v. d. Str.
Der gottüberlegene Jakob. Dorfg. II. Bd.
Juli. Ein Faustschlag, begonnen.
„Man kann nicht wegbleiben.“ Allerh. Humore.
17. Aug. Die Freundin. Bek. v. d. Str.
Sept. Ein Faustschlag. beendet, aufgeführt 1879 4./11. Jänner.
Oct. bis 17. Nov. } Das 4. Gebot, aufgef. 29./12.
6. Dec. Vereinsamt. Kl. M.
14. „ Fromme Kathrin. Dorfg. II. Bd.

[Bis hierher 2. Seite des Manuscript-

1878.

Jänner. Wie mit dem Herrgott umgegangen wird, } Kalend.-Gesch.
Treff-Ass,
Februar. Jungferngift. Vorstellg. 21./4.
März. Der Verschollene. Kalend.-Gesch.
Spinnen und Fliegen. Gedicht. Kl. M.
Mai. Unsere kl. Enttäuschungen, } Bek. v. d. Str.
Der Literat,
Abgetrennt und abgesprungen. D. M. B.
Fidi, N. F. P.
Ein braves Mädchen, D. M. B.
Das Sündkind. Dorfg. II. Bd.
Juni. Die Trutzige, beg.
3. Juli „ beendet, aufgef. 8./11.
Alte Wiener, August 24. beendet, aufgef. 27./9.
Der Frömmste in s. Art. Ged. Kl. M.

1879.

März. Die umkehrte Freit, aufgef. 4./4.
7. Juni. Zu fromm. Kalend.-Gesch.
Regentage. Ged. Kl. M.
5. Juli. Sein Spielzeug.
Okt. Aus'm g'wohnten Gleis, aufgef. 25./27. Dez.

[Bis hierher Manuskript 3. Seite.

Novemb. Umarbeitung des Schandfleck.
17. Dez. Alte Liebe. Bek. v. d. Str.

1880.

4. Febr. Brave Leut' vom Grund. beendet.
Jaggernaut. Fllt. (Kl. M.)
bearbeitet.
(am 7. März brach ich mir den Fuss.)
14. Mai. Ein Fund. Feldr. u. W.
23. „ Hartingers Sixtin. Kl. M.

Septemb. Dramatürg. Plaudereien I, II, III.
Der Sinnirer. F. u. W.
Oktob. Der starke Pankraz u. d. schw. Eva. F. u. W.

1881.

12. Jänner. Die Kameradin. Umarbeitung des städtischen Theiles vom Schandfleck beendet.
30. Jänner. Hoisel-Loisel. Kalend.-Gesch.
11. März. Der Einsam, beendet. F. u. W.
4. April. Oertler, Skizze.
13. „ Ein Wiedersehen. All. H.
17. „ Schandfleck. Umarbeitung aufgenommen.
11. Juni. Geläutert. A. Pr.
21. „ Aus der Spielzeugwelt. Kl. M.
's alten Sepps Stossseufzer. Gedicht.
9. Juli. Pfahlbaute. Kalend.-Gesch.
11. „ Grünes Reis u. Sch. F. u. W.
12. „ St. Peters Klage. Ged.
22. Oktob. Ein Dorf-Idyll. All. Humore.
28. „ Allerseelen (Kl. M.) [Bis hierher 4. Seite des Manuskriptes.]

1882.

Febr. D' g'sprächig Stund. All. Humore.
Kalendergesch. Plauderei. Kal. G.
Muttersorge. All. H.
Für d' Katz. Vom Fels z. Meer.
März. Das Schlusskap. e. Romans. All. Humore.
April. Modernes Frühlingslied. Ged.
Die arme Magd. Ged.
Volksweise. „
Ich sinn' der alten Fabel nach Ged.
Zwei Schwestern. „
Vergebne Müh'. „
Herr Wirt. „
Juni. Der Neujahrstag. „
Sept. Schandfleck. Umarbeitung beendet.
Die Parapluiemacher Mali. All. H.
Oktober. Das Wünschen. „
Freiheit d. menschl. Willens. „
Der Weibfromme. „
Ein böser Gast. „
Novemb. Der Erbonkel. „
Decemb. Eisblumen. „
Im Innern gefestet. Ged.
[Bis hierher 5. Seite des Manuskriptes.]

1883.

24. März. Die Vorangegangenen und die Dahintergebliebenen. A. P.

nicht halten können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich dadurch einen kleinen Erwerb zu schaffen, dass er für wohlhabende Kollegen die Vorträge des Professors Franz Exner abschrieb, des Vaters unseres Zeitgenossen, dessen Büste gleichfalls uns gegenüber steht. Der gelehrte Professor und der Bettelstudent, der von des Ersteren geistiger Arbeit lebte, gehören jetzt beide der Geschichte an; beide hat die Alma mater Viennensis an sich gezogen und ihnen Denkmäler errichtet.

Wenn Arlt unter solchen Verhältnissen nicht bloss sich über Wasser erhalten, sondern auch noch in seinem Beruf Tüchtiges leisten sollte, so konnte dies nur bei äusserster Anspannung seiner Arbeitskraft geschehen. Arbeit von morgens bis abends hatte er ja im Vaterhause gelernt und hatte auch Lust und Liebe dazu. Man hat Arlt zuweilen vorgeworfen, dass sein Gesichtskreis wenig über sein Fach hinausgehe, dass er namentlich wenig Sinn für Kunst und Kunstgenuss habe. Aber wie hätte dies auch sein sollen? Im Vaterhause fehlte selbstverständlich jede Anregung dazu, und auch noch für lange Jahre später hätte Arlt, selbst wenn er Neigung dazu gehabt hätte, weder die Zeit noch die Mittel für die Pflege der Kunst aufbringen können. Arlt war es daher auch später nicht gegönnt wie Exner, sein Leben durch Kunst zu verschönern und zu geniessen. Es wäre aber darum verfehlt zu glauben, dass Arlt wahren Lebensgenuss nicht gekannt habe. Abgesehen von der Freude, die ihm das Leben in seiner Familie und seine ärztlichen Erfolge brachten, fand er eben den grössten Genuss in der Arbeit selbst. Wissenschaftliche Arbeit und körperliche Arbeit galt ihm dabei gleich; wenn er tagsüber in der Klinik und in seiner überfüllten Sprechstunde sich abgemüht hatte, arbeitete er im Sommer des Abends noch in seinem Weingarten in Pötzleinsdorf. Ja Arlt hatte fast eine grössere Achtung vor der körperlichen als vor der geistigen Arbeit, vielleicht weil er die Erstere in seinem Vaterhause an seinen pflichtgetreuen und unermüdlich arbeitenden Eltern verehren gelernt hatte. Als er eines Tages, während der Ferien in sein Heimathsdorf zurückgekehrt, die groben und schwieligen Hände seines Bruders sah, sagte er demselben, er schäme sich seiner eigenen zarten Finger! Solange Arlt rastlos arbeiten konnte, fühlte er sich glücklich; da kam mit der Pensionirung zunächst eine Verminderung der Arbeit und später, durch den Armbruch, eine gänzliche Unfähigkeit zu derselben, und nun wurde Arlt elend und unglücklich. „Bis zum Ende meines vierundsiebzigsten Jahres“, schrieb er damals an seinen Freund Professor Becker in Heidelberg, „war ich ein glücklicher Mensch. Meine Dummheit am neunzehnten April (er meinte damit das Abspringen von einem Pferdebahnwagen, wodurch er sich den Armbruch zuzog) hat mich elend — weil arbeitsunfähig — gemacht.“

Fleiss allein hätte jedoch aus Arlt nicht das gemacht, was er später war; es musste noch eine hohe Begabung hinzukommen. Er hatte nicht die geniale Veranlagung eines Graefe, welchem die Ideen fertig aus dem Kopfe sprangen — freilich nur scheinbar für den Aussenstehenden, der die vorangegangene Denkarbeit nicht sah — Arlt's Begabung lag in einem scharfen Verstande, der immer folgerichtig vorging und logische Sprünge nicht vertrug, in einer vortrefflichen Beobachtungsgabe und endlich in grosser Wahrheitsliebe, welche sich auch in strenger Kritik gegen sich selbst kundgab. Darum hatte er wieder Vieles vor manchem genialen Kopf voraus, vor Allem die absolute Verlässlichkeit seiner Beobachtungen. Wir vermissen dieselbe ja leider häufig in unserer heutigen, rasch vorwärts eilenden Zeit; wenn Arlt Thatsachen als von ihm beobachtet veröffentlichte, so wusste man, dass er seine Beobachtungen so vielfältig wiederholt, nach allen Richtungen hin geprüft und erwogen hatte, dass man fest darauf bauen konnte. Der Sicherheit seiner wissenschaftlichen Forschung kam noch zu statten, dass er die damals noch herrschende spekulative Richtung

der Medizin verliess und sich auf den sicheren Boden anatomischer Thatsachen stellte. Er verdankte dies zum Theil dem Vorbilde von Rokitansky und Skoda, die ihn in Wien in den Geist der neuen Richtung einführten. Professor Fischer in Prag, bei welchem Arlt Assistent werden sollte, hatte nämlich als Bedingung für die Erlangung dieser Stelle gesetzt, dass Arlt auf einige Monate nach Wien gehen sollte, um dort die neu aufgetauchten medizinischen Grössen zu hören. Dies war freilich dem jungen Arlt sauer genug geworden und überhaupt nur dadurch möglich, dass er bei einer bekannten Familie unentgeltlich wohnen und in ihrer Garküche für fünfzehn Kreuzer zu Mittag essen konnte.

Sechs Jahre blieb Arlt Assistent Fischer's, welcher in Prag Augenheilkunde dozirte, und supplirte durch weitere drei Jahre, bis 1849, diese Lehrkanzel während Fischer's Krankheit und nach dessen Tode. Es war Arlt gelungen, eine ausreichende Praxis, allerdings nicht bloss als Augenarzt, sondern auch als Internist zu finden, welche ihm gestattete einen Hausstand zu gründen. Aber die Aussichten, die nach Fischer's Tod erledigte Lehrkanzel in Prag zu bekommen, waren für Arlt wenig günstig. Erst die Anerkennung seitens des Auslandes verhalf ihm dazu, indem ihn die Leipziger Fakultät für die erledigte Lehrkanzel für Augenheilkunde vorschlug. Kaum hatte er angenommen, als der Minister Thun ihn für Prag ernannte. In die Zeit seiner Prager Professur fällt Arlt's wichtigste wissenschaftliche Thätigkeit, indem er nebst einer Reihe einzelner Arbeiten sein dreibändiges Lehrbuch der Augenheilkunde verfasste. Damit begründete Arlt seinen Weltruf und trat sofort in die erste Reihe der Ophthalmologen als einer der Begründer der modernen Augenheilkunde; sein Name wurde fortan neben dem von Graefe und Donders genannt, welche Männer man als das leuchtende Dreigestirn der Ophthalmologie bezeichnete. Dem grossen wissenschaftlichen Erfolg fehlte auch nicht die öffentliche Anerkennung, welche sich durch die Berufung nach Wien 1855 sowie durch die mannigfachen äusseren Ehren kundthat; vor Allem anerkannte aber die leidende Menschheit Arlt's Fähigkeiten als Augenarzt, indem aus ganz Europa und anderen Welttheilen Patienten zu ihm pilgerten und Arlt gleich Graefe eine wirklich internationale Praxis hatte.

Trotz aller äusseren Erfolge, trotz der ihn jetzt umgebenden Wohlhabenheit, war Arlt äusserlich und innerlich seiner alten Einfachheit treu geblieben. Äusserlich so sehr, dass, wer ihn nicht kannte, ihm nicht den Hofrath angesehen hätte. Gegen andere, besonders gegen Bedürftige, freigebig, war er für sich selbst sparsam und vermied jeden Aufwand; fast schien es, als ob er es für pietätlos halten würde, sich von den einfachen Lebensverhältnissen des väterlichen Hauses zu sehr zu entfernen.

Zu seinem einfachen Äusseren kam auch eine grosse Bescheidenheit im Auftreten. Eine zu grosse, möchte ich sagen, denn er hat dadurch Vieles in Bezug auf seine Klinik, auf seine öffentliche Stellung u. s. w. nicht erreicht, worauf er gutes Recht gehabt hätte und was er bei energischem Eintreten für dasselbe leicht erlangt hätte; dadurch aber fühlte er sich oft zurückgesetzt und gekränkt, da er sich seines inneren Werthes wohl bewusst war und glaubte, derselbe würde von anderen nicht erkannt, während es doch hauptsächlich an einer genügenden Geltendmachung seinerseits fehlte. Seine Bescheidenheit war aber nicht bloss eine äusserliche, die man dann richtiger als Schüchternheit bezeichnen müsste, sondern auch eine innerliche, sich selbst gegenüber. Der Mann, mit dem das Schicksal im Anfange seines Lebenslaufes so hart umgegangen war und der mit Recht sich hätte rühmen können, dass er Alles nur durch sich selbst geworden sei, kommt in seiner Selbstbiographie*) immer wieder darauf zurück, wie viel er dem Glücke

*) „Meine Erlebnisse". Wiesbaden, I. F. Bergmann, 1887.

verdanke. Da er in seiner strengen Logik seine Berufung nach Leipzig, nach Prag oder nach Wien nicht als die unmittelbare Folge seines Nachdenkens oder Forschens über wissenschaftliche Fragen zu erkennen vermochte, hielt er diese Berufungen für Glück, durch Zusammentreffen günstiger äusserer Umstände und ohne eigenes Verdienst herbeigeführt. Arlt erinnert in dieser Beziehung an Helmholtz, der an verschiedenen Stellen sich äussert, gerade seine wichtigsten Entdeckungen, wie z. B. der Augenspiegel, seien theils Glück, theils nur die Arbeit eines geschulten Arbeiters gewesen; wenn man einen anderen geschulten Physiker vor das Problem hingestellt hätte, würde er es mit dem gleichen Erfolge gelöst haben. In ähnlicher Weise mochte sich Arlt innerlich gesagt haben: wenn irgend ein Anderer an meiner Stelle die Thatsachen sorgfältig beobachtet und daraus die richtigen Schlüsse gezogen hätte, würde er zu denselben Resultaten gekommen sein, und vergass dabei, dass eben nur wenige Menschen dazu befähigt sind, so sorgfältig zu beobachten und so richtig daraus Schlüsse zu ziehen. Seine Bescheidenheit entsprang seiner Wahrheitsliebe, welche ihn abhielt, mehr aus sich zu machen, als ihm sein inneres Gefühl sagte. Wahrheit war sein oberster Grundsatz, und ein berühmter College schrieb von ihm: „Das einfach Wahre im Denken und Handeln ist immer etwas Schönes, Grosses, etwas Imponirendes in dem künstlichen Bau unserer modernen Gesellschaft.“

Das Schicksal hat hart auf Arlt losgehämmert, aber es vermochte nicht, sein gutes Herz hart zu schmieden, wie es so oft bei Anderen das Gemüth auf Kosten des Verstandes zurückdrängt und verhärtet. Arlt blieb sein Leben lang ein Mensch von weichem Gemüth und dies äusserte sich besonders den Kranken und Hilfsbedürftigen gegenüber. Er hatte mit jedem Kranken inniges Mitgefühl und bei ihm kam — im Gegensatz zu manchem berühmten Gelehrten — das wissenschaftliche Interesse an einem Krankheitsfalle immer erst nach dem rein menschlichen an dem Kranken selbst. Das fühlten die Kranken instinktiv und darin lag wohl auch, nebst seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, der Grund seines grossen Erfolges in der Praxis. Arlt hätte einen vortrefflichen praktischen Arzt abgegeben, auch wenn er wissenschaftlich weniger befähigt gewesen wäre. Besonders aber lagen ihm die Kranken am Herzen, wenn sie gleichzeitig dürftig waren, und die armen Patienten in der Klinik wurden von ihm oft mit liebevollerer Hingebung und Geduld behandelt als die reichen Patienten seiner Privatpraxis, gegen welche er zuweilen, wenn sie seine Geduld auf eine zu harte Probe stellten, auch ein wenig grob sein konnte. Armen Patienten gegenüber hatte auch der für sich selbst sparsame Mann immer eine offene Hand. In der Vorrede zu seiner Selbstbiographie sagte er, er habe als seine Pflicht gefühlt, der Menschheit im Ganzen zu vergelten, was sie ihm erwiesen. Er that es mit Rath und That, den Kranken gegenüber als ärztlicher Helfer, den Bedürftigen gegenüber durch materielle Unterstützung.

Arlt's mittheilende Natur äusserte sich aber nicht bloss darin. Im Allgemeinen wortkarg, wurde er doch nie müde, seine wissenschaftlichen Erfahrungen durch Mittheilung auf Andere zu übertragen. Er war ein hingebungsvoller Lehrer, dem seine Schüler desshalb auch treu anhingen. Mit unerschöpflicher Geduld erklärte er den Anfängern immer wieder dasselbe, bis sie es endlich verstanden, und oft wurde von Arlt gesagt, er würde einen vortrefflichen Schulmeister abgegeben haben; mit noch grösserer Freude besprach er nach der Vorlesung mit den Vorgeschrittenen unter seinen Schülern und mit seinen Assistenten schwierigere Punkte. Er war stolz auf seine Schüler, und deren Erfolge freuten ihn fast mehr als die seinigen, die er in seiner gewohnten Bescheidenheit unterschätzte. Nicht selten sagte er zu einem seiner Assistenten, nachdem er demselben etwas ausein-

andergesetzt hatte: „Aber wozu sage ich Ihnen das, Sie wissen das ja besser als ich“, und diess war von seiner Seite wirklich aufrichtig gemeint.

Die heutige Versammlung zählt manche Schüler Arlt's; sie werden sich gleich mir glücklich schätzen, dem geliebten Meister in der Form pietätvoller Erinnerung nur einen geringen Dank abzustatten für die reiche Gabe wissenschaftlicher Erkenntniss, welche sie seiner Zeit von ihm empfangen haben. Sein Denkmal ist schlicht und einfach, wie er selbst im Leben war; man hätte als Wahlspruch unter dasselbe setzen können: „Durch Nacht zum Licht“, denn so wie er selbst durch die Nacht der Noth zur lichten Höhe wissenschaftlichen Ruhmes empor gestiegen ist, hat er Tausenden mit geschickten Händen das Licht des Tages wieder gegeben. Im Namen dieser und vor Allem im Namen aller Schüler Arlt's erlaube ich mir, Herrn Bitterlich zu danken, dem Künstler, welcher die Züge des verehrten Meisters so formvollendet und durchgeistigt und doch so lebenswahr in Erz wiedergegeben hat.

Rochus Freiherr von Liliencron.

(Zu seinem 75. Geburtstage, den 8. Dezember 1895.)

Ein Lebensbild von **ALFRED BIESE.***)

Die schwerste Kunst ist die Kunst zu leben. Bedeutet doch dies für den ideal veranlagten Menschen, sein Leben harmonisch nach innen und aussen auszuleben, sein Leben zu gestalten, wie es in der Anlage begründet ist, zu erfüllen, was das Pindarische Wort „Werde, der Du bist!“ fordert. Wohl dem Menschen, der erreicht, wozu er bestimmt ist, dessen Sein und Sollen in Harmonie steht! Denn was ist Glück anderes als Harmonie? Wie die leibliche Gesundheit auf dem Gleichgewicht der physischen Organe beruht, so das Glück auf dem Gleichgewicht der seelischen und geistigen Kräfte, des Empfindens und Denkens, aber auch des Wollens und — des Vollbringens.

Dass auch in dieser Hinsicht, nicht bloss in sozialer, das moderne Leben schwieriger geworden ist, kann niemand leugnen. Jene Ruhe, die zur Bildung echter Empfindung, zur inneren Reife des Charakters, also auch zur harmonischen

*) Eine Zuschrift Liliencrons an den Herausgeber dieser Blätter sei dem uns von Herrn Dr. Biese gütigst gestatteten Abdruck seines Aufsatzes vorausgesandt:

Schleswig 12. 12. 95.

Herzlichen Dank für Ihren freundlichen Glückwunsch, verehrtester Herr! Nach ernster Erkrankung im Sommer habe ich mich Gottlob so erholt, dass ich das neue Lebensjahr frisch und froh antreten durfte. So ist mir vielleicht das Z der Biographie noch zu erleben beschieden. -- Die Feder zu biographischen Aufzeichnungen selbst anzusetzen habe ich mich bisher nicht entschliessen können. Einem betreffenden Wunsch bin ich soweit entgegengekommen, dass ich Dr. Biese hier in freier Erzählung einmal über meinen Lebensgang ausführlicher berichtete. Er hat das Wesentliche daraus in hübscher Weise zu einem Gruss zum Geburtstag gefasst, den am 8ten der „Hamb. Correspondent“ in seiner litterarischen Beilage brachte. Ich habe mir Exemplare bestellt und werde, wenn ich sie erhalte, Ihnen eines senden. Die Erfahrungen der Allg. Deutsch. Biogr. zu besprechen ist für mich selbst doch noch zu früh und wird es eigentlich immer bleiben.

Mit bestem Gruss

Ihr ergebenster

R. Liliencron.

Selbsterhaltung so wichtig ist, geht unserer Zeit beinahe verloren. Die Unrast, das Jagen und Hasten nach Erwerb und Genuss, erzeugt Unbehagen, Missmuth, Unfrieden. Aber es bleibt alle Zeit wahr, was Goethe sagt: „Die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Ohne sie wird nichts Grosses, nichts Erwärmendes, Begeisterndes, nichts Tüchtiges vollbracht.“

So ist denn auch jenes Leben von 75 Jahren, das ich jetzt schildern will, ein Leben, das, getragen von der Gunst äusserer Verhältnisse, zugleich ein durchgeistigtes, ein von innerer Arbeit an sich selbst, ein von innerer Tüchtigkeit durchdrungenes ist, in dem das Grundelement jene innere Heiterkeit des Herzens ist, die das Dasein durchsonnt, alle Gegensätze versöhnt, alle Zweifel überwindet. Was Moltke einmal sagt: „Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens“: darauf beruht auch der Zauber jener Persönlichkeit, deren äussere Lebensgänge und wissenschaftliches Wirken ich hier darstellen will; ein Leben, reich nach aussen und innen, an wissenschaftlichen Erfolgen und an äusseren Ehren und Würden, wie sie die Grossen dieser Erde spenden, aber auch, und vor allem, an häuslichem Glück, an Familienharmonie.

Aber so bewunderswerth, vielleicht für viele zu beneiden dies Leben ist, so mag doch auch ihm die Tragik nicht fehlen. Wer weiss, ob nicht auch dieser edle und reiche Geist im Innersten seiner Seele sich gesteht: Was Du erstrebtest, hast Du nie erreicht, wo Du stehen wolltest, um Dein Bestes geben zu können, um ganz Du selbst zu sein, hast Du nie gestanden. Denn wer will bei solcher Vielseitigkeit, bei so mannigfachem Talent für die Wissenschaft, wie für die Praxis, für Theater und Musik, für Diplomatie usw. sagen, wo das Schwergewicht liegt, wo vielleicht das Höchste erreicht wäre? Was aber immer das Höchste und Erstrebenswertheste bleibt, das ist in diesem Leben erreicht worden, es ist die in sich feste und doch heitere Weltanschauung, die ohne Bitterkeit, ohne Hass die Zusammenhänge der Dinge um das Thun und Treiben der Menschen beurtheilt, und zwar gegründet in echter Selbstbescheidung und Demuth.

Liliencron ist eine universelle Natur, d. h. nicht nur, dass er offenen Sinn für alles, was schön und gut ist, besitzt, dass er nichts Menschliches sich fremd erachtet, dass er für Natur und Kunst und Menschenwelt ein warmes Herz und ein klares Verständniss sich erworben hat, sondern er ist Theologe und Germanist, Jurist und Diplomat, Musikhistoriker und Musiker, Essayist und Novellist in einer Person; und wer weiss, ob er, der nun ein weltliches Prälatenamt bekleidet, nachdem er Universitätsprofessor und Kabinettsrath, Bibliothekar und Intendant einer Hofkapelle usw. gewesen ist und wichtige politische Missionen erfüllt hat, nicht eigentlich zum Theaterintendanten oder Botschafter geschaffen war?

Rochus, Wilhelm, Traugott, Heinrich, Ferdinand von Liliencron wurde am 8. Dezember 1820 in Plön, dem malerisch am Plöner See gelegenen holsteinischen Städtchen, geboren. Doch empfing der Knabe nicht dort die ersten nachhaltigen Kindheitseindrücke, sondern seine Eltern zogen unmittelbar nach seiner Geburt nach Dollrott, einem adligen Gute bei Kappeln an der Schlei. Sein Vater war früher Militär-, seit dem Freiheitskriege von 1815 inactiv, Kriegskommissär, und starb 1846 als General-Kriegskommissär in Kiel. Vom Vater erbte der Sohn den immer heiteren Sinn. Seine Mutter war eine Enkelin des französischen Marschalls Grafen Luckner, der 1794 in Paris guillotinirt wurde; er war der Nationalität nach Bayer und kaufte im siebenjährigen Kriege in der Provinz Schleswig-Holstein mehrere grosse Güter. Plön blieb als Sitz der Grossmutter auf Jahrzehnte hin der Mittelpunkt der weitverzweigten Luckner'schen Familie, und dort empfing der Knabe nicht nur viele gesellschaftliche fröhliche Anregung, sondern es prägte sich

ihm auch der Sinn für die Geschlossenheit einer grossen Familie ein. Die tiefsten erzieherischen Einflüsse gewann er von der Mutter. Sie war eine ebenfalls stets heitere, fromme, gemüthvolle Frau, eine begeisterte Verehrerin und Freundin von Klaus Harms.

Die Eltern zogen 1830 nach Preetz; der Knabe ward bis zu seiner Confirmation von zwei sich folgenden Hauslehrern, einem Seminaristen und Theologen, die beide gleich tüchtige Pädagogen waren, unterrichtet. 1836 ward er von Klaus Harms eingesegnet und dann in die Secunda in Plön aufgenommen. Es war eine frohe Jugendzeit, die er dort, umgeben von einer lieblichen See- und Waldlandschaft und in harmlos fröhlicher Gesellschaft von Verwandten und Freunden, verbrachte. Das Plöner Gymnasium war ganz altmodisch. Eine ebenso bedeutende wie originelle Persönlichkeit war der nachmalige Schulrath Trede. War er auch kein grosser Grammatikus, so doch ein tüchtiger Pädagoge und vor allem besass er die Gabe, den Sinn für das Ideale in seinen Schülern zu wecken. So übertraf denn auch der junge Liliencron, als er nach Absolvirung des Plöner Gymnasiums noch auf ein Jahr auf das Lübecker übersiedelte, wo Männer wie Jacob und Classen wirkten, seine Mitschüler dort an Lust und Freude an den Gegenständen und an leichterem und rascherem Verständniss der Schriftsteller wie Plato, Aeschylos und Sophokles, während er in den fremden Dingen zurückstand. Es war mehr Stimmung, durch die Mutter und Klaus Harms geweckt, als wirkliche Geistesrichtung, die in dem jungen Liliencron den Plan zeitigte, Theologie zu studiren. Schon in Plön hatte die grosse Schwärmerei für Jean Paul, insbesondere die Skizze „Das Glück eines schwedischen Pfarrers“ für jenen Entschluss das Gemüth beeinflusst. Da es aber nur eine Herzenswallung war, verflog sie auch bald wieder. So ernsthaft er auch Ostern 1840 in Kiel seine theologischen Studien begann und Hebräisch bei Olshausen trieb, so entwickelte sich doch sehr bald die philologische Neigung seiner Natur. Schon damals knüpften sich die Bande eines persönlich freundschaftlichen Verhältnisses zwischen seinem hochverehrten Lehrer Droysen und ihm, das später zur herzlichsten Freundschaft führen sollte. Ostern 1841 ging L. nach Berlin. Hier wandte er sich von der Theologie zur Philologie und studirte eifrig Sanskrit, aber bald ward es ihm doch bedenklich, ob er auf diesem Wege ein ihn befriedigendes Ziel erreichen möchte, und so ging er dem ursprünglichen Wunsche seines Vaters gemäss zur Jurisprudenz über, der er sich nun zwei Jahre lang widmete. Die mannigfachsten Anregungen wurden ihm in Berlin zu Theil. Das Haus der Grimms, Mendelssohns, Hensels u. a. ward ihm durch Droysen erschlossen, und wie er von früh auf Musik getrieben, hierin auch in Lübeck schon durch das bewunderte Spiel Dreyschock's und Clara Wieck's wie durch das Anhören des grossen ersten norddeutschen Musikfestes auf höhere Ziele gerichtet ward, so liess er sich in Berlin von Theodor Kullack ausbilden.

Das Theater zog ihn unwiderstehlich in seinen Bann, und dies Interesse wurde noch besonders belebt durch den intimen Verkehr im Crelinger'schen Hause, wo der frische, fröhliche, für alle schönen und reinen Eindrücke warm empfängliche Student eine Fülle von Anregung und viele angenehme Stunden genoss. Alles dies aber wirkte dazu mit, ihm die Jurisprudenz, insbesondere den Staatsdienst, als wenig verlockend erscheinen zu lassen. Doch den Entschluss, ihr Valet zu sagen, reiften vor allem politische Gesichtspunkte, nämlich der Gegensatz zwischen der dänischen Regierung und Schleswig-Holstein. Für einen aufrichtig deutschen Patrioten waren die Conflicte augenscheinlich und ihre peinliche Wirkung stand L. in der Lage seines ältesten Bruders vor Augen, der damals Mitglied der obersten deutschen Behörde in Kopenhagen war.

Es war naturgemäss, dass der Umgang mit den Gebrüdern Grimm die Liebe

zur Philologie neu belebte; und so begann L. Germanistik zu studiren, und zwar begab er sich nach Kiel, wohin seine Eltern zogen, in Müllenhoff's Schule: die Frucht dieser Studien ist die im Sommer 1846 zur Doctor-Promotion führende Arbeit „Ueber Neidhart's höfische Dorfpoesie“, die nicht nur damals als sehr gediegen und werthvoll — z. B. von maassgebendster Seite, von Moriz Haupt — anerkannt und auch in dessen „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ (Leipzig 1848. VI p. 64—117) abgedruckt wurde, sondern auch heute noch als Grundlage aller weiteren Forschungen über Neidhart gilt.

L. hatte aber in erster Linie die Absicht, aus dem reichen Gebiete der Germanistik sich das Specialfach des Altnordischen und Isländischen auszuwählen: daher begab er sich nach Kopenhagen, wo er bis zum Herbst 1847 sich diesen Studien widmete. Auf der Philologenversammlung dieses Jahres traf er nebst Grimms, Lachmann, Haupt, auch mit Dahlmann zusammen, mit dem die Familie schon seit der Kieler Zeit freundschaftliche Beziehungen gepflogen hatte. Dahlmann rieth, nach Bonn zu gehen, da Simrock nicht geneigt sei, eine Professur zu übernehmen, und das Fach fast unvertreten war. So habilitirte sich denn L. in Bonn, hielt seine Probevorlesung, aber ehe er zum Lesen selbst kam, brach 1848 der schleswig-holsteinische Krieg aus, und die lebhaft empfundene Pflicht, seine Kräfte dem geliebten Vaterlande zur Verfügung zu stellen, trieb L. gen Norden. Er trat zunächst in ein Freicorps ein, und nur ein glücklicher Zufall schützte ihn davor, mit diesem Corps bei Bau gefangen zu werden. Bald darauf ward er Secretär in den auswärtigen Angelegenheiten bei dem späteren Statthalter Grafen Reventlow. So arbeitete er in Rendsburg und Schleswig bis zum Ende 1848. Sodann ward er von der provisorischen Regierung als officiöser Bevollmächtigter nach Berlin geschickt, wo er theils allein, theils in Verbindung mit Harboe, Moltke, und besonders mit Samwer die Herzogthümer vertrat, bis zum Friedensschlusse von 1850. Nach Kiel zurückgekehrt, trat L. die ihm inzwischen übertragene Professur für nordische Sprachen an.

In schweren Herzensconflict gerieth der junge Mann durch seine Verbindung mit einer Dänin, der ebenso klugen wie schönen und durch wahren Herzensadel ausgezeichneten Louise Tutein, mit der er sich schon im Sommer 1847 verlobt hatte. Die Ehe, die 1851 geschlossen wurde, hat der Zeiten Stürme siegreich zu überwinden vermocht, so schwere Seelennoth auch die Kriegsjahre dem jungen Paare bringen mochten. —

Die Kieler, ohnehin wenig erspriessliche Lehrthätigkeit fand bald ihr Ende, weil die dänische Regierung, wieder in den Besitz der Herzogthümer gelangt, ihn auf seinem Posten nicht anerkannte. — Wie so viele edle Söhne seiner Heimath musste auch er seinen Blick in die Ferne richten, um anderswo in deutschen Landen eine Stätte des Wirkens zu suchen. Eine Professur in München stand in Aussicht, ebenso in Jena, wo er schon den trefflichen Curator Seebeck persönlich kannte, und wo der germanistische Lehrstuhl durch Rückert's Uebersiedelung nach Breslau frei geworden war. Im Jahre 1852 ging L. nach Jena. Dort fand er seinen Freund Droysen und lebte in regem geistigen Austausch mit Seebeck, Droysen, Göttling, Leist, Danz, Hase u. a. Während er früher in Kiel die altnordischen Sprachen besonders getrieben hatte, musste er nun den ganzen Kreis der germanistischen Collegien lesen. Die Aufgabe war gross und angesichts einer nur geringen Zuhörerschaft wenig erspriesslich. Die altnordischen Studien hatten nur zu einer einzelnen Arbeit, der mit Müllenhoff gemeinsam herausgegebenen „über die Runen“ geführt. In Jena beschäftigte er sich in einer grösseren Arbeit mit der Frage über die Handschriften des Nibelungenliedes. Eine andere, dieser Zeit angehörende Arbeit waren die mit W. Stade gemeinsam herausgegebenen 20 Lieder

und Sprüche aus der Zeit des Minnesanges. Der berühmte Jenenser Liedercodex vom Anfang des 14. Jahrhunderts war zwar bei v. d. Hagen abgedruckt, für die Melodien aber der richtige Schlüssel nicht gefunden. Es galt zunächst zu zeigen, dass sie bei richtiger musikalischer Behandlung noch heute überraschend anmuthig seien. Stade componirte sie in moderner Vierstimmigkeit, L. übersetzte die Texte und schrieb die orientirende Einleitung. Ein eindringendes Verständniss dieser alten Melodien war bei dem damaligen Stande der Musikforschung überhaupt noch nicht möglich. Erst ganz neuerdings hat L. selbst in einem Aufsatze „Aus dem Grenzgebiete der Literatur und der Musik, II." („Ztschr. f. vergl. Lit.-Gesch.", herausgegeben von Max Koch, N. F., VII., S. 52—63) einen neuen Aufschluss über den Charakter dieser Melodien gegeben, in denen er nachweist, dass sie nicht nach dem Gesetz der Mensuralmusik, wie bisher geschehen, zu beurtheilen sind, sondern zeigen, welche Gestalt der Gregorianische Gesang in der weltlichen Kunstmusik angenommen hat. Die alte Stade'sche Rhythmisirung widerspricht übrigens einem solchen Charakter der Melodien nicht. Sodann war L. ersucht worden, für den Thüringischen Geschichtsverein die Bearbeitung der Chronik des Rothe (aus dem 15. Jahrhundert) zu übernehmen. Es handelte sich um weitläufige Handschriften- und Quellenuntersuchungen. Die Ausgabe erschien 1859.

Da die Thätigkeit in Jena L. nicht befriedigte, siedelte er 1855 im Mai nach Meiningen über, wo er als Kabinettsrath in die Dienste des Herzogs trat. Sein Haus, das er sich in Jena gekauft hatte, übernahm später die Grossherzogin, um es der Universität zu schenken und zum chemischen Laboratorium umbauen zu lassen. Die Stellung in Meiningen war eine überaus angenehme. Durch seine frühere politische Thätigkeit hatte sich in L. eine nicht geringe Neigung zum praktischen Wirken ausgebildet, und so sagte ihm die Thätigkeit in Meiningen, die eine recht mannigfaltige war, ausserordentlich zu. Im Sommer war er meist für längere Zeit mit dem Herzog, theils auf dem Altenstein bei Liebenstein, theils auf Reisen. Auch sonst ward er oft für politische Missionen allerlei Art an Höfe und Regierungen verwandt.

Schon im Jahre 1857 machte L. in Begleitung des Erbprinzen eine viermonatliche Reise nach Paris, London und dem Haag. Der Aufenthalt in Paris galt hauptsächlich den Kunstschätzen und dem Theater; in London und dem Haag wurden auch die Höfe besucht. In Windsor war gerade in jenen Tagen der Kronprinz von Preussen, um die Princess Royal zu besuchen. Beide hohen Herrschaften haben L. von der Zeit ab eine sehr gnädige und später vertrauensvolle Gesinnung bewahrt. In anderer Weise vergnüglich war eine Reise, die L. mit Ludwig Bechstein in Begleitung des alten Herzogs durch die deutsche Schweiz unternahm.

Dienstliche Reisen brachte besonders das Jahr 1863, von denen jede in ihrer Art interessant war: nach München nach dem Tode König Otto's, wo L. den jungen König in seinen ersten Tagen sah und sprach, der einen idealen, begeisternden Eindruck machte. Später, im April-Mai, begleitete L. den Herzog zu einem zehntägigen Aufenthalt an den Wiener Hof. Bundesreformpläne bildeten den Hintergrund, mit denen der Herzog sich lebhaft beschäftigte. Schon damals ward dieser von der Absicht des Frankfurter Fürstencongresses in Kenntniss gesetzt, und zu diesem begleitete L. dann auch den Herzog. Nachdem noch im selben Jahre der König von Dänemark gestorben war, begab L. sich mit Genehmigung des Herzogs nach Gotha zum Herzog Friedrich auf einige Wochen, unter den Anfängen des Schleswig-Holsteinischen Krieges.

Besonders interessant aber war eine Reise im Jahre 1860. In Baden-Baden fand die vielbesprochene Zusammenkunft zwischen Napoleon und dem Prinzregenten

von Preussen und anderen deutschen Fürsten statt. Die oben erwähnten Bundesreformpläne gaben dem Herzog von Meiningen den Anlass, L. mit einem Mémoire an die dortigen Fürsten zu senden, wobei allerdings der Wunsch mitwirkte, über den Verlauf der Badener Besprechungen, auf die man mit Spannung hinblickte, Auskunft zu erhalten. L. hatte daher dort das grosse Vergnügen, von Tag zu Tage über den Gang der Dinge von keinem Geringeren als dem Prinzregenten selbst orientirt zu werden zur Mittheilung an den Herzog.

Der Herzog Bernhard Erich Freund war ein Herr von sehr energischem Charakter und von hervorragenden geistigen Gaben, daher auch voll Interesse nach allen Seiten. Neben ihm stand der Erbprinz, der jetzige Herzog, der seiner vorwiegenden Neigung für die bildende und dramatische Kunst und Musik schon damals nachging, sodass das Leben des kleinen Hofes mit vielen bedeutenden Männern, unter denen Generalsuperintendent Ackermann hervorragte, nicht nur gesellig, sondern auch künstlerisch und wissenschaftlich reich belebt war. Ganz besonders ward von beiden Herren die Musik geliebt und gepflegt. Und so ward der Geheime Kabinettsrath v. L. auch Intendant der Hofkapelle und stand in naher geschäftlicher Beziehung somit auch zum Theater. Auch die herzogliche Bibliothek ward L. übertragen, als Bechstein kränklich geworden war und bald darauf starb. Neben allen diesen Dingen fand doch der rege, vielgewandte Geist noch Musse für wissenschaftliche Arbeiten.

Im Jahre 1858 war in München die sogenannte Historische Commission unter Vorsitz von Ranke durch König Max gegründet worden und hatte beim Entwurf der verschiedenen Pläne eine Sammlung der historischen deutschen Volkslieder des Mittelalters unter dem Gesichtspunkte der Bedeutung als Geschichtsquellen beschlossen. Der ehrenvolle Auftrag dieser überaus schwierigen und umfangreichen Arbeit richtete sich auf L., der sich schon früher in einer gemeinsam mit Droysen gemachten kleinen Arbeit über die historischen Beziehungen einiger Volkslieder vertraut mit dieser Materie gezeigt hatte. Schon im Herbst 1859 legte L. den Plan der Arbeit der Historischen Commission vor.

Wolff, Soltau, Hildebrand hatten ähnliche Sammlungen gemacht. Nun galt es, zunächst Vollständigkeit anzustreben, sodann die Dichtungen als solche in reinlichem Gewande herauszugeben — worüber L. noch persönlich mit Uhland verhandelte —, sodann jeder Dichtung in einer Einleitung den historischen Hintergrund zu geben. Zum Zwecke der Sammlung hat L. alle bedeutenden Bibliotheken Süd- und Mitteldeutschlands und der Schweiz bereist. In die norddeutschen sandte er den jungen Reinhold Bechstein. So ist es denn geglückt, eine doch immerhin so vollständige Sammlung von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Schlusse der Religionskriege des 16. zu erzielen, dass, was seitdem an Neuem gefunden ist, keine grosse Zahl ausmacht.

Von besonderem Interesse für L. waren die durch seine Jagd auf Volkslieder veranlassten Anknüpfungen mit Gelehrten, besonders mit den Schweizern, so mit Georg v. Wyss in Zürich, Pater Gall Morell in Einsiedeln etc. Die Sammlung der 5 Bände sind gedruckt von 1865—69. Sie enthalten 623 Dichtungen, die theils einzeln, theils in Gruppen historisch erläutert und mit den nöthigen kritischen Untersuchungen versehen sind. Es handelt sich dabei nicht etwa um erzählende Dichtungen, sondern um Lieder und Dichtungen, die innerhalb der Ereignisse selbst gewissermaassen als ein Theil ihres Verlaufes entstanden und verbreitet wurden, um für diese oder jene Partei Stimmung zu machen; die einen im Gesang, bald auf schöne neue, bald auf beliebte alte Melodien gesetzt, zu rascherer Verbreitung, die anderen in Form von Gedichten zum Lesen. Seit der Zeit des Drucks erschienen beide Arten auf fliegenden Blättern. Man kann sagen, dass diese

Dichtungen in ganz populärer Weise für jene ältere Zeit das Geschäft der Zeitungspolemik besorgten. Die ältesten Dichtungen dieser Art begegnen uns um die Mitte des 13. Jahrhunderts, und sie erreichten einen gewissen Höhepunkt in Ton und Form im 16. Jahrhundert unter den Stürmen der grossen Kriege. Dann erlahmt die Dichtung fast vollständig, bis sie sich im 17. Jahrhundert in neuen Formen, im Ganzen aber viel weniger lebensvoll, wieder erhebt. Es war daher von Anfang an, nachdem dies Verhältniss erkannt war, beschlossen, die Sammlung nur bis zum Jahre 1554 fortzuführen. Für den 30 jährigen Krieg hatten andere schon gesorgt.

Diese ausserordentlich bedeutsame Arbeit führte L. zu musikalischen Studien wichtigster Art. In den vier ersten Bänden war keine Rücksicht auf die Melodien, die bisher ja unbekannt waren, genommen worden. Nun galt es zu suchen. So ward L. auf die vierstimmigen Liedersammlungen des 16. Jahrhunderts geführt. An 70 Melodien wurden gefunden, die der fünfte Band brachte. Hier liegen die Keime zu L.'s späteren musikalisch-liturgischen Arbeiten. Die Beendigung des Werks trug L. die Ernennung zum ordentlichen auswärtigen Mitgliede der bayerischen Akademie ein.

Inzwischen hatte sich L.'s äusseres Lebensschicksal vollständig verändert. Über Meiningen war der Krieg von 1866 hingegangen; die Kämpfe von Fulda bis Kissingen erlebten die L.'s dort in nächster Nähe; der alte Herzog hatte die Regierung seinem Sohne abtreten müssen, und das ergab eine Veränderung der Dinge, die L.'s amtlicher Stellung jeden Inhalt nahm. Schon früher hatte L., mit Genehmigung des Herzogs, an eine Veränderung seines Wirkungskreises gedacht; nun brach er wirklich auf, im Herbst 1867, um zunächst, einem lange gehegten Plane gemäss, einen Winter bei den Schwiegereltern in Kopenhagen zu verbringen. Als sich auch im Frühjahr 1868 noch nichs Greifbares für eine neue Thätigkeit ergeben hatte, zog L. nach Hasserode, um in der schönen Wernigeroder Bibliothek die Arbeiten zum Abschluss der historischen Volkslieder zu bewerkstelligen. Im Spätherbst ging er nach Braunschweig.

Hierhin brachte ihm eines Tages Ranke selbst die Nachricht, dass die Historische Commission auf seinen (Ranke's) und Döllinger's Vorschlag den Plan einer allgemeinen deutschen Biographie gefasst und die Leitung der Sache L. übertragen habe. Im Herbst 1869 billigte die Historische Kommission den von L. ausführlich entworfenen Grundriss des gewaltigen Unternehmens, und L. siedelte selbst nach München über, um in grösserem Centrum zu leben und die reichen Bibliotheken zu benutzen. Die Vorarbeiten dauerten bis zum Jahre 1874. L. ward nach W. Wackernagel's Tode, der als Jacob Grimm's Nachfolger das germanistische Mitglied der Kommission gewesen war, an Stelle desselben gewählt und vom Könige ernannt.

Das Münchener Leben verstrich in der angenehmsten Weise, im Verkehr mit den trefflichsten und bedeutendsten Männern und eng befreundeten Familien, wie Giesebrecht's, Riehl's, Kaulbach's, Heyse's, Liebig's, Carriere's, Siebold's u. a. Der Sommer ward meistens in schönen Gebirgsthälern verbracht; da entstand in bester Laune u. a. die köstliche Novelle „Wie man in Amwald Musik macht", die aus dem ernsten Bestreben, den Musikunfug unserer Zeit zu geisseln, durch die fein gezeichneten Charaktere, die ergötzlichen Situationen und klugen, fröhlichen Einfälle zu einer ganz charmanten Humoreske herauswuchs. Sie von L. selbst lesen zu hören, ist ein unvergesslicher Genuss.

Im Jahre 1874 konnte der Druck der Allg. Deutsch. Biographie seinen Anfang nehmen. Die ursprüngliche Veranschlagung auf 20 000 Namen erwies sich später als ungefähr richtig; aus den geplanten 20 Bänden werden aber wohl reichlich 40 werden, da es sich als eine Unmöglichkeit erwies, die Mitarbeiter an die eng

gezogenen Schranken zu binden. Gedruckt sind seit 1875 38 Bände. Beim Beginn der Ausarbeitung der einzelnen Biographien zeigte sich die Nothwendigkeit eines zweiten Redakteurs. Dieser ward in Geheimrath Prof. von Wegele in Würzburg gefunden, L.'s Kollegen in der Historischen Kommission, mit dem er schon seit der Jenenser Zeit befreundet war. Der Mitarbeiter, die L. sich auf mancherlei Reisen suchte, dürften bis heute an 1000 sein. Das Werk hat inzwischen an verschiedenen Orten, in Belgien, England, Dänemark Nachahmung gefunden.

Nachdem das Ganze durch Entwurf der Namensverzeichnisse vorbereitet war, konnte L. München verlassen und sich eine andere Stellung sichern.

Diese Gelegenheit bot sich, als an den vier adligen Klöstern Schleswig-Holsteins die Prälatur des Schleswigers durch Tod v. Wedderkop's vakant wurde; der Inhaber muss der Ritterschaft angehören; L. wurde gewählt. Im Spätherbst 1876 siedelte L. mit seiner Familie über. Da ihm das Amt reiche Musse für wissenschaftliche Arbeit liess, blieb selbst neben der Leitung der D. Biographie noch für andere Studien Zeit.

Ein sehr schöner, bei Schloss Gottorp gefundener Runenstein gab den Anlass, noch einmal zu der alten Liebe, der Runenlehre, zurückzukehren; davon giebt beredtestes Zeugniss der treffliche Aufsatz „Die vier Schleswiger Runensteine“ in der „Deutschen Rundschau“ vom April 1893. Auch zu den historischen Volksliedern ward L. zurückgeführt, durch die sogen. Kürschner'sche Nationallitteratur. In dem Bande „Deutsches Leben im Volksliede um 1530“ hat L. die berühmtesten Volkslieder, die nachweislich um das Jahr 1530 im Volke umgingen, nicht schematisch geordnet, sondern lässt sie von dem historischen Untergrunde, dem sie entwachsen sind, in der Weise sich abheben, dass sie sich gegenseitig, durch die Anordnung, beleuchten, wofür die Einleitung den Faden an die Hand giebt. Die alten Melodien wurden, soweit sie sich finden liessen, theils ein-, theils mehrstimmig beigefügt. Auf L.'s Antrag hat Kürschner noch ein anderes Werk in seine Sammlung aufgenommen, nämlich des Ägidius Albertinus wunderliches Buch „Lucifers Höllengejaid“. In einer akademischen Festrede in München hatte L. die Frage behandelt, in welcher Weise seit dem 12. Jahrhundert der Inhalt der Gelehrtenbildung den weiteren Kreisen der höheren und volksthümlichen Bildung übermittelt worden sei; und dies hatte ihn auf Ägidius geführt und in ihm den ersten deutschen populären Schriftsteller in seiner Art erkennen lassen. Ägidius hat noch einmal die ganze Summe der damals lebendigen Gelehrsamkeit in einer langen Reihe von höchst barocken Werken der allgemeinen Bildung zuzutragen gesucht. Das genannte Werk enthält in der Darstellung des Systems der sieben Todsünden die ganze mittelalterliche Psychologie in überaus merkwürdiger Ausführung.

Neben diesen Arbeiten beschäftigte L. in immer steigendem Maasse ein Gegenstand, den er bereits in München fest ins Auge gefasst hatte, in vorbereitenden Studien nämlich die Frage nach einer Reform der musikalisch-liturgischen Zustände unserer evangelischen Kirche. Es ward ihm bald klar, dass die Sache bis dahin wenig gefördert sei, weil man über die ältere Geschichte der Kirche in dieser Hinsicht trotz Schöberlein in hohem Maasse im Dunkel war. Sowohl in Vortragsform und liturgisch-litterarisch behandelte L. diese Frage, wie auch in wissenschaftlicher Form, in dem grundlegenden Buch „Liturgisch-musikalische Geschichte des evangelischen Gottesdienstes von 1523—1700“ (Schleswig, Bergas 1893). Das Buch ist der Kieler theologischen Fakultät als Zeichen des Dankes für den dem Verfasser zu seinem 70. Geburtstag verliehenen Doktor der Theologie gewidmet. Es füllte, wie die Kritik unumwunden aussprach, eine vollständige Lücke aus und legt den Wunsch zur Weiterführung des so wichtigen Gegenstandes nahe.

Die Unabhängigkeit der klösterlichen Stellung bot L. die grosse Annehmlichkeit,

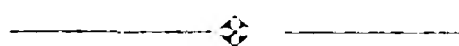
zeitweilig auch auf längere Zeit sich vom Kloster zu entfernen. So verbra
er den Winter, Oktober 1881 bis Mai 1882, in Italien, hauptsächlich in Fl
ebenso Ende Februar bis Mai 1888 in Gardone am Garda-See und in Oberitali
und der Winter 1891/92 sah ihn wiederum in Florenz, Rom, Neapel. Auch w
es L. beschieden, für seine einstige politische Thätigkeit, die damals so unbefriedi
abbrach, den befriedigendsten Abschluss zu finden.

Nachdem die Verlobung des jetzigen Kaisers mit der Prinzess Aug
Viktoria von Schleswig-Holstein beschlossen war, wurde L. von der herzogli
Familie, zu der er seit alter Zeit in nahen Beziehungen gestanden hatte, beru
die formellen Verhandlungen zu führen. Es kam hinzu, dass es der alte Fr
Samwer, damals Gothaischer Minister und Vertrauter des Hauses, war, der
diese ehrenvolle Mission entgegenbrachte. Die versteckte Schwierigkeit der Aufg
lag in den im Hintergrunde verborgenen politischen Verhältnissen. Zu di
Zwecke ging L. Ende 1880 nach Berlin und hatte dann die Ehre, die h
Braut zur Vermählung in die neue Residenz einzuführen. L. wurde beim Absch
der Verhandlungen der Kronenorden 1. Klasse verliehen, die schönste Auszeich
unter den vielen, die ihm zu Theil geworden sind.

Es ist ein an Arbeit und Mühe, an Erfolg und Genuss und Gewinn edel
Art köstlich reiches, nach innen und aussen ungemein bewegtes Leben, auf
der nunmehr 75jährige Freiherr von Liliencron zurückblickt. Wie viele bedeut
und berühmte Männer und Frauen sind an ihm vorübergegangen, mit ihm in
Beziehung getreten! Und nennt man die besten Namen der Gegenwart, so ist
der seine darunter. Und dabei ziert ihn, wie echt christliche Gesinnung o
dogmatische Engherzigkeit, auch eine Bescheidenheit, die nur der natürliche A
fluss eines vornehmen Sinnes und echter Wissenschaftlichkeit ist.

Trotz des weissen Haares, dass seinen Scheitel deckt, steht L. noch in der
geistigen Frische männlicher Kraft da. Viele Aufgaben hat er sich noch geste
manche Fragen harren noch der Lösung. Ein gütiges Geschick hat ihm in
Musse zu selbstgewählter Arbeit verliehen und hat ihn, um das Herz immer ju
zu erhalten, zum Haupte einer grossen, glücklichen Familie berufen. Neben ih
steht in würdevoller Schönheit und geistiger Elastizität die Geliebte seiner Juge
die Gefährtin seiner Wanderungen, die treue Hüterin seines Alters; es umgeben
ihn Kinder und Kindeskinder; der älteste Sohn ist ein Meister auf dem Cello
und lebt ganz der Musik in Dresden; der zweite steht z. Z. als Premierlieutenant
im Kaiserl. 1. Seebataillon zu Kiel; die älteste Tochter ist mit dem Geh. Ober-
regierungsrath im Finanzministerium, Freiherrn von Rheinbaben-Berlin, vermähl
die zweite, von echt liliencronischer geistiger Lebendigkeit, lebt als „Schulfräulein“
noch im elterlichen Hause; die dritte, Baronin von Lerchenfeld, erlitt das schwe
Schicksal, den geliebten Gatten nach kurzer Ehe durch den Tod zu verlieren.
Sie wirkt als Oberin des sogen. „werkthätigen Damenheims“ in Berlin.

Wer in den Kreis dieser edlen Menschen des Liliencron'schen Hau
hineintritt, der wird im Grunde seiner Seele wünschen, dass dies schöne, wahrh
seltene Familienglück erhalten bleibe, dass dem verehrungswürdigen Freiherrn, d
heute auf 75 Jahre eines reichen Lebens zurückblickt, ein sonniger Lebensab
beschieden sei, in dem er noch manche Frucht vom Baume der Erkennt
pflücken möge!



Otto Roquette.

Von
LUDWIG FRÄNKEL.

Von Menschen, denen man, sei's äusserlich sei's innerlich, recht nahe stand, eine intime Wesensschilderung zu unternehmen, soll man sich meistens besser hüten: man möchte ihnen, schwankend zwischen der Gefahr, gegen Schwächen blind zu sein, und dem halb unbewussten Drange, möglichst alle Seiten ganz unmittelbar widerzuspiegeln, leicht zu nahe treten. Zumal im Nekrologe verschwistern sich dem Freunde unwillkürlich panegyrischer Tenor und Mangel an Objektivität. Trotzdem habe ich der Aufforderung zu einem solchen auf Otto Roquette, wie sie noch während der ersten Woche nach dessen Hinscheiden mir seitens der „Biographischen Blätter“ zuging, nicht abgesagt, vielmehr es für Pflicht gehalten, gerade diesem Antrage Folge zu geben. Als vor nun fast anderthalb Jahren diese Heimstatt biographischer Zeugnisse gegründet wurde, da nannte Roquette dem nach jüngeren Kräften seiner Bekanntschaft anfragenden Herausgeber meinen Namen in erster Linie: seltsame Fügung, die Worte zu seinem Andenken sollten mein erster Beitrag sein! Ausserdem meine ich aber das nöthige Maass von Unbefangenheit mitzubringen, wo ich den mir theuern Verblichenen persönlich kennen gelernt habe, als er längst über den Mittag des Lebens hinaus und von mir durch Generationen auch in Anschauungen getrennt war. Seitdem stand ich acht Jahre lang zu ihm im Verhältniss des Jüngeren zum Älteren als Mann wie als Poesiefreund und Litteraturstudirender. Und obwohl infolge widriger Zufälle nur ein einziges Mal, eben damals als die Beziehungen sich knüpften, der Verkehr Auge in Auge geschah, verband uns, darf ich ohne Anmaassung sagen, trotz des grossen Altersunterschiedes innige Freundschaft. Wo nach seinem Tode versucht wurde seine Schicksale zu erzählen, und seine Eigenart zu konterfeien, lagen selten menschliche Eindrücke vor[1]). Aber gerade diese sind bei ihm wichtig, aktive wie passive. Eine tiefere litterarisch-kritische Charakteristik liegt ausserhalb meiner Absicht, meiner derzeitigen Fähigkeit, endlich des Erfordernisses. Denn wer der üblichen Handbücher Gemeinplätze noch nachbetet, nachdem er die richtigen Unterlagen selbst geprüft hat, den können ästhetische Auseinandersetzungen kaum eher überzeugen als den voreiligen Durchschnittsreferenten, wie er den soeben Beigesetzten als den „Frühlingsdichter“, der „eine etwas pedantische Natur“ und „ein Überleber seines

[1]) Höchstens für den Artikel von Dr. Georg Habich in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 25. März (No. 142), S. 9, in gewissem Sinne, und dann in den kurzen Berichten von m. (Dr. Ella Mensch?) aus Darmstadt im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ vom 19. März Abend- und vom 21. März zweites Morgenblatt (über das Begräbniss), wohl auch für den unter „a/D.“ (Alfred Dove) stehenden Nekrolog in der 66. „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ (19. März) S. 7 f. [Unmittelbar nach Abschluss dieses Aufsatzes, am selben Tage, da er in die Druckerei wandert, kommen mir zwei Nachrufe guter Bekannter R.'s zur Hand, von Ludwig Büchner („Otto Roquette“: Die Gegenwart, 49. Band No. 15) und Ludwig Fulda („Zur Erinnerung an Otto Roquette“: Sonntagsbeilage No. 15 zur Vossischen Zeitung 1896). Beide reden nur vom Menschen bezw. vom Menschen im Dichter, und bekräftigen, namentlich Fuldas authentische Personalien, die Richtigkeit der von mir gezogenen Linien fast durchweg. Gegen Büchner's wenig freundliche Auslassungen nahm H. R. Fischer, der im „Mainzer Anzeiger“ vom 19. März 1896 sein Feuilleton „Beim Dichter von Waldmeisters Brautfahrt“ aus der „Vossischen Zeitung“ vom Mai 1894 abgedruckt hatte, scharf Stellung „Mainzer Anzeiger“ vom 14. April].

Ruhmes" gewesen sei, porträtirt hat.[1]) Und weil man denn immer wieder sol… Einseitigkeiten begegnet, ergreife ich heute zum vierten Male das Wort üb… Otto Roquette, wozu ich nie die Gelegenheit vom Zaune brach, weder bei d… durch die Redaktion auf das Äusserliche zusammengestrichenen Thatsachenber… in der (14.) Neuauflage von Brockhaus' Konversationslexikon XIII 987, n… für die Septennar-Gratulation in der „Zeitschrift für den deutschen Unterri… VIII 387—394, noch schliesslich zu dem Erinnerungsblatte in der „Natio… Zeitung" vom 3. April 1896 (49, No. 225). Etliches daraus kehrt hier wied…

Gottfried Kinkel, den „Otto der Schütz" (1843) gross machte, und d… durch „Amaranth" (1849) sofort zum Zenith des Ruhmes emporgeklomme… Oskar von Redwitz, hat Niemand mit dem heutigen psychologischen Betriebe d… Litteraturgeschichte behelligt wie Otto Roquette, den ewig auf „Waldmeist… Brautfahrt" Zurückverwiesenen. Und doch kann sich diese Dichtung als sein litt… rarisches Debut nicht nur neben jenen technisch engverwandten Dichtungen eb… bürtig sehen lassen, sondern sie war in ihrem Erscheinungsjahre 1851 noch m… ein Niederschlag des Zeitgeistes, als die zwei genannten vor beziehentlich wäh… der 48er Revolutionsbewegung. Ausserdem hat Roquette's Muse weit e… schiedener und absichtlicher aus den Kinderschuhen hinausgestrebt, und mag i… da auch der Erfolg vielfach gefehlt haben, so darf sie deshalb ebensowenig … die anfänglichen Schranken verbannt, wie wegen ihrer prägnanten Lenzeswo… getadelt werden, zumal Roquette zeitlebens protestirt hat, in seiner dichteris… Wesenheit an dem Wildling, der ihm Parnass und Publikum eroberte, zu hang… So ist für ihn „die Geschichte des Erstlingswerks", die K. E. Franzos' lehrr… Umfrage 1891 aufs Tapet brachte[2]), eine Leidensgeschichte, und während and… Schriftsteller in dem unverminderten Weiterkaufe der ersten Publikation ein… Trost wider der Kritiker Ketzerspruch finden, hat er oft heimlich es verwünsch… sich in dieser dauernden Gunst der Lesewelt sonnen zu dürfen. Ein unpart… isches Votum muss den Vorrang der späteren Schöpfungen unbedingt einräume… sobald sie nach Gebühr veranschlagt, worauf und wie der Dichter zielte. Voll g… würdigt worden ist, was Roquette gerungen, was er errungen hat, besond… deshalb nicht, weil man die lange Reihe seiner Darbietungen im Zusamme… hange zu betrachten[3]), anderntheils eine Brücke zwischen seinem Leben u… seinem Streben zu schlagen, nicht für nöthig erachtete.

„Waldmeisters Brautfahrt", dies „Rhein-, Wein- und Wandermärchen"[4]) von prächtigster Frische, fesselnder Anmuth in Stimmung und Einkleidung u… nimmermüder Singbereitschaft, war die kecke That, die an der Pforte des ernst… Schriftthums anpochte, wie die Reaktionsepoche seit Ende 1849 unsere Litteratu…

[1]) So F. P(oppenberg) im „Magazin für Litteratur", 65. Jhrg. No. 13, S. 438 f.

[2]) Vgl. Roquette's Antwort: Mein Erstling „Waldmeister's Brautfahrt": Deuts… Dichtung X S. 44.

[3]) Der einzige Versuch dazu ist der Roquette betreffende vierte Abschnitt in d… 5. Kapitel „Poetischer An- und Nachwuchs" bei Robert Prutz, Die deutsche Litteratur d… Gegenwart I (1859), S. 241—258 (bezw. 260), der naturgemäss erst den kleineren, ab… doch bezeichnendsten Theil der Produktion bespricht und zwar mit mancher treffend… Wendung. Ebenso subjektiv, dazu noch phrasenhafter ist die Behandlung bei Gottsch… Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts, in der 6. Auflage III 379—382, (v… 311, IV 837 und 533).

[4]) „Drei entzückende Worte", sagt Rich. Weitbrecht, Geschichte der deutsch… Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart (1880), S. 370, in seiner fragmentarisch… doch wohlwollenden Behandlung Roquette's, indem er damit unbewusst den Kläffern ei… Waffe gegen das Lob „dieses reizenden Märchens" schmiedet.

gemodelt hatte. Ohne Süsslichkeit schwelgte hier ein unpolitisches Gemüth in der Natur, frohlockend ihrer Reize, ohne vagen Symbolismus personifizirt eine naive Phantasie die unschuldigen Freuden des Frühlings am Ufer des herrlichen Stromes, dessen unanfechtbare Deutschheit seit Nikolaus Beckers überpopulärem Singsang von 1840 Allen in Fleisch und Blut übergegangen war. Gern flüchtete man aus der unerquicklichen Wirklichkeit des Alltagsdrucks in diese heitere Idylle, wo es zwar wenig zu denken, um so mehr zu sehen gab. Aufs Anschaulichste war da die schönste Landschaft des uneinigen Vaterlandes geschildert, und so vergass man dessen traurige Zerrissenheit und schwärmte mit den neckischen Geisterchen des Pflanzenreiches unter Humor und Musik. Diese beiden umranken die an sich dürftige Handlung, dass Prinz Waldmeister auf der Fahrt zu seiner Hochzeit mit Prinzess Rebenblüthe von einem vertrockneten Schwarzrock in die Botanisirbüchse gesperrt wird, bis ihn sein Gefolge befreit, um ihn an den Hof des Königs Feuerwein, des Brautvaters, zu Rüdesheim zu führen, wo Gesandschaften aller deutschen Weingegenden zur Feier eingetroffen sind. Das Hochzeitsfest mit den Gratulationen, dazu die Bilder vom Bonner Akademikergelage mit der Trunkenheitsstrafe jenes Pfaffen, der den Waldmeister gefangen hält, sind köstlich ausgeführt, das Ganze geradezu dramatisch belebt, mit dem Chorus der die Kehle zu Trank und Sang wacker brauchenden Studenten, dem wimmelnden Völkchen der Wein- und Kräutergnomen, auch in Episoden, wie der Liebesszene des wilden Jägers mit der Winzermaid. Kein Wunder wahrlich, dass das schmucke Duodezbändchen sich rasch in die Herzen schmeichelte und die strophischen Verse auf flotten Melodien durchs Land schaukelten.[1]) Die achtundsechzig Auflagen schelten die prinzipiellen Widersacher Lügner, indem sie die weite Verbreitung beweisen, die, des Werkchens Kenntniss allgemein voraussetzend, Anekdoten zeugt.[2]) Wie der grösste und wohl

---

[1]) Habich a. a. O. bemerkt: „Im Kreise der sangesfreudigen Jugend unserer Universitäten, auch derer am Neckar und am Rheine ist der helle Sang Roquette's durch den Scheffelschen Bierbass längst übertönt. Das Kommersbuch kennt zwar Namen wie Frieda Schanz, aber den unseres Dichters sucht man vergebens darin. Es mag das zum Theil daran liegen, dass die Lieder Roquette's bei ihrer singbaren Klangschönheit zwar bald Komponisten, und nicht die schlechtesten gefunden haben, die Kompositionen aber mehr auf den Einzelvortrag als auf den Chorgesang berechnet sind.“ Jedoch sah man, wenigstens früher, mehrere Nummern öfters auf Concertprogrammen, und gegen Habich spricht auch das oben sogleich angeführte Leipziger Faktum.

[2]) Ein hübsches Beispiel von Legendenbildung liefern diese: vierzehn Tage nach Roquette's Tode ging durch die Zeitungen eine Miscelle, die nach dem „Münchener Kunst- und Theater-Anzeiger“ No. 2957 (31. März), S. 3 lautet: „Zwei amüsante Geschichten aus dem Leben Otto Roquettes erzählt J. Lehmann, der langjährige Freund des verblichenen Dichters: „Zu Roquettes Obliegenheiten in Darmstadt gehörte die Verwaltung der Bibliothek der Hochschule. Kommt da ein Student, der den Dichter nicht kannte, und fragt, ob „Waldmeisters Brautfahrt“ nicht zu entleihen sei, er habe viel Schönes darüber gehört. Roquette beeilte sich, ihm das Buch zu geben, der Student schlägt es auf, schlägt es aber sofort wieder zu und giebt es zurück. „Das sind ja Verse“, ruft er entrüstet, „Verse les' ich nicht!“, sprach's und schritt stolz von dannen. — Einmal war eine hohe Persönlichkeit in Darmstadt zu Besuch, der auch Roquette vorgestellt wurde. „Der Verfasser der Erzählung: Waldmeisters Brautfahrt“, flüsterte der Adjutant. „Ah, ah“, ruft der Herr und streckt die Rechte dem Dichter entgegen. „Wachtmeisters Brautfahrt, das ist wunderschön. Ich habe auch 'mal so 'nen verrückten Wachtmeister im Regiment gehabt.“ “ Ja, wenn wir nur nicht bei Feodor Wehl, „Zeit und Menschen. Tagebuch-Aufzeichnungen“ I 224 (nicht 214, wie Register) schon 1889 unter dem 14. April 1876 gelesen hätten:

bestgeschulte deutsche Studentengesangverein, der Leipziger „Paulus“, die Krone der Lieder „Noch ist die blühende goldene Zeit“ mit dem jugendlichen Jubelrefrain „Noch sind die Tage der Rosen!“, längst zum Leibliede, den Verfasser zum Ehrenmitgliede erkoren hat, so wahrte sich dieser selbst das ungebrochene Ergötzen an den leichtbeschwingten Weisen und liebte es, in munterem Kreise eine davon mit geübter bis ins Alter Timbre rettender Stimme anzuheben. Einen bunten Strauss wand auch das „Liederbuch“ (1852), „der Jugend“ gewidmet, der der Dichter sich selbst zurechnet und zuruft: „Und kanns dem Lied zu fesseln euch gelingen, mit froher Brust will ich es mit euch singen“. Der flüssige Inhalt dieser „Liederernte“ trat in der „zweiten veränderten und vermehrten Auflage“ (1859) hinter den reiferen der neuen „Gedichte“, wie die Sammlung seitdem hiess, zurück, noch mehr in der dritten ebenfalls „veränderten und vermehrten“ (1880). Die später sich meldende Herbheit der Lebenserfahrungen kam darin zu Tage, auch in den beschaulicheren „Idyllen, Elegieen und Monologen“ (1882), während die Früchte gelegentlicher Wiederkehr der Laune, die jenen glücklichen Wurf ermöglicht, 1876 im „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit“ den Wandel einer Lebens- und Dichterperiode versinnlichen. Da war der heitere Übermuth verflogen, der Dichter war ein anderer geworden, so wie die Zeit und ihre Empfänglichkeit; sechs Auflagen hat dieser Anhang erreicht.[1])

Das ist Roquette's Lyrik, doch wohl das ihm am nächsten liegende Feld, das er auch in höheren Jahren hie und da bepflügt hat. Proben in Franzos' Zeitschrift „Deutscher Dichtung“, der er seit ihrer Gründung 1886 ein treuer Mitarbeiter gewesen ist, bekunden das; aber auch das epische Gebiet, seines Erachtens wohl seine Stärke, überspann er unwillkürlich mit lyrischen Fäden.[2]) Dahin gehören: „Orion. Ein Phantasiestück“ (1851), älter als das vorher veröffentlichte Waldmeister-Poem, eine misslungene Verquickung der eben aufkommenden Auerbach'schen Dorfgeschichte mit der abgethanen Schauerromantik Callot-Hoffmannschen Spuks[3]), trotz der Düsterheit der Geschehnisse lebendig in Landschaftsmalerei und Liedeinschub; „Der Tag von St. Jacob“ (1852), wo die sentimentale Liebe der Schweizer Heldenjungfrau Verena zu ihrem bei St. Jacob (1344) gefallenen Geliebten Valentin eine rechte Aktion des nationalen Freiheitskampfes niederdrückt; „Herr Heinrich. Eine deutsche Sage“ (1854), stellt die Königswahl Heinrichs des Voglers märchenhaft mit netten Naturscenerien dar; „Hans Haidekuckuck“ (1855, 4. Auflage 1894), eine nicht übel ausgedachte realistische Nürnberger Historie des Reformationszeitalters, novellistischen Anstrichs: endlich „Cesario. Erzählung in Versen“ (1888), welch letztere sich in dem modernromantischen Fahrwasser der jüngeren Roquette'schen Epik bewegt und den Über-

---

„Otto Roquette, der neulich von Darmstadt zum Besuch hier war, erzählte uns: eine für wohl gebildet geltende deutsche Edelfrau habe ihm einst viel Schmeichelhaftes über eine seiner Dichtungen gesagt, die sie ihre Lieblingsdichtung nannte. Gefragt, welche sie meine, antwortete sie: Natürlich Wachtmeisters Brautfahrt.“ Ich meine hier gilt nicht einmal das alte ‚si non è vero...‘

1) Roquettes späteres Lieblingsorgan, K. E. Franzos' „Deutsche Dichtung“, enthält im XVII. Bd. (1894/95) nichts mehr aus seiner Feder, wohl aber im XIX. (1895/96) S. 20—26 und 53—56. „Der Findling. Eine Wurzelmannsmär“; ernster im Ton, bietet sie nach fünftehalb Decennien eine lebensvolle märchenhafte Parallele zu dem Abschnitte 7 des „Waldmeisters“ „Der wilde Jäger“.

2) Wolfg. Menzel, Gesch. d. dtsch. Dichtung III 421, führt die ganz treffende Charakteristik der Roquette'schen Romanhelden an, sie hätten „etwas vom Studenten und etwas vom Künstler“: ich weiss nicht, woher.

3) Vgl. Prutz a. a. O. S. 251.

ng zu den ungebundenen Erzählungen gut verkörpern kann. Da führte „das inengrab" (1855) mit dem „verunglückten Streifzug in das Gebiet der Tromlitz-unnenhagen'schen Romantik"[1]) wenig verheissungsvoll ein. Doch folgte ihm 1858 r dreibändige Roman „Heinrich Falk" (2. Auflage 1879), eine aus dem Leben griffene Fabel mit dem Hintergrunde eines Künstlerdaseins[2]) durch zugespitzte onflikte hindurch abspinnend, wo nicht mehr wie im „Orion" das Interesse der gründeten seelischen Mysterien gänzlich von den wirklichen Vorgängen ablenkt. psychologischer Feinheit des Dichters weitestauslangendes Werk, dabei wie alle ine Darbietungen in der inneren Form ebenso glatt wie im Ausdrucke. Nur Das Buchstabirbuch der Leidenschaft" (2 Bände, 1878), wo übrigens die Neiung des Jünglings, die Heimlichkeit der höher organisirten Pflanzenwelt zu beuschen und deren Vertreter, so hier Pilze, zu vermenschlichen, reifer zurückkehrt, friedigte in Beobachtung und Umguss des Beobachteten in demselben Grade die rengsten Anforderungen, auch die Roquette's selbst, der es mir für sein liebstes rosabuch erklärte. Die Romane „Euphrosyne" (1877[3]), „Im Hause der Väter" 878), „Die Prophetenschule" (2 Bände 1879) entstammen derselben fruchtbaren eriode, stehen aber dagegen zurück. Analog ragen unter den zahlreichen einen Prosaerzählungen die als „Welt und Haus[4]) vereinigten merklich hervor, omit den übrigen Sammlungen — die einzelnen erschienen vorher, meist in Zeithriften wie „Deutsche Romanzeitung, „Westermanns Monatshefte", „Deutsche omanbibliothek" u. s. w. — „Erzählungen" (1859)[5]), „Neue Erzählungen" (1862)[6]), unentlich „Susanne" (1864), eine Einzelnummer, und „Luginsland" (1867)[7]), Novellen" (1870, 2. Auflage 1875)[8]), „Inga Svendson" (1883), „Neues Novellenuch" (1884)[9]), „Grosse und kleine Leute in Alt-Weimar" (1886), „Über en Wolken und andere Novellen" (1887)[10]), „Frühlingsstimmen" (1890)[11]), „Des ebens Mummenschanz" (1890, Extrafeuilleton der „Frankfurter Zeitung"), Sonderlinge" (1895) nicht etwa das Anrecht auf passende Anlage und anziehende arstellung geraubt, eine überdurchschnittliche poetische Empfindung abgestritten

---

[1]) So Prutz a. a. O. S. 257 f.

[2]) Vgl. Gottschall a. a. O. III 382 und IV 533.

[3]) Rein schablonenhaft registrirt sind „Euphrosyne" und „Das Buchstabirbuch der eidenschaft" von Ad. Stern in „Meyer's Deutschem Jahrbuch 1879—1880", S. 359 f., unter ie Kategorie „durch eine oder die andere treffliche Eigenschaft ausgezeichnet und aus er Masse der fabrikmässigen Belletristik hervorragend erschienen noch".

[4]) Anerkannt sofort nach dem Erscheinen von Ad. Stern in „Meyer's Deutschem ahrbuch I (1872) S. 245 („. . . . bewähren wiederum, dass dem Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt" Unrecht geschieht, wenn seine spätere, ernstere Entwickelung gegenüber der tudentischen Frische und maigrünen Lyrik seiner Jugend zurückgesetzt wird"; so schon 1871!): on Stern stammt wohl auch die analoge allgemeine Kritik Meyer's Konversationslexik. [4]XIII. 57. Inhalt: I. Die Freunde vom Athos: Waldschmetterlinge; Die Turmfalken; Das Paradies. I. Wintermärchen: Vogel flieg aus; Astorga; Der schlimme Finger.

[5]) Der Freiwerber; Bei Tische; Johann; Die Kunstgenossen; Der Maigraf; (2. Aufl. 879); Macugnaga und der Monte Rosa.

[6]) Titze von Crixen; Aus einer Dachstube; Die Schlangenkönigin.

[7]) Luginsland; Loreley; Gothenwiek; Die Schneewoche; Radulfs-Buche; Ich und eine Kompagnie.

[8]) Rumpelstilzchen; Einer von beiden; Unsere Jugend; Peter Weyrichs Haus.

[9]) Das Eulenzeichen; Ein Baum im Odenwald; Wer trägt die Schuld?; Die Tage des Waldlebens; Unterwegs.

[10]) Schon 1889 3. Auflage.

[11]) Das Kapitel über die Frauen; Der Dachreiter; Krachmost.

werden soll. Den erzählenden Dichtungen zuzuzählen ist auch die 18.. erschienene Serie „Ul von Haslach“, „Der fahrende Schüler“, „Spindel und Thyrsus“, „Ambrogios Beichte“, „Paris der Bessere“, die theilweise Renaissance-Erzeugnisse erneuert und mit urechtem Humor elegantesten Gewandes triumphirt.

Auch Roquette's dramatische Ader füllte mehr lyrisches und episches Blut. Seine beiden originellsten einschlägigen Leistungen, durch zwanzig Jahre von einander getrennt, bezeichnen sich als „dramatisches Gedicht“: „Das Reich der Träume“ (1853) und „Gevatter Tod“ (1873). Die erstere, heute kaum irgendwie bekannt, stellt in den Mittelpunkt einer frei erfundenen, halb märchenartigen, halb mystischen Handlung eine einsiedlerisch grübelnde Theosophin Nymphäa, die statt eines ihrem verstorbenen Vater befreundeten klugen Arztes ein ritterlicher Fürst aus Todesharren und Einsamkeit durch der Liebe Kraft der Welt wiederschenkt, und ward wohl durch des Dänen Henrik Hertz kompresseren Einakter „König René's Tochter“ angeregt.[1] Die andere, trotz dramatischen Rahmens mehr episch gehalten, ist inhaltlich wie formell der Gipfel von Roquette's Poesie, aber heutigentags auch völlig dem Gesichtskreise entrückt. Die sinnige mittelalterliche Volksmythe vom Gevatter Tod, uns nach Ludwig Bechsteins Märchenniederschrift am geläufigsten, ist hier in direktem Anklange an Figuren, Situationen und Namen nach dem Muster des Goethe'schen „Faust“ umgebildet worden, und sie soll uns nun den nimmer gelösten Zweifel über den Widerspruch der allumfassenden göttlichen Liebe mit dem unentrinnbaren Abschneiden jeglichen Glücks, auch des reinsten, durch den Tod erledigen: einen himmelstürmenden Jüngling überzeugt ein Ehrfurcht einflössender Greis, der ihm als früherer und jetziger Hort entgegentritt, durch hartes Ringen im Schicksalskampfe von der versöhnenden Harmonie des Trios Glück, Liebe, Sterben — der Tod selbst. Habich[2]) fügt seiner Inhaltsangabe hinzu: „Die Sprache ist die edelste, von gedankensatter Konzentration und sinnlich angeschauter Pracht. Einige Monologe von einer wundervoll dunklen Klangfarbe stehen hoch über der berühmteren Lyrik des Dichters. Und auch die Saiten der Leidenschaft, die Roquette sonst nur leise zu rühren wagt, schwingen hier in mächtigen Akkorden. ‚Ich war zufrieden mit meinem Werk‘, so spricht er sich selbst aus, ‚denn es lag mehr von meinem innersten Wesen darin, als in anderen, welche mehr Beifall gefunden haben.‘ Und das durfte er sagen.“ Wo Roquette die bühnenmässige Dramaturgie einzuhalten sich befleissigte, da ist zwar alles sorgfältig angeordnet und motivirt, auch die Form wie bei ihm stets abgeglichen und sauber, aber das Packende im Tragischen, das Erschütternde bleibt aus, die Charaktere ermangeln kantiger Umrisse und zumeist des theatralischen Temperaments. In chronologischer Reihenfolge sind da zu nennen: die Geschichtstragödie „Jakob van Artevelde“ (1856), das historische Schauspiel „Rudolf von Habsburg oder: Die Sterner“ (1856), „Der deutsche Festkalender. Lustspiel“ (1865). „Die Märtyrer des Glücks. Schauspiel“ (1867), die zwei Sammelbände vermischter dramatischer Dichtungen 1867 bezw. 1876, enthaltend: „Die Protestanten in Salzburg. Tragödie“, die aus demselben Reservoir schöpft wie die sachliche Vorstufe von Goethes „Hermann und Dorothea“, „Sebastian. Tragödie“, „Reineke Fuchs. Festspiel“, „Der Feind im Hause. Tragödie“[3]), „Der Rosengarten. Phan-

---

[1]) Darauf wies Prutz bei seiner ausführlichen, wohl einzigen Secirung des Werkes a. a. O. S. 254—257 hin, deren herben Ausfällen ich nur bisweilen beistimme.

[2]) A. a. O., woselbst, neben Weitbrechts (s. o.) kurzer Berührung, allein auf diese ganz wider Gebühr (auch bei Gottschall a. a. O.) völlig vergessene Dichtung eingegangen wird.

[3]) Diese interessante Arbeit — Weitbrecht z. B. hebt sie (S. 371) allein aus Roquettes Dramen heraus — könnte Anlass zu einer höchst lehrreichen vergleichenden Untersuchung bilden. Habich a. a. O. macht für Roquettes öfteren Mangel dramatischer Wirkung

tastisches Schauspiel", „Rhampsinit. Fastnachtskomödie", „Die Schlange. Lustspiel" — aus jüngerer Zeit „Lanzelot. Schauspiel"[1]) (1887), „Der Schelm von Bergen", „Hanswurst". „Der Dämmerungsverein", drei einaktige Lustspiele, 1890 in „Reclams Universalbibl." Roquette's dortige Repräsentation, „Die Schweden in Altdorf. Drama" (1894), „Das Haus Eberhard. Lustspiel in 4 Akten" (gedruckt als Bühnenhandschrift zu Darmstadt). Eine kleine Gruppe bilden die „Legende der heiligen Elisabeth" (1866), von Franz Liszt als Oratorium komponirt und allenthalben unter ausserordentlichem Beifall (der freilich in der Regel nur dem Musiker zu Gute kam) häufig, auch 1896, aufgeführt, nebst dem von Roquette 1888 in Voraussicht des Missglückens widerstrebend zurecht gestutzten Texte zu Emil Naumanns Oper „Lorelei".[2]) Am besten lag ihm, der von Haus aus kein Theaterdichter war, aber gerade hier, wie so oft Dichter sich über ihres Talents Richtung täuschen,[3]) bis zuletzt rastlos gestrebt hat, jedenfalls noch der etwas alterthümelnde, ohne Derbheit urwüchsige Faschingsschwank Hans Sachs'scher Gattung.

Hans Sachs und Goethe scheinen mir mehr als einmal seine gelegentlichen Vorbilder gewesen zu sein, wie sie seine Lieblingsgenossen waren. Schon der „Hans Haidekuckuck" ist ein Schreinerbub, der in Sachsens Fastnachtsspielen öffentlich mitwirkt, aber, ausgelacht und von einem Rathsherrn, bei dessen Tochter

die Stoffwahl verantwortlich und bemerkt: „Bezeichnend dafür ist, dass die Fabel eines seiner besten Stücke „Der Feind im Hause" Paul Heyse den Stoff zu einer seiner packendsten Meisternovellen geliefert hat." Letzere, „Der verlorene Sohn", nennt uns Karl Frenzels eingehende Zergliederung des Stückes, die er seiner Recension der Berliner Première vom 8. Oktober 1875 in der „National-Zeitung" vorausschickte (so seine „Berliner Dramaturgie" I 425—433). Die von ihm aufgestöberten inneren Beziehungen zu Shakespeare's „Romeo and Juliet" habe ich in den Zusammenhang stofflicher Forschungen über dieses Stück gegezogen: Zeitschrift f. verglchd. Litteraturgesch. N. F. VII 178 f. Roquette war durch meine Frage nach einer etwaigen äusseren Anlehnung seines Stückes daran höchst erstaunt und erging sich in einem Briefe vom 29. April 1890, als seine Quelle Giraldi's „Wittwe von Fondi" nach der Verdeutschung Ed. von Bülows, „Novellenbuch" II (1835) 381, nennend, genauer über seine, dem Romeo-Thema fernliegenden Intentionen.

[1]) Der in nächster Fussnote citirte Brief fährt fort: „Inzwischen war ich mit dem Theater in anderer Weise mehrfach in Verbindung. Mein Schauspiel Lanzelot (es ist nicht der „vom See", sondern ein nürnberger Student in Venedig) ist in München, Dresden, Weimar, Karlsruhe und bei uns gegeben worden, wenn nicht überall von der Kritik oder vielmehr der übermächtigen Zeitungsstimme, doch von einem wohlwollendem Publikum lebhaft begrüsst". Dies war Roquettes letzter grösserer Bühnenerfolg.

[2]) Anfang August 1888 traf Roquette in Elgersburg in Thüringen mit dem Berliner Intendanten Graf Hochberg und Naumanns Wittwe zusammen, und da wurde nun das nach zwei bis drei Jahrzehnten aus Naumanns Nachlass emporgetauchte Manuskript auf Libretto und Partitur revidirt. Schon damals erwartete Roquette, wie er mir täglich versicherte, wenig Gutes davon. Noch am 17. September 1892 meldete er mir: „Wissen Sie auch, dass die Oper, über die wir damals in Elgersburg wie drei Männer im feurigen Ofen beisammengesessen haben, in Berlin so gut wie durchgefallen ist? Weiss Gott, ich war nicht schuld daran! Das meinte auch die Kritik, aber unbehaglich war es doch, obgleich ich bei der Aufführung nicht gegenwärtig gewesen". Dies nur als Beleg dafür, wie Roquette den Effekt gar wohl abzuschätzen wusste.

[3]) Franzos bemerkt in seiner „Deutschen Dichtung" XVI 200 sehr gut: „Dramen waren seine ersten Arbeiten, wie seine letzten, nach diesem Lorbeer hat er stets am heissesten gestrebt — und doch hat ihn, den Mann von grossem Kunstverstand und seltener Selbstkritik, die innere Stimme in diesem Einen getäuscht."

überrascht, fortgejagt wird, im Felde Ruhm, daheim aus der Hand der Geliebten den Lorbeer, dann diese selbst erhält; ein Thema, in dem hauptsächlich die Staffage, Hans Sachsens Boden[1]), die Einheit wahrt. In seiner zweiten Periode hat Roquette dem grössten deutschen Volksdichter mit dem ausgezeichneten Kapitel „Hans Sachs und das Drama", das aus seinem litterargeschichtlichen Hauptwerke in die Musterprosa pädagogisch gutgewählten Lesevorraths überging[2]), ein schönes Denkmal der Verehrung und des Verständnisses errichtet, und gegen Ausgang seines Schaffens in dem Lanzelot-Drama einen frischgemuthen Jüngling des Renaissance-Nürnberg in der Fremde durch seine Fährnisse begleitet, insbesondere aber in der 1892er Sammlung kleinerer Sachen Hans Sachs'sche Vorwürfe unmittelbar umgedichtet, voran den köstlichen Rossdieb von Fünsingen zu „Ul von Haslach"[3]). Wie Hans Sachs ihm mehr zu dramatischen Anstössen verhalf, so Goethe zu epischen. Zwar lässt sich nicht eine bestimmte Nachahmung herausstechen, aber in Gegenstand, Moral und Fassung erinnert uns allerlei an den Grossmeister des Kreises, den Roquette in den „Grossen und kleinen Leuten in Alt-Weimar" direkt, in „Friedrich Preller" (1883), einem auf pünktlichen Studien ruhenden „Lebensbild", indirekt den Tribut der aufrichtigen Sympathie gezollt hat.[4]) So hat man ihn denn einen Epigonen der klassischen Ära zu schmähen versucht, die Ehre, die in dieser Tadelabsicht liegt, vergessend.

Überhaupt sah er die Denkmale der Poesie, den ganzen weiten Bezirk der schönen Litteratur überhaupt, mit offenem Auge, mit dem Auge des Künstlers an. Seine Universitätsstudien als Litterarhistoriker waren weit mehr aufs Ästhetische, Reinlitterarische gerichtet gewesen als auf philologisch-kritische, gar speciell-germanistische Forschung[5]). Ganz naiv berichtet er aus dem Ende der fünfziger Jahre, wie er auf der Königlichen Bibliothek in Berlin breite Excerpte anlegte, aus denen dann seine „Geschichte der deutschen Litteratur von den

[1]) Das heutige Nürnberg dagegen dünkte ihn weniger anregend. Im Eingange des eben erwähnten Briefes von 1892 (der mich zu meiner Anstellung am „Germanischen Museum" beglückwünschte) heisst es: „Soweit ich Nürnberg kenne, ist es aber ein Ort, der für die Vereinsamung sehr geeignet ist, und nun gar unter den Alterthümern, daher ich Ihnen an's Herz lege, mit dem Leben auf gutem Fusse zu bleiben."

[2]) Herm. Masius, Deutsches Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten, III. 3. (1874) und 4. Auflage (1880) S. 347 ff. Im Brief vom 11. Juni 1894: „Wissen Sie auch, dass Sie mir in Ihrem schönen Aufsatze etwas ganz Neues entdeckt haben? Nämlich, dass Masius mein Kapitel über Hans Sachs in sein Lesebuch aufgenommen hat. Und diesen Masius besitze ich seit 20 Jahren, ohne darauf gestossen zu sein! ‚Wie fleissig muss er das Buch durchstudirt haben!' werden Sie sagen. Ich war recht überrascht, als ich die Sache in Richtigkeit fand."

[3]) Sehr hübsch hat dies und den ganzen Band bald nach Erscheinen Ludwig Geiger charakterisirt in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung".

[4]) Vgl. Roquette's Abhandlung „Goethe und die Gartenkunst", am Schlusse der „Festschrift zu der Jubelfeier des 50jährigen Bestehens der grossherzogl. Technischen Hochschule zu Darmstadt" (1886).

[5]) Das beweisen auch seine sonstigen tüchtigen litterarhistorischen Publikationen, die hier bloss genannt werden können: die erste moderne Biographie des unseligen genialen Lyrikers Johann Christian Günther (1860), sowie die eingeleitete Überarbeitung von Dantes Divina commedia in K. Streckfuss' Verdeutschung, die Einleitung zu Cervantes' „Don Quixote", die tüchtige Neuausgabe von Eckermanns „Gesprächen mit Goethe" (1895), alle drei Arbeiten in der „Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur." Vgl. auch: „Gallerie deutscher Dichter. Photographien nach Original-Gemälden von C. Jäger, E. Felix und A. Gräfe. Biographischer Text von Otto Roquette" (München 1878).

ältesten Denkmälern bis auf unsere Zeit" (2 Bände, 1862—63) hervorwuchs, die seit der zweiten Auflage „Geschichte der deutschen Dichtung" umbenannt und in der dritten (1879, Abdruck 1882) mannigfach verbessert und ganz alles fachmässigen Beiwerks, so auch der Hauptmasse der Bibliographie entkleidet wurde. Ein Mann nicht unähnlichen Schlags, Adolf Stern, meinte nach der eingreifenden Umschmelzung in seiner Übersicht der bedeutsamsten Litteraturnovitäten[1]): „Das Buch hat um seines maassvollen Urtheils und namentlich um des anmuthigen Flusses der Darstellung willen rasche und verdiente Verbreitung gefunden. Bis zum Beginn der Neuzeit schliesst es sich in der Auffassung, meist auch in der Gruppirung an die allgültig gewordene Darstellungsweise der Entwickelung unserer Litteratur an, fasst beispielsweise die Resultate der zahlreichen, weit ausgedehnten Forschungen und Veröffentlichungen über unsere mittelalterliche Dichtung sehr klar und übersichtlich zusammen. In der Behandlung der späteren Dichter fehlt es nicht an feinen selbständigen Bemerkungen einer poetisch empfindenden Natur, in der anerkennenden, eingehenden Beurtheilung der neueren Dichtung wächst die Selbständigkeit. Diese Selbständigkeit macht einen besonders guten Eindruck gegenüber der täppisch geringschätzigen und durch nichts als das persönliche Belieben motivirten Verurtheilung unserer neueren Litteratur in A. F. C. Vilmars ‚Geschichte der deutschen Nationallitteratur'.[2])" Jedenfalls berechtigt nichts, heute zu sagen: „Der Rheinschwelg (!) aus Krotoschin in Posen blieb sein Lebelang Schulmeister[3]). Zuletzt führte er in Darmstadt die jungen Studiosen der Technik die glattgezirkelten Wege der Ästhetik".[4]) Trotz aller Bescheidenheit hing er mit Freuden an dem Lehramte des Faches, darein er Jahrzehnte lang die erwachsene Jugend eingeführt hat, und erkannte den gewaltigen Fortschritt seiner Disciplin unumwunden an, wenn das auch auf seine Kosten ging.[5]) Wir dürfen auf die hergehörigen Aufsätze gespannt sein, die aus dem Nachlasse zugänglich gemacht werden sollen.[6])

---

[1]) Meyers Deutsches Jahrbuch, II (1873), S. 750.

[2]) Diese Gegenüberstellung zu Vilmar (die ich schon Ztschr. f. d. dtsch. Unterricht VIII 392 f. und National-Zeitung vom 3. April 1896 gegeben habe) berührt bei Stern seltsam, wo doch gerade er seit 1886 dies Buch mit einer Fortsetzung versehen und wiederholt herausgegeben hat, in seinem Vorwort dazu wohl obenstehenden Angriff, nicht aber das darauf folgende Lob gewisser Einzelheiten abschwächend.

[3]) Hiergegen nimmt Fulda entschieden Stellung in dem in der Eingangsfussnote genannten Nachrufe. Dabei erwähne ich, was sonst nirgends angeführt ist, Roquettes „Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Ausgewählte Stücke deutscher Dichtung und Prosa nebst einer historisch-biographischen Übersicht" (2 Bände 1877; Bd. I: Dichtungen, Bd. II: Prosa).

[4]) F. P. im „Magazin f. Litt." a. a. O. S. 439; vgl. das Urtheil über Roquette als litterarhistorischen Schriftsteller und Docenten 66. Beilage der Allgemeinen Zeitung 1896, S. 8.

[5]) Brief vom 29. April 1895: „Ihre verschiedenen gedruckten Aufsätze habe ich für's Erste nur überfliegen können, aber — aus den verschiedenen rothen Wegweisern — erkannt, dass Sie häufig meiner freundlich gedacht haben, sogar vor meiner ‚Geschichte der deutschen Dichtung' nicht zurückgeschaudert sind. Es ist ja ein durchaus altmodisches Buch — die dreiunddreissig Jahre, die es alt ist, haben eine ganz neue Schule von Litterarhistorikern hervorgebracht, und ich wundere mich nicht, dass diese es mit Achselzucken ablehnen. Ich selbst, wenn ich etwas nachsehen will, schlage längst nicht mehr „bei mir" nach (wie Franz Kugler zu sagen pflegte), sondern gehe bei den Neueren noch in die Schule. Für meine Schule von Studirenden ist das Buch aber immerhin noch brauchbar."

[6]) Die wohl sozusagen offiziöse Note über die Veröffentlichung des Nachlasses im „Magazin für Litteratur" 65 (1896) No. 14 S. 269, lautet: „Sich dieser Aufgabe zu unter-

Diese Abwesenheit jeglichen Eigendünkels und die jeder falschen Scham gingen bei Roquette Hand in Hand. So wollte es sein Temperament. Roquette schuf ungebrochen und ruhelos, in neidenswerther Kraft bis an die Siebzig.[1] Sein einstiger akademischer Lehrer Robert Prutz, zugleich sein erster Gesammtbeurtheiler, stellte ihm 1858 ein bezügliches Prognostikon[2]): „Vor Allem suche er selbst erst einen werthvollen und tüchtigen Inhalt zu gewinnen; sonst ist er in Gefahr, von dem schlimmsten Schicksale ereilt zu werden, das es überhaupt giebt — dem Schicksal, alt und greisenhaft zu werden, während seine Locken noch braun, sein Auge noch hell, sein Arm noch kräftig ist". Wer je ein halbes Stündchen in Roquettes Gesellschaft verweilt hat, wird ob dieser völlig fehlgeschossenen Voraussage lächeln. Er, den man vor fünftehalb Jahrzehnt als den Poeten der deutschen Jugend begrüsste, ist immer allem Servilen abhold, nicht im geringsten von Marasmus angekränkelt gewesen, als er die jüngsten Zeilen schrieb, und sogar die erbittertsten Widersacher seiner Anschauungen im Lager des Naturalismus können auf Ehrlichkeit nicht leugnen, dass der „stehengebliebene" Roquette von jener fesselnden Anmuth und von dem Schwunge der Phantasie, die seine ersten Sprossen auszeichneten, kaum etwas verloren hatte.[3]) Wie ihm jene fröhlichen

ziehen, hatte Ludwig Fulda dem Verstorbenen schon vor einem Jahrzehnt zugesagt, als der ältere Dichter die ersten kräftigen Schritte des Anfängers, dessen starke Begabung er frühzeitig erkannte, durch seinen Beirath erleichterte. Die nachgelassenen Blätter bestehen in poetischen Arbeiten verschiedenster Art, in litterarhistorischen und ästhetischen Abhandlungen. Einzelne Stücke des Bandes sollen vor der Buchausgabe in Zeitschriften erscheinen. Auch das Magazin wird seinen Lesern einiges aus Roquettes Nachlasse bieten." Angesichts der letzteren, umgehend verwirklichten Thatsache erscheint die genannte abkanzelnde Behandlung des kaum Verblichenen in der vorhergehenden No. 13 um so auffälliger.

[1]) m. (Ella Mensch?) in der „Frankfurter Zeitung" vom 19. März, Abendblatt: „Die Hand, der gestern Nachts 1 Uhr der Tod die Feder entzogen, war schon etwas zitterig geworden, gehorchte aber noch immer mühelos den Intentionen des Kopfes. Nicht nur der Schriftsteller, sondern auch der Professor der Litteraturgeschichte hat, bis der Augenblick der ewigen Ruhe kam, sein Tagewerk in pünktlicher Zeiteintheilung erfüllen können. Ein Schlagfluss hat dem Leben des Zweiundsiebzigjährigen ein Ende gesetzt. Ohne Schmerz, ohne sichtbaren Kampf hat Roquette ein Dasein verlassen, das ihm diejenigen geistigen und materiellen Güter geboten, für die seine Individualität empfänglich war . . . Kränklichkeit hat den Dichter in den letzten Lebenstagen vielfach belästigt, ohne ihn jedoch dauernd an der Arbeit zu hindern. Die Näherstehenden empfanden es freilich vom Januar an, dass es mit den Kräften des Poeten bergab ging; der schmächtige Körper des kleinen Mannes schrumpfte immer mehr zusammen. Das Gehen und besonders das Treppensteigen wurde ihm sauer. Dementsprechend war auch seine Stimmung nicht immer eine frohe. . . . Wenn etwas vielleicht im Stande gewesen ist, für ihn eine Brücke von Damals zum Jetzt zu schlagen, so war es das Theater, zu dessen regelmässigen Besuchern Otto Roquette gehörte. Eine Schauspielvorstellung versäumte er fast nie, und in letzterer Zeit sah man ihn sogar häufig in Opern, denen er anfänglich schroff ablehnend gegenübergestanden hatte. . . . Im Theater war er auch immer frisch und meistens aufgelegt zur Unterhaltung. Auch den letzten Abend seines Lebens hat er im Theater zugebracht. Im Verlauf der Vorstellung befiel ihn ein leichtes Kopfweh, das aber nicht so intensiv auftrat, dass es ihn zu früherem Fortgehen genöthigt hätte. Als er zu Hause angelangt war, steigerten sich die Symptome des Unwohlseins, und gegen Mitternacht starb er."

[2]) a. a. O. S. 258.

[3]) Eine kennzeichnende Äusserung enthält sein Brief vom 29. August 1890, die sich auf meine in der Wochenschrift „Das Archiv" veröffentlichte Anzeige der kurzlebigen Monatsschrift „Moderne Dichtung" (1890) bezog: „Aus Ihrem Aufsatze über das neue

Klänge, die er einst am traulichen Saaleufer erdacht, auch im Alter um die Ohren schwirrten, so blieb er ein Freund und Wecker edler Geselligkeit, einfach und ungezwungen bei zartestem Taktgefühl, gemüthlich und herzlich, wo solche Gesinnung auf gute Statt und Erwiderung rechnen konnte, leicht zu Spass und Witz geneigt, alles in allem, wie Habich richtig sagt: „kein philiströser Alltagsmensch, sondern eine wahre Künstlernatur, der das Herz im alten Leibe jung geblieben". Dieser Zug stach an Roquette so auffällig hervor, dass er den Mittelpunkt seiner Charakteristik bilden muss. Das Sonnige, das sein menschliches wie sein poetisches Wesen jederzeit zierte, verklärte eben auch die Stirne des dem Termine Nahegekommenen. „O du schöne Welt, wie bist du so weit!" jauchzt das genannte Glanzstück seiner Liederproduktion, das weiterhin den Fröhlichen auffordert zu singen „weil das Leben noch mait". Roquettes Muse bietet in dem schüttelnden Gedränge und Hasten der Zeit den willkommenen Augenblick, zu dem Faustisch man sagen möchte: „Verweile doch, du bist so schön!", den nöthigen idealistischen Trost mit einem Ausblicke auf die Lichtseiten unseres irdischen Pfades. Sie runzelt keine Griesgram-Miene, da sie nie pessimistischer Zweifel am Umschlag zum Bessern quält, und dennoch spiegelt ihr Gesicht die geschauten Vorgänge nicht einseitig ab: „Ja, im Herzen tief innen ist alles daheim, der Freude Saaten, der Schmerzen Keim. Drum frisch sei das Leben und lebendig der Sinn, dann brauset, ihr Stürme, daher und dahin!" heisst's in demselben Liede weiter. Prutz' Tadel: „er haftet zu sehr an der Oberfläche der Dinge, er macht sich die Poesie zu leicht" war schon 1858 eine arge Verdrehung. Mit heissem Bemühen stieg Roquette seit den Ansätzen seines Schaffens tiefer in die Abgründe der Gefühlswelt hinein, mit scharfer Selbstzucht stiess er den Gischt jugendlichen Überschäumens ab. Das redliche Streben, das er auf sein liebstes und seines Erachtens wohlgerathenstes Kind, „Das Buchstabirbuch der Leidenschaft", gewandt hatte, suchte er mir im Einzelnen zu verdeutlichen, als wir am leuchtenden Morgen eines Hochsommertages die waldesduftigen Höhen des paradiesischen Thales von Elgersburg emporklommen. Hier, wo der vollreife Goethe sich so gern „ohne Hass verschloss", wenn ihn Überdruss am Lärm des Alltags erfasste, hat sich das herrliche Gemüth mir geöffnet. Sind nun auch acht Jahre seit jenen Wanderungen auf dem Hügelkranze des inneren Thüringer Waldes verflossen, mir scheint's, als ob ich nie wieder durch die sinnige Illusion Eichendorff's, „Da draussen, stets betrogen, rauscht die geschäft'ge Welt" dermaassen über der Minuten Verrinnen hinweggetäuscht werden würde, wie damals, als der Vierundsechzigjährige kerzengrad nnd ohne Stütze am grünen Saume des traulichsten aller deutschen Mittelgebirge unermüdet neben mir dahinschritt, in scherzgewürztem Geplauder meine unablässigen Fragen aus Litteratur und Leben beantwortend. Schon damals däuchten mich die Helle seiner Denkart, die Fülle der Einbildungs-

---

jüngstdeutsche Organ habe ich viel neues gelernt. Über die verschiedenen Grenzen wusste ich wenig, ich meinte, das Zeug war Alles, „Hose wie Jacke" aus einem Stück. Übrigens ist es auch so, trotz der Gruppen. Nichts von Gesundheit darin, kein einziges Talent, ausser verschrobene und verrückte Halbtalente, die sich an das Gemeine und Hässliche halten, da ihnen das Schöne unerreichbar ist. Einer neuen derberen Richtung wäre ich gar nicht abhold, nur müsste sie nicht überall nach Fäulniss stinken. Sie verfahren in Ihrer Besprechung zu glimpflich mit diesem Gelichter. Doch vielleicht sähe ich sie auch ein bischen anders an, wenn ich diesen Kreisen etwas näher wohnte." Man beachte die Festigkeit seines idealistischen Standpunkts und dabei die Vorurtheilslosigkeit, über das Neue nicht ohne weiteres den Stab zu brechen. Den Besten der Vergangenheit huldigt Roquette's, an des Buchhändlers Pfeilstücker Sammelfragebuch „Die 100 besten Bücher" angelehnter Artikel in der 3. Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1890.

kraft, das feine Verständniss für die verschiedensten Ereignisse des materiellen und seelischen Daseins in ihrer voll ausgeglichenen Harmonie wundersam. Etwas Goethisches schwebte um ihn, wenn er der lichten Schönheit das Wort redete, „gegenständlich" aufnehmend und wiedergebend wie der Meister, und Lehren dieses erhabenen Genius, in dessen Spuren wir wandelten, erwachten im Munde dessen, der kurz zuvor „grosse und kleine Leute in Alt-Weimar" mit geschicktem Stifte erweckt hatte.

Man möchte wähnen, eine solche Natur könne nur auf dem Grunde ständigen Glücks entspriessen, über den selten oder nie Ungemach und Sorge dahinfegten. Rückhaltlos liefert die liebenswürdige Autobiographie „Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens", deren zwei Bände er sich und uns kurz vor dem siebzigsten Geburtstage als gehaltvollstes Angebinde bescherte, über alle wichtigeren „Stationen seiner Lebenspilgerschaft", wie Robert Hamerling für Memoiren in seinem Fall sagte, genaue anziehende Auskunft, ungefälschte Urkunden für die Einsicht in seine Individualität und deren Entwickelung. Im Genusse der anmuthenden Familien- und Bildungsgeschichte, die er ohne Tünche und Aufbauschen darbot — ein Gustav Freytag könnte da einheimsen — übersah man ganz den prunklosen, klaren Erzählungsstil, der Figuren und Schauplätze Greifbarkeit.[1]) Nicht im Chronikenton, sondern in wohlgefügtem, wenn auch ungeschminktem Vortrage hören wir, dass er einem der vielen Calvinistengeschlechter entstammt, die vom unduldsamen Ludwig XIV. von Haus und Hof gejagt und von Friedrich III. von Brandenburg, dem ersten Hohenzollernkönige, bereitwillig aufgenommen, die „französischen Kolonien" reformirten Bekenntnisses in Altpreussen begründeten. In dem Dorfe Sausé bei Montpellier hatten die Vorfahren als Winzer gewohnt, und Jacques Roquette, des Grossvaters Urahn, ein Sohn des heitern Languedoc, war seit 1698 Mitglied der 1691 privilegirten französischen Protestantengemeinde zu Strasburg in der Uckermark. Der wärmende Strahl der Fürstengunst und die andauernde Gegnerschaft des Adoptivvaterlandes wider die ehemalige Heimath hatten die meisten Emigrantenfamilien des siebzehnten Jahrhunderts, so auch die Roquettes, schon fast ganz germanisirt, als die französische Revolution neue Schwärme, und zwar diesmal meist katholische Adelshäuser über den Rhein brachte; wurde auch das Idiom der Voreltern noch hie und da innerhalb der vier Pfähle benutzt, so wurzelte man doch schon in der dritten Generation fest in der gastlichen deutschen Erde. Verstärkt wurde diese Assimilation durch einen neuen Hebel. Louis Roquette, des Dichters Vater, lebte, mit Antoinette Barraud aus der Berliner „Französischen Kolonie" vermählt, als junger Landgerichtsrath zu Krotoschin im Posen'schen, wo Otto 1824 als ältestes Kind und einziger Sohn geboren wurde, dann als Advokat in Gnesen und Bromberg. Obwohl nun der Sohn im Hause des Grossvaters mütterlicherseits, der Prediger zu Frankfurt an der Oder war, sowie auf dem dortigen Gymnasium die Erziehung erhielt, entfaltete sich in ihm früh Sinn für die Nothwendigkeit des deutschen Bewusstseins im doppelten Flankenangriff des Wälsch- und des Slaventhums. Preussische Beamtenkinder

[1]) Brief vom 12. Januar 1894: „Das Buch hat mir durch seine Aufnahme in Privatkreisen bisher manche Freude eingetragen, weniger in öffentlichen Ankündigungen, so liebreich sie immer gehalten sind. Durch alle geht das Erstaunen, dass ein so vergessener oder ganz unbekannter Mensch von sich erzählt, und einst mit der Welt im Zusammenhang gestanden hat, ja sich untersteht, auf seinem verlorenen Posten in D. noch im Zusammenhang zu stehen. Die jüngere Generation ist eben ganz anders erzogen und kennt nur, was sie selbst geleistet hat. Doch das war so, solange die Welt steht." Ein hübscher Auszug mit verständigen einleitenden und Schluss-Glossen in der „Deutschen Dichtung", wohl vom Herausgeber Franzos XVI 52. 99. 174. 199 (ebd. I 285 ff. Essay über Roquette).

besitzen nur ein Vaterland, keine Heimath, lautet die ererbte Sentenz, an die Roquette die Entwirrung seiner Volksangehörigkeit anlehnt.[1]) Freilich hat sich Roquette, politisch wie konfessionell freidenkend ohne Gewaltideen, überhaupt ohne Fraktionsschroffheit, jederzeit von allem Chauvinismus, auch von einseitigem Preussenthume, ferngehalten, vielmehr die übernommene Nationalität ohne Auftrumpfen in Ehren gehalten und ihr in den poetischen Äusserungen eines von Grund aus deutschen Herzens die schönste Dankbarkeit erstattet. Jenes von ihm so einleuchtend dargethane Verhältniss zur Rabenmutter Frankreich bricht mittelbar wohl noch in der späteren Dramatisirung des Exils der „Protestanten in Salzburg" durch, zumal wenn man sich zurückruft, dass Goethe's „Hermann und Dorothea" diesen Stoff auf die Wanderung der vom Westen her vor den „Franken" Fliehenden verpflanzt hatte. Einen romanischen Tropfen würde man in dem Weine, der seinem Kelche entquoll, vergebens suchen.

Deshalb mag ihm auch Südwestdeutschland die immer theurere Hälfte des deutschen Bodens geworden sein. Seine gottgesegneten Striche, in „Waldmeisters Brautfahrt" sinnfällig abgeschildert, die Schweiz und Oberitalien hat er als selbstständig gewordener Jüngling durchstreift, nicht zum Schaden seiner reifenden Erzeugnisse. Die Apenninenhalbinsel genauer kennen zu lernen, was ihm 1894 eine öffentliche Ehrengabe ermöglichen sollte, dieser langgehegte Wunsch ward ihm nicht erfüllt. Dafür aber der akademischer Wirksamkeit, eben im deutschen Südwesten, länger als ein Vierteljahrhundert zwar, aber freilich spät genug. Vor und nach dem „tollen Jahr" 1848 hat er die Universitäten Heidelberg, Berlin (zweimal) und Halle besucht, mit Geschichte, neueren Litteraturen und Philosophie beschäftigt. Zuletzt war er, nach den aufregenden Erlebnissen zwischen den Capriccios der Berliner revolutionsfreudigen Studentenschaft, aus denen er amüsante und düstere Abenteuer einstreut, „an der Saale hellem Stande" gelandet und hatte daselbst in der Mansarde der „Mitreuterei", einer fidelen Studiobude, eine selige Idylle gefeiert. Nicht alltägliche Geister reichten sich dort die Hand zu anregender Gemeinschaft, so sehr auch später ihre Bahnen sich trennten: der berühmte Augenarzt Alfred Gräfe (der Jüngere), der nachherige hallenser Universitätsrichter Julius Thümmel, welchem selbständigen Shakespeare- und Musikästhetiker Roquette vor wenigen Jahren erst innige Gedenkworte in der „Nationalzeitung" nachgerufen hat, der preussische Oberhofprediger Rudolf Kögel, der ausgezeichnete Mime und Dramaturg August Förster, die 1893 betagt geschiedene Luise von François im nahen Weissenfels, „die letzte Reckenburgerin", u. a. in der Anfängerschaft ihrer Berufe. An diesen Kreis, an sein harmloses und dennoch tiefgreifendes Zusammenwirken bewahrte Roquette ein treues Gedächtniss, wie die ihm geltenden köstlichen Erinnerungsblätter deutlich belegen, und so winkt er am Ende von deren erstem Theile dieser Periode als „einer unvergesslichen Zeit meines Lebens" den Abschied zu. Ist doch auch in jenem burschikosen Verkehr die leichtbeschwingte Dichtung entstanden, die in Heidelberger Reminiscenzen fusste und durch Cottas Verlagsübernahme dem jungen Poeten eine renommirte Buchhandlung zur Verfügung stellte, „Waldmeisters Brautfahrt". Sonst nahm er geringe aka-

[1]) „Dass wir ein Vaterland hatten, und dass dieses Deutschland und insbesondere Preussen sei, war uns von Kindheit auf gesagt worden. Denn jene französischen Traditionen liess mein Vater, der unter den Siegern in Paris eingezogen war, auf sich beruhen. Etwas mehr neigte die Mutter zum Kolonieherkommen, doch nur aus Zuneigung zu den Frankfurter Beziehungen. Sie war doch eine gute Preussin und erzählte gern von den grossen Eindrücken der Befreiungskriege, soweit sie ihr aus der Kindheit erinnerlich geblieben. Die Kinder aber fühlten sich um so mehr im Gegensatz zum polnischen Wesen, dessen Rohheit, Schmutz und Widerwärtigkeit oft genug unsern Weg kreuzte", heisst es in „Siebzig Jahre" I.

demische Einflüsse mit ins Philisterium hinüber; sogar von Robert Prutz, der damals in Halle Extraordinarius und Verfechter einer sozialen Litteraturwissenschaft radikal-belletristischen Anstrichs war, nur ganz allgemeine: Roquette war zwar lediglich auf Prutz' Ernennung dorthin übergesiedelt, aber wie Prutz den dichterischen Versuchen seines ersten Hörers wenig grün war, so betrachtete Roquette das „schöne Schrifthum" von Anbeginn von der Warte des Künstlers.[1]) Der Historiker Heinrich Leo, der ungeachtet seines Ansehens die einen durch reaktionäre Doktrin, die anderen durch philologischen Betrieb der Sache abstiess, war ebensowenig sein Mann wie der bekannte Philosoph Hermann Ulrici. Als letzterer formalistische Kathederästhetiker, so haftet mir die von Roquette fidel erzählte Schnurre im Ohr, bei der Beweisführung, jedes Stück Shakespeares sei die Inkarnation einer Idee, bei einem Punkte anlangte, wo sein stolzes Dogma in die Brüche ging, half er sich mit dem Schlich heraus, die Idee dieses Werks sei eben das Fehlen einer Idee. Auf wessen Gutachten hin Roquette mit der — wohl nie gedruckten? — Dissertation über die Hamburger Oper des 17. und 18. Jahrhunderts promovirt wurde, weiss ich nicht.[2]) Nach der erwähnten Spritzfahrt liess er sich 1852 in Berlin nieder, wo er, wie früher, dem Kreise des Tunnels über der Spree als Gast angehörte und mit dichterischen Kollegen wie Scherenberg, Fontane,[3]) dem ihm aus den studentischen Putschen her bekannten Paul Heyse freundschaftlich anknüpfte. Besonders den feinen Köpfen Friedrich Eggers und Ferdinand Gregorovius schloss er sich an, sowie Wilhelm Lübke[4]), dem er später für kunsthistorische Impulse sein litterargeschichtliches Hauptwerk zugeeignet hat. Franz Kugler, in dessen Haus er öfters kam, Gutzkow, Julian Schmidt, Varnhagen von Ense, auch die Birch-Pfeiffer hat er damals näher kennen gelernt, und er berichtet über seinen Umgang mit ihnen sammt dem späteren mit den Schwägern Lazarus und Steinthal, D. Fr. Strauss, Fr. Vischer, Scherr, Semper, Schnorr von Carolsfeld, Rietschel, Preller, dem er nach vielen Jahren jene gediegene Monographie schrieb, wahrheitsgetreu. 1853—56 war er Lehrer am Blochmann'schen Institut, dem späteren Vitzthum'schen Gymnasium zu Dresden.

---

[1]) Roquette sprach in Berlin Prutz auf die Kunde von dessen Anstellung ungenirt auf der Strasse mit der Frage an, ob er im nächsten Semester schon lese, und meldete sich dem Bejaher sogleich fürs Kolleg. Trotzdem verhinderte die starke Abweichung des Wesens ein vertrauteres Verhältniss; Prutz hat aber seine interessante Kritik Roquettes, die wir öfters herangezogen haben, möglichst objectiv gehalten, ihn sogar mit der Bezeichnung „der wahre Repräsentant jener neuen Menschen, die aus der trüben Fluth des tollen Jahres emporgetaucht sind . . . ." (a. a. O. S. 241 f.) auf ein zu erhabenes Piedestal gestellt. Der kenntniss- und ideenreiche Mann stand gerade an einem Wendepunkte und wäre im Vergleich zu der ihm damals geschenkten Aufmerksamkeit (s. z. B. das Pamphlet „Robert Prutz der grosse Pascha von Halle. Vor einem Giaur. Leipzig, Gustav Remmelmann 1853": darin S. 9 f. wider den Litterarhistoriker, S. 21 f. u. 26 über Prutz und Leo) heute nicht dermaassen zu vernachlässigen: eine Biographie könnte lehrreich werden.

[2]) Ulricis, wie meine früheren Aufsätze über Roquette von diesem unbeanstandet annahm, nicht, da dieser (s. meine Angabe Allg. dtsch. Biogr. 39, 261 [vgl. 266 u. 268 f.] erst 1861 Ordinarius wurde und Prutz eben mit seinem eigenen „ausserordentlichen" Range die Unmöglichkeit, sich mit Roquettes Promotion enger zu befassen, begründete.

[3]) Vgl. dessen Buch „Christian Friedrich Scherenberg und das litterarische Berlin bis 1860" (1885) und seinen Aufsatz in der „Deutschen Rundschau" XXII Nr. 7 (April 1896 S. 107: Habich a. a. O. Spalte 4 kontrastirt Roquette und Fontane.

[4]) Vgl. dazu Roquette's an „Lübke's Lebenserinnerungen" angeschlossenen Aufsatz in der 110. Beilage der Allgemeinen Zeitung 1891.

und in diesem Triennium begeisterungsloser pädagogischer Praxis[1]) spielte sich ein Liebesroman mit Julie, der Tochter eines dichterisch thätigen Professors der Naturwissenschaften an der Fürstenschule St. Afra zu Meissen[2]), ab, der zu einem bald gelösten Verlöbniss führte. Darauf nahm er, infolge einer wegen Krankheit des Vaters gewagten Urlaubsüberschreitung entlassen, zum vierten Male in Berlin Aufenthalt, zunächst eindringlichen fachwissenschaftlichen Studien und erzählender Produktion hingegeben, bis er 1862 als Docent der Litteraturgeschichte an der Kriegsakademie angestellt wurde.[3]) Diese ihm wenig zusagende Stellung verlor er schon 1863, da er in einer Stichwahl zwischen Graf Wrangel und dem Oppositionsführer Waldeck für diesen gestimmt hatte, hielt im Winter 1864 auf 65 öffentliche Vorlesungen über deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts, während er zu Michaelis 1867 den Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur an der königlichen Gewerbeakademie übernahm. Erst 1869 gelangte der Fünfundvierzigjährige mit der Berufung als Professor der Litteratur und Geschichte am Polytechnikum zu Darmstadt in eine im grossen Ganzen seinem Wunsche angemessene Thätigkeit, der er sich seitdem mit Lust und Liebe zu allseitigster Anerkennung gewidmet hat, wie er rückschauend selbst sich ausdrückt: „in einem ziemlich engen Kreis, über den der weite Himmel der grossen Welt aber doch auch ausgespannt ist“. Von den Amtsgenossen und der Hörerschaft, von seinen Mitbürgern und dem Landesfürsten hochgeehrt, hat er am 19. April 1894 dort den siebzigsten Geburstag, gleichzeitig das Silberjubiläum dieses Postens, begangen, im traulichen Heim an der lenzprangenden „Promenade“[4]) der hessischen Residenz, wo die jüngste der vier Schwestern, Toni, ganz in ihm eingelebt, die Wirthin vertrat. Roquette hat nämlich nach einer heissen Studentengluth für eines Freundes Gattin und jener sächsischen Episode nie geheirathet, er, der so oft tiefe und reine Liebe uns vor Augen und siegreich zum Ziele geführt hat, so dass man ihn einen Specialisten der in Prosaform gefassten, um ein Minneproblem sich drehenden Lebensskizze heissen kann.

---

[1]) Vgl. dazu K. Landmann, Ztschr. f. d. dtschn. Unterr. IX 635 f.

[2]) Jetzt darf ich wohl, ohne pietätlos zu erscheinen, die Hypothese äussern, dass das Adolf Peters (1803—1876), 1851—1873 in obgenannter Stellung, war (vgl. Allg. dtsch. Biogr. 25, 481 f., Heinr. Kurz' Gesch. d. dtsch. Litt. IV 172, Ad. Sterns Lex. d. dtsch. Nationallitt. S. 275 a). Auf eine keineswegs aufdringliche Notiz schnitt Roquette jede Diskussion wie folgt ab (ich hatte im Auftrage eines Fremden angefragt): „Dass Sie sich meiner ‚Siebzig Jahre‘ mit Theilnahme annehmen, freut mich ja sehr, und die Anlegung eines Registers ist mir sehr schätzenswerth, aber ich spreche die Bitte aus, das Buch nicht zu sehr zum Gegenstande der Forschung zu machen. Ich bin bei der Darstellung so aufrichtig als möglich gewesen, aber ich hatte auch noch Rücksicht zu nehmen auf lebende Personen. Ich werde daher keine Auskunft geben über allerhand, was man zur Befriedigung der Neugier noch erfahren will.“ (Brief vom 29. April 1895.)

[3]) Die dazu von Roquette treu nacherzählte Unterredung mit dem eigenthümlich urwüchsigen Johannes Schulze, den Hochschuldecernenten des Kultusministeriums, ist für beide Betheiligte bezeichnend (vgl. M. Hertz über Schulze Allg. dtsch. Biogr. 35, 18). Trotzdem der alte Geheimrath als begeisterter Jünger Hegels in Roquettes litterarhistorischem Handbuche die geringe Rücksicht auf die Philosophie unwirsch bekrittelte und dabei gegen die neue Zeit mit ihrer Abneigung gegen Ideale und höhere logische Spekulationen stark ausfiel, installirte er den darob erstaunten Bewerber mit dem von einem Schlage auf den Buchdeckel begleiteten Schlussworte: „Na trotzdem! Es ist eine hübsche Arbeit.“

[4]) Damit mich hierfür kein subtiler Alexandriner wieder monire, wie ich unlängst hörte, bemerke ich, dass ich recht gut weiss, dass die „Promenade“ mit dem 1. April 1895 in „Bismarckstrasse“ umgetauft worden ist.

Des Verblichenen Persönlichkeit hat sich vermuthlich nur wenigen recht erschlossen, und selbst die Mehrzahl davon wird, so unkonventionell er sich zu geben pflegte, die Strenge, die der äusserlich höchst milde Mann gegen sich selbst in jedem Betracht übte, nicht bemerkt haben. Die meisten erfuhren erst aus der Selbstbiographie, welch herbe Prüfungen ihm im Daseinskampfe beschieden gewesen sind, bevor die plötzliche Berufung nach Darmstadt wenigstens die augenblickliche Sorge abstreifte. Die Strasse unseres Dichters war mit nichten eine dornenlose, und er gehört nicht den auserlesenen Sterblichen zu, die sich unbekümmert um des Geschickes Launen nach eigenen Gutdünken und frei entwickeln dürfen. Kostete er zwar auf keiner Stufe seines Aufstiegs den Druck, der auf dem von Schicksalstücken geplagten Wanderer lastet, so erschwerten es doch äussere Umstände leidlich, ein Ziel zu erreichen, wo er Posto fassen und seinem ehrlichen Streben ungestört genügen konnte. Seit der Entlassung vom Dresdener Lehramte hatte ihm nie das tägliche Brot ohne Anstrengung auf dem Tisch gelegen, und jetzt nach dem Tode sind weitere Kreise höchlichst überrascht, weil der Dichter trotz eisernen Fleisses und denkbarsten Einschränkung infolge der Jahrzehnte dauernden Nothwendigkeit, für Mutter und Geschwister zu sorgen, zeitweise auch arg mitgenommene Verwandten herauszureissen.[1]) nichts Nennenswerthes hinterlassen hat, so dasss ein Comité und die Schillerstiftung die Ehrenpflicht gegenüber der schwesterlichen Hüterin seines leiblichen Wohls und Theilnehmerin an seinem Denken erfüllen müssen.[2]) Wer hat je eine Klage von den Lippen vernommen, die nur freundlich zu reden gewohnt waren, wer je eine Silbe über jene schweren Opfer von dem Anspruchslosen, der sich sozusagen gar nichts gönnte?[3]) So erscheinen die Studienjahre weniger bewegt, ruhiger noch die Mannesjahre, wenn man nur den äusserlichen Anstrich veranschlagt. Zwei Dinge hielten ihn in Ärger und Misserfolg stets aufrecht. Einmal die grosse Einfachheit und Bescheidenheit.[4]) Roquette war ein zu vornehmer Geist, um die Reklametrommel zu rühren oder rühren zu lassen. Sodann bekundet die sichtliche Vorliebe, die auf den Seiten des Memoirenbuchs und ebenso, sobald er im engsten Zirkel ohne Sentimentalität in das Treiben seines ersten Menschenalters zurückgriff, die Knabenjahre sammt

[1]) Durch die Blume nur und edelsinnig deutet das der Brief vom 29. April 1895 an: „Aber nun geht alle Zeit auf das Entgegnen der Briefe hin — was vielfach nicht leicht ist. Denn wenn man der Senior eine sehr ausgebreiteten Familie ist, in der nur Weniges leicht und glatt im Leben von statten geht, werden alle Sorgen (und von rechtswegen) bei dem Ältesten abgelagert."

[2]) Da leider bezügliche Mittheilungen bald nach dem Tode die Runde durch die Zeitungen machten, so ist es sehr erfreulich und zugleich ehrenvoll, dass Fräulein Toni Roquette in den „Mainzer Anzeiger" vom 7. April 1896 eine Erklärung einrückte, wonach der Dichter in Darmstadt durch Professurgehalt und litterarisches Einkommen so gestellt war, dass er nie zu darben brauchte. War also wohl auch keine Bedrängniss vorhanden, so bleibt doch die Thatsache bestehen, dass einer der edelsten Geister und gelesensten Schriftsteller der deutschen Nation sich öfters in Umständen befand, die bei englischen und französischen Schriftstellern kaum möglich gewesen wären.

[3]) So eine Mittheilung „von zuverlässiger Seite" im „Berliner Tageblatt" vom 2. April Abend-Ausgabe, Feuilleton, welche Zeitung obige Dinge (z. B. 8. April Abend-Ausgabe, Feuilleton, die Erklärung der Schwester) ebenso darstellt und überhaupt über alle (durch R[ichard] W[ulkow] in Darmstadt) besser unterrichtet war, als viele andere.

[4]) Ich erwähne, dass ich den Titel „Geheimer Hofrath", der ihm am 70. Geburtstage verliehen ward, ein einziges Mal von seiner Hand geschrieben gesehen habe, nämlich als es sich um eine Empfehlung an eine Behörde handelte, wo dieser Zusatz das Gewicht verstärken musste. Seine schmucklose Visitenkarte zeigt nur den Namen.

denen des litterarischen Debuts begleitete, seinen nie versiegten Hang zur Jugend und ihrem Fühlen, diese Grundfarbe seiner älteren Darbietungen.[1]) So wird, wenn schon die anderen Leistungen die Vielseitigkeit, die Sicherheit, den Vervollkommnungsdrang seiner Schriftstellerei bestätigen und „Gevatter Tod“ nebst den hervorgehobenen erzählenden Werken im Vordertreffen stehen, sein Ruhm am unvergänglichsten in der Lyrik währen, worin er die ersten, seine unverwelklichen Lorbeeren gepflückt hat, und „Waldmeisters Brautfahrt“, mit fast dreiviertelhundert Auflagen eines der verbreitetsten Dichtwerke in deutscher Zunge, im deutschen Gemüthe stets Wiederhall wecken. Eins nämlich bildet da den Hintergrund, was für die Tendenz von Roquettes Wirken und Schaffen maassgeblich blieb — wie Goethe im Liede sagt: „Da scheinet ein Bildchen, ein göttliches, vor“ — die Freude am Leben, und unter dem Banner dieses sieghaften Glaubens an Schönheit, Edelsinn, Glück und Licht stand sein gesammtes Wesen, sein Fühlen, Denken und Streben.

Die nachfolgenden Strophen stellen uns unseren Otto Roquette so augenfällig und echt dar, dass ich nicht umhin kann, mit ihnen zu schliessen, denn „besser, als dies eine andere Feder vermöchte, charakterisirt ihn dies sein eigenes Gedicht“.[2])

Jahresringe.

Zum siebzigsten Geburtstag.

So ist's denn wahr? Ich merkt' es kaum,
Indess sich regt des Frühlings Schwinge,
Dass angesetzt der Lebensbaum
Schon siebzig Jahresringe?
Mir ist, als ob ich überrascht
In noch bewegten Lebenskreisen,
Vom Alter plötzlich wär' erhascht,
Um es noch abzuweisen.

Doch nimm gefasst, o Seel', es auf,
Heiss' es wie einen Freund willkommen,
Von dem du in der Jahre Lauf
Schon manchen Gruss vernommen!
Er schlägt den Vorhang heut zurück
Von fast verblichnen Lebensbildern,
Und weiss dir, wechselnd Schmerz und Glück,
Und Hartes auch zu mildern.

Und wenn Enttäuschung oft gelähmt
Des Hoffens allzufreie Flüge,
Wenn ringend du den Groll bezähmt,
Und nur gefasst die Lüge:
Und was du bergen hast gemusst
Im Innersten, zum Trotz den Jahren,
Den Kampf, den niemand je gewusst,
Und niemand je erfahren.

Das Widerwärtge selbst, das oft
Dich um ersehntes Gut betrogen,
Du fühlst, es hat dich unverhofft
Gefördert und erzogen;
Gewährt auch mehr dir, als der Glanz,
Von jugendgünst'gem Glück verschwendet,
Der einst umspielt den ersten Kranz,
Den man dem Haupt gespendet.

Was dich bedrückte, was dich hob,
Das Leben hat es ausgeglichen;
Und, wie die Leidenschaft zerstob,
Ist Zorn und Reu' gewichen.
Und wenn dir durch ein gut Geschick
Ein neuer Lebensring sich dehnte,
Zeigt nicht mehr ein umflorter Blick
Dir das umsonst Ersehnte.

Doch Eines blieb dir unversehrt:
Die Lust zum Bilden und Gestalten!
Was in der Jugend du begehrt:
Im innersten Entfalten,
Es quillt in unversiegter Flut
Belebend noch in späten Tagen,
Um, was dich treibt, mit Lust und Muth
Zu singen und zu sagen.

Und soll dir Welt, und soll dir Tag
Noch lebenswerth vorüber treiben,
Das muss dir, was auch werden mag,
Als Dauerglück verbleiben.
Was rein die ganze Seel' empfing,
Es möge neuer Frühling sprossen!
Bis sich der letzte Jahresring
Gedehnt und abgeschlossen!

---

[1]) Prutz a. a. O., besonders S. 248–250, spottet über dies Leitmotiv weidlich, aber übertreibend.

[2]) Fussnote der Redaktion der „Deutschen Dichtung“ zum Originalabdruck XVI 37.

August Kekulé.*)

(geb. Darmstadt, 7. September 1829; gest. Bonn, 13. Juli 1896.)

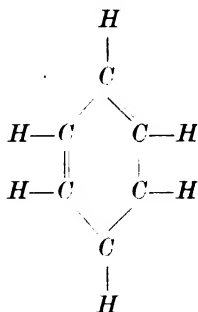
Von
J. H. van't HOFF.

Unter den Naturforschern, denen die Wissenschaft Grosses verdankt, treten öfters einzelne Gestalten wie Heroen hervor. In denselben kommt die Geistesbewegung einer bestimmten Periode zum klarsten Ausdruck, und so wird auch ein Hauptabschnitt der Chemie den Namen Kekulé gewissermaassen in Klammern als Untertitel tragen. Denn Kekulé war ein solcher Heros, und das ihm in erster Linie angehängte Kapitel umfasst die Strukturchemie.

Die Geistesbewegung, um die es sich handelte, galt dem vorletzten Credo der neuen Chemie: „Die Materie lässt sich erkennen, indem deren Aufbau in Atomen und Molekülen bis in die Einzelheiten klargelegt wird, denn alle äusseren Erscheinungen rühren von diesen Atomen und Molekülen mit ihren Kräften und Bewegungen her.“

Da kam ein Grossmeister der bildlichen Darstellung, der das Bedürfniss nach fassbarer Vorstellung als zeitgemässe Nothwendigkeit heranwachsen sah, der wie kein anderer tief in seine Wissenschaft eingedrungen war, und wie kein anderer das dem Augenblicke angepasste Wort zu wählen wusste. Er schuf das Modell zur endgültigen Klarstellung seiner allmählich bis ins Detail ausgearbeiteten Ansichten über den Bau, die sogenannte Struktur der Materie, und zeigte, wie etwa diese Materie betrachtet durch ein Riesenmikroskop von märchenhafter Leistung aussehen würde. Und soviel war jedenfalls von Wirklichkeit darin, dass Schlussfolgerung auf Schlussfolgerung sich bestätigte.

Um ein Beispiel zu wählen: für die Alten war das Benzol des Steinkohlentheers ein Kohlenwasserstoff, der neben 92 Proz. Kohlenstoff 8 Proz. Wasserstoff enthielt; für Kekulé war es ein Körper, dessen kleinste Theilchen (Moleküle) ungefähr so aussahen



nur dass *C* und *H* keine Buchstaben, sondern bildliche Darstellungen von Kohlenstoff- resp. Wasserstoffatomen sind, während die Striche Bindungen zum Ausdrucke bringen, die das Ganze zusammenhalten. Was mit diesem kleinen Werkzeug, dieser sogenannten Strukturformel von Benzol zu leisten ist, weiss jeder Chemiker, und ist keinem Laien verständlich zu machen. Begnügen wir uns darum mit der Mittheilung, dass diese Errungenschaft während eines Vierteljahrhunderts die fruchtbarsten Untersuchungen derart beherrscht hat, dass am 11. März 1880 zu

*) Wiederholt aus der „Nation“, No. 43 vom 25. Juli 1896.

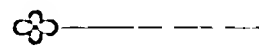
Berlin eine „Kekuléfeier“ und ein „Benzolfest“ veranstaltet wurde, auf welchem selbst Vertreter aus Amerika den persönlich anwesenden Forscher feierten.

Seinen wissenschaftlichen Leistungen, zu denen eine ungemein fruchtbare Lehrthätigkeit (Privatdozent Heidelberg 1856; Professor Gent 1858; Bonn 1865) hinzutrat, schlossen sich an seine innere Begabung und Vorbereitung in durchsichtiger Weise an.

Kekulé war anfangs eben für die Architektur bestimmt, die er so glücklich auf chemischem Gebiete anzuwenden berufen war; er studirte in Giessen deskriptive Geometrie, Perspektive, Schattenlehre und Steinschnitt, als Liebig's Vorlesungen ihn fesselten. Von jetzt ab widmete er sich der Chemie, machte sich durch den Unterricht von Dumas und Gerhardt in Paris, von Williamson in London, von jeder Schule frei und pflegte neben seiner experimentellen Ausbildung seine sachlichen Kenntnisse derart, dass er schliesslich bei seinen Freunden für zuverlässiger als der chemische Jahresbericht galt. Auf diesem Boden blühten dann die Resultate auf, über deren Entstehung, speziell der der Benzoltheorie der Verstorbene selber Folgendes mitgetheilt hat:

„Während meines Aufenthaltes in Gent in Belgien bewohnte ich elegante Junggesellenzimmer in der Hauptstrasse. Mein Arbeitszimmer lag aber in einer engen Seitengasse und hatte während des Tages kein Licht. Für den Chemiker, der die Tagesstunden im Laboratorium verbringt, war dies kein Nachtheil. Da sass ich und schrieb an meinem Lehrbuch; aber es ging nicht recht; mein Geist war bei anderen Dingen. Ich drehte den Stuhl nach dem Kamin und versank in Halbschlaf. Wieder gaukelten die Atome vor meinen Augen. Kleinere Gruppen hielten sich diesmal bescheiden im Hintergrund. Mein geistiges Auge, durch wiederholte Gesichte ähnlicher Art geschärft, unterschied jetzt grössere Gebilde von mannigfacher Gestalt. Lange Reihen, vielfach dichter zusammengefügt; alles in Bewegung schlangenartig sich windend und drehend. Und siehe, was war das? Eine der Schlangen erfasste den eigenen Schwanz, und höhnisch wirbelte das Gebilde vor meinen Augen. Wie durch einen Blitzstrahl erwachte ich; auch diesmal verbrachte ich den Rest der Nacht, um die Konsequenzen der Hypothese auszuarbeiten. Lernen wir träumen, dann finden wir vielleicht die Wahrheit. Aber hüten wir uns, unsere Träume zu veröffentlichen, ehe sie durch den wachenden Verstand geprüft worden sind.“

Diese Vorschrift erinnert an Newton's „Abwarten“, wird aber bekanntlich nicht von jedem mit gleichem Erfolge durchgeführt.



Briefe von D. Fr. Strauss, Gustav Freytag, Friedrich Hebbel und Emanuel Geibel.

Mitgetheilt von M. GRUNWALD.

Die folgenden, unseres Wissens hier zum ersten Male veröffentlichten, Briefe entstammen der Campe'schen Autographensammlung auf der Hamburger Stadtbibliothek.

D. Fr. Strauss.

Die Briefe von Strauss sind, der eine an den bekannten Verleger Brockhaus, der andere an Prof. Wurm gerichtet. Wurm war (vgl. Schröder, Lexic. der Hamb. Schriftsteller) 1801 zu Blaubeuren in Württemberg geboren, also ein Landsmann von Strauss, er leitete von 1827 bis 1833 zwei in Hamburg erscheinende englische

Zeitungen und wirkte von da an bis zu seinem Tode (1859) als Professor am dortigen akademischen Gymnasium.

Auf den Brief an Wurm nimmt Strauss in der Vorrede zu seiner Schrift „Herm. Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die Vernünftigen Verehrer Gottes“ (ges. Schriften Bd. V 1877 S. 231 fg.) Bezug: „Nachdem ich in Erfahrung gebracht, dass das vollständige Werk, aus welchem Lessing die Fragmente bekannt gemacht hatte, auf der Hamburger Bibliothek noch vorhanden sei, wandte ich mich im Jahre 1844 dahin mit dem Wunsche, das Manuskript zu erhalten“. Doch benutzt Strauss bei der Abfassung seines „Reimarus“ eine Abschrift des Reimarus'schen Werkes, welches sich in Hamburger Privatbesitz befand.

An Prof. Wurm in Hamburg.

Verehrtester Herr Professor!

Wenn Sie es zudringlich finden, dass ich, Ihnen persönlich durchaus unbekannt, mich mit einer Bitte an Sie wende, so habe ich zu meiner Entschuldigung nichts aufzubieten, als die Landsmannschaft. Da ich nie in Hamburg war, und dort keinerlei Verbindung habe, so werden Sie es natürlich finden, dass mir bei einer Erkundigung, die ich daselbst einzuziehen wünschte, zuerst derjenige Name auffällt, der unser Würtemberg dort seit einer Reihe von Jahren ehrenvoll vertritt. Mein Anliegen ist aber dieses. Auf der dortigen Bibliothek liegt das vollständige Manuskript jener merkwürdigen Schrift, von welcher Lessing die bekannten Fragmente herausgegeben hat. Von jeher hat dieses Werk und sein Verfasser zu den vornehmsten Gegenständen meiner Neigung und Verehrung gehört, und längst hege ich den Wunsch, es vollständig herausgeben zu können. Ich glaube, die deutsche Literatur hat ein Recht auf dieses Buch. Es ist wie wenige ein Ausdruck deutschen Geistes, der auch in einem Gebiete, wo so viel Reiz zu frivolem Muthwillen stattfindet, seinen Ernst und seine sittliche Würde nicht verleugnet. Giebt man den Bodin heraus und bevorwortet ihn Neander, so sehe ich nicht, warum Reimarus unter Schloss und Riegel gehalten werden soll. Dass die Meinung von etwaigem Ärgerniss etc. auf Irrthum beruhen würde, darf ich Ihnen nicht erst auseinandersetzen. Also ist meine Anfrage diese: ob und unter welchen Bedingungen von dem auf dortiger Bibliothek befindlichen Reimarus'schen Manuskript eine Abschrift zum Behufe des Druckes genommen werden dürfte, und an wen ich mich desshalb zu wenden hätte — was ich aber nur dann thun möchte, wenn das Resultat der Privaterkundigung, die Sie vielleicht einzuziehen gütigst Gelegenheit nehmen, ein günstiges ist.

Wollen Sie einmal von einem Manuskript unseres Heilbronner Archivs, etwa einem Götzischen Fehdebrief, Abschrift nehmen lassen, so stehe ich Ihnen dann auch mit Vergnügen zu Gebot!

Indessen bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster D. F. Strauss.

Heilbronn, 17. Juni 1844.

Tübingen, 4. Juli 1840.

Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euer Wohlgeboren

sende ich hier die gewünschten Notizen, indem ich übrigens auf die Darstellung von Vischer, in den Halle'schen Jahrbüchern verweise.

Hochachtungsvoll

Dr. Strauss.

Ich bin geboren zu Ludwigsburg den 27. Januar 1808 (hier ist ein Fehler bei Vischer); besuchte dort die lateinische Schule bis zum Herbst 1821, wo ich in das niedere theologische Seminar zu Blaubeuren aufgenommen wurde. Im Herbst 1825 wurde ich in das theologische Stift zu Tübingen aufgenommen; im Herbst 1830 absolvirte ich und wurde Vicar bei einem

Landgeistlichen. von hier kam ich im Sommer 1831 an das niedere Seminar nach Maulbronn als Professoratsverweser. Im November desselben Jahrs reiste ich nach Berlin, wo ich den Winter blieb und hauptsächlich Schleiermacher (da Hegel in den ersten Tagen meines Dortseins gestorben war) hörte. Im Mai 1832 kam ich als Repetent an das Stift in Tübingen: im Juni 1835 erschien der 1. Band meines Leben Jesu; im Juli war ich schon meines Amtes entlassen und nach Ludwigsburg als Verweser eines Professorats am dortigen Lyceum gewiesen, ich durfte jedoch auch noch bis zum Herbst in Tübingen ausserhalb des Seminars verweilen, um den Druck des 2. Bandes meines Leben Jesu zu besorgen. Die Stelle in Ludwigsburg versah ich ein Jahr; dann bat ich um meine Entlassung und lebe seitdem in Stuttgart, wo mich neben der Abfassung von Streitschriften und der Besorgung neuer Ausgaben meines Leben Jesu, hauptsächlich die Vorarbeiten für eine Dogmatik beschäftigen. Von dieser ist jetzt der erste Band fertig, und wird bis Herbst erscheinen: mit demselben eine 4. Ausgabe des Leben Jesu, welche das Werk namentlich von manchen Verunstaltungen, die es in der dritten erlitten, reinigen wird.

G. Freytag.

Die Adressaten der Freytag'schen Briefe sind ein Professor in Hamburg, vermuthlich wegen der englischen Beziehungen, auf welche in dem Briefe angespielt wird, Wurm (s. oben), der bekannte schlesische Dialektdichter Karl v. Holtei und Heinrich Marr, der, 1797 zu Hamburg geboren, seit 1844 am Stadttheater in Leipzig, wohin Freytag 1848 von Dresden übersiedelte, als Oberregisseur wirkte. Er starb 1871 in seiner Vaterstadt. Der in dem Briefe an Holtei erwähnte Ed. Devrient, geboren 1801, war seit 1844 Oberregisseur an der Dresdener Hofbühne, an welcher 1847 Freytags „Graf Waldemar“ zum ersten Male gegeben wurde. Devrient starb 1877 zu Karlsruhe.

Herrn Oberregisseur Marr

Leipzig.

Breslau, 2. 3. 47.

Mein lieber Marr!

Tausend Dank für Ihre freundliche Nachricht, noch mehr für die gute Gesinnung, welche aus Ihrem Briefe schimmert. Ich habe, um als guter Handelsmann zu reden, meine Zeit in Leipzig nicht verloren, habe manche Menschenseele kennen gelernt und lieben gelernt und auf Botokudenweise meine Nase an ihnen gerieben, und ich freue mich herzlich, dass darunter auch Ihre Seele ist, lieber Marr. Eine bösartige, trotzige, gefährliche Seele, die ich ausnehmend schätze, und deren Bass einen auffälligen Contrast bildet gegen den hohen Ziehdiskant des artigen Sachsen. Nun, Gott segne Sie und der Böse führe Sie bald her zu uns. Sie wissen, wie ich das meine.

Wegen Ihres Gastspiels habe ich am ersten Tage meiner Ankunft an Dr. Nimbs geschrieben und erwarte seinen Besuch oder Brief um das Weitere zu besprechen, sobald etwas resultirt feststeht, erhalten Sie Antwort.

Die Zeilen kommen mit einer Bitte. Ich habe vor meiner Abreise einer respectabeln Freundin ein Billet zur dritten Darstellung der Valentine versprochen und die Sache unter dem Abreisen schändlich vergessen. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, zur vierten Vorstellung, Sonntag, ein Billet, Parquet oder Amphitheater und ein Billet dritte Gallerie an Frau Architekt Treischke, Dresdnerstrasse 27 parterre, hinauszusenden. Bitte, thun Sie es, sie ist die brave Wittwe eines ehrlichen Freundes, der ein schweres Leben und ein kleines Glück hatte.

Grüssen Sie recht artig meine Freundin Elisabeth; sein Sie ihr immer hübsch artig, mein lieber Marr, Sie sind ihr ja Alles. — Wagnern grüsse ich herzlich, auch Richter, Guttmann, den kleinen Schneider. Wenn Sie Bertha Angelmann und die gute Grossmama sehen, so sagen Sie ihnen, die schlesischen Öfen seien besser als die Leipziger, aber ich sehnte mich doch manchmal nach ihrem warmen Ofen zurück.

Mit gutem Gruss und Handschlag bitte ich, bleiben Sie hold

Ihrem Freytag.

Siebleben, 8. November 1857.

Hochverehrter Herr Professor!

Erst jetzt kann ich Ihnen für Ihren gütigen Brief danken, denn erst jetzt habe ich wenigstens theilweise Kenntniss der englischen Übersetzungen von S. u. H. [= Soll und Haben] erhalten. Nur gegen einen der Übersetzer, die Oberst Malcolm, deren Arbeit bei Bentley. London erschienen ist, fühle ich eine Verpflichtung, da diese sich vorher an meinen Verleger gewendet hat, auch scheint mir ihre Arbeit gewissenhafter, als die der andern. So bin ich in der Lage, bei einem neuen Roman wohl zuerst dieser Dame — falls sie noch Lust haben sollte, ein zweites Mal mit mir zu debutiren, das Recht der Übersetzung zu geben. Haben Sie desshalb, hochgeehrter Herr, die Güte, der wohlwollenden und talentvollen Frau, welche Sie mir nannten, mit meinem ergebensten Dank meine Entschuldigung auszudrücken, dass ich das ehrenvolle Anerbieten wenigstens vorläufig nicht sicher annehme.

Aber was die Hauptsache ist, womit ich diesen Winter debutiren will, ist gar kein Roman, und ich fürchte, auch die liebevollste Übersetzerin wird keine Lust haben, die neue Arbeit zu übertragen. Und bis zum nächsten Winter ist's noch weit. Jedenfalls bitte ich um Erlaubniss, an Sie schreiben zu dürfen, falls Ihre bekannte M. Sinnert dann noch Lust haben sollte, mit mir in Conjunction zu treten.

Immer habe ich in diesem Jahre eine Reise nach Hamburg intentionirt, die mir — so wünschte ich lebhaft, die Freude verschafft hätte, Sie persönlich zu begrüssen, aber in Sonnenlicht und Behagen an der Natur schwand dies schöne Jahr auch uns vorüber, und nahm mit seinen fliegenden Stunden dies Projekt, wie vieles hinweg. Bis mir der Wunsch erfüllt wird, Ihnen die Hand zu schütteln und zu sagen, wie sehr ich Sie verehre, bitte ich Sie, als den Freund meiner Freunde auch mir Wohlwollen und freundlichen Antheil zu bewahren.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster
Freytag.

Herrn Carl von Holtei
z. Z. in Hamburg.

Leipzig, 6. Januar 1850.

Mein theurer Freund!

Ihr Brief hat mir grosse Freude gemacht, ich beantworte ihn erst jetzt, weil ich mir vorher einiges für Sie zurecht legen wollte. Vor Allem einen Plan in Betreff Ihrer. Sie wollen Mitte des Monats von Hamburg nach Gratz reisen. Da liegt ja Leipzig mitten inne. Wir bitten Sie freundlichst und sehr dringlich, kommen Sie doch zu uns und bleiben Sie ein paar Tage oder Wochen bei uns Leipzigern. Die Gründe zu diesem Wunsch sind zahlreich wie Brombeeren, und ich will einige anführen. Pro primo wünsche ich leidenschaftlich Sie einmal zu sehen, zu streicheln, zu haben. So und so viele Jahre sind vergangen, seit wir uns nicht die Hände geschüttelt, die Welt ist jung und wieder alt geworden seit der Zeit, unverändert aber steht Ihr Bild in dem Herzen Ihres Sie liebenden u. s. w. Es wäre für Sie kaum ein Umweg über Leipzig nach Gratz, für mich eine grosse Freude.

Pro secundo würde diese Freude auch in grössere Kreise getragen werden können, wenn Sie sich entschlössen, den Leipzigern einige dramatische Vorlesungen zu halten. Ich glaube, dass jetzt ein vorzüglicher Boden für dergleichen hier ist, das Theater steht in dem schlechtesten Renommée und der Leipziger stürzt gern in künstlerische Abende. Die Kritik ist hier schlecht, wie überall, aber das Publikum achtet nicht darauf, und Sie haben ja Freunde. Es ist ein Stamm Schlesier da, gute Jungen, freilich schlechte Musikanten, die zu einer Recensentenclique gehören, welche die Tageskritik macht. Mit Alledem würden Sie leicht fertig werden. Die Autographe sammeln wir Ihnen, ich habe meine vor einiger Zeit an Kahlert und in eine englische Sammlung gegeben, was ich noch zusammenkratze, gebe ich Ihnen, aber unter meinen Bekannten steckt noch Einiges. Kommen Sie her, so dediciren wir Ihnen Alles.

Ich habe Eil, ich will noch nach Dresden, eine Aufführung des Waldemar sehn. Also, lieber Freund, Landsmann, Holteile, überlegen Sie sichs kurz und kommen Sie her. Schreiben Sie mirs sobald Sie können. An Marr und sein Weib 100,000 Grüsse, komme ich von Dresden zurück, wo ich mit Ed. Devr. und Koch sprechen werde. so schreibe ich ihm selbst; sie sollen mir gut bleiben, ich wünsche sehr, sie zu sprechen. Mein Weib empfiehlt sich Ihrem Wohlwollen.

Treu und artig

Freytag.

Friedr. Hebbel.

Über die in Hebbels Brief erwähnten Personen ist zu bemerken. dass unter Rötscher der Dramaturg Heinrich Theod. Rötscher (1803—1871) zu verstehen ist, welcher 1847 bis 1849 zu Frankfurt a. O. ein Jahrbuch für dramatische Kunst und Litteratur herausgab, zu dem auch Hebbel Beiträge lieferte. Über die Schicksale der Amalie Schoppes (geb. Weiss, 1791—1858), deren Nekrolog Ottilie Assing geschrieben, berichtet des Näheren Schröder a. a. O.

An ? in Hamburg.

Wien, 15. Nov. 1847.

.. In der jetzigen Zeit kann Niemand der Mitwirkung der Journalistik entbehren, wie mich eine lange und schmerzliche Erfahrung überzeugend gelehrt hat. Das Niederträchtige kann sich durch sie keineswegs auf die Länge oben erhalten, aber das Vortreffliche kommt ohne sie auch nicht in die Höhe. Es ist daher ein sich ganz von selbst ergebendes Gesetz, dass ich treu nach beiden Seiten befolge, dass man nicht pfuschen, sondern immer das Mögliche leisten, dann aber auch die Mittel, die das Geleistete allein in Verbindung mit der Welt setzen, nicht verschmähen soll.

Seit der Maria Magdalena habe ich meinen Diamant und mein Trauerspiel in Sicilien, ein Werk, das in gewissem Sinn in uns'rer Litteratur einzig ist und darum auch das einzige Schicksal hat, total missverstanden zu werden, veröffentlicht. Ein neues Trauerspiel: Julia, das einen zweiten Theil der Maria Magdalena bildet und eine ganz neue ethische Lösung des tragischen Verhältnisses darbietet, ist vollendet und eine grosse historische Tragödie, wovon bereits zwei Acte fertig sind, schreitet täglich vorwärts. Ein zweiter Band Gedichte, mein Allerbestes enthaltend, erscheint in prachtvollster Ausstattung zu Weihnacht in Leipzig und meine Novellen, neun an der Zahl, sind druckfertig. Gleichfalls unterstütze ich Rötschers Jahrbücher regelmässig mit Beiträgen, in denen ich, so wenig sie dem oberflächlichen Blick darnach aussehen mögen, die Resultate Jahre langer Untersuchungen niederlege. Ich möchte wohl, dass Du die Abhandlung im ersten Heft: Über den Styl des Dramas! und die im vierten: Über das Verhältniss von Kraft und Erkenntniss im Dichter! einmal läsest. Der letzteren verdanke ich eine Reihe von wühlenden Angriffen in der letzten Zeit, denn sie beschäftigt sich vorübergehend auch mit Herrn Gutzkow. Doch, die schaden nicht, und um so weniger, als die ersten kritischen Instanzen Deutschlands, zum Theil auch Frankreichs, für mich sind. Vischer in Tübingen, der noch Niemand anerkannte und der sicher an der Spitze der ästhetischen Bildung steht, nennt die Maria Magdalena ein Epoche machendes Werk. Ruge, seit Paris mein intimer Freund, hat eine köstliche Parallele geschrieben und z. T. im 9. Band seiner Werke aufgenommen: Maria Magdalena, eine Tragödie, und Uriel Acosta keine Tragödie. Rötscher ist enthusiastisch für meine Arbeiten eingenommen und erklärt namentlich das noch nicht vollendete historische Stück, dessen ersten Act ich ihm in Berlin mittheilte, für ein Meisterstück vom ersten Rang. Aus Paris erhalte ich viele Beweise der höchsten Theilnahme und die Julia wird dort wahrscheinlich eher gespielt werden, wie bei uns. Brauche ich mehr um mich über das Hundegebell der Gutzkowianer getröstet zu fühlen? Von meinem neuen Werk wird auch ohne Zweifel die grösste Wirkung auf die Massen ausgehen, besonders, wenn meine Frau den Hauptcharacter spielt, denn sie hat als tragische

Künstlerin in Deutschland nicht ihres Gleichen und in Frankreich kaum in der Rachel, wenigstens ziehen Franzosen und Deutsche aus den ersten Kreisen sie in concurrirenden Rollen der Rachel noch vor. Ich wünschte Dir die Anschauung ihrer Chriemhilde, ihrer Maria Stuart, ihrer Griseldis u. s. w., dann würdest Du erfahren, was die Schauspielkunst für sich selbst bedeutet, denn die Stücke, mit Ausnahme des Schillerschen, wollen doch nicht viel sagen. Am Wiener Hofburgtheater wird sie darnieder gehalten, wie ich in der Literatur, und aus dem nämlichen Grunde, damit sie die liebe Mittelmässigkeit nicht genire. Doch wird sich das ändern, so oder so. Mir ist sie Alles, mein höchstes Glück und die Bedingung jedes Glücks, denn sie steht als Weib noch höher, wie als Künstlerin, ich brauche sie bloss abzuschreiben, um sicher zu seyn, das Vortreffliche zu erreichen. Mögtest Du sie kennen lernen! Das Interesse, das sie an der Judith nahm, hat uns zusammen geführt. Wunderbar, nicht wahr? Wäre ihre Gesundheit nur fester. Jetzt sieht sie ihrer zweiten Niederkunft entgegen!

Nun noch eine Frage: „Wie steht es mit der Doctorin A. Schoppe?“ Ich kann Dir nicht verhehlen, dass ich nur mit tiefstem Schmerz an sie denke, und, wo ich kann, Nachrichten über sie einzuziehen suche, so noch in Leipzig bei Kühne durch die jüngere Assing. Schwerlich geht es Dir anders. Als ich in Paris in der Frankfurter Zeitung die furchtbare Katastrophe mit ihrem Sohn las, trieb es mich mächtig, ihr zu schreiben, und ich unterliess es nur, weil ich an dem günstigen Eindruck auf sie zweifelte. Eben hatte ich, in der Maria Magdalena, ein fürchterliches Familien-Zerwürfniss dargestellt und nun musste sie es in gesteigertem Grade erleben! Seitdem habe ich unendlich oft an sie gedacht. Man schreitet in der Bildung vorwärts mit den Jahren und was man früher nicht begriff, wird Einem später oft unendlich klar. Wer erführe es nicht jeden Tag, dass die menschliche Natur äusserst einseitig ist, aber wie lange währt es, bis man erkennt, dass sie das mit Nothwendigkeit ist! Und doch ist es unläugbar der Fall, denn sie ist viel zu arm, um es nicht sein zu müssen, und die Zersplitterung, das Auseinandertreten der Gegensätze, wie auf der Waagschaale, zu ertragen; alle Energie würde damit aufhören.

Wer dieses erkannt hat, den wird keine Leidenschaftlichkeit mehr überraschen. Und was war ihr vorzuwerfen, als diese? Du würdest mich durch Nachrichten über sie ausserordentlich erfreuen.

Was Du mir über Dich selbst mittheiltest, konnte mich nur betrüben. Die menschliche Situation ist von grässlichen Zufälligkeiten abhängig, denen sich wenige entziehen können. Der einzige Trost, der bleibt, ist der, dass man sich durch redliches Kämpfen und Ringen innerlich steigert. Auf den sieht sich auch der Künstler angewiesen. Denn wer würde, der stumpfen Welt gegenüber nicht verzweifeln, wenn er bemerkt, wie wenig er sie zu ergreifen vermag und wie oft sie die Uhr, die er ihr hinreicht, damit sie wisse, wie viel es an der Zeit sey, für eine Kugel hält, womit sie bosseln soll. Auf dieser Stufe der Erkenntniss blieb Kleist stehen und erschoss sich. Man soll aber weiter gehen und erkennen, dass der wahre Lohn in der Entwicklung selbst liegt und dass die That, die nicht erkannt wird, das Hauptwerk, das ins Wasser fällt, den Vollbringer und Urheber veredelte, erweiterte und erhöhte. Seit ich zu dieser Erkenntniss durchgedrungen bin, kann mich Nichts mehr verwirren.

Ich grüsse dich herzlichst und bitte dich um ein baldiges Lebenszeichen. Wenn ich nur einen sichern Weg wüsste, so würde ich Dir Weihnacht meine neuen Gedichte als ein kleines Andenken senden. Durch Campe geht es nicht, der lässt sogar liegen, was für mich bei ihm eintrifft. So hat in diesem Sommer ein Königsberger Dichter mir seine Gedichte dedicirt, mir sie geschickt und mir dabeigeschrieben und ich habe Nichts davon erhalten, weil er sich an meinen Herrn Verleger gewendet hat, statt an mich selbst. Was sagst Du? — Ein unglückseliges Verhältniss, und doch — war es zu umgehen?

Dein Fr. Hebbel.

N. S. Ich öffne das schon gesiegelte Couvert wieder und schliesse ein Blättchen für Campe bei. Du wirst es gütigst besorgen lassen, etwa durch die Stadtpost.

Emanuel Geibel.

Über Hübbe, an den der erste Brief G.s gerichtet ist, vgl. man Schröder a. a. O., der mehrere Hamburger Schriftsteller dieses Namens aufführt.

Heinrich Schleiden ist der Bruder des bekannten Botanikers M. J. Schl., dessen Briefwechsel mit Jakob Friedr. Fries ebenfalls zu dem Handschriftenbestand der Hamburger Stadtbibliothek gehört (Vgl. Archiv für Gesch. der Philosophie Bd. IX, Heft 2).

An Hübbe.

. . Ich bin nun freilich mein Leben lang ein schlechter Kritiker gewesen, indem es mir immer näher lag, mich an dem, was ein Poët geben mochte, zu erfreuen, als die Schwächen des Gegebenen aufzusuchen und mit schlagfertigem Urtheil auf dem Platze zu sein. . . Das republikanische Unwesen in Berlin ist mehr und mehr in den Hintergrund getreten, das beleidigte Preussengefühl richtet sich mächtig auf gegen jeden Übergriff, das Volk besinnt sich, und hundert Stimmen werden laut für König und Vaterland. . .

An Heinrich Schleiden.

Lübeck, 7. Nov. 1847.

„Ich [habe] . . in den letzten Wochen mit der „schlechten Leinenwand des Körpers“ und namentlich mit meinem rebellischen Kopfe in dem es wirthschaftete, als sässe mir wie weiland Vater Zeus eine gepanzerte Minerva darin, so viel zu thun gehabt, dass es mir für diesen Augenblick geradezu unvernünftig scheint, meine einförmige, streng diätetische Lebensart zu unterbrechen. . .

So arg mir indessen mitunter zu Muthe war, so ist mir doch die seit der Germanistenversammlung verlaufene Zeit nicht ohne Frucht geblieben. Der Entwurf zu einer grossen historischen Tragödie: die Albigenser ist bis ins kleinste Detail fertig geworden: ich freue mich recht darauf, Dir meinen Carton zu zeigen, und ihn einmal gehörig mit Dir durchzusprechen, bevor ich an die Ausführung gehe. Denn zwischen Plan und Ausarbeitung lasse ich bei grösseren Sachen gern einen gewissen Zeitraum verstreichen; man geht dann frischer ans Werk und mit schärferem Auge. So habe ich mich jetzt einstweilen ans Entwerfen eines Lustspiels gemacht, in welche mich in bunten raschwechselnden Bildern eine sittliche Idee, das Unzureichende eines hochmüthig gesetzlichen Pharisäerthums im Gegensatze zu dem lebendigen Ergreifen der Gnade von Seiten des reuigen Sünders, auszuführen gedenke. Es scheint mir eine schöne Aufgabe für den Dichter zu sein, das Tiefste und Ernsteste einmal heiter zu sagen. Die Scene versetze ich in das alte Lübeck, und gewinne so einen Hintergrund, auf welchem ich mich mit Behagen und mit aller Ausgelassenheit frei bewegen kann. . .

ANZEIGEN.

Slatin Pascha.

Durch die Veröffentlichung*) der wahrhaft abenteuerlichen Ergebnisse seiner Jugendjahre hat der Österreicher Slatin einen zeitgeschichtlich höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte Innerafrikas geliefert. Kein Sterblicher war wie er in der Lage, die furchtbaren Ereignisse, welche sich an die Siege der mahdistischen Aufrührer in dem früher ägyptischen Sudân knüpften, nicht nur mit eigenen Augen zu schauen, sondern auch nachher auf das gründlichste

*) Feuer und Schwert im Sudân. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879 bis 1895. Von Rudolf Slatin Pascha, Oberst im ägyptischen Generalstabe, früher Gouverneur und Kommandant von Darfur. Deutsche Originalausgabe. Mit einem Portrait in Heliogravüre, 19 Abbildungen von Talbot Kelly, einer Karte und einem Plan. Leipzig 1896. F. A. Brockhaus. X. 596 S. gr. 8⁰. Empfehlenswerth ist das ausführliche Namenregister.

zu beschreiben, denn die meisten europäischen Augenzeugen jener Greuel erlagen entweder ihrem Verhängniss oder befinden sich heute noch in mehr oder minder harter Gefangenschaft. Einzig Pater Ohrwalder, dem noch vor Slatin die Flucht aus der Gefangenschaft gelang, vermochte einen entsprechenden Bericht zu erstatten, und das hat er ja auch in dankenswerthester Weise gethan, allein so nahe wie sein Unglücksgenosse stand der fromme Geistliche dem Tyrannen nicht, der beide in Haft hielt, und darum konnte er auch keinen so tiefen Einblick in die Verhältnisse gewinnen, wie jener. So spricht sich Ohrwalder selbst in dem Schreiben, welches dem vorliegenden Werke zur Einführung dient, folgendermaassen aus: „Auch mich hat ein trauriges Schicksal in den Strudel dieser grossen Bewegung gezogen; doch ich war nur ein gefangener Missionar, dessen Existenz bei den neuen Herren des Landes wenig Beachtung fand und bald vergessen wurde, während Slatin Pascha, im Mittelpunkte der Ereignisse stehend, durch die hervorragende Stelluug, die er eingenommen, unter den Lebenden als der Berufenste erscheint, die mahdistische Bewegung in ihrer Entwickelung und gegenwärtigen Bedeutung richtig zu beurtheilen". Dies ist unzweifelhaft richtig, und so liefert denn auch das Buch in geographisch-ethnographischer, in politischer, in religionsgeschichtlicher Beziehung gar manchen wichtigen Aufschluss, indem es sich zugleich durchweg wie ein spannender Roman liest, so dass man sich stets zu vergegenwärtigen hat, es handle sich hier nicht um eine freie Dichtung, sondern um strikte, oft grauenvolle Wahrheit. An dieser Stelle sollen jedoch die Dinge selbst dem Menschen gegenüber zurücktreten: er gilt uns als Hauptzweck, und aus seinem Werke wollen wir den Autor selbst kennen lernen. Die anspruchslose, aber lebensvolle und durchaus nur persönlich Erlebtes und Geschautes wiedergebende Darstellung unterstützt uns wesentlich bei der Erreichung dieses Zweckes.

Dem Schreiber dieser Zeilen wird jedoch seine Aufgabe weiterhin noch wesentlich erleichtert durch den Umstand, dass ersterer sich der unmittelbaren Bekanntschaft mit dem Manne erfreut, welchem so schweres durchzumachen beschieden war. Anlässlich eines Vortrages, den Slatin vor den Mitgliedern der Münchener Geographischen Gesellschaft hielt, hatte man hier Gelegenheit, die liebenswürdige und bescheidene Persönlichkeit näher kennen zu lernen, deren Name seit der gelungenen Flucht in Aller Munde war, und so setzt sich denn auch dieses Referat ebensosehr aus Lesefrüchten wie aus den am fraglichen Vortragsabende gewonnenen Reminiscenzen und Eindrücken zusammen. Es wird dieser Sachverhalt sicherlich nicht als ein Nachtheil empfunden werden.

Rudolf Slatin, ein geborener Wiener, machte als angehender Reserveoffizier den bosnischen Okkupationskrieg in Bosnien mit, nachdem er zuvor schon, als ganz junger Mann, eine Reise nach Ägypten gemacht und dort mit Emin Pascha persönliche, mit dem berühmten Heerführer Gordon wenigstens briefliche Beziehungen angeknüpft hatte. Letzterer berief ihn im Sommer 1878 zu sich nach dem Sudân, doch konnte Slatin, eben des Feldzuges wegen, dem Rufe erst im darauf folgenden Jahre Folge leisten. Im Januar 1879 zu Chartum angekommen, erhielt er vorerst eine Anstellung als Finanzinspektor, bald aber schon, da man sich von seiner Verwendbarkeit überzeugt hatte, als Mudir oder Stadthalter von Süd- und West-Darfur. Erst wenige Jahre zuvor war dieses Gebiet der ägyptischen Herrschaft anscheinend endgiltig unterworfen worden, und es gab für den neuen Regenten genug zu schaffen, um eine gewisse Ordnung im Lande zu erhalten, dasselbe aber auch gleichzeitig gegen auswärtige Angriffe zu schützen. Das hierauf bezügliche Kapitel reicht aus, um den Leser zu vergewissern, dass der Menschenkenner Gordon keine schlechte Wahl getroffen hatte. Aber kaum war Slatin sozusagen in seinem Regierungsbezirke ein wenig warm geworden, da brach jener furchtbare Aufstand des falschen Propheten oder Mahdi aus, durch den dem türkisch-ägyptischen Einflusse ein rasches Ende bereitet werden sollte. Slatin vertheidigte seine Provinz anfänglich mit gutem Erfolge, aber zuletzt musste er den Gouvernementssitz Fascher, auf dessen Friedhofe schon mehrere seiner deutschen Genossen ruhten, den Belagerern übergeben. Mit der Vernichtung der von Hicks Pascha befehligten Entsatzarmee (4. November 1883) war der kleinen Besatzung die letzte Hoffnung genommen worden, und Slatin sah sich so, indem er vor Mohammed Chalet, dem Unterfeldherrn des Mahdi, kapitulirte,

der Gewalt dieses orientalischen Despoten, seines nunmehrigen Herrn und Gebieters, überantwortet.

Spannend erzählt er uns, wie ihn die siegestrunkenen Araber zwangen, nach dem Falle Chartums das abgeschlagene Haupt des elend hingemordeten Gordon zu identifiziren, wie er dann nach dem Tode des ersten Mahdi in die Dienste des Chalifa Abdullahi, des Nachfolgers im Prophetenamte, treten musste und nunmehr ein unfreiwilliger Zeuge alles dessen wurde, was von diesem Scheusal beschlossen und ausgeführt ward. Hinrichtung über Hinrichtung, darin konzentrirte sich die Regierungsweisheit des neuen Herrschers. Slatin sah sich in die Leibwache Abdullahis aufgenommen — sein Bild als Sudânkrieger in landesüblicher Bewaffnung ist allgemein bekannt, — und musste sich für alle passenden militärischen Dienste gebrauchen lassen. Bei Revuen fungirte er als Adjutant, aber da ihn ein trefflicher Humor auch in der schlimmsten Lage nie verliess, so nützte er die ihm hierdurch verliehene Machtstellung, konnte er es anders ohne Gefahr für seinen Hals thun, gerne dazu aus, die den Truppenführern ohnehin eigene Begabung zur Erzielung taktischer Verwirrung seinerseits noch zu fördern. Der Chalifa konnte sich eines sehr begreiflichen Misstrauens gegen seinen Adjutanten niemals erwehren, mochte auf dessen Rath und Hilfe aber umsoweniger verzichten, da in seiner Umgebung sich fast niemand auf das Lesen der ab und zu einlangenden, fremdsprachlichen Briefe verstand. So musste Slatin auch an dem missglückten Feldzuge gegen Abessynien sich betheiligen, und stets schwebte, da man ihn mitunter der Spionage zieh, das Richtschwert über seinem Kopfe, doch liess sich der Erzürnte immer wieder durch die kalte Ruhe entwaffnen, welche Slatins stärkste Waffe war. Dazwischen wurden ihm auch mannigfache Gunstbezeigungen zu theil, nicht durchaus erfreulich, wie ihm denn, um seinen eigenen Ausdruck zu wählen, zur Pflicht gemacht ward, eine Anzahl „abgelegter Haremsdamen" des Chalifa in sein Haus aufzunehmen. Auch dieser Prüfung blieb sein unerschütterlicher Gleichmuth gewachsen.

Fluchtpläne hatte der Gefangene von allem Anfang an gehegt, allein nahezu elf Jahre verstrichen, ehe ein solcher Plan zur Verwirklichung gedieh. Von Alexandria aus war derselbe mit höchstem Geschicke durch den dortigen österreichischen Residenten, Baron Heidler, eingeleitet worden, der sich mit dem von ihm Geretteten kein volles Jahr später auf dem Festabend der vorerwähnten Geographischen Gesellschaft wieder zusammenfand. Die Art und Weise, wie theils auf Kamelen, theils zu Fuss der ungeheure Weg von Omderman bis Assuan zurückgelegt wurde, wo Slatin von den englischen Vorposten freundlichst aufgenommen ward, wolle man in der lebensvollen Schilderung selber nachlesen. — Gegenwärtig weilt der kaum vierzigjährige Oberst wieder an der sudânesischen Grenze, beschäftigt mit dienstlichen Aufgaben und nicht abgeneigt, seinem dereinstigen Zwingherrn, allerdings mit der erforderlichen Begleitung, einen erneuten Besuch abzustatten. An den ersten Gefechten des neuen Feldzuges hat er bereits Theil genommen.

S. Günther.

Spinoza en zijn Kring. Historisch-kritische Studien over hollandsche Vrijgeesten. [Spinoza und sein Kreis, historisch-kritische Studien über holländische Freigeister] door **K. O. Meinsma.** s' Gravenhage 1896, Mart. Nijhoff. XXIV + 457 gr. 8⁰.

Dem vorliegenden Werke verdankt die Spinoza-Kunde eine nicht unerhebliche Bereicherung. Emsige Archivforschungen, von weitreichenden, gründlichen Fachkenntnissen unterstützt, haben zu vielfachen Ergebnissen geführt, die manchen Lücken, manchen Ungenauigkeiten in der bisherigen Biographie des Philosophen abhelfen. Dies betrifft namentlich seine bisher äusserst unzulänglich gekannten Jugendjahre. Auch über manche Leute, die ihm nahe gestanden, hat der Autor schätzbare Thatsachen in Erfahrung gebracht, welche zur Klärung ihrer gegenseitigen Beziehungen gehören. Manche Vorgänge in Spinozas Lebenslauf gelangen jetzt erst an ihren richtigen Platz, die bisher nur genuthmaassten Briefempfänger werden nahmhaft festgestellt, darunter etliche als irrthümlich angenommene nachgewiesen. Im Wesentlichen wird das Gesammtbild Spinozas, wie es sich auf Grund seiner Briefe und

der direkten Überlieferung seiner nächsten Zeitgenossen bisher gestaltete, durch die Forschungen Meinsmas freilich nur in eine bestimmtere Fassung gebracht. Um so reichhaltiger ist aber die Ausbeute hinsichtlich jener Beziehungen des Denkers, welche dem Werke seinen Titel gegeben. Den Kreis, in welchem Spinoza gelebt und gewirkt, lernen wir erst durch Meinsma genauer kennen. Es gilt dies sowohl Spinozas Verwandtschaft wie den Freigläubigen in und bei Amsterdam und seinen späteren Aufenthaltsorten; über die Persönlichkeiten deren werkthätige Freundschaft er genossen, enthält das Buch vieles Werthvolle, und ganz unschätzbar ist die sorgfältige Darstellung der geistigen Atmosphäre, innerhalb welcher Spinoza seine Denkthätigkeit auszubilden in der Lage war. Der Freisinn, den wir mit Recht an ihm bewundern, erweist sich hier thatsächlich als Ausdruck der Bildung seines Zeitalters, dem er durch Gleichgesinnte verbunden war, wiewohl er diese als der geistig Bedeutendste immerhin überragte und daher die Feindschaft der gegenstrebenden Richtung, wie sie auch die Niederlande damals aufzuweisen hatten, bis zu einem gewissen Grade zu spüren bekam. Wie gross die Macht der Dunkelmänner war, ersieht man hier an dem tragischen Schicksal eines Freundes und Anhängers Spinozas, dessen Namen und Wirken den bisherigen Biographen des Philosophen unbekannt gewesen. Durch Meinsmas Untersuchungen steht zweifellos fest, dass der amsterdamer Rechtsanwalt Adrian Koerbagh, dem Alter wie seiner ganzen Denkweise nach Spinoza durchaus nahestehend, dessen Pantheimus in seinen populär gehaltenen Schriften ganz offen vorgetragen habe. Die landeskirchliche Geistlichkeit war zuerst gegen seine Bücher, dann gegen ihn selbst klagbar geworden und hatte seine Verurtheilung zu langjähriger Zuchthausstrafe durchgesetzt. Koerbagh erlag der grausamen Behandlung im Gefängnisse und starb wenige Monate nach Antritt der Strafe. Während dieser Vorgänge, die keineswegs vereinzelt waren, arbeitete Spinoza an seinem theolog. polit. Tractat, worin er es sich zur Aufgabe gemacht, das Recht der Gedankenfreiheit gegen die Übergriffe geistlicher Herrschsucht zu wahren. Das Werk erschien ein Jahr nach Koerbaghs Verurtheilung, und die tieferbitterte Stimmung im Vorwort ist der Nachhall seiner Eindrücke bei dem erschütternden Schicksal des begabtesten und kühnsten seiner Anhänger. Eben damit hängt auch zusammen, dass die unmittelbar darauf geplante Herausgabe der Ethik unterblieb und erst nach Ableben des Denkers stattfand. Von ähnlicher Bedeutung sind viele andere Aufschlüsse des Buches, dem die verdiente Beachtung hoffentlich zu theil werden wird. Wilhelm Bolin.

bm. Zu Ehren von Heinrich v. Treitschke sind zwei Publicationen erschienen: Heinrich v. Treitschke, Ansprache an die Berliner Studentenschaft bei ihrer Trauerfeier am 17. Mai 1896. Von Dr. Max Lenz, Professor der Geschichte (Erste und zweite Aufl. Berlin, Walther 1896), eine Rede, die im Ton und Sinn des Verewigten dem Patrioten, dem Poeten, dem Publicisten, dem Lehrer, dem Geschichtsschreiber, kurzum der ganzen starken Persönlichkeit in Liebe und Begeisterung so markig und congenial gedenkt, dass sie über den Tag und Anlass hinaus Dank und Antheil verdient, so lange man nach Treitschke fragt. Auch biographisch bringt Lenz' Rede manches Beachtenswerthe, u. A. die Bestätigung der böhmischen Abkunft von Treitschke's (Tertschky's?) Vorfahren. „Entstammte er doch einem jener Exulantengeschlechter, die einst für den Protestantismus fochten und, auf dem Schlachtfelde geschlagen, ihren evangelischen Glauben in unsern freien Norden hinüberretteten". Die andere Gabe sind Reden von Heinrich v. Treitschke im Deutschen Reichstage 1881—1884. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. Otto Mittelstädt. Leipzig, S. Hirzel, 1896. Das (leider nur IV Seiten umfassende) Vorwort von Mittelstädt, ein Muster von Tact und gehaltener Wärme, charakterisirt Treitschke als „liberalen Tory" ebenso überzeugend, wie die Art und Entwicklung seiner politischen Beredsamkeit. Ueber die Bedeutung der Sammlung selbst kann man sich nicht besser und bündiger äussern, als mit den Eingangsworten von Mittelstädt: „nachdem der verfrühte Tod Heinrichs v. Treitschke, dessen ‚Deutsche Geschichte im XIX. Jahrhundert' jäh unterbrochen, erschien es der Verlagshandlung erwünscht, durch Herausgabe der parlamentarischen Reden des grossen Publicisten sein Bild für Zeitgenossen und Nachwelt zu vervollständigen. Ist doch die politische Wirksamkeit Treitschke's selbst ein Stück deutscher Geschichte in der zweiten Mitte dieses Jahrhunderts".

Verlag: Ernst Hofmann & Co. in Berlin. Druck: Felgentreff & Co. in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

Schopenhauer.

Die Zeit, die schliesslich doch mit nothwendiger Gerechtigkeit alles Zeitliche anhört und richtet, ist gegenwärtig nach langer Prozessverschleppung und schwankendem Instanzenzug doch zu einer ruhigen Definitivsentenz in Sachen Schopenhauer's gekommen, einer Sentenz, die freilich wieder appellabel bleiben wird, so lange die Welt in der Form der Zeit existirt. Es war wohl so nothwendig — sonst wäre es ja nicht geschehen, dass die Zeit zuerst die ausführliche und langathmige Rede Hegel's bis zum letzten Ende anhören musste, bevor sie ihr Ohr dem Gegner leihen konnte. Sie hat sich durch dessen Ungeduld nicht beirren lassen, hat ihn aber dann um so gründlicher und ausschliesslicher zu Worte kommen lassen. Dann mit beiden Satzschriften in der Hand hat sie einen Sachverständigen, Ed. v. Hartmann, delegirt, ein Gutachten abzugeben, allenfalls einen Vergleich zwischen den Gegnern zu versuchen. Nach alledem hat sie vorläufig dem den Sieg zugesprochen, der der gegenwärtigen Forschung die fruchtbarste Anregung gegeben hat. Nun ist es kein Zweifel, dass die tiefere und reinere Beschäftigung mit Kant'scher und indischer Philosophie, die das Charakteristische des philosophischen Lebens unserer Generation ausmacht — von der Psychologie abgesehen — auf Schopenhauer'sche Anregung zurückgeht. Freilich die endgiltige Wahrheit so gefunden zu haben, dass man sie nur schön gebunden in seinen Bücherkasten stecken kann, das bildet man sich auch nicht ein, nachdem man sämmtliche Werke Schopenhauer's in der musterhaften Volksausgabe Grisebach's bei Reclam erworben hat. Grisebach ist es auch, der die schönste, originellste, ergreifendste Biographie seines verehrten Meisters geleistet hat. Ich meine damit weniger den 25.—26. Band der von A. Bettelheim herausgegebenen „Geisteshelden“, als vielmehr die wortkarge, aber um so wirksamere „chronologische Übersicht von Schopenhauer's Leben und Schriften“ im 6. Band der Reclam'schen Sammlung. Wenn die ausführlichere Biographie den Leser nicht so ergreift wie jene wenigen Daten, so liegt die Schuld nicht am Erzähler. Er hat nicht nur dem Philosophen, sondern sich selber damit ein Denkmal hingebender Gewissenhaftigkeit und treuer Sorgfalt gesetzt. Die Schuld liegt mehr am Stoff. Es giebt Philosophen, deren Lehre in ihrem äusseren Leben fast aufgeht, so Sokrates und Leibniz. Des Ersteren Gespräche, des Zweiten Briefe geben Alles. Das ist bei den meisten Andern anders. Die Briefe Schopenhauer's geben nichts vom Kern des Philosophen, sie geben nur seine Schale. Sie befriedigen trefflich eine sehr menschliche Neugierde, sie geben aber nichts weniger als das Bild eines grossen Mannes. Das gilt von den meisten Dokumenten zur Biographie Schopenhauer's. Das wird auch wohl von den Gesprächen gelten, deren Sammlung Grisebach uns verspricht.

Mag auch der Philosoph noch so unschuldig an dem Zerwürfniss mit Mutter und Schwester, oder an dem Hinauswurf der Nähterin sein, wie er selber und sein Biograph meint, so wirken doch diese Hauptereignisse in seinem ereignissarmen Leben peinlich. Es ist nicht ein moralischer Vorwurf, sondern nur die Konstatirung einer ästhetischen Thatsache, wenn man bedauert, dass solche Vorkommnisse typisch für Schopenhauer's Leben sind. So kommt es, dass der Lebensgang des grossen Pessimisten, selbst in der apologetischen Darstellung eines unbedingtesten Anhängers und Bewunderers, auf den harmlosen Leser mit bestem Willen doch mehr einen kleinlichen, unbedeutenden, unsympathischen, ja manchmal sogar komischen Eindruck macht. Es geht eben schwer an, aus dem korrekten praktischen Geldmann, dessen Sympathie für die Menschheit so latent blieb, einen Heiligen zu machen. Schopenhauer wusste wohl, warum er sich eine ausführliche Biographie verbat. Man kann nur das Leben eines Menschen beschreiben, der ein Leben lebt. Das hat nun Schopenhauer äusserlich nicht gethan. Er hat aber ein Leben gelebt, das man auch darstellen kann und soll. Es ist das innerliche geistige Leben, wie es uns in seinen philosophischen Tagebüchern noch erhalten ist. Die Gedanken, wie sie ihm der Reihe nach gekommen sind, das sind seine Lebensereignisse. Und das wäre die eigentliche Aufgabe seines philosophischen Biographen, uns in das Werden dieser Gedankenreihen einzuführen. Es ist kein Zweifel, dass Grisebach dies noch einmal thun wird, zum Zeugniss, dass er nicht nur als Bücherliebhaber und Urkundensammler sich mit seinem Meister beschäftigt hat. Dieser hat es nicht verpönt, dass man die Schriften der Philosophen wörtlich anführe. Sein Geist wird nichts dagegen haben, wenn einer seiner Schüler seine philosophischen Tagebücher zu diesem Zwecke ausziehe. Man weiss, dass die Werke Schopenhauer's ihre Gestalt zufälligen Anregungen, Verlagsverhältnissen etc. verdanken. Nothwendig und organisch entstanden sind nur seine Aufzeichnungen.

Auch die Schopenhauer'sche Philosophie ist, wie alles Zeitliche, den Gesetzen der Zeit unterworfen, auch sie ist geworden und wird ihre Lebenskraft andern Systemen abgeben müssen. Sie ist ja keine Lösung des Welträthsels, sondern die methodische Resignation. Ihr Ruhm wird bleiben: zu mächtig hat der Denker seine Persönlichkeit mit prächtigen Zügen in die Marmortafeln seines Jahrhunderts gegraben. Aber wie dem Ruhm Platon's und Aristoteles', wird auch dem seinen von den kommenden Zeitenwogen mitgespielt werden. Er wird als Kind seiner Zeit begriffen werden, obwohl er sich eine Jahreszahl auf seinem Grabstein verbat. Nur die unaussprechbare Wahrheit ist über aller Zeitlichkeit.

Im Fackeltanz des Lebens hat Schopenhauer die Leuchte der Philosophie auf kurze Zeit aus den Händen seiner Vorgänger bekommen. Tiefroth und düster hat sie in seiner Hand geglüht, knisternde Funken nach allen Seiten der Nacht entsendend, ein prächtiges, aber schauriges Schauspiel. Nur ungern, den nothwendigen Gesetzen des Reigens gehorchend,

hat er sie dann seinem Folgemann überlassen müssen. Da drohte sie finster qualmend fast zu ersticken. Aber auch der wird sie sogleich weiter geben müssen. Und vielleicht wird sie dann von einem frischen Luftzug erfasst, wieder klarer, reiner und heiterer aufzucken. Das Elend der Welt freilich, wie Schopenhauer und Andere es gesehen haben, wird bleiben. Aber warum sollten wir uns nicht an dem hellen Schein der Fackel erfreuen, die das Alles beleuchtet?

Richard Kralik.

Heinrich von Treitschke.

Von

HANS v. ZWIEDINECK-SÜDENHORST.

Es war in den Oktobertagen des Jahres 1863. Das deutsche Volk erinnerte sich, dass es vor fünfzig Jahren um seine Freiheit und Unabhängigkeit gekämpft, dass es den Sieg bei Leipzig erfochten hatte. In Festspielen, Tischreden und Gesängen wurde der Grossthaten der Väter gedacht und vielfach mit Wehmuth und Beschämung das Geständniss abgelegt, dass die Hoffnungen, mit denen die Führer der gewaltigen nationalen Bewegung den Kampf auf Leben und Tod begleitet hatten, nicht in Erfüllung gegangen waren. Aber der Glaube an eine bessere Zukunft war nicht erloschen, auch der Misserfolg des Versuches, den die Demokraten des Jahres 1848 gemacht hatten, den deutschen Staat durch den Willen des Volkes erstehen zu lassen, hatte ihn nicht ausrotten können. Auch nicht aus den Herzen der deutschen Jugend in Österreich, die damals von der Überzeugung durchdrungen war, sie werde zur Wiederaufrichtung des heiligen Reiches deutscher Nation mitberufen werden. Auch wir Grazer Studenten glühten in Begeisterung für die Einigung der Nation, für deren Verwirklichung uns kein anderes Programm nothwendig schien, als der fromme Wunsch des Arndt'schen Bundesliedes, das unsere Gesangvereine nicht oft genug anstimmen konnten. Die Fessel des Polizeistaates waren gefallen, wir durften die junge Freiheit auch nach unserer Weise zur Schau tragen, deutsche Flause und Couleurmützen prangten zum Verdrusse der Bureaukraten auf dem Universitätsplatze, auf dem sich einst die marianische Congregation der Jesuitenzöglinge zur Prozession gestellt hatte, es wurde geturnt und commentmässig gekneipt, ja selbst mit Jenenser Schlägern manches freilich höchst unbeholfene Waffenspiel versucht.

So feierten auch wir in warmer Herzensfreude das Gedächtniss der Leipziger Schlacht, an deren Herrlichkeit doch auch wir, die Enkel der Mitkämpfer, unseren berechtigten Antheil nehmen durften. Es gab auch vielbeneidete Glückliche unter uns, die mit den Brüdern aller „Bundesländer“ vereint die stolzen Erinnerungen festlich begangen hatten. Wir

hingen an dem Munde der Collegen, die uns von dem Leipziger Turnerfeste erzählten, von den flatternden Fahnen der deutschen Stämme, von den Eichenkränzen, die auch um die Brust von wettwerbenden Tirolern und Steirern geschlungen worden waren, von dem Jubel der Menge, die sich an dem beseeligenden Gefühle tausendjähriger Zusammengehörigkeit berauschte. Da hörten wir, dass dieser Jubel niemals so laut und stürmisch gebraust hatte, als nach der Rede eines jungen Professors, der im Angesichte des Schlachtfeldes zu zehntausend Turnern und Sängern aus allen deutschen Gauen von der Bedeutung des glorreichen Tages gesprochen hatte und von dem Aufschwunge, den unser Volk an Wohlstand und Bildung in dem halben Jahrhunderte genommen, das seitdem verflossen war. Wir hörten aber auch, wie er mit heiligem Zorne über unser Unvermögen geklagt hatte, zu einem unserer Kraft und Würde entsprechenden Staate zu gelangen, wie er den ohnmächtigen „Bund“ geschmäht und nach einem neuen deutschen Parlamente verlangt hatte. „Es kann nicht sein“ hatte er über das blutgetränkte Blachfeld gerufen, „dass ein grosses, reiches, klarblickendes Volk auf ewig verzichte auf die Leitung seines Staates. Jene gewaltige, volksthümliche Kraft, die in allen Adern unseres geselligen Lebens pulst und wogt, sie wird auch des deutschen Staates sich noch bemächtigen. Nicht, ob es geschehen wird, steht in Frage, nur, wann es sich vollenden wird.“ Und an diese Betheuerung schloss sich die Mahnung an die begeisterten Hörer, aus dieser patriotischen Feier die Anregung zu nehmen zur Erkenntniss dessen, was die Wege bahnen soll für unsere politische Arbeit.

„Verkündet, wie Ihr im bewegten Austausch der Gedanken und Gefühle, in der Übung der gemeinsamen deutschen Turnkunst empfunden und im tiefsten Herzen erlebt habt, dass wir zu einander gehören, dass wir Ein Fleisch sind und Ein Blut. Erzählet, wie der Mann aus dem Norden dem Manne aus dem Süden das Wort von den Lippen nahm, und wenn Ihr nicht wisset, ob die Wirthe oder die Gäste, ob die Schwaben oder die Niedersachsen das Meiste gethan für die Freude dieses Festes, so gedenket: das ist ein Bild der deutschen Geschichte. Seit Jahrhunderten haben unsere Stämme im Wetteifer gewirkt für die Herrlichkeit unseres Volkes, und kein Weiser hat ergründet, welcher Stamm das Edelste gab, welcher das Grösste empfing. So verbannt sie denn für immer jene schnöde Scheelsucht, welche mäkelt an dem unzweifelhaften Ruhme edler deutscher Stämme, welche neidisch bestreitet, dass die Preussen in dem Freiheitskriege uns Allen glorreich voranstürmten, oder den Süddeutschen die Ehre verkümmert, dass sie früher als wir Alle, doch zum Frommen für uns Alle, die schweren ersten Lehrjahre des parlamentarischen Lebens durchmessen haben. Und Euere härteste Verachtung treffe jene Pharisäer, die, wenn irgendwo in einem deutschen Staate das Recht gebrochen wird, behaglich lächeln: Solches könnte nicht geschehen in unserem Lande. Was der Fernste unserer Stämme leidet durch Unrecht und Gewaltthat, das soll uns schmerzen wie eine Wunde an unserem eigenen Leibe. Der ärgste Feind, der uns hindert, ein mächtiges Volk zu werden, das sind wir selber mit unserem häuslichen Hader . . . . Haben wir erst männlich von uns geworfen jedes liebgewordene Vorurtheil des Partikularismus, auch das allerletzte; sind wir erst Mann für Mann durchdrungen von der leidenschaftlichen Überzeugung, dass dieser Boden den Fremden unantastbar sei, sind wir in Wahrheit geworden das

Volk von Brüdern, von dem die Lieder unserer Sänger reden, so wird der Gedanke eines neuen Rheinbundes, wenn ein Ruchloser ihn je wieder hegen sollte, zu Schanden werden an seinem eigenen Aberwitz. Denn wer wird brüten über dem Verrath, wenn sich in unserem Volke nicht mehr hundert Hände finden, dem Verrath zu helfen? Dann wird der Dom der deutschen Einheit in seinen Grundmauern gefestet stehen. Und sendet uns endlich die Gnade der Vorsehung eine günstige Weltlage, die kein knabenhafter Vorwitz verfrühen kann, so wird die politische Einheit Deutschlands nur noch erscheinen wie der Kranz der Zinnen und der Thürme, der den bereits fertigen Bau unserer Volks-Einheit krönt."

Das klang uns wie das Wort eines Evangeliums, das zu hören unsere Herzen längst ersehnt hatten, und mit Liebe und Bewunderung erfassten wir den Mann, der es verkündet: Heinrich von Treitschke.

So lernte die Nation ihn kennen und so erschien er ihr als ein Prophet, der doch selbst noch ahnungslos war, wie nahe die Verheissung bevorstand. Ein Sachse war's, noch nicht die Dreissig zählend, Sohn eines General-Lieutenants, geboren zu Dresden am 15. September 1834. Sein Lebens- und Bildungsgang war in den regelmässigen Bahnen verlaufen, die der junge deutsche Gelehrte einzuschlagen pflegte. In Bonn war er zu Dahlmanns Füssen gesessen, in Leipzig, Göttingen, Heidelberg hatte er neben den geschichtlichen auch literarische und politische Studien getrieben und seit seiner Habilitation in Leipzig (1857) eine Reihe von Arbeiten auf diesen Gebieten veröffentlicht. Arbeiten voll sittlichen Ernstes und gründlichen, vielseitigen Wissens, aber von einer uns Deutschen bis dahin ganz ungewohnten Form. Das waren keine akademischen Abhandlungen für Fachgenossen und Kritiker, das waren Meisterstücke deutscher Prosa, an deren Wohlklang sich jeder Gebildete erfreuen konnte, wie die Leidenschaftlichkeit der Stimmung jeden hinreissen musste, der nur überhaupt tiefer seelischer Erregung fähig war. Der Grundton dieser Stimmung aber war ein übermächtig wirkendes patriotisches Empfinden, das fast ausschliesslich die Stellung bestimmte, die der Verfasser zu seinem Stoffe einnahm. Auch in dem Essay über „Milton" (1860) trat der Staatsmann, der muthige Kämpfer für das britische Selbstbestimmungsrecht und die evangelische Freiheit vor den Dichter des Verlorenen Paradieses und an dem Dichterwerke selbst wurde preisend hervorgehoben, dass der Hintergrund einer grossen Geschichte ihm jenen Reiz dramatischer Wahrheit verleiht, welchem auch Goethe nicht widerstehen konnte. Nicht nur „Heinrich v. Kleist's" (1858), auch „Lessings" (1863) Charakterbild ist unter die Beleuchtung einer nationalen Weltanschauung gerückt, die jedes Urtheil über die Eigenart einer schöpferischen Kraft mit der Frage zu verbinden zwingt, welchen Einfluss die Schöpfungen der Dichter auf die Entwickelung der Nation gewonnen haben. Mit Vorliebe verweilt Treitschke bei Kleist's „Prinzen von Homburg", in dem er des unglücklichen Dichters reifstes Werk erkennt; die „idealste Verherrlichung des deutschen Soldatenthums" steht ihm höher als der Ausbruch des wilden Hasses in der „Herrmannsschlacht", und dass jene deutschen Soldaten

Brandenburger sind, das macht sie ihm vor Allem werth. Mit unverkennbarem Spotte erzählt er, dass „noch vor wenigen Jahren“ auf der Leipziger Bühne der Schlussvers des Dramas, der Schlachtruf der Offiziere: „in Staub mit allen Feinden Brandenburgs“ nicht geduldet und dafür, „obschon der misshandelte Jambus sich heulend wider den Frevel verwahrte“, gesagt werden musste: „in Staub mit allen Feinden Germaniens“ und setzt hinzu: „Ich aber glaube, dass eine nahe Zukunft den ‚preussischen Partikularismus‘, welcher der königlich sächsischen Vaterlandsliebe so anstössig erschien, dem Dichter zum Ruhme anrechnen wird.

Die „königlich sächsische Vaterlandsliebe“ hatte auch an der Leipziger Rede des zum Bekenntniss der ersteren durch Geburt und Amt verpflichteten Gelehrten nicht ungetadelt lassen können, dass dieselbe eine zu grosse Vorliebe für Preussen zum Ausdruck gebracht habe, eine Erkenntniss, zu der wohl auch die jüngsten publicistischen Auslassungen Treitschkes Veranlassung gegeben hatten. Wie konnte der Sohn eines so getreuen Bundesstaates wie des Königreiches Sachsen, von dem „Fluche der Lächerlichkeit“ sprechen, dem die erlauchte Versammlung zu Frankfurt a. M. gleich im Anfang verfiel und „der seitdem auf ihr haften blieb“, wie durfte er in dem Lebensbilde „Hans von Gagern“, wo er jene bundesketzerische Aeusserung gethan, gegen den „Aberglauben an die kulturfördernde Macht der Kleinstaaten“ zu Felde ziehen und es beklagen, dass Preussen, „das immer tiefer hineinwächst in Leib und Seele der Nation“ von ehrlichen Patrioten an jeder Abrundung gehindert werde, wie durfte er in einer anderen Schrift darüber frohlocken, dass das Haus Hohenzollern das deutsche Ordensland Preussen der Nation wiedergewonnen und dabei der Krone Polen den Todesstoss versetzt hatte, den alle Staatskunst sächsischer Kurfürsten und Minister nicht zu pariren vermochte?

Aufrichtige deutsche Patrioten, auch die deutsche Jugend der Mittel- und Kleinstaaten, ja selbst wir jungen Österreicher, die wir noch nicht ahnen konnten, dass unser deutsches Empfinden einst in einem Widerspruche mit den Forderungen unseres Staates stehen sollte, nahmen an der Neigung Treitschkes für Preussen noch keinen Anstoss, noch schien sein Programm auch das unsere sein zu können; in der Art, wie er seine Meinung äusserte, sahen wir nur die praktische Anwendung der Lehre von der „Freiheit“, die Treitschke in einem seiner damals am meisten bewunderten Essays entwickelt hatte. Doch bald konnten wir seinen Ideen nicht mehr folgen, denn sie gestalteten sich zu Forderungen, die wir und mit uns die grosse Mehrheit aller nationalgesinnten Deutschen als Verrath am gemeinsamen Vaterlande erklären zu müssen glaubten.

Von Freiburg aus, wo er eine ausserordentliche Professur der Geschichte angetreten hatte, sandte Treitschke bald darnach seine berühmte Abhandlung über „Bundesstaat und Einheitsstaat“ in die Welt, die mit staunenswerther Sicherheit die Politik kennzeichnete, von welcher allein die

Schöpfung des deutschen Staates erwartet werden könne. Es ist eines der merkwürdigsten Werke deutscher Publicistik, denn es begründet durch die schärfste Zergliederung der deutschen Geschichte, durch logisch zwingende Zusammenstellung der entscheidenden Thatsachen die Nothwendigkeit der Lösung der deutschen Frage im Sinne der Bismarck'schen Politik, bevor diese sich selbst zu voller Klarheit entfaltet hatte. Es war eine Antwort auf die Frage, welche Österreich auf dem Frankfurter Fürstentage an die Dynastien und Völker der Bundesstaaten gerichtet hatte, und eine Aufforderung an Preussen, die schleswig-holsteinische Verwirrung durch einen kühnen Griff nach den beiden Herzogthümern zu beenden. Keine Reform des Bundes durch und mit Österreich, ist hier die Losung.

„Jede deutsche Bundesreform ist eine Phrase, so lange Deutschlands unnatürliche Verbindung mit Österreich nicht gelöst ist. Und zwar betrachten wir die Trennung Deutschlands von Österreich nicht, wie gefühlvolle Leute pflegen, als ein pis-aller, als eine bittere Nothwendigkeit, darein wir uns wohl oder übel schicken müssten, sondern als eine sehr heilsame, für beide Theile segensreiche Wendung unserer Geschicke, als ein Ziel des besten Schweisses werth, das, wie der Schiffer das Gestirn des Nordens, die deutschen Patrioten keinen Augenblick aus den Augen verlieren dürfen. Durch die Eifersucht Athens und Spartas ging die Macht der Hellenen, durch den Hass der Haduer und Averner die Kraft der Gallier zu Grunde. Uns bietet die Gnade der Vorsehung ein schöneres Loos. Denn nicht zwei einheimische Mächte streiten um Deutschlands Herrschaft, vielmehr lastet auf uns der Einfluss eines halbfremden Staates, dessen die Nation sich entledigen kann, so sie will. Kleindeutsch ist die einzige namhafte That unserer modernen nationalen Politik, der Zollverein. Kleindeutsch wird auch der Staat unserer Zukunft sein, wenn anders wir den Muth finden, einen Staat zu schaffen."

An diese Verkündigung konnte und wollte das junge Deutschland noch nicht glauben und es verzweifelte an dem Patriotismus des Mannes, der ihm zumuthete, das Heil der Nation in der Unterwerfung unter eine Regierung zu suchen, die eben mit dem eigenen Volke in unseligem Hader lag und die verbrieften Rechte desselben bei Seite zu schieben sich anschickte. Denn Treitschkes Lehre klang in dem Satze aus: „Will die nationale Partei sich nicht in Utopien verlieren, so muss sie — weit entschiedener als die Kaiserpartei des Parlamentes — die bereits geeinigte Hälfte Deutschlands als den Kern des zu schaffenden deutschen Staates ansehen: sie muss weit preussischer werden denn bisher .... Soll uns die grosse Erschütterung, welche früher oder später den Welttheil abermals heimsuchen wird, nicht wiederum rathlos finden, so müssen der preussische Staat und die Patrioten ausserhalb Preussens wohlgerüstet sein, zur rechten Stunde mit fühlbarem Nachdruck an die kleinen Höfe das Verlangen zu richten: Abtretung der Militärhoheit, der diplomatischen und handelspolitischen Befugnisse an die Krone Preussen, mit Einem Worte: Anschluss an Preussen, Anschluss an die bereits geeinte Hälfte Deutschlands! Wie dieser Anschluss erfolgen wird, ob Preussen — was dem Geiste unserer Geschichte am

meisten entsprechen würde — erobernd vorgehen wird, oder ob die kleinen Kronen mit geminderter Souveränität erhalten bleiben: das wird abhängen von der Haltung der Dynastien und von dem Gange der Ereignisse, den keines Sterblichen Auge vorausschauen kann.“

Die grossartige Auffassung der deutschen Geschichte, die scharfsinnige Unterscheidung der bundesstaatlichen Einrichtung der Schweiz und der nordamerikanischen Union, der Nachweis der Nothwendigkeit eines selbstständigen Österreich, der Berechtigung der magyarischen Suprematie darin, das Alles wirkt auf den Leser jener Schrift von wahrhaft historischer Bedeutung heute noch viel mächtiger, als damals, da Zweifel und Unwillen die klare Erkenntniss derjenigen trübte, die der Verfasser zu überzeugen suchte. Die Ereignisse sind zu Beweisen geworden, vor denen die Frage, ob es auch anders hätte kommen, ob es eine andere Lösung des nationalen Problems in Deutschland hätte geben können, mit Recht verstummt.

Die fortschreitende Verwickelung der schleswig-holsteinischen Verhältnisse veranlasste Treitschke, im Jahre 1865 seine Stimme zu Gunsten Preussens noch lauter zu erheben. „Deutsch oder nicht deutsch, preussisch oder partikularistisch — dies wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, in der nächsten Zeit die höchste aller deutschen Fragen sein. Der Partei aber, welche am treuesten zu Preussens Fahne hält, gehört die Zukunft.“ Mit dieser Überzeugung hielt Treitschke seine liberale Gesinnung wohl vereinbar. Er will nicht übergelaufen sein in das Lager des Herrn von Bismarck, er bleibt sein Gegner in den inneren Fragen, aber er verspricht sich doch Besseres für die Zukunft Deutschlands von den preussischen Konservativen, als vom Partikularismus. „Der Tadel gegen Preussen wird erst verstummen vor Preussens grosser Zukunft, wenn dereinst alle deutschen Stämme unter der preussischen Krone vereint sind.“ Das scheint ihm die unerlässliche Vorbedingung für den deutschen Staat, die einzige mögliche Form der Einigung.

Als nun — schneller als auch Treitschke es hatte erwarten können — der Schiedspruch der Waffen erfolgte, da predigt er rücksichtslose Annexion aller norddeutschen Gebiete, die nicht freiwillig Preussen gefolgt waren, namentlich der eroberten Mittelstaaten. Er hält sich nicht bei dem Jubel über die Ereignisse auf, die seine kühnsten Hoffnungen noch überboten, er fordert rasch und ungestüm neue politische Thaten, die ihren Werth für immer sicher stellen sollen. Schon am 10. Juli 1866 schreibt er: „Unvergessliche Ereignisse haben bewiesen, dass Preussen und die Kleinstaaten sich in der That zu einander verhalten, wie Macht und Ohnmacht, Staat und Nichtstaat. Mit dieser Erfahrung und dem Ausscheiden Österreichs aus dem engeren Bunde ist die Möglichkeit einer ernsthaften nationalen Politik gegeben. Fortan kann nicht mehr die Rede sein von den kindlichen Vorstellungen unserer Gefühlspolitiker, wonach der preussische „Stamm“ in gleicher Abhängigkeit wie der waldeckische unter einer imaginären Central-

gewalt stehen soll. Preussen hat sich erwiesen als die einzige organisirte rein-deutsche Macht. Jetzt gilt es, an dieses Preussen, wie es ist, mit all' seiner rauhen Grösse, seiner Härte und Schroffheit, als an einen festen Kern die reiche Masse der Kleinstaaten anzuschliessen, vorläufig in einer Art von föderativer Verbindung.“ Er bangt nicht darum, dass die Form dieser Verbindung gefunden werde, wenn nur eine Vorbedingung sofort erfüllt wird. wenn alle deutschen Truppen an den neuen Bund und an seinen Oberfeldherrn, den König von Preussen, durch den Fahneneid gebunden werden. Noch waren die Friedensverhandlungen zwischen Preussen und Österreich kaum begonnen, und schon zieht er (am 30. Juli) das Ergebniss des noch nicht beendeten Krieges: „die Länder nördlich des Maines werden ein mit Preussen eng verbundenes Gemeinwesen bilden, und je fester, lebenskräftiger dieser norddeutsche Bund sich gestaltet, um so zuversichtlicher dürfen wir hoffen, zur rechten Stunde auch den Süden in das neue Deutschland aufzunehmen.“ Hannover, Hessen und — Sachsen müssen mit Preussen vereinigt werden, „ihre Dynastien sind reif, überreif für die verdiente Vernichtung: ihre Wiedereinsetzung wäre eine Gefahr für die Sicherheit des neuen deutschen Bundes, eine Versündigung an der Sittlichkeit der Nation.“ Weil er selbst ein Sachse war, hielt sich Treitschke vor Anderen berufen. dies Urtheil auch über den vielmissbrauchten Staat der Albertiner zu fällen, und so ganz erfüllt war er von der Pflicht des deutschen Patrioten, der Zukunft des ganzen Volkes den liebevoll gepflegten Kult landsmannschaftlicher Gefühle und dynastischer Anhänglichkeit zu opfern, dass er von der eigenen Familie sich losriss, den strengsten Tadel des Vaters auf sich lud. weil er nicht verschweigen wollte, nicht verschweigen durfte, was ihm zur Befestigung der mit Strömen von Blut erworbenen nationalen Güter unerlässlich schien. Der innere Kampf, in dem er selbst einen schmerzlichen Sieg über starke, in den Tiefen des Herzens wurzelnde Gefühle erfocht, machte ihn gerade damals hart und verletzend in der Verurtheilung der Besiegten; die Wahrheit, die er den Albertinern aus den Blättern der deutschen Geschichte vor die Augen hielt, war bitter, der Ton, in welchem er ihnen das Recht auf die Regierung ihres Landes absprach, konnte den Eindruck der Grausamkeit machen. Der blosse Gedanke an die Möglichkeit einer Restauration liess sein Blut wallen, weil damit der Heuchelei und Lüge wieder Thür und Thor geöffnet würde.

„Fünf Jahre lang ging der Taumel der Verbrüderungsfeste durch unser Land. von allen Lippen troff die Versicherung deutscher Eintracht und Bruderliebe. Heute wissen wir, welch ein boshafter verbissener Hass die Brüder im Süden von dem Volke des Nordens trennt; wir wissen jetzt, dass jene brünstigen Betheuerungen im Munde der Einen liebenswürdige Selbsttäuschung, im Munde der Anderen bewusste Lüge waren. Es thut noth. dass die alte deutsche Wahrhaftigkeit wieder zu Ehren gelange in dieser neuen Zeit. Im Namen deutscher Redlichkeit protestiren wir dagegen. dass die fratzenhafte Lüge legitimistischer Huldigungen auf dem Boden des neuen Deutschlands geduldet werde.“

So durfte der Mann sprechen, der einzig und allein dem Antriebe seines nationalen Gewissens folgte, der freiwillig und unbelohnt für die preussische Hegemonie in Deutschland eintrat und gleichzeitig sich weigerte, preussischer Staatsdiener zu werden, weil Bismarck das Budgetrecht des preussischen Landtages nicht anerkennen wollte.

Der von Paul Bailleu veröffentlichte Brief Treitschkes vom 7. Juni an Bismarck enthält die Ablehnung der an ihn ergangenen Einladung zu einer Reise nach Berlin und begründet sie nicht nur mit den formellen Bedenken, die ihm schon vorher seine Stellung in Baden erregt hatte, sondern mit dem grundsätzlichen Gegensatze, in dem er sich als Liberaler zur preussischen Staatsregierung finde. Auch die Aufforderung Bismarcks, das Manifest an die deutsche Nation zu verfassen, in dem der König von Preussen die Natur des Kampfes gegen Österreich und die Ziele seiner eigenen nationalen Politik aussprechen wollte, wies er zurück. „Es ist sehr wünschenswerth" schrieb er dem Grafen am 14. Juni, „dass das Manifest warm und eindringlich geschrieben sei; ungleich wichtiger bleibt doch, was darin gesagt wird. Und fragten mich Ew. Exzellenz, was gesagt werden müsse, so kann ich immer nur antworten: Das Misstrauen der Nation gegen die königliche Regierung ist leider grenzenlos; um es zu mildern, giebt es schlechterdings nur ein Mittel — die Herstellung der verfassungsmässigen Rechte des Landtages. Ist dies Mittel unanwendbar (und ich weiss nur zu wohl, dass die Verblendung der Fortschrittspartei eine Versöhnung unendlich erschwert) so wird auch ein schön und gross geschriebenes Manifest in der Masse der Nation keinen Widerhall finden."

Weil er den liberalen Standpunkt selbst so gewissenhaft festgehalten, konnte Treitschke aber auch von seinen Gesinnungsgenossen verlangen, dass sie, seinem Beispiele folgend, die preussische Führung des deutschen Volkes als entschiedene Thatsache annehmen und durch Unterstützung der preussischen Politik am Ausbau des deutschen Staates mitwirken sollen. „Wer jetzt noch nicht begriffen hat" rief er ihnen zu, „dass in Berlin die Geschicke des Vaterlandes entschieden werden und jeder praktische Staatsmann Fühlung nehmen muss zu den in Berlin wirksamen politischen Kräften — der ist für die Politik verloren." Aber es bedurfte langer, mühevoller schriftstellerischer Thätigkeit, um diese Gesinnung, die aus der reinsten Vaterlandsliebe erwachsen und durch eine wunderbare Klarheit des politischen Blickes in festen Bahnen gehalten wurde, bei den deutschen Patrioten zur Geltung zu bringen. Die „Correspondenzen" der „Preussischen Jahrbücher," deren Redaktion Treitschke übernahm, als er sich den ihm unerträglichen Verhältnissen in Freiburg durch die Übersiedelung nach Berlin entzog, gaben ihm stetigen Anlass und Gelegenheit, die Deutschen in und ausser Preussen über die Richtigkeit und die nationale Bedeutung der von Bismarck geleiteten Politik aufzuklären und die zögernden Zweifler davon zu überzeugen, dass es keinen anderen Weg zur deutschen Einheit

gebe, als durch vertrauensvolle Hingabe an das Haus Hohenzollern. Seine akademische Thätigkeit nahm er im Herbste 1866 in Kiel wieder auf, ein Jahr darauf bestieg er die durch Häussers Tod verwaiste Lehrkanzel der allgemeinen Geschichte in Heidelberg. Dort vollendete er die in Freiburg begonnene Studie „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus," durch die er sein auf umfassendster Kenntniss der Ereignisse und Zustände beruhendes Verständniss der modernen Welt und der sie bewegenden Kräfte in glänzendster Darstellung entwickelte, dort entstand die hinreissend schöne Schrift über „das constitutionelle Königthum in Deutschland," die er selbst einen Beitrag zur vergleichenden Staatswissenschaft nannte, die sich aber zu einem hohen Liede der Königstreue, germanischer Hingebung an Staat und Fürsten erhob, das seines Gleichen sucht in der Literatur aller Völker und Zeiten. Noch niemals wurde der nationale Krieg, die Gewalt einer Volkserhebung so überzeugend gepriesen, noch niemals der Heldengeist eines Volkes in kräftigeren Tönen angerufen, als da Treitschke schrieb:

„Sobald der Staat ruft: jetzt gilt es mir und meinem Dasein — dann erwacht in einem freien Volke die höchste aller Tugenden, die so gross und schrankenlos im Frieden niemals walten kann: der Opfermuth. Die Millionen finden sich zusammen in dem einen Gedanken des Vaterlandes, in dem gemeinsamen Gefühle der Liebe bis in den Tod, das einmal genossen nicht wieder vergessen wird und das Leben eines ganzen Menschenalters adelt und weiht. Der Streit der Parteien und der Stände weicht einem heiligen Schweigen: auch der Denker und der Künstler empfindet, dass sein ideales Schaffen, wenn der Staat versinkt, doch nur ein Baum ist ohne Wurzeln. Unter den Tausenden, die zum Schlachtfeld ziehen und willenlos dem Willen des Ganzen gehorchen, weiss ein Jeder, wie bettelhaft wenig sein Leben gilt neben dem Ruhme des Staats, er fühlt um sich das Walten unerforschlicher Mächte. Daher die Innigkeit des religiösen Gefühls in jedem ernsten Kriege, daher die herrliche, dem platten Verstande unfassbare Erscheinung, dass feindliche Heere denselben Gott um Sieg anflehen. Die Grösse des Krieges liegt gerade in jenen Zügen, welche die schwachmüthige Aufklärung ruchlos findet. Da erschlagen sich Männer, die einander nie ein Leid gethan, die sich als ritterliche Feinde hochachten; sie opfern der Pflicht nicht nur ihr Leben, sie opfern, was schwerer wiegt, auch das natürliche Gefühl, den Instinkt der Menschenliebe, den Abscheu vor dem Blute. Das kleine Ich mit allen seinen edlen und gemeinen Trieben soll untergehen in dem Willen des Ganzen."

Mag, wer dies liest, den Parteigänger Treitschke noch so brünstig hassen, mag er ihn als seinen und seines Staates Feind ansehen; er kann, wenn er ein Herz hat, die Übermacht der Vaterlandsliebe nicht gering achten, die aus diesen Worten hervorquillt, er kann, wenn er ein Deutscher ist, nicht anders als bewundernd anerkennen, dass das verborgenste Wesen unseres Volkes kein Anderer so tief erkannt und so wahr zu schildern verstanden hat, als dieser tapfere und fromme Held des Gedankens und des Worts.

Ein Jahr zog vorüber und das Wort war wahr geworden. Die deutschen Stämme zogen aus zum heiligen Kriege, der ihnen aufgedrungen wurde zu ihrem Heil. Treitschke schwankte keinen Augenblick in der

Hoffnung auf den Sieg, er zweifelte nicht, dass dieser Sieg alle seine glühenden Wünsche befriedigen werde. Am 25. Juli 1870 sang er das prächtige „Lied vom schwarzen Adler,“ dessen erste Strofe die Frage erhebt:

„Wird uns neu versunk'nes Glück,
Kehrt der Staufer Reich zurück?“

und dessen letzte die Antwort giebt:

„Aber dann durch Berg und Forsten
Fliege heim, Du Königsaar,
Zu den schwäbischen Felsenhorsten,
Wo einst Deine Wiege war.
Denn erfüllet sind die Zeiten,
Wahrheit wird der Dichter Traum.
Deinen Fittich sollst Du breiten
Über Deutschlands fernsten Raum.
Nimm die mächtigste der Kronen,
Schwing' den Flammberg der Ottonen,
Unsres Reiches Zier und Wehr —
Deutschland frei vom Fels zum Meer!

Und er blieb nicht müssig, er trat in den Kampf ein in seiner Weise, indem er noch zu Beginn des grossen Ringens das sittliche Ziel bezeichnete, das damit erreicht werden sollte. „Wir wollen nicht“, heisst es in dem Aufsatze „Die Feuerprobe des norddeutschen Bundes,“ der am Tage vor Weissenburg entstand, „wir wollen nicht, dass aus der Leidenschaft des Krieges abermals ein fratzenhaftes Teutonenthum entstehe, das dem weltbürgerlichen Verkehre des neuen Europa widerspricht. Aber wir hoffen, dass die Schrecken dieses Krieges wie ein reinigendes Gewitter den schwülen Dunst moderner Überbildung hinausfegen; von der Unzucht und der geschmacklosen Schlemmerei des zweiten Kaiserreiches ist nur Allzuviel hinübergedrungen auf deutschen Boden. Möge die deutsche Sitte wieder zurückkehren zu dem alten Ernst, zu der alten Rechtschaffenheit, und mögen die der Masse unseres Volkes noch unverlorenen Tugenden häuslicher Einfachheit auch in den Kreisen des Geldadels wieder einiges Ansehen gewinnen.“ Nachdem aber Vionville und Gravelotte geschlagen waren und die französische Komödien-Majestät bei Sedan in das eiserne Netz gerathen war, mit dem Moltke über Berg und Thal, Fluss und Pass hinweggefegt hatte, da stellte Treitschke fest, was Deutschland von Frankreich zu fordern habe. Er verlangte Elsass und Deutsch-Lothringen mit einer Grenze, die über Metz und Saarlouis nach Strassburg und Belfort reicht. Das eroberte Land aber soll preussisch werden, nicht badisch, nicht bayrisch, nicht zerstückt und nicht geschmälert, sondern ganz preussisch! Dass es nicht so kam, hat er lange beklagt, noch im Reichstage gegen die Begründung eines neuen Reichsgliedes geeifert und dabei offen seinen Gegensatz zu Bismarck in dieser Frage bekannt. Die schöne Rede vom 20. Mai 1871 enthält die denkwürdige Äusserung:

„Der Herr Reichskanzler hat neulich aufgefordert, nicht zu weit in die Ferne zu schauen; ich bedaure aber, dieser Mahnung nicht vollständig Folge leisten zu können. Warum soll ich zurückhalten, meine Herren, was Jeder im Stillen doch empfindet? Ich habe vor Jahren, als der Name Bismarck der verhassteste war im deutschen Lande, die grosse Politik unseres leitenden Staatsmannes mit voller Seele vertheidigt; es wird mir erlaubt sein, dafür auch heute auf eine Gefahr hinzuweisen, die darin liegt, dass ein so ungewöhnlicher Mann an Deutschlands Spitze steht. Es ist die Weise ausserordentlicher Staatsmänner, zu rechnen auf sich selber und ohne überlegene Kraft; sie dürfen es wagen, Institutionen zu schaffen, welche unklar, verworren und schwer zu beherrschen sind, sie denken — und mit Recht —: ich werde sie bewältigen können. Wir aber, meine Herren, sollen auch denken an die kleinen Menschen, die nach Fürst Bismarck dereinst kommen werden. Ich kann es nicht über mein Gewissen bringen als Volksvertreter, gleichsam mit verbundenen Augen auf dem Schiffe zu stehen und in ein klippenreiches Meer hinauszusegeln, lediglich in dem Vertrauen, dass ein wetterfester Steuermann am Ruder steht . . . . Wir kämpfen seit Jahren in harter Arbeit um Deutschlands Einheit, wir haben in diesem Jahrhundert hunderte der deutschen Kleinstaaten zusammenbrechen sehen; wir sind jetzt gesonnen, die wenigen Staaten, die noch geblieben sind, als Männer von rechtlichem Sinn zu achten und zu schonen, weil sie nicht mehr im Stande sind, der Macht des deutschen Reiches geradezu verderblich zu werden. Aber einen neuen Staat zu schaffen zu der allzugrossen Zahl, die noch besteht, jetzt, da wir hart am Werke sind, die deutsche Zersplitterung zu verringern, aus drei Departements, die niemals in ihrer Geschichte ein Staat waren, jetzt einen Staat neu zu bilden, einen neuen halbdeutschen Partikularismus an der hart gefährdeten Grenze grosszuziehen, das, meine Herren, würde ich nennen einen Schlag führen in unser eigenes Angesicht.“

So blieb er sich selbst immer getreu und verfocht unerschrocken das neue Reichsrecht auch gegenüber dessen Begründer, wenn er ihn auf falschen Wegen sah. Eine nicht allzuferne Zukunft wird darüber entscheiden können, welcher von beiden politischen Köpfen geirrt hat, namentlich in den zwei wichtigsten Punkten, in denen sie auseinander gingen: in der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes für den Reichstag und in der Rücksicht auf die Sonderwünsche der süddeutschen Souveräne. Das an Bayern gegebene Versprechen Preussens, aus dem französischen Kriege für sich keine Besitzvermehrung ableiten zu wollen, hat Treitschke als Vertreter des deutschen Volkes nie anerkennen wollen, er hat vorausgesehen, dass keine Rücksicht und kein Entgegenkommen den Widerwillen gewisser Dynastien gegen die Unterordnung unter die Hohenzollern beseitigen wird, dass nur die preussischen Bajonette und der Volkswille sie dazu zwingen kann. Darum wollte er eine preussische Provinz am Oberrheine schaffen, die, wie der starke Arm des gebietenden nordischen Mannes um den Leib des sträubenden, süddeutschen Bräutchens sich schlingen würde.

Von 1871 bis 1888 vertrat Treitschke den rheinischen Wahlbezirk Kreuznach - Simmern im deutschen Reichstage und betheiligte sich an allen wichtigen und grossen Aufgaben desselben, am eifrigsten an dem Kampfe gegen den Sozialismus, den er in der scharfen Form der Ausnahmsgesetz-

gebung für nothwendig hielt. In den Schriften „Der Sozialismus und seine Gönner“, „Die gerechte Vertheilung der Güter“, „Noch ein Wort zur Arbeiterfrage“, „Der Sozialismus und der Meuchelmord“ zog er in gewohnter Streitbarkeit gegen den Katheder-Sozialismus zu Felde*) und entwickelte dabei Ansichten über die Staatseinrichtungen, die in den politischen Kreisen die Meinung hervorriefen, dass er den Liberalismus seiner Jugend schnöde verläugnet habe und zur konservativen Partei übergegangen sei. Wer die Geschichte der politischen Anschauungen und Parteien in Deutschland kennen lernen will, der wird Treitschkes Entwickelungsgang studiren und aus seinen Schriften lernen müssen, was der Liberalismus war und was aus ihm geworden ist, dass die Rücksicht auf die nationale Wohlfahrt den Liberalen der sechziger Jahre auf Bahnen drängte, auf denen er sich mit den Konservativen begegnete. Treitschke hat eine Fülle von neuen Ideen in die Verhandlungen der Parteien geworfen, deren Werth erst erkannt werden wird, wenn man auf dem Wege praktischer Erfahrung zu den Resultaten gelangt sein wird, deren Eintreten er voraussah. So hat er auch vorausgesehen, wie sich das Verhältniss Österreichs zum deutschen Reiche gestalten werde; der Aufsatz dieses Inhalts vom Jahre 1873 vertritt die nothwendige Grundlage des später geschlossenen Bündnisses, vor Allem die bestimmte Forderung nach Fortdauer eines ungeschwächten, ungetheilten Donaureiches unter deutscher Führung. Möchten doch Alle, die in Treitschke einen böswilligen Feind des Staates der Habsburger und der Deutsch-Österreicher zu erblicken gewohnt sind, sich ernstlich davon überzeugen, wie er in dieser Hinsicht gedacht, was er von Österreich-Ungarn verlangt und erwartet hat. Sie werden bald zur Überzeugung gelangen, dass er dieses Reich und seine Völker sehr genau gekannt und meistens richtig beurtheilt hat. Zwar klingt das Urtheil nicht selten brutal und verletzend, das aber ist eben die Eigenart des Patriotismus, die Treitschke für sich in Anspruch genommen hat, dass er die Wahrheit sagt, auch wenn sie noch so schmerzlich wirkt, und dass er sie mit Leidenschaft, mit Unerbittlichkeit sagt. Dass er aber bewusst von der Wahrheit abgewichen sei, um seiner Tendenz auf die Beine zu helfen, das wird man ihm erst beweisen müssen!

---

*) Wie bei der Erwähnung so vieler Ansichten und Äusserungen Treitschkes ist es mir auch bei diesem Punkte schmerzlich und peinlich, dass der Rahmen dieser Charakteristik es nicht gestattet, auf die Auseinandersetzungen Treitschkes und Gustav Schmollers über die Berechtigung der sozialen Reform einzugehen, die in einer maassvoll geführten, aber das Hauptproblem unserer Zeit in seinen letzten Gründen behandelnden Polemik veröffentlicht wurden. Mit wenigen Worten kann die Frage nicht beantwortet werden, wo die beiden grossen Kenner des modernen Staatswesens übereinstimmen und wo sie sich unwiderruflich trennen. Die Gefahr einer oberflächlichen Andeutung erkennend, muss ich davon abstehen, einen Gegenstand zu behandeln, der zur Erkenntniss Treitschke'scher Weltanschauung aller Dinge nur schwer entbehrt werden kann. Schmoller selbst hat in seiner akademischen Gedächtnissrede auf Treitschke darauf verzichten müssen.

Dies gilt auch von dem Hauptwerke seiner späteren Lebensjahre, von der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“, die er in fünf Bänden bis zum Ausbruch der Revolution des Jahres 1848 führen konnte, ehe ihn ein früher Tod von seiner Lieblingsschöpfung abrief. Es beliebt sehr Vielen, vor Allem jenen, die es nicht gelesen haben, diesem Buche Einseitigkeit vorzuwerfen. Gewiss ist der Standpunkt des Geschichtschreibers Treitschke einseitig, so einseitig als die des Politikers, es ist immer nur der des deutschen Patrioten, der die Gründung des deutschen Reiches durch Preussen für den einzig richtigen Weg hält, der das Recht der Deutschen auf einen starken Staat befriedigen konnte, weil er der einzig mögliche war. Die Thatsache des neuen Reiches ist gegeben, ihre Berechtigung nachzuweisen, ist zwecklos; wer hat das Recht, nach der Berechtigung der Staaten zu fragen, so lange sie bestehen? Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist es, das Gewordene zu erklären, und diese Aufgabe hat sich Treitschke gestellt und hat sie erfüllt, so wie er es konnte. Er hat seine Individualität niemals verleugnet, niemals zu verbergen gesucht, er maasst sich kein sogenanntes objektives Urtheil an, er spricht nie anders als in seinem eigenen Namen, wenn auch in dem unerschütterlichen Glauben, dass er wisse und verstehe, was seiner Nation frommt, was ihr geschadet und was ihr genützt, was sie gehemmt und was sie gefördert hat. Mit dieser Subjektivität muss Jeder rechnen, der Geschichtschreiber und nicht Annalisten kennen lernen will; die offenherzige Einseitigkeit eines wahrhaftigen, temperamentvollen Menschen wird ihn mehr befriedigen, als die aufgeblasene Grösse eines Vertreters der kritischen Wissenschaft, der den Sitz des Weltgerichtes entdeckt zu haben glaubt und davon selbstgefällig Besitz ergreift.

Es kann und soll nicht geläugnet werden, dass man für manche Erscheinung im Volksleben der Deutschen, namentlich der Süddeutschen, auch andere Erklärungen finden kann, als sie Treitschke gegeben hat, es steht ausser Zweifel, dass mancher harte Vorwurf, den er gegen deutsche Fürstenhäuser und deutsche Volksstämme, gegen Albertiner, Wittelsbacher, Habsburger, Österreicher und Baiern, Schwaben und Niedersachsen erhebt, mit Verhältnissen entschuldigt werden kann, die er nicht durchschaut, nicht begriffen hat; aber das mindert nicht das Verdienst aller andern Urtheile, die felsenfest stehen, weil sie durch die Ereignisse beglaubigt worden sind, das mindert vor Allem nicht den Genuss, den wir in der Beschäftigung mit einem an Ideen überreichen Geiste und mit einem — Künstler finden. Mag man ihm alle Tugenden bestreiten, die dem Geschichtschreiber eigen sein sollen, die Künstlerschaft wird man ihm nicht absprechen können, wenn Phantasie, Schönheitssinn und Begeisterung die Mittel sein sollen, mit welchen Kunstwerke geschaffen werden.

Treitschke hat mit der Art seiner Geschichtschreibung niemals dogmatisch werden wollen, er hat es nicht für nöthig gehalten, seine Methode zu rechtfertigen, er hat sie aber ebensowenig zur Nachahmung empfohlen.

„Es giebt viele Arten Geschichte zu schreiben, und jede ist berechtigt, wenn sie nur ihren Stil rein und streng einhält“ sagt er in dem schönen Zueignungsbriefe an Max Duncker, den er seinem ersten Bande der Deutschen Geschichte vorausgeschickt hat. Der Forderung, die er hier erhebt, ist er mit grosser Gewissenhaftigkeit nachgekommen: sein Stil ist derselbe geblieben in allen seinen Schriften, in denjenigen, die er selbst bescheiden publicistische nennt, obwohl sie zu den Perlen unserer historischen Literatur zu zählen sind, und in dem breit angelegten Werke, in dem er nichts als „erzählen und urtheilen“ will. Das Urtheil übertrifft stets die Erzählung, ein Erzähler im engeren Sinne war Treitschke nicht, er gönnt sich nicht die Ruhe, um die Folge der Ereignisse darzustellen, ohne mit seiner Meinung rasch dazwischenzufahren. Dem historischen Urtheile aber will er weite Gebiete des menschlichen Lebens unterworfen haben: er bezieht nicht nur den Kreis der Staatswirthschaft in seine Darstellung ein, er will auch alle sozialen Schichten eines Volkes in ihrem Streben und Weben beobachtet wissen. „Denn wer die Geschichte nimmt, wie sie ist, der bemerkt freilich nur selten das milde, kaum durch ein leichtes Gewölk getrübte Sonnenlicht, das in Ranke's Erzählungen einen zierlichen Kreis vornehmer und satter Menschen bestrahlt, er soll auch dem misshandelten geringen Manne in die kummerblassen Züge schauen, er darf den Blick nicht scheu abwenden von jener Welt viehischer Leidenschaft, frecher Sünde, herzbrechenden Elends, welche seit den Sklavenkriegen des Alterthums bis zu den Raubzügen gallischer Vaganten, seit den Jacquerien des Mittelalters bis zu dem Mordbrande der Commune die Gebrechlichkeit unseres Geschlechtes stets von Neuen bekundet hat.“

Leider ist dem Manne, der unter so viel Missgeschick die Hoffnung auf Besserung, die Freude am Schaffen nie verloren hat, auch die Erkenntniss nicht erspart geblieben, dass seine Kräfte nicht ausreichen werden, um sein grosses Werk zu vollenden. In der Krankheit, die ihn endlich am 28. April dieses Jahres dahingerafft hat, soll er, wie Max Lenz uns mittheilt, in laute Klage darüber ausgebrochen sein, dass er „seinen sechsten Band“ nicht werde vollenden können. Und doch hatte er schon manche harte Probe der Enttäuschung, der Entbehrung ablegen müssen. Sein einziger, vielverheissender Sohn war ihm durch den Tod entrissen worden, eine unheilbare Ohrenkrankheit, die auf die Masern gefolgt war, quälte ihn seit seiner Jugendzeit, erschwerte ihm von Jahr zu Jahr den geselligen Verkehr, dessen er sich so gerne erfreute, zwang ihn endlich zur Abkehr von der Welt.

Nur im Hörsaale hat er stets von Neuem aufgelebt, inmitten der Hunderte, die alljährlich in das grosse Auditorium in der Dorotheenstrasse wanderten, seit Treitschke 1874 von Heidelberg an die Berliner Universität berufen worden war. Unter ihnen war jeder Stand, jedes Alter vertreten, nur Frauen duldete er nicht: alle gaben sich Mühe, die „bald stockende

bald sich überstürzende Redeweise“, den singenden Tonfall, den sein Gehörleiden verschuldete, durch Gewohnheit unwirksam zu machen, um bald ohne jede Störung der Rede des verehrten Mannes folgen zu können, die in ihrem inneren Aufbau stets allen Gesetzen der Schönheit entsprach und zum Ausdruck einer tiefen und wahren Empfindung wurde, von der kein Zuhörer unberührt und unergriffen bleiben konnte.

Man wird Treitschke auf seinen Lehrstuhl so wenig einen Nachfolger geben können, als seiner deutschen Geschichte einen Vollender. Er bleibt als Publizist, wie als Geschichtschreiber eine in sich abgeschlossene Erscheinung, die nur verstanden und gewürdigt werden kann, wenn man die innige Verbindung nicht stört, in der sie sich mit ihrer Zeit befand. Treitschke hat, wie Bismarck, eine ganz bestimmte Sendung gehabt und erfüllt: er musste das deutsche Volk zu der Stellung erziehen, die ihm das Schwert seiner Feldherren eingeräumt hat, er musste es ihm beweisen, dass es auch ein politisches Volk werden und einen Staat bilden könne, wenn es die Lehren erfasst und berücksichtigt, die ihm die eigene Geschichte vorhält. Er hät Viele bekehrt und wird auch fernerhin Jeden zum Glauben an das Recht und die Macht der deutschen Nation bekehren, der sich bemüht und die Fähigkeit hat, dem Fluge seines Geistes zu folgen.

Adolf Sonnenthal.*)

Von
J. MINOR.

Die Lebensgeschichte Sonnenthals, die nicht nur ein persönliches, sondern auch ein hervorragendes kunstgeschichtliches Interesse bietet, war uns bisher blos in Bruchstücken bekannt, deren Kenntniss wir dem Künstler selbst verdanken. Er weiss ja auch die Feder gewandt, klug und herzlich zu führen, wenn er auch, wie alle Schauspieler, gern und viel in Citaten redet. Am liebsten freilich hätten wir nun auch einmal die ganze Geschichte von ihm selbst gehört; denn der Gefahr der Parteilichkeit und der Selbstvergötterung, der Schauspielerbiographien so gern unterliegen, hätte der taktvolle und stolzbescheidene Mann, der in Briefen so gern die „geschmacklose Phrase“ von der Hand weist, sicher auszuweichen verstanden. Besser vielleicht noch, als sein gegenwärtiger Biograph, der den äusseren und äusserlichen Zeichen der Ehre und des Ruhmes immer noch mehr Bedeutung beimisst, als sie im Leben und vor den Augen eines Mannes wie Sonnen-

*) Adolf Sonnenthal. Eine Künstlerlaufbahn als Beitrag zur modernen Burgtheater-Geschichte von Ludwig Eisenberg. Mit einem Vorwort von Ludwig Speidel. Dresden, E. Piersons Verlag. 1896.

thal haben, und bei dem daher auch der Künstler gegenüber dem Menschen zu kurz kommt. Sein Buch stellt die äussere Chronik eines Künstlerlebens vor, so weit sie sich aus den gleichzeitigen Berichten der Zeitungen schöpfen lässt, die bekanntlich bei uns in Wien die Lieblinge des Theaters mehr berücksichtigen, als anderswo erlaubt oder möglich ist. Leben und Seele aber erhält es durch die eingestreuten Briefe von zeitgenössischen Künstlern und Schriftstellern, am meisten aber durch Sonnenthals eigene Briefe, die ihn uns ganz von derselben Seite zeigen, wie seine besten Rollen: liebenswürdig gegen Jedermann, „treu ergeben" seinen zahlreichen Freunden, klug und verständig in Fragen seiner Kunst, von erfinderischer Galanterie im Briefwechsel mit Damen, von überströmender Herzlichkeit und Zärtlichkeit in den Briefen an seine Tochter. Der Biograph ist ihm wohl nicht ganz gerecht geworden, wenn er ihn, vielleicht auf Grund eigener Erfahrungen, eine verschlossene und wenig mittheilsame Natur nennt. Aber so weit mag er wohl Recht haben, dass eine so konciliante und sonnige Natur, welche die Herzen so leicht gewinnt, nicht das Bedürfniss hat, ihre eigene Herzlichkeit auf einige wenige Freunde zu konzentriren. Gerade weil er so viele hat, fehlen die „Freunde" in Sonnenthals Leben fast ganz; es fehlen aber auch die grossen Feinde, die sonst in den Künstlerbiographien ihre Schatten werfen. Überall hat er es verstanden, sich mit seiner Umgebung gut zu stellen, ohne sich selbst innerlich oder äusserlich etwas zu vergeben. Die Schneider wussten, dass er über das Handwerk hinausblickte; den Hofschauspielern ist er als Oberregisseur und als provisorischer Direktor über den Kopf gewachsen — aber weder die einen noch die andern haben ihm sein Übergewicht übel genommen. Wie stark seine künstlerische Eigenart in seiner Persönlichkeit wurzelt, das wird dem Fernerstehenden doch erst aus Eisenbergs Biographie klar. Weich und warm ist die Signatur seines Geistes wie seiner Kunst. Als Sohn, als Gatte und als Vater ist er immer derselbe Mensch. Wir lesen bange von überwältigenden Jugendeindrücken, die sofort schwere Ohnmachten im Gefolge hatten; und wir lesen mit einem leisen Lächeln, dass Sonnenthals erste Rolle eine — Frauenrolle gewesen ist. Er hat heroische Augenblicke und stellt in der Noth seinen Mann: mit einem Beil bewaffnet wehrt er im Jahre 1848 eine ganze Rotte ab, die das Haus seiner jüdischen Eltern plündern will. Aber dazu bedarf er eines Ruckes, der ihn über sich selbst hinaushebt. Gerade so wie er sich vor jeder neuen Rolle als zaghafter und unmuthiger Hasenfuss vorkommt; aber in dem Augenblick, wo sein Stichwort fällt, alle Lebensgeister unter die Waffen zu rufen weiss. Nicht das Heldenhafte ist sein eigentlicher Fall, sondern die Zähigkeit. Laube hat einmal gesagt, dass die Juden nur dann beim Theater bleiben, wenn sie rasche Erfolge ernten. Sonnenthal war nicht von dieser Art; er hat es sich sauer genug werden lassen und auch die grössten Erfolge haben seine Arbeitskraft nicht gelähmt und sein Streben nicht erschlafft. Höchstens darin entspricht er dem Satze Laubes, dass e.

Rollen, in denen er sich trotz allem Fleisse nicht ganz zu Hause fühlte, auch bei schönem äusseren Erfolg über kurz oder lang wieder weiter gab. In allem Halben fühlte er sich unbehaglich.

Leider hat der Biograph zu dem Künstler Sonnenthal kein rechtes persönliches Verhältniss. Man erfährt und weiss nicht, wie nah oder wie fern er seiner Kunst steht, seit welcher Periode seiner Entwicklung er ihn kennt und wo sich seine Angaben auf die eigene oder nur auf fremde Beobachtung stützen. Mir scheint, dass er sich darüber kein sicheres Urtheil zutraut und dass er deshalb die kritischen Wortführer der Wiener Blätter vorgeschoben hat. Zu jeder neuen Rolle führt er die Stimmen der Tageskritik im Auszug an, die sich oft genug widersprechen und in ihrem ungleichen Werth natürlich ganz von der Persönlichkeit des Recensenten abhängig sind. Ich versuche Eisenbergs Biographie von dieser Seite zu ergänzen, wobei ich meine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen zu Grunde legen darf. Denn ich kenne Sonnenthal zwar nicht aus seiner frühesten Periode, aber seit dem Jahre 1867, wo er als reifer Künstler im Repertoire des Burgtheaters schon eine erste Stelle einnahm. Die jugendlichen Liebhaber in den Tragödien (Ferdinand, Romeo) hatte er damals bereits aufgegeben und in das Fach der sogenannten gesetzten Liebhaber und der Helden wuchs er erst langsam und allmählich hinein, als ihm die lange Krankheit und später der Tod Josef Wagners Spielraum gaben. Dass auch das nicht ohne gehörige Vorbereitung geschah, dass vielmehr Rollen, die er im Burgtheater zum Theil erst Jahrzehnte später spielte (wie Hamlet, Uriel, Kean, Dichter Heinrich, aber auch Bolingbroke, Othello), in der Provinz und auf Gastspielen schon zu seinem ältesten Repertoire gehörten und im Stillen von ihm heiss ersehnt wurden, habe ich erst aus Eisenbergs Biographie erfahren. Seine Domaine im Burgtheater war damals das Konversationsstück und das Lustspiel, in denen er das Erbe Fichtners angetreten hatte. Nur ganz wenige Rollen waren Baumeister zugefallen.

Und auf diesen Platz hat ihn nicht etwa erst Laube, sondern sogleich nach seinem ersten Auftreten das einstimmige Urtheil des Wiener Publikums und der Wiener Kritik gestellt. Denn Eisenbergs Buch unterstützt nicht, sondern zerstört die alte Legende, als ob das Wiener Publikum und die Wiener Theaterkritik gegenüber Sonnenthal bei seinem ersten Gastspiel durchgefallen wären. Vielmehr haben beide einen Scharfblick bekundet, der in der Theatergeschichte meines Wissens ohne Beispiel ist. Die Sache ist die: Sonnenthal ist als Mortimer durchgefallen und hat am zweiten Abend als Herzog in Hackländers „Geheimen Agenten" einen vollen Erfolg errungen. Das Wiener Publikum und die Kritik (darunter B. Paoli) wiesen ihm scharfblickend das Konversationsstück als sein eigentliches Gebiet zu, während die Pester Kritik ihm gerade dafür alles Talent absprach! Das ist der Unterschied, der um so bedeutender ins Gewicht fällt, als Sonnenthal in einer Glanzrolle des vergötterten Fichtner aufgetreten ist. Auf

der anderen Seite werden auch wir, die wir Sonnenthal heute in dem ganzen Umfang seines Talentes kennen, zugeben müssen, dass er als Mortimer auf der Bühne des Burgtheaters, nach Löwe und Josef Wagner, niemals durchgreifen konnte. Die zeitgenössischen Kritiker betonen ganz richtig und sicher, was ihm dafür fehlt: in der „schwärmerischen“ ersten Scene und in der „stürmischen“ Scene im vierten Akt hat er sich seine Schlappen geholt. Ja, wir können sogar noch weiter gehen! Ich erinnere mich wohl, dass Sonnenthal nicht blos als Hamlet und Posa, sondern auch als Fiesko und Egmont, als er diese Rollen nach dem Tode Wagner's übernahm, bei uns jungem Geschlecht die höchste Wirkung nicht erzielte. Gerührt und ergriffen hat er uns immer, aber das letzte fehlte, das hier freilich zugleich auch das erste ist. Wenn Wagner ausrief: „Gott sei gelobt, noch giebt's ein and'res Mittel!“ oder: „O Königin, das Leben ist doch schön!“, dann lief es uns kalt über den Rücken, bei Sonnenthal blieben wir immer hübsch gleichmässig warm. Auch in späteren Jahren, wo er in der Tragödie längst festen Fuss gefasst hatte, durfte er nur in die Nähe einer Tragödin im höchsten Stil, wie die Wolter, rücken, und man fühlte den gleichen Unterschied. Freilich — als Sonnenthal nun die Rollen zum Theile wiederum aufgab, die er einst von Wagner ererbt hatte, da nahm die Sache gleich wieder ein anderes Gesicht an. Ich wüsste in der That augenblicklich keine einzige Rolle zu nennen, die durch einen seiner Nachfolger gewonnen hätte; sehr viele aber, wie z. B. den Egmont, hat das Burgtheater später nie mehr so gesehen, wie von ihm. An seinen Nachfolgern gemessen, steigt Sonnenthal auch in der Tragödie im Werth; an seinen Vorgängern und an sich selbst, als Salonschauspieler, gemessen, sinkt er im Werth. Wenn irgendwo, so hat aber in der Schauspielkunst der Lebende Recht, und man darf Sonnenthal als dem Vielseitigsten unter den deutschen Schauspielern getrost die Palme reichen, auch wenn man überzeugt ist, dass er mit dem Schwerpunkt seines weitentfalteten Talentes nicht nach der hohen Tragödie, sondern nach dem Konversationsstück gravitirt.

Nur der Laie gefällt sich in dem blinden Glauben, dass ein grosser Schauspieler eben auch alles gleich gut machen müsste, für den Kenner ist es kein Geheimniss, dass gerade die stärksten künstlerischen Individualitäten am meisten durch die äussere und innere Persönlichkeit bestimmt und daher auch begrenzt werden. Erst aus seiner äusseren Erscheinung und aus seinen Mitteln begreift und versteht man einen Schauspieler ganz.

„Schön bist Du nicht, Marcel, schön wahrlich nicht!“ Jeder ältere Wiener erinnert sich der unnachahmlichen Interjektion voll komischer Verwunderung (ungefähr so, wie wir im Leben eine unerwartete Aufrichtigkeit oder etwas wenig Schmeichelhaftes von einer Freundin lächelnd entgegen nehmen), mit der Sonnenthal als Marcel de Prie diese Worte seiner geliebten Renée zu begleiten pflegte. Noch ältere Kritiker nennen ihn freilich „blendend schön“, sie rühmen sein „sonniges, freies Antlitz“. Als einen eigentlich schönen Mann

habe ich Sonnenthal nicht mehr kennen gelernt. Soweit ich mich zurückerinnere, hatten seine weichen, runden Züge immer etwas schwammiges, und die Thränensäcke traten unter den Augen störend hervor. Die Augen haben weder durch Farbe noch durch Glanz einen natürlichen Reiz; nur durch künstliche Vergrösserung oder Verkleinerung gewinnt ihnen der Künstler ihren sprechenden Ausdruck ab. Wie sich jeder Mann von Welt mehr oder weniger ein „Gesellschaftsgesicht“ zurecht legt, das gewissermaassen seine natürliche Toilette bildet, so ist Sonnenthal die künstliche Vergrösserung der Augen und die künstliche Verkleinerung der Lippen zur Natur geworden. Sie geben seinem Gesicht den stereotypen Ausdruck des Erstaunten, Besorgten, Weinerlichen, der fast aus allen seinen Masken hervortritt und erst beim Sprechen freundlicheren Zügen weicht. Der Kopf ist im Verhältniss zu der ganzen Figur etwas klein, die Stirne niedrig, und die Nase tritt nicht scharf heraus. Sonnenthal ist deshalb kein hervorragender Mimiker; seine Masken gehen nicht weit über das Typische hinaus, eigentliche Charaktermasken sind ihm nur selten und nur mit grosser Mühe gelungen. Der schöne Empfehlungsbrief, den die Natur dem Künstler mit auf den Weg gegeben, liegt nicht in den Zügen, sondern in der Figur, deren Adel durch die zunehmende Fülle im Laufe der Jahre nur wenig beeinträchtigt worden ist. Wenn Sonnenthal am Anfang der siebziger Jahre mit seiner kleinen Frau im Arm durch die Strassen der inneren Stadt ging, dann blieben auch Leute, die nie seinen Namen nennen gehört hatten, da und dort stehen, verwundert, wer denn das sein müsste? Nicht von Schneiders Gnaden, durch seine stets tadellose Toilette erschien er als ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, sondern in Haltung, Gang und Bewegung war er das Urbild eines echten Edelmanns. Wie haben die jüngsten unter unseren Schauspielern so gar nichts mehr von dieser siegreichen Macht des persönlichen Auftretens an sich! wie laufen sie steif und stiernackig, oder schlendernd und zappelnd durch die Strassen der Stadt und über die Bretter der Bühne! Auch seine Bewegungen weisen Sonnenthal in erster Linie auf das Konversationsstück hin. Sie lieben das Runde und die Bogenform, aber sie greifen selten weit aus und halten sich, wie es das moderne Salonkostüm verlangt, hübsch nah an den Leib. Die Arme streben immer nach aufwärts. Die rechte Hand greift in die Brusttasche des Salonrockes, wo Haltung am Platz ist oder wo es zu imponiren gilt. So tanzmeisterhafte Stellungen, wie die des Marcel de Prie (vgl. die Photographie) und am Schluss des zweiten Aktes des Fiesco („Ich, Genuas glücklichster Bürger!“), die rechte Hand im schönen Bogen empor langend und die linke auf der rechten Seite der Brust, hat Sonnenthal, so sehr er sich einst darin gefiel, mit den jugendlichen Rollen ganz aufgegeben. Seit dem Risler spielt er dagegen fast nur mehr mit leise oder stärker auf und ab schwingenden Händen, die zwar nur der unwillkürliche Ausdruck seines immer gemüthlich bewegten Innern sind, aber auch eine beständige Unruhe, oft am unrechten Orte, mit sich bringen. Sonnenthal besitzt eine sehr schöne, im Affekt

immer wirksame, aber auch eine sehr einförmige, wenig mannigfaltige Plastik. In ganzen Scenen des Lear und Hamlet besteht die einzige Abwechslung darin, dass einmal die rechte, dann die linke, dann wieder beide Hände vibriren.

Sein Organ ist ein tiefer Bariton von warmem und weichem Klange, der seine chararakteristische Ausbildung gleichfalls im Konversationsstück erhalten hat. Ihm verdankt der Künstler die schöne Ausbildung der Mittellage, des gewöhnlichen Sprechtones. Auch die höhere Lage ist für die feinen Nuancen der Konversation prächtig geschult; während die Sprechtöne tief hinten am Gaumen gebildet werden, setzt er mit den hellen Nasen- und Kopftönen nach Art der Franzosen die Lichter auf. Im Komischen wie im Tragischen hat er mit diesen Tönen die höchste und unmittelbarste Wirkung erzielt, wo es sich blos um eine Nuance oder um einen schrillen Aufschrei handelt. Man kennt sein dreimaliges: „Marie!“ in Clavigo und sein „Mutter!“ im Uriel Akosta. Aber wo eine längere pathetische Rede Ausdauer oder gar starke Steigerung verlangt, da werden die hohen Töne kreischend und die Laute kommen nur wie gestossen und gespuckt heraus. Sich in allmählicher Steigerung und in gleichmässig schwebenden Tönen bis zum höchsten Pathos zu erheben, das wie Orgelklang die Osterchöre begleitet, ist seinem Faust durch die natürlichen Mittel versagt, so innig und warm ihm die Thräne aus dem Auge quillt. Aber auch sein Uriel Akosta (eine seiner schönsten Rollen) gipfelte in der Scene mit der Mutter, nicht nach dem Willen des Dichters im vierten Akt: die jungdeutschen Tiraden von Vernunft und Freiheit erhielten in Sonnenthals Mund einen kleinlichen Zug von geifernder Galle; während Gutzkow seinen Helden über sich selbst hinaus wachsen lässt, bleibt Sonnenthal ganz im Persönlichen stecken und sein Fluch auf die Priester klingt wie der blosse Ausfluss der persönlichen Rache, die Gutzkows Uriel, freilich weniger wahr als der Sonnenthals, nicht den Priestern, sondern seinem Nebenbuhler erst künftig zudenkt. In den letzten Jahren hat Sonnenthal freilich sein Organ mit einem genialen Instinkt und einem unglaublichen Fleiss an die Anforderungen grosser tragischer Aufgaben zu gewöhnen verstanden. In seinen älteren Rollen beginnt er den Satz noch immer gern mit vollem Munde und starkem Einsatz; aber bald erschöpft sich der volle Ton, und das Ende klingt in dünnen Kopf- und Nasentönen aus. Nun aber haben wir staunend gehört, wie er die Parabel von den drei Ringen von den unscheinbarsten Anfängen bis auf eine Höhe führte, die ihm vor zwanzig und noch vor zehn Jahren kein Mensch zugetraut hätte. Das technische Geheimniss liegt darin, dass er sein Organ nach unten hin erweitert und die vollen und schönen Basstöne zu Hülfe genommen hat. Indem er seinen Lear, Wallenstein, Nathan in einer tieferen Lage sprechen läst, gewinnt er einen weiteren Umfang des Organes und spart er die kreischenden Kopf- und Nasentöne für die höchsten Effekte, wo sie dann ihre Wirkung nicht verfehlen.

Was man so einen guten Sprecher nennt, ist Sonnenthal trotz alledem auch heute nicht. Der einzige Fehler, den er nie völlig überwunden hat, ist die Undeutlichkeit der Rede. Zwar das ungarische k im Anlaut (Marcel de Prie: „und geckem Muth gehorchen Zeit und Welt!“) hat er, wenn ich scharf genug gehört habe, sich längst abgewöhnt. Aber nicht ohne Grund behaupten die Fremden, die seinetwegen das Burgtheater aufsuchen, dass sie ihr Ohr erst nach und nach an seine Sprache gewöhnt, anfangs aber recht wenig verstanden hätten. Ich selber, der ich seit meiner Knabenzeit mit ihm durch Dick und Dünn gelaufen bin, habe nach vierjährigem Aufenthalt in Berlin und nach dreijährigem in Prag mit Befremden die gleiche Beobachtung gemacht. Und selbst die treuen Wiener sagen: „er redet wie verschnupft“. Zum Theil hängt das ja mit dem Ansatz der Stimme tief hinten am Gaumen zusammen; zum grösseren Theil aber ist es die Schuld mangelhafter Artikulation. Hier merkt man, dass es im Burgtheater lange Jahre an einem treuen Spiegel gefehlt hat; dieser Spiegel, den auch der grösste Schauspieler nicht entbehren kann, ist der Direktor. Lewinsky und Robert haben bei Laube sehr scharf artikuliren gelernt.

Sonnenthal hat rhetorische Meisterstücke geliefert; aber doch immer nur dort, wo es ihm gelang, dem Text eine innerliche, gemüthliche Seite abzugewinnen. Er kann ergreifen und rühren; hinreissen und begeistern; er kann herzlich überreden; er kann souverän abfertigen. Aber er kann nicht, was der eigentliche Sprecher soll, ruhig erzählen, äussere Thatsachen klar referiren. Das Sprechen ist in erster Linie ein episches Talent, und Sonnenthal ist durchaus dramatisch angelegt. Man betrachte nur einmal den Anfang seiner Traumerzählung im Wallenstein, wo es Schiller nicht völlig gelungen ist, das epische Element (Ort- und Zeitangaben) in die Stimmung zu verweben, wo es in den Zwischensätzen einer leisen Nachhilfe von Seiten des Darstellers bedarf. Diese Nachhilfe findet er bei Sonnenthal nicht, der an jedem dieser kleinen Sätze strauchelt und sich nicht zu helfen weiss, so dass sie die schöne lyrische Färbung, die er dem Ganzen giebt, immer wieder stören und dadurch nur um so linkischer hervortreten. Wenn es aber dann heisst: „Da sprach ich als zu mir selbst etc.“ — dann ist Sonnenthal wieder ganz bei der Sache und ganz er selbst. Als Vorleser wird Sonnenthal darum nie grosse Erfolge haben, so gern man ihn ab und zu lesen hören wird. Er wählt mit seinem glücklichen Instinkt immer Texte, die dramatische oder lyrische Beseelung verlangen, wie Tennyson's Enoch Arden oder Grillparzer's Spielmann; aber die epische Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit, welche auf dem Theater durch die scenischen Vorgänge und durch das Bühnenbild unterstützt werden, wird er als Vorleser niemals erreichen, obwohl ihm weder die Technik, noch der Fleiss zur feinen Ausarbeitung einer klar und kunstvoll gegliederten Rede fehlen. Grössere und innere Vorzüge hindern ihn, die kleineren äusseren zu erwerben.

Er kann viel, aber was er unter den deutschen Schauspielern, soweit

ich sie kenne, heute allein kann, das bekommt man freilich jetzt selten mehr von ihm zu hören. Und das ist: eine Liebeserklärung machen. Manchen unter den Modernen sehe ich hier über eine Afterkunst den Kopf schütteln; aber wenn es erlaubt ist, sich die Dichter darauf anzusehen, ob sie Liebesscenen schreiben können oder nicht, wenn man allen Schmutz von G. Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang“ um der einen Liebesscene mit in den Kauf genommen hat, warum soll man nicht auch die Kunst eines Schauspielers auf diesen Meridian visiren dürfen? Lachend und scherzend, bittend und schmeichelnd, schüchtern werbend und trotzend, offen und heimlich durch die Blume, demüthig und keck, aber auch mit fliegenden und jagenden Pulsen haben wir ihn um Liebe und um die Geliebte flehen gehört! (Bolz, Clavigo, Rochester!) Die Birch-Pfeiffer werde ich bald vergessen haben, aber Sonnenthal's stürmisches Werben um die Waise von Lowood: „Jane, komm' zu mir! arm, klein und verlassen wie Du bist, will ich Dich, nur Dich! . . . Sag' schnell, dass Du mein sein willst, sag's schnell, oder meine Fibern reissen und etwas Schreckliches geschieht,“ werde ich nie vergessen. So wenig als seine humoristische Werbung als Bolz: „Wenn Du mich zum Manne nähmst, thätest Du mir den grössten Gefallen.“

Damit sind wir bei dem echten und wahren Sonnenthal angekommen. Er kann als Mimiker keine selbstständige Bedeutung für sich in Anspruch nehmen und er ist kein grosser Redner. Auch als gestaltender Künstler steht er für mich nicht in erster Linie, obwohl er sich hier neben den besten wohl sehen lassen darf. Dem Eigenthümlichen seiner Kunst kann leider keine Schilderung gerecht werden; denn es liegt eben dort, wo die Macht der Feder, auch der dichterischen, aufhört. Sonnenthal ist, mit einem trivialen, aber wahren Wort, ein Schauspieler, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Einen Text innerlich beseelen; den Stimmungen, Empfindungen und Leidenschaften Ausdruck geben; einen Charakter liebenswürdig und warm zu vergegenwärtigen, das liegt in der Macht seiner Kunst. Wo der Dichter ein blosses Ausrufungszeichen zu setzen gezwungen ist, da ist sein Genius zu Hause, da ergänzt er den Dichter. Und ich für meinen Theil, ohne Andersdenkende zu lästern, bekenne gern, dass ich diese Aufgabe für die erste und wichtigste in der Schauspielkunst halte. Es liesse sich sehr wohl ein Laokoon über die Grenzen der Dichtkunst und der Schauspielkunst schreiben, aus dem sich ergeben müsste, dass dem Dichter nur der mittelbare, dem Schauspieler allein der unmittelbare Ausdruck der Empfindungen und der Leidenschaften möglich ist. Ich wette hundert gegen eins, dass von tausend stillen Lesern sich neunhundert ein ganz leidliches Bild von König Lear entwerfen, dass aber nicht hundert bei der Lektüre ähnlich starke Empfindungen haben, als bei der Aufführung. Was das Gestalten betrifft, so thut in letzter Linie doch der Dichter das Meiste und das Beste. Wo der Schauspieler erst die Gestalt herausschlagen muss, da ist der Dichter meistens gar nichts, aber der Schauspieler auch nur wenig werth; denn wer

weiss nicht, dass die Paraderollen fast immer von schlechten Dichtern geschrieben und auch von mittelmässigen Schauspielern zur Geltung gebracht werden? Nicht zum Wohl der Schauspielkunst und auch nicht zu dem der Dichtkunst ist heute das Verhältniss das umgekehrte. Unsere Dichter wollen das Geschäft der Schauspieler besorgen und unsere Schauspieler wollen — dichten und gestalten. Sonnenthal ist für sie der Heros einer vergangenen Zeit . . . . Ich glaube und hoffe, dass seine Zeit sehr bald wiederkommt, wie sich ja auf der Welt und auf dem Theater Alles im Kreise bewegt und die Extreme sich sehr nahe berühren. Der weite Kreis menschlicher Empfindungen, der zwischen dem Derbkomischen und dem Hochtragischen in der Mitte liegt, hat auf der Bühne nie einen reineren, wahreren und innigeren Ausdruck gefunden, als durch Adolf Sonnenthal. Sein Herz ist lauteres Gold.

Darum ist Sonnenthal auch kein Schauspieler, den man aus der Analyse einzelner Rollen am deutlichsten erkennt. Er ist ja reich genug an schönen Einzelheiten und an feinen Details. Wer ihm aber, wie es wirklich geschehen ist, in seinen echten Rollen die Sucht nach Männchen und nach Mätzchen vorwirft, dem fehlt das Organ, mit dem seine Kunst allein gemessen und verstanden wird: denn selbstverständlich wirkt, was aus dem Herzen kommt, auch wiederum nur auf das Herz. Nur in seiner schönen und reinen Innerlichkeit hält Sonnenthal seine Gestalten fest. Er ist deshalb nicht der Mann scharf individualisirter und schroff auseinander gehaltener Charaktere. Sein Repertoire besteht wie das unserer Klassiker aus Typen; und hinter jeder seiner Glanzrollen steht ein Dutzend ähnlicher, die entweder nur dem Stammpublikum des Burgtheaters bekannt geworden oder auch oft von einem Abend auf den anderen verschwunden sind. Wie viele sieche Kinder unfähiger Dichter hat er nicht auf seinen ebenso starken als gütigen Armen aus der Taufe gehoben! Und an jedes dieser Pathenkinder hat er, wenn es galt, sein bestes Herzensgut gewendet und an seine Zukunft felsenfest geglaubt! Nie hat er am Abend der Schlacht an dem Dichter verzweifelt! Darin liegt der Werth und die Bedeutung Sonnenthal's für das Repertoire des Burgtheaters, dessen pflichtgetreuestes und meistbeschäftigtes Mitglied er durch Jahrzehnte gewesen ist. Er hätte mit einem Dutzend Rollen auf Reisen gehen können; aber er blieb im Dienst. Er bedurfte stets neuer Aufgaben und griff in seinem Heisshunger wohl auch einmal nach den Schüsseln Baumeister's oder Lewinsky's; aber er liess auch Andere leben und trat jüngere Rollen freiwillig und freigebig ab. Mit der Anzahl der Rollen aber multiplizirt sich nicht, sondern potenzirt sich die Arbeit: denn die neuen Rollen wollen gelernt, die alten repetirt, beide aber mit allen wechselnden Besetzungen probirt sein.

Da ist zunächst der Typus des modernen Lebemannes oder des Bonvivant, den die Franzosen geschaffen haben und den Bauernfeld dann in's Wienerische übersetzt hat. Von Bauernfeld (Typus Ringelstern sammt

Familie) über Gustav Freytag (Waldemar, Bolz) bis auf Paul Lindau (Fritz Marlow) und Konsorten, von Scribe (Kerbriand) bis auf Sardou (Prosper von Block) hat Sonnenthal, keine der zahllosen Mittelstufen überspringend, dieses Fach im Burgtheater vertreten. Tadellos in der Toilette und stets elegant im Auftreten, geben sich seine Lebemänner wie die österreichischen Kavaliere doch immer ungezwungen, leicht und natürlich. Darin hatte er keinen Rivalen auf dem deutschen Theater; und die Natürlichkeit und Wahrheit, zu der er es im modernen Lustspiel gebracht hatte, erschien damals als die äusserste Grenze, zu der man es auf dem Theater überhaupt bringen könnte. Damit verglichen erschien auch sein Wesen im Trauerspiel selbst seinen Freunden „gemacht“. Wie die ernsten Rollen durch innere Wärme, so beseelte er die humoristischen durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit. Wiederum eine Eigenschaft, die sich nicht beschreiben, nur fühlen lässt; und leider auch wiederum eine, die unseren Schauspielern und unserem Publikum ganz abhanden zu kommen scheint. Viel trägt ja dazu bei, dass der Schwerpunkt der dramatischen Litteratur gegenwärtig von Wien nach Berlin gerückt ist. Die Liebenswürdigkeit des Norddeutschen ist nicht die unserige. Der Norddeutsche ist dem Süddeutschen an absichtlicher Höflichkeit und Artigkeit weit überlegen, er steht ihm aber an unabsichtlicher Herzlichkeit und an gewinnendem Wesen nach. Jeder, der längere Zeit in Berlin sich aufgehalten hat, weiss, dass zwischen dem Weltmann in Berlin und dem Weltmann in Wien eine nicht zu überspringende Kluft liegt. Der Österreicher hört in einem Berliner Zirkel Damen und Herren von einem noch zu erwartenden Gast schwärmen, der in diesem Kreise offenbar der Löwe ist. Aber der späte Ankömmling, dem sich nun alle Hände entgegenstrecken, macht mit seinem massiven und ernsten Wesen auf den Wiener eher den Eindruck des Unfreundlichen als des Gewinnenden. Der ehemalige Hofschauspieler Liedtke, der in Berlin als unerreichbares Muster eines feinen Mannes galt, ist mir in seiner äusseren Erscheinung immer plump und steif, in der Konversation schwerfällig und derb erschienen. Wo Sonnenthal mit einem Nasenton fein nuancirte und sein volles Organ immer dünner nahm, da wurde der Andere immer lauter und lärmender, so dass man in dem ganzen Salon zuletzt überhaupt nur mehr ihn verstand. Man glaube aber deshalb nur ja nicht, dass hier eben Alles auf dem Naturell und der Abstammung beruhe! Dass man die Liebenswürdigkeit Niemand einimpfen und nicht erlernen könnte! Bis zu einem gewissen Grade kann sich Jeder Mühe geben, sich liebenswürdig oder unliebenswürdig zu machen; die modernen Schauspieler, besonders die norddeutschen, haben das Letztere gewählt. Es ist kein blosser Zufall, dass auf das Urbild des liebenswürdigen Mannes, auf Karl Fichtner, im Burgtheater Sonnenthal gefolgt ist. Er hatte nicht blos ein grosses Muster vor Augen; er musste sich auch bestreben, liebenswürdig zu erscheinen, sonst hätte er nach Fichtner überhaupt nicht aufkommen können. Und von Sonnenthal ist die

Tradition dann auf den norddeutschen Schüler Sonnenthal's, Ernst Hartmann, übergegangen, der freilich mitunter schon mehr kokett als liebenswürdig ist und darin ebenso oft zu viel thut, als die ernsten norddeutschen Schauspieler zu wenig. Ein Tropfen Liebenswürdigkeit würde Josef Kainz, den ich wenigstens immer verdriesslich gefunden habe, zu einem Schauspieler ersten Ranges machen. Wenn Sonnenthal hier seinem grossen Vorgänger Fichtner wohl gleichkommen, ihn aber nicht überbieten konnte, so muss er in einem anderen Punkte über ihn hinausgegangen sein. Wenn ich das Bild Fichtner's aus der Theatergeschichte richtig erfasst habe, so waren seine Gestalten liebenswürdige Durchschnittsmenschen, Wiener aus der Zeit des Vormärzes, warm, lebenslustig, gescheidt, aber doch ein bischen beschränkt und unbedeutend. Unter Sonnenthal nahmen die Salonhelden, die sich ja in dem älteren französischen und deutschen Konversationsstück fast immer nur mit dem typischen Gesellschaftsgesicht zeigen, doch schon modernere Züge an und eine tiefere geistige Bedeutung für sich in Anspruch. Eine ernste Grundlage und ein Fond innerer Tüchtigkeit fehlt Sonnenthal's Lebemännern nie, die ja auch zuletzt meistens zur Ehe bekehrt werden. Einen blossen Gecken oder einen Windbeutel hat er niemals spielen können; Charaktere ohne persönliche Würde lagen ganz ausserhalb seiner Begabung. Wohl aber hat er durch den eigenen Adel manchen frivolen oder schwankenden Lustspielhelden emporgehoben und über Wasser gehalten und selbst den Kindern aus bester Familie oft unter die Arme gegriffen. Freytag's Bolz, der doch manches bedenkliche und gewagte Spiel treibt, hat von dieser Seite durch Sonnenthal ebenso viel gewonnen, als er an geistiger Beweglichkeit und Gewandtheit verlor. Er rückte, ein gemüthlicher Humorist, nicht ein kecker Satiriker, seiner Adelheid etwas näher. Auch wo er ehrliche Leute aus Metierspflicht zum Besten hält, wirft er sich nicht weg, sondern beobachtet er immer noch eine gewisse Delikatesse; bei der Einleitung seiner erlogenen Geschichte: „Denken Sie sich ein altes Haus,“ mit der Thür in's Haus zu fallen oder sie gar durch direkten Bezug auf die ehrliche Frau Piepenbrink zu einem ebenso billigen als ordinären Wortspiel auszunützen, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Eine Spezialität von Sonnenthal waren darum die leichtlebigen Diplomaten (Attaché, Bolingbroke, Fox), bei denen man den feinen Takt der vornehmsten Kreise nie vermisste, aber hinter der gesellschaftlichen Bummelei den weltklugen, gewandten und überlegenen Geist auch dort ahnte, wo der Dichter ihn nicht zur Geltung zu bringen wusste. Wie geschickt und manierlich zugleich verstand er als Attaché, seine Partnerin von ihren zahlreichen Bewerbern zu befreien! Und „Pitt und Fox“ glaubte Laube überhaupt nicht wagen zu dürfen, ehe Sonnenthal dem grossen Staatsmann, der die ernsten politischen Fragen bei Gottschall doch ein bischen gar zu frivol behandelt, eine solidere Grundlage geben konnte. Zu den Diplomaten auf der Bühne (Attaché, Fox) gehört ein Champagnerdiner und natürlich auch ein leichter

Spitz: auch in diesem billigen Kunststück wusste Sonnenthal jeder leisesten Übertreibung auszuweichen, und den Mann von Welt hat er auch dabei nie aus den Augen verloren.

Derselbe Typus, nur aus dem komischen Fach in das tragische übersetzt, liegt einer anderen Reihe zu Grunde. Auch im ernsten Drama ist Sonnenthal der gefährliche, unwiderstehliche Mann, dessen Zauber auf die Frauen nicht in schroffer Männlichkeit, sondern in einem zarten, weichen, einschmeichelnden Wesen liegt; der aber umgekehrt mit dieser weichen, reizbaren Organisation auch selber wieder jedem weiblichen Zauber zum Opfer fällt. Das ist die Gruppe der liebenswürdigen, aber schwachen Halbmänner, die bekanntlich durch Lessing zugleich mit dem bürgerlichen Drama (Mellefont in Miss Sara Sampson) eröffnet wird und die Sonnenthal von Lessing (Mellefont, Prinz) und Shakespeare (Antonius) an durch das ganze klassische Drama Schiller's (Leicester) und Goethe's (Clavigo) hindurch bis auf Grillparzer (König Alfonso) gespielt hat, den einzigen Fernando in der Stella ausgenommen. Es war das Verdienst Sonnenthal's, der an dem larmoyanten Ton des Stückes keinen Anstoss nahm, dass wir in einer unübertrefflichen Vorstellung der Miss Sara (mit den Damen Wolter und Gabillon) auch den litterarischen Ahnherrn der Gruppe, den Mellefont, von ihm sehen konnten. Eine herrliche Leistung, die sich am Schluss („Ich bin verloren. Du bist verloren — aber sie soll mit verloren sein“) zu einer der grössten Wirkungen erhob, die ich je auf dem Theater erfahren habe! Und so wie der Mellefont, so waren sie alle, durch die Bank Meister- und Musterleistungen, wie wir sie später nicht mehr gesehen haben und allem Anschein nach auch nicht mehr sehen werden. Die Schwierigkeit und die Besonderheit liegt darin, dass der Vertreter dieses Rollenfaches mit dem weichen frauenhaften Innern doch alle äusseren Vorzüge und Eigenschaften der Männlichkeit verbinden muss. Der Zwiespalt der beiden Naturen darf nicht auf der Oberfläche liegen. Ein Mann, der schon in seinem Auftreten etwas Weibisches hat, oder dessen Entzündlichkeit blosse Koketterie ist, ist einfach unausstehlich. Und umgekehrt ist wieder die harte und schroffe Männlichkeit mit dem Korporalston unserer heutigen Liebhaber natürlich von vornherein ausgeschlossen: man sehe sich nur einmal Herrn Reimers als Antonius an, den unmittelbaren Nachfolger Sonnenthal's! Hier kommen unserem Künstler alle äusseren Eigenschaften, seine Vorzüge wie seine Mängel, trefflich zu statten: die vornehme, edle Erscheinung; der feste, volle und männliche Klang der Stimme, der aber nicht ausdauert, sondern bei der geringsten Bewegung in's Weiche oder in's Nervöse umschlägt. So giebt er uns im Clavigo nicht einen blossen Streber oder einen leeren Windbeutel, sondern genau nach Goethe's Absicht den vollendeten Weltmenschen, den feurigen, aber leicht erkaltenden Liebhaber, den schwachen und haltlosen Mann. Es war einfach ein kritischer Gewaltakt, wenn M. Harden Sonnenthal vorgeworfen hat, dass er das Bild des Goethe'schen Clavigo verzeichnet habe: wir wissen

aus zahlreichen Aeusserungen Goethe's ganz genau, dass er in ihm ein Seitenstück zu Weislingen und zu Fernando in der Stella, also einen begabten, bedeutenden und gefährlichen Mann sah. Auch in der „Jüdin von Toledo“ und in den Shakespeare'schen Königsrollen (Richard II., Heinrich VI.) kommt ihm sein tüchtiger Nachfolger (Robert), der mit stoischen Römern immer über sich selbst hinauswächst, aber keinen reizbaren erotischen Nerv besitzt, nicht entfernt gleich. Richard II. bezeichnete zugleich die höchste Höhe, bis zu der sich Sonnenthal auf diesem Gebiete erheben konnte.

Man hätte freilich vermuthen sollen, dass er von dieser Höhe aus nach dem Hamlet und nach dem Macbeth, die ja beide auch willensschwache Männer sind, blos hätte greifen dürfen. Aber die Erfahrung hat dem widersprochen. Es hat sich vielmehr die interessante Thatsache ergeben, dass unser Künstler den tragischen Rollen, die ihm ganz fern zu liegen schienen, viel näher gekommen ist als denen, wo er sich auf geradem Wege nur noch eine Spanne höher hätte heben dürfen. Bei einer so ausgesprochenen Individualität ist eine solche Beobachtung sehr lehrreich; sie gestattet nicht nur, sondern sie fordert zu weiteren Schlüssen auf. Sie zeigt, dass er sich das tragische Gebiet doch nicht auf dem geraden und natürlichen Wege, auf den ihn seine Begabung hinweist, sondern erst auf einem Umwege erobert hat; dass hier Kräfte, die bei seinen eigentlichen Rollen erst in zweiter Linie wirksam sind, in das Vordertreffen gestellt werden mussten.

Zu dem Hamlet von Sonnenthal habe ich nie ein näheres Verhältniss gefunden, obwohl ich mir redliche Mühe gegeben habe. Ich habe mit ihm gerungen wie Jakob mit dem Engel des Herrn; aber es half nichts. Ich war einer der ersten im alten Burgtheater an dem Abend, wo Sonnenthal nach Wagner und Lewinsky die Rolle dauernd in Besitz nahm, und ich habe ihn im Laufe der nächsten Jahre mindestens ein halbes Dutzend Mal gesehen. So oft ich nach kürzerer oder längerer Abwesenheit wieder nach Wien zurückkehrte, versuchte ich es immer wieder von neuem. Und noch in den letzten Jahren bin ich, schon resignirt, auf dem Posten gestanden. Alle Liebesmüh war verloren; der Eindruck war immer der gleiche, und so viel sich im Einzelnen an der Rolle verändert hatte, Sonnenthal hatte sich von ihr eher entfernt, als ihr genähert. Es war ungefähr das Niveau der comédie larmoyante oder des bürgerlichen Trauerspiels oder eines Rührstückes der Birchpfeiffer, auf dem er sich bewegte: sein Hamlet war nicht tragischer als sein Mellefont. Wenn er nach den Monologen, in denen er nie mit sich selbst, sondern immer zum Publikum sprach, mit fliegendem Mantel und sich auf den Sohlen wiegend, in feschem und flottem Abgang die Scene verliess, dann wurde mein Glaube an die Melancholie dieses Dänenprinzen tief erschüttert. Noch mehr aber, wenn er ebenso so fesch die lange Rede begann: „Welch ein Meisterstück ist der Mensch“ . . . eine Rede, die den ganzen Hamlet enthält, die Empfindung des Kranken für die Gesundheit, die aber bei Sonnenthal einen kerngesunden Ausdruck fand. Nein, in ihm steckt kein Hamlet, —

und auch kein Macbeth! Hier stand er noch obendrein im Schatten der Wolter, deren tragische Kraft und dämonische Energie seinen Macbeth völlig zum Schwächling herabdrückte. Macbeth ist ja auch einer von den willensschwachen Männern; aber er unterscheidet sich von Clavigo und seinesgleichen eben doch dadurch, dass er auch ein Held ist und als solcher, sobald er einmal entschlossen ist, mit wilder Energie jeden Nerv zur Schreckensthat spannt und auf dem einmal betretenen Blutpfad fortschreitet. Was Rossi im Othello und Salvini gerade im Macbeth so vorzüglich verstanden, nämlich zu zeigen, wie der Held durch die Leidenschaft ganz aus der Art schlägt und innerlich immer tiefer herunterkommt, das kam bei Sonnenthal gar nicht zum Ausdruck. Der cynische Fusstritt, den der herabgesunkene Macbeth dem Arzt versetzt: „Wirf deine Medizin den Hunden vor“ — verwandelte sich in eine elegante Handbewegung, während Sonnenthal doch sonst sogar im Konversationsstück damals schon drastisch und derb zu gestalten verstand. Aber unter den tragischen Rollen, die nicht sein natürliches Erbtheil sind, liegen ihm Hamlet und Macbeth noch zu nahe; instinktiv suchte er sie mit den halbtragischen Mitteln seines Clavigo und Mellefont zu bestreiten; sie zwangen ihn zu wenig, aus sich selbst herauszugehen und sie ganz objektiv zu behandeln. Auch ein ganzer Othello ist Sonnenthal nie gewesen: sein Othello, mehr Liebhaber als Krieger, hörte eigentlich dort auf, wo der wirkliche Othello beginnt, nämlich wo er in der Leidenschaft zu rasen anfängt. Dafür besitzt er nicht die äusseren Mittel; aber in den intimen und familiären Scenen mit Desdemona brachte er Manches zu ergreifender Wirkung. Schade dass so schöne Einzelheiten hier und im zweiten Akte des Macbeth verloren sind; denn es giebt keinen anderen Schauspieler, bei dem man es so leicht merkt, wenn er nicht ganz bei der Sache ist, als bei ihm, der nicht in den Details, sondern immer nur im Ganzen seine Stärke hat. Er mag das selbst gefühlt und deshalb den Othello und den Macbeth bald wieder abgegeben haben. Den Hamlet freilich giebt kein Schauspieler auf, der ihn einmal gespielt und sein Blut geleckt hat. Als ich aber die Nachfolger Sonnenthals kennen lernte und auch Herrn Bonn als Hamlet genoss, wie stiegen da sein Macbeth und Othello in meiner Erinnerung empor, und es wird vielleicht noch die Zeit kommen, wo ich mich auch nach seinem Hamlet zurücksehnen werde. Einzig ist er schon heute als Faust: der Mann mit den zwei Seelen in der Brust gehört ja auch zum Theil in diese Gruppe. Ganz gerecht kann er einer Rolle, die überwiegend rhetorischen Charakter hat und den weitesten Umfang von Tönen umspannt, nicht an allen Stellen werden. Im ersten Theil stellt der Liebhaber, der in Sonnenthal nie altert und niemals stirbt, heute noch den Denker in Schatten, während sonst auf dem Theater meistens das Gegentheil der Fall ist. Im zweiten Theil aber wächst er mit seiner grossen Aufgabe und giebt uns wahre Meisterstücke seelisch bewegter und ergreifender Reden.

Das Seitenstück zu den reizbaren Liebhabern mit dem schwachen und

hwankenden Herzen bilden die scheinbaren Stoiker, die, wie Don Cäsar in onna Diana und wie Cato von Eisen, nur eine künstliche Rinde um das olle Herz gelegt haben. Die männliche Würde und der sittliche Ernst, e sich auch in Sonnenthals Bonvivants nicht verleugnen, aber hier doch ır die Untertöne bilden, gewinnen dann die Oberhand in der Gruppe der esetzten Liebhaber, Helden und Ehemänner. Auf diesem Wege hat Sonnenıal ausserhalb des Burgtheaters auch den Armand Duval in der Kameliencıme lange Jahre mitgeschleppt, eine der unwahrsten und unverständlichsten iguren, die je ein Dichter gezeichnet, die aber durch Sonnenthal sehr an laubwürdigkeit gewonnen hatte. Hierher gehören Egmont, dessen Leichtbigkeit und Frohsinn bis ins Dämonische zu erheben ihm freilich nicht ınz gelang, und der ritterliche Waffenmeister Marcel de Prie mit der Definion des Kusses, dem süssesten Kunststück der Muse Sonnenthals. Hierher geören die schwermüthigen und ernsten Gestalten Lessings: Appiani und der olze Tellheim, dem Sonnenthal nur wenig von der Lessingschen Herbheit geommen, aber auch den ganzen Adel seiner Persönlichkeit verliehen hat. ann kommen die betrogenen Ehemänner des französischen Repertoires 'abrikant, Vornehme Ehe, Familie Benoiton), mit ihren beiden typischen cenen: Abrechnung mit der Frau und (womöglich im Duell) Abrechnung it dem Verführer, wo es immer eine dankbare Aufgabe für unseren ünstler war, den Mann gegenüber dem Liebhaber zur Geltung zu bringen ıd ihm die Sympathien zu sichern. Endlich der herrliche Fürst Lübbenau Bauernfelds „Aus der Gesellschaft", das getreue Abbild eines der edelsten ıd freisinnigsten unter den österreichischen Kavalieren, vielleicht die vorehmste und männlichste Gestalt, die der Künstler im Salonstück geschaffen hat.

Aber es kam die Zeit, wo Sonnenthal, der keinen Stillstand kennt, cht blos seine altgewordenen Kleider zu wenden, sondern sich selber umhäuten begann. Seine Kunst lebte nicht allein von der Jugend. Er ammerte sich nicht an die Vergangenheit, sondern er war klug und weise enug, bei Zeiten an die Zukunft zu denken: dem vor der Hand erst noch in eiter Ferne winkenden Alter, das die Schauspieler sonst noch mehr als e Frauen zu fürchten pflegen, muthig ins Auge zu schauen; und sich als ünstler eine zweite Jugend selbstthätig zu erobern. Nicht blos die ollen, denen er entweder entwachsen oder in die er niemals ganz hineinewachsen war, gab er allmählich an Jüngere, aber nicht Bessere, ab. Es ar auch gar nicht mehr der frühere Sonnenthal, den man in seinen neuen ollen kennen lernte. Wenn früher die korrekten Gesellschaftsmenschen ein eigentliches Fach waren, so wagte er sich jetzt an die wildgenialen onderlinge. Der leichtsinnige, geniale Kean, den er in der Jugend wohl elegentlich gespielt hatte, wurde jetzt eine seiner Lieblingsrollen, in der freilich dem Urbild des bummelnden Genies, dem geistig und körperlich el beweglicheren und gewandteren Rossi, nicht gleichkam. Auch im Narciss elangen ihm weniger die tollen Affensprünge des Gamin, als die sentimen-

tale Grundlage dieses Helden der Rousseau'schen Zeit und der tiefe Schmerz, aus dem seine verblüffenden Paradoxen quellen; nach einem sehr schwachen ersten Akt erhob und hielt sich die Leistung seit dem zweiten auf einer beträchtlichen Höhe. Aber die excentrischen Charaktere, die der guten Sitte absichtlich ins Gesicht schlagen, waren auch später ebenso wenig seine Stärke als die abnormen, unberechenbaren und sprunghaften psychologischen Zustände, z. B. der Wahnsinn (Hamlet, Lear); die solide Schwere seiner ordentlichen und in sich selbst sicheren Natur hielt ihn hier immer von dem kühnsten Wagen zurück, er erlaubte sich höchstens mit Meilhacs „Attaché" einmal einen Sprung über die Barrière. Der unschuldig verurtheilte Zuchthaussträfling (Fabricius, Dornenweg) war ungefähr das Höchste, was ihm auf dem Gebiet der pathologischen Seelenschilderung und zugleich auch des revolutionären Kampfes gegen die Mängel der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung erreichbar blieb. Hier konnte man auch zum ersten Mal den eleganten Sonnenthal in dem Kostüme und mit den Geberden des Vagabunden sehen, die er auf Grund sorgfältiger Beobachtung der Natur bis zur Täuschung getreu nachbildete. Waren seine betrogenen Ehemänner bis dahin nicht blos innerlich, sondern auch äusserlich ohne Tadel und vornehm, nicht blos in der Gesinnung, sondern auch in ihrer Erscheinung, so spielte er nun den schwerfälligen, fast täppischen Schweizer Risler und aus dem Lande der Yankees brachte er den exotischen Hüttenbesitzer mit. Die Situationen blieben dieselben wie in den früheren Ehebruchsdramen, aber wenn es jetzt zur Abrechnung zwischen Frau und Mann und zwischen Mann und Liebhaber kam, dann galt es schärfer und tiefer zu charakterisiren — man weiss, wie ihm die alten Aufgaben auch in dem neuen Kostüme gelungen sind: mit einer einzigen Scene hat er als Risler ein schlechtes Stück durchgebracht und bis heute auf dem Repertoire erhalten . . . Alles das ging allmählich und langsam vor sich; mit einer Klugheit, die an den grossen Schröder erinnert, betastete er vorsichtig den Boden und wagte sich nur selten (der alte Miller) einen Schritt zu weit vor, um nicht wieder einen Schritt zurück machen zu müssen. Jedem dieser Schritte aber sah man im Publikum und in der Kritik nur mit Zweifel und mit Misstrauen entgegen; aber mit wenig Ausnahmen blieb der Künstler im Recht und man lernte endlich einsehen, dass Sonnenthal ein grosser Künstler sei, auch wo er gar nicht mehr Sonnenthal war. Und so kam allmählich der paradoxe Name „Sonnenthalrolle" für Rollen in Gebrauch, wo man — lucus a non lucendo! — den eigentlichen Sonnenthal nicht vorfand, der sich selbst ganz objektiv geworden war. Eine Sonnenthalrolle war einfach eine Rolle, die kein Anderer spielen konnte, die aber in seinen Händen grosse Wirkung versprach. Und nur das Eine blieb sich in ihnen allen gleich: der Mann, den er spielte, behielt zuletzt immer Recht, er gewann die vollen Sympathieen des Publikums, auch wenn er nicht blos als Raisonneur dem Dichter zum Sprachrohr diente (Graf Trast, Hans Lonei). Alle seine Helden mussten, wenn auch unter

unscheinbarer Hülle, das Herz am rechten Fleck tragen; einen abstossenden, innerlich hässlichen Menschen hat er nie gespielt.

Unter dem Einfluss von Rossi und von Salvini war Sonnenthal so schrittweise immer objektiver und realistischer geworden; über seinen Nero und seinen Fabricius schlugen manche alte Burgtheaterbesucher die Hände über dem Kopf zusammen, und eine hohe Gönnerin, die Fürstin Hohenlohe, rief ihm nach dem König Erich zu: „Gehen Sie nicht viel weiter auf dieser Bahn!“ Der König Erich war von einem Dichter, dem gewiss Niemand übertriebenen Realismus oder gar Naturalismus vorwerfen wird. Nun aber kamen von der andern Seite die Jungen, denen Sonnenthal wiederum nicht weit genug gegangen war, die ihn als den Schauspieler der Vergangenheit neben Reicher, als den Schauspieler der Gegenwart, und Rittner, als den Schauspieler der Zukunft, stellten. In Berlin wurde damals jeden Herbst ein neuer und grösserer Sonnenthal entdeckt; so wie die Wiener vor vierzig Jahren den Salonschauspieler in unserem Sonnenthal entdeckt hatten, nur mit dem einen kleinen Unterschied, dass sich der unsrige nun schon die kurze Zeit von vierzig Jahren hindurch bewährt hat. Die Berliner Sonnenthals dagegen verschwinden meistens im Frühjahr wieder, nachdem sich herausgestellt hat, dass sie zwar in einer Rolle ganz unübertrefflich, leider aber in keiner andern zu brauchen seien; man nennt diesen höheren Dilettantismus dort Wahrheit oder objektive Kunst. Unser Sonnenthal fand zwar noch immer den Beifall des grossen Publikums in Berlin; aber die Jugend glaubte ihn mit rücksichtsloser Offenheit darauf aufmerksam machen zu müssen, dass die Zeit für ihn wie für alle Klassiker vorüber sei und dass seine Rollen mit den Dichtungen ein für allemal veraltet seien. So stand der Mann, der so lange Zeit für den Vertreter der Natürlichkeit, Einfachheit und Wahrheit auf der Bühne gegolten hatte, plötzlich vor Pilatus mit der Frage: „Was ist Wahrheit?“, auf die bekanntlich jeder eine andere Antwort giebt. Alles was bisher als sein höchster Ruhmestitel gegolten hatte: seine Liebenswürdigkeit, seine Wärme, seine Weichheit, seine elegante Haltung, sein Clavigo etc., alles das diente nun den Anklägern zur Stütze; für sie war Sonnenthal, weil er ein anderer war, zugleich ein unwahrer, affektirter, sentimentaler, gezierter Mensch und Schauspieler. Seine Sympathien für die neue Richtung konnten nicht gross sein; aber wie überall, so hat auch hier der Künstler von den Antipathien des Menschen keine Notiz genommen und er hat auch dem jungen Geschlecht mit mancher undankbaren Aufgabe zum Siege verholfen. Man denke nur an die gefährliche Abrechnung zwischen dem Rektor und seiner Frau in Sudermanns „Glück im Winkel“, wie er hier für die alte Scene doch wieder einen ganz neuen Ton gefunden, und die heikle Aufgabe so discret und so zart angefasst hat, dass der Roheste nicht zu lächeln wagte, der sonst — wer weiss? — vielleicht laut gelacht hätte. Und sieht man ihn ungern als modernisirten Musikus Miller in Schnitzler's „Liebelei“, so war doch sein „Volksfeind“ trotz den Berlinern

eine sehr schöne Leistung, der Ibsen selbst nur etwas mehr Humor gewünscht hätte.

Freilich, wenn Sonnenthal's Kunst nur mehr von der modernen Produktion lebte, dann könnte er wohl manchmal melancholisch in die Vergangenheit blicken. Aber er theilt sich mit Baumeister in das Fach der Heldenväter; und mit den grössten Aufgaben der deutschen Schauspielkunst hat er sich auch auf die höchste Stufe erhoben, die ihm erreichbar ist. Weit weg von der Wiege wird in später Zukunft das Grab des Menschen liegen; und weit weg von der Wiege seiner Kunst wird sich das Denkmal des Künstlers erheben. Denn, nach Goethe's Wort, so wie einer von hinnen geschieden ist, so lebt er fort im Gedächtniss der kommenden Geschlechter. Weit zurück aber liegen hinter der lebenden Generation die Ringelstern, Bolz, Clavigo u. s. w.; für die heutige Jugend ist Sonnenthal in erster Linie Wallenstein, Lear, Nathan. Auf einem weiten Umwege, wie wir gesehen haben, aber das Ziel stets im Auge, hat er langsam und sicher diesen Gipfel erstiegen. Die blosse Ankündigung seines Wallenstein (1884) wirkte wie ein Schreck auf Jeden, der davon hörte, vom Direktor auf die Kritik und auf das Publikum. Er brachte wenig, eigentlich gar nichts für den Wallenstein mit; er war für ihn so wenig prädestinirt — wie der Dichter des Wallenstein, der sich ja auch von Haus aus bewusst war, dass ihm der Stoff nicht liege, dass er mit ihm einen schweren Ringkampf werde bestehen müssen. Vielleicht liegt gerade in dieser Parallele das Geheimniss des grossen Erfolges, den Sonnenthal mit dem Wallenstein errungen hat. Er war gewiss nicht der einzig denkbare oder einzig mögliche Wallenstein, nicht der Wallenstein schlechtweg, wie Rossi der Othello; aber er war sicher der Wallenstein, der am meisten den Intentionen des Dichters entsprach, dem Schiller selbst, wenn heut' sein Geist herniederstiege, die Hand reichen würde. Ganz ohne Rest ist ja auch dem Dichter die Rechnung mit den vielen irrationalen Grössen nicht aufgegangen: aber das, was er betont wissen wollte, tritt in Sonnenthal's Darstellung hervor. Er hat dem Wallenstein der ersten Akte die steifen Lederstiefel und das harte Lederkoller abgenommen, ohne dem Feldherrn etwas zu vergeben. Er hat, indem er den Wallenstein in Civil kleidete, ihn unseren Herzen näher gerückt, wie es Schiller's im Prolog ausgesprochene Absicht war. Er hat, wie der Dichter, den Accent auf die menschlichen Seiten des Helden gelegt und als Feldherr gegenüber den Pappenheimer Kürassieren, als Freund gegenüber den beiden Piccolomini, als Gatte und Vater in den Familienscenen doch wieder Gelegenheit gehabt, weichere Töne aus seinem Innern zu holen. Er hat in dem schwankenden Helden Anknüpfungspunkte an die halbschwachen Charaktere seiner ersten Periode gefunden; aber Wallenstein lag weit genug von ihnen ab, als dass er ihn wie noch später den Macbeth zum Schwächling hätte herabsinken lassen. Vielmehr, je weniger die neuen Aufgaben ihm entgegenkommen, je mehr er sie sich vom Leibe halten und mit der blossen objektiven Liebe des Künstlers behandeln muss, um so besser

versteht er jetzt dort vorzubeugen, wo, wie er genau weiss, die Grenzen seiner Begabung und die schwachen Seiten seiner Kunst liegen. Er arbeitet jetzt nicht mehr blos mit richtigem Instinkt und überlässt sich auch im Affekt nicht blos momentanen Impulsen, er ist nun ganz bewusster und absichtlicher Künstler. Freilich haben seine Absichten mit denen der sogenannten denkenden Künstler nichts gemein: grübelnde Auffassung und gezwungene Interpretation des Textes können ihm auch jetzt nichts anhaben, er schöpft aus ganzen und vollen Eindrücken und giebt uns nicht seinen Kommentar über die Gestalt des Dichters, sondern diese selbst. So ist ihm gelungen, was ihm scheinbar so fern lag, in Wallenstein sowohl den Diplomaten als den Feldherrn kräftig genug zu betonen, den letzteren nicht mittelst Stiefel und Sporen, sondern mit den vollen und kräftigen Basstönen seiner Stimme und mit der kühlen und hoheitsvollen Haltung, die er aus den Diplomaten und Kavalieren des Salons mitbrachte. Ich kann auch nicht finden, was vielfach behauptet wurde, dass er in seinem Lear die kräftigen und wilden Seiten über den rührenden vernachlässigt habe; denn die Scene beim Wiedersehen mit Cordelia thut überall, auch wo sie nicht so tief, wie bei Sonnenthal, aus dem Herzen geschöpft ist, ihre erschütternde Wirkung. Ich muss vielmehr der Wahrheit gemäss meinen Eindruck dahin bestimmen, dass Sonnenthal unter allen Darstellern des Lear, die ich kenne, den einzigen Rossi ausgenommen, ihn von Haus aus am wildesten, am trotzigsten und am hochfahrendsten angelegt hat. Freilich ist das bei ihm nicht wie bei Rossi Natur, und wer ihn kennt, der merkt ja wohl durch, dass er sich hier einen Ruck geben muss; aber man hat kein Recht, andere Rollen in seinen Lear zu übertragen, wo es sich nicht um die Beurtheilung seiner künstlerischen Individualität, sondern um die Rolle selbst handelt. Wenn sein Lear gleichwohl nicht ganz auf der Höhe seines Wallensteins steht, so liegt das an anderen Momenten. Einmal fehlt ihm, so weit er es auch in der Ausbildung seiner Stimme für die Anforderungen der Tragödie gebracht hat, doch die gleichmässige Fülle und Ausdauer des Organes: dem Donner gegenüber verpufft sein Rasen auf der Haide. Und zweitens sind die Regionen des Unbewussten hier wie im Wallenstein nicht seine Domäne: wie der Sternseher und Zeichendeuter im Wallenstein zurücktritt, so fallen die Wahnsinnsscenen, die den zweiten Theil des Lear beherrschen, nach den grossen Erschütterungen des ersten Theiles zu stark ab. Ein paar Stufen unter dem Wallenstein und dem Lear steht Sonnenthal's Nathan, der schwerlich den Intentionen Lessings ganz gerecht wird. Gegen den Vorwurf, an Stelle des Weisen den Guten gespielt zu haben, hat sich Sonnenthal zwar mit triftigen Gründen vertheidigt, indem er sagt, dass Lessings Nathan eben doch nicht blos der Weise, sondern auch der Gute sei. In dem Wort steckt der ganze Sonnenthal! Man sieht, wie er als Künstler die Gestalt im Vollen und im Ganzen ergreift; und man lernt den Menschen kennen, der, hinter dem Künster verborgen, doch seine Auffassung bestimmt. Der Satz ist so wahr wie Alles, was Sonnenthal mit

seinem klugen natürlichen Verstande je über seine Rollen gesagt hat. Aber er enthält nicht die ganze Wahrheit! Die Güte des Weisen und die Güte des Thoren sind zwei ganz verschiedene Dinge; und was sich Lessing unter einem guten Menschen vorstellt, ist gewiss nicht dasselbe, was Jedermann darunter versteht. Die Güte des Lessing'schen Weisen, wie die aller seiner männlichen und weiblichen Charaktere, kann einem Andern wie z. B. der beschränkten Daja oder dem hitzköpfigen Tempelherrn wohl auch einmal als Kälte, als Härte oder als Selbstsucht erscheinen. Ich will sagen: Lessing's Nathan trägt sein Herz nicht auf seiner Zunge. Sonnenthal's Nathan aber ist eine stets gemüthlich bewegte Figur; er steht nicht über der Situation und über den Charakteren, er lenkt und leitet nicht die Andern, er wird von ihnen bewegt und geleitet. Er ist in ewiger Unruhe, und der Ausdruck dieser Unruhe sind die unaufhörlich auf- und abschwingenden oder bebenden Hände. Der Apfel ist nur eine Spanne weit, aber weit genug vom Stamme gefallen, um zu erkennen, dass dieser Nathan mehr ein Kind Sonnenthal's als Lessing's ist.

* * *

Eisenberg's Biographie ist eine Gelegenheitsschrift zu Ehren von Sonnenthal's vierzigjährigem Künstler-Jubiläum. Sie will also nicht etwa den Abschluss seiner künstlerischen Thätigkeit anzeigen. Wir wünschen im Gegentheil alle lebhaft, dass die vollständige Biographie Sonnenthal's einst in der Fortsetzung noch ebenso viele und ebenso glänzende Blätter enthalten möge, als diese bis 1896. Freilich hätte Eisenberg, der sich so viel Mühe gegeben hat, alle äusseren Ehrenzeichen des Künstlers aufzuzählen, mit einer sehr grellen Dissonanz schliessen müssen, wenn sein Buch nicht noch vor dem Feste erschienen wäre. Der antisemitische Stadtrath von Wien hat dem Jubilar das Ehrenbürger-Diplom verweigert, weil er ein Jude ist. Die unerquicklichen Debatten drangen in die Öffentlichkeit und sind von der Presse wie eine grosse politische Parteifrage behandelt worden. Ich glaube, dass man dabei die Bedeutung und die Tragweite der Sache überschätzt hat. Ich betrachte sie einfach als eine Frage des „guten Geschmackes“, um mich eines Lieblingswortes unseres Künstlers zu bedienen. Ich führe blos an, was man etwa zu Gunsten Sonnenthal's vorbringen könnte; und enthalte mich dabei geflissentlich der üblichen Überschwänglichkeit. Ein Künstler blickt auf eine vierzigjährige ehrenvolle und erfolgreiche Dienstzeit an dem ersten Kunstinstitut der Stadt (ich könnte auch sagen des Reiches oder des ganzen deutschen Theaters) zurück. Die ganze gebildete Welt, auch Leute, die ihm so fern stehen wie z. B. ich, bringt dem Mann ihren Glückwunsch dar: nicht blos Wien, ganz Österreich, Deutschland, zahlreiche Verehrer in den einzelnen Ländern von Europa und von Amerika. Man könnte es nun wirklich als eine blosse Sache des Taktes betrachten, dass eine Körperschaft, auch bei noch so strengen Grundsätzen, keinen Miss-

ton in die Feier ihres berühmten Landsmanns bringt, die ja nicht dem Juden, sondern dem Künstler gilt, freilich einem Künstler, der den Juden zwar nie herausgekehrt, aber noch weniger versteckt oder gar verleugnet hat. Man könnte sagen, dass, wo Juden unter die Bürger aufgenommen werden, der Jude wohl auch das Ehrenbürgerrecht erhalten kann, wenn er es würdig ist. Man könnte geltend machen, dass Sonnenthal von bürgerlichen Eltern abstammt, selber ein ehrsames bürgerliches Handwerk erlernt und sich laut den noch vorliegenden bürgerlichen Zeugnissen „ehrlich, treu, geschickt, arbeitsam und überhaupt sehr musterhaft betragen" hat; dass er ein „Geselleneinbringungsbüchel" von der bürgerlichen Schneider-Innung in Wien vor nahezu 50 Jahren und später als Künstler das Bürgerrecht von Wien erworben hat. Man könnte darauf hinweisen, dass Sonnenthal auch als Künstler nicht auf einen kleinen Kreis Gebildeter, sondern mehr als jeder Andere auf den grossen Bürgerstand gewirkt und seine höchste Kraft gerne in dem Kreise menschlicher Empfindungen gezeigt hat, die den bürgerlichen Klassen gemeinverständlich sind. Wir würden aber auch unsererseits gegen den guten Geschmack verstossen, wenn wir noch weiter darauf aufmerksam machen wollten, dass dieser Mann nicht blos im Dienste der Kunst, sondern durch volle vierzig Jahre auch im Dienste der öffentlichen Wohlthätigkeit gestanden ist und den Armen der verschiedensten Klassen und aller Konfessionen nicht unbedeutende Hilfsquellen zugeleitet hat, die natürlich nicht dem Künstler, sondern nur dem Menschen gutgeschrieben werden können, aber eben doch beweisen, dass er als Mensch einer bürgerlichen Auszeichnung nicht unwürdig ist.

Das, wie gesagt, könnte man anführen, wenn man an der Haltung des Stadtrathes Anstoss nehmen wollte. Aber gewiss wird das Niemand thun. Sonnenthal besitzt noch ein anderes Ehrenbürger-Diplom: das im Reiche der Kunst, deren Bezirk noch grösser ist als Gross-Wien.

Friedrich Zarncke,

geb. am 7. Juli 1825, gest. am 15. Oktober 1891.

(Friedrich Zarncke. Von Eduard Zarncke. Aus dem Biographischen Jahrbuch für Alterthumswissenschaft 1895. — 21 S.)

Als ich vor einem Vierteljahrhundert begann, an der wissenschaftlichen Thätigkeit im Fache der deutschen Philologie durch Aufsätze und Rezensionen Antheil zu nehmen, da wäre es mir wunderlich vorgekommen, hätte mir Jemand geweissagt, ich würde einstens ein Blatt dankbarer Erinnerung dem Andenken von Friedrich Zarncke widmen. Denn Scherer hatte mich in unsere Wissenschaft eingeführt, Müllenhoffs Schüler war ich geworden, und die Grundsätze wissenschaftlicher Arbeit, die dem Kreise Lachmanns, der Berliner Schule, eigen waren, galten auch mir als Leitsterne meines Lebens. Darin lag aber schon der schärfste Gegensatz

zu Zarncke beschlossen: ein langjähriger erbitterter Kampf, nicht so sehr um die Nibelungenhandschriften als um die Methode philologischer Forschung und ihre Ziele, hatte die Geister geschieden, die sachliche Gegnerschaft sich in persönliche Feindseligkeit umgesetzt. Nun war es mir freilich schon Pfingsten 1872 bei der Philologenversammlung in Leipzig aufgefallen, wie freundlich Zarncke auch uns jüngeren Gästen aus Berlin entgegenkam; mit mir, der ihm durch Ludwig Steub vorgestellt wurde, hatte er aufs liebenswürdigste verkehrt. Und Jahre später, als ich bereits durch verschiedene Arbeiten, auch polemischer Art, mich zu der mir überkommenen Auffassung der Philologie bekannt hatte, liess er die Fäden nicht fallen, wandte sich mit gelegentlichen Fragen nach Grazer Manuskripten an mich und hat mir als Kritiker meiner Schriften im Centralblatt nie Anderes denn Wohlwollen erwiesen. Und als ich, wieder Jahre darnach, in Leipzig den theuersten Bruder begrub, da hat Zarncke während dieser dunklen und schweren Tage alles Widerspiel der Meinungen bei Seite gesetzt und ist mir mit so liebevoller Theilnahme allewege hilfreich entgegengekommen, dass es mir bei den nächsten Freunden nicht besser hätte werden können.

Aber nicht diese Erlebnisse allein lassen mir heute das Bild Zarnckes aus den Trübungen gelehrten Streites rein hervortreten. Jener Kampf um der Nibelunge Hort gehört jetzt nur noch der Geschichte der deutschen Philologie an. Nicht Kompromisse, nicht persönliche Ausgleiche haben ihn aus der Welt geschafft, der ruhige Fortschritt wissenschaftlicher Arbeit hat ihn überwunden. Noch immer bleiben dieselben Aufgaben zu lösen wie damals, jedoch das besondere Problem, um welches der Zwist begann, kann heute gar nicht mehr so gestellt werden wie einst. Und weil also der Boden geschwunden ist, auf dem der Kontrast zwischen Liederjägern und Einheitshirten sich aufbaute, hat sich auch der Zank von selbst verloren. Mit der Geschichte jenes Problemes ist das Wirken Zarnckes zwar enge verflochten, aber seine Thätigkeit war weit und vielfach genug, um auch abgelöst davon für sich betrachtet zu werden.

Zarncke hat von Vater und Mutter nicht blos eine Zähigkeit des Körpers geerbt, die den schärfsten Angriffen eines tückischen Leidens widerstand, sondern auch den Trieb unablässiger, nicht zu ermüdender Thätigkeit, eine ausdauernde Arbeitskraft, eine stete Geduld, die vor den langwierigsten Studien, vor Schwierigkeiten aller Art nicht zurückwich: schätzenswertheste Gaben für eine gelehrte Laufbahn. Als Philologe war er ein Schüler von Gottfried Hermann und Moriz Haupt: Lachmanns Einwirkung auf ihn kann nicht mehr bedeutend gewesen sein, denn er war in der Hauptsache fertig, als er nach Berlin kam. Wenn manche Eigenschaften seiner ursprünglichen Anlage ihn zur ästhetischen Betrachtung der Litteratur zu neigen schienen, so ist ihm das durch die Zucht seiner Leipziger Lehrer gründlich ausgetrieben worden und es ist kaum etwas anderes davon seinen reiferen Jahren übrig geblieben als die Fähigkeit, die Schöpfungen der Klassiker des 18. Jahrhunderts mit Andacht zu geniessen, ein Vermögen, das in der Verehrung Goethes seinen Mittelpunkt, in den ihm gewidmeten Studien seinen Ausdruck fand. Was Zarncke zu Lessing zog, der allen leidenschaftlichen Naturen immer der ideale Vorstreiter für die Wahrheit und Freiheit der Wissenschaft bleiben wird, das war dieselbe Vertiefung in einzelne Probleme der Philologie, zu der ihn die Lehre und das Beispiel seiner Leipziger Meister bekehrt hatten. Von Sebastian Brants Narrenschiff bis zur „Causa Nicolai Winter“ spannt sich eine ununterbrochene Kette von Arbeiten, in denen die Entstehung eines einzelnen Werkes, die Schicksale einer Persönlichkeit, Fortpflanzung und Einfluss einer litterarischen Überlieferung die Aufgaben bildeten.

Man wäre ungerecht gegen Zarncke, wenn man seine Eigenthümlichkeit in

der Hingabe an bibliographische Interessen begrenzt fände. Zwar ist seine Beschäftigung mit der Bibliothek des Freiherrn von Meusebach gerade während der Jahre seiner Anfängerschaft für ihn von höchster Wichtigkeit geworden, sie hat nicht bloss seine Vertrautheit mit dem 15. Jahrhundert ermöglicht, sondern auch eine Ausgabe des „Narrenschiffes“ zu Wege gebracht, die, wie ich meine, heute noch eine unübertroffene Leistung darstellt. Aber wenn Zarncke der Aufnahme eines weitschichtigen Materiales, dem Verzeichnen, Ordnen, Sichten mit besonderer Vorliebe sich zuwandte, so drückte sich darin nur die nothwendige Neigung des Philologen aus, einen gesicherten Bestand von Thatsachen zu Grunde zu legen. Er hat sich den Schlüssen, die daraus zu ziehen waren, keineswegs geweigert, ist aber niemals weiter gegangen, als die offen festzulegende überschaubare Verknüpfung von Fakten gestattete. Darum hat wohl auch kaum ein anderer Germanist während eines langen und fruchtbaren Lebens so wenig zurückzunehmen gebraucht als Zarncke.

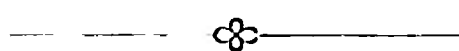
Das sind ansehnliche Vorzüge, sie weisen aber auch deutlich auf bestimmte Grenzen der Begabung hin. Denn nicht bloss prinzipiell hat es Zarncke sich versagt, seine Kräfte an eine grosse umfassende litterarhistorische Aufgabe zu setzen, die durch ein starkes kombinatorisches Vermögen hauptsächlich zu lösen war; auch hier drücken sich in Neigung und Abneigung Stärken und Schwächen der gesammten geistigen Persönlichkeit aus. Ich möchte ungerne falsch verstanden werden: nicht dass Zarncke unfähig gewesen wäre, philologisch zu kombiniren, glaube ich, er hat es hunderte und hunderte von Malen gethan und allermeistens mit Glück: die nachschaffende Bildkraft, die gestaltende Phantasie, deren der Philologe dann nicht entbehren darf, wenn er Lücken der Überlieferungen ergänzen, Zusammenhänge verstehen und beleuchten, aus dem todten Schriftthum lebendige Menschen wachrufen will, diese Gabe tritt in Zarnckes Arbeiten am wenigsten hervor. Freilich grenzen da Wissenschaft und Kunst schon hart aneinander, aber wo thäten sie das nicht, und bedarf der Philologe nicht bei der einfachsten Konjektur einer Fähigkeit nachzufühlen und nachzuschaffen, die ihn dem Poeten nächstverwandt erscheinen lässt? Heute liegt die Konjekturalkritik allerdings auf dem Gebiete der deutschen Philologie vollständig darnieder, so sehr, dass man nicht einmal mehr den Genius Lachmanns von dem glänzenden Talente Haupts zu unterscheiden vermag — aber unsere Wissenschaft durchlebt jetzt überhaupt magere Jahre, die reichen und fruchtbaren werden wohl auch einmal wiederkehren.

Am schwersten vermisse ich bei Zarncke, dass er kaum jemals der Entwicklung einer Gruppe von Gedanken in einer Reihe von Werken oder Menschen nachgegangen ist, ja der Begriff der Entwicklung selbst war für ihn, so weit ich sehe, nicht vorhanden, und wie er Litterarhistorie im Zusammenhange vorgetragen hat, davon kann ich mir, ehrlich gestanden, gar keine Vorstellung machen. Aber gleichviel: die Grösse und die Bedeutung von Zarnckes wissenschaftlichen Arbeiten belehrt uns am Klarsten darüber, dass er sich selbst genau gekannt und das anvertraute Pfand aufs redlichste verwerthet hat. Die Spuren seines Wirkens zeigen sich überall in der deutschen Philologie. Nicht blos in den Arbeiten seiner zahlreichen Schüler, die er auf alle Weise opferwillig förderte, im ganzen Umkreise des Faches werden sie sichtbar. Seine unvergleichliche Art, mit grösster Sauberkeit und möglichst erschöpfend die Überlieferung festzustellen, das Sichere vom Unsicheren zu trennen, die wilden Einfälle ferne zu halten, im Bereiche des Erfassbaren zu bleiben, diesen aber genauest zu durchmessen, sie erklärt sich als ein wohlberechtigter Rückschlag gegen die romantische Phantastik der älteren Philologen; heute ist sie vorbildlich geworden, hat auch die Gegner an sich

herangezwungen und wirkt so allenthalben in unserer Wissenschaft. Was noch werden mag, dieser Einfluss wird unverloren bleiben. —

Obschon es mit Zarnckes eigenen Wünschen wenig übereinstimmte, darf ich doch die Hoffnung aussprechen, dass die bescheidenen Blätter, die Eduard Zarncke jetzt seinem Vater geweiht hat, durch ein ausgeführtes Lebensbild mögen verdrängt werden. Vielleicht wäre es thunlich, diesem dann auch eine Auswahl von Briefen Zarnckes beizugeben, aus denen die vielseitige Thätigkeit dieses Mannes, der durch seine kritische Zeitschrift während vierzig Jahren fast in den Betrieb aller Wissenschaften in Deutschland eingegriffen hat, uns hell entgegenträte. Zwar hat sich die Pietätlosigkeit, wie es scheint, im Lager der deutschen Philologie ziemlich fest niedergelassen und das Bedürfniss der Anerkennung, eine der besten Empfindungen des menschlichen Herzens, ist in unseren Reihen fast verpönt: aber darin, dächte ich, einen solchen Zoll des Dankes an Friedrich Zarncke zu entrichten, sollten sich die Fachgenossen doch einig finden.

Graz. Anton E. Schönbach.



François Wille*).

Von

ADOLF FREY.

François Wille (20. Februar 1811 bis 8. Januar 1896) war von Herkunft ein Welschschweizer und sein Name ursprünglich Vuille. Sein Vater, aus der Grafschaft Valangin im Kanton Neuenburg gebürtig, war nach Hamburg ausgewandert und hatte sich mit einer Hamburgerin verheirathet. Nach dem Zusammenbruch des väterlichen Geschäftes brachte sich der junge Wille mit Privatstunden in Latein und Mathematik kümmerlich durch, bis ihm ein nachträglich geretteter Vermögensrest das Studium der Jurisprudenz und Philologie erlaubte, dem er als ein wilder, aber äusserst muthiger Student oblag, wie seine von Heine im Wintermärchen erwähnten Schmisse und die am Leib sichtbar gebliebenen Stich- und Schusswunden vollgültig bezeugten. Dieser Muth zog seinen Göttinger Corpsbruder Otto von Bismarck an, der Zeit seines Lebens Muth und Tapferkeit über alles schätzte. Sie wurden beide mit anderen als Mitglieder eines Seniorenkonvents wegen eines erlassenen Verrufs relegirt. Pflichtgemäss erkundigte sich vor ihrem Weggang der damalige Professor und Universitätsbibliothekar Jakob Grimm bei den Ausgewiesenen nach den Büchern, die sie von der Bibliothek in Händen hätten. Es hatte aber keiner ein Buch.

In Hamburg, wo Wille mit Heine und Wienbarg verkehrte, warf er sich auf die Journalistik. Geist und Schärfe seiner politischen Artikel und die Stärke seiner Überzeugung machten Aufsehen, und seine Rezensionen gaben Anlass zur Bekanntschaft mit seiner nachmaligen Frau, die er 1845 heimführte. Durch die Reaktion und das Dänenthum immer unangenehmer beengt, vertauschte er den Norden Deutschlands mit den Ufern des Zürichsees, wo er 1851 vom ehemaligen Reichsregenten Simon, der gleichfalls ein Asyl in der Schweiz gesucht und gefunden, Mariafeld erwarb.

Sobald er die Bürde eines Journalisten abgeschüttelt, griff Wille nur noch beiläufig zur Feder, sei es, um eine Rezension, sei es, um irgend etwas Gelegent-

*) Wiederholt aus der „Neuen Zürcher Zeitung“ und vom Herrn Verfasser für die Biographischen Blätter gütigst durchgesehen und ergänzt.

liches in die Welt zu werfen. So beurtheilte er, bald nachdem Vischers „Auch Einer“ erschienen war, den seltsamen Roman in der „Frankfurter Zeitung“ eingehend, scharf und geistreich, weswegen er mit Gottfried Keller auseinander gerieth, der zwar im innersten Herzen weder das Buch noch den Verfasser liebte, aber dennoch aus Dankbarkeit nichts auf ihn kommen lassen wollte. An den politischen Vorgängen des Kantons Zürich, in welche er einmal in Verbindung mit Gottfried Keller einzugreifen versuchte, bethätigte sich Wille nur vorübergehend, da die Bauersame vom See seiner Einsicht und Erfahrung nicht die genügende Werthung erwies. Dafür gestaltete er mit der Frau Eliza geb. Sloman sein Haus seit Anfang der fünfziger Jahre zu einem Heim der Wissenschaft und Kunst, in dessen Räumen fast alles, was Zürich an einheimischen und fremden Berühmtheiten beherbergte, sich ein Stelldichein gab.*)

Freilich war der Herr von Mariafeld eine Persönlichkeit, die magnetisch anzog und sich so leicht nicht wieder findet. Kaum mittelgross, aber stämmig und gerade gewachsen, von blühender Gesichtsfarbe, mit hoher Stirn, gebogener, langer Nase, durchdringenden blaugrauen Augen, von starkem, zuweilen aggressivem Temperament, bot er das Bild eines kräftigen Mannes, in welchem man den unerschrockenen Studenten und Journalisten, der keiner Forderung zum Waffengang auswich, unschwer wieder erkannte. Gerade die Mischung deutschen und welschen Geblütes bedingte in ihm die Vereinigung entschiedener Widersprüche, die seiner Art das markante Gepräge verliehen. Ein durchdringender Menschenkenner, wusste er bedeutende Männer, auf welchem Feld er sie immer traf, wohl zu würdigen, ohne Überschätzung und ohne von den Menschen im Allgemeinen am besten zu denken, da neben seiner lebhaften Phantasie und Empfindung ein gehöriges Stück Skepsis sich geltend machte. Er verstand mit seltener Leichtigkeit, sich in Jeden hineinzufinden und, liebenswürdig, wie er war, ihn dementsprechend zu behandeln, wobei ihm ein seltener Takt und Geschmack zu Statten kam; doch konnte er eine unvermuthete Schärfe hervorkehren, wie er auch in seiner streitbaren Weise Gefallen daran fand, wenn sich die Köpfe erhitzten und die Geister aufeinander stiessen. Ein sprühender, aber unruhiger, sprunghafter Geist, für Alles offen und empfänglich, mit einem gewissen kosmopolitischen Zug, sehr gebildet und belesen, ein vorzüglicher Plauderer und Erzähler, verstand er aus den Erinnerungen und Erfahrungen eines reichen Verkehrs mit hervorragenden und gewöhnlichen Menschen unerschöpflich zu berichten, ohne je weitschweifig zu werden, sowie er als ein scharfer, kritischer Kopf und nüchterner Beobachter zu urtheilen wusste, so dass man nicht leicht ohne Genuss und Gewinn von ihm ging, obgleich er bei aller Liebenswürdigkeit mit seiner ungeschminkten Meinung nicht hinter dem Berge hielt, sondern das Kind beim Namen zu nennen liebte. Auch erhielt man von ihm, oft ungefragt, guten Rath; denn obgleich für seinen Theil ein bischen Cyniker, sorgte er bei andern gerne dafür, dass alles seinen richtigen Gang ging, und zwar aus Antheil und Wohlmeinenheit. Weniger leicht spendete er von seinen Blumen, die er leidenschaftlich liebte. Dagegen liess er es niemals an einer wohlbesetzten Tafel und einem feinen Tropfen fehlen, denn er war zwar ein sparsamer Haushalter und genauer Rechner, der sein grosses Vermögen trefflich verwaltete, aber auch ein glänzender Wirth, gleich seiner auf alles bedachten Frau, und that auch, wo es öffentliche Noth zu lindern galt, die Hand rechtschaffen auf.

Unter seine näheren Freunde gehörte auch Dr. Conrad Ferdinand Meyer,

*) Vergl. fünfzehn Briefe von Richard **Wagner**. Nebst Erinnerungen und **Erläuterungen** von Eliza Wille, geb. Sloman. **Berlin**, Verlag von Gebrüder Paetel. **1894**.

mit dem ihn eine annähernd dreissigjährige Freundschaft verband, die nun erst durch den Tod des Einen ihr Ende findet. Der Dichter, der Wille und seine Frau Eliza den Hutten widmete und von dem Herrn zu Mariafeld manchen kräftigen Eindruck erhielt, erzählte mir öfter von seinem Freunde und empfahl mir die Bekanntschaft des merkwürdigen Mannes. Als ich Ende des Jahres 18[illegible] zum ersten Mal zu ihm kam, fand ich ihn in ungebrochener Kraft des Leibes und der Seele. Gleich einem grauen, unverwüstlichen Seegreis beschritt er sein Haus und den Garten, wo sich so lange Jahre eine Tafelrunde erlauchter Namen versammelt hatte, aus welcher er einen Ritter nach dem andern scheiden sah. Als ich ihn zum zweiten Mal besuchte, hatte er auch den Schmerz erlebt, die Gattin nach einem langen und nur dem Guten gewidmeten Dasein zu verlieren. Aber er war ungebeugt geblieben, und so war es auch bei meinem letzten Besuch im Sommer 1895, von dem Keiner von uns dachte, dass es der letzte sein würde. Das Gehen wurde ihm mühsam, aber sonst hielt seine Kraft in staunenswerther Weise vor. Das hohe Alter hatte ihm weder etwas Weiches noch etwas Verschwommenes aufgedrückt, und seine erfrischende, scharfe Individualität trat immer noch wohlthuend zu Tage. Er blickte wohl zurück und sprach von manchem Todten, der bei ihm aus- und eingegangen. Aber nicht die geringste Klage über die vergangene Zeit und Hinfälligkeit alles Irdischen wurde laut. Vielmehr lobte er warmherzig die Tugenden und guten Thaten seiner Freunde und Bekannten und streifte das Menschliche mit maassvoller Schärfe ohne jegliche Bitterkeit, so dass er mir wie ein Todtenrichter erschien.

Nun ist er selbst zu den Schatten jener hinabgeschritten, mit denen er die beste Zeit eines ungewöhnlich langen und an Anregungen und Wirkungen reichen Lebens verbrachte.

Peregrina.

Von

RUDOLF KRAUSS.

Unter den zahlreichen lyrischen Perlen, die Eduard Mörike in seinem Roman „Maler Nolten“ (erste Ausgabe vom Jahre 1832) eingestreut hat, befindet sich auch ein „Peregrina“ überschriebener Cyklus von 4 Gedichten, der, um ein weiteres Stück bereichert, in die Gedichtsammlung (erste Ausgabe vom Jahre 1838) übergegangen ist. Wiewohl diese Lieder zu den frühesten Erzeugnissen der Mörikeschen Muse gehören, so sind sie in ihrer prachtvollen Bildersprache doch dem Grossartigsten zuzuzählen, was er auf dem Gebiet der höheren pathetischen Lyrik geschaffen hat. Dass dazu merkwürdige persönliche Erlebnisse und Erfahrungen die Anregung gegeben haben, lässt sich schon aus dem geheimnissvollen Inhalt errathen. Aber diese Bezüge sind bis jetzt noch nicht im geringsten klar gelegt worden. Die Lebensabrisse begnügen sich, falls sie nicht überhaupt stillschweigend über die Angelegenheit hinweggleiten, flüchtige Andeutungen über eine Liebesleidenschaft des Studenten Mörike zu einer räthselhaften Fremden zu machen. Wer das Mädchen gewesen ist, woher sie gekommen, wie sie mit dem Dichter bekannt geworden, auf welche Weise sich ihr Verhältniss zu ihm gestaltet hat: alle diese Fragen, die sich unwillkürlich aufdrängen, haben noch niemals Beantwortung gefunden. Darum darf dieser erste Versuch, die romantische Periode aus einem sonst so ruhig und gleichmässig dahingeflossenen Dichterleben zu erhellen, wohl einige Aufmerksamkeit beanspruchen. Freilich wird auch die folgende Darstellung noch Lücken aufweisen und manche Frage offen lassen; aber

es konnten doch zuverlässige mündliche Nachrichten*) und einige ungedruckte Dokumente mit den wenigen bis jetzt bekannten Thatsachen zu einem zusammenhängenden und die wesentlichen Punkte des Verhältnisses treu wiedergebenden Bild vereinigt werden.

Es war an einem Herbsttag des Jahres 1824, dass der Ludwigsburger Bierbrauereibesitzer Helm in einem Wagen auf der Strasse von Stuttgart nach Ludwigsburg dahinfuhr. Plötzlich bemerkte er eine Gestalt, regungslos auf einem Steinhaufen liegend. Er hielt an und stieg aus: als er näher trat, gewahrte er, dass es ein sauber gekleidetes Mädchen sei, die von einer Ohnmacht befallen sein musste. Er rief sie zum Bewusstsein zurück und nahm sie zu sich auf seinen Wagen. Je mehr Helm die Fremde betrachtete, desto grösser war sein Staunen über ihre auffällige Schönheit und ihr ausländisches Wesen. Sie nannte sich Maria Meyer, verweigerte aber sonst beharrlich jede Auskunft über Herkommen und Heimath. Als sie im Laufe des Gesprächs erfuhr, dass der Brauereibesitzer zugleich eine offene Wirthschaft führe, bat sie ihn, er möge ihr in seinem Haus einen Unterschlupf als Kellnerin gewähren. Helm, der ein spekulativer Kopf war, ging auf das Anerbieten ein, da er berechnete, dass das mit so eigenartigen Reizen geschmückte Schänkmädchen seiner Gaststube eine besondere Anziehungskraft verleihen werde. Und er hatte sich nicht getäuscht. Die ganze Stadt strömte herbei, um die Neuangekommene, deren Ruhm sich rasch verbreitete, zu sehen und kennen zu lernen. Dass die Tübinger Studenten, die sich gerade während der Universitätsferien in Ludwigsburg aufhielten, nicht zurückblieben, lässt sich denken. Eduard Mörike hatte damals zwar schon längst sein Ludwigsburger Elternhaus verloren, aber er besass dort noch eine Anzahl vertrauter Jugendfreunde, die er von Stuttgart aus, wo seine Mutter ihren Wittwensitz hatte, häufig besuchte. Da war hauptsächlich Rudolf Lohbauer, der Schriftsteller und demokratische Politiker (1802—1873),**) ferner Ernst Friedrich Kauffmann, Mathematiker, der sich als Komponist einen Namen gemacht hat (1803—1856), und Hermann Hardegg,***) nachmals königlicher Leibarzt in Stuttgart (1806—1853). Mit diesen und andern muss Mörike in die Brauerei Helm gekommen sein und Maria gesehen haben. Bald war er, wie alle, von ihren Reizen hingerissen: was ihn anzog, war nicht allein ihre Schönheit, sondern auch eine für ihren Stand auffallende Geistesbildung. Zeigte sie sich doch mit den Schriften Goethes, Jean Pauls und Anderer vertraut! Ihre persönlichen Verhältnisse liebte sie nach wie vor in geheimnissvolles Dunkel zu hüllen. Höchstens machte sie einige Andeutungen, dass sie aus Österreich oder Ungarn komme und den Ihren entflohen sei, weil man sie wider ihren Willen in ein Kloster habe stecken wollen. Ihre ursprüngliche Heimath scheint jedoch die Schweiz gewesen zu sein, denn Ludwig Bauer spricht in einem unten zu erwähnenden Gedicht von ihren „Schweizerlauten“; auch führen ihre späteren Lebensbeziehungen dorthin.

Die Studenten beschlossen unterdessen, Maria einem besseren Los entgegen zu führen. Der junge Lohbauer drang in seine Mutter, die Wittwe des 1809 bei Isny gefallenen Hauptmanns und Dichters Karl Philipp Lohbauer, die Fremde in ihr Haus aufzunehmen. Es geschah. Zwischen ihr und den beiden Töchtern ihrer Gastfreundin wurde begeisterte Freundschaft geschlossen, wie sie im Geschmack

*) Ich verdanke sie der Güte des Herrn Universitätsmusikdirektors Dr. Emil Kauffmann in Tübingen, eines Enkels der unten erwähnten Frau Lohbauer.

**) Ihm hat Dr. Wilhelm Lang in Heft 1 und 2 der Württ. Vierteljahrshefte 1896 eine anregende, gediegene Charakteristik gewidmet. D. H.

***) Auf ihn bezieht sich das Gedicht „An Hermann“ auf S. 102 f. der neuen Stereotypausgabe der Mörikeschen Gedichte.

jener noch sentimentaleren Zeiten lag. Mörike hatte Gelegenheit, sich Maria im Lohbauer'schen Hause zu nähern, und seine Neigung zu ihr nahm immer mehr einen leidenschaftlichen Charakter an. Da kam die Zeit, dass Mörike wieder an die Universität zurück musste. Er unterhielt von Tübingen aus mit ihr einen Briefwechsel, dessen Spuren er später gründlich vernichtet haben muss. Eines Tages ereilte ihn die Schreckenskunde, Maria sei plötzlich aus Ludwigsburg verschwunden. Die weiteren Nachrichten, die dieser ersten folgten, waren vollends dazu angethan, den Liebenden zu beunruhigen. Von der Heidelberger Polizei kam nämlich eine Anfrage nach Maria Meyer an Frau Hauptmann Lohbauer. Das Mädchen war dort auf der Landstrasse ganz unter denselben Umständen, wie einst bei Ludwigsburg, aufgefunden und als Landstreicherin verhaftet worden. Sie hatte sich dabei auf ihre schwäbischen Freunde berufen. Mörike konnte nun über Marias Charakter, der übrigens schon in Ludwigburg von mancher Seite verdächtigt worden war, kaum mehr im Zweifel sein. Er fühlte sich tief unglücklich. Ausser den Ludwigsburger Freunden war der hauptsächliche Vertraute seiner Liebesschmerzen Ludwig Bauer (1803—1846), zuletzt Professor am Stuttgarter Gymnasium, Dichter gleich seinem Freund Mörike. In einer abgelegenen Felsenklause weihte Mörike den andern in sein Geheimniss ein; es gehörte zu den romantischen Gepflogenheiten des Mörike'schen Freundeskreises, dass man sich an einsame Orte zurückzog, um dort sich den poetischen Neigungen und allerhand phantastischen Spielereien zu überlassen. Bauer hat die Scene, da ihn Mörike in sein Vertrauen zog, selber in einem „Geheimniss" betitelten Gedicht*) beschrieben. Er lässt den Freund unter anderem also reden:

„Ach, dass Du einmal nur sie könntest schauen,
Wenn mit gesenktem Haupt sie schmerzlich lacht!
Säh'st ihren Blick mit zauberhaftem Grauen,
Den goldnen Ring in ihres Auges Nacht!
Hörtest die Melodie der Sprache klingen,
Die Schweizerlaute, die zum Herzen dringen!
Säh'st Du die Sonne, die ein Flor getrübet,
Die heil'ge Sünderin, die ich geliebet!"

Gleichzeitig suchte sich Mörike seinen Gram von der Seele zu dichten. Gegen Ende des Jahres 1824 müssen die Peregrinalieder**) oder doch wenigstens einige von ihnen entstanden sein.

„Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten
Einer einst heiligen Liebe.
Schaudernd entdeckt' ich verjährten Betrug.
Und mit weinendem Blick, doch grausam,
Hiess ich das schlanke,
Zauberhafte Mädchen
Ferne gehen von mir."

Aber noch mischten sich in seinen Kummer über die Unwürdigkeit der Geliebten Klänge der Hoffnung und Sehnsucht. Noch malt er sich die Wonne eines möglichen Wiedersehens aus:

*) Ludwig Bauer's Schriften. Nach seinem Tode in einer Auswahl herausgegeben von seinen Freunden. Stuttgart 1847. S. 384 f.

**) Über die ursprüngliche Fassung der Peregrinalieder vergleiche meinen Aufsatz im Euphorion 2. Band, Ergänzungsheft S. 105—107.

„Wie? wenn ich eines Tags auf meiner Schwelle
Sie sitzen fände, wie einst, im Morgen-Zwielicht,
Das Wanderbündel neben ihr,
Und ihr Auge, treuherzig zu mir aufschauend,
Sagte, da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt!“

Indessen muss Mörike bald Beweise erhalten haben, die ihm den letzten est von Glauben an die Geliebte nahmen. Er war der Verzweiflung nahe, und ine sonst so harmonische Seele schien aus den Fugen gehen zu wollen.

Da tauchte eines Tages — es mag im Frühjahr 1825 gewesen sein — aria in Tübingen auf. Sie wollte Mörike sehen und sprechen, sich vor ihm chtfertigen. vielleicht auch ihn von Neuem in ihre Netze ziehen. Aber er zwang iner Seele den Entschluss ab, ihr fern zu bleiben. In einem Brief*) Kauffmanns ı seine Braut Marie Lohbauer heisst es: „Eduard Mörike tritt soeben in mein immer. Er war sehr angegriffen und erzählte mir, dass Maria Meyer heute ier gewesen und ihm geschrieben habe, er solle zu ihr in die Herberge kommen, nd wie er mit dem heftigsten Kampfe den Vorsatz errungen habe, sie nicht zu ehen.“ Aus diesen Tagen stammt auch ein undatirter Brief Bauers an Mörike; s lag in dem Geschmack jenes schreiblustigen Zeitalters, auch vom selben Ort us schriftliche Ergüsse an einander zu senden. Der Brief**) lautet:

„Ich habe eben noch Deinen Brief an Flad***) gelesen und daraus gesehen, dass Du ein Schweigen über Maria verändertem Urtheil zuschreibst. Dies ist gewiss der Grund icht, ich habe noch keinen Augenblick geglaubt, Maria sei gesunken, sondern weiss es ohl, dass ich selbst nicht immer fähig bin, wenn die gegenwärtigen Begebenheiten die lätter hin- und herwehen, die wahre Form des Baumes zu erkennen. Freilich habe ich ie noch nie als Heilige erblickt, sondern von jeher als jene heilige Sünderin, wie Du sie ir gezeigt hast; aber dies gerade ist auch der Zauber, der über sie ausgegossen ist und ıre Nähe so unheimlich reizend macht. Du freilich hast die Göttin an ihr verloren, und Dein Herz blutet. Aber von Mitleiden sprechen, von blossem Mitleiden! Ich bitte Dich, st das die Sprache, die dem Sterblichen ziemt, den der Schöpfer aller Dinge einem verorren mit sich selbst ringenden, tausendgestaltigen Wesen entgegenschickte, in ihm ihr esseres Selbst zu schauen? Du aber gehst etwa hin, schaffst Dir ein Ideal und bemitleidest ann das wunderbare Werk, das Gott selbst gestaltete und hinstellte als einen Spiegel der Iimmelskräfte, die den Vögeln gleich auf- und abschwanken, als ein Bild des Regenbogens, er nur dann glänzt, wenn die Wasser des Himmels zur Erde kehren. Wie möchtest Du ie nicht einmal für werth halten, ihr ein paar Worte in ein Stammblättchen zu schreiben, öchstens sie Deines Zeichens zu würdigen? Aber ich weiss wohl, der augenblickliche chmerz hat Dich übermannt, und dies ist auch der Grund, warum ich Dir nichts von Iaria schrieb. Ich will Dich gar nicht gestört wissen zu einer Zeit, wo Du das heilige Nachtbild der wandernden Jungfrau festhalten willst. Ja, halte es fest! Denn als wir reunde wurden, haben wir in die Rinde jenes Baumes unsre Namen gegraben, und wenn Du jenen Baum verletzest, so schneidest Du einen Riss in unsere Freundschaft.

Dein Louis.“

Inzwischen waren Mörikes Freunde, die ihm die Seelenruhe zurückgeben vollten, darauf bedacht, Maria aus Tübingen zu entfernen. Ein unglücklicher Weise wiederum nicht datirtes Billet**) Bauers an Mörike bezieht sich darauf:

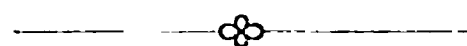
*) Eigenthum des Herrn Universitätsmusikdirektors Dr. Kauffmann.
**) Aus dem Mörikeschen Nachlass im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar.
***) Ein früh verstorbener württembergischer Theologe, Universitätsfreund Mörikes.

„Eben erzählt mir der gute Flad . . . . Bis Donnerstag reist Maria nach Schaffhausen ab. G . . . . nebst einigen andern Personen schaffen alles nöthige Geld herbei. Es ist alles ganz gut gekommen, G . . . . blieb unbestechlich: sie verlässt uns in Frieden. Schicke Dein Stammblättchen! Ich bring's ihr mit den letzten Grüssen."

Ob er ihr wohl das gewünschte Andenken als Abschiedgruss auf die Wanderschaft mitgab? Schwerlich hatte er sein Herz so völlig gegen sie verhärtet, dass er diesen letzten bescheidenen Wunsch versagte. Darin blieb er aber jedenfalls fest, dass er ihr nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gegenübertrat.

Mit dem Abzug des Mädchens aus Tübingen war diese Episode in Mörikes Leben abgeschlossen. Seine Seele war von Natur zu gesund veranlagt, als dass sie, zumal in so jungen Jahren, von einer überdies mehr heftigen als tiefen Leidenschaft dauernden Schaden genommen hätte. Er verschmerzte offenbar verhältnissmässig rasch, was er erlebt und erlitten hatte, wenn er auch noch manchmal an die reizende Abenteurerin zurückdenken mochte. Die Peregrinalieder wurden im Laufe der Jahre vervollständigt und verbessert, und als unser Dichter die Handlung zu seinem Maler Nolten entwarf, lieh er der seltsamen Zigeunerin Elisabeth von den Zügen der ehemaligen Freundin.

Und Peregrina? Wenn das Gerücht nicht log, so ist sie als brave Schreinersfrau und Mutter einer stattlichen Kinderschaar in Winterthur gestorben.



ANZEIGE.

Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wilhelm Gabriel Wegener. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1896. 8⁰.

Wie der Herausgeber in dem Vorworte bemerkt, trug sich Karl Bruhns mit dem Gedanken, alle wichtigen Correspondenzen Alexander von Humboldt's, welche ihm für seine monumentale Biographie des grossen Forschers zur Verfügung gestellt worden waren, in einer auf mehrere Bändchen berechneten Sammlung herauszugeben. Er empfand deutlich, „dass solchen pietätvoll gehüteten Schätzen ausser ihrem Werthe als Bausteine für ein Lebensbild ihres Schreibers auch noch ein selbständiger innerer, ein ästhetisch-psychologischer Werth innewohne", und wünschte deshalb die Jugendbriefe Humboldt's mit sorgfältigen Erläuterungen erscheinen zu lassen. Die älteste, interessanteste und schönste Reihe dieser Jugendbriefe, die an Wilhelm Gabriel Wegener gerichteten, sollte die Sammlung eröffnen. Bruhns ist zur Veröffentlichung derselben nicht gekommen; ihm zum Gedächtnisse und in seinem Sinne hat sie Leitzmann unternommen.

Wegener ward, wie wir den gründlichen Erläuterungen entnehmen, 1765 zu Hohenlübbichow im Kreise Königsberg in der Neumark geboren, besuchte seit 1782 das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin und bezog im Herbste 1785 die Universität Frankfurt an der Oder. 1789 wurde er Feldprediger beim Regiment Gensdarmes in Berlin und machte als solcher 1790 den Marsch nach Schlesien mit, wo er in Beziehungen zu Goethe kam, welcher ihm des Abends im Lager häufig den eben vollendeten Tasso vorlas. 179[illegible] wurde er als Nachfolger Herzliebs Superintendent und Oberpfarrer in Züllichau, in welcher Stellung er bis zu seinem im Jahre 1837 erfolgten Tode verblieb. „Eine tief angelegte Natur mit weitem Blick und ungewöhnlich vielseitiger wissenschaftlicher Bildung, hat er in seinem bescheidenen Amte mit reichstem Segen gewirkt und ein verehrungswürdiges Andenken hinterlassen".

Am 1. Oktober 1887 bezogen die Brüder Humboldt die Universität Frankfurt. Da die Universität sich weder durch bedeutende Lehrkräfte, noch durch wissenschaftliche

Institute hervorthat, blieben sie nur ein Semester daselbst. Der, wenn auch nur kurze Aufenthalt ist für den jüngeren Humboldt von segensreichen Folgen begleitet. Er schliesst einen Freundschaftsbund, welcher für ihn eine Quelle reiner, lauterer Freuden wird. Er schmiegt sich mit all der Innigkeit und Zärtlichkeit, welcher sein edles Herz fähig ist, an Wegener, verkehrt fast nur mit ihm und schreibt ihm nach seinem Abgange von Frankfurt Briefe, welche von glühender, schwärmerischer Begeisterung für ihn getragen, freilich aber auch von Sentimentalität nicht frei sind. Er spricht ihn nicht anders als mit dem süssen Namen Bruder an, erklärt ihm wiederholt, dass er keinen Menschen auf Erden, nicht einmal seinen leiblichen Bruder so herzlich liebt als ihn, freut sich über die Maassen, dass seine Liebe und Sehnsucht zu ihm von Tag zu Tag zunimmt, denn „das ist eben das Zeichen ächter Freundschaft, dass sie mit den Jahren, wie der Wein, immer edler und köstlicher werde", und nennt die gemeinsam in Frankfurt verlebten Tage die schönsten seines Lebens. So schliesst er den Brief vom 28. Februar 1789 mit den enthusiastischen Worten: „Nichts, ich schwöre es, nichts soll je die brüderlichen Bande zerreissen, die uns aneinander knüpfen. Die Natur schuf uns für einander. Ein Frevler, wer nicht ihren Gesezen gehorcht!" Er unterhielt sich auch gerne mit Anderen über ihn, so mit Henriette Herz. Lebhaft wünscht er, dass er dem Freunde das, was er für ihn fühlt, durch seine Opferfähigkeit und Opferfreudigkeit bezeugen könnte. Und in der That, er fasst die Freundschaft keineswegs platonisch auf. Es erhellt dies aus seinem selbstlosen Eintreten für den Berliner Botaniker Willdenow. Er schreibt darüber am 27. Dezember 1788: „Ich muss Dir einen Gewissensfall vorlegen, in dem Du als Freund kompetenter Richter bist. Du sollst entscheiden, ob ich recht gehandelt habe . . . . . Es kam darauf an, Willdenow einen Dienst und einen recht wesentlichen zu leisten. Ich erbot mich freiwillig dazu. Ich musste mich bei einem Menschen für ihn verwenden, der ehemals mein Freund zu sein schien, von dem ich aber weiss, dass er gegenwärtig mich verachtet. Ich sollte zu ihm gehen, ihm sagen, dass ich ihn hochschäzte, ihn um etwas bitten. Der Schritt war hart. Meine Offenherzigkeit verbot ihn mir, aber die Freundschaft sie siegte und ich glaube sie siegte mit Recht. Hätte es mein eigenes Wohl betroffen, o kein — hätte mich dazu bringen sollen. Ich würde mich erniedrigt zu haben glauben. Aber bedenke nur ein Freund, den ich liebe, eine Aufopferung für ihn . ."

Humboldt's Briefe gewähren uns aber auch einen klaren Einblick in die Entwicklung seines Geisteslebens, wie wir ihn bisher aus keiner Quelle gewinnen konnten. Sie zeigen ihn uns, wie er sich nach der Abreise von Frankfurt ein Jahr hindurch in Berlin durch eine Reihe der verschiedenartigsten wissenschaftlichen Studien für eine gedeihliche Fortsetzung der Universitäts-Studien in Göttingen vorbereitet. Er nimmt bei dem wackern Candidaten Bartholdi ernstlich Unterricht in der griechischen Sprache, welche ihm, je mehr er über sie nachdenkt, als die Grundlage aller gelehrten Kenntnisse erscheint. In streng philosophischer Beziehung vermag er sich als durchaus inductiver Geist nicht zu einer selbstständigen Stellung emporzuringen. Es zeugt von Selbsterkenntniss, dass er seine Philosophie mit einem Kinde vergleicht, das immer am Gängelbande geführt werden muss. Seine Gedanken über die Wunder, welche er dem sich in seiner Dissertation mit diesem Gegenstande auseinandersetzenden Freunde in eingehender Weise entwickelt, sind von Mendelssohn'schen Begriffen und Definitionen durchweht. Neben den Nachwirkungen Mendelssohn's ist der Verkehr mit Engel, welcher seine philosophischen und ästhetischen Ansichten im „Philosoph für die Welt" in volksthümlicher Form niedergelegt hat, von Einfluss auf ihn. Hauptsächlich aber wendet er in Berlin, wo ihm „unglückliche Familienverbindungen, eine widrige Lage, in der man Leuten zürnen muss, die man aus so manchen anderen Gründen hochschäzt" das Leben vergällen, der Technologie und Botanik seine Aufmerksamkeit zu. Allerdings bewegt sich seine Auffassung der Natur noch nicht in den Geleisen der Wissenschaft; sie trägt vielmehr den Stempel dichterischen Fluges, das Gepräge des Naturgenusses. Nachdem er sich so gegen sinnliche Leidenschaften gewappnet, macht er.

Biographischer Verlag von Leopold Voss in Hamburg, Hohe Bleichen 34.

E. T. A. Hoffmann.
Sein Leben und seine Werke.

Von Georg Ellinger.
1894. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Novalis.
(Friederich von Hardenberg.)

Eine biographische Charakteristik von Just Bing.
1893. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Friedrich Ludwig Schröder.
Ein Beitrag **zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte.**
Von Berthold Litzmann, Prof. a. d. Universität Bonn.
1. und 2. Teil, letzterer mit 4 Porträts in Heliogravüre.
1890 u. 1894. Preis je M. 8,—, geb. M. 10,—.

Friedrich Wilhelm Gotter.
Sein Leben und seine Werke.

Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im 18. Jahrhundert.
Von Rudolf Schlösser.
(Theatergeschichtliche Forschungen Heft X.)
1895. M. 7,—.

Schröder und Gotter.
Eine Episode aus der deutschen Theatergeschichte.
Briefe **Friedrich Ludw. Schröders** an **Friedrich Wilh. Gotter.** 1777 und 1778.
Eingeleitet u. herausgegeben von Prof. Dr. **Berthold Litzmann.**
1887. M. 3,—.

Adam Gottfried Uhlich.
Von Ferdinand Heitmüller.
(Theatergeschichtliche Forschungen, Heft VIII.)
1894. M. 2,80.

Christian Ludwig Liscow
in seiner litterarischen Laufbahn.
Von Berthold Litzmann.
1883. M. 4,50.

Georg Kerner.
Ein deutsches Lebensbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution.
Von Adolf Wohlwill. — Mit Kerners Bildnis in Stahlstich.
1886. M. 3.

Gustav Heinrich Kirchenpauer.
Ein Lebens- und Zeitbild.
Von Dr. Werner von Melle. — Mit dem Bildnis Kirchenpauers.
1888. M. 8,—, geb. M. 10,—.

Aus den Besprechungen [illegible] der nebenstehend [illegible] Werke:

(Ellinger, E. T. A. Ho[illegible]

. . . Es wäre zu wün[illegible] anderen Dichtern der [illegible] sischen Periode ähnliche [illegible] phien beschieden würden, [illegible] sich wissenschaftliche T[illegible] mit liebevoller Hingabe an [illegible] paart, wie bei Ellingers Ho[illegible] biographie. Herrig[illegible]

. . . Hoffentlich findet [illegible] empfehlenswerte, von philolo[illegible] Akribie wie von oberflächlich[illegible] heit gleich freie, warm[illegible] Ellingers recht viel Fre[illegible]
Deut[illegible]

. . . Und damit sei [illegible] Buche geschieden, das nicht [illegible] Forscher, sondern gerade [illegible] Wärme des Vortrags auch [illegible] bildeten Laien zu fesseln im [illegible] ist. Vo[illegible]

(Bing, Novalis.)

. . . Zu einer wirklich[illegible] sung von Novalis' Eigen[illegible] tung muss Bing's Buch als [illegible] lich bezeichnet werden.
Blätter für [illegible] Unterhalt[illegible]

Endlich wieder einmal [illegible] freuliche literarhistori[illegible] sche Monographie ohne [illegible] Akribie und ohne Le[illegible] fach, sachlich, aber [illegible] steigend, wo das reine [illegible] liegt, und einem [illegible] echten Dichter und [illegible] empfindend und ihn [illegible] Unsrigen machend. [illegible] valis war eine reine, [illegible] decadente Erscheinung, [illegible] gerade heute etwas [illegible] nis mitbringen. Bing [illegible] Führer in die süssen [illegible] eigenartigen Individuali[illegible]

(Litzmann, Friedrich L[illegible]

. . . Auf Grund [illegible] Untersuchung, liebev[illegible] kung und reicher Kennt[illegible] hältnisse in Litteratur [illegible] wird ein sehr ansch[illegible] des ganzen Zeitraums [illegible] weit er in Betracht [illegible] mann versteht es, das [illegible] beleben und unseren [illegible] teil zu befriedigen. . . .
Nati[illegible]

. . . Wenn das W[illegible] haft künstlerisch [illegible] vollendet sein wird, [illegible] spruch erheben, als [illegible] vollsten und an[illegible] rungen unserer Kult[illegible] gelten. T[illegible]

. . . aber noch [illegible] in solchem Umfang [illegible] und so ernst gethan [illegible] mann in dieser [illegible] Biographie des [illegible] deutschen Schauspiel[illegible] leiters des vorigen [illegible]

Biographische Blätter.

Vierteljahresschrift
für
lebensgeschichtliche Kunst und Forschung.

Unter ständiger Mitwirkung
von
Michael Bernays, F. von Bezold, Alois Brandl, Aug. Fournier, Ludw. Geiger, Karl Glossy, Eug. Guglia, Sigm. Günther, Ottokar Lorenz, Karl von Lützow, Jakob Minor, Friedr. Ratzel, Erich Schmidt, Anton E. Schönbach u. A.

herausgegeben
von
Anton Bettelheim.

Band I. *Heft III.*

BERLIN.
ERNST HOFMANN & Co.
1895.

Inhalt dieses Heftes.

Inhalt des 5. Heftes.

Inhalt des 4. Heftes.